Vorrede.

Vielleicht ist es überflüssig, diese zwei folgende Theile meiner auserlesenen Sammlungen mit einem neuen Compliment an den Leser zu begleiten? Die Fortsezung derselben rühret von dem Beifall her, welchen die zwei ersten Theile erhalten haben. Dis lässet mich hoffen, der geneigte Leser werde diesen dritten und vierten Theil mit eben der Gewogenheit von mir annehmen, als Derselbe vor etlichen Jahren den ersten und zweiten Theil aufzunehmen beliebet hat.

Ich habe bei deren Ausarbeitung eben diejenige Geseze beobachtet, die ich mir bei denen erstern fürgeschrieben hatte. Nur daß die Natur- und Sittenlehre mit der Arzeneigelahrsamkeit öfters hergenommen worden, als in den vorigen; Dann es kommen nicht allein weitschichtige phisicalische und medicinische

Abhandlungen von mancherlei Krankheiten, sondern auch ins besondere viele Arzneimittel darinnen vor, die wohl ausgeführet, und einem Liebhaber der Gesundheit nicht wenig Vorsicht, Ermunterung und Nuzen schaffen können.

Was hingegen die Sittenlehre anbelangt; so erscheint solche an theils Orten zimlich graus, daß sie auch kein Mahler so fein abschildern würde. Vieles ist von des Herrn von Loens Mahlereien copiret worden. Die andern Gemählde habe nach denen durch die Erfahrung nur gar zu bestättigten Regeln eingerichtet: Das Lehrreiche unter dem angenehmen Schein von Erzählungen und Belustigungen vorgestellt, und lieber durch zehen schmeichelhafte Züge einen gewinnen, als durch einen schwarzen Strich zehn abschröken wollen.

Jener Mahler hatte die Hölle zu schildern; und bei dieser Gelegenheit mahlte er alle seine Feinde hinein. Dieses habe ich gar nicht gethan: weil es selten einen rühret, und gar leicht hundert erbittert und verhärtet.

Die übrige Abhandlungen aus andern Theilen der Gelehrsamkeit sind endlich so beschaffen, wie es in der Vorrede des ersten Theils dieser auserlesenen Sammlungen von mir versprochen worden.

Und das ist also alles, was ich von diesen gegenwärtigen fortgesezten Theilen zu sagen habe, so daß mir nichts mehr übrig bleibet, als der fernern Gewogenheit des günstigen Lesers, unter ergebener Ausbittung einer gütigen Beurtheilung dieser meiner Bemühungen, mich nochmalen bestens zu empfehlen.

Augspurg, den 3. Merz, 1751.

Der Verfasser.

Innhalt
derer Schriften, welche in dem dritten Theil dieser Sammlungen vorkommen.

Astro-

Von

Von dem Nuzen der Sauerbrunnen oder mineralischen Wassern, wie solche mit Nuzen zu gebrauchen? In was vor Krankheiten vor welche anzurathen? Und wem sie schädlich sind?

Es sind die Gesundbrunnen und mineralische Wasser ein Merkmal der Fürsehung Gottes, indem sie alle Arzenei übertreffen, ja sie thun alles, wasman von einer Universal-Medicin hoffen kan. Denn sie führen nicht nur das unreine aus dem Leibe ab, sondern haben auch eine fürtrefliche Kraft eine Aendrung darinn zu machen; sie besizen nächst dem eine anhaltende und stärkende Kraft, und was das fürnehmste, sie thun ihre Würkung sicher und ohne den geringsten Schaden.

Das flüchtige und spirituöse Wesen bei diesem Brunnen ist allein Ursache, warum selbe, wenn man sie gleich in einer ungemeinen Menge früh Morgens, so kalt wie sie aus der Quelle kommen, in den Leib trinket, doch selbigen nicht leicht erkälten, sondern vielmehr erhizen, den Puls und Umtrieb des Geblüts stärker und geschwinder machen, und den Leib eröfnen, daß die Feuchtigkeit durch Schweis, Urin und Stuhlgang wiederum abgehet. Das elastische Wesen dieses Spiritus macht, daß sich alle, auch die zärtesten Gänge des Leibes öfnen, und solchergestalt dependiret davon alles, was man irgend von heilsamen und zur Gesundheit dienlichen Kräften in diesen Wassern antrift. Wannenhero sie nicht nur starken und lebhaften Personen, sondern auch sehr schwachen bald nach überstandenen Krankheiten, Weibern die erst aus dem Kindbett kommen, wie auch schwangern, und alten Leuten ohn einzige Gefahr verordnet und gereicht werden können. Ferner haben sie dieses besonders, daß sie sich für einem jeglichen Alter, für alle Temperamente, und sowohl für Manns- als Weibspersonen, schiken, auch zu jeder Jahrszeit selbst den Winter nicht ausgenommen, sicher und nüzlich zu gebrauchen sind. Ja was am meisten zu bewundern, so hemmen die fürnehmsten darunter die Ausführungen, wenn darinn zu viel geschicht, und befördern sie hinwiederum, wenn sie nicht wohl von statten gehen, wie man dieses an den Brechen so sie machen, wenn der Magen mit gallichten Unrath erfüllet, und welches sie auch stillen, wenn es übermäsig, wie z. E. bei den Milzsüchtigen, ingleichen an der monatlichen Zeit und güldnen Ader, so sie besser als alle Arznei in Gang bringen, wenn sie verstopft sind,

aber auch den allzustarken Flus unvergleichlich hemmen, klärlich siehet. Uberdem fliessen sie auch schon so sehr lange Zeit ohne Aufhören, und troknen niemals auch beim heissesten Wetter aus; sie führen allezeit unter einem gewisen Maase einerlei Ingredientien bei sich sowohl der Menge als Eigenschaft nach, und nehmen endlich weder von Mineralien und Metallen, wo was widriges und giftiges darinn verborgen, etwas an, ob gleich die unterirrdischen Gänge häufig damit angefüllet sind, sondern waschen nur die ab, und führen die mit sich weg, welche sowohl den festen als flüssigen Theilen des Leibes heilsam und nüzlich sind.

Die Sauerbrunnen und warme Bäder sind meistentheils beisammen, welches nicht nur die genaue Ubereinstimmung und Gelegenheit solcher Brunnen, sondern auch so viel lehret, daß dasjenige, so die Wärme verursachet, von dem, was die übrige Eigenschaft dieser mineralischen Wasser hervor bringt, nicht unterschieden sey. Die Hize nun, so sich in selbigen befindet, kommt von einem unterirrdischen Feuer her, so sich in der Gegend, wo diese Brunnen aufquellen, beständig erhält. Um das unterirrdische Feuer, wie es sich erzeuge, zu beweisen, bedienet man sich folgendes Experiments; man pulverisiret 1. Pf. Schwefel ganz zart, und vermischt es mit gleicher Quantität zarter Eisenfeile, welches man nachmals mit Wasser nur so viel anfeuchtet, daß es wie ein diker Brei wird. Wenn die Massa etwa 12. Stunden gestanden, fängt sie sich an zu heben, wirft häufige Blasen in die Höhe, verhizet sich so gewaltig, daß davon das Glas in Stüken gehet. Die Farbe, so vorher gelb war, verändert sich jezt und wird ganz schwarz, und die Materie wird von der Hize ganz hart. Nimmt man sie aus dem Glase und zerschläget sie in viel kleine Stüke, und leget diese Stüklein wiederum auf ein Häuflein zusamen in die freie Luft, so entstehet bald darauf noch viel eine grössere Hize, und eine rechte helle Flamme, nebst starken Geruch und Schwefel. Ingleichen zeiget sich dieses unterirrdische Feuer, wenn man Schwefel und Marcasiten, daraus Vitriol bereitet wird, an feuchter regenhafter Luft liegen läst, so erhizen sie sich in kurzer Zeit überaus sehr. Wenn auch schon der Schwefel aus solchen Marcasiten sublimiret ist, und man das zurükgebliebene schwarze Wesen an freie feuchte Luft Haufenweise schüttet, so erhizet sichs so gar sehr, daß man es nicht mehr in der Hand leiden kan. Dergleichen man alle Tage aus dem Dorfe Altsattel 1. Meile von Carlsbad, wo Schwefel, Alaun, und Vitriol bereitet wird, wie auch zu Kommoda in Böhmen und zu Düben in Meissen sehen kan. Denn an den leztern Orten gräbet man aus der Erde eine schwarze verbrennliche Erde, wie die Steinkohlen, in welchen ein schwefliches saures Salz steket. Wenn diese Erde in Hauffen lieget, und von Regen durchnezet wird, erhizet sie sich nicht nur gar sehr, sondern läst auch recht helle Flammen aufgehen. Man kan auch aus calcinirten Alaun, mit Hülfe eines verbrennlichen Zusazes eine Materie zubereiten, die an freier Luft in kurzer Zeit von selbst Feuer fängt. Hieraus siehet man nun deutlich, wie sich in der Erde das Feuer entzünden und also die Wasser erhizen, auch an etlichen Orten, sonderlich in Italien Erdbeben und Brand verursachen könne. In diesen unterirrdischen Feuer nun bestehet aller Unterschied der warmen und kalten Gesundbrunnen. Allein daraus ist nicht nur die Wärme, sondern auch das spirituöse flüchtige Wesen nebst den alkalischen und vitriolischen Salze herzuleiten. Es würde hier zu weitläuftig fallen, wann wir physicaliter davon ausführlich handeln wollten. Es wird genug seyn, wann wir dem Leser auf den 4ten Theil weisen, wo p. 99. eine physicalische Nachricht von den Gesundbrunnen gegeben worden. Wir gehen dahero weiters:

Es würken also die mineralischen Wasser sowohl durch das darinn enthaltene feuchte und flüchtige, indem selbiges die

Schärfe aller übrigen Säfte, mit denen es sich vereinigt, bricht, und was zu dike und zähe wieder in den Gang bringet, welches um so mehr bei diesen Wassern nuzet, je weicher und leichter sie an und vor sich selbst sind. Insonderheit thut die Spirituosität des Wassers gute Dienste, denn es erreget unser Geblüt, wenn es in selbes gegangen, bringet es in stärkere Bewegung, und dringet in die kleinsten Aederlein, es wird also der so nöthige Umlauf des Geblüts befördert. Welches man bei Brunnen-trinken balde merkt, denn der Puls fängt an stärker und geschwinder zugehen, der Leib empfindet eine Wärme und der Schweis stellet sich ein, ja alle zur Reinigung des Leibes gehörige Theile thun das ihrige, wobei jedoch Appetit und Kräfte nicht geschwächt, sondern vielmehr gemehret wird. Die Alkalischen Salze dämpfen die Säure in dem Magen und obersten Gedärmen, und machen das dik gewordene Blut wieder flüchtig: es hilft, daß aller Schleim in den Gedärmen, so sich über derselben inwendigen Haut angesezt, durch welchen aller Nahrungssaft gleichsam geseiget werden mus, abgeweichet und ausgeführet werde, bei welcher Gelegenheit denn sonderlich die Würmer mit abgeführet werden.

Insonderheit nuzen mineralische Wasser in langwierigen Krankheiten, weil sie die verschleimten Wege wieder eröfnen, die Theile flüssig erhalten; Dasjenige was Beschwerlichkeit verursachet, wenn es noch Zeit, wieder verbessern, jeden Theil die gehörige Kraft wieder zuwege bringen, und endlich das schädliche aus dem Leibe schaffen. Es helfen also die Brunnen fürnemlich dem Magen, wenn man Ekel, Spannen, Drüken, Durst und verlohrnen Appetit in anhaltenden Kopfschmerzen, so aus dem Magen kommen, hat. Sie curiren die Beschwerung der Gedärme, die Hartleibigkeit, das malum hypochondriacum, wobei Spannen und Reissen im Unterleibe, treiben die Blähungen fort. Von den warmen Bädern spührt man sonderlich, daß sie den Zufällen des Afterdarms sehr wohl abhelfen. Die Brunnen helfen ferner in Verstopfung, wenn kalte Fieber durch den unzeitigen Gebrauch der chinachinæ gestopft worden, ehe die Ursache des Fiebers gehoben, weil daraus die Wassersucht oder doch die Hypochondrie entstehet, ein Spannen und Drüken im Unterleibe, welches von den gehemten Umgange des Geblüts entstehet; sie präserviren für den Stein, befördern deren Durchgänge, und verhüten den Zuwachs der Steine, dienen in Brennen und Beissen des Urins; corrigiren die Galle, und Gallenblase, wenn selbige mit Steinen belästiget, dienen in Gebrechen der Lunge und Schwindsucht, wenn lezte noch nicht zu sehr eingewurzelt, und ist darinn insonderheit der Selterbrunnen mit Ziegenmilch vermischt wohl zu gebrauchen, sie nuzen fernerweitig zur Reinigung des Geblütes, im Scharbok, Kräze und andern Ausfahrungen, Unreinigkeit und Schwülsten der Haut, in Heilung aller offenen Schäden, ohne daß diejenige Ungelegenheit dabei erfolgt, so man sonst, wenn dergleichen mit Pflastern und Salben zugeheilet sind, wahrnimmt, in Lähmungen der Glieder, auch wenn Leute den Urin nicht wohl halten können; in Unfruchtbarkeit, woferne selbige aus Schwächung derer fibrarum herrühret; Hergegen dienen die mineralische Wasser nicht, zuförderst wo die Viscera zu sehr und zu lange verhärtet, oder im Leibe etwas zerreissen, und extravasationes daher vorgegangen; Demnach helfen sie nicht, wo etwan der Magen, die Gedärme, Leber, Lunge, Nerven, Pancreas Miscenterium oder ein anderer Theil schon mit Geschwüren und Exulceratoribus behaftet, oder die in selben entstandene Verstopfung gar zu lange schon gedauret und überhand genommen; wie auch Leuten, die zu Schlag, fallender Sucht, oder lang anhaltenden Kopfschmerzen, an der einen Seite des Hauptes geneigt sind, wo das Gedächtnis, Gebrauch der äuserlichen Sinne und der

Verstand plözlich verlohren worden: bei Leuten die mit den asthmate convulsivo beladen, wobei sich gemeiniglich im Herzen ein Polypus und in der Brust viel Wassers antreffen läst; bei Wassersüchtigen, da es so weit kommen, daß die vasa lymphatica schon zerrissen; bei der Schwindsucht, wo die Lunge schon zu sehr exulceriret, in hectica oder Franzosen, oder unreinen Saamenflus, starken gonorrhœa, und starken Blutflüssen beiderlei Geschlechts, so jezo in Gange oder so lange eingewurzelt, daß sie von der geringsten Unordnung wieder zu Ausbruch kommen: bei der Gicht und deren Arten: als Podagra, Chiragra, Ischiatica und dergleichen, wenn der Paroxysmus noch währet, oder die Personen gar zu alt, und Alters halber schwächer worden und unordentlich leben.

Um sich nun zum rechten Gebrauch der Brunnen zu zubereiten, so ist zuförderst auf einer jeden Person, so selben trinken will, Beschaffenheit sowohl in der Zubereitung als bei dem Trinken selber zu sehen. Sodann mus man für allen Dingen den Magen und Gedärme von ihrem Unrath befreien, damit nicht dieselbe von zähen Schleim angefüllet sind, wozu ein bequemes Laxir-Mittel, ja aber keine scharfe Purganz zu nehmen: und sind dazu dienlich Salia digestiva und abstersiva, oder wo dergleichen bedenklich, Manna, Rhabarbera, Senesblätter und balsamische Pillen, wobei wenig Aloe ist, und können solche einigemal nacheinander mit guten Succeſs gebraucht werden. Und sind insonderheit heftige Purgier-Mittel hypochondriacis und hystericis schädlich. Wo es auch nöthig, ein gelindes Brechmittel zu nehmen, so kan man tartarum emeticum, davon man nur die halbe Dosis brauchet, wenn man Manna darzu nimt, und die pulverisirte Ipecacuanha nehmen. Sodann mus man die Vollblütigkeit heben, so durch Aderlassen geschiehet, so nach Befinden auch wohl wiederholet wird; nun ist es aber einerlei, ob man zuerst aderlasse oder purgiere; wo aber die Vollblütigkeit gar zu gros, ist besser einige Tage vor dem Laxiren zur Ader lassen. Nur ist zu merken, daß man nicht beides zugleich vornehme, weil nach dem Aderlas, Magen und Gedärme einigermassen geschwächt werden: darum man denn auch nicht zugleich den Tag darauf, wenn man zur Ader gelassen, mit dem Trinken anfange, sondern wenigstens 2-3. Tage warte. Auch mus man die Transpiration zu befördern suchen, dahero solche Zimmer nehmen, da man zur Noth einheizen und sich darinn gegen alle schädliche Zufälle der Luft verwahren kan: es scheinet auch als wenn um deswillen die nach den Sommer sich neigende Frühlingszeit zu den Brunnen-Kuren an bequemsten; denn was die Wasser betrift, bleiben sie zu allen Seiten kräftig, und kan man sie, wenn man sie gnugsam vor Kälte und andern Veränderung der Witterung verwahret, und an nöthiger Bewegung kein Mangel da ist, auch ausser der Zeit getrunken werden. Ferner mus man dabei ein freies Gemüth haben, und in Essen und Trinken mächtig seyn.

Den Gebrauch der Sauerbrunnen betreffend, so sind, obwohl selbige mit den warmen Wassern in ziemlicher Gleichheit stehen, doch bei selbigen ein und andre Umstände genauer in Erwegung zu ziehen. Der erste Unterscheid ist demnach die Kälte: nun ist zwar nicht zu läugnen, daß die warmen Wasser, weil die Wärme jedermann zuträglich, gesund, daher sie billig den kalten Sauerbrunnen vorzuziehen, und dienen auch den hizigen Leuten weit nüzlicher, als die kalten, ob man gleich das Gegentheil glaubet. Um aber dem Schaden, so bei dem Gebrauch der Sauerbrunnen durch die Kälte entstehen kan, vorzubeugen, so mus man deren Wasser, wenn man nemlich die Flasche in einen Kessel mit siedend heis Wasser sezet, wo man aber die Flasche, damit sie nicht zerspringe, ein gar wenig lüftet, und nur etwa eine Steknadel durch den Kork oder Blase steket, weil, wenn der Verband ganz bei seite gethan wird, das Wasser unkräftig, ja gar schädlich würde, verschlagen trinken.

ken. Indessen sind doch bei rechten Gebrauch auch die Wasser kalt, von der Quelle weggetrunken nicht zu verachten. Denn die, so sanguinisch und cholerisch, ein hizig, gallichts und aufwallend Geblüt, grosse Adern, gesunden Magen und Eingeweide haben, eine volle Tafel und insonderheit des Weins gewohnt sind, auch dabei viele Excesse gemacht, und ihren Appetit unordentlich gewöhnt haben, können diese kalte Wasser gar wohl vertragen: wie sie ingleichen den Hypochondriacis sehr wohl bekommen. Hiernächst haben auch die Sauerbrunnen vor den warmen Wassern voraus, daß sie eine weit ansehnlichere Menge von mineral. Spiritu bei sich führen, daher sie auch, wenn sie sich in Leibe ausgebreitet, bei empfindlichen Leuten den Kopf etwas einnehmen, daß sie ganz schläfrig und fast schwindlich davon werden; Hergegen thun sie dem ohngeachtet im Unterleibe gute Würkung, stärken den schwachen Magen und Gedärme auch übrige Viscera, so an einer atonia laboriren, erweken den Appetit, stillen den Durchlauf, und bringen allen Theilen ihren rechten tonum wieder zuwege. Noch besser ists den Abend vorher, ehe man zu trinkẽ anfängt, balsamische Pillen zu nehmen. Die Kur wird sodañ mit einer kleinen Quantität etwa v. 8. Gläsern angefangen, und damit nach und nach bis auf den 3ten Tag, bis auf 16-18. gestiegen. Beim Trinken mus man nicht grosse Gläser auf einmal hinein schütten, auch weder zu langsam noch zu geschwinde trinken. Wenn man also 8-9. Tage getrunken, ist nicht undienlich 2-3 Tage dazwischen zu baden; Wie man aber baden solle? und in welchen Fällen es erspries lich ist? kan in dem 4ten Theil dieser auserlesenen Sammlungen p. 331. nachgeschlagen werden, (unter der Rubrik: Grundmäsige Untersuchung von dem vortreflichen Nuzen der gemeinen Wasserbäder in innerlichen Krankheiten.

Wie lange man trinken soll: ist nach dem Unterscheid der Patienten einzurichten: weil aber oft nicht ein Medicus zur Stelle, so mus man aus dem, wie man sich bishero auf das Trinken befunden, abnehmen, wie viel die Natur vertragen kan: Insonderheit hat man darauf zu sehen, wie schwach oder stark die Wasser abgeführet haben, und selbst wieder fortgegangen, auch wie die Nachtruhe beschaffen. Ist diese unruhig, mit ungewöhnlichen Phantasien, schweren Träumen und Schlaflosigkeit, so ist der Fortgang der Wasser nicht wie es seyn sollte, gewesen, und dahero mit dienlichen Arzneien nachzuhelfen, oder wo diese nicht bald anschlagen, die ganze Kur gar einzustellen. Die so am stärksten und die Brunnen gut vertragen, können 21. Tage trinken, doch so, daß sie die Kur in 3. Theile theilen, und wenn sie 7. Tage getrunken; etwa 2-3. Tage ausruhen und baden, und hernach gleich also wieder fortfahren.

Ferner ist gut, dem Magen zu helfen, bei der Mahlzeit, ein guter Ungarischer, Stein- oder alter Rheinwein dienlich vor Schlafengehend; oder nach der Digestion des Abends eine balsamische Pomeranzen-Essenz, aus frischen bittern Schaalen gemacht und mit der tinctura tartari extrahiret, zu 60-80. Tropfen, so noch besser würket, wenn man darunter eine wohl saturirte Essenz von Cardobenedicten oder Tausendgüldenkraut, auch wohl etwas von der essentia cacharillæ mischet, zu gebrauchen. Weil die bittern balsamischen Medicamenten bei allen Wasserkuren die besten. Es mus überhaupt hierbei auch noch der Gebrauch der Aloe vermieden werden. Wo man Ubelkeit oder Magenbeschwerung bekommt, ist gut ein halben bis 1. Gran tartari emetici mit 2. Messerspizen salis Ebsaniensis in ein Glas Wasser mischen, dabei den Leib warm auch wohl im Bette zu halten. An das Brechen hat man sich nicht zu kehren, sondern den Brunnen fortzutrinken, bis man das Wasser bei sich behält: solte aber die Ubelkeit zu lange dauren, so braucht man nur ein paar Löffel Zimmetwasser mit Quittensaft abgezogen, oder ein Löffel voll vom balsamo embryonum zu nehmen. Bei verlohrnen Appetit mus man die Dosin der

Wasser vermindern, oder die Sauerbrunnen verschlagen gebrauchen. Bei Hæmorrhoidibus, zumal wenn sie cæcæ, ist dienlich Blutigel anzusezen, und des Abends Hofmannische oder Becherische Pillen zu nehmen. Bei Erregung der Gicht und deren Arten, halte man sich warm im Bette, trinke das warme Wasser mäsig, den Sauerbrunnen verschlagen; baden aber mus man gar nicht, findet sich etwa eine febrische Hize dabei, ist besser einige Tage mit der Kur inne zu halten. Zur Linderung der Hize und des Schmerzens, auch die Austreibung zu befördern, ist gut ein Bezoar, oder Präcipitir-Pulver mit etwas Zinnober vermischt, bisweilen genommen. Wenn sich ein Friesel zeiget, hält man mit Trinken an, badet aber gar nicht, welches zwar, wenn die Kur zu Ende gelauffen, wo sich der Friesel denn erst geäusert, auch nicht geschadet hat. Des Abends bedienet man sich bezoardischer Zinnoberpulver, denn auch wohl eine dünne Mandelmilch mit etwas weisen Mohnsaamen bereitet.

Damit auch noch zum Beschlus wegen der Lebensordnung bei den Wasserkuren was gedacht werde, so bestehehet selbiges kürzlich in folgenden: Zuförderst ist es höchstnothwendig, eine gute und accurate Diät zu halten. Daher oft Leute, die nicht um zu trinken, sondern um sich nur zu ergözen, dahin gereiset, und aus Gefälligkeit den Brunnen mit getrunken, und sich mehr den Wein als Wasserkur bedienet, sich viele und langwierige Zufälle zugezogen. Es wird demnach fernerweitig zu dieser Lebensordnung erfordert, daß man stets ruhiges Gemüthes sey: daß man alle Meditationes und Gemüthsarbeit meide: auch keine Liebesgrillen hege: die kalte und warme Luft meide: sich derohalben, wenn solche Witterung einfällt, den Leib wohl verwahre, zu Haus inne halte, und in temperirter Wärme den Brunnen trinke; wie denn vornemlich die so baden vor dergleichen Wetter zu bewahren, daher es besser in der Stube in warmen zu baden, als in Bäder durch die freie Luft zu gehen: daß man nicht des Abends nach der Sonnen Untergang und zumal bis in die Mitternacht in kühler und freier Luft sey; nicht in den Wind, zumal in Nord- und Westwind gehe: auch sogar bei der Zurükreise solche Luft und Wind meide, und lieber etwas warte. Von Speisen mus man alle harte unverdauliche Schwere und Blehung verursachende, als rohe Obst, ungekochte Kräuter, Kohle, Solate, alles harte, fette, alt und geräuchert Fleisch, alle Meer und andre Fische, die einer compacten Substanz sind, worunter auch die Krebse gehören, alle Hülsenfrüchte, als Hirsen, Linsen, Erbsen, Bohnen, Reis, alles grobe und harte Brod, gekochte und harte Eier, Käse, und sonderlich viel Milch- und Mehlspeisen, alles starke saure, als Essig, Solat so mit Essig gemacht, alle saure und sonderlich junge Rhein- und Landweine, ganz neue Franzweine möglichst meiden. Den Gebrauch derer Aquavitä und Branteweine gänzlich unterlassen: sich vor vielen Muscaten, Zimmet und Nelken an den Speisen inacht nehmen: hergegen sich aller Speisen, so den Leib offen halten, als Pflaumen, Prunellen, Rosinen und gekochte Borsdörfer Aepfel, ingleichen die nicht zu scharf, salzig, sauer, hizig oder compact und harte, bedienen: hergegen aber nicht scrupulös in diesen Dingen seyn, sondern sich nur vor der Ubermaas hüten; nicht zu häufig, noch begierig essen: das Abendessen gänzlich bei Seite sezen, oder sich doch an ein wenig Suppe, oder andre verdauliche Speise begnügen lassen; wobei überhaupt zu merken, daß man die Lebensordnung weit mehr bei den kalten als warmen Wassern beobachten müsse. Das Getränke betreffend, so ist besser wenig Bier, und lieber blossen alten Rheinwein oder guten Franzwein zu trinken. Wer viel Säure hat, als hypochondriaci und podagrici können einen reinen Ungarischen, Languedoquer, oder andern gesunden Franzwein auch wohl Burgunder sich zulegen.

Die Bewegung fernerweitig und den Schlaf angehend, so ist die alzustarke Bewegung

gung bei dem Trinken nicht gut, sondern es mus dieselbe mäsig, und auf der Ebene im Gehen geschehen. Eine Stunde aber vor der Mahlzeit kan die Bewegung etwas stärker seyn. Am besten kan dieselbe des Abends gegen 5. oder 7. Uhr nach geschehener Concoction bei kühler und reiner Luft angestellet werden. Allein bei den Baden thut man besser, wenn sowohl vor- als nach demselben der Leib ruhet. Des Nachts mus alle Unruhe vermieden werden, und man frühzeitig zu Bette gehen: der Mittagsschlaf ist hierbei wie überhaupt der Schlaf bei den Wasserkuren gar nichts nüze, und macht das Mühlbad in Carlsbade nicht so schläfrig als der Brudel, und gehet dessen Wasser auch besser durch den Leib. Wer aber des Mittagsschlaf von langer Zeit gewohnt, und es ohne Verlezung der Kräfte nicht lassen kan, mus sizend auf dem Stuhl ruhen, und sich nicht niederlegen. Wenn denn endlich die Kur geendigt, mus man nicht nur auf der Reise, sondern auch zu Hause noch 2-3. Wochen die Diät wie sie angefangen, fortsezen: welches insonderheit die, so kalte Wasser getrunken, zu beobachten.

Weilen aber doch die Gesundbrunnen in Teutschland sowol warme Bäder als Säuerlinge in Ansehung der Ingredientien, als der Wasser, und der Würkung unterschieden; als findet der Leser hier eine kurze Abhandlung davon in nachfolgendē:

Demnach die Sauerbrunnen betreffend, so ist der Pyrmonter wegen seiner durchdringenden und fertigen Kraft oben anzusezen. Es dienet demnach dieses Wasser mehr für starke und fleischichte als zarte und schwache Körper, doch mögen auch schwache es sicher entweder lauter und wenig auf einmal, oder mit den reinsten Brunnenwasser vorhero versezt trinken. Auch wird es sehr nüzlich mit der Helfte Milch vermischt, so sehr gut gegen Gicht und Scharbok.

Der **Egrische Brunnen** ist zwar nicht so geistreich, aber gelinder, und würket dahero desto sicherer. Er ist sehr dienlich den klebrichten Unrath in den Magen bei Milz und Bleichsüchtigen weg zu nehmen, die Verstopfung und angelauffne Blut Gefässe in die Eingeweiden zu öfnen und die diken und zähen Säfte aufzulösen. Das daraus gekochte Bittersalz öfnet 3-4. mal, wenn man davon 1. Unze in 12. Unzen Wasser zergehen läst, den Leib mit grosser Erleichtrung gleich den Sedlizer und Erbser Salz.

Der **Selter-Brunnen** in Trierischen nicht weit von Limburg gelegen, ist sehr gelinder Art, daher schwachen und ausgezehrten Personen und denen, so einen Fehler an der Lunge haben, sehr gut. Sein Wasser schmekt nicht so scharf und säuerlich, prikelt auch nicht so auf der Zungen als andere Sauerbrunnen, sondern hat einen etwas laugenhaften Geschmak. Es ist auch kein Brunnen, dessen Wasser so leicht, faul und stinkend wird als dieser: daher müssen die Flaschen ganz gefüllet, feste mit Kork vermacht, verpicht und wohl verwahret werden. Er treibet, weil kein Brunnen so viel alkalisch Salz hat, er auch nichts von einen bittern kalkhaften Salze, noch auch was eisenhaftes bei sich führet, mehr durch den Urin als Stuhlgang. Daher ist er sehr dienlich, sehr Schwachen, Scorbutischen und Schwindsüchtigen, auch mit krampfhaften Zufällen geplagten: man kan ihn so blos trinken: oder welches besser mit Esels- oder Ziegenmilch vermischen. Denn will man die rohen und unverdaueten Säfte verdünnen, und in Gicht und Podagra das verdorbne Geblüt nebst den unreinen Säften bessern, auch das krampfhafte Ziehen in den Spannadrigen Theilen bändigen, ist nichts besser und sicher, als dieses Wasser mit Milch vermischt.

Den **Wildunger** und **Sauerthaler** angehend, so wird er zwar mehr über Tafel als zur Arznei gebraucht, und ist unter allen Sauerbrunnen der gelindeste: daher man ihn füglich statt des ordentlichen Getränkes mit oder ohne Wein gebrauchen kan: doch, ob er wohl zu langwierigen Krankheiten und den Wust aus Magen und Gedärmen zu schaffen, nicht hinlänglich, ist er sehr gut reichlich getrunken, und damit eine Zeitlang angehalten, die scharfen Säfte in Scharbok und in Gicht zu verdünnen.

Den **Schwalbacher** betreffend, stehet selbiger zwischen den Egrischen und Pyrmontischen gleichsam mitten inne, und treibet nicht nur den Harn, sondern befördert auch den Stuhlgang: und ist melancholischen und milzsüchtigen sehr dienlich.

Was den **Spaabrunnen** anlangt, so ist er unter allen Säuerlingen der zarteste und leichteste, und gleicht nicht einmal den distillirten Wasser an Schwere: und ist gut in Nieren und Blasen-Schaden und Venus-Geschwüren.

Der

Der **Carberbrunnen** in der Wetterau in Friedbergischen treibet, sowohl den Harn als Stuhlgang, und läst hauptsächlich seine Kraft in der Harnröhren sehen, daher er die Erzeugung der Steine hindert, und wo schon einige vorhanden, sie von ihrer Stelle vertreibet.

Nun auch auf die warmen Bäder zu kommen, so hat das **Carlsbad** die Oberstelle. Es hat dieses für allen andern warmen Bädern besonders, daß es den Leib stark öfnet, wenn man ihn auch noch heis trinket, da hergegen andere Feuchtigkeiten sehr heis genommen, vielmehr den Schweis befördern; auch hindert diese starke purgirende Kraft weder an Appetit, noch benimmt die Kräfte.

Das **Aakerbad**, hat in Hize und Oefnung des Leibes mit dem Carlsbade viel ähnliches: es ist sehr dienlich die Mängel in den äusserlichen Theilen zu verbessern und wegzunehmen. Denn es zertheilet die verdorbnen Feuchtigkeiten in den Flächsen überaus kräftig; dahero es gegen Geschwulst, Schmerz, Zittern, Trägheit und Lähmung der Glieder gut. Ferner hat es eine stärkende und anhaltende Kraft, und Stärke: es erweicht die Bänder in der Gicht, heilet die contracten Gliedmassen, nimmt die Unreinigkeiten und Fleken der Haut weg, und heilet dieselben, wenn sie von einer Schärfe angenaget und zerfressen, wieder zu.

Das **Embserbad** schikt sich für zarte und weiche Körper überaus wohl, und dringet hurtig in das innerste der Ingeweide, verdünnet, zertheilet, und löset die darinn stokende Säfte auf, und schaffet sie durch die Harngänge aus: und ist herrlich in Contractur, Krampf und Lähmungen.

Sodann das **Wisbad** betreffend, ob es wohl sonst nur äusserlich gebraucht worden, kan man sich dessen doch nüzlich, auch innerlich, weil es den Leib öfnet, bedienen.

Ingleichen giebt es auch Brunnen, die weder zu den Sauerbrunnen noch warmen Bädern gehören, sondern besondere Eigenschaften und Ingredientien haben; Hieher gehören also zuförderst die viel eisenhaftes Wesen bei sich führen, als da sind: der Radebergische bei Dresden, der Lauchstädter in Meissen, der Weissenbergische in Franken rc. rc. Diese Brunnen innerlich gebraucht, machen sie keinen ofnen, sondern harten Leib, stärken den Magen, machen guten Appetit, und schiken sich gut in solchen Krankheiten, wo die Eisenarzeneien sicher und nüzlich zu gebrauchen. Aeusserlich reinigen sie stattlich die Geschwüre, und heilen sie. Und ob man gleich das Bad nur laulicht gebraucht, erwärmet es doch den ganzen Leib, und treibt den Schweis, sonderlich wenn die Wärme des Bettes dazu kommt, heraus. Es giebt aber auch noch andre Gesundbrunnen, die weder unter die Säuerlinge noch warme Bäder, noch auch unter die Martialwasser gehören, sondern von besonderer Art sind, und ein bittres Salz von mittler Gattung bei sich führen. Diese Wasser sind sehr rar, und ist in Teutschland kein andrer, als der Sedlizerbrunnen in Böhmen.

Endlich sind noch Brunnen, so blos wegen ihres überaus reinen, leichten und zarten Wassers hochzuschäzen: und findet man warme und kalte von dieser Gattung. Unter jenen gehört das Teplizerbad, mit welchen das Pfefferbad in Graubinden eine grosse Aehnlichkeit hat. Das lezte fliest nur von May bis in den September. Das Teplizer ist noch leichter als selbst das Regenwasser. Die warme Badekur ist gut in allerhand Mangel der äusserlichen Theilen, und auch wenn in den spannadrigen Theilen des Leibes ein beschwerlich Ziehen, Spannen, und grosser Schmerz vorhanden, wie z. E. in der Milzsucht, Engbrüstigkeit, Bauchgrimmen und dergleichen. Nur mus man bei solchen Umständen das Bad nicht zu heis brauchen, sondern erst etwas laulicht werden lassen.

Das **Schlangenbad** unweit Schwalbach ist ein rein und leichtes Wasser gleich dem Regenwasser, und hilft in Matt- und Müdigkeit der Glieder, Contracturen, bei Ausschlag und Unsauberkeit der Haut.

In Italien sind die besten die aquæ Pisanæ, Tetrusianæ, Nocerianæ.

Mit einem leichten und guten Brunnenwasser kan man die erwünschtesten Kuren verrichten: und es damit, wie mit den Sauerbrunnen, im trinken halten. Dis Wasser ist sehr gut, vor allerhand Gebrechen; und ist dessen Nuzen schon pag. 71. zur Genüge in diesem Theil behandelt worden.

Weil die Milch und mineralische Wasser unter die vornehmsten Gesundheitsmittel gehören, als sind selbige auch zusammen mit grossen Nuzen zu vermischen und zu gebrauchen. Es ist aber diese Vermischung sowohl nöthig als nüzlich in Ansehung der Ingredientien der Milch: davon schon an einem anderen Ort dieser auserlesenen Sammlungen was gedacht; eine hinlängliche Abhandlung aber hievon in unserm **curiosen und in allen nöthigen Wissenschaften nüzlichen Dollmetscher**, p. 344. bereits geliefert worden.

Abhand-

Abhandlung, von der sowohl nüzlichen, als schädlichen Umwechselung der Hemde, im gesunden und kranken Zustande

Ist irgend etwas in dem gesunden Zustande des Menschen nöthig und nüzlich: so ist es gewis die Erhaltung der heilsamen Transpiration. Woran man hoffentlich um so weniger zweifeln wird, wenn man nur folgendes in einige Erwägung ziehet. Die Ausdünstung der Haut gehöret unstreitig unter die vornehmsten Reinigungsarten unseres Körpers, und der unsterbliche *Sanctorius* in seinem Tractat von der unempfindlichen Ausdünstung (davon im 2ten Theil p. 237. ein Auszug seiner Abhandlung geliefert worden) hat schon längst erwiesen, daß dasjenige, was durch die Haut und durch andere Oefnungen unseres Körpers in natürlichem Zustande wegdüftet, ungleich mehr austrägt, als alles übrige, was von uns weggehet. Nun geschieht dieses zwar nicht eben so durchgängig in dem rauhen Landesstriche den wir bewohnen. Dem ohnerachtet aber findet man doch, daß die Ausdämpfung der Haut in Ansehung der anderen Ausleerungen in der That viel ausmacht, und daß sie unumgänglich erfordert wird, wenn man gesund bleiben will; gleichwie sich hingegen viele, und zum Theil gefährliche Krankheiten in uns entspinnen, wenn man sie nicht gebührend inacht nimmt. Nun fragt sichs aber nicht unbillig: ob auch wohl die Verwechselung der Hemde etwas dazu helffen, oder schaden könne? Ich antworte allerdings mit Ja. Denn ein Hemde kan nur einen gewisen Theil Feuchtigkeit in sich nehmen. Wenn man es nun bereits so lange getragen hat, daß es stark damit angefüllet ist: so ist leicht zu ermessen, daß sich die nachfolgende Feuchtigkeit schwerlich hinein ziehen, und also auch nicht mehr so frei wegdämpfen könne. Sodann liegt auch ein solches Hemde gemeiniglich wie ein Panzer, dichte an dem Leibe an, und drükt also die Haut, und mit derselben die Schweislöcher stärker zusammen; davon denn die freie Ausdünstung nothwendig ebenfalls gehindert werden mus. Wiewohl diese ohne Zweifel auch davon mit abnimmt; weil die wegdämpfenden Dünste, wenn sie in das Hemde nicht mehr einkriechen können, sich an dasselbe ansezen, und es folglich immer feuchte und kühle erhalten. Da nun die ausere Feuchtigkeit den Ton der Haut und Schweislöcher mindert: (per drinc. patholog.) so trägt sie auch füglich vieles zur Verminderung der Transpiration bei. Ja, da endlich zugleich viele schwefelichte und fette Theile bei uns mit weggehen, die das Hemde mit der Zeit ganz fett und schmierig machen: so mus billig auch dadurch die natürliche Spannung der Haut, nebst der Ausdünstung derselben nach und nach geschwächet werden.

Da nun die Ausdünstung gehemmet wird, wann die Hemde alzulange gebrauchet werden, und so beschaffen sind, wie sie jezo beschrieben habe: so ist auch kein Zweifel, daß alle derjenige Schade davon entspringen könne, der sonst überhaupt von der verhinderten Transpiration zu entstehen pflegt. Denn weil sich alsdenn das Blut und die übrigen Säfte unseres Körpers sehr anhäuffen, in ihren ordentlichen Fortgange gehindert, und mit der Zeit unreine gemacht werden: so kan sich allerdings zutragen, daß Kopfwehe, Schnupfen, Husten, Müdigkeit und Reissen in Gliedern, weniger und unruhiger Schlaf, Colik und Durchfälle, schneidender Urin, trokne innerliche Hize, kräziger Ausschlag, oder wohl gar Fieber, Cachexie und andere Krankheiten davon ihren Ursprung nehmen. Und hieran darf man um so weniger zweifeln: weil man ohnedem wahrnimmt, daß sich dergleichen Krankheiten im Frühjahre und Herbste, wegen geschwächter Ausdünstung, sehr ofte entspinnen, die auch *Sanctorius* bereits genau bemerket hat. Doch sage ich nicht, daß alle Menschen durchgehends und alsofort, oder auf ei-

nerlei Art davon krank werden sollten; sondern es kommt dabei freilich mit auf ihre eigene Leibesverfassung an, nach welcher immer einer vor den andern, und zwar der schwächere vor dem starken, an der Gesundheit Schaden leidet, wenn er sich erkältet, und die höchstnöthige Ausdämpfung der Haut unterbrochen hat. Doch dieses sind nun allgemeine Beschwerungē. Ich will aber auch einige besondere anführen, die sich nemlich alsdenn hauptsächlich äusern, wenn die Transpiration von der unterlassenen Verwechselung der Hemde zurük gehalten wird; als wovon hier eigentlich die Rede ist. Denn so findet man, daß vielfältig darauf ein starkes Juken in der Haut, allerhand scorbutischer Ausschlag, ja selbst die Kräze erfolget. Denn wenn die scharfen salzigen Partikeln, die durch die Schweislöcher mit weggehen sollten, in der Haut sizen bleiben: so erweisen sie theils eine reizende Würkung, und verursachen ein beschwerliches Juken, theils aber machen sie kleine Erhöhungen, oder gar würkliche Blattern, und bringen also die Kräze zuwege. Denn die Erfahrung beweiset ja zu Gnüge, daß diese bei denen insonderheit gar leichte erzeuget wird, die sich in der Wäsche nicht reinlich halten, und solchergestalt die Ausdünstung verhindern. Vornemlich aber hat man angemerket, daß armselige Leute aus eben dieser Ursache gar öfters mit einer schlimmen Art von Ungeziefer geplaget werden, das man auf gut teutsch Läuse nennet. Denn ob ich zwar eben nicht behaupten will, daß sich diese beissende Thiere ohne Saamen von dem Schweise alleine erzeugen sollten: so ist doch kein Zweifel, daß sie sich in lange getragenen schweisigen Hemden desto leichter besaamen, und vermuthlich darinne ihren rechten Unterhalt finden. Ja es läst sich auch nicht ohne Grunde muthmassen, daß in Pohlen der sogenannte Weichsel- oder Judenzopf (plica Polonica) unter andern mit dadurch befördert wird. Denn wenn die übrigen Feuchtigkeiten, die durch die Haut fortgehen söllten, zurüke bleiben: so tragen sie nicht selten zum stärkern Wachsthume der Haare bei. Daher man auch viele glaubwürdige Exempel in denen Historienbüchern aufgezeichnet findet, daß Leute, die ihren Leib von Jugend auf der Luft blos gegeben, und gleichsam wild gelebet haben, einen ungemein starken Haarwachs, sogar auch an vielen sonst ungewohnten Orten des Leibes bekommen: Man hat aber auch noch andern Schaden davon, wenn man ein Hemde allzu lange auf dem Leibe trägt; Denn dieses bekommt einen sehr üblen Geruch, wodurch man sich selbst sowohl, als auch andern beschwerlich und zuwider wird. Da man nun alles dasjenige, was uns unvollkommen macht, billig vermeiden, und das hingegen bestmöglichst suchen mus, was unsere Vollkommenheit befördert: so mus man nothwendig auch sorgen, einen angenehmen Dunstkreis zu haben, welcher in diesen Falle durch die Reinlichkeit der Wäsche am besten erhalten wird. Ja da wir solchergestalt die um uns befindliche Luft mit vielen schlimmen Dünsten erfüllen, und diese hernach wieder in uns ziehen: so kan man leicht erachten, daß auch dieses unserer Gesundheit nicht allzu vortheilhaft seyn müsse.

Überhaupt mus man ein frisches Hemde anziehen, wenn man stark geschwizet hat, damit nicht etwa die Feuchtigkeit am Leibe wieder abtroknet, und kalte Fieber, Schnupfen, Husten, Kopfwehe, Colik, Durchfälle und dergleichen mehr zuwege bringet; weil Exempel genug vorhanden sind, die solches bekräftigen. Jedoch so heilsam nur immer die Umwechselung der Hemde nach starken Schweise ist: so hat man sich doch wohl fürzusehen, daß man sie nicht allzu kalt anziehet, wenn zumal der Schweis von grosser Erhizung und heftiger Bewegung ist erreget worden. Denn es können daher nicht nur alle die vorbesagten Zufälle, sondern auch gefährliche Entzündungsfieber entstehen: indem nemlich durch dergleichen äusere Erkältung das Blut an verschiedene Theile

des

des Leibes stärker hingetrieben wird, in die erweiterten Nebengefäsgen, die sonst keine Blutkügelchen, sondern nur eine wässrige Feuchtigkeit bei sich führen, stärker eindringet, und daselbst zum Stillstande gebracht würde. Ja man hat so gar einige Fälle, daß bei empfindlichen und blutreichen Personen Schlag und Lähmung darauf erfolget ist. Man mus also, wenn man sich nach vorhergegangener Erhizung umziehen will, 1) das Hemde vorher wärmen, 2) das Umkleiden nicht an keinen kalten, sondern an einem mäsig warmen Orte vornehmen, 3) etwas Thee oder Caffee nachtrinken, oder sonst etwas warmes geniessen, und auch wohl 4) einige Bewegung hernach anstellen, damit das Blut wieder auswerts getrieben, und die Ausdünstung von neuen befördert werde.

Wenn man aber dieses alles an seinen Ort gestellet seyn läst: so schadet es doch durchgehends, man mag geschwizt haben, oder nicht, wenn man ein Hemde anziehet, das von der Wäsche noch nicht völlig ausgetroknet ist, oder das an einem sehr feuchten Orte verwahrt gelegen hat. Denn es wird dadurch die höchstnöthige Transpiration verhindert, und kan folglich daraus alles dasjenige Unheil erwachsen, davon oben Meldung geschehen ist. Ja es solte auch ausserdem von Rechtswegen niemand kein Hemde zu kalt anziehen, wenn er etwa von Natur schwächlich und empfindlich ist, oder wenn eine solche Witterung herrschet, da die Wärme der Luft den Körper zu etwas stärkerer Ausdünstung bringet, und ihn in solche Verfassung sezet, daß ihm auch ein geringer Grad der Kälte eine widrige Empfindung verursachen kan. Denn ob sich zwar einige Leute so zu sagen, recht was darauf zu gute thun, wenn sie ein kalt Hemde auf den Leib bekommen, und in kurzer Zeit hernach noch wärmer werden, als sie vorher waren; weil nemlich das Blut, wenn es erst durch die äusere Kälte stark einwärts gegangen ist, desto stärker hernach wieder nach den äuseren Theilen heraus getrieben wird: so gehet doch dieses nur bei starken, arbeitsamen und gesunden Personen, keinesweges aber bei denen an, die zart und schwächlich sind; indem sie sonst vielmals allerhand der Gesundheit schädliche Veränderungen darauf erfahren. Daß sich aber diese würklich zuweilen ereignen können, läst sich unter andern daraus mit abnehmen. Denn wenn z. E. empfindliches Frauenzimmer nach geendigter monatlichen Reinigung ein weisses und kühles Hemde anlegt: so fängt dieselbe bisweilen wieder an, und es geht von neuen etwas Geblüte weg, so wie man hingegen mehrmalen angemerket hat, daß dieser Blutflus entweder zu stark gegangen ist, oder gar aufgehöret hat, wenn sie sich während desselben mit einem kalten Hemde bekleidet haben: welches um so weniger zu verwundern ist; weil überhaupt die Erkältung dergleichen Unordnung in der Natur verursachen kan.

Eben so wenig nüzet es auch, wenn man ein weis gewaschen Hemde anziehet; das die Wäscherin von der Seife nicht sattsam gesäubert hat. Denn wenn die Luftlöcher mit dieser angefüllet sind, oder auch ihre Oberfläche davon voll klebet, und fest an dem Leibe liegt: so können die feuchten Dünste aus den Schweislöchern der Haut entweder nicht recht ausdüften, oder sich doch in das Hemde nicht gehörig einziehen. Sie bleiben also daran hangen, und fliessen endlich, wenn ihrer zu viele sind, in Tropfen zusammen, oder machen doch, daß das Hemde immer naskalt auf dem Leibe klebet, und daß mithin der richtige Fortgang der Ausdünstung unterbrochen wird, wie ich bereits erinnert habe.

In Krankheiten hat man bei der Verwechselung der Hemde noch unweit mehrere Behutsamkeit von nöthen, wie ich jezo mit mehrern zeigen will. Sie werden, wie bekannt, in hizige und langwierige eingetheilet. Diese sind gemeiniglich so beschaffen, daß man dabei auf die unsichtbare Ausdünstung vornemlich zu sehen hat; indem sie allezeit gelinder sind, wenn dieselbe wohl von statten ge-

het, und dieserwegen auch im Sommer mehrentheils erträglicher, als im Winter zu seyn pflegen. Da nun die Transpiration gar sehr leidet, wenn man die Hemde nicht zu rechter Zeit umwechselt, so mus man also dieses in solchen Krankheiten billich thun, dabei aber dasjenige wohl in acht nehmen, was bis hieher verschiedentlich ist erinnert worden. Denn kranke Leute sind empfindlicher als gesunde, und können auch daher leichter allerhand Veränderungen leiden.

Es würde überflüssig seyn, wenn ich hier alle langwierige Beschwerungen weitläuftig durchgehen wolte; weil man aus demjenigen, was bereits gesagt ist, selbst leicht beurtheilen kan, in wie weit darinne die Umwechselung der Hemde nüzlich oder schädlich sey. Ich mus aber doch wenigstens der kalten Fieber gedenken, die dem Arzte und Kranken ofte sehr viel zu schaffen machen, und deshalb allerdings grosse Aufmerksamkeit erfordern. In diesen endiget sich der Paroxysmus gemeiniglich mit einem starken Schweisse. Will man nun das damit stark befeuchtete Hemde anbehalten: so macht man das Fieber ärger, und verhindert am guten Tage die höchstnöthige Ausdünstung, die ohnedem alsdenn schwer von statten gehet, und zu Anhäufung neuer Fieber-Materie beiträgt.

Die Kräze ist auch langwierig, und wer sie zeitig los werden will, der thut wohl, wenn er sich der Reinlichkeit sowohl überhaupt, als insonderheit in der Wäsche befleisiget, woferne er sie zumal von Unterlassung derselben bekommen hat. Wer aber schon davon befreiet ist, der hüte sich ja, daß er nicht etwa ein Hemde anleget, das er schon eingeschwärzet hatte, da er noch kräzig war. Denn er kan sonst von neuen damit angesteket werden, und ich erinnere dieses mit Fleis; weil manche sich vor weiser Wäsche nach gehabten Krankheiten fürchten, dadurch aber von neuen wieder krank werden; ob sie schon die Ursache davon nicht einsehen, sondern die Einbildung hegen, als wenn ihre Krankheit an sich selbst so hartnäkig wäre, daß sie wieder käme.

Unter die hizigen Krankheiten rechnet man die hizigen Fieber, sowohl überhaupt, als auch insonderheit die sogenannte Flusfieber. Sie mögen aber Nahmen haben wie sie wollen: so findet man doch, daß die Haut in der ersten Zeit troken ist, und daß sich hernach um den 5ten, 7ten, 9ten, 11ten Tag u. s. w. ein Schweis einfindet, der gemeiniglich übel riechet, und öfters so stark ist, daß davon das Hemde durchaus nas wird, und nicht anders aussieht, als wenn es aus dem Wasser gezogen wäre. Wenn aber dieses geschiehet: so ist es ganz vernünftig, daß man eine Umwechselung damit vornehmen müsse, wenn es anders angehet, und man nicht haben will, daß die Nässe am Leibe kalt werden, die heilsame Fortsezung des Schweises unterbrechen, und die Krankheit verschlimmern, oder wohl gar tödlich machen solle.

Einige dieser Fieber sind aber öfters mit einem Ausschlage an der Haut, von Friesel, Fleken, Poken, Masern und Nesselsucht 2c. verknüpfet, und da fragt sichs, was wohl alsdenn zu thun sey, und ob man es sicher wagen dürfe, eine Verwechselung des Hemdes vorzunehmen? Ich antwote: Wenn dasselbe ungemein nas und stinkend ist: so ist es nicht nur denen Umstehenden ekelhaft u. schädlich, sondern es kan auch unmöglich dem Kranken gut thun, wenn man es ihm anlässet, und es ist gar kein Zweifel, daß von der grossen Feuchtigkeit, die dazu noch bei einiger Lüftung des Bettes an manchen Orten kalt wird, eben so leichte der Ausschlag zurüke treten könne, als wenn man ein ander Hemde vorsichtig anziehet. Wenn man es aber ja thun will: so mus es in keinem kalten Zimmer geschehen, und das Hemde selbst im geringsten nicht von der Wäsche feuchte, oder kalt, sondern durchaus troken, und vorher wohl ausgewärmet, oder mit

Wacholderbeeren, Mastix, Agtstein und dergleichen ausgeräuchert seyn; bei dem Anziehen selbst aber mus man alle Weitläuftigkeit vermeiden, den Patienten nicht lange aufrecht erhalten, und ihm hernach etwas warmes zu trinken geben, damit er desto eher wieder zum Dunste kommt. Denn kan es gesunden Leuten schaden, wenn sie sich bei dem Umziehen der Hemde nicht wohl inacht nehmen: so kan es noch vielmehr in hizigen Krankheiten, und am allermeisten alsdenn nachtheilig seyn, wenn Friesel, Fleken und dergleichen damit verbunden sind; weil nemlich die Haut dabei dermassen empfindlich ist, daß der Ausschlag von der geringsten Erkühlung verschwindet, und davon innerliche Entzündungen, Ohnmachten, Herzensangst, Brustbeklemmung und convulsivisches Ziehen der Nerven entstehen, oder wohl gar der Tod zuwege gebracht wird.

Wenn man sich aber auch noch so gut dabei fürsehen, und alles auf das genaueste beobachten wolte: so ist es doch bisweilen nöthig, daß man aus 2. Ubeln das geringste erwehlen, und lieber das nasse Hemde anlassen, als durch Umwechselung desselben die Patienten in Gefahr des Lebens sezen mus. Denn das Umziehen kan nicht füglich geschehen, wenn der Patiente nicht wenigstens einigermassen aufgerichtet, und in der Höhe gehalten wird. Ist nun die Krankheit schlimmer Art, wie sie sonderlich im weisen Friesel und Flekfieber zu seyn pflegt, oder ist es mit ihr aufs höchste gekommen: (status morbi) so sind die Patienten dermassen hinfällig und entkräftet, daß sie augenbliklich ohnmächtig werden, und in die gefährlichsten Umstände verfallen, oder gar unverhoft auslöschen, wenn sie den Kopf in die Höhe bringen, oder sich sonst nur viel regen, vermuthlich deswegen: weil alsdenn die bewegende Kraft des Herzens sehr schwach ist, und folglich bei dieser Stellung des Körpers weder das Blut genugsam nach dem Kopfe gebracht wird, noch auch die Absonderung des Hirn- und Nervensafts gehörig geschehen kan. Es hat daher der seel. Herr Geheimde Rath Hofmann gar recht gethan, daß er in einer akademischen Schrift de situ erecto in morbis periculosis valde noxio das Aufsizen und das Herausbringen aus dem Bette in dergleichen Krankheiten als höchstschädlich verbotten hat: und es ist im mindesten kein Zweifel, daß auch die Verwechselung der Hemde hier wegfallen müsse; weil es dabei, wie gesagt, ohne einige Aufrichtung der Kranken nicht abgehet.

Aber, wie soll man denn sich verhalten, wenn man den Patienten doch einigermassen troken legen will, und ihm doch gleichwohl das Hemde, welches öfters dazu noch mit Urin und Unflate verunreiniget ist, nicht sicher ausziehen darf? Es ist da kein ander Mittel, als daß man ihm, so viel man zukommen kan, gemächlich abwischet, und trokne Tücher sanfte unterstopfet, mithin also verhindert, daß das schmuzige Hemde, wo es am schlimmsten ist, nicht unmittelbar auf den Leib kommt. Mit dem übrigen mus man warten, bis entweder der Zustand leidlicher wird, oder bis man das Sterbehemde anziehen kan.

Was ich jezo angeführet habe, gilt zwar von allen hizigen Krankheiten, wobei sich Fleken, weis oder roth Friesel, Masern, Poken u. s. w. befinden. Dennoch aber mus ich noch besonders etwas von den Blattern gedenken, und zwar, daß man hauptsächlich mit dem Umziehen der Hemde behutsam verfahren müsse, wenn sie im Kriechen und Schwären sind; Denn kommen sie erst hervor: so kan auch nur eine kleine äuserliche Veränderung bei empfindlichen Naturen ihre Austreibung hemmen, wenn diese zumal ohnedis mühsam und langweilig von statten gehet; da man hingegen wenn sie schon meist, oder ganz vorbei ist, und wenn alle Umstände leidlicher, die Patienten auch nicht mehr so hinfällig sind, eher eine behutsame Um-

wechselung, wenn sie nöthig ist, vornehmen, und allenfalls ein schon getragenes Hemde anziehen kan.

Doch die angegebene Fälle sind es nicht alleine, da man die sonst nöthige Umtauschung der Hemde unterlassen mus; sondern es giebt noch mehrere. Dann also wäre es zwar in der fliegenden Gicht, in Podagra, in Bein und Armbrüchen, und in andern sowol innerlichen, als äuserlichen Krankheiten, wobei die Ruhe des Körpers erfordert wird, ofte sehr nöthig, daß man die Patienten mit einem frischen Hemde versehe. Alleine die Umstände gestatten es nicht; weil im Gicht und Podagra die entsezlichsten Schmerzen dadurch leichte erreget werden, und man bei Brüchen in der ersten Zeit, wenn sich noch kein Knorpel angesezet hat, billig besorgen mus, daß eine Verrükung dabei vorgehen mögte, und weil mau auch in übrigen alles wieder von neuen rege macht, wenn man den Patienten in einige Bewegung bringet, wie man dieses in der Colik, Brechen, Mutterbeschwerung, Seitenstechen u. s. w. bisweilen anmerket.

Wo das Geld in der Welt bleibe.

Schon in den vorigen Theilen haben wir von diesem Châpitre was abgehandelt, das sich hieher schiket. Gegenwärtig wollen wir ein- und anderes hievon erwehnen, was in dem vorigen nicht berührt worden. Man spricht voller Verwunderung: wo bleibet das viele Geld? Diese Frage ist allerdings einer Aufmerksamkeit wehrt, wenn man annimmt, daß man schon seit etlichen 1000. Jahren her Geld verfertiget hat; daß eine Münze eine Sache ist, die nicht so leicht verbrauchet und abgenüzet wird, wie ein Kleid oder Geldbeutel, sondern zum Theile ganze Jahrhunderte mit wenigem oder gar keinem merklichen Abgange ihres Gewichtes im Handel und Wandel herumlaufen kan (wiewol! wo kriegt man im gemeinen Leben viele hundert, ja nur fünfzigjährige Münzen zu sehen?) daß die Welt seit etlichen 1000 Jahren nicht mehr bevölkerter, sondern vielleicht eher entvölkerter geworden, und man also die Verschwindung des Geldes nicht auf die Vertheilung unter eine grössere Vielheit von Menschen geben kan; daß noch alle Tage von Fürsten, Herren und Staaten neues Geld geschlagen und gepräget wird, und der reichen Leute bei dem allen immer eher weniger als mehr werden, wenigstens auf keinerlei Weise irgendwo ein Zuwachs am Gelde verspühret wird. Man solte denken, des Geldes müste bei diesen Umständen so viel werden, daß man es nicht mehr lassen könnte, ja daß es zulezt seinen Wehrt verlöhre, wie die Kaffeebohnen, die bei der Menge, womit sie hereingeschleppet werden, in unsern Tagen bis auf die Nachtwächter gekommen sind. Wo bleibet also das viele Geld? So siehet diese Frage aus, wenn sie auf der Seite vorgetragen wird, wo sie die Verwunderung der Leute erregen soll und wirklich erreget. Die Ausleger im gemeinen Leben und Wandel sind hier nicht einerlei Meinung. Einige von ihnen sagen: Die Gewaltigen reissen es zu sich. Es ruhet in den Pallästen und Gewölben der Fürsten mit Haufen. Dieser angegebene Grund dürfte wohl nicht Stich halten, wenn man ihn in genauere Uberlegung ziehen, wenigstens den Reichthum der Fürsten nach dem Vorrathe des laufenden Gepräges am Golde und Silber abwägen wollte. Ich glaube, wir würden mit Zählung derjenigen fürstlichen Höfe bald fertig werden, wo der Fürst an Barschaften reicher ist, als sein Unterthan, sonderlich, wenn wir uns in den Schranken Teutschlandes halten wollten.

Andere bringen andere Gründe vor. Sie sagen: es gehet auf der See zu Grunde; es wird verlohren; es wird vergraben; es wird abgebrauchet u. s. f.

Alles dieses ist nicht einmal zusammengenommen, geschweige einzeln, zum Abgange

gange genug für den Zuwachs des Geldes, der durch das beständige Zuprägen entstehet, wenn nicht eine andere Verhältnis da wäre, die uns lehrete, wo das viele Geld bleibe.

Allein es gebrauchet es keiner tiefsinnigen Ausforschung der Ursachen, wo das viele Geld bleibet. Nach dem beständigen Fortfahren im Geldmünzen mus natürlicher Weise auch immer mehr Geld in der Welt entstehen: das hat seine Richtigkeit. Und es ist auch in der That mehr Geld vorhanden als vor diesem; und es entstehet alle Tage noch mehr, ohne fragen zu dürfen, wo es bleibet, nachdem der Werth von allen Dingen in der Welt so sehr gestiegen, und täglich noch mehr steiget.

In Vergleichung der vorigen Zeiten ist heutiges Tages ein Tagelöhner reicher, als vormals mancher reiche Mann; ohngeachtet jener bei uns würklich arm ist. Wir dürfen die Zeiten noch so gar fern nicht suchen, da der Tagelöhner zu seiner eigenen Bekostigung den ganzen Tag gar gern mit einem einzigen Bazen zum Lohne vorlieb nahm. Jezt empfänget er 8. Bazen und noch wohl ein mehrers. Nach dieser einzigen Verhältnisse verhält sich also schon der Reichthum der vormaligen und jezigen Welt wie 1. zu 8. Nach dem Verhältnisse des Tagelöhners mus derjenige noch ungleich reicher seyn, der ihm die 8 Bazen reichet, als der Tagelöhner selbst. Mit diesem stelle man nunmehr denjenigen in Vergleichung, der dem Tagelöhner ehemals einen Groschen reichete, um zu sehen, wie viel Geld jezo mehr in der Welt seyn müsse.

Man gehe in der Vergleichung so fort; so wird man sich gar leicht einen Begrif hievon machen können. Man rechne nur die Häuser, die jezo um 10. bis 20. mal theurer bezahlt werden, als zu alten Zeiten geschehen, da noch überdas solider und dauerhafter gebauet worden. Zum Beweis wollen wir nur ein Exempel anführen, von dem hiesigen Weberhaus, so seiner Grösse und Soliditæt nach wohl heute zu Tags vor 40,000. fl. nicht also gebauet könnte werden. Solches haben unsere Alte vor 700. fl. erkauft; Wie folgende Reimzeilen, die in obgedachtem Weberhaus zum Andenken angemahlt seynd, es noch deutlicher machen:

Als man tausend, drei hundert Jahr
Auch neun und achtzig zehlens war
Nach der Geburt Christi voraus.
Erkauften wir das Weberhaus.
Von Conrad und Hänsen Ilson die beid'
Um sieben hundert Gulden baar u. breit.
Vier weise Tuch schenkt man der Frauen
Zum Leihkauf that uns nicht geräuen.
Der Zunftmeister, des Hauses Anfang
War ein Weber, hies Ulrich Lang.
Berthold Hans Jacob Wadenloch
Und Conrad Wagner, die man hoch
Erwog an dem kauft einer Zunft
Darum ein Handwerk mit Vernunft
Jeden ein paar Hosen verehrt
Das war damals eins Gulden werth.

In jenen Zeiten ist vielleicht mancher, der nur einige Marke im Vermögen gehabt, für einen Capitalisten gehalten worden, da heutiges Tages mancher Handwerksgesell so viel in einer Woche verdienet.

Am deutlichsten können wir uns von der Vielheit des Geldes in Vergleichung der vorigen Zeiten überzeugen, wenn wir uns ein Kriegsheer vor Augen stellen. In einem solchen, wenn es im Felde stehet, kostet jeglicher Mann durch die Bank täglich einen Reichsthaler, welches Geld täglich würklich vorhanden seyn und ausbezahlet werden mus. Hiezu sind Geschüz und die ganze Artillerie und 100. dergleichen Dinge noch nicht einmal mitgerechnet. Man nehme jezt nur eine Armee von 100,000. Mann; man lasse sie nur 3. Jahre im Felde stehen; man rechne die Summe, die es kostet, sie zu unterhalten. Gewis man wird erstaunen, nicht wo das viele Geld in der Welt bleibet, sondern wo es noch alles herkommt!

Es ist allerdings wahr, daß vieles Geld zu Wasser und zu Lande durch allerlei Fälle würklich verlohren gehet, ein guter Theil desselben im ganzen betrachtet, auch in der That abgenüzet wird. Aber welch eine Kleinigkeit machet dieser zusammengenommene Verlust noch aus in Vergleichung der ganzen Berge von Gelde, die

blos

blos ein Opfer der menschlichen Wollust werden. Rechnet nur diejenigen Gold- und Silbermünzen, die wir nicht mehr in der Tasche, sondern auf der Tasche, und heutiges Tages schon auf allen Näthen tragen: Fraget unsere ekelen und verwähnten Mäuler, die jezt nicht mehr aus hölzernen oder irdenen, sondern aus goldenen und silbernen Gefässen trinken und essen wollen; wo das viele tägliche zugeprägete Geld bleibet: rechnet nur blos die silbernen Thee- und Caffeetöpfe einer einzigen Stadt zusammen! O wie viele Bürger werdet ihr finden, die bei uns blutarm, aber in Vergleichung voriger Zeiten sehr reich zu nennen sind. Fahret solchergestalt in der ganzen Untersuchung eines einzigen Fürstenhofes und einer einzigen Bauerhütte fort! ihr werdet erstaunen, wie vieles, wie ungleich mehres Geld in der Welt ist, ohngeachtet die Zeiten in keinem Stüke dadurch gebessert worden.

Es ist unglaublich, was für eine Menge Silber (denn Gold brauchen sie eben so viel nicht) von den Drathziehern und Bortenwürkern jährlich verderbet wird, nach dem fast kein Schuhknecht mehr ist, der nicht eine Gold- oder Silberne Galone auf seinem Sonntagshut, und kein Kindermädgen, die nicht eine dergleichen Spize auf ihrer Galahauben tragen will. Aus einem Loth goldener Spizen oder Borten, zumal wenn sie nach der heutigen Art recht auf den Betrug, und nur obenhin gemacht sind, daß die Schinnen, wenn man nur daran rührt, abspringen, bekomme ich beim Ausbrennen kaum den vierten Theil wieder, das andere fällt ab, verreibt und verliert sich; mithin gehen von jedem Centner Silber, der auf den Drathzug kommt, gerne 3. Viertheil zuschanden, nebst dem wenigen Gold, so man zur Färbung desjenigen Silbetdrats hinzu thun mus, aus welchem die Goldborten rc. gemacht werden.

Es könnten hier noch viele andere Dinge angeführt werden, die das Geldconsumiren, wann wir uns nicht in den Schranken halten müsten; Es wird also genug seyn, nur dasjenige, was wir weitläuftig hievon aufgezeichnet finden, wegen Enge des Raumes, hier ins Kurze zu fassen:

Da wir nun wenig Silber und Gold aus der Erde graben, und jährlich so viel vermünzen, so viel auf den Kleidern und Hüten abreiben und zu Staub machen, eben so viel aber in unsern Puzschränken müsig stehen lassen: So frage man nicht, wo dasselbe hinkomme?

Wenn also das Geld in einer Cassa sich vermehren soll, mus man viel hinein und wenig heraus thun. Eben so natürlich geht es auch mit dem Reichthum der Länder zu, die kein Gold und Silber aus der Erde graben. Sie müssen wenig Geld an andere hinaus schiken, und desto mehr von andern herein ziehen. Allein da betrachte man einmal unsere teutsche Staaten. Was für Geld wird nicht alle Jahr ausser Landes geschikt, unsere Wolluste in Essen und Trinken und unsre Eitelkeiten in Kleidern und Meublen zu unterhalten? man rechne nur den einzigen Caffee, den nun auch der Holzhaker erst trinken mus, ehe er an seine Arbeit geht. Man schlage auf 1000. Personen, die Caffee trinken, eine in die andere, wöchentlich ein halb Pfund, das thut in einem Jahr 260. Centner, zweimal so viel Zuker dazu, sind 520. Centner, jenen a 30. kr. und diesen nur a 15. kr. gerechnet, beträgt 26000. fl. so wir nur für 1000. teutsche Caffeemäuler jährlich nach Amsterdam oder Marseille schiken. Und wie bald sollte man nicht 100,000 solche Creaturen in Teutschland zusammenzehlen, als welche zusammen jährlich mehr denn dritthalb Million Gulden blos für dieses allein den fremden Krämern zuschleppen? Dörften die Türken Wein trinken, wie wir, sie würden dem Caffee bald gute Nacht geben.

Man rechne nun nach diesem Fus die ausländische Weine, deren wir so schon ent-

übrigt

übrigt bleiben könnten; die ausländischen Stofe und Zeuge, dafür die unsrigen nicht aufkommen können; und die vielen ausländischen Gewürze, deren wir zum Theil auch wohl entrathen könnten, und worunter insonderheit auch der ausländische Rauch- und Schnupftobak gehöret: So wird man bald mit Händen greiffen, daß wir Teutsche es uns recht angelegen seyn lassen, unsre Armuth zu befördern, und andern das Geld Millionen weis zuzutragen.

Was bringen wir aber an baaren Geld dagegen von andern zu uns herein? und was haben wir gutes, damit wir andern hinwiederum ihr Geld abloken könnten? warlich sehr wenig! der ganze Wehrstand trägt uns nichts; und der Lehrstand auch nichts. Mithin fällt alles auf den Nährstand, der sich und die beiden andern erhalten mus.

Zum Nährstand gehört der Kaufmann, der Handwerksmann, der Akersmann. Womit handeln unsere Kaufleute? sind es Producta, die in unsern Landen gewachsen, die in unsern Fabriquen und Manufacturen erzeuget und verfertiget worden?

Man sehe nur ihre Gewölber, ihre Preiszettel und Musterkarten durch: Alles was unser Land hervor bringt, das nennen sie schlecht. Sie führen es zwar auch; allein nur für den gemeinen, geringen Mann, was ein wenig ein Herr, eine Frau oder Jungfrau ist, die wird so was schlechtes nicht nehmen. Es mus fein Englisch, Französisch und Holländisch seyn ꝛc. Kurz, die Anzahl deren, die unser Gemächte an Auswertige verschliessen, ist gegen die Anzahl derer die mit Auswertigen Waaren ins Land handeln, wie eins gegen zehn. Und bis wir einen Thl. oder wenn wir en gros reden wollen, bis wir eine Million von Ausländern lösen, haben wir ihnen deren zehen gezahlt. Mit dem Handwerksmann steht es nicht viel besser. Die Lebensmittel werden immer höher gesteigert, und hingegen der Arbeitslohn bis aufs Blut herunter gepresset. Der Handwerker werden täglich mehr und der Arbeit immer weniger. Unsere Fabriquen sind lange nicht in demjenigen Schwung, in welchem sie stehen sollten. Sie gehen ein, sie stehen still und nehmen ab, und mithin ist auch der Verschlus bei weiten nicht von der Erheblichkeit, von welcher er seyn könnte, und das meiste fällt endlich auf den Akersmann; An diesem hangt sein Herr wie ein Egel, und saugt ihm das Blut aus allen Adern, und das Mark aus seinen Knochen; denn beide scheinen dazu gemacht zu seyn: wir andern haben nichts, als was wir erwerben, stehlen, oder ererben. M.

Alles obig-erzehlte aber sind nur Kleinigkeiten; der berühmte Herr von Loen giebt noch weit mehr Ursachen in seiner 2ten Schrift von dem Geldmangel hievon an, aus welcher wir zu Ergänzung dieser Abhandlung ein und anderes hier anzuführen vor dienlich erachten. Er sagt: die wahrhaftige Ursache davon ist wohl ausser Zweifel die durchgehends im bürgerlichen Leben eingerissene Unordnung; da kein Mensch sich mehr nach seinem Vermögen richtet, sondern alles vom Grossen bis zum Kleinen, sich über sein Ziel zu messen gewohnet ist. Wir machen tausenderlei entbehrliche Dinge zu Nothwendigkeiten oder zu einem unumgänglichen Wohlstand. Da nun jeder, nach seiner Art, im Ueberflus leben will, so entstehet daraus ein allgemeiner Mangel.

Betrachte ich die verschiedene Stände überhaupt und einen jeden insbesondere, so finde ich, daß alles darinnen übertrieben wird, und daß die Ordnung, die allen Dingen Maas und Ziel sezen sollte, durchaus fehlet. Der Land- und Feldbau ist der sicherste Grund der allgemeinen Nahrung und des Ueberflusses, und gleichwohl wird nichts bei uns mehr vernachlässiget. Die Bauren sind bei nahe so dumm als boshaft. Die wenigsten arbeiten mit Vernunft und mit Uberlegung, sie sind dergestalt an die Armuth und an das

das Elend gewohnt, daß sie keinen andern Gebrauch des Geldes wissen, als daß sie, wenn sie etwas haben, solches zu Ehren ihrer Feiertäge versauffen. Das erste und vornehmste Erwerbungsmittel bei uns tauget also nichts. Die Edelleute, die wenig Einkünfte und desto mehr kühnen Stolz und wunderbare Einbildungen haben, würdigen die Ordnung und die Haushaltungssorgen nicht der Mühe werth ihre Gedanken darauf zu schlagen. Sie borgen grosmüthig und leben prächtig, so lang ihr Credit währet; hernach verderben sie hochadelich. Der Krieg und der Hof ernähren diejenigen, die noch ein wenig Herz und Lebensart besizen. Allein ihr bester Dienst bestehet darinnen, daß sie die Bauren plagen und dem Fürsten helffen das Land verzehren. Die Handlung liegt in lezten Zügen und vermacht an manchen Ort ihre noch übrige Baarschaften den Bankeruttiren, welche selten so weit verderben, daß sie mehr Mangel leiden als ihre Glaubiger. Bei den Grossen verbirget sich der Mangel unter einen äusserlichen Glanz; tritt man näher, so entdekt man eine entlehnte Pracht mit überhäuften Schulden. Nie haben die Fürsten ihre Kammerräthe mehr geängstiget, Geld herbeizuschaffen. Was thun diese Leute nicht, wenn man ihnen freie Hände lässet, und ihnen die Anweisung auf die gemeine Wohlfahrt giebt? Bei Hof mus der Uberflus herrschen, sonst würde die Hoheit darunter leiden. Trauriger Uberflus! der den Mangel zeüget, und die Unterthanen wie die Schwämme ausprësset.

Betrachte ich unsere närrische Wohlstandsartigkeiten, und die allenthalben im gemeinen Leben eingerissene und noch täglich zunehmende Misbräuche, so wundere ich mich keineswegs, daß die Münzen fehlen. Die Mode ist eine anstekende Krankheit, welche die Einbildung der Menschen erhizet, andern alles nachzumachen, und durch immer anhaltende kleine Narrheiten zu verderben. Unsere Vorfahren lebten biedermännisch und bürgerlich. Heut zu Tag will alles einen grossen Herrn spielen: was man sonst mit einem paar Thaler ausgerichtet, da langen heut zu Tag kaum ein paar Carolinen hin. Es ist also noch Geld genug in der Welt, allein es hat dadurch seinen Werth verlohren, weil der Menschen zu viel sind, die vornehm und reich scheinen wollen, mithin mehr Geld brauchen zur Pracht und zur Eitelkeit, als zur nothdürftigen Bequemlichkeit dieses Lebens. Es ist also unmöglich so viel Münzen zu schlagen, als heut zu Tag ein jeder zu seinen weitausschweiffenden und sich selbst gemachten Nothwendigkeiten vonnöthen hat; zumal da ohnedem der Preis der Waaren und der Lebensmitteln steiget, und dargegen der Werth der Münze noch täglich fällt. Dergestalt, daß einer, der vor diesem mit einem paar hundert Thaler hausgehalten, iezo kaum mit tausend des Jahrs auskommt; wobei er sich noch dazu ängstigen und dem sogenannten Wohlstand nicht wenig auf den Fus tretten mus. Vor diesem hatte ein Canzler oder Rath, denn von geheimen Cabinets- und Staatsräthen muste man an unsern fürstlichen Höfen von fünfzig Jahren noch nichts, eine Besoldung von hundert Ducaten mit einer kleinen Hausbestallung: dieses war alles was er von der Freigebigkeit und Grosmuth seines Fürsteh erwarten konnte. Heut zu Tage brauchen diese Leute noch viermal so viel, und machen noch Schulden dazu. Vier Dienstboten kosteten damals nicht so viel zu unterhalten, als heut zu Tage ein einziger Libereiträger, der selten zufrieden ist, wann er nicht eine Uhrkette zwischen den Beinen pampeln, und eine silberne Tobaksdose in der Taschen hat. Das Silber heisset ohnedem nicht viel mehr bei uns, und wenn es so fort gehet, so wird man bald alles mit Ducaten und Carolinen berechnen, und nur die Bettelleute mit Silbermünzen abfertigen müssen.

Wolte sich ja ein bescheidener und ehrbarer Mann entschliessen, seine Haushaltung

tung vernünflig und nach seinem Vermögen einzurichten, so müste er gewärtig seyn, allen grosmüthigen Spöttern zu artigen Einfällen zu dienen. Man würde ihn für blödsinnig halten, weil er nicht das Herze hätte, wie andre ehrliche Leute zu verderben, und ihre Glaubiger ums Geld zu bringen: Der Geiz ist ein schändliches Laster? Solte man sich nicht deswegen eine Ehre daraus machen, das Geld zu verachten? O fürwahr! es lässet sehr schlecht, wann vornehme Leute um solche Kleinigkeiten sich bekümmern wollen.

Dieses ist heut zu Tag die wahre Sittenlehre derjenigen Leute, die zu leben wissen; Es ist nun einmal bei ihnen ein ausgemachter Glaubens-Artikel, daß alle Leute geizig sind, die noch ein wenig auf Ordnung und Sparsamkeit halten; da im Gegentheil nur diejenigen als grosse Seelen betrachtet werden, die keine Ausgaben und keine Schulden scheuen. Ihr Aufwand giebt ihnen das Ansehen einer edlen Lebensart. Sie dürfen bei Hof erscheinen, und auch mit der Fürstin spielen; sie sind allenthalben angenehm, und haben sie gleich das Unglük, daß sie endlich ausgesekelt werden, so behalten sie doch immer ein kühnes und erhabenes Wesen. Jedermann giebt ihnen das Zeugnis, daß sie sich mit Ehre ruiniret hätten.

Welches Unglük für ein Land, wenn der Fürst selbst mit einer solchen falschen Grosmuth angestekét ist. Er wird viele tausend ins Elend und ins Verderben sezen, um einen prächtigen Hof zu haben, und ein paar duzend Hofschranzen zu bereichern. Alles wird bei ihm von Gold und Silber glänzen; Auf den Dörfern aber wird die Armuth und das Elend die Menschen an den Bettelstab bringen. Er wird einem der ihm ein Bottschaft bringet, hundert Ducaten schenken; Mitlerweilen daß seine Exequirer einen armen Mann von Haus und Hof jagen, weil er dreisig Albus Steuergelder schuldig ist. Er wird einem unwürdigen Schmeichler ein Jahrgeld von etlichen tausenden anweisen, unterdessen daß ein alter Soldat, in seinen Diensten grau worden ist, sein Leben im Hospital endigen mus. Er wird zuweilen einen schädlichen Dienst mit Perlen und Juwelen vergelten, und dargegen die weisen Rathschläge eines ehrlichen Mannes mit Schimpf und Ungnade belohnen. Die Unterhaltung einer Buhlerin wird ihn mehr kosten, als zwei bis drei Aemter ihm eintragen. Comödie, Spiele, Musik, Tafel, Jagd werden ihm mehr Geld wegnehmen, als die nöthige Unterhaltung der Staatsdiener und Beamten. Alles was die Erde köstliches trägt, das wird bei Hof einem Hauffen Müsiggänger aufgetischet und mit üppiger Kehle verschlukt; da man unterdessen an vielen Orten, den Landmann seine arme Hütte verlassen, und mit Weib und Kind und einem Stab in der Hand nach fremden Ufern wandern siehet, um daselbst eine bessere Obrigkeit und mitleidigere Menschen zu suchen.

Wollen wir den allgemeinen Wohlstand in der bürgerlichen Gesellschaft blühen sehen, so müssen wir unsre Lebensart nach der Alten vernünftigen Einfalt wieder einrichten, und die vielen eingebildeten Nothwendigkeiten, die aus blosser Eitelkeit und Hoffart sind eingeführet worden, vermindern und abschaffen. Der gröste Fürst brauchte vor diesem kaum die Helfte so viel Geld zu seinem Aufwand als jezo würklich drauf gehet. Diese Helfte könnte mit vielem Nuzen rulliren; eine Million Abzug im fürstlichen Pracht würde dem Land zehen Millionen Nuzen schaffen. Die Unterthanen würden nach dem Exempel des Hofs auf gleiche Weise ihren unnöthigen und überflüssigen Aufwand einziehen. Der tyrannische Wohlstand, der bisher eine allgemeine Menschenplage ist, würde die stolze Bürger nicht mehr quälen und sie nöthigen, über ihr Vermögen zu thun. Viele tausend Menschen würden weniger zu Dienstbotten gebraucht werden, weil man ihrer müsigen Aufwartung entbehren

könnte. Diese müßige Hände müsten also arbeiten und sich regen, wann sie ihr Brod gewinnen wollten. Dieses gäbe also einen merklichen Anwachs im Feldbau, in den Fabriken und in allerhand Künsten. Hieraus entstünde ein Vorrath beides von rohen als gearbeiteten Waaren: diese würden der Handlung Stof und Gelegenheit geben, sie zu vertreiben und umzuschlagen. Diese Handlung würde nicht allein dem Geldmangel begegnen, sondern auch noch mehr Menschen ins Land ziehen, und die Nahrung und Arbeiter darinnen vermehren. Reichthum und Uberflus würden daraus alles in Bewegung sezen, die Macht des Fürstens würde mit der Glükseligkeit des Volks zunehmen, und weiter nichts als eine gute Policei erfordern, um alles in diesem Stand zu erhalten, mithin denen Misbräuchen und Unordnungen zu wehren, welche sonst der Uberflus pflegt nach sich zu ziehen.

Einfältige und sichere Lebensart! Wie wenig kostet es hier Mühe, einen vernünftigen Wohlstand zu besorgen; da die Unordnung und die übertriebene Pracht so viel Verdrus, Unruhe und Misvergnügen allenthalben verursachten. Solte man nicht ein ruhiges, gemächliches und unschuldiges Leben einem so sorgenvollen Grosthun und dem närrischen Wahn einer eingebildeten Herrlichkeit weit vorziehen? Viele leben in der That arm, um reich zu scheinen. Sie glänzen von Gold und Silber, wann sie ausgehen, und frieren zu Haus an einem kalten Ofen; mancher verschenkt seine Ducaten, und behält nicht so viel übrig dem Beker das Brod zu bezahlen; ein andrer verspielt des Abends, was er den andern Morgen mus suchen zu borgen, und tractiret mit Champagner und Burgunder, um hernach die Cur in Wasser zu trinken. Alle leben in Nahrungslosen und beklemmten Umständen, nur um vornehmer und reicher zu scheinen als sie sind. Ich habe dergleichen grosmüthige Seelen in meinem Leben viele gekennet. Der Französische Point d'honneur ist bei uns Teutschen ein wahrhaftiger Tyrann. Man wagt alles, man borgt alles, und wenn man nicht mehr borgen kan, so legt man sich auf schändliche Practiken und Betteleien. Da hilft immer einer den andern verderben. Nur die Kaufleute allein haben hier noch ein Privilegium, daß sie im Nothfall Bankerut machen, und mit ihren Glaubigern sich vergleichen, ihnen für hundert zehen oder zwanzig zu bezahlen.

Was ist hier zu thun? Wer will über alle diese Kleinigkeiten Geseze und Ordnungen machen? Und was beinahe unmöglich ist, wie will man darauf halten? Es heist: Minima non curat prætor. Wer will den Leuten verbieten, das Geld wegzuschmeissen, zu tractiren, zu verschenken, sich modisch zu kleiden, zu bauen, das Gesind vollauf zu halten, u. ihm alle Freiheit und Muthwillen zu gestatten? Wie, wird man sagen, darf ich nicht mit meinem Gelde machen was ich will? Mit nichten; dann es ist dem gemeinen Wesen daran gelegen, daß niemand seiner Güter misbrauche.

Ich will hier zum Beschlus nur einen beiläufigen Begrif davon geben: Es sind Dinge, die überhaupt nichts taugen, und die deswegen durch ein allgemeines Geseze solten abgeschaffet werden: darunter gehören 1) alle geistlichen und weltlichen Betteleien, sie mögen Namen haben wie sie wollen. Dann in einer wohlverfasten Republik ist es eine Hauptnothwendigkeit, daß die Lehrer besoldet, die Armen versorgt, Bettler und Müßiggänger aber zur Arbeit angewiesen werden. 2) Alle Gevatterschaften und Kindtaufsgepränge; dann sie heissen nichts und sind durchgehends sowohl Reichen als Armen beschwerlich. 3) Alle Hochzeitweitläuftigkeiten und Geschenke; dann angehende Eheleute brauchen ihr Geld zum Anfang ihrer Haushaltung selbst und es ist dem gemeinen Wesen nichts nach-

nachtheiliger, als daß man hier junge Leute hindert, sich zu heirathen, oder wenn sie den schweren Tritt wagen, ihre Nahrung gleich in ihren Anfängen durch unnöthige Ausgaben schwächet. 4) Alle unnöthige Leichenpgeränge und Trauerkleidungen; denn sie sind nichts anders als blose Grimmassen, andre aber die ihren Nuzen davon haben, nur lachen machen: heidnische Pfaffereien und lustige Trauerspiele, die denen Christen, welche bei Sterbfällen und Begräbnissen ganz andere Betrachtungen haben solten, gar nicht geziemen. Alle Geschenke bei Erlangung öffentlicher Ehrenämter und Würden; Dann dieses ist nicht allein eine grosse Prahlerei, sondern man macht dadurch auch andern ehrlichen Leuten ein böses Spiel, welche die Gelder öfters darzu borgen müssen, und Weib und Kinder, wenn der Mann kurz darauf stirbt, in grossen Ehren und nothdürftigen Umständen hinterlassen. Auch giebt man selten dem Volk etwas, das man nicht von dem gemeinen Wesen sich wieder bezahlen läst. Diese Wechselbriefe taugen nichts. 6) Alle Neujahrsbetteleien: Diese sind theils schimpflich, da gleichsam eine Helfte der Stadt bei der andern Helfte betteln geht; theils schädlich, weil vielen Menschen dadurch Geschenke abgedrungen werden, die selbst bedürftig sind, oder das Geld nöthig haben. 7) Alle und jede Gattungen von Gesellschaften, die eine durchgängige Verbindlichkeit haben, zu gewissen Zeiten bestimmte Geschenke und Tractamente zu geben: denn ob man gleich einem Reichen an und für sich selbst die Freiheit lassen mus, mit seinem Geld sich Ehre zu machen, so leidet doch darunter die gemeine Billigkeit, wenn man auch andre, die nicht so bemittelt sind, zu gleichen Unkosten nöthiget, dadurch wird das natürliche und gesellige Wesen unter den Menschen mehr gehindert als befördert: und nichts als Eiffersucht, Neid, Hass und Misgunst erreget. 8) Alle fremde Moden und Kleidertrachten; dann solche schleppen nicht nur vieles Geld aus dem Land, sondern verursachen auch einen doppelten unnöthigen Aufwand in Kleidern; da man sonst, wenn man seine Kleider so lange träget als sie halten, mit der Helfte Unkosten davon kommt. Nun ist dieses eine unläugbare und allgemeine Grundregel, daß ein Staat um so viel blühender ist, je weniger dessen Einwohner das Geld nöthig haben, um ruhig, gemächlich und klükselig zu leben. 9) Eben diese Beschaffenheit hat es auch in Ansehung der grossen und prächtigen Gebäude, Lustgärten und dergleichen, denn obgleich das Bauen eines der nüzlichsten Handthierungen im bürgerlichen Leben ist, so mus doch darinnen Ziel und Maas gehalten werden, damit diejenigen, die sich mit solchen Schaden abgeben, nicht sich, oder doch ihre Kinder in nahrlose Umstände sezen, dergestalt, daß manchmal Leute, die in grossen Pallästen sind gebohren und erzogen worden, in den Hospitälern und milden Stiftern ihr Leben beschliessen müssen. Die grossen Fenster und hohe Säle, welche Waldungen erfordern, um geheizet zu werden, schiken sich nicht zum gemeinen bürgerlichen Lebenl 10) Hierher gehöret auch die Gesindesordnung; denn man solte nicht meynen, wie viel ein böses Gesinde und die fast durchgehends herrschende Misbräuche und Unordnungen zum Verderben der Haushaltungen mit beitragen; dergestalt, daß es kein Wunder ist, wenn alle vernünftige junge Leute, welche alle obgenannte Umstände überlegen, ein billiges Grauen vor dem Ehelichen und häuslichen Leben bekommen.

Man rechne nur einmal die Unkosten, welche jährlich auf diese zehen Puncte verwendet werden, zusammen; so wird

man finden, daß sie wenigstens die Helfte unsrer Ausgaben ausmachen; wann wir also mit noch mehr Ruhe und Bequemlichkeit unsre Unkosten auf die Helfte herunter sezen könnten, so ist kein Zweifel, der Geldmangel würde nach und nach von sich selbsten schwinden, oder doch nur bei muthwilligen und liederlichen Verschwendern sich einfinden, welche hernach diesen Mangel als eine gerechte Straffe ihrer Unordnung und ihres Vergehens, allein sich beizumessen hätten. Da man im Gegentheil bei obigen Misbräuchen, weil sie zu einem vollgütigen Gebrauch erwachsen sind, nicht kan wie man will; mithin von sich und seinen Ausgaben mit nichten Meister ist, weil man in dem gemeinschaftlichen Umgang, und der Verbindung mit andern Menschen, mithin unter dem Zwang der Thorheiten und Misbräuche lebet. Die Laster der Unzucht, der Völlerei und die grossen Spiele rechne ich nicht mit zu dieser Classe, denn solche sind durch die Geseze allenthalben verbotten, und in ein und andern Theilen dieser auserlesenen Sammlungen schon lächerlich gemacht worden; Wir brechen dahero ab, und weisen den G. Leser auf die vorhergehende Theile dieses Reeferendarii; insbesondere aber p. 143. des 4ten Theils, und p. 106. des 2ten Theils.

Von der so verderblichen Gewohnheit des Spielens.

Ein Laster kan nimmer heslich genug vorgestellet werden. Allein wenn man es gar zu arg abmahlet: so findet sich niemand, der das Urbild zu der Abbildung seyn will. Die mehrsten Moralisten versehen es in diesem Stüke. Mit aller ihrer Mühe gewinnen sie nichts anders, als daß der Mensch, welcher allemal die beste Meinung von sich selbst heget, vorüber gehet und saget: Das Bild ist schön gemahlet: allein ich bin nicht getroffen.

Die Spielsucht ist ohnstreitig ein unleidliches und der Verfassung der ganzen menschlichen Gesellschaft offenbar widerstrebendes Laster. Alle vernünftige Leute haben solches jederzeit mit den abscheulichsten Farben abgemahlet. Aber vergebens. Die Sache gehet uns nicht an; wir spielen nur zum Zeitvertreibe. Dieses sind beständig die gütigen Entschuldigungen geblieben, womit die spielsüchtigen Menschen sich zu rechtfertigen bemühet haben.

Wir wollen demnach ihr Bild mit etwas schmeichelhaften Farben entwerfen. Vielleicht daß die Eigenliebe so weichlich ist, und die Strafe bei der Schmeichelei verschmerzet. Vielleicht, daß sie ihr Bild an einigen vortheilhaften Zügen erkennet, und darüber die unanständigen zu verbessern bewogen wird. Jene Königin von Egypten, als sie sahe, daß ein Mahler sie in sehr wollüstiger Stellung, aber zugleich in ganz ausnehmend schöner Gestalt gemahlet hatte, vergab ihm den Schimpf, weil er ihr so wohl geschmeichelt hatte.

Doch es fällt uns jezt eine Geschichte ein, welche zu gegenwärtiger Abhandlung nich besser mit Fleis hätte gemachet werden können. Hier ist sie:

An dem Hofe Carls des Grossen, war eine Gräfin, Nahmens Xiphilinde, welche theils aus Gewohnheit, theils aus Mangel anderer Ergözlichkeiten, das Spiel aufs äuserste liebte. Sie war von der Natur mit allen denjenigen Vorzügen begabet, welche dieser kostbare Zeitvertreib erfordert. Ein ansehnliches Vermögen, schöne Augen und wohlgemachte Hände waren nicht ihre geringste Eigenschaften. Sie spielte hoch, glüklich und mit unglaublichen Eifer. Der Kaiser gab sich zwar viel Mühe, die sich immer mehr äusernde Neigung zum Spiel auszutilgen, weil das Trinken dadurch gehemmet wurde. Allein es war alles umsonst. Einsmals langte ein vornehmer Freiherr aus Italien an seinem Hofe an. Dieser hatte das Unglük eine wichtige Summe an die Grä-

Gräfin zu verspielen. Die Kaiserin, welche ungern sahe, daß die Fremden an ihrem Hofe gleichsam als in Feindes Lande leben, und denen streiffenden Partheien ausgesezet seyn sollten, auch wohl wuste, daß die Ausländer den Charakter einer ganzen Nation, so gar aus dem Geschmake der Suppe, errathen könnten, mismisbilligte die Aufführung der Xiphilinde gar sehr; und war auf Mittel bedacht, diesem Übel zu steuren. Gleichwie aber das Vornehmen und die Ausführung, bei gewisen Personen, nicht weit von einander entfernet zu seyn pflegen: also nahm sie gleich des andern Tages Gelegenheit, dem Fremden, wegen seines Verlustes, hinlängliche Genugthuung zu verschaffen. Kaum waren Hände und Füsse schwerer geworden; kaum hatte die schöne Ungedult der langen Mahlzeit ein Ende gemachet: so nöthigte die Kaiserin die Gräfin und den Fremden zu sich in ihr Cabinet, um daselbst die lange Weile zu verspielen. Beide waren willig und wohl auf. Dieser über die Ehre, jene über das theure Vergnügen. Der Fremde führet die Gräfin an der Hand. Man sezete sich mit grosser Emsigkeit nieder. Die Munterkeit blizete der Xiphilinde aus den Augen. Dreimal hatte sie schon zu dem Fremden gesaget: Er würde so höflich seyn und verlieren, und die grosse Ehre bedenken. Dreimal hatte sie schon beide Schultern in die Höhe gezogen, um sich in eine bequeme Stellung zu sezen; als der unglükliche Augenblik erschien, worinn ihre Wangen die Röthe, ihre Augen das Feuer, und ihre Hände die Lebhaftigkeit verlieren solten. Ich spiele nicht höher als den Fisch um einen Pfenning Scheidemünze, sagte die Kaiserin. Ein Pfenning Scheidemünze? Nichts hätte der Gräfin empfindlicher seyn können, als dieser Ausspruch. Das allerempfindlichste aber war, daß sie zu dem Befehle stillschweigen muste, und auch nicht einmal gegen den Fremden ein wenig lächeln durfte. Dieses war die von der Kaiserin ihr zugedachte Strafe. Acht Tage, und jedesmal drei Stunden, muste sie ihre Gedult mit der Scheidemünze versuchen. Endlich aber blieb sie unter dem allzeit fertigen Vorwande einer Kolik vom Hofe weg. Sie wurf sich auf ein Kanape, und entfernet von Wind, Geräusch und artigen Schwäzern, beklagte sie ihr milzsüchtiges Verhängnis. Indessen muste ein jeder der Gräfin die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie die freigebigste Dame am ganzen Hofe war. Sie spielte blos um die Zeit mit Vergnügen hinzubringen. Allein ihr Vergnügen war durch die Gewohnheit verderbet, daß sie beim Spiele keine Aufmerksamkeit haben konte, ohne grosse Summen zu wagen. Sie tadelte sich selbst deswegen, und wünschte oft, sich überwinden zu können. Allein die Gewohnheit war bei ihr zur andern Natur, und der Verstand ein Sklave des Herzens geworden.

Der Geist dieser Gräfin ist, wie Evens Unenthaltsamkeit, auf ihre Nachkommen ziemlicher massen gefallen. Wir sehen ehe tausend von ihrer Art, als einen einzigen, der eine vorsezliche Begierde hätte, sein Glük auf den Untergang anderer zu bauen. So unmenschlich als dieses Laster ist: so menschlich ist hingegen der Fehler, den die Nachfolger der Xiphilinde besizen. Er verdienet ehe mitleidig gebessert, als gestraffet zu werden.

Nichts ist in der Welt gewiser, als daß eine Begierde durch die andere unterdrüket wird. Die stärkere überwindet die schwächere. Wer in äussersten Grad lasterhaft ist, wird nimmermehr mittelmässig fromm werden. So wie er in den Lastern ausgeschweiffet hat, eben so wird er auch in seiner vermeinten Frömmigkeit ausschweiffen. Die jugendlichen Bewegungen werden gemeiniglich durch die stärkere Begierde der Liebe erstiket. Weil die Liebe gar zu stark ist; so wird sie selten durch andre überwunden. Die Einsamkeit, das Reisen, das Spiel haben selten Reizungen genug, um die Liebe unterdrüken zu können, wenn gleich unsre

Einbildung alle Kräfte anwendet, sie zu verschönern.

Es wäre also zu untersuchen, ob nicht ein bequemers und die Begierden stärker reizendes Vergnügen, als das Spiel, könne erdacht, mithin dieses durch jenes erstiket werden.

Der König von Frankreich hat vor kurzer Zeit in alle grosse Städte, wo starke Besazungen liegen, Comödianten gesendet, um in den Officiers, durch solche Lustbarkeit, die Begierde zum Spiel zu dämpfen. Nach diesem Beispiel, solte eine Landesherrschaft sich bemühen, ihren Unterthanen eine wohlfeile Ergözlichkeit zu verschaffen, wodurch sie vom Trinken, vom Spielen und andern Leib- und Gutverderbenden Anschlägen abgezogen würden. Diesen Endzwek noch besser zu erreichen; so sind nicht allein Commödien und Opern, sondern auch Concerte, Bälle, Redouten, Assembleen, die allgemeine Hechel, oder die sogenannte Gränzle, und dergleichen, heutiges Tags so empor gekommen. Dis bringt zwar der Menschheit wenig Ehre. Sie solte billig über ihren verderbten Zustand erröthen; Allein es will, so lange die Welt stehet, keine rechte Besserung erfolgen. Es ist uns zur Natur geworden, daß wir eine Schwachheit durch die andere erstiken müssen: Unsere Bemühung kan also bei dieser Voraussezung einiger massen erlaubet werden. Sie gehet einzig und allein dahin, die grössern Ausschweifungen anfangs durch geringere zu dämpfen, und nach und nach dieselben gar zu verbannen. Eine Gewohnheit wird nicht auf einmal angenommen, und noch weniger auf einmal unterdrüket.

Wenn die Gesellschaften aus lauter frommen, gelehrten, wizigen, feurigen, und aufgewekten Leuten bestünden: so würde man mit nüzlichen Unterredungen, und angenehmen Geschäften seine Zeit hinbringen können. Allein die Erfahrung mag hier vor uns reden. Es kömmt eine Zeit, da wir aufhören mit unser eignen Person beschäftiget zu seyn, da die Selbstliebe unachtsam, und die Einbildungskraft müde wird, da die Dinge in der Welt ihre junge Neuigkeit verlieren, da sich eine gewise geistlose Einöde in unserm Leben äussert, und eine heimliche lange Weile unsre Ruhe verdirbet: alsdenn suchen wir entweder durch Spielen, oder durch andre zu erdenkende Lustbarkeiten dieses Leere in unserem Umgange auszufüllen. Glüklich ist alsdenn derjenige, welcher in seiner Jugend so viel Thorheiten begangen, daß er sein Alter mit Erzehlung und Bereuung derselben verweilen kan! sagte jener Projectmacher, als er zur Ruhe kam, und durch mühsame Unternehmungen, die ihn unruhig gemacht, sein Vermögen im Spiel und Reisen vollends aufgeopfert hatte.

Die nakte Wahrheit.

Die Wahrheit mag man weder sehn noch hören,
Die Schmeichelei hält man statt ihr in Ehren,
Die teuscht den Sinn durch eine süsse List;
Wie kömmt es denn, daß man die Wahrheit scheuet,
Und ihr fast nie das schuldge Recht verleihet?
Man schämt sich ihr, weil sie stets nakend ist.

Die verleegne Waare.

Ein Jude, wohlgewöhnt des Tags umher zu wandeln,
Rief jüngst: ist hier nichts zu verhandeln?
Ja, rief die Claudia, mein schönes Angesicht.
Pfui, schrie der Jud, ich kauf verlegne Waare nicht.

Gedan-

Gedanken von dem Tode auf dem Bette der Ehren.

Der Tod auf dem Bette der Ehren ist zu allen Zeiten und von allen Völkern hoch geschäzzet worden. Redner und Dichter, Weltweisen und Geschichtschreiber haben sich um die Wette bemühet, denselben zu erheben; ja der Soldatenstand scheinet für allen andern Ständen sich ebē deswegen einen Vorzug erworben zu haben, weil er mit so vielen Gefährlichkeiten verbunden ist, die ein standhaftes Gemüth erfordern, wenn sich ein Mensch zu demselben entschliessen will. Die Meinung, daß mit dem Tode auf dem Bette der Ehre eine gewisse Ehre verknüpfet sey, hat sich kaum auszubreiten angefangen, als sie schon den Beifal der ganzen Welt erhalten hat. Die so vielen tapfern Helden, welche auf dem Bette der Ehre den Lauf ihrer Heldenthaten beschlossen haben, errichtete Ehrensäulen und Denkmale, sind hiervon ein augenscheinlicher Beweis; und die grosse Ehrfurcht, mit welcher wir noch heutzutage die Ueberbleibsel derselben verehren, die uns Zeit und Glük aufbewahret haben, dienen zu einem unumstößlichen Zeugnisse. Nicht die heutigen Zeiten sind es allein, in welchen man den Tod auf dem Bette der Ehre mit besondern Lobsprüchen gepriesen hat, sondern auch die längst verflossene Jahre geben uns hievon mehr als deutliche Merkmale. Ich würde mich in ein gar zu weitläuftiges Feld hinbegeben, wenn ich, daß die meisten Völker auf dem Erdboden den Tod auf dem Bette der Ehre mit besonderer Hochachtung angesehen haben, zu beweisen, die Geschichte der alten und neuen Völker durchgehen wolte. Wie verehrungswürdig ist er nicht bei den Hebräern geachtet worden? Was kan erhabeners gesaget werden, als wenn der grosse jüdische Feldherr Judas seine niedergeschlagene Brüder mit diesen Worten zum Streit ermuntert: (1 Maccab. 9, 10.) Ist unsere Zeit kommen, so wollen wir ritterlich sterben um unserer Brüder willen, und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden. Griechenland und Rom trieben die Hochachtung gegen diesen Tod auf das höchste, so, daß es schwer zu entscheiden ist, ob die neuen Völker in diesem Stükke die alten übertroffen haben. Der Römer sahe diejenigen, so in einem Streite für das Vaterland ihren Geist aufgegeben hatten, als die glükseeligsten Menschen an, die sich durch ihren Tod und durch den damit verknüpften Ruhm ein immerwährendes Leben erworben. Man hieng ihnen zu Ehren Gränze auf, und erneuerte jährlich ihren Ruhm, um denselben in einem unvergänglichen Andenken zu erhalten. Ja so gar Eltern erhielten, in Ansehung ihrer für das Vaterland in einem Treffen gebliebenen Söhne, gewisse Vorzüge und Freiheiten für andern von ihren Mitbürgern. (§. 10. I. de Adopt. pr. excusat.) Die Lobsprüche, womit unter den Dichtern Horaz, Virgil, unter den Rednern Cicero den Tod auf dem Bette der Ehre beehret haben, will ich hier nicht anführen. Wem sind sie wohl unbekannt?

Soll ich wohl vermuthen, daß unsere Vorfahren gleiche Gedanken von dem Tode auf dem Bette der Ehren gehabt? Beinahe solte ich hieran zweiflen, wenn ich ihre wilde Lebensart betrachte, und dabei bedenke, wie gering und eingeschränkt unter einem wilden Volk der Begrif von der Ehre sey. Allein ich mus gestehen, daß ich ihnen ein grosses Unrecht anthun würde, wenn ich ihnen alle Hochachtung gegen den Tod auf dem Bette der Ehre abspräche, und daß ich die Gebeine manches alten berühmten Krigeshelden, vor dessen Schwerte ganze Legionen Römer gezittert, beleidigen würde, wenn ich sagte, daß sie diese ruhmvolle Todesart sinnenlos angesehen hätten. Lasset uns in die alten Zeiten unserer krigerischen Vorfahren zurüke gehen, und ihr Bezeigen in diesem Stüke betrachten. Wir lesen von ihnen, daß sie Kriege ge-

führet und daß die Tapferkeit eine von ihren grösten Tugenden gewesen. Der Geschichtschreiber Tacitus (de morib. Germ. c. 3.) meldet uns, daß sie das Lob der Helden in Liedern besungen haben, daß sie dieses so oft gethan als sie in den Streit gehen und ein Treffen anfangen wolten, und daß sie dieses um deswegen gethan, damit die Gemüther zum Streit ermuntert würden. Wer wolte länger an ihrer Hochachtung gegen den Tod auf dem Bette der Ehre zweifeln?

Ich will mich in die Geschichte der neuern Völker nicht einmal einlassen. Welche trefliche Denkmale grosser Helden weiset uns nicht Teutschland auf? Wie hat nicht Frankreich seine grosse Feldherren verewiget? Wie viele Proben seiner Hochachtung gegen den Tod auf dem Bette der Ehre hat nicht Grosbrittannien an den Tag geleget? und wie erhaben denkt nicht diese edle Nation von dieser rühmlichen Todesart. Lauter Beweise, daß auch noch heut zu Tage die Meinung obsieget, daß mit diesem Tode eine wirkliche Ehre verbunden sey?

Dieses leztere ist dasjenige, was ich hauptsächlich zu erweisen mir vorgenommen habe, und ich mus hier zuforderst erinnern, daß es meine Absicht nicht ist, das Wort Ehre und den mit demselben verbundenen Begrif nach den Regeln der Weltweisen zu untersuchen; sondern ich will nur die Meinung von dem Tode auf dem Bette der Ehre prüfen, ob sie gegründet sey oder nicht.

Der Krieg, man mag ihn betrachten, wie man will, ist einmal zu einem nothwendigen Mittel geworden, wodurch die Streitigkeiten grosser Potentaten entschieden werden, wenn er auch gleich als ein Uebel angesehen wird. Er ist deswegen nöthig, daß sich gewisse Menschen zur Erwählung des Kriegesstandes entschliessen, und indem sie diesen Stand erwählen, sich zugleich bestimmen, ihr Leben, wenn es der Umstand erfordert, freiwillig für das Wohl des Staates aufzuopfern, und mit Freuden der Gefahr und dem Tode entgegen zu gehen. Dieses, wenn man es recht bedenket, kan uns schon genug von der Wichtigkeit dieses Entschlusses überführen. Hierzu werden keine Gemüther erfordert, deren Absicht ist, bei einer einträchtlichen Bedienung gute Tage in der Welt zu geniessen. Man gehe von der Gefährlichkeit ab, welcher die Soldaten zu Kriegeszeiten unterworfen sind, und richte sein Augenmerk auf andere Beschwerlichkeiten, die den Kriegesstand begleiten. Wie manchen Tag mus der Soldat in der grösten Hize, in der strengsten Kälte auf dem freien Felde zubringen. Wie manche Nacht mus derselbe schlaflos überstehen, und wie kurz währet oft seine Ruhe, wenn ihm schon erlaubet wird, seine abgemattete Glieder in etwas zu erquiken. Bald kommen Zeiten, daß er Hunger und Durst ertragen mus. Bald hat er einen beschwerlichen Marsch zu überwinden. Bald überfället ihn eine andere Gefahr, und kurz, sein Leben ist mit den grösten Beschwerlichkeiten verbunden. Man erwäge, wenn man alles dieses bedenket, ob ein hinreichender Grund, einen Menschen zu diesem mühseeligen Stande zu bewegen, vorhanden seyn könne, wenn nicht mit eben diesem Stande eine ganz besondere Ehre verbunden wäre. Man bedenke endlich, wie barbarisch die Kriege unter den Menschen geführet werden würden, wenn grosse Mächte nicht ein ordentliches Kriegesheer auf den Beinen hielten, wenn nicht Menschen sich einfinden, und diesen Stand freiwillig erwählten, und an statt derselben ganze Völker sich aufmachten und gegen einander stritten. Welche Zerstörung, welches Elend würde dieses unter dem menschlichen Geschlecht nicht anrichten? Alles dieses scheint mir den Saz nicht zu bekräftigen, daß diejenigen, welche sich dem Kriegsstande gewidmet haben, einer

einer ganz besonderen Hochachtung würdig sind, da einmal die Kriege in der Welt nothwendig geworden. Haben wir bei diesen Umständen nicht Ursache genug, der Vorsicht zu danken, daß sich noch Menschen zu diesem Stande entschliessen? Und was ist demnach billiger, als daß wir diejenigen mit besonderer Ehrfurcht ansehen, die, wenn wir in unsern Wohnungen in stolzer Ruhe leben, und die Früchte unsers Landes geniessen, wenn wir einen Tag nach dem andern in den Städten, in dem Schosse der Wollust und Ergözlichkeiten zubringen, für uns Hiz und Kälte, Gefahr und tausend andere Beschwerlichkeiten ausstehen, und endlich durch Aufopferung ihres heldenmüthigen Blutes unsere Ruhe und Wohlfahrt befestigen. Gewis, so edelmüthig ihr Bezeigen ist; so viele Ehre ist mit ihrem Tode verbunden.

Vom Caffeegetränke.

Was der Caffee eigentlich seye, und wie solcher zum Gebrauch erfunden worden? solches haben wir zur Genüge in unserm curiosen Dollmetsche pag. 60. abgehandelt, und würde, hier anzuführen, dermalen überflüssig seyn. Wir wollen dahero nur was Weniges von dem besondern Gebrauch u. Nuzen des Caffees berühren: den Nuzen desselben anbelangend, so pflegt derselbe, wegen seiner ölicht-schweflichten Theile und angenehmen Bitterkeit, den Mangel einer guten Galle zu ersezzen, und zur Bereitung eines guten Speisesaffts vieles beizutragē. Und weil er auch solchergestalt die Säure dämpfft: so bekommt er denen besonders wohl, die dergleichen viel im Magen haben, wie den alten Leuten, oder die hypochondrisch, und mit dem Magenkrampfe beschweret seyn. Nur mus man dabei sehen, daß man nicht constipirt, und die Transpiration nicht verhindert wird, damit nicht das schweflichte Wesen zu sehr mit ins Geblüt gehet, dasselbe erhizet, oder wenn es nebst andern scharfen Partikeln unter der Haut sizen bleibt, zum Friesel Anlas gibt; zumalen bei cholerischen Leuten, die ohnedem schon mit vielen schweflichten Partikeln versehen sind. Und da solcher bei so einer Diät genossen wird, wo ohnedem schon allerhand Getränke das Blut flüchtig macht, und man solchen noch darzu, nach der heutigen sehr schlimmen Mode, ohne Unterschied allzuhäufig geniesset: so pflegt er bei denen die zum Aergernis geneigt, und verstopften Leibes sind, oder die sonst viele Galle und Schärfe bei sich haben, dieselbe aus dem Unterleibe ins Geblüt und in die Glider zu treiben; Daher denn bei solchen Personen Lähmigkeit in den Gliedern, Gichtschmerzen, Schwäche der Nerven, und Unreinigkeit des Bluts entstehet, die hernach, wann sie sizzen bleibet, endlich Ausschlag, Friesel und sonst allerhand Krankheiten zuwege bringt.

Was den rechten Gebrauch anbelangt, so kommt zuförderst viel auf das Rösten an, wenn er der Gesundheit recht zuträglich seyn soll: denn ist er zu wenig geröstet, so bleibt noch viel rohes dabei, das die übrige Annehmlichkeit benimmt. Ist er aber zu sehr und lange, und noch dazu in offenen Geschirren gebrennt: so ist das beste und zärteste davon geflogen, und das rukständige ist widerlich, schwächt die Nerven, und gibt zu Herzklopffen, Beängstigung, und Zittern der Glieder Gelegenheit. Und eben das geschieht auch, wenn man ihn zu stark trinket. Ja, da der meiste Theil des Caffees in erdigten Theilen bestehet: so ist er auch alsdann mehr schädlich als nüzlich, wenn man ihn nicht recht abkläret, sondern zu dike trinket; weil er sodann das Blut nothwendig mit solchen irrdenen Theilen anfüllet und verdiket, wenn er zumal von müsigen Personen, und in Menge getrunken wird. Daher es auch kein Wunder ist, daß das müsige Frauenzimmer blaß davon, und

mit andern Unordnungen und Zufällen behafftet wird. Es ist also nach des Hn. Professor Neumanns seiner Chimie der rechte Gebrauch davon also zu machen: *Man bereite sich nicht starken, sondern dünnen, und dabei recht klaren Caffee, so ist man versichert, daß man kein substantiell-pulvericht Zeug, sondern nur zarte ausgezogene, unschädliche gummöse Theile, in den Leib bekomme; Und diese können u. werden niemals Schaden verursachen, wenn dieser Trank mäßig, bescheiden und zu seiner Zeit, also keinesweges überflüßig, zu ofte, oder zur Unzeit, gebrauchet wird.*

Betrachtung über das Gesez des Romulus von der vätterlichen Gewalt.

Wenn ich den Karakter dieses grossen Prinzens, von dessen Gesez von der vätterlichen Gewalt zu handlen ich mir vorgenommen habe, betrachte; so werde ich völlig überzeugt, daß das neue Rom damals von einem Geiste regieret worden, der an Einsicht und Klugheit fast alle Menschen der damaligen Welt übertroffen hat. Alle Anstalten dieses unvergleichlichen Königs sind so beschaffen gewesen, daß sie nothwendig zur Erhaltung der Dauer und der Glükseligkeit eines neugestifteten Staates alles beitragen muste, ja die Folge der Zeit hat gewiesen, welche Vortheile Rom aus den löblichen Anordnungen dieses weisen Königs zugeflossen sind, und wie Rom von Jahr zu Jahr an Macht zugenommen hat, bis es endlich zu derjenigen Grösse gelangt, wozu der Himmel diesen Anfangs gar kleinen Staat bestimmet hatte. Das Gesez von der Gewalt der Vätter über die Kinder, so Romulus den römischen Bürgern gegeben, gehöret unter die vornehmste Anordnungen dieses erhabenen Königs. Es war hart, allein es kan sich nicht leicht ein Staat so vieler gehorsammen Kinder rühmen, als eben Rom.

Worinnen die vätterliche Gewalt bestanden, ist bekant genug. Ein Hauptumstand derselben war das Recht über Leben und Tod, so die Väter in Ansehung ihrer Kinder hatten, und worinnen sich die römische Völker für allen alten und neuen Völkern unterscheiden; ja was diese Gewalt gleichsam zu einem tiranischen Joche, unter welchem die Kinder seufzen musten, zu machen schien, ist dieses, daß dieselbe so lange währte, als der Vatter lebte, er hätte dann durch eine dreimalige Verkaufung die Kinder von dieser vätterlichen Gewalt losgelassen.

Der Vatter hatte über die Kinder das Recht über Leben und Tod. Dieses Recht bestunde in nichts anders, als in dem Richteramte, welches der Vatter über die Kinder führte. Ein Recht, so der Obrigkeit in Ansehung der Unterthanen zukomt, übte hier der Vatter über die Kinder aus. Die Kinder blieben, so lange der Vatter lebte, unter dessen Gewalt, und grhörten unter die Classe derjenigen Dinge, welche die Römer unter dem Worte Familie begriffen. Dieses, so hart es auch scheinen mag, ist nach Beschaffenheit der Römischen Gesezze ein Glük für sie gewesen, denn auf diese Weise musten die Kinder, so unter der vätterlichen Gewalt bis an des Vatters Tod geblieben, nothwendig seine Erben werden. Dahingegen diejenigen, welche von der vätterlichen Gewalt losgelassen worden, auch zugleich das Recht der Erbfolge verlohren hatten. Dieses überzeuget mich, daß die sogenannte Loslassung durch eine dreimalige Verkauffung (emancipatio) eben nicht als eine Wohlthat anzusehen gewesen, die ein Vatter seinem Sohne erweisen konnte, ob schon verschiedene berühmte Rechtslehrer solches dafür gehalten.

Ich komme auf die Absicht, welche Romulus bei Ertheilung der vätterlichen Gewalt gehabt hat. Dieser grosse Prinz sahe nach seinem durchdringenden Geiste wohl ein, daß der Flor, das Wachsthum und die Glükseligkeit eines Staats überhaupt,

haupt, am meisten in der Aufführung der Bürger bestehe, und daß alles auf den Gehorsam ankomme, welchen ein Unterthan seinem Regenten und den Gesezzen leisten müsse. Er sahe wohl ein, daß man schon in den zärtesten Jahren den Grund zu diesem Bezeigen in den jungen Gemüthern der zukünftigen Bürger legen müsse: daß also alles auf eine gute Auferziehung ankomme, als welche verursachet, daß das Gemüth frühzeitig gebildet und zu der strengen Beobachtung dieses nöthigen Gehorsams angeführet werde. Er sahe wohl ein, daß aus ungehorsamen Kindern auch mit der Zeit ungehorsame Bürger würden. Er hielt es derowegen für höchst nöthig, daß mit der Auferziehung der Anfang gemacht werden müste. Alles dieses bewog ihn, denen römischen Vätern eine so grosse Gewalt über ihre Kinder zu geben. Der Staat hatte davon den grösten Vortheil, und man findet dabei in der römischen Geschichte sehr wenig Exempel, daß sich die Väter dieses ihnen verliehenen Richteramts mit Schärfe auszuüben nöthig gehabt hätten. Die Kinder wurden unter der väterlichen Gewalt von den ersten Jahren an zu einem strengen Gehorsam angehalten. Ihr Herz wurde dadurch frühzeitig zu der künftigen Aufführung angewöhnet, so, daß sie nachhero als Bürger gegen den Staat eben diejenige Aufführung bezeigeten, welche sie als Kindern ihren Vätern erwiesen hatten. Nicht ohne Rührung lieset man die Beispiele des grossen Gehorsams der römischen Kinder gegen ihre Väter. Ein Mann, der einen gemeinen Bürger zum Vater hatte, wenn er auch gleich zu den höchsten Ehrenstellen in der Republik gelanget, die ihn zu einem Richter über andere Bürger macheten, legte allen Glanz und Hoheit nider, wenn er seinen Vater erblikkete. Rom verehrete in ihm den Consul mit der tiefsten Unterthänigkeit, und eben dasselbe sahe seinen Consul sich mit einer kindlichen Ehrfurcht vor seinem Vater bükken. (Valer. Max. Lib. V. cap. 4.) Beschämen die Römer nicht in diesem Stüke unsere Zeiten? Wir bringen es in dem kindlichen Gehorsam gewis heutzutage so weit nicht, ohnerachtet wir in dem Lichte des Evangelii wandeln, und jene in der heidnischen Blindheit irreten.

Die klugen Chineser, ein Volk, dem man den Ruhm einer grossen Einsicht nicht absprechen kan, sehen ebenfalls auf nichts so sehr als auf eine genaue Beobachtung des kindlichen Gehorsams. Ein Kind, so sich diesem Geseze nicht unterwirft, wird als ein Ungeheuer betrachtet, welches von dem Erdboden vertilget zu werden verdienet.

Wenn man also die Beschaffenheit der vätterlichen Gewalt bei den Römern mit der Absicht des grossen Stifters dieses Staats genau zusammen hält, so wird man mehr an derselben zu loben und weniger zu tadeln antreffen. W.

Besonderer Nuzen der Lehre von der Fäulnis in Erklärung verschiedener Dinge in der Haushaltung und Medicin.

Wir bemerken, wenn ein Cörper faulet, daß die verschiedenen Theile, woraus er zusammen gesezt ist, gänzlich aus ihren Zusammenhange gebracht, oder von einander getrennet werden; womit zugleich bei den Cörpern der Thiere ein übler Gestank verknüpft ist, der bei ihnen von den fetten, schweflichten, und flüchtigen Salztheilen herrühret; dergleichen man aber bei den Kräutern und Pflanzen nicht so antrift: daher auch ihre Fäulnis mehr eine Gährung zu nennen ist. Nächstdem befindet man, daß je mehr Feuchtigkeiten in einen Cörper vorhanden sind, desto leichter auch die Fäulnis erreget und vollbracht werde, weil das wässrige Element die Auflösung der Theile, oder deren Trennung ungemein befördern hilft, und man im Ge-

gentheil wahrzunehmen pflegt, daß die dürren und ausgetrokneten Cörper von der Fäulnis befreiet bleiben.* Endlich lehret auch die Erfahrung, daß die äussere Wärme der Fäulnis gar sehr zu statten komme; indem sie die Feuchtigkeiten ausdehnet, und die verschiedenen Theile, woraus die Cörper bestehen, in Bewegung bringet, daß sie sich desto eher von einander absondern; daher auch die Fäulnis im Sommer viel leichter geschieht, als im Winter, und zur Gnüge bekandt ist, daß in den kalten Nordländern; sonderlich aber in dem rauhen Nova Zimbla, die toden Cörper viele Jahre ohne Verwesung liegen bleiben.

Doch trette ich nunmehro näher zu meinem Zweke, und zeige kürzlich, wie man aus der Betrachtung dieser Lehre einige nüzliche Sachen in der Haushaltung und Medicin erklären und herleiten könne; wozu mir eine ehedem von dem seel. Herrn Geh. Rath Hofmann gehaltene Dissertation Gelegenheit an die Hand gibt, darinne er den Nuzen der Lehre von der Fäulnis in der Medicin, und zwar in Erkänntnis und Cur vieler menschlichen Krankheiten gewiesen hat.

Da Feuchtigkeit und Wärme die Fäulnis befördern; so kan auch im Gegentheil alles dasjenige dieselbe mindern, oder abhalten, was diese zwei Dinge zu hindern vermögend ist. Weil nun die freie und kühle Luft oder auch ein trokener Wind, ingleichen das Räuchern die übrige Feuchtigkeiten wegnehmen: so sieht man daraus, daß man in der Haushaltung wohl thue, wenn man das Fleisch, so man zu erhalten gedenkt, von der Luft durchwehen, und vom Rauche austroknen läst: welches freilich aber besser im Winter angeht; weil die Kälte die Fäulnis mit abwenden hilft. Daher auch kluge Hauswirthe gemeiniglich in den Wintermonaten einschlachten, und das Fleisch zu räuchern pflegen.

Hieraus kan man nun zugleich füglich erklären, woher es komme, daß bei getrokneten Fleische, wie z. E. an Schinken, wenn sie eine Zeitlang liegen, der Knochen immer leichter angeht und ranzig wird, als das Fleisch selber. Denn der Knochen ist hart, und läst die Feuchtigkeit nicht so leichte herausgehen und ausdämpfen; daher dieselbe durch die Luft, oder den Rauch selten hinlänglich weggenommen wird; sondern hernach, wenn sie zurüke bleibt, den Knochen nothwendig eher angreift und verderbt, als das Fleisch.

Man pflegt aber das Fleisch nicht nur zu lüften und zu räuchern; sondern auch einzusalzen; weil das Salz allerdings auch zum Theil die Feuchtigkeiten mit wegnimmt, und an sich ziehet, ehe noch die Luft und der Rauch sattsam eindringen, und sie austroknen kan. Da es aber nothwendig weniger davon annimt, wenn es schon viele feuchte Theile in sich hat: so ist leicht zu erachten, daß sich das trokne Salz besser zum Einsalzen des Fleisches schike, als das feuchte. Es troknet aber das Salz nicht alleine; sondern es hält auch das Geschmeis ab, und verhindert, daß keine Würmer so leichte ausgbrütet werden; weil alles Salz denselben zuwider ist. Und hierinnen besteht der vornemste Nuzen mit, den es bei geräucherten Sachen gewähret, den man auch allerdings gerne gelten läst. Wer aber, wie gemeiniglich geschieht, blos in der Absicht stark salzet, daß er die Fäulnis dadurch abhalten will, der thut unrecht, und bedenket nicht, daß schon die Luft und der Rauch der Fäulnis am meisten Einhalt thun, und daß das Salz nachgehends nur hauptsächlich deswegen zu desto besserer Erhaltung des Fleisches beiträgt; weil es die Würmer abhält; wiewohl ich nicht läugne, daß auch zu Erreichung dieses Endzweks eine hinlängliche Portion Salz erfordert werde; wenn man zumal das Fleisch einpökelt, und auch ohne Räuchern zu erhalten suchet.

Dieses, was bisher von dem Ueberflusse

flusse des Salzes ist gesaget worden, sollte man also billig an denjenigen Orten in acht nehmen, wo man gewohnt ist, das Geräucherte allzu stark einzusalzen. Denn weil sich das Salz in die Zwischenräume des Fleisches zu stark einsezet: so wird dieses nicht nur dadurch harte, und zur Verdauung ungeschikter gemacht; sondern es ist auch bekandt, daß das Salz, wenn es nicht gnugsam aus dem Cörper wieder ausgeführet wird, nach und nach zur Schärfe und Unreinigkeit des Bluts, oder zum Scharbok, und allen davon herrührenden Krankheiten Anlas gibt; wie man denn dieses an denjenigen wahrnimmt, die an der See wohnen, und unter andern mit von dem vielen Genus der salzigen Speisen von dem Scorbute sehr geplaget werden.

Da aber auch ferner das Salz, und die Luft, nebst dem Rauche, die Feuchtigkeit austroknet; so sieht man dieserhalb zugleich, daß man diese Dinge zusammen auf eine gute Art mit einander verbinden müsse, und nicht nöthig habe, blos durch einen starken Rauch, der mit grossen Feuer gemacht wird, die Austroknung zu erhalten. Weil man nun dieses sonderlich in Westphalen gut gelernet hat: so ists kein Wunder, daß man meistentheils die Westphälischen Schinken den andern vorziehet. Und in der That ist auch das allzustark, oder gleichsam schwarz geräucherte Fleisch der Gesundheit sehr schädlich; weil der viele Rauch es nicht nur harte, sondern auch das daran befindliche Fett ranzig macht, welches unsrer Natur sehr zuwider ist, den Magen beschweret, und Aufstossen, nebst andern Unheil verursachet.

Damit man aber desto besser einsieht, daß bei Erhaltung der Dinge auf die Wegnehmung der Feuchtigkeit das meiste ankomme: so will ich noch ein ander Exempel aus der Wirthschafts-Lehre beibringen, das zwar von den Cörpern der Thiere nicht genommen ist; dennoch aber das vorgehende gar füglich erläutert. Es ist nemlich bekannt, daß die in der Haushaltung erfahrne kluge Hauswirthe, alle zeit bei ihren Bauwesen dahin sehen, daß das Bauholz nicht nur gefället wird, ehe der Saft in die Bäume tritt; sondern daß es auch nachher balde ausgehauen, und von seiner Schaale befreiet werde: weil sie nemlich sehen, daß das Holz bei weiten nicht so gut und dauerhaftig ist, wenn sie diese Behutsamkeit nicht beobachten, ob sie schon eben nicht alle den zureichenden Grund davon wissen, der eigentlich dieser ist: In dem einen Falle, wenn nemlich der Saft schon eingetreten ist, bekommt das Holz zu viele Feuchtigkeit; in dem andern aber, wenn man es in seiner Schaale so lange liegen läst, wird die Austroknung derselben verhindert. Da nun nach dem vorher geführten Beweise die Feuchtigkeit die Fäulnis befördert, und die Cörper verderbet: so ist klar, daß auch dergleichen Holz nicht sonderlich dauerhaft seyn müsse.

Diese Lehre führt uns zugleich dahin, daß wir daraus erkennen lernen, worauf es vornemlich ankomme, wenn wir die toden Cörper einige Zeit erhalten, und vor der Fäulnis bewahren wollen: welches man sonderlich zu wissen nöthig hat, wenn grosse Herren nach ihrem Tode eine Zeitlang auf dem Paradebette liegen, oder in ihr Erbbegräbnis gebracht werden sollen; das aber gleichwohl so geschwinde nicht allezeit geschehen kan. Nun pflegen die dazu bestimmten Aerzte gemeiniglich herrliche und kostbare Species, die wohl hundert und mehr Thaler zu stehen kommen, darzu zu verschreiben; welches man auch in so weit gerne geschehen läst, weil es grosse Herren wohl bezahlen können. Doch da eine gehörige Sparsamkeit so wohl den Vornehmen, als Geringen allerdings zustehet, und auch heute zu Tage nöthig ist: so hat man ja wohl billig Ursache, diese Tugend auch in der Medicin bestmöglichst anzuwenden; welches auch in dem gegenwärtigen Falle gar nicht schwer ist. Denn wer da

weis, wie die Fäulnis abgehalten wird, und daß es dabei hauptsächlich auf die Wegnehmung der Feuchtigkeit ankommt, der sieht leichte ein, daß man nicht nöthig habe, so sehr kostbare Sachen dazu zu gebrauchen; sondern daß es gnug sey, wenn man z. E. den Leib, nach ausgenommenen Eingeweiden mit Salz ausreibt, oder mit Brantewein, der die Feuchtigkeit verzehret, wohl auswäscht, und ihn nachgehends mit einigen kräftigen Kräutern, als Melisse, Krausemünze, Salbei, Polei, Rosenblättern, Chamillen und Lavendel Blumen u. s. w. ausstopft. Und zwar kan dieses um so mehr zureichend seyn; da man ohnedem heute zu Tage keine Mumien mehr machen will, sondern nur, wie gedacht, so viel zum Endzweke hat, daß der verblichene Cörper ohne Beschwerung noch einige Zeit soll erhalten werden.

Nun läugne ich zwar nicht, daß man auch auf andere Art die verblichenen Cörper eine Zeitlang füglich erhalten könne. Da aber dieselbe theils anderwärts beschrieben, theils aber hier blos mein Absehen ist, daß ich zeigen will, wie man mit leichter Mühe, und ohne sonderliche Unkosten dazu gelangen möge: so wird mir es niemand leicht verargen, daß ich diese Materie nicht weiter ausführe. Ich habe auch dahero nur blos des Salzes und des Räucherns zu Abwendung der Fäulnis in den Cörpern der Thiere Erwehnung gethan; weil ich dabei nur eigentlich auf den diätetischen Nuzen mein Absehen gerichtet; keinesweges aber zu erweisen mir vorgesezet habe, auf wie vielerlei Arten man ausserdem der Fäulnis steuren, und das Fleisch der Thiere, oder auch der Fische, die ebenfalls hieher gehören, erhalten solle.

Die närrische Ehre.

Misserima est omnino ambitio honorumque contentio.

Cic. de Offic. L. 1.

Aus dem Hochmuth entstehet die närrische Ehre: sie zeuget in einem schwachen Gehirne diejenige lächerliche Einbildung, welche den Menschen zu den grösten Thorheiten verleitet. Nebucadnezar, der stolze Beherrscher des grossen Babels, wolte, daß sein Volk vor seiner Bildsäule niederfallen solte. GOtt nahm deswegen den Verstand von ihm. Er wurde wie ein Vieh, er floh vor den vernünftigen Geschöpfen, und fras das Gras auf den Feldern. Sesostris, der mächtigste König in Egypten begieng die Narrheit und lies vier gefangene Fürsten vor seinen Wagen spannen, und sich damit als einen hochmüthigen Geken zum Schauspiel seines Volks herum fahren. Alexander, der grosse Länderbezwinger, fiel aus Hochmuth auf den thörigten Einfall, sich als einen GOtt verehren zu lassen; diese Narrheit machte ihn in der ganzen Welt so verächtlich als seine Heldenthaten berühmt.

Empedocles, Aristoteles, Zeno, ja selbst der schmuzige Diogenes, waren von einer närrischen Ehre angestekt. Dieser leztere begieng die tollsten Ausschweifungen, um sich dadurch von allen Menschen zu unterscheiden. Wie lächerlich bekümmerte sich nicht der berühmte Cicero, um dasjenige, was die Welt nach sechshundert Jahren nach seinem Tode von ihm sagen würde? Finden wir nicht noch heut zu Tage die meisten Thoren unter den Gelehrten, weil ihre Einbildung, die sie von sich und ihren

ihren Wissenschaften haben, sie insgemein ausschweifend macht. Man unterstehe sich nicht, an ihren Schriften etwas auszusezen, sonst wird man ihrer Schmähsucht sich preis geben müssen. Wenn man den Frieden liebt, so mus man ja diesen Leuten nicht widersprechn. Sie werden diesen Frevel zu rächen suchen: sie müssen Recht haben, wenn auch gleich die Kirche und das ganze gemeine Wesen darüber in Unruhe und ins Verderben gerathen solte. Dieses bringt ihre verzweifelte Ehre so mit sich.

Die närrische Ehre stürzet die ganze Welt in Unordnung, sie raset sowohl in den Pallästen, als in den niedrigsten Hütten. Der gröste Lotterbube, der nichts würdigste Schaum eines Menschen, sezt seinen Hut auf das eine Ohr, knirscht mit den Zähnen, reibt die Hände und drohet den zu erwürgen, der ihn nicht für einen braven Kerl halten will. Er will lieber hundert tausendmal des Teufels seyn, als einen Schimpf auf sich sizen lassen. Man trette dem berauschten Vieh nicht zu nahe: es schmeisset in seiner Wuth alles zu Boden, so bald es nur seine Ehre beleidiget glaubet. Man sage mir doch, worinn der Ehrenpunct von solchen tollen Menschen bestehe?

Doch, was sehe ich? Hier rauffen sich ein paar Edelleute mit einander. Der Kampf ist hizig: sie brechen einander die Hälse. Wie! warum das? Was hat Anlas zu ihrem Streit gegeben? Ein Wort, ein ungereimtes Wort, das einer von ungefähr gegen den andern heraus gestossen hat, und das nicht mehr bedeutet, als der Wind, den einer mit dem Hut macht, wenn er ihn abziehet. Als ich neulich in die Stadt kam, lief das Volk häuffig zusammen: ich hörte einen grossen Lermen in einem Wirthshause, ein Burger war daselbst mit dem andern im Streit gerathen, weil er hochmüthig behaupten wolte, daß er besser mit seiner Flinte schiessen könnte, als der andre mit seiner Büchse. Ein so wichtiger Streit konnte nicht anders, als mit blutigen Köpfen entschieden werden.

Ich gehe weiter: Ich komme in ein Haus, wo zwei Weibsbilder einander bei dem Eingang eines Zimmers sich wegen des Vortritts verehren. Eine jede wolte aus Höflichkeit dasjenige der andern einräumen, was sie sich aus Gerechtigkeit zueignete: Beide waren ungefähr von gleichem Rang; beide gleich bedürfftig und gleich hochmüthig: der Rang war hier so schwer zu entscheiden, man hätte die Sache auf Universitäten schiken müssen, wann ich mich nicht ins Mittel geschlagen hätte. Ich meinte die Sache damit zu schlichten, indem ich der ältesten den Vortritt zuerkannte. Ich traf es schlecht: keine wolte die älteste seyn; ich veränderte also hurtig meinen Spruch; nein, sprach ich, die schönste folgt der andern: rasch! sprang die eine der andern vor, um

nicht für so hochmüthig angesehen zu seyn, daß sie sich für die schönste hielt.

Wer entwikelt uns hier die feine Denkensart des andern Geschlechts. Dessen Empfindlichkeit ist ungemein, wenn von denen Vorzügen der Schönheit gesprochen wird. Man schelte ein Frauenzimmer sonst lieber ich weis nicht was; aber dieses Ehrenpünctgen lasse man unberühret, wo man nicht ein grosse Feindschaft sich auf den Hals laden will. Darinn aber übertrift uns dieses zärtliche Geschlecht noch weit: wir machen uns eine Ehre aus unserm Hochmuth; die Schönen aber wissen, daß ihnen die Demuth besser läst. Die Männer rächen sich öffentlich, die Weiber heimlich. Beide suchen ihre Ehre in dem, was andre Leute von ihnen halten: die Männer treiben ihre Rache bis auf Blut und Morden; die Weiber aber sind menschlich gesinnter, sie verabscheuen das Blutvergiesen, und bedienen sich gegen ihre Verächter keiner andern Waffen, als ihrer Zungen.

Das lächerlichste bei dem Ehrenpunct ist dieses, daß er die Leute nöthiget, unmäsig viel von sich selbst zu halten, und diese Einbildung gegen andre mit Leib und Leben zu verfechten. Wenn grosse Herren nicht tapfre Kriegeshelden sind, wenn sie die Wuth der Waffen hemmen, eine Belagerung aufheben, ihrem Feind in einer Schlacht weichen, ein Land mit Plündern, Raub und Mord vorbei gehen, um leutseelig, um gerecht, um grosmüthig zu seyn, so laufft dieses wider ihre Ehre. Hundert tausend Menschen jämmerlich umkommen zu lassen und ins Elend zu stürzen, sind für eine solche Ehre nur ein geringes Opfer. Die gange Welt würde nicht zu viel seyn diesem erschreklichen Wahngespenst ein Genüge zu leisten, welches die Natur erzittern und die Menschen zu reisenden Thieren macht.

Alle andre Laster in der Welt haben noch ihre gewisse Beziehung auf den Genus eines scheinbaren Guts. Der Geiz hat Schäze und Reichthümer; und die Wollust die Ergözung der Sinnen zum Endzwek: sie fühlen beide etwas wirkliches und wesentliches; der Hochmüthige allein ist ein bloser Phantast: seine Glükseeligkeit bestehet nur in leeren Hirnbildern, in spanischen Luftschlössern, in verwirrten Träumen. Mit einem Wor: in der Einbildung. Er leidet deswegen alle Widerwärtigkeiten und Drangsaln des Lebens, und lässet sich wohl gar darüber tod schiesen. Kein Mensch hat also von dergleichen aberwizigen Einbildungen der Menschlichkeit, und dienen zu nichts, als die Menschen unter einander aufzureiben und sich selbst in das Verderben zu stürzen.

Die wenigste Menschen in der Welt haben einen rechten Begrif von der Ehre: sie hafftet auf edlen und grosmüthigen Thaten: sie gründet sich auf Tugend, auf Weisheit, auf Wissenschaften, auf Gaben des Himmels und der Natur. Kurz auf

lauter solche Vorzüge, die den Menschen vor andern ein Ansehen und einen Ruhm erwerben. Diese Ehre kan nicht durch böse Nachreden verlezet, am allerwenigsten aber durch Rache und Blutvergiessen gerettet werden: sie hafftet auf unsern Thaten; sie ziehet ihren Werth aus sich selbst; sie fragt nicht nach der Leute Reden; sie macht die Lügen zu Schanden; sie braucht keiner Ehrenrettung; sie vertheidiget sich, wann sie sich nur zeiget: Muta perorat.

Das Turniren, Fluchen, Hauen, Stechen, Sengen, Brennen, Morden und dergleichen, alles dieses ist nicht die Eigenschaft der wahren Ehre, sondern eines verrukten Kopfes, den man in einer wohlbestellten Republik, zur allgemeinen Sicherheit, einsperren solte. Wahre Helden und grosse Seelen wissen nichts von dergleichen Ausschweifungen. Ihre Thaten machen ihren Ruhm, und die bösen Nachreden erhöhen denselben, indem sie Anlas geben, ihre Tugend desto genauer zu untersuchen und bekannter zu machen.

Man erzehlet von dem tapfern Admiral Ruiter folgende Begebenheit: Ein grossprechender Franzos rühmte sich einst bei ihm seiner Heldenthaten. Er war so verwegen, daß er sogar den Admiral heraus forderte, um seine Tapfferkeit gegen ihn auf die Probe zu sezen: dem Admiral kam dieses Zumuthen, als einem vernünftigen Mann, sehr unsinnig vor. Er wollte den Franzosen anlauffen lassen; er bestellte ihn in einen Garten: der Franzos erschien zu bestimmter Zeit. Er hatte einen grossen Raufdegen an der Seite. Der Admiral aber war nur mit einem kleinen Hirschfänger bewehret. An statt also vom Leder zu ziehen, lies er seinem Gegner einen brennenden Lunden überreichen, und sprach zu ihm: Sehet hier, mein Herr, die Waffen, womit wir unsern Vorzugsstreit ausmachen wollen. Ich habe meinen Ruhm nur auf der See erlangt. Hier unter eines jeden Füssen lieget eine Tonne Pulver. Wer unter uns das meiste Herz hat, der zünde solche am ersten an. Der Franzos zog darauf zurük, und wolte seinen Muth nicht weiter gegen den Admiral in Versuchung führen. Es hat also der Poet hier wohl recht gesagt:

> Heu mihi quam vana est spes hæc & gloria famæ
> Pro fama morimur heu pudor usque fame
> Stet sua per totum virtutis gloria mundum
> Recte vive Deo; cætera fumus erit.

Wehmüthige Vorstellung des bedrengten Buchstaben tz.

Es fehlet diesen beliebten Blättern nicht an Gelegenheit, das Gesuch derer, die einen Verlust leiden, kundbar zu machen. Mancher ist durch sie zum Besiz einer Sache gelanget, die er schmerzhaft vermisset hatte. Und mit einer gleichmässigen Hoffnung schmeichle ich mir für jezt auch.

Ich habe die Ehre zu sagen, daß ich der nicht unbekannte Buchstab tz. bin.

Die Gewohnheit, eine der strengsten Gebieterinnen, hat mich in die deutsche Sprache eingeführet. Ich bin längst in dem Besitze vieler Wörter. Mein Nachdruk in der Rede ist nicht gering; indem ich aus dreien Buchstaben zusammen gefüget bin, und eben so viel gelte, als tts.

Der Neid, ein gewöhnlicher Gefährte des Glüks, fängt in unsern Tagen an, mich heftig zu verfolgen. Ich soll mein t verlieren, und nur als z erscheinen, so bald

bald ich einen Mitlaut zum Nachbar bekomme. Daher hat man schon angefangen, Glanz, herzlich, verlezt, ꝛc. zu schreiben, an statt Glantz, hertzlich, verletzt ꝛc.

Es ist zwar empfindlich, sich aus einem vieljährigen Besize verjagt zu sehen; doch habe ich, um nicht zanksüchtig zu scheinen, diese, mit mir vorgenommene Verstümmlung in Geduld ertragen. Allein meine Verfolger gehen noch weiter. Sie wollen mich gar vom deutschen Erdboden vertilget wissen. Der Herr Verfasser der neuen Zusäze einer zu Berlin herausgekommenen deutschen Sprachkunst erkläret mich des Lebens unwürdig. Seine Nachahmer sind eben so gegen mich gesinnet. Und das geht mir unerträglich nahe. Eine jede Creatur verabscheuet ihren Untergang. Unter so schweren Drangsalen suche ich Rettung. Und deswegen wünsche ich, daß das Unrecht, so ich leide, der Welt kund werde. Mein Gesuch besteht nur darinn, daß man mich doch wenigstens zwischen zween Buchstaben allemal ungekränkt möge stehen lassen. Zu dieser Erwartung vermeine ich Grund und Recht zu haben. Zuforderst können in solchem Falle alle meine Mitlaute durch den Zustos der Selbstlaute deutlich gehöret werden: Demnächst wird dadurch in der Aussprache eine Irrung verhütet, welche nothwendig erfolgen mus, wenn man z. E. besizen und nicht besitzen schreiben wollte. Vielleicht stehet die Härte der Kunstrichter zu erweichen. Widrigen Falls werde ich genöthiget, meine Befugnis bei dem Oberappellationsgerichte der deutschen Sprache zu L. ꝛꝛ anhängig zu machen. Und da soll es meinen Widersachern, sonderlich den Herren Niedersachsen und Schweizern, schwer genug fallen, ihre an mir verübte Gewaltthätigkeit zu rechtfertigen. Doch lasse ich mich lieber in der Güte finden, worzu ich gegen Jedermann, so lange mir das Leben bleibt, erbötig bin.

Der unstätte und nothleidende Buchstab tz.

Fürschlag, wie das wehklagende tz in der Güte zu befriedigen sey.

Die Bitte, daß Imploranten wenigstens zwischen zween Buchstaben allemal eine Stelle übrig bleiben möchte, dürfte schwerlich so schlechterdings und ohne Einschränkung erhöret werden. Niemand wird sich entschliessen, betzeugen, getzogen u. d. g. zu schreiben. Ein Unbekannter, dem gleichwol die Drangsalen dieses Buchstaben zu Herzen gehen, thut demnach unmasgeblich diese Fürschläge:

1) Man brauche niemals ein tz, wo dasselbe nicht zwischen zween Lautbuchstaben sich befindet.

2) Man lasse dem tz seinen alten Plaz unter diesen beiden Bedingungen, wenn es zwischen zween Lautbuchstaben stehet, und wenn zugleich das t am Ende der ersten Sylbe gehöret wird, z. E. Satzung, Hitze, trotzen ꝛc.

3) Man werfe das tz auch zwischen zween Lautbuchstaben weg, und schreibe nur z, wann das t am Ende der ersten Sylbe nicht gehöret wird. Z. E. bezaubern, reizen, Schweizer ꝛc.

4) Man erlaube denen, die sich einbilden, auch hier am Ende der ersten Sylbe ein t zu hören, daß sie es im Schreiben ausdrüken, oder ein zz dafür gebrauchen. Ja man verstatte denen, die ein so gereinigtes Gehör haben, daß sie in beiden Sylben ein tz zu hören fürgeben, die Freiheit, ihre gedoppelte Empfindung schriftlich zu entwerfen. Z. E. Satztzung, Geitztzes ꝛc.

Der lezte unter diesen Fürschlägen hat nichts anders, als Mitleiden und Erbarmen zum Grunde, (davon p. 31. in diesem 2ten Theil schon Mehrers gesagt worden.)

Vom Nuzen der Handlung und der Glükseeligkeit.

- - - - alterius sic
Altera poscit opem res, & conjurat amice. Horaz.

In dem Schwedischen Kriege, den der zwölfte Carl führte, wurde in Polen

Polen ein Prediger aus einem Gefängnis befreiet, in welchem er von dem 32. Jahr seines Alters an, bis in das 62ste, also 30. Jahre zugebracht hatte. Er sas in einem tiefen Loche, über welches ein Thurm gebauet war: von demselben lies man ihm Wasser und Brod hinunter. Nicht der geringste Lichtstrahl kam zu seinen Augen. Er hatte keinen andern Ruheplaz, als ein von Steinen gemauertes Creuz, welches auf dem Boden lag; und die herum liegende Knochen entdekten ihm, durch das Gefühl eines Todenkopfes, daß sie die Uberbleibsel daselbst verstorbener Menschen wären. Er war an einem Strik hinunter gelassen; und da er seine Religion nicht verläugnen wolte, ward ihn kein Strik weiter angeboten, ihn aus seinem Grabe herauszuhohlen, bis solches endlich durch göttliche Fügung, auf Anordnung des General Pipers, geschahe. Man brachte also diesen Mann wieder an das Tageslicht, doch ganz nakend, weil ihm die Kleider vom Leibe gefaulet waren. Ich könnte viel merkwürdiges von den Gedanken dieses ehrwürdigen Greises erzehlen, wenn ich nicht mich genau an meinen gegenwärtigen Zwek binden wolte. Ich will nur dasjenige anführen, was eigentlich der Titel mit sich bringt. Es betrift nicht die fürchterliche Einsamkeit und den Mangel der menschlichen Gesellschaft, sondern vielmehr eine Sache, an welche wol die wenigsten Menschen gedacht haben.

Als man diesen Mann etwas von den Unbequemlichkeiten, die das Tageslicht und die frische Luft demjenigen nothwendig verursachen, der ihrer 30. Jahre entbehren müssen, zurecht gebracht hatte; als er auch jedermann von den Umständen seines Glüks ausführlich benachrichtiget hatte; da er nunmehro völlig ruhig geworden war: so bemerkte man an ihm, daß er beständig bei der geringsten Kleinigkeit in eine erstaunende Verwunderung und ausnehmende Freude ausbrach, die er die 6. Jahre hindurch, die er noch zu leben hatte, ununterbrochen fortsezte. Derselbe hat öffters, wann er bei einem guten Freund zu Gast gewesen, ausgeruffen: O welche Wohlthat und Bequemlichkeit ist nicht ein Stuhl! Als er einen Löffel ergriffen, rief er aus: Was ist dieses nicht vor ein bequemes Werkzeug! Dieser Alte fuhr fort und sagte: O möchten doch die Menschen die Wohlthaten erkennen, die sie alle Tage unzäligmal in den geringsten Kleinigkeiten geniessen! Sie haben sie aber täglich. Die Gegenwart kommt dem Mangel und dem Wunsch zuvor. Ich habe 30 Jahre aller Bequemlichkeiten des Lebens entbehren müssen; da habe ich die geringsten Dinge, die zu irgend etwas dienen, schäzen lernen.

Ich würde dieses Blat mit lauter solchen Ausruffungen erfüllen müssen, wenn ich alles erzehlen wollte, was von ihme erzehlet wird. Indessen wird man doch dadurch in die gröste Verwunderung gesezt, wenn ich erwege, wie viel hundert tausend Menschen in der ganzen Welt, ohne mich zu kennen, in allen Theilen des Erdbodens, vermöge der Geselligkeit, zu meinem besten unermüdet arbeiteten. Ich zähle in dieser Absicht nur die Dinge, die ich täglich um mich hatte und nuzte, und fand, daß nur die Bewohner der unentdekten Länder nicht Theil an meinen Nothwendigkeiten hätten. Spanien und Engelland nähren eine Menge Einwohner, die die Wolle und das Tuch zu einem Kleide verfertigen. In unterschiedenen Provinzen Teutschlands arbeiten viele an der Leinwand, die ich anziehe. Ich betrachtete meine Tasse mit Thee gefüllt, und meine gestopfte Pfeiffe, und ich fand da die Arbeit aller Weltheile beisammen. Wie viel Hände machten nicht den Zuker; wie viel Chineser bereiteten nicht das Porcellain; wie viel Bergleute brachten nicht das Zinn, aus welchem meine Kanne bestehet, aus der Tiefe der Erde hervor? Und was vor Mühe und Ge-

 fahr

fahr brachte man nicht zu Wasser auf theuren Schiffen den Thee, den Tobak und den Zuker hieher? Ich fieng an die Personen auszurechnen, die nöthig waren, bis ich meine Schaale mit Theewasser an den Mund sezen könnte: allein ich fand gar bald, daß es eine Zahl von mehr als hunderttausend ausmachen würde. Wenn ich daher einen Löffel, einen Stuhl, einen Spiegel, ein Trinkglas u. s. w. erblike: wie viel Hände haben sich nicht zu meinem Besten bemühet. Ich bin erstaunet, wann ich erwogen, wie viel Menschen mich kleiden. Denn die Zahl der Hände, die zu der vollständigen Kleidung eines Menschen, der sich nur reinlich anziehet, erfordert werden, übersteiget allen Glauben. Sind nicht oft in einer einzigen Schüssel alle Gaben der entferntesten Welttheile vereinet? Tragen nicht gemeiniglich zu einem einzigen Bissen alle 3. Reiche der Natur das ihrige bei? Wie viel Personen werden nicht durch eine einzige Mahlzeit in Bewegung gesezet? Ich kan mich nicht enthalten, meinem alten Geschäfte gemäs, der Handlung zu gedenken. Wie wohlfeil werden uns nicht, in eben dieser Betrachtung, alle Dinge, deren wir so bedürftig sind? die um so viel geringern Preises sind, je unentbehrlicher sie uns fallen: denn es ist (im Vorbeigehen zu bemerken,) ein jedes Ding nach dem Maas theurer, da wir es füglich entbehren können. Ich kan eine Citrone, eine Muscatennus um das geringste Geld haben, und wie wenig kostet das Salz, das doch mit so vieler Mühe und Arbeit bis zu mir kommt? Diese Sache kan ich augenbliklich haben, nicht weil ich sie bestellet habe, sondern weil ich sie brauchen kan. Man hat sie zurecht geleget, ohne mich zu zwingen, daß ich sie bezahle. Selbst dieses wenige Geld, das ich dafür ausgebe, ist aus den finstern Grüften der Gebürge mit schwerer Arbeit gehauen, mit grosser Kunst geläutert, und mit ausnehmender Mühe zu Münze gemacht worden. Jezt will ich eine nicht kaufmännische Anmerkung machen. Alle Menschen tretten in eine sehr nahe Verbindung mit mir, in eine viel genauere, als in welche sie die menschliche Gestalt und Natur gesezet hat. Ich sehe sie als meine liebreichen Gehülfen und getreue Diener an, die unermüdet alle ihre Kräfte zu meinem Besten anwenden. Dieses bringet mich zu einer allgemeinen Hochachtung und Liebe des ganzen menschlichen Geschlechts, die so allgemein ist, daß kein Unterschied der Länder, der Farben, der Lebensarten, ja auch der Religionen sie hindern kan. Ich wünsche dem Mohr, der meinen Tobak bereitet hat, den ich jezo rauche, mit recht gutem Herzen einen guten Abend. Ich finde mich geneigt, dem Chineser gutes zu gönnen, der meine Tasse verfertiget hat. Ich lobe den Mahometaner, der den Coffee gebauet hat. Ich preise den Bauer, der das Getraide unter dem Schweis seines Angesichtes besorget; und bedaure den Fleischhauer, der bei dem schlimsten Wege das Kalb ausgefraget hat, dessen Braten den Hunger stillet.

Ich kan nicht begreiffen, wie es Leute geben kan, die andere verachten, ohne welche sie nicht leben können, und nakend gehen müsten. Nichts ist ungegründeter, als ein solcher Hochmuth. Stachius von Von nennet seinen Schneider und Barbirer eine Bürgercanaille, und danket seinem Schuster nicht, wenn er ihn grüsset. Er glaubet, daß, wenn er die Leute bezahlet, er ihnen Ehre genug erweise. Indessen ist er selbst nicht im Stande, durch seinen Verstand und Geschiklichkeit einen Kreuzer zu erwerben, nnd nur so viel zu zählen, als erfordert wird, die Zahl der Leute zu bestimmen, die an seinem Kreuzer gearbeitet haben, bis er in seine Hände gekommen ist. Er bedenket nicht, daß uns ein einziger Kaufmann nüzlicher, nöthiger und unentbehrlicher sey, als er, seine Frau, seine Kinder, und seine 32. Ahnen zusammen genommen. Ist er nicht selbst ein Kaufmann? Lebet er nicht von dem Gelde,

de, das er aus seinem Getraide löset. Hat er nicht den neuen Flügel seines Schlosses, und den schönen Springbrunnen seines Lustgartens der lezten Theuerung zu danken.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mehr als ein Land zu besehen, und die Erfahrung hat mich durchgehends belehret, daß, überhaupt zu reden, die Kaufleute die geselligsten Menschen sind. Ich betrachte einen Handelsmann als eine Pulsader, welche das Geblüte forttreibet, daß es dem ganzen Cörper mitgetheilet werde. Stachius selbst würde bald bei alle seinem Getraide nakend und zu Fusse gehen müssen, wenn er nicht damit handelte, und es Kaufleute gebe, die ihm solches abnehmen, und ihm für sein Geld die Bedürfnisse lieferten. Durch den Kaufmann wird die weite und mit unwirthbaren Meeren und Gebürgen zerschnittene Welt ein ganzes, das mit einander, nach allen seinen Theilen, in einem geselligen verbindenden Wechseleinflus stehet. Durch denselben (wodurch ich aber hier Buchdruker und Buchhändler verstehe) unterrichtet Newton die Italiäner, und Euler den Franzmann und Schweden; durch ihn lehret Socrates und Plate nach langen Jahrhunderten die späte Welt; durch ihn theilet der Gelehrte seine Gedanken den entfernten Freunden mit. Bald hätten mich meine herumschweifende Gedanken zu einem Lobe der Kaufleute verleitet. Ich breche von ihnen ab, um andere Dinge, die mir die obige Geschichte mitgetheilet hat, zu sagen.

Viele tausend Menschen stehen in dem genauesten und unentbehrlichsten Zusammenhange, ohne daß man sie persönlich kennet, oder nur einmal an sie gedenket Dieses ist das gesellige Leben, dessen Grund in den eigenen Bedürfnissen lieget. Wie glüklich könnte nun nicht jedermann ohne Ausnahme seyn, wenn er das Gesellige zu nuzen recht gelernet hätte, wenn er die Kräfte seines Geistes recht zu gebrauchen wüste; gewis, wenn er sie an andern recht zu schäzen und anzuwenden wüste, so würde kein glüklicheres Leben seyn! Wie oft werde ich mit dem zu Anfangs erwehnten Prediger zu einer Verwunderung und Ausruf bewogen! Die geringste freundliche Geberde, die kein Eigennuz gebildet hat, sezet mich in Erstaunen. Jeder Mensch wird mir ehrwürdig, der etwas geselliges an sich bliken läst. Ich kan auch sagen, daß die Beobachtung dieser Wahrheit mich beinahe zum Freunde aller derer gemacht habe, mit welchen mich mein Beruf in einige Verbindung gesezet hat. Diejenigen ungeselligen Gemüther, welche ein aufgeblasenes, und troziges Herz haben, und die durch ihren exorbitanten Hochmuth und Wohlleben, sich und andern nur Schaden thun, sind mir genugsam ersezt durch die Geselligkeit und Patronanz solcher Leute, die mit mir in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen.

Oeconomische Vorschläge wie das Holz zu vermehren, und durch Anlegung neuer Stubenöfen zu menaschiren sey?

Viele neue und besondere Geschäffte und Zweke in öconomischen und politischen Dingen sind ohne allen Zweifel unter denjenigen, welche zum öfftern viele wahrscheinliche Gründe auf der einen Seiten, um solche vorzunehmen und zu suchen vor sich, als auch wahrscheinliche Einwürfe wider sich haben, um solche entweder gar zu unterlassen, oder doch die Mittel und Wege samt der Art und Weise zum Zwek zu gelangen, welche sich bei diesem und jenem Einfall und Vornehmen anfänglich darbieten, zu verändern und zu verwerffen. Beiderlei Gründe aber gegeneinander zu halten, und das wahrscheinlichste zu finden, ist nicht jedem gegeben. Und wenn man auch hernach mit einem sehr guten Einfall

fall zur würklichen Vollstrekung und Anwendung schreitet, so ereignet sich endlich in denen besondern Umständen, der Zeiten, derer Oerter, derer Menschen, damit man zu thun bekommt, und derenjenigen Sachen, guten und schlimmen Einrichtungen, die damit verknüpfet, gleichwol aber schon verderbet sind, damit übereinstimmen, oder aber gar nicht zu vereinigen sind, so vielerlei, welches entweder das Vorhaben befördern, oder aber verhindern, oder endlich die gemachte Vorstellungen davon ganz oder zum Theil verändern, oder doch die Vollstrekung selbst schwer machen kan. Und diesem allen sind auch die Holz-Projecte und Vorschläge, das Holz zu vermehren, und wohlfeil zu machen, gleichwie alle andere Projecte, so nüzlich und practicable zum theil auch solche seyn mögen, gänzlich unterworffen, welche aber darum nicht in die Schanze zuschlagen seynd, weilen ein zu Anfangs vielen Schwürigkeiten unterworffenes Project öffters leichter zur Ausführung gebracht worden, als man sich eingebildet hat. Es sind demnach solche vorzuschlagen nöthig, welche nach Beschaffenheit des Orts und der Zeit eine leichte Bewerkstelligung in dem Erfolg eines Unternehmens zum voraus versprechen. Ich will unter so vielen, welche ich seit deme zu handen bekommen habe, als ich von dem Mangel und Menage des Holzes, nebst Anrichtung neuer Kunstheerde, davon in dem 2ten Theil dieser auserlesenen Sammlungen, p. 136. schon Meldung gethan, für dermalen nur von zweien unvorgreiflichen Vorschlägē hier handeln; nemlich, wie das Holz durch Anlegung besonderer Aleen zu vermehren? und bei Einheizung wolfeil- und bequemlicher Stubenöfen zu sparen practicable seye? Wir wollen es kurz fassen; zuvor aber nur die von dem Hrn. Canzler Ludewig seel. über den fast aller Orten leidig eingerissenen Holzmangel in denen Hällischen wochentlichen Anzeigen 1743. so bitter angeführte Klage, folgender gestalt hieher sezen:

Es ist der Holzmangel unter denen gar natürlichen Prophezeiungen eine nicht der geringsten. Hätte uns nicht die gütige Natur durch die ausgefundene Steinkohlen u. Torf geholffen; so würde wegē Mangel des Holzes u. abgehender Feurung, die in ganz Europa berühmten und sich wegen vielhaltiger Solen ausnehmenden Salzquellen längstens verlassen worden seyn. Nun bietet uns zwar jezo die Hoffnung zu vielen neuen Anbrüchen wieder die Hand; allein, was mag in Bergwerken nicht erschöpffet werden? weil diese Nester, wann sie einmal ausgenommen, nicht wieder Junge nach sich ziehen; so wird es folglich der Nachwelt zum besten geschehen, auf die Vermehrung des Holzes zu denken. Nachgehens gehen die Teutschen Wege, wie in der Wüst der Kinder Israel, Schlingen- und Schlangenweise gleich denen Irrwischen. Wie nüzlich würde es also seyn, gerade und schnurgleiche Wege zu erlangen, und in so viel Stunden von hier nach Leipzig zu reisen, als jezo Meilen Weges dazu erfordert werden. Frankreich, Holland, auch selbst verschidene Oerter in Schweden, sind darnach eingerichtet, aber unser Vaterland bleibet, zu grosser Beschwernis der Reisenden, bei den alten Irrwischen. Da auch Teutschland einen fruchtbaren Boden hat, und ein geschikter Gärtnermeister über das Erdreich seyn mus, so ist ja jammer Schade, das so viele Pläze in allen Teutschen Landen ledig stehen. Solten nun diese mit nuzbaren Pflanzen und Beartung fruchtbar gemacht werden; so könte wol manche Provinz an Einkünfften doppelt und mehrfach höher steigen. Ist ja wohl bei keinem Dorf ein Plaz, Garten, noch Weg, wo nicht Bäume anzubringen wären? Fragt man aber nach der Ursache, warum solche nicht besezet sind, fält vom Reichen und Armen einerlei Antwort: nemlich die Bäume kosten Geld, ꝛc. ja bei Alten und Jungen heist es: wer

wer wirds erleben, das die Bäume tragen zc. Also hindert den Reichen der Geiz, den Armen die Armuth, den Alten die schlechte Hoffnung des Genusses, und den Jungen die Unachtsamkeit.

Es ist demnach, ausser denen vorhin p. 125. im ersten, und p. 10. und 134. im 2ten Theil in diesen auserlesenen Sammlungen angeführten Vorschlägen, auch dieser nicht zu verwerffen, wenn man die Wege mit Eich- Buch- und Aespenbäume, beyflanzen würde, gleichwie die Alleen in Potsdamm, Berlin, und andern Orten mehr, die von grossem Nuzen und vieler Bequemlichkeit seynd: denn da behaupte ich, daß man binnen 20. bis 30. Jahren eine Klaffter Holz von einem Baume machen kõnte, indeme der Wachsthum der Eichen, wie ganz natürlich, in denen sogenanten Eichenalleen, um den halben Theil, geschwinder, besser und vollkommener, befördert wird, als in denen Waldungen geschihet. Wann nun dergleichen Bäume in ein schönes Feld, auf den Wegen und Landstrassen, oder um die Stadt am Graben gepflanzet würden: so könnten ja solche in einem Jahr besser, als in der dürren und sandigten Heide in 2. Jahren wachsen; Wie ich dann zum Beweis einen Garten vor der Stadt anführen kan, wo in so wenigen Jahren Linden und dergleichen Bäume am Wasser aufgewachsen seynd, welche andre Bäume von dieser Art in denen Wäldern, die schon über 50. Jahr stehen, am Stamm und in der Grösse weit übertreffen. Sollten nun 80tausend Stüke um die Stadt, und nur bis an denen zu Stifftungen gehörige Dörffern zu stehen kommen, so hätte man auch künfftighin so viel Klaffter Holz davon zu hoffen; die dazwischen gesezte jungstämmige Bäume würden sodann deren Plaz bald wieder reichlich ersezen. Der unstreitige Nuzen und die daraus entstehende Bequemlichkeit wird jedermann leichtlich in die Augen fallen, ohne daß ich hier noch was zu zusezen, noch solche herauszustreichen, nöthig habe. Nur dieses will hier noch anmerken, daß mit diesem auch ein anderer vor ganze Fürstenthümer und Ländereien nüzlicher und nöthiger Vorschlag verknüpffet ist, indeme solchergestalt auch die Wege merklich verbessert werden, sonderlich, wenn man sein Augenmerk dahin gerichtet seyn lässet, die Wege in gerader Linie zu richten, wodurch zugleich denen Reisenden viele Meile abgekürzet, und auch der Handelschafft Nuzen dadurch geschafft wird.

Mein anderer Vorschlag bestehet in öconomischer Einrichtung der schon im 2ten Theil p. 10. und 125. abgezeichneten Kunstöfen, davon ausführlich schon gehandelt, und die nüzliche Form der Oefen durch einige Kupfferstiche mitgetheilt worden.

Anmerkung von dem Schim̃el.

Die Natur organisiret überall, auch so gar in der Fäulnis, und das Chaos oder der unförmliche Klumpen ist ihr etwas Unleidliches, welchem sie sich bei dem Tode eines vorher lebenden Cörpers nur auf eine Zeitlang unterwirft; und sie suchet die leblose Materie so gleich wieder in eine organische Verfassung zu bringen. Wir sehen solches nicht nur daraus, da bei dem Hervorbringen sehr vieler Gattungen von Insecten, die faulende Materie eigentlich das rechte Nest ist, worinnen sie erzeuget und aufgebracht werden, sondern auch viele dem menschlichen Leben schädliche Krankheiten von einigen Aerzten für nichts anders, als für eine wurmichte Verderbnis des Geblüts und gleichsam Lebendigwerdung der Säfte des menschlichen Cörpers, nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit, gehalten werden; weswegen sie den, dargegen verordneten Arzneien, jederzeit mercurialia & oleosa oder andere, den Insecten zuwider seyende, Dinge mit einmischen. Es erhellet obiges zugleich sogar aus derjenigen haarichten Verderbnis so wohl thierischer als vegetabilischer toder Cörper, welche wir den Schimmel nennen. Dem ersten Anblike nach scheinet diese

diese Efflorescenz von keiner besondern Structur zu seyn; läst man aber dieselbe zu ihrer rechten Reife kommen, und betrachtet sie durch Vergrösserungsgläser: so findet man nichts anders, als kleine haarichte Zäserchen, welche oben mit eben so vielen stäubichten Knöpfchen versehen sind, vollkommen auf die Art, wie die in fliessenden oder stehenden Gewässern oder auch in den Wasserröhren im Frühjahr sich ansezenden grünenden filamenta, so von den Botanicis Algae oder Conservæ genannt werden, und die, wie sie, allem Ansehen nach, organische Cörper sind, also auch gleich andern Muscis und vollkommenern Pflanzen aus ihrem Samen erzeuget werden. Eben so, wie, nach der Anmerkung des Herrn *Micheli*, die Erdschwämme aus wahrhaften Samenkörnern, und nicht, wie *Marsigli* und *Dillenius* gemeinet, blos aus faulenden andern Erdgewächsen hervor kommen. Obangeführter Schimmel ist zwar nach Beschaffenheit der Cörper, woran er wächset, von verschiedener Grösse und Gestalt, aber der Structur nach sich beständig ähnlich, und kan ich, bei Betrachtung obangeführter Umstände, nicht anders schliessen, als daß die Samenkörner desselben in den, von Natur in solchem Cörper, woran er wächset, befindlichen, Feuchtigkeiten schon enthalten seye, hernach aber durch die, von der Fäulnis erregte, Wärme erst aufblühe; gleichwie von vollkommenern Pflanzen, als zum Exempel von dem gemeinen Wermuth bekannt ist, daß dessen Samen wohl oft nach 20. und mehr Jahren erstlich aus der Erde, worinnen er gelegen, aufgehe.

Gedanken von dem Nuzen des Electrisirens.

Die mehresten, wann sie die wundersamen Wirkungen des Electrisirens angesehen haben, pflegen zu fragen, was solche vor einen Nuzen habe? Es mag wohl diese Frage bei mehrern neuen inventis (zum Exempel bei der Anziehungskraft des Magneten, als solche zuerst wahrgenommen worden) gleichfalls aufgeworffen seyn. Ob man nun zwar nicht sogleich jemanden auf den Fingern herzählen kan, und um einige Gedult bitten mus, bis die Sache näher untersucht, und durch Experimenta explorirt worden sey; so habe jedoch dabei festiglich geglaubet, daß die Würkungen der Electricität, von dem allmächtigen Schöpfer nicht vergebens in die Natur geleget, und zum allerwenigsten die Naturlehre dadurch um ein merkliches erweitert, und vieles in ein besseres Licht gesezet werden möge: nunmehro aber, kan aus eigener Erfahrung bekräftigen, daß die Electrisirmaschine in gewissen Fällen dem menschlichen Cörper einen wirklichen Nuzen zu schaffen vermögend sey, welchen hierdurch bekannt zu machen, und meinen Nebenmenschen in folgendem mitzutheilen, mich verbunden erachte:

1) Habe unter meinen Leuten einen, welcher zuweilen bei dem Electrisiren mit Hand anlegte; dieser hatte ein knorpelicht Gewächs auf dem Gewebe des Arms, gleich hinter der Hand, welches hier zu Lande ein Ober- oder Ueberbein genennet wird, und nicht allein einen Misstand gab, sondern auch einige Lähmung, und zuweilen Schmerzen verursachte; dieses verlohr sich gänzlich in kurzer Zeit, ohne daß sonsten im mindesten etwas hierzu gebraucht worden wäre, und wir es also dem Electrisiren zuzuschreiben kein Bedenken trugen.

2) Ist ein junger Mensch, seiner Handthierung ein Peruquenmacher und B : : : welcher von dem vorigen vernommen, wie er seines Ueberbeins los worden. Dieser hatte ein Gewächs unter dem linken Ohr am Halse, welches in verschiedenen Jahren nach und nach zu der Grösse eines halben Hünereies angewachsen war; kam dannenhero und bat, ihn, (wo möglich) durch die Electrisirmachine davon zu befreyen. Es wurde solch Gewächs binnen einigen Wochen etwa zu dreien malen, jedesmal etlichemal nacheinander mit

einem electrisirten Finger berühret, und hierauf hat sich auch dieses nach und nach ohne einige Empfindung verlohren. Wie es damit zugehe? die Art und Weise, wie man in allerhand Arten Krankheiten damit verfahren solle? Und daß auch zerschiedene Lähmungen, wie auch Dikblütigkeit, Podagra, Kopfschmerzen rc. damit zu curiren? und daß die Kraft des Bluts, mittelst der Electrisation, vortrefflich vor sich gehet, und um den dritten Theil zunimmt: ist ausführlich in unserm aus dem Reiche der Wissenschafften wohl versuchten Referendario, oder auserlesenen Sammlungen pag. 6. im ersten Theil, und pag. 73. im zweiten Theil, abgehandelt worden. Die Kröpfe sind hier zu Lande nicht Mode, sonsten auch an einem Kropfichten gerne versuchen möchte, was in diesem Fall das Electrisiren zu wirken vermögend sey. Der enge Raum für heute erlaubet uns nicht, hievon mehreres anzuführen. Wir haben aber noch einen Vortheil, der zur guten Haushaltung gehöret, und so bishero als ein Geheimnus zuruk behalten worden, den wollen wir, so kurz er ist, heute auch durch diese Blätter dem Leser mittheilen:

Besonderes Mittel wider die Motten oder Schaben in Kleidern, und wider die Kornwürmer.

Es ist eine betrübte Sache, wann die Kornböden mit Würmer angestekt werden, welche, wann sie einmal überhand nehmen, in einem Jahr, mehr Schaden anrichten, als sich in 4. Jahren wieder gewinnen läst. Das beste und probate Mittel dafür, welches nicht viel kostet, und all andern vorzuziehen, ist unstreitig das Kühnöl: dann, wann vor 4. oder 5. Bazen dergleichen Oel genommen, und damit die Kornschüppen bestrichen, und das Korn gestürzt wird; so kan man mit Verwunderung sehen, wie sich die Würmer aus dem Getraide retiriren, und sich verlieren. Nur mus der Boden selber kein Strohdach haben; viel weniger das Dach mit Flügelziegeln gedekt seyn, weil man diese gerne mit Stroh und nicht mit Dachspähnen ausfüttert, sonst hülft dieses Mittel nicht. Was die Ausrottung der Motten anbelangt, so ist folgendes Recept allezeit sehr probat befunden, u. niemal keine Motte mehr gespührt worden.

R. Teufelsdrek 1. halb Loth.
Spiköl 1. Gran.
Kühnöl 1. gl.
Wermuth 1. gl.
Lavendelöl 1 und ein halb Gr.

Diese Species werden untereinander gemischet, in eine steinerne Büchse gethan, nach diesen davon etwas auf ein Stükgen Löschpapier geschmieret, und solches unter das Rauchwerk oder wollene Zeuge geleget, so wird man augenbliklich sehen, wie die Motten darunter liegen, und tod seynd.

Anmerkung von dem Hin- und Herstreichen verschiedener geflügelter Insecten.

Es ist der geschikte Naturkündiger und Pastor zu Dietfurt, im Pappenheimischen, Herr Zorn, welcher uns in seiner beliebten Petino-Theologia, im 1. Theile auf der 457. u. f. Seiten, den Hin- und Herstrich sehr vieler Arten der in Teutschland vorkommenden Vögel umständlich angezeiget hat, welche bei herannahendem Ende des Sommers aus einem, ihnen eingepflanzten Triebe, von uns weg und in fremde Gegenden ziehen, im Frühjahre aber sich nach und nach wieder bei uns einfinden. Nach verschiedenen, desfalls angestellten, Beobachtungen finde ich, für mein Theil, daß diese Sache überall nicht nur ihren Grund habe, sondern daß bei vielen von den geflügelten Insecten Teutschlands, welche in der That nichts anders, als kleine Gattungen von Vögeln sind, eben dergleichen Hin- und Herstreichen zur Herbst- und Frühlingszeit obschon nicht bei allen auf eine gleichweite Entfernung, sich zutrage. Folglich kan es für das erste keinen so gar richtigen

Grund haben, wenn einige der besten Naturkündiger und Aerzte neuerer Zeiten die, im Herbste offt mehr, als sonsten, unter den Menschen im Schwange gehenden, epidemischen Fieber und andere Arten von anstekenden Krankheiten unter andern auch mit daher leiten wollen, weil die, durch die einrükende Winterkälte absterbenden, und in die Verwesung gehenden Insecten mit ihren unreinen Ausdünstungen die Luft verderbten, welche hernach durch das Athemholen von den Menschen mit eingeschöpfet würden, sich dem Geblüte mittheilten, und obangeführte schlimme Zufälle verursachten. Die um solche Zeit insgemein sich ereignende, allzuschnelle Abwechslung von Hize und Frost, Regen und Dürre, oder das allzulange Anhalten einer oder etlicher von dieser Art Witterungen und andere Ursachen mögen wohl in Hervorbringung obiger Gattung Krankheiten im Gegentheil von desto grösserer Kraft seyn. Wenigstens bestärken solches die, um solche Zeit mit Sorgfalt angestellten Bemerkungen an dem Termometro und Barometro; und es wird dieser Saz desto wahrscheinlicher, da wir aus der Erfahrung der bewährtesten Aerzte vernehmen, daß sogar in pestilentialischen Fiebern die Luft oft die reinste, und das Wetter am angenehmsten sey; wie mir dann meines wenigen Orts unter andern einige sehr schlimme constitutiones epidemicæ Dysentericæ bekannt sind, da fast die ganze Zeit über und vorher der Himmel so heiter und die Luft so rein gewesen, als sonst um dergleichen Jahrszeit in vielen Wochen nicht beobachtet worden. Am allerwenigsten habe ich zur Herbstzeit bei den, desfalls angestellten, Untersuchungen dergleichen abgestorbene Insecten irgendwo in einer Menge angetroffen, daß von deren nachfolgenden Fäulnis eine so allgemeine Verderbnis in der Luft wahrscheinlich hätte entstehen können. Vielmehr, wo wir auf die besondere und gewis die merkwürdigsten Umstände in sich begreiffende Beschaffenheit und Lebensart dieser gering scheinenden Thiere achtung geben: so finden wir, daß ihnen von dem Urheber der Natur schon so viele Sorgfalt für ihre Erhaltung eingepräget, und so gute Mittel darzu gegeben worden, und daß sie sich in so guter Zeit zu retten pflegen, daß die Unbequemlichkeiten des Herbstes und Winters ihnen insgemein weniger Schaden bringen, als den Menschen selbst. Die Wasserinsecten haben ohnedis nicht nöthig, sich weit nach solchen Retiraden umzusehen, sondern pflegen, indem die Sonnenstralen, in Ansehung ihrer, anfangen unkräftig zu werden, auf den Boden der Gewässer, worinn sie leben, niederzusinken, allwo sie nicht nur ihren nöthigen Unterhalt finden, sondern auch sicher sind, daß die, die Oberfläche des Wassers bedekende Kälte und das Eis ihnen nicht schaden kan; gleichwie sie hergegen, bei hernach sich dann und wann ereignendem Sonnenscheine, Gelegenheit bekommen, ihr inneres Feuer merklich zu stärken, und durch Hinaufbegebung nach der Fläche des Wassers und Annehmung der durch das Eis concentrirten Sonnenwärme sich zu Aushaltung des Winters tüchtiger zu machen. Denn es ist doch einmal nicht nur aus den Anmerkungen der Naturkündiger bekannt, daß die Kälte des Winters erstlich durch die Oberfläche unserer Sphäre nach deren Mittelpunct eindringen müsse, und folglich auf dem Grunde eines Flusses oder Teiches es noch imer einiger massen warm bleibe, und solcher nicht leicht zufriere; sondern es bestärket es auch die gemeine Erfahrung, daß zum Exempel diejenigen Handwerker, welche den Winter durch nothwendig in dem Nassen arbeiten müssen, sich vor dem so schädlichen Erfrieren nicht sicherer bewahren können, als wenn sie mit ihren gestiefelten Füssen sich recht in das Wasser hinein stellen, bis ihnen solches bis über die Knöchel gehet, eben als wie wirklich erfrorene Glieder durch nichts eher, als das Waschen mit frischem Wasser, oder durch das Reiben mit Schnee, zu recht zu bringen sind.

Was

Was aber die geflügelten Insecten betrift, so ausser dem Wasser sonst leben, so gehen dieselbe, wie ich unten des mehrern darzuthun mich bemühen werde, zum Theil bei guter Zeit in wärmere Gegenden fort; ein grosser Theil derselben wird von den Schwalben und andern, sich von Insecten nährenden Vögeln weggefangen, die übrigen aber stürzen sich entweder ebenfalls auf den Boden der Flüsse und anderer Wasser, oder vegraben und verkriechen sich in die Erde. Wie es denn bei zu Ende gehendem Sommer nichts neues ist, hier und da auf den Wiesen und Feldern eine oder die andere Gattung von Käfern, Heuschreken, Erdbienen oder ander geflügelten Insecten anzutreffen, die im Begrif sind, sich in die Erde einzuwühlen, oder sowohl im Herbst als angehenden Früling, in den Wassern solche Arten von Käfern zu finden, welche sonsten nicht gewohnet sind, sich allda aufzuhalten, und die eben deswegen in der äusserſten Fäche ihres Cörpers von der Natur mit so vielen sichtbaren Luftlöchern versehen worden, damit sie der Gefahr des Erstikens in solchem Fall desto weniger unterworfen seyn. Andere, als die mehresten Arten von zweiflügelichten oder vierflügelichten Müken, verkriechen sich bei Zeiten in die Rizen der Bäume und Häuser, oder in die Misthaufen; und verschiedene Arten von Locustis und Cicadis wissen sich aus zusammen geleimten Blättern der Gewächse, die so mancherlei Arten Raupen und Tineæ aber aus ihrem eigenen Gespinste ein so gutes Winterkleid zu verfertigen, daß der nachfolgende Frost ihnen um so weniger schaden kan, als aus des vortreflichen De Reaumur und anderer Anmerkungen bekannt ist, daß viele von diesen nakenden Creaturen eine viel stärkere natürliche Wärme und Lebenskraft, als die Thiere von erster Grösse und die Menschen selbst in sich haben.

Was nun aber den, zum vorausgesezten, Hin- und Herstrich verschiedener geflügelten Insecten anlangt: so wird diese Sache nicht nur durch die, wie in vorigen Jahrhundert, also auch noch zu jeziger Zeit so viel Aufsehens verursachenden, zahlreichen Heere der ganze Länder beschädigenden, fremden Heuschreken, glaublich, welche, wo sie in einer Gegend häufig absterben, endlich schon eher etwas zur Verderbnis der Luft, als unsere einheimische Insecten, beitragen können; sondern es bestärkt sich solcher Saz auch noch durch verschiedene, an den innländischen geflügelten Insecten gemachte Wahrnehmung. Zum Exempel, diejenigen weissen oder bunten Schmetterlinge, welche vom Herrn Linnäo Brassicariæ genannt werden, und welche sonsten, so gemein sie sind, doch eben an den Feldgewächsen keinen sonderlichen Schaden thun, überfallen mannigmal wie eine Wolke, ganze Gegenden, und nachdem sie daselbst so viele Raupen zurük gelassen, welche hernach in wenig Tagen allen, in solcher Gegend wachsenden Kohl weggefressen, ziehen sich hoch in der Luft weiter fort, und erstreken sich oft auf viele Meilen weit. Die, den trokenen Früchten so schädlichen, Curculiones ziehen, nachdem sie sich aus dem Korn, worinn sie erzeuget worden, und ihre Auswikelungen vollbracht, herausgebissen, im Herbst wie ein unzehlbares Heer, sonderlich wo die Frucht herum geschlagen wird, von dem Boden weg, und kommen im Frühjahr wieder, oder wo ihne so viele Zeit gelassen wird, daß sie Fruchtkörner ganz aushölen können, fliehen sie nebst der leeren Hülsen in einem Paar Jahren gänzlich weg, und das Publicum würde an manchen Orten denjenigen vielen Dank schuldig seyn, der ein durch öfftere Erfahrung bewährtes Mittel angeben könte, welches dieses schädliche und sich in unglaublicher Geschwindigkeit und Anzahl vermehrende Insect auf einmal vertilgete, indem das Wasser ihnen nichts schadet, und sie in demselben nicht ersauffen, sondern so bald sie wieder troken worden sind, davon lauffen; das Baumöl aber, welches ihr wahrhaftes Gift ist, und

wovon sie, wenn man sie nur damit auf den Rüken bestreichet, sogleich sterben, ohne Verderbnis der Früchte im Grossen nicht kan gebraucht werden. Der schöne rothe und unten schwarze Lilienkäfer, welchen Herrn Linnäus Chrysomelam Lilii nennet, und der einen Italiäner, Namens Laur. Patarol, so bewunderswürdig vorgekommen, daß er von demselben eine eigene Abhandlung dem ersten Bande der vallisnerischen Werke einverleibet, bleibet, nachdem er aus dem heslichen rothen und schwarzen Wurm, so in ziemlicher Anzahl die Blätter der weisen Lilien abfrist, nach und nach entwikelt worden, zwar den Sommer durch in einem gesellschaftlichen Leben mit 10. 12. und mehrern seines gleichen an dem Orte, wo er gewachsen, sie ziehen aber hernach im Herbst auf einmal fort, und finden sich im Frühjahre nur einzeln oder paar weise an der vorigen Stelle, an den inzwischen aus der Erde wieder hervorkommenden Lilienblättern ein, und wo eines davonzuruk bleibet, oder mit Fleis weggenommen und versezet wird, loket es das andere mit seiner scharfen, dem Loken eines Hahns gleichkommenden, Stimme bald wieder herbei. Von den Bienen ist es etwas gemeines, daß die jungen Schwärme von den alten ausgestossen werden, und oft etliche Meilen weit in die benachbarte Hölzer fortziehen. Am allermehrsten aber bestärkt sich unser Saz, wann man im Frühling Achtung gibt, wie sonderlich im Maimonat, des Abends, bei bald untergehender Sonne die Luft mit einem ganzen Heere von unzehlbaren mancherlei geflügelten Insecten angefüllet ist, welches hoch in der Höhe herum schwärmet und fortziehet; und man mag noch so viele Jahre hin der Beobachtung dieser kleinen Geschöpfe obliegen: so werden einem jederzeit etliche fremde Gattungen vorkommen, welche nicht einheimisch sind, sondern sich verflogen haben, welches insonderheit von dem Cerambyce des Herrn Linnäi, den Ichneymonibus oder vierflügelichten Müken mit einem dreihaarichten Schweife, von der zwei oder vierflügelichten Müke, die wegen ihres kurzen Lebens Ephemera heisset, und noch von manchen andern zu melden ist. Im Sommer siehet man nächst dem in Pfüzen, welche von dem Plazregen an sonst trokenen Orten entstanden, nach wenig Tagen erwachsene Species von dem Hydrocantharo oder der Notonecta Linnaei, oder auch andere Insecten, so der Feuchtigkeit nachgeflogen und davon einen Geruch haben müssen. Auch im Herbst zeigen sich solche Umstände, welche unsern obigen Saz erhärten. Die geflügelten Insecten, welche man sonst im Sommer leicht fangen kan, als verschiedene Schmetterlinge und Käfer sind alsdann sehr scheu und wild, fliegen sehr hoch in der Luft, und kommen nur einzeln herab. Insonderheit zeiget sich solches auch an den, in der Medicin und Chyrurgie so nüzlichen spannischen Fliegen oder Cantharidibus, als von welchen diejenigen Schriftsteller, so sich deren Natur zu erforschen am mehresten bemühet haben, als der Pfälzische Medicus Geiger angemerket, daß man niemals deren Eyer und Puppen in Teutschland antreffen können, ohnerachtet sich die erwachsenen vielfältig in grosser Menge und paarweis an dem Fraxino und anderm Gebüsche finden lassen, aber nach etlichen Tagen auf einmal fort sind. Und wenn wir endlich den Grundsaz, als durch die Erfahrung bestätiget, annehmen, daß in der oeconomia animali aller Gattungen von Thieren eine Aehnlichkeit sey, und uns erinnern, was Olaus Magnus und andere Scribenten von den Norwegischen Eichhörnern angemerkt, daß solche nämlich bei herannahendem Winter sich kleine Stükgen von Fichten oder anderm Holze aussuchen, solche in die offenbare See schleppen, sich darauf sezen und fortschwimmen: so wird die Entweichung und Wiederkunft verschiedener Insecten uns desto glaublicher vorkommen.

Der

Der Nuzen dieser Anmerkung ist zwar ausser demjenigen, was oben von dem Ursprunge der epidemischen Krankheiten im Herbst angebracht worden, in dem gemeinen Leben und in der Arzneikunst noch zur Zeit mehr philosophisch als practisch, inzwischen bestättiget doch dieselbe ebenfalls diese Wahrheit: Daß die geringste lebende Creatur von ihrem Urheber fast mit einem eben so starken natürlichen Triebe und mit so vieler Fähigkeit, sich zu erhalten begabet worden, als irgend eines von den grösten Geschöpfen, und daß, allem Vermuthen nach, die Menschen sich zu sehr schmeichlen, wo sie glauben, daß der Urheber der Natur bei Hervorbringung dieser Geschöpfe blos auf ihren Nuzen oder Schaden gesehen, sondern allerdings noch andere Absichten dabei vorgewaltet.

Philipp Conrad Fabricius.

Von dem frischen und lustigen Verhalten der Gesunden und Kranken.

Die heise Luft würket in ihre Leiber 1) in Ansehung der ihr beiwohnenden Hize; denn dadurch troknet sich äusserlich diejenigen Theile aus, welche natürlicher Weise an Feichtigkeit keinen Mangel leiden sollen, als die Augen, Höhle der Nase und des Mundes; daher Entzündungen, Pseudo polipi, aphthæ und dergleichen daselbst entstehen können; ferner dorren davon die Luftröhre, deren Tunicæ und Gefäsgen aus, und das Othem holen wird beschwerlich und empfindlich; nicht weniger ist die heisse Luft Ursache, daß die dünnen Feuchtigkeiten in der Haut und äuserlichen Theilen allzu heftig ausdämpfen, die in den innern aber befindlichen gleichsam ausgekocht und so verdikt werden, daß sie nicht gut fortfliessen können; wodurch denn gefährliche Verstopfungen und Versakungen in den kleinern Canälgen entstehn, die ohne dem die starke Hize merklich vermehrt und die Säffte zu desto leichterer Fäulung disponirt werden. 2) In Betrachtung ihrer Leichtigkeit und Verdünnung: Denn daß die warme Luft dünner und leichter sey, als die frische, kan man durch allerlei Versuche erweisen. Je leichter und dünner aber selbige ist, desto weniger drükt sie an die Adern, und desto mehr werden diese von denen in ihnen wallenden und durch die Hize sich aufpausenden Feuchtigkeiten ausgedehnt, daß sie öfters gar zuplazen, und daher nicht nur äusserliche starke Blutstürzungen durch Nase, Mund, und andern Orten, sondern auch innerliche in dem subtilsten Geäder entstehen, wie aus den allerlei farbigen rothen, gelben, braunen, blauen Fleken-Friesel ꝛc zu muthmassen. Ferner je dünner und leichter die Luft ist, desto weniger Kraft gibt sie den Lungen sich zusammen zuziehen, darum wird das Othemholen schwer und mühsam, und habe ich selbst gesehen, wie zum Astmate geneigte Persohnen bei geschwüller Luft im Sommer so sehr beängstiget worden, daß sie, wie ein Vogel unter der antlia pnevmatica, nach der Luft geschnapt, und bei nahe haben erstiken wollen. Das gehemte Othemholen aber hindert auch die gehörige Circulation des Geblüts, macht Herzklopfen, Ohnmachten und dergleichen.

Hingegen frische, das ist 1) temperirt kühle, nicht eben Eiskalte Luft (denn diese verursachet auch ihr Beschwerlichkeiten) hat ganz andre Würkung in den kranken Cörper. Durch ihre gemäsigte Kälte kan sie die erhizten Feuchtigkeiten ein wenig abkühlen, daß sie nicht so häftig pausen und wallen, durch einen übernatürlichen Schweis ihrer dünsten und feichtigsten Theilgen beraubt, noch von ihnen die Gefässe allzustark ausgedehnt und angegriffen werden können; daher dann die Circulation und der davon dependirende Puls ganz ordentlich von statten gehn. Auch werden die Lungen davon erfrischt, daß sie durch ihre beständige Bewegung nicht zu sehr erhizt, ausgetroknet und abgemattet werden; ja weil auch frische Luft gemeiniglich etwas schwerer ist, als die heisse, und mehr Vim elasticam als diese hat, so stärkt sie auch die pulmones, daß

sie die Ein und Ausothmung kräfftig verrichten, und dadurch zugleich den Umlauf des Geblütes gebührend befördern können. Alles dieses sind Würkungen, die man sich bei hizigen Febricitirenden nicht besser wünschen könnte; daher wenn man auch zuweilen nicht vor rathsam hielte, den Kranken die kühle Luft äusserst an den Leib gehen zu lassen, so würde man doch wohl thun, wenn man sie dieselbe einothmen liesse, und also die Zimmer (zumal bei gemäsigter Witterung) es sey denn, daß sie es selbsten sehnlich verlangten, so doch selten geschehen wird, nicht einheizte, weil doch der Kranke im Bette sich satsam wider die äusserliche andringende Kälte verwahren und nach Belieben warm halten kan. Septalius und andere mehr sind schon dieser Gedanken gewesen, und man kan die aus seinen Schriften excerpirte Passage mit Vergnügen lesen in Boneti Labyr. medic. p. 69. Der unvergleichliche Herr D. Bœrhave befihlet ausdrüklich in hizigen Fiebern eine reine kühle Luft zu zulassen. Aphor. 743. und in seinem Commendario über die Aphorismos sagt er, daß unsre Lunge eine solche Luft, die so warm ist als unser Blut, nicht vertragen könne, daher auch zu Amsterdam in den zu Depurirung des Zukers bestellten Zimmer, welche immer Blut warm erhalten werden, die Leute nicht lange ausdauren mögen, ohne in Ohnmacht zu fallen. P. III. p. 303. Da nun gesunden dergleichen Luft so schädlich, was wird die flammende Hize vieler Krankenstuben nicht erst denen ohnedem mit übermäsiger innerlichen Erhizung geplagten Menschen oder Patienten vor Ubels verursachen. Comm. in aph. P. III. p. 303. Die Kranken tragen auch oft selbst ein Verlangen, das Bette weg zu schmeisen und sich zu entblössen, so vornemlich von den Phreneticis (der maniacorum, welche auch im Winter Bette und Kleider zerrissen, u. im kalten fast ganz blos gehn wollen, zu geschweigen) angemerkt wird, da die betäubte Vernunft die Schaamhaftigkeit auszieht, und sich nur nach ihrer äusserlichen Empfindung verhält. Wenn man aber vorher ehe sie zum phantasiren oder Rasen gebracht werden, ihnen erlaubte, sich nach Gemächlichkeit auf zu deken, und die von denen überflüssigen Bedekungen befreiten Glieder ein wenig abzukühlen, so würden solche Zufälle oft aussen bleiben. Wir fürchten uns aber um soviel weniger, daß eine temperirt frische Luft, wenn sie auch an die blosse Haut gelassen wird, böse Folgerungen erweken solte, da wir selbst von dem kühlen Waschen so manchen guten Nuzen, auch so gar bei den petechiis, uns versprechen können.

Durch frische Luft verstehe ich auch 2) eine freie oder von frischen ins Zimer, nachdem es die Witterung verstattet, eingelassne. In den Stuben der Patienten sind meistens viel Leute, die sie theils warten, theils besuchen; diese geben nicht nur mit ihren warmen Ausdunstungen eben so viel hizende Ofen ab, sondern ihre Ausdämpfungen vermischen sich auch mit den vielerlei Ausdämpfungen des Patienten selber, und werden Kranken und Gesunden mit ihrem Geruche sehr widerlich. Wenn nun das Zimmer immer verwahrt und die Fensterladen wohl gar zugeschlossen bleiben, so werden alle diese Ausdämpfungen in solcher still stehenden Luft desto geschwinder faul und dumpficht, und da so gar Gesunde davon können angestekt und malade werden, so kan man sich leicht einbilden, was vor Ubels dem Kranken selbst zuwachsē möge, darunter deñ die Verzögerung seiner Genesung wohl nur das geringste seyn mag. Am schlimmsten aber ist er daran, wenn man ihn in seinem Bette, dieses aber noch dazu mit Vorhängen feste verschlüsset, und ihm so in seiner eignen Atmosphæra nichts als seine faulenden, hizigen, anstekenden Dünste einzuothmen erlaubet. Man lese hievon die Gedanken des Herrn Bœrhave Comm. in aphor P. III. p. 345. 406. So wird denn nun wohl höchst nöthig seyn, durch eröffnete Fenster eine frische reine Luft in die Stube hinein, und durch die aufgemachten Thüren die stokende, stinkende und anstekende hinaus zu lassen, damit sowohl

wohl der Patient, als die um ihn sind, ihre Lungen von den eingesognen Dämpfen wieder reinigen und sich erfrischen mögen. Da wir auch den Kranken erlauben, die Bette umzuwenden, ja dieselben sowohl als die Hembde und andre Wäsche fleisig frisch abzuwechseln, so geschicht solches nicht blos um der dadurch zu erlangenden Kühlung willen, sondern hauptsächlich auch, um die unter den eingestänkerten Bettern und vollgeschwizten wohl parfumirten Hembden angesammleten garstigen Dünste fortzuschaffen, durch solche Abwechselung neue und reine Luft an den Leib zu bringen und seine ganze atmosphæram zu verbessern.

Es mus freilich denen, die von Jugend auf zum hizigen Regimine angeführt worden, erschröklich vorkommen, wenn sie uns mit den Patienten so handthieren sehen; und ich weis wohl, daß sie in den Gedanken stehen, wenn die Kranken ja von der Heftigkeit ihrer Unpäslichkeit nicht können unterdrüket werden, so müste solches gewis von dem frischen luftigen Verhalten erfolgen. Ich kan gar nicht begreiffen, woher die Furcht für der Luft unter den neuern Medicis entstanden; vor Alters legte man die Kranken auf die Gasse, um etwa von den Vorübergehenden einen guten Rath zu hören, und man dachte nicht einmal daran, daß solches ihnen schaden könnte, und hat man es in der That nicht erfahren. Auch sind mir sonst Exempel bekannt, da wohl gar vornehme Herren, die dem Tode näher als dem Leben gewesen, von ihren Medicis etliche Meilen weit über Land geführet, und dennoch damit nicht ins Grab gestürzet worden. Vor einiger Zeit wurden in unsrer Nachbarschaft zwei Brüder von der Modekrankheit auf einerlei Weise angegriffen; der eine wurde in einer gewissen Stadt aufs beste in der Stube mit sorgfältiger Pflegung und Medicinirung versehen und starb; den andern führte man, als einen schon verlohren gegebnen Menschen, aus gewissen Ursachen, auf einem schlechten Wagen, unter freiem Himmel an einen andern abgelegenen Ort, und wider Vermuthen wurde er gesund. Selbst in der Pest thut das kühle und luftige Verhalten besser als das heisse, wovon Herr D. Kundmann 2. merkwürdige Exempel in seinen Seltenheiten der Natur und Kunst anführet. Man nehme nun dergleichen Erfahrung und vorangeführte Beweisgründe zusammen, so wird man leicht, ich will nicht blos sagen von der Unschuld, sondern gar von der Nothwendigkeit des kühlen luftigen Verhaltens überzeiget werden. Ja man wird auch daraus schlüssen lernen, wie nöthig es auch den Gesunden sey, sich nicht also mit Pelzen und Müzen zu verwahren, daß man darunter erstiken möchte, sondern vielmehr von Jugend auf sich zu gewöhnen, die Luft zu vertragen; denn jenes macht weichliche zärtliche und zu Krankheiten disponirte Leute, dieses aber härtet den Leib ab, daß er ohne Schaden der Gesundheit viel ausstehen kan. Die alten Historici haben schon von den Macedoniern angemerkt, daß sie harte und feste Hirnschädel gehabt, weil sie ihr Haupt ganz luftig gehalten, da hingegen die Persianer, welche den Kopf aufs sorgfältigste zu bedeken und zu verwahren pflegten, mit ganz weichen Craniis begabt waren.

Doch genung! Vernünftigen ist das zulänglich, was ich gesagt, vor Unvernünftige hab ich nicht geschrieben, und wer sich einmal in Kopf gesezt hat, mir nicht Beifall zu geben, wird seinen Vorsaz nicht ändern, wenn ich auch einen grossen Folianten mit den bündigsten Argumenten anfüllte, und alle meine und derer mit mir einstimmigen Medicorum vielfältige Erfahrung zu Markte brächte.

Character eines Franzosens.

Weilen seithero in Frankreich ein und andere Schrifften in Druk heraus gekommen,

men, worinn der *Character* und die Aufführung der Teutschen und der Engelländer ganz unbarmherzig *tranchirt* und auf *Satyrische* Weise gedadelt worden: so hat solches einem Engelländer Gelegenheit gegeben, auch von dem *Character* der Franzosen und ihren Gebräuchen was zu schreiben, welches erst vor wenigen Monaten von der berühmten Gottschedin, einer gebohrnen Kulmussinn, unter dem Titel: Neuer Sammlungen auserlessener Stüke, aus Popens, Eachards, Newtons und andern Schrifften, übersezzet worden; Woraus wir denn nur folgendes zu *extrahiren* veranlasset worden:

Die gegenwärtigen Franzosen sind nichts anders, als die alten Gallier in einem neuen Namen umgeschmolzen, und sind eben so unbesonnen, halsstarrig, und trozig, als da Julius Cäsar seine Commentarien schrieb. Ein Volk, welches man mit einer Feder gewinnen, und mit einem Strohhalme verlieren kan. Gleich Anfangs, ist ein Franzose so vertraut mit uns, als der Schlaf, oder die Nothwendigkeit des Othemholens. Eine Stunde Gespräch macht uns ihm theuer und werth: in der zweiten eröffnet er uns sein Herz; in der dritten holen wir alle seine Geheimnisse eben so treuherzig heraus, als sein Pater Beichtvater: und alsdann mus man ihn laufen lassen; den̄ nun taugt er weiter zu nichts. Behält man ihn länger, so bricht er von selbst. Er hat seine Lection aufgesagt, und mus nun jemanden anders suchen gehen, dem er sie ebenmäsig vorbethen kan. Also gebet ihm Abschied: denn er ist ein Kleid, das, wenn man es zwei Tage aneinander trägt, gar schändlich abgetragen aussiht. Er denkt überaus viel Gutes von sich, und glaubt, er besize so viel Verstand, als ihm mangelt, und mehreren als die ganze Welt zusammen besizt; dieses nun nächst seiner seichten Gemüthsart, macht ihn empfindlich und zanksüchtig, so, daß er über die mindeste Sache vom Leder zieht. In einer Minute aber stekt er den Degen wieder ein, und wenn ihr ihm alsdann bessere Sitten einprügelt, so nimmt er es mit überschwänglicher Geduld fürlieb, und schreit noch Votre trés-hûmble Serviteur dazu. In diesem einzigen Falle nur ist er dem arglistigen B... zu ähnlich: das Nachgeben macht sie unverschämt, und der Widerstand verzagt. Denn, entweder sie blöken die Zähne wie die Wölfe, oder sie schmeichlen wie die Wachtelhunde, und das ganze Kerlchen ist gleichwol nichts anders als eine aufgequierlete Eitelkeit in einer neualtfränkischen Form. An Festtage ist sein Tisch mit ungeheuren Schüsseln voller Suppen besezt, aber es ist wenig Fleisch darinnen. Ich rede hier nicht von Bauern: denn der weis nicht was Fleisch ist; sondern von Herren. Ihr Rindfleisch ist in Schnittchen getheilet, und das, was bei ihnen für eine grosse Schüssel voll Essen gilt, das würde man bei uns für ein sechspfennig Stük, oder für ein Scheerenschleifers Mahlzeit halten. Die grosse Kunst ihrer Köche besteht darinn, daß sie das Fleisch zerfezen, und scharfschmekende Brühe machen; den Bauch verhungern lassen, um den Gaumen zu küzeln: und der säuischen Gebrauch ihres Mezgerfleisches schafft einem Engelländer allemal zu essen. Endlich sezet man zu Tische und bethet sein Gebeth in sich selbst hinein. Wenn dies geschehen ist, so fält man auf das erste das beste zu: denn hier wird keine Ordnung im Essen beobachtet, und wofern man wartet, daß einer vorlegen soll, so kan man hungrig aufstehen. Wenn man nun aufgestanden ist, und die Schmuzigkeit der Kocherei ertragen kan, die Anfangs abscheulich ist, bis der Hunger einen daran gewöhnet, so kan man sich sicher in eine Garnison wagen, denn da kan einem weiter in der Welt vor nichts ekeln.

Die französische Sprach ist in der That sehr gelenke und artig; sie hat nichts rauhes an sich, da man die stummen Buchstaben verbeist, wodurch sie sehr geläufig von der Zunge fleist. Die Franzosen drüken sich mehrentheils durch Geberden

berden aus. Der Kopf, die Hände, der Leib, die Achseln, und Verzukungen, alles trägt zu einer Rede nach der Mode das seine bei; und derjenige, welcher de bonne grace französisch reden will, mus viel von einem Pikelheringe an sich haben. Sie ist mit einer grossen Menge Sprüchwörter bereichert, und hilft der französischen Sucht zum Spotten sehr viel. Sie ist voller Höflichkeit, wenn sie nur dieselbe nicht dadurch verunehret, daß sie die Schmeicheleien bei aller Gelegenheit wegwerfen. Denn der ärmste Dorfschuflikker, bekömmt alle seine Büklinge, sein Eau benit de Cour, sein Hofweihwasser, eben so gut und in eben so grosem Maase, als der Prinz von Conde.

Bei allen ihren höfischen Fechterstreichen, verändern sich die Stellungen gar mannigfaltig: und man hätte aller Geduld nöthig, wenn es bei andern Völkern auch Sitte wäre: aber der Misbrauch davon ist schädlich und lächerlich. Sie verkleinern auch selbst ihre Complimente, da sie den schlechtesten Leuten die grösten Titel beilegen. Der Bettler nennt seine Söhne und Töchter Messieurs! Mesdames so gut als der König von Frankreich; u. kaum kan er den Schimpf verdauen, daß man ihn nicht für einen Herrn hält.

Seine Gespräche laufen mehrentheils auf zwei Punkten hinaus, auf Verrath oder Zotenreisen. In dem ersten beleidiget er seinen Prinzen, und den Hof, in dem andern, sich selbst, da er sich aller der Weibspersohnen rühmet, die er verunehret haben will. Närrische Prahlhänse sind es, die jede Schandthat zweimal begehen, erstlich in dem sie sie thun, und zum andern, wenn sie damit prahlen. Sie messen andere nach sich, und halten diejenige vor dumme Gimpel und elende klein Geister, die sich nicht auf eine so wilte Weise entmannen.

Dies führt mich auf das französische Frauenzimmer, die überhaupt eine gleichgültiges Ansehen haben. Ihre Leiber sind gerade und schmal, ob aber die Natur oder Kunst sie so geschaffen, das kan ich nicht sagen: denn ihre Achseln und Rüken sind so breit, daß sie kein Maas mit dem Mittel halten. Ihre Hände sind noch der beste Zierrath ihres Körpers, lang, weis und geschmeidig, und wenn ihre Gesichter angenehm wären, so könnten sie einem engelländischen Auge vieleicht erträglich vorkommen. Allein hier finde ich einen Widerspruch, denn die Hand, die das beste Stük des Bildes war, an den meisten Frauenspersohnen, die wir gesehen, war mit der Kräze dermasen überlaufen, daß man sie für Aussäzige hätte halten sollen. Ihr Haar ist so schwarz daß es so gar häslich wird, ihre Gesichter gleichen hierinn den Haaren, und Don Quixote hat den Titel eines Ritters von der schlechten Gestalt, nie so verdienstlich geführet. Dis bestärket mich in der Meinung, daß Engelland ein Paradies für das Frauenzimmer, nicht nur in Ansehen auf ihre Vorrechte, sondern auch ein Frauenzimmerparadies, im Ansehen auf ihre Gestalt, wäre.

Man kan sich keinen besern Begrif von einer Französin machen, als daß sie unaufhörlich plappert und plaudert, welches verdrüslich, beschwerlich und unendlich ist: so daß es einem eher an Ohren, als ihr an Zunge gebrechen wird. Horazens ewiger Schwezer in der neunten Satire, ist nur ein Kind gegen sie, und hätte Aristoteles sie gekannt, so hätte er viel Arbeit ersparen kännen, als er ein perpetuum Mobile ausgrübeln wollte, und hätte ihn auch von einer Kezerei befreiet, die noch diese Stunde seine Lehre beflekt, daß quicquid movetur, ab alio movetur; den ihre Zunge bewegt sich selbst, und verursacht sich selbst die Gelegenheit zum Reden. Wenn sie gehen, so gleichen sie einer Perpendikeluhre; man darf sie unter acht u. vierzig Stunden über einmal nicht aufziehen; denn so lange reicht die Kette ihres Klapperwerks zu. Es kam eine parisische

Madame auf der Landgutsche mit uns von Rouan. Wir waren vierzehen Stunden beisammen, von welcher Zeit (dis kan ich mit den Fingern auf dem Buche beschwören) ihre Zunge uns auf eilf Stunden und sieben und funfzig Minuten weggefressen. Solche unaufhörliche Schwezere sind sie alle; es wird ihnen eher am Othem als an Worten gebrechen; und kaum halten sie im Grabe das Maul.

So wie sie nun im Plaudern kein Ende finden können: so ist es ihnen auch einerlei, in was für Gesellschaft sie reden. Fremde oder Bekannte; alles ist ihnen gleich viel: wiewohl ihnen eigentlich niemand fremde ist: denn in der ersten Stunde, da sie einen sehen, thun sie eben so bekannt und vertraut, als wenn sie bei unserer Muter Niederkunft gewesen wären. Einige von ihnen, glaube ich, sind keusch; aber aus ihrer Aufführung solte man es kaum schlüssen. Ihr Lachen und ihre Kinderpossen sind ohne Ende, und niemals fehlet es ihnen an schmuzigen Liedern, die sie in allen Gesellschaften, ohne Unterscheid singen; so, daß man denken sollte, die Bescheidenheit hätte niemals was darinnen zu thun gehabt, oder wäre fast aus dem Lande verwiesen. Mädchen und Weiber, alles ist mit dieser Krankheit angestekt; ob sie gleich bei beiden nicht gleich arg ist. Die Hofdamen sollen die andern an Muthwillen wie an Hochheit des Standes übertreffen; und ich höre, daß, weñ die Bescheidenheit der beste Anpuz der schönen wäre, manche Hofdame sehr dünne gekleidet seyn, oder gar nakend gehen würden.

Fünf Mahlzeiten den Tag und in der Kirche, ja gar in ihrer Männer Gegenwart zu buhlen, daß sind ihre Jura conjugalia, so daß sie Arm in Arm mit ihrem guten Frunde, über die Strassen ziehen, oder im Felde herum spazieren, ohne das solches den mindesten Verdacht oder Vorwurf erwekt; welches mit ihrer Beschaffenheit zusammen genommen, eine sich weit erstrekende Freiheit ist; und gleichwohl geniesen ihrer sowohl die verehlichten als unverehlichten Damen.

Von der Geselligkeit im Winter

Dissolve frigus, ligna super foco
Large reponens. *Horaz.*

Dem Winter ist nicht ohne gute Ursach der Gott Comus zum Gefährten gegeben; denn dieser Vorsteher der gesellschaftlichen Mahlzeiten und der freundschaftlichen Zusammenkünfte regiret alsdeñ am meisten, wenn die Witterung die schönen Gegenden rauh macht, und uns zwingen, in unsern Häusern zu bleiben. Indem alle andere Ergözungen des Gemüths und die Annehmlichkeiten der Landschaften weg fallen: so bleibt uns kein anderes Vergnügen übrig, als welches uns die Gesellschaft u. der Umgang darbietet. Die Nothwendigkeit, die uns nichts übrig lässet, als uns an einander zu vergnügen, verbindet die Gemüther viel genauer. Die Wärme des Camins hauchet eine gewisse Vertraulichkeit in die Gesellschaft, die wir zu keiner andern Jahrszeit in solchem Grad empfinden. Selbst der brausende Sturm, die schläfrigen Regengüsse, der schneidend kalte Wind, und das Schneegestöber, erfüllen eine Gesellschaft, die dieses alles durch die angelaufenen Fensterscheiben wahrnimmt, mit einer heimlichen Freude, sich im Warmen sicher beisammen sehen. Da unsere Lustbarkeiten gleichsam überall umdämmet sind, so brechen sie mit grosser Macht durch den kleinen Raum aus, gleich einem Brunquell, der desto stärker hervorspringet, je enger die Oefnung ist, durch welche er sich hindurch dringen mus. Daher sind die Winterzusammenkünfte freudiger, munterer, vertraulicher und länger, und lassen sich an den Abendstunden nicht begnügen, sie verziehen sich immer etwas in die Nacht.

Horaz, der geselligste Mañ, der je gelebet hat, hat nicht nur durch vortrefliche Gemählde des angenehmen Frühlings seine

Freunde

Freunde zu lustigẽ Zusam̃enkünftẽ vermocht, sondern er hat ihnen auch alle Rauhigkeit des Winters vorgestelt, um sie zur Geselligkeit zu ermuntern. Er sagt in der Ode, aus welcher der Spruch genommen ist, der auf der Stirne dieses Blattes stehet: Du siehest, wie Soracte aus tiefem Schnee jezt glänzend da hervorraget. Die beschwerten Wälder können ihre weisse Last kaum tragen, die Fluthen sind durch den scharfen Frost verharrscht. Vertreibe die Kälte, und wirf das Holz reichlich in das Caminfeuer, hole freigebiger jezo den vieljährigen Wein, aus deinem hobinischen Fasse. O Thaliarchus, las du die Götter für das übrige sorgen! So bald sie die Winde gestillet haben, die das strudelnde Meer durchwühlten, so regen sich die Cipressen nicht mehr, auch nicht die bejahrten Ellern. Hüte dich, dich um den künftigen Morgen zu bekümmern, und rechne jeden Tag als einen Gewinst, den dir nur das Schiksal geben wird.

Kan man wohl den Winter besser abmahlen, und triftigere Bewegungsgründe zur angenehmen Geselschaft geben, als uns dieser Dichter in diesem Meisterstüke hinterlassen hat. Er zeiget nicht nur alle Rauhigkeiten der Witterung, sondern er nim̃t auch von der melancholischẽ Schwermuth, die dem Winter eigen ist, Gelegenheit, die Geselligkeit zu empfehlen. Da die Witterung der Jahrszeiten einen grossen Einflus auf unsern Körper hat, und selbst auf das Gemüth würket: so befand der Englische Zuschauer nöthig, das schöne Geschlecht vor dem reizenden Mai zu warnen, und sie enger einzuschränken. Eben dieses beweget mich, meine Leser bei den langen Abenden und der traurigsten Jahreszeit, zur Freude, die eine gute Gesellschaft darreicht, zu ermuntern. Da die andere Jahrszeiten uns mehrere Gelegenheit zur Lust und zu der Zerstreuung der Schwermuth darreichen; so müssen wir im Winter die einzige, die uns übrig gelassen ist, desto geiziger anwenden.

Ich lasse es den Herren Aerzten über, daß sie uns die Ursachen erzehlen mögen, warum vom November an bis in den April mehrere Krankheiten herrschen, und in diesen Monaten die gröste Zahl der Menschen unter die Erde gebracht wird? sie mögen die feichten Dünste, die Pressung der Kälte u. s. w. untersuchen. Ich bin überzeuget, deß die Freude des Gemüths, die Verbannung der Schwermuth, eine die Munterkeit erhaltene Gesellschaft meine Leser so ziemlich vor die traurigen Zufälle des Winters bewahren werde. Der Winter ist besonders für unsern Geist gemacht: die lustigen Auen, der reizende Gesang der Nachtigall, die erquikenden Zephirs, die balsamduftende Blüthen fallen im Lenz unsere Siñen mit solcher Gewalt an, daß wir unsere Gemüthskräfte nicht recht sammlen und anwenden können. Der Winter lässet uns alleine stehen, und da wir mit nichts als mit Gesellschaften uns ergözen können; so können wir nicht nur den ganzen Werth eines freundschaftlichen Umgangs besser erkennen lernen, sondern wir werden auch durch nichts gehindert, die ganze Stärke unsers Geistes darinnen zu gebrauchen. Der flüchtige Callisthenus, der alle Tage neue Veränderungen suchet, wird durch den Frost figirt, und genöthiget, seinen Freunden sein angenehmes Wesen ununterbrochen geniesen zu lassen. Und der empfindliche Phormio kan einen unschuldigen Scherz desto mehr vertragen, je schlim̃er das Wetter draussen ist. Die Alten haben die Nacht den Musen geheiliget; sie würden nicht unrecht gethan haben, wenn sie auch den Winter diesen Schwestern gewidmet hätten. Ist man wol aufgelegter zum Denken, als wenn unsere Sinne durch nichts gerühret werden? und ich wette, daß wir die beste Stüke der Dichter sowol dem Winter als dem Frühling zu danken haben. Es spricht sich nicht besser, als bei einem guten Camin, und die Mäuler thauen bei einem warmen Ofen auf. Die Freude, die man empfindet, wenn der Frost aus den Gliedern vertrieben wird, heitert

die Stirne auf, und macht die ganze Gesellschaft auf besondere Art lebhaft. Selbst die Unbequemlichkeit eines kurzen oder langen Weges vermehret die Wollust, und macht die Stube desto beliebter; ein jeder eilet mit schnellen Schritten zu seinen Freunden, und kein kaltsinniger Gang, kein ungestümer Plauderer macht die Versammlung über den Verzug murren. Diese Nothwendigkeit, einander im Winter zu besuchen, macht die Besuchung unschuldiger, und erhebt sie ungemein über die Höflichkeitsvisiten, die der Wohlstand nicht ohne Zwang eingeführet hat.

Von Pfropffen der Weinstöke.

Das Pfropfen der Weinstöke, welches man in Ungarn, Frankreich und Italien mit guten Erfolg eingeführet hat, ist bisher in Deutschland, wo nicht unbekannt, doch wenig üblich gewesen. Die Erfindung ist nicht neu. Columella beschreibet sie in dem 29. Cap. des 4. Buchs de re rustica mit allen Vortheilen. Die ganze Sache kommt in den meisten Stüken mit dem Pfropfen der Bäume überein, die vermittelst des Spaltes geschiehet. Die beste Zeit dazu ist in dem Frühjahre, wenn Tag und Nacht einander gleich ist. Der alte Stok, den man pfropfen will, wird nahe an der Erde, jedoch 4. quer Finger breit über dem untersten Knoten abgeschnitten, damit solcher weder durch den Spalt noch durch das Pfropfreis berühret werde. Das Reis, welches von guten zeitigen Reben abgeschnitten wird, mus kurz seyn und viele Augen haben. Man schneidet es kegelförmig, wie bei dem Pfropfen der Bäume, und sezet es also ein, daß ein Auge davon den alten Stamm berühre, und daß die Rinde des jungen Reises mit der Rinde des alten übereintreffe. Ist der Stamm zu dik, so sezet man zwei Reiser neben einander und verbindet den Spalt mit Bast. Man verschmieret ihn oben mit zarten Leimen und Mos, man häufet die Erde gegen die Reiser und verwahret solche mit aufgestekten Pfählen. Die Vortheile, die man von dieser Art der Fortpflanzung erhält, sind diese, daß man nicht allein bald Früchte, sondern auch von einem einzigen Stoke eine unglaubliche Menge andere bekomt; ingleichen, daß man, um den Weinberg zu verbessern, und mit einerlei Art Trauben zu bepflanzen, die alten Stöke nicht erst ausgraben, sondern blos auf diese Weise pfropfen darf.

Neue Entdekung von der wahren Ursachen der Ebbe und Fluth.

Diejenige Schriften, welche neue Sachen auf das Tapet bringen, werden heutiges Tags begierig gelesen, und sind öfters von grossem Nuzen. Der Verfasser, so uns von dieser Art neue Gedanken von der Ebbe und Fluth in einem Werkgen, so unter folgender Aufschrift ans Licht getretten: Eponandri Napili Betaciriensis de maris æstu reciproco Dissertatio &c. zu Papier bringt, ist der Hr. Leonardus Pappini Bagnacavallo. Das Werkgen selbst aber von dieser Abhandlung ist zu Faenza in 12. gedrukt worden. Der Gegenstand derselben ist eine Sache, welche v. denen Weltweisen bisher zwar mit sonderlichem Fleisse ist erörtert worden; allein die vielen dabei sich zeigenden Schwierigkeiten haben noch allemal einer deutlichen Entscheidung im Wege gelegen. Erstgerühmter Schriftsteller waget sich dennoch seine Meinung hierüber beizubringen, und er vollziehet solches mit ungemeiner Zierlichkeit und Deutlichkeit, ohne anderer Gelehrten Säze dadurch zu bestreiten. Er behauptet, daß die Sonne die wahre Ursache der Fluth und Ebbe sey, denn dieselbe vermindere durch ihre Hize das Meerwasser, und weil sie dessen eine grössere Menge an jenen Orten verzehret, dahin sie ihre Strahlen gerade richtet, so grabe dieselbe nach der Oberfläche des Meers eine Furche aus, wodurch das Gleichgewicht aufgehoben wird. Hieraus erfolget nun, daß das Seitenwasser

ser seinen Zug dahin wendet, um die entledigten Stellen auszufüllen, indem aber des Gewässers von beiden Seiten allda soviel zusammen kommt, daß es sich stemmen und aufschwellen mus, so lauft es nach übermäsig hochgetriebener Häufung wieder auseinander und zurüke, bis daß in besagter Gegend der beschriebene Graben von neuem entstehe, wo es sodann wieder hinkehret. Nach vorgelegtem diesen Lehrgebäude erkläret Herr Pappini den Unterscheid der Fluth und Ebbe, welcher in verschiedenen Meeren sich spühren läst, und sagt, derselbe rühre entweder von der verschiedenen Gestalt der Strände her, daran sich das Meerwasser stiesse, und von dort anderswo hinprallete, oder solcher wäre der mannigfaltigen Beschaffenheit der Meerlager zuzuschreiben, weil in denjenigen, die enger sind, das Wasser höher, als anderwärts, steigen müste. Eben darum beobachtete man in der Kaspischen See keine Fluth und Ebbe, weil dieselbe mit dem grossen Weltmeer keine Gemeinschaft habe. Er ist nicht in Abrede, daß zu dieser Bewegung des Meerwassers auch die Winde etwas beitragen könnten, allein das sey kein beständiger oder beharrender Ursprung der Fluth und Ebbe. Er läst auch zu, daß der Mond mitwürke, zuförderst in der Zeit des vollen Scheins, allein das wäre nur eine Neben Ursache, deren Kraft nicht vieles auf sich hätte.

Von der innwendigen Beschaffenheit des Menschen.

Die Temperamenten haben überhaupt ihren Ursprung von der Beschaffenheit der festen Theile, ihre weitere Eintheilung aber wird von der verschiedenen Wärme, oder Kälte hergenommen. Damit das Blut nicht allzugeschwinde aus den Kammern des Herzens in die Schlagadern komme, so wird es durch einen häutigten Fortsaz der Vaveln, der Ohren des Herzens, daran verhindert. Bei der Zusammenziehung des Herzens will man zuerst bemerket haben, daß sich die Spize nach dem Perpendikel aufwärts beuge. Die Röthe des Bluts kömmt von der ungleichen Fläche seiner Kügelchen. Durch die beigemischte Luft werden die Theile des Bluts loker gemacht. Bei dem Athemholen wird die Brust durch die Rippenmuskeln erweitert, sie wird aber wieder enger, wenn die in den Muskeln befindliche bewegende Materie besonders von der äusersten Luft wieder zusammen geprest wird. Die Luft wird in der Lunge durch eben die Wege, durch welche sie ausdünstet, mit dem Blute vermischt. Das Blut, welches durch das zaserichte Gewebe der Milz vor sich langsam beweget wird, wird bei der Verdauung durch das aufschwellen des Magens heraus geprest. Bei der Absonderung der Säfte von dem Blute, mus man auf eine vorhergehende Zubereitung desselben, in den Gefäsen, auf die Geschwindigkeit der Bewegung und den festen, oder lokern, Bau des Theiles, sehen, in welchem die Absonderung geschiehet, vornehmlich aber mus man die elektrische Kraft der abgesonderten Säfte, andere ihres gleichen an sich zu ziehen, wahrnehmen. Die Gefäse der lymphatischen Feuchtigkeiten haben nicht ihren Ursprung von den Schlagadern, sondern von dem Zschwischenraume der Fiebern. Die Drüsen, welche über den Nieren ligen, bereiten einen scharffen Saft, welcher das Blut vor der Verdikung bewahret. Die Ausdünstung der Haut geschiehet so wohl durch die Gefäse, als durch den Zwischenraum der Fiebern. Eben dieser Saft, welcher durch die Ausdünstung hinweg gehet, sezet in dem zellichtem Wesen und in den Knochen das Mark an. Das befruchtete Ey wird aus dem Eyerstoke losgerissen, und durch die Wurmförmige Bewegung der Muttertrompeten in die Mutter gebracht. Dem Kinde kan durch die Einbildungskraft der Mutter Schaden zugefüget werden, indem der Umlauf des Bluts in selbigem in Unordnung geräth. Der Nervensaft

vensaft wird auf eine ganz besondere Weise bereitet, indem, nach der neuesten Meinung, die Schlagadern des Gehirns sich nicht bewegen, und also das Blut langsam darinne fortgehet. Hierdurch aber gewinnet die magnetische Kraft der Säfte einen grosen Vortheil, damit die Theile des Nervensafts sich mit einander verbinden, durch die Gefäse durchdringen, und in die weiche Masse des Gehirns, aus selbiger aber, ohne in Canälen sich zu befinden, in die andern Theile fliesen können. Doch hilft dem Fortgange derselben eine zusammenziehende Kraft des Gehirns. Der Nervensaft selbst aber bestehet aus zweierlei Art Feuchtigkeiten. Die eine ist von Empfindungstheilen zusammen gesezt, und sehr beweglich. In dieser schwimmet die andere, welches die bewegende Materie ist. Diese hat eine überaus starke elastische Kraft. Diese leztere Materie wird durch die Nerven bis in die Muskeln geführet, in deren Fiebern sie sich begiebet, und durch ihre Ausdehnung die Bewegung verursachet. Diese Meinungen können genug seyn von der übrigen Ausarbeitung einen Begriff zu machen.

Welches der stärkste Affect bei dem Menschen seye.

Wenn man diese Frage nach dem ersten Ansehen ohne reifliche Ueberlegung beantworten wolte, so würde man schwerlich richtig urteilen. Die ersten Gedanken, die uns bei einer Sache aufstosten, sind nur bei wenigen richtig, die eine unverfälschte und geübte Urtheilungskraft besizen. Denn auser dem betrügen sie gar sehr. Wer aber wächst so unschuldig auf, daß er sich nicht in der Erkäntnis sein selbst und des Menschen überhaupt oft irren, und den Saamen der Vorurteile unbedachtsam aufkommen lassen solte.

Man siehet zuweilen aufgebrachte Menschen, die eine fast übermenschliche Kraft bliken lassen, und vermöge ihres Affects alles möglich machen zukönnen das Ansehen haben: Aber wie bald rauschet die wilde Wuth dahin! Wie also derjenige nicht der tapferste zu nennen ist, der nur ein blinden Lerm zu machen, und ein Panischen Schreken unter die Völker zu bringen vermögend ist, so doch bald wieder verschwindet: Also hat man auch in Beurteilung der stärkesten Gemüthsbewegung mit auf ihre Dauerhaftigkeit zu sehen. Ich werde daher nicht die feurige Wuth, nicht den rauschenden Zorn, nicht den unruhigen Neid, nicht die drengende Begierde in meiner Beantwortung erheben, ob ich wohl nicht in Abrede bin, daß alle diese Bewegungen des Gemüths, die wie alle übrigen so wohl tugend- als lasterhaft werden können, sehr viel bei den Menschen vermögen, und eine grose, aber entweder kurze oder unglükliche Gewalt über die Herzen der Sterblichen ausüben.

Aber ein Affect, der erst den niedergeschlagenen und bei nahe gesunkenen Geist in dem schweren u. unvermögenden Körper des Menschen erweket und belebet, sodann ihn samt seiner Hütte immer mehr erhebet und vergrössert, ja zu den wichtigsten Unternehmungen, darzu ein Mensch aufgeleget ist, geschikt und muthig machet; ihn auch bei der volkommensten Heiterkeit des Geistes keine Gefahren zu scheuen, die aller grösten Hindernisse beherzt zu überwinden, beides die sanftesten als die erschreklichsten Empfindungen zu fühlen veranlasset: ein solcher Afect, wenn er durch das ganze Leben dauret, und allen Gliedern des menschlichen Geschlechts eigen und gemein ist, kan ja wol mit Recht der stärkeste unter allen menschlichen Gemüthsbewegungen heissen. Ich zweifele nicht, ein ieder Mensch werde aus dieser Beschreibung merken, daß ich die Zierde der ganzen Geisterwelt, die Liebe beschrieben habe, welche auch der Mensch in so vollkommenem Grad besizet, als kaum eine andere Leidenschafft.

Jedermann empfindet diesen natürlichen Trieb, der sich so leicht erweken und unterhalten läst, und uns schon in der anmuthsvollen Jugend so reizend ist. Aber um in dem künftigē desto richtiger u. kürzer zuverfahren,

mus

mus ich noch hinzufügen, daß ich unter der Liebe diejenige Begierden verstehe, durch die Glükseligkeit eines andern selbst glüklich zu leben. Wer nur ein klein Geschäfte glüklich verwalten will, hat sie zum Beistande nöthig, und kein Sprichwort verdienet einen allgemeinen Beifal, als dasjenige, so uns versichert, Lust und Liebe zu einem Dinge mache alle Mühe und Arbeit geringe. Man erwäge die erstaunlichen Arbeiten, denen sich oft die Liebhaber unterzogen haben, ihren Triebe ein Genüge zu thun. Es lies sich ohne grose Mühe aus den Geschichten behaupten, daß kein Sieg jemals so viel Tapferkeit und Hoheit des Geistes erfordert, als die Heldenliebe. Die grösten Helden haben oft hier ihre Schwachheit noch erkennen müssen, und wenn ein wütender Löwe durch nichts zubändigen gewesen, so hat er sich doch endlich durch den kleinen Liebesgott lenken und besänftigen lassen. Ja die Liebe hat oft erst grosse Helden geboren und auferweket, und Terebazus erwies bei Termophyli, das der sanfteste Trieb auch Muth zum Fechten ja zum Sterben machen könne. Schade, daß nicht alle Verliebte eine Minerva zur Begleitung haben sollen! Kein Affect hat wohl von jeher mehr Unsinnige gemacht, als die Liebe, woraus ich die Stärke desselben gar deutlich zu erhärten getraue, wenn es mein Vorsaz wäre, weitläufig zu seyn. Aber diese Wirkung wird diesem herrlichem Triebe nicht im geringsten nachtheilig scheinen können, wenn man alle Umstände recht erwäget. Wenn ein Mensch seiner Vernunft troz bietet, wenn er entgegen gesezte Absichten auszuführen unternimt, so macht er sich derselben unwürdig, so wird er unsinnig. Man kan dieses von einem jeden Wiederspruche in unserer Seele behaupten, die von der Liebe gar sehr verschieden sind: der Zorn und die Wuth hat so viele unsinnig gemacht, als die Liebe: eine jede andere Begierde, welche wir zu stillen allzustarke Hindernisse finden, hat unzählige Menschen um ihre Zufriedenheit gebracht. Aber selbst in dieser Unsinnigkeit ist einiger Unterscheid, und die Liebe hat nur die lasterhaften Verliebten unsinnig und zugleich unglüklich gemacht: den tugendhaften zeiget sie nur die Grenzen der Menschlichkeit, u. dis dienet mir selbst zur Behauptung meines Sazzes, daß die Liebe der mächtigste Affect sey.

Man würde vielleicht durch einige falsche Künste der Weltweisheit unter der Begierde sich durch die Vollkommenheit eines andern selbst volkommener zumachen, nicht allein die lasterhafte Liebe, sondern auch die Liebe zu irgend einer leblosen Sache, Wissenschaft oder Kunst, ja so gar die Ehrbegierde u. den Geldgeiz begreifen, und ihnen an unsern Lobsprüchen Theil nehmen lassen könen, weñ man nit die Behutsamkeit brauchete, und theils die Begierde, theils die Glükseligkeit genauer bestimmete, welches aber hier zu thun weder unser Zwek noch eine dringende Nothwendigkeit erheischet, da wir uns hier von jenen rauhen Spizfindigkeiten entfernen. Aber wenn auch einige Macht der Liebe zu irgend einer Wissenschaft oder leblosen Sache beizulegen wäre, so begreifet man doch auch, wie ungemein weit die Begierde, sich durch die Glükseligkeit einer Person glüklich zu machen, stärker seyn müsse.

Die Freundschaft, eine Gattung der Liebe, hat schon eine so grosse Kraft über die menschlichen Gemüther zu allen Zeiten gehabt, daß man Freunde aus allerlei Völkern kennet, die für einander ihr Leben zu lassen willig und entschlossen gewesen sind. Das Band eines Pylades und Orestes bleibet noch immer verehrungswerth.

Die Ehre der Natur, der innern Sinnen Glük,
Die Freundschaft ist noch jezt der Tugend Meisterstük.

Es ist wahr, daß der Freundschaft edler Stand den weisen Ehrfurcht einpräget: aber dem Plato scheinet ein Paar Verliebte gar mit einem göttlichen Glanz umgeben zu seyn. Dieser grosse und mächtige Affect erhöhet selbst die Menschlichkeit und entflammet den Geist, daß er wie von Gott ausbricht. Die Poeten wissen sich nicht kräftiger zu ermuntern, als durch Vorstellung einer Muse. Und ich will noch mehr zum Lobe der Liebe sagen, unser göttlicher Lehrer selbst weis den Inbegrif seiner Gebote nicht

nicht kürzer zu fassen, als in der Ermahnung: Liebet euch unter einander: ja er versichert es gar, daß, wo ihn seine Schüler nur lieben würden, sie das Gesez würklich schon würden erfüllet haben. Und was lässet sich noch volkommener zum Preis dieses starken Affectes sagen, als das sich GOtt selbst, wie die Offenbahrung versichert, allein durch sie bewegen lassen, den Zorn über der Menschen Missethaten einzuschrenken und nach diesem göttlichen Beispiel findet die Gerechtigkeit und Güte in der Liebe ihre gröste Volkommenheit. Ein Richter, der Lob verdienen will, vermeidet durch die Nachahmung dieses Musters den Vorwurf des wahren Wortes, daß das gröste Recht das gröste Unrecht sey.

Wenn man auch die Liebe nach dem Verhältnis unserer körperlichen Haushaltung im medizinischem Felde erwäget, und ihre Macht mit der Macht der übrigen Gemüthsbewegungen vergleichet, so findet man alles gegründet, was bisher theils aus göttlicher, theils aus Menschlicher Weisheit ist vorgebracht worden. Man entferne hier, wie schon erinnert worden, die lasterhafte Liebe, als den Schaum der Menschlichkeit, welche unmäsig und viehisch wird, und einen bei dem Tulpius erstarrend und tod zu Boden geschmissen, einen andern beim Cornavius das Blut aus der Stirn getrieben, der bei seiner Liebsten schmachtend gesessen hat. Die Wankelmüthigkeit und die Zerstreuung lässet den Verliebten die Wohlthaten im geringern Mas geniessen, welches uns die wahre, tugendhafte, zärtliche Menschenliebe verspricht, wenn sie durch neue Reizungen entzündet wird. Diese sezet den ganzen Körper in eine stolze und edle Ruhe, sie verbreitet die Säfte durch die ganze Haushaltung des glüklichen Menschen, sie verschaffet ihm allezeit einen Ueberflus an angenehmen und gegründeten Einfällen, deren er einen nach dem andern zu entwiklen und mit bequemen Worten verstehen zu geben fähig ist, und lässet die natürlichen und innerlichen Bewegungen in einer nüzlichen Gleichförmigkeit fortdauren. Die Begierde, so in der unmäsigen Liebe darzu kömt, verwirret diese Ordnung, und sezet den Geist und seine Herberge aus dem Gleichgewichte, in welchem der Menschen wahre Glükseligkeit bestehet.

Anmerkung von dem Blize aus des Herrn Maffei phisicalischen Briefen, in dem Hamb. Mag. II. Band. S. 797.

Zur Sicherheit des Menschen flieset aus des Hrn. Maffei Sistem, daß man sich an einem Gewitter nächst an der Erde, folglich in den untersten Zimmern aufhalten und, wo möglich, auf den Boden legen soll, weil die Dünste nahe am Boden nicht so heftig entzündet sind. Der Bliz zu Fosdinuovo lies vierzehn Merkmale zurük, aber alle in der Deke oder in der Einfassung, keines aber auf dem Boden. In höhern Zimmern wird man auf dem Boden ausgestrekt zwar sicherer seyn, als stehend, aber doch nicht so sicher, als ganz auf der Erde. In Kellern oder andern unterirrdischen Gewölbern hat der Bliz (so viel Hr. Maffei weis) nie Schaden gethan: man mus ihn aber von den mineralischen Dünsten unterscheiden, die sich bisweilen in Bergwerken oder andern unterirrdischen Gegenden durch die obere Luft entzünden. Schon bei dem Seneca* und Plinius** werden unterirrdische Gruben für die sicherste Zuflucht bei Gewittern gehalten.

* *Nat. Quæst. L. VI. c. 1.* ** *L. II. c. 55.*

Mittel vor den Stein.

Der schwedische Leibarzt, Linäus, bemerket in seiner Disp. de generatione calculi, die in dem verwichenen Jahr zu Upsal gehalten worden, daß er blos durch den anhaltenden Gebrauch der Wermuthessenz einen mit dem Steine behafteten Kranken, der alle Morgen einen Löffel davon genommen, nach einem halben Jahre völlig hergestellet habe.

Ein Mittel wider die *Haemorrhoides* aus den lehrreichen Nachrichten für einen Reisenden. 1. Theil Seit. 220.

Wir wollen die eigene Worte des Verfassers anführen: „Einer von diesen lusti„gen Herren, der ein Mönch war wurde „mit der goldenen Ader geplagt, und mu„ste stehend essen. Die Wirthin half ihn „in einer Minute durch das ihm eröffnete „Mittel. Dieses Mittel bestehet in Stuhl„zäpfgen, die aus Melonenschnitten gemacht,

„macht, und gehörig angewendet werden. „Einige von meinen Leuten ware mit eben „der Krankheit beschweret, und bekamen so „gut, als der Mönch, ohne Anstand Linderung davon. Es ist ein Geheimnis „der Barmherzigkeit, welches ich um so „viel lieber mittheile, weil es eben so gewis als schlecht ist. In Ermanglung „der Melonen thut ein Kürbis eben die „Dienste.

Wie es zugehe, daß man, wenn man andere gähnen siehet, mit zu gähnen beweget wird?

Ehe ich diese Frage selbst entscheide, mus ich erklären, was das Gähnen eigentlich seye?

Wir wollen die Erfahrung dabei zu Rathe ziehen, und sodann weiter schliessen. Wenn wir gähnen: so schöpffen wir mit einem langsamen, gemächlichen und anhaltenden Zuge, die, ausser uns befindliche, Luft durch die Luftröhre in unsere Lunge und Blasen, also durch diese Handlung die Lunge auf. Wenn dieses geschehen: so lassen wir die in uns gezogene Luft, mit eben so langer und anhaltender Art wieder heraus, da denn die von der Luft aufgeblasen gewesene Lunge wieder zusammen fällt. Indem dieses geschieht, wird im ersten Falle der unterste Theil des Brustbeins vorwärts beweget, die Ribben bewegen sich in die Höhe, und der Unterleib wird aufgetrieben, und im zweiten Falle geschiehet das Gegentheil dieser Bewegungen. Das Gähnen ist also nichts anderstis, als eine Art des Athemholens. Nun ist bekannt, daß durch das Athemholen und die, dadurch verursachte Aufblasung und Ausdehnung der Lunge, die darinnen befindlichen Luftbläschen so vorhin platt und zusammen gefallen waren, aufgeblasen werden und eine kugelrunde Gestalt erlangen; daß die in der Lunge befindliche Blutgefässe ebenfalls dadurch mit ausgedehnet werden, und daß folglich das Blut in denselben eben dadurch leichter fortgetrieben, und in seinem Umlaufe befördert wird. Da nun dieses seine ungezweifelte Richtigkeit hat: so folget eben daher nothwendig, daß durch das Gähnen eben diese Würkung weit stärker verursachet werde, weil dadurch die Ausdehnung der Lunge länger und anhaltender bewirket wird.

Hieraus folget also weiter, daß bei den, von uns bei Tage vorgenommenen, Beschäftigungen, wobei wir stärker Athem schöpfen, der Umlauf des Blutes durch die Lunge und die übrigen Theile des Leibes mehr befördert werde, und daß dieser Umlauf des Blutes schwächer und langsamer geschehe, so bald wir diese Beschäftigungen nachlassen, oder uns zur Ruhe sezen.

Es folget hieraus ferner, daß, wenn der Umlauf des Blutes auf solche Art sowohl in der Lunge, als den übrigen Theilen unsers Leibes schwächer und langsamer wird, das Blut sich anhäufen müsse, wodurch die Adern nothwendig einen grössern Diameter oder Durchschnitt erlangen. Indem dieses aber geschiehet, so müssen nothwendig die, auf solche Art stark aufgetriebenen, Blutgefässe die, zwischen ihnen befindliche, Nerven mehr als vorhin drüken, und da also durch diesen Druk der Nerven zweifelsfrei diejenige Empfindung entstehet, welche wir mit dem Namen der Müdigkeit belegen: so folget hieraus nothwendig, daß, so bald das Blut in seinem Umlaufe durch die Lunge sowohl, als durch die übrigen Theile des Leibes langsamer und schwächer wird, wir sogleich eine Müdigkeit und Trägheit empfinden müssen. Hieraus folget zugleich, daß Personen, so sich nicht viel Bewegung machen, sondern mehr stille sizen, und auch diejenigen überhaupt, so ein träges Temperament, oder eine schwache Leibesbeschaffenheit, oder ein dikes und schwäres Blut haben, auch ohne vorhergegangene Arbeit und Beschäftigung, die Empfindung einer Müdigkeit erfahren, und eben daher zu gähnen genöthiget werden können.

können. Wie denn auch die Ursache des Gähnens kurz vor Eintritt des Fiebers keine andere als eben die, durch langsameren Umlauf des Blutes verursachete, Empfindung eines Drukes in der Brust ist, so wir ebenfalls durch das Gähnen zu erleuchtern oder fortzuschaffen bemühet sind.

So bald wir also überhaupt diese Beschwerung und Trägheit empfinden: so bald bringt uns ein, uns eingepflanzter Trieb, oftmals ohne daran eben zu gedenken, dahin, daß wir zu gähnen anfangen; wir erlangen dadurch, wenn wir darauf merken, eine uns angenehme Empfindung und eine merkliche Erleichterung der, vorhin empfundenen, Beschwerlichkeit.

Denn indem das schwere Blut durch diese Handlung, wie vorhin erwiesen ist, zu einem bessern und hurtigern Umlaufe angespornet wird: so kan es nicht anderst seyn, es mus die vorhergegangene unangenehme Empfindung verschwinden und einer angenehmeren Plaz machen.

Es ist also daher leicht zu begreifen, warum wir, wenn wir andere gähnen sehen, aus Erinnerung der dabei ehedem empfundenen Annehmlichkeit eben dieselbe Bewegung ohne lange Uberlegung mit machen, um der damit verknüpften angenehmen Empfindung, so wir ehedem dabei genossen, wieder theilhaftig zu werden.

Dieses wären kürzlich die phisicalischen Ursachen, so uns zum Gähnen bewegen können. Es findet sich aber auch eine moralische, so ich nur noch im Vorbeigehen bemerken will.

Wir gähnen zuweilen, wenn wir mit einer schon hinlänglich erwiesenen oder gar verdrieslichen Sache zu lange unterhalten werden.

Damit nun meine gegenwärtige Abhandlung diesem Schiksale nicht ebenfalls unterworfen seye, und meine Leser durch eine weitläuftigere Ausführung dieser Materie nicht auch zum Gähnen bewegen möge: so will ich abbrechen, und davon nichts weiter melden.

Von der Ausbreitung der christlichen Religion.

I. In America. Von den salzburgischen Emigranten, die sich in America niedergelassen haben, meldet Hr. S. U. in seiner 13. Fortsezzung Seiner ausführlichen Nachrichten, ** daß die Gemeine, welche noch daselbst im Seegen blühet, auf den Plantationen ein neues Schulhaus erbauet und der 9. Merz 1747. ihr jährliches Dankfest gefeiret habe, welches seit ihrer Ankunft das 14. ist.

Nicht weniger sind auch ihre leiblichen Umstände von GOtt geseegnet worden. Sie haben sowohl an europäischen, als indianischen Feldfrüchten eine reichliche Ernde gehabt. Ihr Seidenbau ist wohl von statten gegangen. Sie haben im Jahr 1747. bis auf den 4. Mai 430. Pfund geliefert. Etwas besonders ist es, daß unter den Kindern ein übernatürlicher Appetit eingerissen, Erde, Leimen, Kohlen und Asche, auch indianisches Korn, Bohnen und Reis roh zu essen, davon manche erkranket und gestorben sind. An Dienstbothen fehlt es ihnen sehr. Doch meldet man aus Engelland, daß man den Entschlus gefasset habe, eine Menge deutscher Knechte dahin zu schiken.

II. In Asien. a) Aus Lissabon wird gemeldet, daß man im verwichenen Sommer 86. Missionarien nach dem portugiesischen Indien abgeschiket, denen der Herzog Joseph von Braganza und Erzbischoff von Braga ein Geschenke von mehr als 250000. Crusaden zu einer gewissen Bestimmung mit auf die Reise gegeben habe. b) Zu Trankebar ist nach dem Tode des seel. Aarons ein gebohrner Indianer, Namens Ambrosius, zum zweiten Landprediger bestellet worden. In dem Werke der Bekehrung ist der Unglaube bei vielen unüberwindlich gewesen. Die eitle Furcht, der Teifel, dem sie bisher gedienet, würde sie töden, hat manche zurük gehalten. Einige haben ganz frei gesagt: Sie wären schon zu alt, sie wolten lieber in die Hölle fahren: wo ihre Aeltern wären, da wolten sie auch seyn. Ein frecher Heide hat geantwortet: Die Sonne gehe ordentlich in Osten auf und in Westen nieder: wenn sie gegen Süden auf und nieder gehen würde, so wolte er sich bekehren. * Bei diesen diken Finsternissen ist das mächtige

Licht

Licht des Evangelii so weit hindurch gedrungen, daß im Jahr 1747. die sämmtliche geistlichen Gemeinden in dieser Gegend mit 579. Seelen vermehret worden sind. †

* Von den Verblendungen des Satans zur Verstokung der Heiden wird folgendes Beispiel angeführet: Der Teifel habe durch einen morischen Heiligen dem Commendanten zu Tirutschinapalli sagen lassen, daß er ihm einen grossen Schaz, den er in dem Brunnen an dem Fus des nahgelegenen Goldberges verwahre, überliefern wolte, wenn er ihm so viel Menschen opferte, daß das Blud derselben von dem Brunnen bis an den Carveri flösse. Der Commendant habe, um dieses ins Werk zu richten, viele Leute auffangen lassen, und sie würden ohnstreitig ein Opfer dieses teuflischen Frevels geworden seyn, woferne ihm seine Frau nicht davon abgerathen hätte.

c) Zu Tanschaur haben die Römischcatholischen eine neue Schule angeleget. Ein römischer Catechet hat einem heidnischen Rittmeister das arabische neue Testament und das indostanische Tractätgen, kurzer Inbegriff der christlichen Lehre, eingehändiget. Jenes hat er geküsset, an seine Augen gedrükt, auch über die Einsicht des Catecheten in die göttlichen Wahrheiten sich ungemein verwundert. In der Buchdrukerei daselbst sind nebst der portugiesischen Bibel verschiedene geistliche Bücher gedrukt worden.

Aus einem Verzeichnis, welches von der dänischen Mission von 5. Oct. 1748. ausgegeben worden, erhellet, daß innerhalb 42. Jahren, da das Missionsgeschäfte in diesen Ländern getrieben worden, 8476. Seelen zur Gemeinde des HErrn versamlet worden, von welchen noch 5455. Personen am Leben sind.

d) Aus dem Comtoir de propaganda fide ist vom 3. Sept. 1749. zu Petersburg die Nachricht eingelaufen, daß in der ersten Hälfte dieses Jahres in dem casanisen und orenburgischen Gouvernement in der russischen Tartarei an Mahomedanern und Heiden 16,179. Personen von dem männlichen, und 27,34. von dem weiblichen Geschlechte zum griechesc̈hen Glauben bekehret und getaufet worden sind. Seit einiger Zeit hat man auch eine Mission zur Fortpflanzung des christlichen Glaubens zu Kamschatka errichtet.

Hr. Justi bemerket in seinen Ergözungen der vernünftigen Seele in der Lebensgeschichte des Hrn. Stollers, daß dieser geschikte Seefahrer bei den Einwohnern dieser Halbinsel nicht die geringste Spur der christlichen Religon angetroffen, als allein den Namen JEsus, bei dessen Nennung sie sich sehr tief zur Erde gebeuget, und darinnen habe ihre ganze Religion bestanden.

III. In Europa. a) zu London ist den 4. Dec. 1749. der junge africanische Prinz, * der von seinem Vater nach Europa geschikt worden, um die Sitten der Europäer zu erlernen, nebst seinem Reisegefärthen, einem jungen Mohren, getaufet worden. Beide werden auf Kosten des Hofes unterhalten. Man hat ihnen einen besondern Prediger gegeben, der sie in dem Christenthum noch weiter befestigen soll.

Man schmeichlet sich, durch diese Glaubensveränderung das Christenthum, oder nach dem Sinn der Engelländer zu reden, die Handlung in Africa auszubreiten.

b) Von der Bekehrung der Juden meldet Hr. Prof. Callenberg in seinen Relationen, ** daß in einer gewissen Handelsstadt über 100. Judenfamilien Christum heimlich als den wahren Messiam in ihren Zusammenkünften verehren. Ein Rabbi habe in einer stillen Versammlung das 53. Cap. Jesaiä so erkläret, daß es an JEsu von Nazareth wirklich erfüllet sey.

Hingegen gedenket Hr. Callenberg auch verschiedener Hindernisse, welche dieser Bekehrung im Wege stehen. „Manche „Juden, sagt er, haben die Trunkenheit „unter den Christen, manche die vielen „Religionsstrittigkeiten getadelt. Noch betrübter ist es, da ein Jude zu einer vornehmen Frau gesaget: „Wir Jüden haben Christum nur einmal gekreiziget, „die Christen aber kreuzigen ihn alle Tage.

Von dem Ursprung der grossen Blumen Sträusse nach der Mode.

Der Verfasser der Anno 1749 zu Berlin in Druk herausgegebenen Schrift, Petit Discours sur les grand Bouquets á la mode weis von denen á la modischen Bouquets mehr nüzliches, als rühmliches vor eine starke brüstige Jungfer und Schweizer Nymphe, zu schreiben, und anzupreisen; Derselbe eiffert mit

mit einer wizigen Munterkeit wider den angenommenen Gebrauch des Frauenzimmers die Brust mit grossen Blumensträussen zu schmüken. Die Art sich mit Blumen zu schmüken, ist sehr alt u. den Völkern gemein. Kein Opfer, kein Fest, oder feierliche Handlung ward ohne Ausschmükung mit Kränzen, Blumen-Bändern und Blumenbüschen begangen, und man kan diesen Gebrauch mit der grösten Wahrscheinlichkeit von den Zeiten der ersten Menschen ableiten. Allein es ist schwer den Zeitpunct, in welchen man angefangen hat die Blumen also zu binden, wie sie unser Frauenzimmer heutiges Tages träget, zu bestimmen. Der Herr Verfasser suchet den Anfang dieser ihm verhasten Mode in den neuern Zeiten. Er glaubt nicht, daß sie von einer scharfsinnigen Seele, noch von einem Frauenzimmer von Ansehn und Rang erfunden worden. Er findet ihren Ursprung in den schweizerischen Thälern und Bergen. Die Bauernimphen dieser Gegenden haben gemeiniglich von der Natur zwo unangenehme Beschaffenheiten zu erhalten. Die grosse Blumenbüsche haben dasjenige vermindern und bedeken sollen, welches ihnen die Natur zu freigebig mitgetheilet, und zugleich die daher rührende unangenehmen Düfte vertreiben sollen. Der spielende Wiz des Herrn Verfassers bestreitet daher, die bei den Schönen vom höheren Stande überhand genommene Mode, und macht sie mit artigen Wendungen lächerlich.

Betrachtung über das Nosce te ipsum.

Es ist in so viel hundert Büchern von der Erkäntnis seiner selbst geschrieben worden; man hat sich in so viele auf mancherlei Art eingerichtete Betrachtungen über dieselbe ausgelassen: Die meisten von der sich jezo recht drängender Menge der Monats- und Wochenschriften wollen als Lehrbücher von dieser Materie gehalten seyn. Die Fabel hat nicht Bilder genug ausfindig zu machen gewust, um das Nosce te ipsum recht lebhaft zu schildern; und doch scheint man in keinem Stüke mangelhafter unterrichtet, und weniger überführet zu seyn, als eben in der Lehre von der Erkenntnis seiner selbst. Davon zeugt ja augenscheinlich die schlechte Befolgung und Ausübung dieser Lehre.

Es hat doch dieses Stük der Sittenlehre alles an sich, was es fürtreflich, annehmungs- und ausübungswürdig machen kan. Die Menschen handeln sonst immer gerne nach dem Vorurtheile des Ehransehens: Allein, dem guten Solon will es hier nicht gelingen; sein Respect ist schlecht ꝛc.

Es scheint ein gewisses Schiksaal aller derjenigen Sachen und Wahrheiten zu seyn, die, je erheblicher und nüzlicher sie wegen ihrer Wichtigkeit, und je lehrreicher wegen ihres Umfanges sind, desto weniger geachtet, und in der Anwendung gebraucht werden. Wenn eine Lehre ist, die allen Menschen, so je gelebet haben, noch leben, und leben werden, nöthig und unentbehrlich in der Ausübung ist, so glaube ich, daß es diese sey: Erkenne dich selbst.

Wenn ich es sagen soll, so gehet es dieser Lehre nicht anders, als jenen heiligen Lehren, die den Beschlus von unserer Seligwerdung in sich fassen. Was kan nüzlicher und daher nöthiger, was kan fruchtbarer und daher vortheilhafter, was kan verehrungs- und annehmungswürdiger seyn, als diese heilige Säze? Allein, wo ist die gebührende Achtung dieser

dieser heiligen Lehren? wo erblikt man ihre gehörige Ausübung? wer richtet sich darnach und folget deren Vorschriften? Und nun ist es ja klar, warum das nothwendige Nosce te ipsum so wenig geachtet, und noch weniger ausgeübet wird; es ist diese Lehre ja selbst eine mit, die unter jenen heiligen Lehren einen grossen Rang behauptet, ja, als eine Grundwahrheit, in gewissem Verstande, angesehen werden kan. Sie stehet mehr als einmal in der Bibel. Sie hat also mit den andern heiligen Lehren einerlei Schiksaal; die verkehrte Menschen achten auf jene nicht viel, dieser geht es auch so; man übet jene selten, dieser gehet es nicht besser.

Vielleicht ist dieser Vortrag zu ernsthaft, wenn ich zuweit in das theologische Fach mit greife? aber, es ist doch Wahrheit. Man denke doch nur hierbei ordentlich! man verweile sich immer ein wenig in Betrachtungen über diese Materie. Und, da man sich heut zu Tage so viel auf das Vernünftig seyn wollen zu gute thut; so lasse man sichs doch gefallen, auch bei dieser Lehre es zu seyn. Erkenne dich selbst! ist sehr vernünftig; ist sehr nöthig; ist sehr vortheilhaft.

Wer wird es denn abläugnen, daß diese Lehre nicht zu allen Zeiten ihre Nothwendigkeit behaupte. Aber ich glaube, daß deren Bedacht und Ausübung in unsern Tagen recht vorzüglich nothwendig sey. Ich will es gar gerne leiden, daß man jezt immer viel von aufgeklärten Zeiten schwazt, und in theoretischen Dingen kan es seine Richtigkeit haben; aber in practischen scheint mir noch alles zu mangelhaft. Ein paar Worte von der Nothwendigkeit des Nosce te ipsum dünken mich nicht überflüssig zu seyn; Hier stehen sie. Vorläufiger Weise empfehle ich denenjenigen, die ein bischen Latein verstehen, den alten ehrlichen Seneka, der in seinem Buche von der Zufriedenheit davon fürtrefliche Gedanken heget.

Wer sich und seine eigene Kräfte nicht erkennet, der waget es auf Exempel, der gehet alle seine Handlungen und Unternehmungen nach vorseyenden Beispielen ein; dieses Wagen auf Exempel ist sehr fatal. Ein kleines Kleberden wird es deutlich machen. Entweder, man lässet sich ein, nach dem Exempel der meisten, so ist dis Werk für einen Menschen von ganz gemeinen Gaben, von niedrigem Geiste; und wenn er bessere Gaben hat, so brauchet er das nicht, was ihm GOtt gegeben; er machet sich also eines doppelten Vergehens schuldig. Einmal wendet er das ihm anvertraute Pfund, die in ihn gepflanzte Gaben, nicht gehörig und gut an, und das ist unverantwortlich; hernach mus er leiden, daß man von ihm kein günstiges Urtheil fället, sondern ihn als einen blödsinnigen, oder auch als einen allzubequemlichen Menschen hält. Oder, man lässet sich ein nach dem Exempel derer, die fürtreflich sind, und für andern was vorzügliches haben; so ist dieses höchst gefährlich, für mittelmässige und schlechtere Köpfe; daraus entstehen mehrentdeils Himpler und pfuschermässige, oder gar nichts taugende Leute. Oder, man lässet sich ein nach dem Exempel seiner Aeltern und Anverwanden; dieses kan einem jeden, er sey beschaffen und geartet, wie er wolle, gelingen, oder auch misgelingen. Geschiehet das erstere, so hilft ihm das Exempel nichts; ja, nachdem es kömmt, kan es ihm gar, wenn das Exempel in seiner Art nicht edel ist, nachtheilig seyn; er hätte es, wenn er nach eigenen richtigen Einsichten und tüchtig befundenen Kräften gehandelt, weiter bringen können. Geschiehet das andere, so ist es die nächste Veranlassung zu einer ausschweifenden Lebensart, oder man wird eine unnüze Last der Erden.

Woher mögen doch wohl die jämmerlichen Vorfälle in verschiedenen Ständen des menschlichen Lebens, und die kläglichen Erfolge einer unrechtmässigen und unvernünftig erwählten Lebensart ihren Ursprung nehmen, als aus der vernachlässigten und hindangesezten Lehre: Erkenne

kenne dich selbst: Es gehet hier überaus leichte an, daß man sich wegen des Gebrauchs der Folgen von dieser oder jener Lebensart verblende, wenn man sich vorher in Ansehung der Ursachen erst verblendet hat. Die gemeinste Ausflucht, die man hierbei hat, ist diese, daß man schreiet: man wäre für diesen oder jenen Stand, für diese oder jene Lebensart bestimmet gewesen, wenn es darinnen nicht fort will; da man doch vielmehr seine verkehrte Wahl, und vor derselben seine Vernachlässigung der nöthigen Selbsterkänntnis anklagen solte. Man erwählet eine Lebensart, ohne zu untersuchen, ob man dazu geschikt sey, ob man einen innerlichen und äusserlichen Beruf dazu habe; man erwählet ein Amt, einen Stand, ohne sich zu kennen, ob man tüchtig und fähig, den Stand und das Amt mit Ehren führen zu können, ob man die erforderliche Geschiklichkeit und Kräfte besize; man thut alles, ohne sich geprüft zu haben, man erkennet sich selbst nicht.

Man gehe einmal die Welt, und in derselben verschiedene Stände und Lebensarten durch, und sehe, woher so viel Ungerechtigkeit, so viel Betrug, so viel Unordnung, so viel Klagen über Mangel des nöthigen Auskommens und des glüklichen Fortkommens entstehen? Nicht eben daher, als ob die Menschen eine so gar allgemeine Unfähigkeit zu denen Verrichtungen dieses Lebens hätten, sondern daher entstehet das Elend, daß man fast zu allen Dingen geschikt ist, nur allein zu dem nicht, welches man übernahm; man übernahm es doch, ohne sich selbst zu kennen, ohne seine Kräfte und Vermögen zu prüfen, und so gerieth das Uebernehmen zum Schaden. Schädliche Folgen der vernachlässigten Selbsterkänntnis!

Sehet jenen an, der im Ansehen sizet, und seine Macht misbrauchet, die Unordnungen zu unterhalten; unter dessen Gerichtsbarkeit die Rechte seufzen, die Processe hingehalten werden, und der dadurch die Vermaledeiungen der ihm Unterworfenen, und die Verwünschungen der durch ihn unglüklich werdenden sich auf seinen Hals ladet! Vielleicht würde dis alles nicht seyn, wenn er das Werk verstünde, wenn er die Tüchtigkeit und Fähigkeit besässe, die Grundsäze des Reichs, des Rechts, der Billigkeit, durchzuschauen, und Weisheit und Klugheit genug hätte, dieselben zum Nuzen und blühendem Wachsthume des Staates anzuwenden. Vielleicht gienge alles besser, wenn seine Einsichten vergrössert, und sein Sinn verändert würde; Allein seinethalben wird der Himmel wohl kein Wunderwerk thun, und ihm den in diesen Sachen nöthigen Verstand und die nöthige Weisheit gleichsam eingiessen, oder ihn auf einmal zum geschiktesten Manne machen. Man hätte nur vorher sich selbst und seine Kräfte prüfen sollen. Durch diese Erkänntnis würde es sich gezeiget haben, daß man weit schiklicher und glüklicher einen Schreiber, oder Rechnungsführer, oder anständigen Hauswirth würde abgegeben haben.

Betrachtet einmal jenen Geistlichen, und mit ihm zugleich seine Amtsführung! Solte er wol nach vorhergegangener Selbsterkänntnis, und aus der daraus erfolgten Ueberzeugung von seiner Tüchtigkeit in diesen Stand gekommen seyn? Die Fehler, das Aergernis, und die Verwahrlosung zeugen ein anders. Vielleicht hätte er sich besser zu einem Parteigänger, als zum Ordensmann geschikt; vielleicht besser in die Gerichtsstube, als auf die Canzel. Doch! wie vieles bleibt übrig, in allen Ständen, in allen Geschäften, in allen Anschlägen, kurz: in allen Dingen, wo wir das Nosce te ipsum aus den Augen sezen?

Ob es besser seye eine Jungfrau oder Wittwe zu ehelichen.

Was die erste Frage betrifft, so ist bekannt, daß aus dem Alter auch eine Gleich- oder Ungleichheit entstehen könne. Würde

de also eine Ungleichheit allerdings zwischen der Ehe eines 20. oder 30. Jährigen Junggesellen und einer 50. oder 60. jährigen Wittwen zu finden seyn. Wäre dahero die Ehe, welche zwischen einer solchen alten und kalten Wittwe und einem jungen frischen Gesellen sollte geschlossen werden, mehr zu misrathen als zu loben. Derohalben hat auch vormals der weise Solon einer alten und reichen Wittwen den zugelegten jungen Mann aus den Armen gerissen und ihneinem jungen Mägdlein beigelegt, damit die Stadt desto besser vermehret würde, mithin ist der Casus inversus der Natur noch viel gemässer. Falls aber der Geselle und die Wittwe einander an Jahren eben nicht ungleich, so ist auch an ihrem Ehestande keine Ungleichheit zu finden. Und machet nichts, daß jener noch Junggesell ist, diese aber die Jungfrauschaft verlohren hat. Deñ da sie derselben, nach der von GOtt gemachten Verordnung und von denen weltlichen Rechten gebilligten Art und Weise, nemlich durch den Ehestand, ist beraubet worden, so bringet solche verlohrne Jungfrauschaft einer Wittwen nicht den geringsten Nachtheil; gestalt die rechte Jungfrauschaft und beste Keuschheit im Herzen vergraben lieget. Solcherwegen werden auch die Jungfern und Wittwen in denen Rechten in eine Classe gesezet, und wird eine Jungfrau auch Wittwe genennet.

Was die andere Frage betrifft, so fallen die meisten Meinungen auf der Jungfern Seite, und zwar um deswegen, weil man meinet, daß ein Mann, der eine Wittwe heirathete, gedoppelte Mühe und Arbeit anzuwenden hätte, als erstlich, ihr die Sitten des vorigen Mannes abzugewehnen, und dann 2. seine Manieren ihr wiederum beizubringen. Da im Gegentheil ein junger Ehemann die geheirathete Jungfrau gar leicht nach seiner Hand gewehnen, und wie er selbst wollte, sie abrichten konnte. Es wird zum Beweis dessen angeführet, was Ulpianus sagt: Daß nemlich die jungen und unerfahrnen Leibeigene leichter zu gewehnen und geschikt zu machen, als diejenigen, so bereits bey Jahren und schon gebraucht, worden. Ja andere führen hiebei das Sprichwort, wiewol etwas zu milde, an: Alte Hunde sind übel bändig zu machen. Uberdem so meinen sie, daß eine Ehe mit einer Wittwen nur lauter Zank und Streit nach sich ziehen würde: denn wenn es nicht allemal ihr zu Kopfe gienge, würde sie gleich dem Jungen ihren verstorbenen Mann vorhalten und, indem sie dessen gehabte Qualitäten loben würde, statt der Liebe lauter Verbitterung erweken. Daß also Libanius sagt: Nunquam desunt querelæ, se primo marito fuisse cariorem. Andere halten die Heirath mit einer Wittwen für etwas gefährliches und sagen; gleichwie man sich für einem Graben, darinn ein Mensch umkommen, und für einem Wasserwirbel: worinn bereits jemand das Leben gelassen hätte, in acht nehmen solle; also müsse man sich auch für einer Wittwen hüten, indem man wenig guter Tage bey ihr haben würde. Und deswegen habe der Hohepriester im alten Testament keine Wittwe heirathen dürfen. Wiewol desfals der gelahrte Philo andere Ursachen beibringet. Da auch derjenige, welcher eine Wittwe heirathete, keine neue Waaren fünde, sich auch dabei in Gefahr vieler Verdrüslichkeiten sezte; so wäre deshalben der Jurist Bulgarus von seinen Schülern trefflich verlachet worden, als er nemlich den Tag vorher eine Wittwe geheirathet, und am folgenden Tage seinen Zuhörern das Gesez aus dem Corpore Juris: Rem non novam neque inusitatam aggredimur, &c. zu erklären angefangen habe. Diesem allen sey nun wie ihm wolle, so bleibet jedoch ausgemacht, daß tugendhaften und ehrbaren Wittwen eben so wenig ihr gebührendes Lob zu entziehen sey, als keuschen Jungfrauen. Und gewis! wenn Erfahrung und Klugheit, (so doch nicht vor Jahren; kommt,) hochzuhalten und zu loben; so gehen vielleicht darinn die Wittwen denen Jungfern weit vor. Welches

ches der Herr Taubmann in folgenden Versen gar artig ausgedrüket hat:

Im Ehestande soll das Alter gleiche seyn;
Da will die Liebe sich mit keiner andern paaren,
Als die uns eben gleich an Alter und an Jahren.
Doch junge Leute nimmt die falsche Meinung ein,
Als dörften sie sich nicht mit einer Wittwe laben,
Und müsten anders nichts als eine Jungfrau haben.
Wie übel aber kommt bisweilen mancher an.
Oft weis die junge Frau die Wirthschaft nicht zu führen;
Die Finger sind zu zart die Arbeit anzurühren.
Man siehet, wie sie nur das Fenster drüken kan.
Für ihres Hauses Heil wird sie gar selten wachen,
Sie denkt, was sie nicht thut, wird das Gesinde machen.
Im Sommer geht ihr Fus auf Dörfer, Gart und Wald;
Im Winter mus man ihr den schönsten Schlitten bringen,
Worauf die Schellen ihr viel angenehmer klingen,
Als wenn zu mancher Zeit die Kirchen-Gloke schallt.
Wie kan bey dieser Lust der gute Mann bestehen?
Sein Glüksrad mus gewis gar bald zurüke gehen.
Dem schon der Weeg bekannt, der reiset gut und wohl;
Er wird ein Irrlicht sich nicht leicht verführen lassen,
So weis er, wo man flieh'n und wo man weichen soll.
Wer einen solchen sich wird zum Gefehrten wählen,
Der kan gewislich nicht den rechten Weg verfehlen.
Wer eine Wittwe nimmt, verspühret gleiche Treu:
Denn wo der Kummer will die lieben Zwei umfangen,
So sind die Wittwen schon die Strassen durchgegangen,
Sie wissen, was zu thun und was zu lassen sey.
Wenn junge Frauen oft bei Chart- und Bretspiel bleiben,
So suchen sie die Zeit mit Arbeit zu vertreiben.
In Liebes-Sachen sind sie keine Schüler nicht;
Sie sind Soldaten gleich: denn die bei vielen Siegen
Und Schlachten sind gewest, die werden glüklich kriegen,
Wenn der erhizte Feind in ihre Läger bricht.

Gleichwie aber ein jeder in Heiraths-Sachen seine eigne Freiheit hat, auch die Gemüther der Menschen unterschieden sind, und dem einen dieses einem andern jenes gefällig ist; also ist es unnöthig, hierüber lange zu disputiren, massen ehrbare, tugendhaffte und ansehnliche Wittwen, wenn auch wegen der Heirath mit einer Jungfer noch so viel Lobes beigebracht würde, dennoch nicht sizen bleiben, sondern wenn sie nur wollen, gar leicht ihren Käufer finden.

Inzwischen mag man hier beiläufig merken, daß keine Frau bei den heidnischen Indianern, nach Absterben ihres Mannes, wieder heirathen darf, sondern sie suchet alsbald, wenn er verschieden ist, einen einsamen Ort, da sie ihn beweine. Die Haare werden glat abgeschnitten, aller Schmuk hingelegt, Arm- und Kniebänder, so ihr vormals der Mann gab, zum Zeichen ihrer Unterthänigkeit, und daß sie gleichsam wie mit Ketten an ihn gebunden war, abgerissen, und bleibet sie also Zeit ihres Lebens im Hause verachtet und wie eine Sclavin. Dis verdrüsliche Leben dünket sie viel schwerer als der Holzhauffen, und das um so viel mehr, weil ihre Braminen ihnen die Hof-

Hofnung machen, weñ sie sich mit ihren toden Männern verbrennen liesen, sie auch mit ihnen in einem andern Theile der Welt wieder lebendig werden, und eine weit grössere Ehre und Würde als vorhin, haben könnten; sintemal der GOtt Ram in dem Augenblik, da sie im Feuer wären und ehe sie den letsten Geist aufgeben, ihnen wundervolle Dinge offenbaren und eingiessen würde, daß ihre Seelen, nach Durchwanderung vieler anderer Leiber, in der Ewigkeit zur höchsten Ehrenstufe gelangen könnten. Doch darf dieses keine Wittwe, ohne sonderbares Urlaub des ordentlichen Gouverneurs, so ein Mahometaner ist, vor sich thun, wird auch nicht leicht zugelassen, es wären dann Wittwen ohne Kinder, denen man etwa vorrüken möchte; sie hätten ihre Männer nicht lieb oder werth gehabt, und wolten aus Feigheit ihrer Landesüblichen Manier sich entziehen. Welcher Wittwen nun der Gouverneur diese Selbst-Verbrennung nicht gönnen will, bringet ihr Leben in harter Busse zu und in Ubung der Liebeswerke. Etliche sezen sich an die Heerstrassen, und bieten den Reisenden gekochtes Wasser mit Hülsenfrüchten feil, oder sind bereit, ihnen die Tobakspfeiffen anzusteken. Andere geloben, nichts zu essen, als etwa die Körner, so im Ochsen- oder Püffels-Miste gefunden werden, ja viele machen noch thörichtere Händel. Wenn aber des Gouverneurs Ein- und Zurede gar nicht haften will, läst er es endlich zu und sagt im Zorn, sie solten sich immer zum Teufel hintrollen. Da sind sie frölich und guter Dinge, gehen mit Flöten, Trompeten und allerlei Music nach des verstorbenen Hause, und begleiten von dar die Leiche bis an den Fluss, wo sie soll verbrannt werden. Alle Verwandte und gute Freunde, Eltern und Kinder wünschen der Wittwen Glük zu bevorstehender Herrlichkeit, die sie nun in der andern Welt haben werde, und wegen des heroischen Muths, davon die ganze Freundschaft Ehre hoffet. Sie puzet sich wie eine Braut auf das allerschönste, gehet in voller Procession so hin unter singen und klingen und lässet sich lebendig verbrennen. Wie aber diese Verbrennung geschehe, ist zu sehen in denen Indianischen Reisebeschreibungen.

Besondere Handgrife von Verpflegung der Spargeln.

Im Herbste.

Gegen Allerheiligen lässet man die Betten von allem Unkraut wol reinigen, auch die aufgeschlossenen Stangen oben über der Erde etwa 8. bis 10. Zoll hoch, damit man im Frühlinge sehen könne, wo die Pflanzen liegen, abschneiden, diejenigen, so zu schwach, oder gar nicht getrieben haben, visitiren, dieser ihre Stellen mit einem kleinen Stoke bemerken, jenen aber die etwa hohl und faul gewordenen Wurzeln abnehmen, eine gute Handvoll Hornschabels, so bei den Kammachern zu bekommen, und denen kranken Pflanzen ein rechter Balsam ist, darüber legen, und mit Erde wieder bedeken, so werden sie sich im folgenden Jahre merklich erholen; massen die Maulwürfe und Häu-Mäuse, wann zu mal das Land viel Würme hat, denen sie sehr nachtrachten, die Pflanzen gerne unterwühlen, letstere ihnen auch wohl gar die Wurzel abnagen, oder daß auch bei einem sehr trokenen Sommer die kleinen grünen Raupen, Käfer und Flöhe, so in der Erden die aufgeschossenen Stangen zu sehr abschälen, wodurch der Saft zurüktritt; und sauer wird, oder auch die Hize das Erdreich zu sehr ausdorret, als welches alles veranlassen kan, daß die Pflanzen entweder absterben, oder ins Kranken gerathen; weswegen es nöthig, daß man alle Jahr bei dieser Gelegenheit solche Untersuchung vornehme, und den Schaden remedire. Wenn das geschehen, und der etwa abgefallene Saame von den Betten reine abgeharket ist, lässet man solche mit wohl ausgelüfteten und gerotteten Kuhmist, welcher zu solchem

chem Behuf gleich mit Anfang des Sommers angeschaffet wird, ohngefehr ein paar Zoll hoch ganz egal überlegen, selbigen auch wohl ferner mit einer guten Schicht langen Pferdemist, theils der Wärme halber, theils aber und hauptsächlich darum bedeken, damit die Gailung aus dem Mist, durch den Regen und das Schneewasser den Winter über sich an die Wurzeln ziehen möge, als von welcher Düngung sie eine grosse Kraft zum neuen Trieb bekommen.

Im Frühlinge.

Mit oder gegen Eintritt des Merz lässet man den langen Pferdemist von den Betten rein wieder abbringen, den kurzen Kuhmist aber darauf liegen, diejenigen Stellen, so im Herbste mit kleinen Stöken bemerket sind, mit andern frischen Pflanzen nach der Manier, wie oben bei Anlegung der Betten gezeiget worden, ersezen, (welches mit 2. jährigen Pflanzen auch wol den Herbst zuvor hat geschehen können) auch die Stoppeln der im Herbst abgeschnittenen Stangen von den Köpfen der Wurzeln reine ablösen, welches darum sehr nöthig ist, weil solche Stoppeln gerne ein Fäulnis machen, auch den neuen Keimen im Wege stehen, die deswegen sich an die Seite sezen, wodurch die Köpfe vor der Zeit ausgebreitet, vielschüssig, in der Mitte taub, und die Pflanzen selbst so entkräftet werden, daß sie zwar wol ein Haufen dünne, aber keine recht dike Stangen mehr treiben können; weswegen derjenige, der guten Spargel haben, und denselben lange conserviren will, wol dahin sehen mus, daß die Köpfe der Pflanzen von solchen Stoppeln alle Jahr um diese Zeit völlig gereiniget werden.

Im Frühling.

Hiernächst lässet man über den auf den Betten noch ligenden kurzen Kuhmist, wenn er vorher ganz eben gemachet worden, ein paar Zoll hoch gute gesiebete Erde bringen, und die Betten damit abgleichen, aber ja nicht umgraben, weil dadurch gar zu leicht die neue Sprossen, oder ein und andere Wurzel ab, oder wol gar in die Köpfe der Pflanzen selbst, gestochen werden kan, welches alles ihnen desto schädlicher ist, je mehr sie die stille Ruhe lieben. Denn ich habe angemerket, daß wenn nur eine einzige Wurzel abgeschnitten, oder auch nur aus ihrem Lager verrüket worden, solche Pflanze, wenigstens dasselbe Jahr, ungleich dünnern Spargel, als die andern unberührten getrieben. Und daher kommt es auch guten Theils mit, daß einige Pflanzen in kurzer Zeit abständig werden; die übrigen aber bei frischen Wachsthum bleiben, wovon ich die wahre Ursach lange nicht ergründen können, bis ich endlich nach verschiedenen Experimenten, auf die Spuhr kommen bin, das Umgraben darauf eingestellet, und seit dem meine Pflanzen in ihrer egalen vigueur beständig erhalten habe.

Von der obern Düngung ist noch zu gedenken, daß man dazu überall keinen Pferdemist, er sey kurz oder lang, ausser nur vorherbesagten zur Bedekung, da er dazu dienet, daß der Spargel desto wärmer liegen, und im Frühjahre so viel zeitiger treiben möge, nehmen müsse; denn ich habe es mehr als einmal versuchet, daß, wenn ich dergleichen, auch so gar den ganz verrotteten, aus meinen Mistbetten dazu gebrauchet, der Spargel dennoch einen ganz bittern, widerlichen und wässerigen Geschmak, nach unten zu aber gemeiniglich hin und wieder gelbe Rostfleken, und dazu so dike Haut bekommen habe, daß man ihn kaum halb gebrauchen können. Und eben so verhält es sich auch mit dem Schaaf- Hüner- und Taubenmist, wovon doch so viel Rühmens gemacht wird, masen der Geschmak des Spargels fast noch widerlicher, überhaupt auch solche Düngung ihm viel zu hizig ist, dergleichen er gar nicht, sondern vielmehr eine kühlende liebet; so auch meines Erachtens die Hauptraison ist, warum keiner capable im Winter durch den Trieb

des

des hizigen Pferdemistes, recht schmakhaften Spargel zu zeugen, welches, auf so vielerlei Art ich es auch versuchet, wenigstens mir anders nicht gelingen wollen, als daß ich zwar allemal schöne dike Stangen, aber von ganz bittern Geschmak bekommen habe.

Die vorhin an Hand gegebene Manier ist derowegen ohnstreitig die beste; und wird man, wenn zumal der Kuhmist recht troken und kurz ist, befinden, daß der Sparge, so dadurch treibet, einen gar süssen, angenehmen, ganz nicht wässerigen Geschmak, auch eine so dünne Haut habe, daß man ihn von einem Ende zum andern geniessen kan.

Uberdem generiren sich in denen nach derselben angelegten Betten, eine solche Menge von Würmen, Käfern und andern Insecten bei weiten nicht, wie in denen, wozu man Pferdemist genommen. Denn ob ich wol mit allen raisonnablen Physicis statuire, daß die Semina omnium Insectorum mit der Luft kommen; so ist doch auch dieses ein unumstösliches Principium, daß selbige durch diejenige Materie, worinn die eigentliche Disposition steket, hauptsächlich procreiret werden, bevorab wenn Hize und Kälte oft und plözlich abwechseln, und zum Exempel solche Jahre einfallen, da die Täge zu unerträglich heis, die Nächte aber zu kalt sind. Je mehr hizige und zur Putrefaction geneigte Düngung nun alsdenn die Gewächse unter sich haben, desto stärker werden ihre Säfte durch die Hize der Sonne getrieben, und desto leichter hingegen durch die kalten Dünste der Nacht corrumpiret, so daß nach und nach ihre Gipfel erstarren, sich zusammen ziehen, die Blätter ganz kleberig, und mithin bequem werden, solche Semina, oder wie man es nennet, den Mehlthau annehmen zu können; dergleichen sich jedoch alsdann an denjenigen Gewächsen, die eine kalte Düngung haben, selten, wenigstens so häufig nicht, findet.

Was aber ausser dem der Pferdemist für eine starke Disposition habe, allerlei Arten von Insecten zu procreiren, solches ist nur daraus abzunehmen, daß wenn ein Ross im harten Winter auf einen gebahnten Weeg, wo kein Schnee liget, mistet, unter solchem Haufen sich so fort eine ziemliche Menge der sogenannten Rosskäfer in ihren völligen Grösse, und nebst selbigen fast unzehlig viel andere kleine Insecten, so man aber nur durch ein Microscopium siehet, lebendig befinden, da hingegen ein Kuhfladen dergleichen nicht produciret. Es hat auch der Pferdemist über dises noch die schädliche Eigenschaft an sich: daß bei grosser Dürre derselbe unter der Erde ganz schimmelig und brandgelb, hernach aber, wenn der Regen wieder erfolget, so corrosivisch wird, daß die Feuchtigkeit, so dadurch sich an die Pflanzen ziehet, anstatt daß sie ihnen zum Nutriment dienen solte, die Köpfe derselben angreifet, zerfrisset und tödet. Wannenhero es allerdings sicherer ist, daß man lieber gar keinen, als Pferdemist, oben auf den Spargelbetten ligen lassen.

Anatomische Betrachtungen, über Beschwehrungen, Krankheiten und dergleichen, die man sich durch gewisse Kleidungen und Stellungen des Leibes zuzieht.

Es ist mehr als zu bekannt, daß gewisse Stellungen, bei denen man nicht sorgfältig genug auf sich Acht gehabt, eine Menge Beschwerungen, und so gar wichtige Krankheiten verursacht haben, und daß man aus Unachtsamkeit auf die Ursache des Ubels verschiedene Mittel nicht nur vergebens, sondern wol mit Vergrösserung desselben gebraucht.

Eine grosse und wohlgewachsene Dame, die ich verschiedene Jahre gekannt habe, gewöhnte sich sehr zu sizen, dabei sich sehr nachlässig anzukleiden, und stark bald nach einer, bald nach der andern Seite zu krümmen. Einige Monate darauf fieng es an, ihr schwer zu fallen, wenn sie gerade aufgerichtet stehen solte, und sie bemerkte darauf eine Art von Ungleich-

heit am Rükgrade. Wie sie mich darüber zurathe zog, schlug ich ihr vor, wenigstens damit die Vermehrung dieses Übels verhindert würde, ein Leibchen, das dazu gemacht wäre zu tragen, und an ihrem ordentlichen Stule eine gehörige Rüklehne zu gebrauchen. Sie verabsäumte meinen Rath, und der Rükgrad ward ihr nach und nach immer mehr und mehr nach beiden Seiten, wie etwa ein lateinisches S. gebogen. Wie sie also immer den Gebrauch, der ihr von mir vorgeschlagenen Mittel, aufgeschoben hatte, verlohr sie endlich ein Viertheil von ihrer Höhe, und blieb nicht nur auf beiden Seiten, von der rechten gegen die linke, und von der linken gegen die rechte gebogen, sondern sie ward auch so kramm, daß die ersten falschen Ribben der einen Seite sich dem Kamme des Hüftbeines auf eben der Seite ungemein näherten, und die Gedärme dadurch unordentlich nach der andern Seite gedrükt würden. Ihr Magen selbsten ward dadurch so zusammengedrükt, daß ihr deutlich vorkam, als ob die Speisen, so sie verschlukte, in zwo verschiedene Hölen fielen.

Ich habe verschiedene junge Studierende gesehen, die durch den Zwang, sich wegen des Schreibens auf dem Knie, in den Classen gekrümmt zu halten, durch die Zusamenpressung sehr sind beschwert worden, die diese gezwungene und beständig wiederholte Stellung im Untertheile der Brust und den Eingeweiden des Unterleibes verursacht, dies wiederfuhr besonders denen, die ihres kurzen Gesichtes wegen, hiezu mehr als andere waren genöthigt gewesen, und verschiedene Krankheiten der Brust und des Unterleibes waren die Folgen davon. Die besten Mittel, die ihnen waren vorgeschlagen worden, wenn sie um Rath gefraget haben, ohne die gezwungene Stellung, so das Übel verursacht, zu erwähnen, waren einige unnüz gewesen, und andere ihnen als ob sie es nur vermehrten, vorgekommen. Mit vielen Fragen habe ich endlich diese Ursache entdekt. Ich verordnete diese gezwungene Stellung zu unterlassen, und dadurch sind einige, ohne Arzneimittel andere durch eben die Mittel gesund worden, deren Wirkung zwar diese fortgesezte Stellung verhindert hatte. Ich habe auch junge Studierende gefunden, die dem Kopfweh, Augenkrankheiten, bösen Hälsen u. s. f. unterworfen waren. Weder Aderlassen, noch andere sonst tüchtige Mittel, konten verhindern, daß diese Krankheiten seltener oder öfter wieder kamen. Endlich meldete mir ihr Krankenwärter, daß diese junge Leute meist die Gewohnheit hätten, die Nacht mit umgekehrten Kopfe hinter dem Kopfküssen zu schlafen. Ich war sogleich besorgt, sie dieses ändern, und die, so auf sie Acht hatten, darauf aufmerken zu lassen. Dieses hatte selbst bey den Krankheiten, die durch eine lange Fortsezung dieses Gebrauchs wie zur Gewohnheit worden waren, gute Wirkung.

Wie oft hat nicht eine Unachtsamkeit von dieser Art, bei Abwartung gewisser Krankheiten verdrüsliche und so gar unheilbare Zufälle verursacht, ohne daß man die Ursache davon entdeken können, und oft nach den Merkmalen einer vollkommenen Heilung? Hier ist ein merkwürdiges Exempel: Vor länger als 20. Jahren erforderte man mich, zu untersuchen, wie der Bruch vom Schenkel einer Frau geheilet worden, die hinkte; ob man wohl die ordentlichen Proben hatte, daß der Bruch vollkommen wol zusammengefügt worden, und das zusammengewachsene Bein völlig seine Ausmessungen wie das andere habe. Ich lies sie der Länge lang hinlegen; wie man alsdenn die beiden Kniescheiben, die Knöchel, die Fersen und die beiden grossen Zähen gar leicht in vollkommene Gleichheit gebracht hatte, glaubte man mir, dadurch zu beweisen, daß der gebrochene und geheilte Schenkel mit dem andern vollkommen gleich wäre. Mir schien es selbst anfänglich so: aber ich sahe, wie einen Augenblik darauf der beschädigte Fus gleichsam von selbst über die natürliche Höhe hinauf gerükt war,

und

und zugleich kürzer, als der andere, schien. Ich untersuchte alsobald die Hüften, und fand, daß sie sich alsdenn in ihrer natürlichen Lage befanden, da sie hingegen, wenn man die Füsse gleich richtete, schief wurden. Ich begrif also, daß das Schenkelbein durch das unordentliche Zusammenwachsen des Bruches, seine natürliche Länge verlohren, und daß man sich mit der gewöhnlichen Art die Kniescheibe, Knöchel, Zähen u. s. f. mit einander zu vergleichen, betrogen, weil man sich nur darauf verlassen, ohne auf die Hüften zu merken. Dieses geschieht desto leichter, weil der Beschädigte, wie man das gebrochene Bein zieht, es mit dem andern zu vergleichen, aus Furcht vor den Schmerzen selbst sein Bein nach der Handthierung des Wundarztes richtet, aber weil er solches ohne Uberlegen thut, nicht erinnert, daß er zu gleicher Zeit die Hüfte auf dieser Seite herunter zieht. Seitdem ich dieses beobachtet, habe ich solches bei verschiedenen Gelegenheiten erinnert, und auch schon anderswo erwähnet.

Anatomische Betrachtungen, vom Halsbinden.

Gewisse Kleidungen verdienen nicht weniger Aufmerksamkeit. Unsere Vorfahren haben schon ihre Bemerkungen über die übelen Wirkungen, der mit Fischbein ausgesteiften Läze bei dem Frauenzimmer, und über die vielmals betrübten Folgen, so dieses ausserordentliche Einzwängen bei den Eingeweiden des Unterleibes hat, mitgetheilt, als davon wir im 1sten Band dieser Sammlungen, p. 315. schon zur Genüge gehandelt. Es gehen selbige oft so weit, daß die Frucht schwangerer Frauen dadurch leidet. Seit verschiedenen Jahren habe ich beobachtet, daß ein allzufestes Zubinden der Halsbinde, der Hemden u. s. f. die einzige und unmittelbare Ursache von Kopfwehen, Augenkrankheiten, bösen Hälsen, Betäubungen, Swindel, Anwandlungen von Ohnmachten, Nasenbluten u. s. w. gewesen. Weil man diese Ursache nicht bemerkt, hatte man oft verschiedene Mittel ohne guten Erfolg angewandt, und ich habe dergleichen Zufällen oft und manchmal, wie in einem Augenblike abgeholfen. Ich habe nur diese Fesseln aufmachen lassen, die das Blut, so von den Halspulsadern, ohne Verhinderung äusserlich und innerlich in den Kopf war ausgetheilt worden, aufgehalten hatte, durch die Blutadern zurüke zu kommen.

Herr, Cruger, Generaldirector der Wundarznei in Dännemark und Norwegen, erzählte mir, wie er mich zu Paris von diesem Umstande reden hörte, ein Capitain in diesem Lande wäre auf den Einfall gerathen, daß seine Soldaten alle die Halsbänden, und die Kniebänder über dem Knie sehr fest binden müssen, damit sie roth und von starken Maden aussehen, und sie starkes und gesundes Ansehen bekämen. Sie wären aber nach einer gewissen Zeit fast alle in eine besondere Krankheit gefallen, und verschiedene, des Gebrauchs von allerlei innerlichen und äusserlichen Mitteln ohngeachtet, wie an einer scorbutischen Fäulung gestorben; davon man auch derer, die man nach dem Tode geöfnet, ihre innerlichen Gliedmassen angesteckt gefunden. Dieses gab mir Gelegenheit, eine Art von Fieber zu bemerken, die von dem schmerzhaften Zusammenpressen eines äusserlichen Theiles des Leibes selbst des allerkleinsten verursacht wird, es mag nun solches durch Blinden, Falten, Ungleichheiten, Härte und Stösse ꝛc. geschehen. Ich bin darneben auf die Gedanken gerathen, daß eben dieses den Thieren, z. E. Schaafen, Lämmern u. s. f. durch die beständigen Erschütterungen und Stösse der Karren, auf denen man sie führt, überhaupt und ins besondere durch das sehr scharfe Binden ihrer Füsse wiederfahren kan. Man sieht daher die Füsse nach ihrem Tode noch sehr aufgeschwollen, und bisweilen blau. Man könnte sogar auf die Gedanken gerathen, dieses beständige Erschüttern und heftige Binden veränderte die Masse des Blutes in diesen Thieren, und mach-

te ihr Fleisch ungesunder, als anderer ihres, die nicht so gemartert worden.

Von den Schuhen deren Unterschied, Nuzen und Schaden.

In meiner Abhandlung der Anatomie habe ich gezeiget, daß die Knochen des Fusses von Natur verschiedene sehr freie Bewegungen haben, die sich durch die üblen Arten von Schuhen ordentlich verlieren. Die hohen Schuhe des Frauenzimmers verändern die natürliche Beschaffenheit dieser Knochen ganz und gar, und machen die Füsse ausserordentlich gebogen, und wie gewölbt, so gar, daß sie sicht nicht wieder flach ausstreken können, weil dadurch eine solche widernatürliche Unordnung, wie in den Wirbelknochen der Buklichten verursacht wird. Diese hohen Schuhe machen, daß das Fersenbein, an welches die grosse Sehne, so Achilles genennt wird, sich mit seinem hintersten Ende beständig erhöhen, und der Vordertheil vom Fusse sich viel tiefer, als natürlicher Weise, befindet. Die Muskeln also, die den hintern Fus bedeken, und das Untertheil des Fusses, vermittelst der Sehne, so dahinein geht, ausstreken, befinden sich beständig in einer widernatürlichen Verkürzung, und die vordern Muskeln, die den Fus nach vorne zu beugen sollen, werden gezwungener Weise verlängert. Leute, die dergleichen Schuhe tragen, können nur mit grosser Schwierigkeit einen Berg herabsteigen, im Hinaufsteigen aber dienen ihnen die hohen Schuhe gewisser massen als flache Stufen, weil der Hintertheil des Fusses alsdenn mehr erhoben ist. Es wird ihnen ferner beschwerlich, lange Zeit auch auf einem ebenen Weege zu gehen, besonders geschwinde. Aus eben dem Grunde kōñen sie nicht so frei, wie andere, mit niedrigen Absäzen springen, denn wie man weis, so geschieht der Sprung bei den Menschen, wie bey den Thieren und Vögeln auf die Art, daß das hinterste hervorragende Ende des Fersenknochens sich, vermittelst der Muskeln, deren starke Sehne daran befestigt ist, jähling erhebt. Die niedrigen Schuhe verursachen dergleichen nicht, sondern erleichtern Gegentheils alle Arten und Bewegungen, wie die Laufer, Sänftenträger, Feldarbeiter u. s. f. zulänglich erweisen. Die gemeinsten Pantoffeln verhindern, ihrer Schwere und Unbiegsamkeit ohngeachtet, die Muskeln, so zur Bewegung der Füsse dienen, in ihrer freien Wirkung nicht so sehr, weil ausser dem, daß sie niedrige Absäze haben, ihr Vordertheil oben rund gemacht ist, welches gewisser massen den Mangel der abgewechselten Biegung ersezt, wenn ein Fus auf den Zehen ruht, da der andere beim Gehen in der Luft ist. Die Sohlen der Barfüsser ersezen diesen Fehler noch besser, weil sie, ausser dem Absaze, auch vorne einen eben so hohen Untersaz haben, der gleich unter dem Gelenke des Mittelfusses mit den Zähen liegt: Der Vordertheil der Sohle, so auf diese Art in der Luft ist, verstattet solchergestalt der Spize des Fusses, sich der Höhung der Ferse gemäs zu erniedrigen. Die Schuhe des gemeinen Volkes mit Holzsohlen, haben nicht so viel Bequemlichkeit, und sind noch den Muskeln des Achilles sehr nachtheilig: Denn weil sie weder biegsam, noch auf vor erwehnte Manier gemacht sind, machen sie den Vordertheil des natürlichen Hebels, den der Fus vorstellt, länger, als natürlich, und daher müssen diese Muskeln mehr Kraft anwenden, den ganzen Körper auf der Spize dieser unbiegsamen Schuhe zu erheben. Denn es ist bekannt, daß bei Erhebung des Leibes auf der Spize des Fusses, der Fus einen Hebel von der andern Art vorstellt, weil die Last des ganzen Cörpers zwischen der Wirkung dieser Muskeln und der Erde, so ihn trägt, ist, und so fort.

Die hohen Absäze thun noch einen andern Schaden. Nicht nur die Muskeln der Achillessehnen, die zur Ausdehnung des Fusses bestimmt sind, sondern auch die Vordermuskeln, die die Zähen ausdehnen sollen, befinden sich alsdenn in einer gezwungenen Verkürzung, und

nebst

nebst den Vorderbeugern des Fusses werden auch die Hintermuskeln, die zur Beugung der Zähen, dienen widernatürlich verlängert. Diese beständige Zusammenpressung der einen und Ausspannung der andern mus nothwendig bald oder spät ihren Gefässen, die Blut und Flüsswasser führen, und ihren Nerven Beschwerungen von verschiedener Wichtigkeit verursachen, welches sich, vermittelst der Verbindung dieser Gefässe und Nerven mit andern, auf entfernte Theile, selbst auf Eingeweide des Unterleibes erstreken kan. Wenn man die hieraus entspringende Zufälle also ganz andern Ursachen zuschreibt, kan man Mittel dabei anwenden, die nicht nur unnüze, sondern auch zufälliger Weise gefährlich und schädlich sind, wie es denen vorhin gemelden Soldaten ergangen. Es ist wahr, diese gezwungene Verkürzung von einer Seite und Ausspannung von der andern wird mit der Zeit wie natürlich, daß die, so sich daran gewöhnt haben, fast nicht ohne Unbequemlichkeit in niedrigen Schuhen gehen können: aber dem ohngeachtet können hieraus gewisse übele Zufälle entstehen, die damit nichts gemein zu haben scheinen.

Von der besondern schmerzstillenden Kraft der peruvianischen Fieberrinde oder Kinkina.

Es ist die vortrefliche Wirkung dieser Rinde, in allerlei Gattungen von abwechselnden Fiebern, heut zu Tage so bündig dargethan, und ausser allem Zweifel gesezt worden, daß derjenige eine vergebliche Arbeit unternehmen würde, welcher sich solche noch weiter auszuführen einige Mühe geben wollte. Nicht weniger ist der besondere Nuzen dieser Rinde selbst in Hemmung des kalten Brandes durch neue Beobachtungen entdeket worden. Und ob ich schon für mein Theil in derjenigen Art des Brandes, den man in schlimmen epidemischen Constitutionen der Masern, zu weilen bei Kindern wahrnimmt, da nebst Anfaulung der Kinnladen, sich äuserlich im Angesicht an den Wangen ein schwarzer erstorbener Fleken zeiget, welcher sich beständig weiter ausbreitet, und endlich den Tod bringt, von dem Gebrauche dieser Rinde eben keine sonderliche Wirkung gespühret; so bescheide mich doch ganz wohl, daß etliche wenige einerlei Erfahrungen, und dasjenige, was etwa wegen besonderer Umstände dem einen nicht geglükt, einer, durch wiederholte Bemerkung bestätigten Wahrheit nicht gleich nachtheilig seyn könne.

Wenn aber jemand dieser Rinde zugleich eine antispasmodische Kraft zuschreiben will: so kan ich nicht läugnen, daß ich desfalls mit ihm völlig einerlei Meinung hege. Ich habe solche nicht nur in denjenigen periodischen Augenentzündungen, welche von dem bekannten englischen Arzte, Morton, in seiner Pyretologie angeführt werden, nach vergeblich gebrauchten andern Mitteln, gegen die heftigen Schmerzen, mit guter Wirkung verordnet, sondern auch in verschiedenen Arten von Rheumatismis, heftigsten Zahnweh und Hemicranien, nach vorhergegangenen evacuantibus, zu einem halben Quint auf einmal, und diese dosin etliche mal wiederholet, mit erwünschtem Nuzen nehmen lassen, und ich sehe also dieselbe in den mehresten periodischen Schmerzen für diejenige Arznei an, welche man den opiatis mit dem wahren Heil der Kranken, substituiren könne. Zumal, wo zugleich der belobte liquor anodynus mineralis Hofmanni fleisig darzwischen gebraucht wird. Der Grund hiervon scheinet mir in nichts anderm, als in der, mit aller krampfmäsigen und schmerzhaften Zusammenziehung der Theile jedesmal vergesellschafteten allzugrossen Schlafigkeit einiger Fasern derselben zu suchen zu seyn, deren durch die Fieberrinde wieder hergestellte tonische Kraft dann dem spasmodischen Leiden der übrigen bald ein Ende macht.

Von den alten Jungfern.

Es sind wohl niemals mehr Hochzeiten auf einen Tag gehalten worden, als da die ehlosen Einwohner der neuerbauten Stadt Rom das Sabinische Frauenzimmer geraubet haben, welches die vom Romulus angestellten Ritterspiele anzuschauen, dahin gekommen waren. So oft ich diese merkwürdige Geschicht gelesen habe, oder so oft mir dieselbe eingefallen ist, habe ich mich allezeit herzlich gefreuet: Man kan sich leicht einbilden, daß unter der grossen Anzahl der geraubten Sabinerinnen, so manches ehrliches Kind gewesen seyn wird, welches sich seinem Räuber nicht sonderlich wird widersezet haben. Wie manches liebe Mädgen wird nicht bei dieser Gelegenheit an einen Mann gekommen seyn, und also ein Glük erlanget haben, dessen es sich in seiner Heimat aus Verzweifelung schon begeben gehabt? Ich stelle mir nemlich die uralte Stadt der Sabiner eben so vor, als unsre Stadt, wo es allezeit sehr viel verständige Jungfern gibt, die sich genöthiget sehen, den grosmüthigen Entschlus zu fassen, vermöge dessen sie eine ewige Einsamkeit dem Ehestande vorziehen.

In der heiligen Historie finde ich auch einen so glüklichen Tag vor das Frauenzimmer. Der ganze Stamm Benjamin war in einem verderblichen Kriege bis auf 600. Mann ausgerottet worden; so daß auch nicht ein einziges Weibesbild aus ihrem Stamme am Leben geblieben war. Die andern Stämme hatten sich verschworen, denenselben ihre Töchter nicht zu Weibern zu geben: und doch wollte man den ganzen Stamm Benjamin nicht zu Grunde gehen lassen. Zu allem Glüke hatten die Bürger zu Jabes sich an dem übrigen Volke so versündiget, daß man es vor gut befand, alles, was in derselben männlich war, nebst den verheiratheten Weibern auszurotten, und nur das ledige Frauenzimmer denen Benjaminitern zum Besten zu erhalten. Man fand daselbst ein Anzahl von 400. Dirnen, und diese alle waren so glüklich auf einmal mit Männern versorget zu werden. Da aber noch 200. Mannspersonen übrig waren, denen es an Weibern fehlte, so erlaubte man es ihnen noch eben so viel Jungfern, die zu Siloh an einem Jahresfeste versammlet waren, und zum Tanze hinaus giengen, zu rauben. Dieses geschah auch wirklich: indem die junge Freier aus den Weinbergen unvermuthet heraus fielen; wo sie sich zu dem Ende verstekt hatten, und sich so gut, als möglich war, mit Bräuten versorgten.

Fürwahr, unter 600. Jungfrauen werden wenigstens ein paar hundert gewesen seyn, die sich eben nicht die gewiseste Hofnung auf eine Heirath mehr machen können. Und wiewol es nicht zu vermuthen ist, daß die galanten Herren Benjaminiter eben zuerst nach denen ältesten gegriffen haben werden; so wird doch wohl mancher unverhofft eine in den Arm

bekom-

bekommen haben. Denn mich dünkt, ich sehe im Geiste, wie bei dem über diesem Raub entstandenen Schreken diejenigen Dirnen immer am langsamsten fliehen, die ihrer verständigen Jahre halber sichs für eine Schande halten, wie die Kinder davon zu lauffen: zumal da diese Gravität ihnen zu so merklichen Vortheilen gereichen sollte. Allem Ansehen nach würde wohl meine Correspondentin, von der ich folgendes Schreiben erhalten habe, eine von den langsamsten mit gewesen seyn, wenn sie zu dieser Zeit gelebet hätte. Meine Leser werden selber ein Urtheil darüber fällen können, wenn sie ihren beweglichen Brief werden gelesen haben.

Mein Herr!

Ich habe mir noch immer die Zeit her mit der Hofnung geschmeichelt, daß ich aus euren Schriften auch in meiner Angelegenheit einen Trost erlangen würde. Allein vergebens! Wie mag es doch immer kommen, daß ihr noch nicht ein einzig mal der alten Jungfern, und der unbilligen Verachtung, darinne sie leben müssen, gedacht habt? Ich lebte vergnügt in meiner Jugend, da ich in dem 30. jährigen Krieg um meinen Vatter kame; und spottete der alten Jungfern nicht weniger. Ich bildete mir ein, daß alle, die damit gestraft würden, nothwendig grosse Sünderinnen gewesen seyn müssen. Und sehet, nunmehro befinde ich mich selbsten darinnen.

Meine seelige Eltern haben mir zwar keine Tonnen Goldes, doch aber ein solches Vermögen hinterlassen, daß ich gemächlich davon leben kan. Eine Schönheit, ich scheue mich nicht, dieses, zubekennen: Eine Schönheit, sage ich, bin ich nicht: Doch wenn mich mein Spiegel nicht betrüget, so bin ich auch kein Scheusal, vor dessen Gestalt sich die Mannspersonen fürchten müsten. So bin ich mir auch von meiner Jugend an keiner begangenen Thorheit bewust, dadurch so manches Frauenzimmer sich einen bösen Namen verursachet. Jederman spricht gutes von mir: Jederman hält mich vor ein ernsthaftes und verständiges Frauenzimmer, und wenn die Leute, sonderlich aber Mannspersonen mit mir reden, so geschieht es jedesmal mit einer Ehrerbietung, die mir fast zur Last wird. Ja ich glaube schier, daß eben diese meine Ernsthaftigkeit, die ich von Jugend auf bezeiget habe, und die strenge Beobachtung der Regeln, welche Tugend und Wohlstand fürschreiben, die Hauptursache sey, warum ich mich jezo in diesem verdrüslichen Zustande sehen mus. Lasterhafte Mannspersonen haben sich niemals unterstanden, meinen Umgang zu suchen, und diejenigen, an welchen unter ihrem Geschlechte noch was gutes ist, schäzen zwar die Tugend und guten Sitten an den Unsrigen hoch: sie lassen sich aber deswegen, wenn nicht andere sinnliche Umstände dazu kommen, nicht so gleich Heirathgedanken in den Sinn kommen. Inzwischen habe ich mich freilich meines Theils niemals Männersüchtig oder Ehebegierig angestellet. Die Schamhaftigkeit, welche der eingeführten Art nach von einem Frauenzimmer in diesem Stüke erfordert wird, verbot mir ein solches. Soll ich aber allhier frei die Warheit bekennen; so ist es niemals mein rechter Ernst gewesen, ledig zu sterben. Ich habe auch Fleisch und Blut, wie andre Menschen; ob ich schon bisher viel zu mächtig darüber gewesen bin, als daß ich mich desfalls im geringsten blos gegeben hätte. Und ob ich gleich jederzeit den ledigen Stand dem ehelichen mit einer angemasten Freimüthigkeit vorgezogen; so habe ich doch in der That mit Schmerzen auf eine anständige Heirath gewartet. Jezo aber erfüllt das zornige Schiksal zu mei-

ner nicht geringen Bestürzung dasjenige, was mein Mund gesprochen: nicht aber dasjenige, was mein Herz dabei gedacht.

Wenn ich mich nicht bemühen möchte, durch Lesung guter und erbaulicher Bücher, meinen Verstand aufzuklären, und die Dinge dieser Welt nach ihrer wahren Beschaffenheit einzusehen: so würde mir mein dermaliger einsamer Zustand noch viel beschwerlicher fallen. So aber kan ich mich endlich noch fassen; denn ich habe gelernet, in Dingen, die man nicht ändern kan, geduldig zu seyn. Doch eine einzige spröde Mine, die mir eine Mannsperson macht, wirft alle meine Klugheit über einen Hauffen; indem sie mich auf den Verdacht bringet, sie sey ein Vorwurf meines Alters. Ich kan mich nicht enthalten, Feuer roth zu werden, wenn irgends in Gesellschaften der alten Jungfern gedacht wird. Und was spüre ich nicht vor Bangigkeit, wenn man ohngefehr von Heirathen junger Leute spricht? Ja überhaupt, jede wohlgerathene Ehe, die ich rühmen höre, erweket mir eine Betrübnis: Nicht daß ich solche dem neuen Paare misgönnen sollte; dafür bewahre mich der Himmel! sondern weil dergleichen Vergnügen mir in dieser Zeitlichkeit nicht auch zu Theil geworden.

Gönnet mir derowegen einigen Trost. Ich lebe der angenehmsten Hofnung, ihr werdet diese Materie ehestens ausführen, und ich bin schon zum voraus eines vielfältigen Nuzens vor andre, und eines kräftigen Trostes vor mich versichert. Inzwischen bin ich mit unveränderter Hochachtung Eure

ganz ergebene

Verecunde Gernmännin.

Erörterung der Frage: Ob das Zurükhalten des Niesens der Gesundheit zuträglich, und in gewisen Fällen sicher zu unternehmen sey.

Daß das Niesen vornehmlich in einer starken Inspiration der Luft, und nachmaliger heftigen Ausstossung derselben aus der Lunge und Brust, durch Mund und Nase, bestehe, auch bei demselben die, zum Athemholen dienende, fleischigte und nervose Theile des menschlichen Leibes fast convulsivisch beweget werden, ist aus der medicinischen Naturlehre bekannt. Man erkennet nicht weniger durch die Erfahrung, daß bei dieser heftigen Erschütterung der membranae pituitariae und der, zu derselben laufenden, zarten Geruchsnerven bei einem gesunden Menschen nicht nur der Kopf jedesmal leichter und zum Denken geschikter werde, sondern auch in verschiedenen Arten der Krankheiten, als Schlafsucht, Ohnmachten, Stokschnupfen, etliche Gattungen von Kopfweh und Defluxionen, dieser Zufall, er mag nun von selbst erfolgen, oder durch das Einschnupfen reizender Dinge erreget werden, sehr guten Nuzen schaffe. Es hat auch der ehemals und noch jezt berühmte Joh. Moriz Hofmann / von Altorf, am ersten und sehr geschikt erwiesen, daß die Uebereinstimmung der gedachten membranae pituitariae mit dem Werkzeuge des Athemholens, und folglich das sich zutragende Niesen, auf den Gebrauch der Schnupfarzneien, in unserm Cörper in nichts anderm, als in dem Zusammenhange des Ursprungs des sogenannten, zwischen den Rippen laufenden, Nervenpaars mit dem fünften Paare der Hauptnerven und der, von diesen nach den Augenhölen, und durch eines von den innern Löchern derselben

zu den Geruchsnerven laufenden, Aestchen zu suchen sey. Inzwischen finden sich doch oft Umstände bei Krankheiten, als zum Exempel in vorhergegangenen Blutstürzungen aus der Lunge, Vorbotten der Schlagflüsse der blutreichen Personen, in schweren Verwundungen innerer Theile, in Brüchen und dergleichen, da die, mit dem Niesen verknüpfte, heftige Erschütterung, mehr schädlich als dienlich ist; und alsdann entstehet allerdings die Frage: Ob bei einer öft nicht willkürlichen Reizung zum Niesen es rathsam sey, dessen Ausbruch vorsäzlich zu verhindern?

Was demnach die gewaltsame Zurükhaltung des Athems betrift, welche einige in Gewohnheit haben, bei schon halb angefangenem Niesen vorzunehmen: so wird solche wohl kein Medicus nicht billigen, weil dadurch eine innerliche Zersprengung der Blutgefässe, oder ein völliger Ausbruch von convulsivischen Bewegungen in dazu geneigten Cörpern nothwendig mehr mus befördert, als verhindert werden. Die andere Art aber, welcher sich einige bedienen, blos bei verspürten ersten Anzeigen eines bevorstehenden Niesens, durch Zusammendrükung des Zwischenraums zwischen beiden Augen, ohne sich sonst einen Zwang anzuthun, dasselbe zu verhindern, hat zwar weniger zu bedeuten, kan aber doch gleichermassen ohne alle innere Bewegung in der Brust nicht wohl von statten gehen. Es bestehet der Grund dieser leztern Begebenheit ebenfalls in etlichen kleinen Aesten der Geruchsnerven, so wie man an dem Skelette zum Theil deutlich sehen kan, die beide ossa nasi durchbohren, und sich sodann in den Deken derselben verlieren. Dieser ihre Zusammendrükung machet den übrigen obangeführten Nerven, womit sie eine besondere Gemeinschaft haben, eine so contraire Eindrükung und Bestimmung der, darinn enthaltenen, subtilen Feuchtigkeit, daß das Niesen nicht kan zu Stande kommen. Aus allem diesem erhellet, daß die oben formirte Frage niemals anders, als verneinend könne entschieden werden, indem eine dritte Art, das Niesen zu verhindern, nicht wohl begreiflich ist. **S.**

Von dem Nuzen des frischen Wassers.

Die Welt hatte schon bei zwei tausend Jahre gestanden, und ihre Einwohner waren zu einem weit höhern Alter, als ihre Nachkommen, gelanget, als sie doch noch nichts anders, als Wasser und ein wenig Milch getrunken. Nachdem Noah gelehret den Wein, und die Aegyptier, wie man glaubt, das Bier zu machen und zu trinken, so verliebten sich die Leute gar bald in diese die Zunge küzelnden Getränke, daß ihrer viele das Wasser trinken gar drüber verlernten. Sie wurden wohl gewahr, daß ihr Alter immer kürzer und der kränklichen Zufälle ihrer Leiber immer mehr wurden; aber das noch jezt bei den Bachusbrüdern beliebte Sprichwort: Ich trinke was mir schmekt, und leide was ich kan; gar zeitlich aufkommen, und die Wollust eines zärtlichen Geschmaks überwog bei

vielen die schmerzhaften Empfindungen eines durch jene verderbten Cörpers. Sie konnten sich nicht überwinden dem Geschmak wehe zu thun. Man bemühte sich wohl gar den täglichen Gebrauch des Weins und Biers auch andern anzupreisen, und deren Tugenden und Kräfte den besten Arzneimitteln gleich zu sezen: Ja man gieng noch weiter, und trachtete auch demjenigen, was man bisher vor unschuldig und gesund befunden, diesen Ruhm streitig zu machen, und das Wassertrinken als was schädliches auszuschreien. Der eine behauptete, daß er sich damit erkältete und das natürliche Feuer auslöschte, und der andere versicherte, daß ihm solches den Magen schwächte, und die Verdauung verhinderte. Die verwöhnten Jungen liessen sich gerne dasjenige bereden, was sie wünschten wahr zu seyn, und furchtsamen Gemüthern konnte ein unverschämtes Vorgeben leicht Sorge und Zweifel erweken. So legte der wollüstige Geschmak der Menschen zuerst den Grund zu Schwächung des Credits, in welchem das Wasser von Anfang der Welt gestanden. Die Gewinnsucht vereinigte sich alsdenn mit der Wollust, und so war es kein Wunder, wenn das Wasser endlich um sein Ansehn gebracht, und dessen Gebrauch denjenigen verleitet wurde, welche Wein und Bier zu bezahlen hatten. Es fanden sich bald Leute, welche wohl einsahen, wie viel dabei zu verdienen wäre, wenn der angenehme Rebensaft von lekerhaften Zungen fleisig gekostet würde, und ganze Städte und Gemeinen zogen davon einen grossen Profit, wenn man allerlei köstliche Biere verschenkte, und die Menschen beredte, sich desselben statt des bisher üblichen umsonst zu habenden Wassers zum Trinken zu bedienen. Mancher Arzt trug selber zu diesen so gekünstelten Getränken ein grosses Belieben, und wir sind nur allzugeneigt, auch andern dasjenige anzupreisen, was wir selber lieben: Zugeschweigen, daß bei dem Wein- und Biertrinken die Medicinische Praxis augenscheinlich zunehmen muste, da es hingegen wenig vor dieselbe abzuwerfen pflegt, wenn die Menschen bei der ohne Geld zu habenden Universalmedicin, dem schlechten Wasser, verbleiben sollten. Was aber Gewinnsucht und Wollust noch nicht vollenden konnten, das brachten die Kunst und die Thorheit der Menschen vollends zu Stande. Die Kunst hat allezeit getrachtet über die Natur den Vorzug zu erhalten, und die Thorheit lies sich leicht überreden, daß die Werke der Kunst weit fürtreflicher als die Werke der Natur seyn müsten, weil diese so zu reden von sich selbst ohne Mühe hervorkamen, jene aber durch die mühsamste Arbeit und tiefes Nachsinnen musten zum Vorschein gebracht werden. Die ersten Medicamente in der Welt waren insgesamt blosse Werke der Natur: Etliche gemeine Kräuter, wenige unansehnliche Wurzeln und Früchte füllten die ersten Apotheken, und man wuste von keinen andern destillirten Wässern, Essenzen, Tincturen und Spiritibus, als welche vom Himmel träufelten oder in den Bächen flossen. Aber das waren viel zu schlechte Sachen vor erhabne, und durch ihre Kunst aufgeblasene Geister; man sann also Tag und Nacht darauf, wie man die gemeinen Mittel durch künstliche præparationes ansehnlich zu machen, durch die Tortur des Feuers verändern, und ihre Kräfte durch die mühsamsten Chimischen Processe erhöhen möchte; und damit die thörichten Gemüther der Leichtgläubigen desto eher zum Beifall gereizt würden, so legte man diesen gekünstelten Productis die allerherrlichsten auch wohl gar von himmlischen Dingen entlehnte Benennungen bei. Wer dieselben nicht bewunderte, wurde als ein Einfältiger verlacht, und welcher Arzt sich ihrer nicht in seinen Curen bediente, bekam den verächtlichen Namen eines Unwissenden, eines Kräutersüpplers, eines Wasserdoctors. Bei solcher Gelegenheit wurde nicht nur manchem ehrlichen Arzte bei denen nach dem äusserlichen Schein urtheilenden Menschen, welche den grösten

ten Haufen in der Welt ausmachen, sein Ansehn, sondern auch damit zugleich der Muth benommen, gemeine Mittel, und besonders das schlechte frische Wasser bei seinen Patienten anzuwenden; Sie schikten sich in die Zeit und allgemeine Mode, und liessen also zu, daß der Gebrauch des Wassers bei Heilung der Krankheiten ins Vergessen gerieth, ja endlich gar zum Wunder wurde, so daß sich die Leute bekreuzigten, wenn man den Kranken anrieth, in hiezigen Fiebern gemeines frisches Wasser so viel ihnen beliebig zu trinken, oder die preshaften Glieder ungescheut in kühlem Wasser zu waschen und zu baden. Doch es ist wohl kein Jahrhundert anzutreffen, in welchem das Wasser und sein Ruhm sich mehr wieder empor geschwungen, als dasjenige, in welchem wir leben. Ich mag jezt nicht anführen, was vor berühmte Medici in Frankreich und Engelland gewesen, welche unsern Landsleuten zuerst wieder einen Appetit zum Wasser erwekt haben. Der seel. Herr Doctor Schwerdtner in Jauer hat mir diese Mühe erspahrt, die besten Schriften der Engelländer und Franzosen von Kräften des frischen Wassers in der Medicin gesammlet, solches genau übersezet und unter dem Titul: *Medicina vere universalis*, in sechs Theilen zum Druke befördert.

Dieses artige, recht gründlich-geschriebene und durch die Erfahrung bekräftigte Werkgen hat so gemeinen Beifall sowohl in Engelland, als Frankreich gefunden, daß es nur allein in Engelland wohl 8. mal aufgelegt, und 5. mal in Schlesien unter dem Titel Psychrolusia veteri renovata, nachgedrukt worden. Und Anno 1738. und 43. kame es vermehrter zu Schweidniz, und 1745. zu Breslau, unter dem Titel: Les Amusement des Eaux simples, wieder in Druk, aus welch lezterm ich auch das merkwürdigste ausgezogen, und gegenwärtigen Blättern nach und nach einzuverleiben um so viel weniger kein Bedenken getragen, weil ich selbsten aus der Erfahrung reden, und den herrlichen Nuzen vom Gebrauche des frischen Wassers nie genug erheben und anpreisen kan. Es würde zu weitläuftig fallen, von den fürnehmsten Eigenschaften des Wassers jezo eine Untersuchung anzustellen, welches aber in dem 4ten Theil dieser auserlesendem Sammlungen abzuhandlen vorbehalten wird. Wir wollen dannenhero für dermalen nur von der einzudringenden-aufzuquellenden-aufzulösenden und zertheilenden Kraft des frischen Wassers, und dessen Nuzen was Weniges gedenken; Und zwar 1) von der eindringenden Kraft in viele Körper, als durch welche unsere sehr dünne Luft nicht kan: denn das simple Wasser kräucht so gar in die dichten Körper einiger Metalle, wie derselben vom Wasser verursachte Rost sattsam bezeuget; woraus erhellet, daß es sehr dünne und subtil seyn mus. Das Kalte aber ist noch dünner, als das warme, denn erstlich verfliegen durch die Wärme die subtilsten Theilgen desselben, und dann lehret die Erfahrung, daß das kalte würklich durch solche enge Räumgen gehe, welche das heisse nicht passiren kan, wovon in des hochberühmten Herrn D. Bœrhave Elementis Chemiæ, Edit. Lugd. Bat. p. 561. ein klares Exempel zu lesen. Zu seiner eindringenden Kraft verhilft aber auch vieles die Schwere. Das Gold ist der schwerste Cörper, so uns bekannt ist, und die Luft eine der leichtesten. Da nun aber das Wasser etwan nur 20. mal leichter als Gold, und was mehr denn 2. mal weniger als ein Marmor, hingegen 850. mal mehr wiegt als die Luft, so gehört es schon zu den schwerern Cörpern in der Natur, unter welchen es die meisten flüssigen Sachen, e. g. Wein, Bier, Oehl, ꝛc. ja gar manche feste harte Dinge, als Holz, Bimstein ꝛc. übertrift. Diese seine ziemliche Schwere ist Ursache, daß die ins Bad steigenden anfänglich einige Bangigkeit und Beklemmung empfinden, und auch düstern um das Haupt werden, indem die Last des den ganzen Leib umgebenden Wassers das Blut so wohl von den äussern Theilen gegen die innern, als auch vornemlich gegen den herausragenden Kopf stärker als gewöhnlich antreibet, da denn wegen weni-

weniger Resistenz der Luft das Gleichgewichte desselben aufgehoben, und die allzu häufig angefüllten Theile einwärts gedrukt werden. Und da es ungemein subtil, wie oben schon erwiesen worden, so kan es sich desto füglicher in die mit viel leichtern Luft erfüllten Zwischenräumgen der Cörper hinein schleichen, und zwar besser, als einige andre sonst bekannte flüssige Materie, wie vor angeführter Herr D. Bœrhave angemerket, Elem. Chem. p. 557. Daher ist es nun auch unter allen flüssigen Cörpern am geschiktesten, sich in die subtilsten Aedergen, Zäsergen und Nerven des menschlichen Leibes, ja gar in die kaum durchs Vergrösserungsglas sichtbaren Gefäsgen und Fibres der Haare, Nägel und Beine hinein zu begeben, und darinnen zu bewegen. Und da diese insgesamt beständig einen Zugang von flüssigen Sachen vonnöthen haben, wenn sie nicht austroknen und zusammen fallen sollen, so ist das Wasser dasjenige, dessen wir uns am füglichsten zu Anfüllung unsers Cörpers und Erhaltung seines natürlichen Zustandes, ja bei jungen Leuten auch zum Wachsthum, vor andern bedienen können und sollen, und zwar nicht blos seiner Dünnigkeit und durchdringenden Kraft wegen, sondern auch aus künftig anzuführenden Ursachen:

Dann es quellt einige Cörper auf, nicht nur weil es in dieselben hinein dringen kan, sondern auch weil es feuchte ist, wie an dem Schwamme, Striken, Saiten, Holz, Leder, Brod, ꝛc. augenscheinlich zu sehen. Eben dieses aber, ob gleich nicht so gar merklich, wie bei jenen, verrichtet es auch in unserm Leibe, und da es nicht nur, erst bemelder massen, innerhalb der Canälgen selbst, sondern auch in den zwischen Räumgen ihrer Häutgen und Zäserlein sich aufhält und an ihre Theile anhängt, so macht es durch seine Benezung, daß sie nicht welk oder spröde, sondern geschmeidig, gebiegig und zu der ihnen zu zumuthenden oder von Natur zukommenden Bewegung und Ausdehnung geschikt erhalten werden. Da es hiebei auch die Eigenschaft besizet, daß es ganz gelinde, (weil es keinen Geruch und Geschmak an ihm selber hat) und zwar mehr als andere Feuchtigkeiten, darneben aber auch unveränderlich ist, so wird es auch die aufzuquellenden zarten und empfindlichsten Theilgen auf keine Weise angreifen, äzen, reizen und verlezen, denn es wird nicht faul, stinkend, sauer, salzig, äzend ꝛc. gleichwie Wein, Bier, welches sich merklich verändern und vornemlich zu Eßig machen lässet; Wasser aber, so recht rein, kan weder vom Feuer, durch hundertmal wiederholte Destillation, noch von der heftigsten Kälte (in der es zwar gefrieret, aber wenn es wieder aufgethauet worden, noch immer Wasser ist und bleibet,) eine wesentliche Veränderung leidet.

Eine ganz besonders nüzliche auflösende Kraft des Wassers ists ferner, daß es viele Sachen auflöset, zertheilet, verdünnet und flüssig macht, welches von seinen oben beschriebnen Eigenschaften herrührt. Diese Würkung aber verrichtet es *unmittelbarer Weise* vor sich allein, ohne andre Beihülfe. Es darf in einige Dinge nur eindringen, so kan es schon durch seine Schwere und innerliche Bewegung derselben zusammenhängenden Theile von einander absondern, daß sie in ganz subtile Stüken zerfahren, als Thon, Brod ꝛc. oder ihr Bestand dünner und flüssiger wird, als Milch, ungeronnen Blut, Eierdotter, Gummi, Gallert ꝛc. Einige Sachen zertheilt und verdünnet es nicht blos allein, sondern löset sie auch so intim auf, daß sie mit dem Wasser gleichsam ein Wesen auszumachen scheinen, und seine Durchsichtigkeit und Farbe ganz nicht verändern, wie am Zuker und mancherlei Arten von Salzen erhellet. Uberhaupt aber thut es solches alles weit besser als andere flüssige Sachen, Bier, Wein, Brandtwein, Oel, Milch ꝛc. welche einige vom Wasser aufzulösende Cörper theils gar nicht angreifen, theils weit schwerer und langsamer gewältigen. *Mittelbarer Weise*, durch Beistand oder Vermischung fremder Cörper. Einige Dinge werden vom Wasser vermittelst der durchs kochen mit ihm vereinigten feurigen

Theil-

Theilgen zur Auflösung gebracht, andre werden vermittelst der Bewegung andrer ziemlich ausgesaugt und zertheilet, als Obst, Kräuter und das Fleisch selbst, wenn sie vorher mit den Zähnen zermalmet, und auch im Magen durch dessen Druk und Zusammenziehung unter einander angetrieben worden.

Dessen izt angeführte dreierlei Kräfte heissen uns den Schlus machen, daß es allen übrigen Liquidis zu der Menschen ordentlichen Trank sich schike. Ob wohl etwann der Wein ihm an Kraft die Speisen aufzulösen und verdauen zu helfen nicht gar viel nachgeben möchte, und er, mässig gebraucht, eine gute Stärkung abgibt, auch sonsten mancherlei Würkungen besizt: so ist er doch an ihm selbsten ein scharfes, angreifendes, Hize und Trunkenheit machendes Wesen, welches ohne grossen Schaden nicht so häufig darf genossen werden; als von einem gewöhnlichen Getränke, (das da die aus unserm Cörper ausdampfenden und durch andre Abführungen ihm in grosser Menge abgehenden Feuchtigkeiten wieder zulänglich ersezen soll) erfordert wird. Denn er würde in solcher Quantität und ganz allein genossen, unser ganz Geblüte über die massen erhizen und wallend machen, wie die glüenden und zum Theil küpfrigen Gesichter der Bacchus-Brüder bezeugen, er würde unsre Lebensgeister in allzugrosse Bewegung und Unruhe sezen und gar zerstreuen, die Nerven angreifen, Gliederschmerz und Zittern, ja noch mehrere böse Zufälle verursachen, welche diejenigen nur allzu zeitlich erfahren, die sich den Rebensaft gar zu wohl schmeken lassen, denen aber die vernünftigern und behutsamern Einwohner der Weinländer zuvor kommen, indem sie ihn mit vielem Wasser, als einem die Schärfe und Hize lindernden Fluido, vermischen oder begleiten.

Mit dem Biere ist es nicht besser beschaffen, was dasselbe etwann noch vor gute Würkungen in unserm Leibe ausüben könnte, als denselben anzufeuchten und die Speisen aufzulösen, das hat es ohnedem meistens von dem seinen grösten Theil ausmachenden Wasser, doch so, daß, weil es von denen mit ihm in Menge vereinigten Particulis des Malzes schon ziemlich saturiret ist, es nicht mehr viel von andern Dingen aussaugen, und, da es über dis weit diker und klebrichter ist als das blosse Wasser, es nicht so gut als dieses in die allersubtilsten Materien eindringen kan. Es ist wohl wahr, daß das Bier viel Nahrung gibt, aber manche Leiber auch nur allzusehr aufschwemmet, zu viel und zu starke Säfte zeuget; denen wieder Luft zu machen nicht wenige sich an das Aderlassen gewöhnen. Wessen Küche nun so bestellt ist, daß er sich nach Belieben satt essen kan, der hat nicht erst nöthig sich am Biere zu erholen. Denjenigen zwar, die Tag und Nacht sich schänden und plaken, (unter welchen viel ehrliche Handwerks- Kriegs- und Landleute, und die noch dazu nicht viel Schmalz auf den Zähnen haben,) sey das Malz und ein Schlükgen Gaudium gesegnet, womit sie lustig und warm für der Stirne werden, auf den Türkischen Bluthund, Vieh, Eisen Holz und Stroh weidlich zudreschen, ihren Mann wehren und einiger massen ihres Elends vergessen mögen. Unmöglich kan ihr diker Leim in die vasa capillaria unserer Machine laufen, circuliren und durch gehörig Ausdampfung verrauchen: Hingegen mus er viel Unbequemlichkeiten nach sich ziehen, welches diejenigen leicht begreifen, denen die Beschaffenheit unsers Cörpers und die Verrichtungen seiner Theile bekannt ist, ob es schon einigen nicht in den Kopf will, die blos den Geschmak zu ihrem Gesundheitsrathe machen.

Alle diese Ungelegenheiten aber, so wir vom Bier und Wein bei dessen häufigen Gebrauch zu befürchten haben, sind vom schlechten Wasser keineswegs zu besorgen, denn es ist viel zu gelinde, als daß es unsre Glieder angreifen, oder unsre Lebensgeister beunruhigen sollte, und viel zu subtil, als daß es die geringe Verstopfung auch in den allerzärtesten Gefäsgen machen könte. Durch seine Dünnigkeit u. Flüssigkeit befördert es zwar den Umlauf des Geblüts, aber es

es macht denselben nicht übermässig und heftig, wie Wein und Brandtwein, viel weniger schwer, wie die diken besichten Getränke.

Zwar finden sich bei dem Wassertrinken, besonders bei denen Anfängern, etliche Umstände, welche manchem Bedenken zu machen pflegen. Nemlich einige beklagen sich, daß ihnen das frische Wasser Magenbeschwer verursache und gar den Magen schwäche. Nun ist nicht zu läugnen, daß in mancher Menschen Magen sich öfters ein Wust von allerlei schleimichten, scharfen, salzigen, irdenen und andern mit einander vermischten Dingen befinde. Das Bier, als ein mit leimichten Theilgen gesättigtes Getränke, schweift solchen schleimichten in einander verpakten Unrath nicht recht ab, sondern unterhält und vermehret ihn wohl gar, und so lange dieses Zeug in seiner Vermischung bleibt, so überkleistert es gleichsam den Magen, und macht ihn gegen die im Essen oder Trinken eingenommenen Dinge einiger masen unempfindlich. Das Wasser aber, als ein reiner sehr subtiler Cörper, löset das im Magen befindliche vermischte schleimichte Wesen auf, und schweift es von seinen Wänden ab, und wenn also das scharfe vom Schleim abgesondert worden, so kan es die nunmehr nakt und blos gewordenen sehr empfindlichen Häute des Magens ein wenig angreifen und reizen, und eben daher geschiehet es auch, daß alles, was man geneust, es sey Speise oder Trank, dem Magen eine bisher ungewöhnliche Empfindung, die oft beschwerlich ist, verursacht, und auch so gar das sonst so gelinde Wasser, sollte es auch nur blos von seiner Kälte herrühren, ihm eine unangenehme Fühlung erweket. Allein dieses ereignet sich überhaupt nur bei wenigen Menschen, und noch dazu nur im Anfange, (zugeschweigen daß es nicht selten nur meist in der Einbildung bestehe,) wenn sie aber eine Zeitlang continuiren, so wird durch das fleisige Trinken nicht nur das Geblüte von allem scharfen Wesen gereiniget, daß es nicht mehr den Magen angreifen kan, sondern es wird auch in kurzem aus dem Magen aller beschwerliche Unrath durch die untern Gänge vermöge des Wassers ausgefeget und der Magen selbsten so abgehärtet, daß ihn die zuvor empfindlichen Sachen nicht mehr reizen und beunruhigen, auch die Kälte der genossenen Getränke keinen Verdrus machet. Andre fürchten sich mit dem Wasser den Magen zu schwächen, aber es ist nur die blose Furcht, in der That aber geschieht es ganz anders als sie besorgen: Denn wann man nachfragt, ob sie beim Wassertrinken auch noch guten Appetit zum Essen behielten, so werden sie meistens gestehen müssen, daß sie dabei grössern Hunger als beim Biere hätten, und eine stärkere Mahlzeit verrichteten; womit sie nun sich selbst widerlegen, sintemal ein geschwächter Magen ehe Abgang als Vermehrung des Appetits natürlicher Weise nach sich ziehen mus. Gleichwie wir solches in unserm curiosen und in allen Wissenschaften nüzlichen Dollmetscher, pag. 182. ausführlich bewiesen haben.

Weil nun das Wasser seiner Natur nach ungemein gelinde ist, so werden wir ihm auch nicht die Kraft absprechen mögen, allerlei scharfe und äzende Sachen, welche es nur zertheilen, auflösen, und verdünnen kan, zu lindern und ihre angreifende Gewalt zu dämpfen. Ein kleiner Löffel voll Scheidewasser würde, so blos genommen, unsern Mund, Gaumen, Schlund, Magen und Gedärme ganz roh beissen, entzünden, grossen Schmerz und Schaden erweken: Wenn man denselben aber unter einige Quart Wasser mischt, ist davon kein sonderlicher Verdrus zu empfinden; wie man denn auch in hizigen Krankheiten den Spiritum Salis und Vitrioli in vieles Wasser träufelt, und damit einen erfrischenden Trank zubereitet. Es werden aber zuweilen entweder von aussenher unterschiedliche scharfe äzende Dinge in unsern Cörper eingenommen, oder es entstehen auch von inner-

innerlichen Ursachen bei einigen Maladien öfters im Leibe ebenfalls sehr beissende Säfte, welche Entzündungen, Zerfressungen der Gefässe, tobende Colicam * oder entsezliche Durchfälle, (da zuweilen die ganzen Gedärme sich inwendig abschälen,) und folglich auch mancherlei heftige Schmerzen, verursachen. Es mag nun aber solche Schärfe in einer sauren, oder alcalinischen, oder zehen, gallichten, Feuchtigkeit bestehen, so mindert doch dieselbe nichts besser, als frisch Wasser: Denn wenn es nur häufig getrunken wird, so macht die Diluition, daß, weil die äzenden Dinge ausgebreitet und zertheilet werden, und also nicht viel davon beisammen an einem Orte sich anhängen können, ihre angreifende Gewalt nachgeben mus; es dämpft dabei durch seine Kälte alle Entzündung, schweift rein aus und dienet mit seiner Menge und Flüssigkeit, daß die scharfen Säfte zugleich mit ihm durch den Stuhlgang, Urin, Schweis oder Brechen aus dem Leibe fortgejagt, und hingegen durch seine Mildigkeit unser Geblüte selbsten milde, zu fernerer Zeugung der äzenden Materie ungeschikt, die verlezten Theile aber zur Heilung fähig gemacht werden, welches alles zusammen sonst mit andern als wässerigen Getränken alleine nicht bewerkstelliget wird.

Hiebei, glaube ich, werde sichs gar wohl schiken 2. Vorurtheile zu widerlegen, nemlich daß das Nacht nnd nüchterne Wassertrinken schädlich sey; u. dann, daß es ungesund sey aufs frische Obst zu trinken.

Wenn die Menschen des Nachts in ihrer Ruhe liegen, so werden diejenigen Ausleerungen (Excretiones) der überflüßigen Feuchtigkeiten, welche den Tag über durch die freiwillige Bewegung mancherlei Werkzeuge des Leibes, besonders der Sinnen befördert werden, ziemlich gehemmt; das aus den Augen sich in den Thränen Punct einsaugende wässerige Wesen bleibt mehr im Auge zurüke, stokt, wird scharf und entzündend, daher viel Leute des Morgens schwürende, zugeleimte auch gar rothe Augen zu haben pflegen; die Schleimigkeiten der Nase bleiben zurüke, werden durch die Stokung und eingezogne Luft verdikt, vertroknet, und machen also Beschwerlichkeit; der Speichel fließt nicht so stark in Mund, und daher wird der Gaumen und Zunge dürre; zumal, wenn man mit ofnem Munde schläft, und was auch in Mund aussikert, wird nicht ausgeworfen, sondern bleibt zurüke, und durch das Stillestehen und durch die Wärmde des Mundes wird es bald faulend und übelriechend, und verursacht einen verdrüslichen Geschmak, und gibt selbst zur Mundfäule Gelegenheit. Selbst der Urin wird einiger massen zurüke gehalten, oder man empfindet doch den Trieb zu dessen Weglassung nicht so des Nachts, als wenn man wachend ist, und daher wird er durch die lange Verweilung in der Blase und durch den Mangel der Zugiesung lin-

 dern-

* Von der Colica ist die gemeine Meinung, daß dieselbe von Erkältung herkomme, und daher sucht man ihr innerlich mit hizigen Essentiis carminativis und äuserlich mit Auflegung der bekannten Wärmsteine oder warmer Umschläge zu begegnen. Aber man macht gemeiniglich nur Ubel ärger. Denn man bedenkt nicht, daß meistentheils die Colica von einer hizigen Schärfe entstehe, oder so sie auch von Erkältung verursachet worden, dennoch so wohl als in äuserlichen erkälteten Gliedern eine Art von Entzündung dazu komme, welche von erhizenden Dingen nur immer vermehret werden mus, da man sie hingegen mit kühlenden meistens leicht dämpfen kan. Die alten Medici haben solches schon sattsam erkannt, ob es gleich viel neuere ihnen nachzuthun ein unnöthiges Bedenken tragen. Trallianus bezeugt selbst, er habe sich in besagter Krankheit bei seinen Patienten, welche noch Kräfte und die zum Leben nöthigen Theile unverletzt gehabt, des kalten Wassers bedienet, und dadurch nicht nur die Schmerzen, sondern auch die ganze Krankheit gehoben, daß sie nicht mehr wieder gekommen. Besonders wären auch nochmals diejenigen von dieser Maladie gänzlich befreit geblieben, welche sich forthin des Weins und scharfer Sachen enthalten und beim frischen Wassertrinken und kühlenden Speisen geblieben wären.

dernder Feuchtigkeiten mehr laugenhaft, hizig, salzig und scharf, greift also die Blase an, gibt Gelegenheit zu Zeugung oder Vermehrung des Steins und andrer dergleichen Zufälle. Allen diesen Zufällen und Ungemächlichkeiten kan leicht durch das nächtliche Wassertrinken gesteuret, und durch das nüchterne Trinken bald früh Morgens abgeholfen werden: Denn, da das Wasser alle Schärfe lindert, so wird es auch in gehöriger Menge des Nachts getrunken, verhütet, daß unsere Feuchtigkeiten nicht scharf und laugenhaft werden können, oder wann es geschehn, doch alles scharfe, salzige, zehe, stokende, vertroknete, faulende, stinkende Wesen, mildern, anfeuchten, zertheilen, fortschaffen und verbessern, es sey nun befindlich in welchem Theile des Cörpers es wolle. Mit dem Stein behaftete, Podagrische scorbutische Leute und die Säugammen sollten sich diese Lehre wohl zu nuze machen; auch Landwirthe können daraus lernen, wie sie die Morgenmilch der Thiere so schmakhaft als die andre machen könnten, wenn sie das Vieh eine Stunde vorher, ehe sie es melken lassen, wohl frisch zu trinken verordneten.

Aber ich komme nun auch zum andern Puncte, nemlich, daß es nicht undienlich sey, auf frisch Obst kalt Wasser zu trinken. Bei allem frischen und reifen Obste ist eine gewise Schärfe wahrzunehmen, welche selbst die aus Stahl und Eisen bereiteten Messer augenbliklich angreift und schwarz machet. Sie ist zwar öfters eine trefliche Medicin und gleichsam ein Gegengift wider alle alcalinische, faule, gallhafte und hizige Säfte, die nicht selten in kranken Leibern zu finden, und thut in einigen mit innerlicher Entzündung begleiteten Zufällen, auch nur durch ihre Erfrischung, gute Dienste, wie denn schon mancher an Kirschen, Aepffel und dergleichen sich gesund gegessen, oder doch wenigstens in der Krankheit sich Linderung geschaft hat, davon ich ein Exempel meines vor etlichen Monats an der Hectic gestorbenen Vaters, welcher, als er schon Sprach- und Gehör-los, und gleichsam im Sterben ware, durch Geniessung geschabter Aepffel wieder zu sich selbst gekommen, und auf eine solche Art ihme noch einige Zeit das Leben gefristet worden, zum Beweis anführen kan. Allein es ist auch nicht zu läugnen, daß sie vielen Gesunden eine Ursache zur Krankheit werden, denn indem die äzende Feuchtigkeit des Obstes leicht in eine den Magen und Gedärme reizende und beizende Jährung geräth, so können üble Folgerungen daraus entstehen. Diesen vorzubeugen ist nöthig, daß diejenigen, so sich frischer Früchte bedienen, dabei zugleich etwas gebrauchen, was ihre Schärfe mildern und unterbrechen kan. Præcipitantia zwar und Temperantia richten wenig aus, dienen auch dem Magen nicht; aber das, nach dem Exempel der Portugisen, Spanier und Franzosen, frisch darauf getrunkne Wasser lindert des Obstes angreifendes Wesen, führt es ab, ohne zu befürchtende Ungelegenheit.

Die meisten nun werden mir endlich wohl zugeben, daß frisch Wasser gesünder sey als Bier, wenn man nemlich immer einerlei und recht gutes reines Wasser haben könnte; da aber Reisende, besonders auch die Soldaten, oft an Oerter kommen, wo nur schlecht und unrein Wasser, welches entweder mit Salpeter, Kalk Erde und dergleichen vermischt, oder auch gar solches, welches faul und voll Würme sey, anzutreffen ist, so werden sie meinen, es sey zuträglicher sich an den Wein, oder ans Bier, zu halten. Allein wo schlecht Wasser ist, da fällt auch kein gut oder gesundes Bier, denn die Kochung und Jährung benimmt wohl dem Wasser einige grobe Unreinigkeit, aber nicht alle mit demselben intim vermischten Ingredientien, zu geschweigen, daß in den meisten Wirthshäusern mehrmalē schlechters Bier als schlecht Wasser zu finden. Der Fäulnis und den Würmern widersteht das Salz oder die Säure; und wann man also in das Wasser, so faul und würmicht

ist, ein wenig Salz, oder was Citronensaft, oder Essig giesset, so præcipitirt sich das Faule, die Würmer sterben und fallen auf den Boden, (welches auch geschicht, wann man das Wasser einmal aufkochen, und dann wieder abkühlen lässet,) und so wird das Wasser gut und rein. * Und diejenige, welche sich vorstellen, daß sie vom Wassertrinken ihre Fettigkeit oder Gesichtsfarbe verliehren, dörffen sich auch nichts beförchten. Gesezt auch, daß wir ein wenig magrer und blässer dabei würden, so wäre dieser Verlust nichts zu rechnen, gegen die innerliche Verbesserung der Gesundheit, so wir dafür erhalten, zumal ohnedem noch nicht ausgemacht ist, ob ein diker Wanst und blünschickt pausebäkicht Gesichte schöner als ein geschlanker Leib und hagres Angesicht sey, und ob die sogenannte Bauerfarbe der rothen Wangen, oder die den Adelichen wehrtgeschäzte weise Couleur der Haut den Vorzug verdiene. Doch überhaupt von der Sache zu reden, so kenne ich so viel Wassertrinker, welche dabei recht wohl bei Leib bleiben u. eine blühende gesunde Farbe behalten; und ich weis nicht, welch vernünftiger Mensch nicht mit einem solchen Wechsel zufrieden seyn sollte. Von dem äusserlichen Gebrauch des frischen Wassers kan was Mehrers sowohl in diesem, als in dem 4ten Theil dieser Sammlungen nachgeschlagen werden.

Von der guten Wirkung der Schalen von den Haselnüssen, in Bewahrung vor dem Nierensteine.

Es ist unter den Medicis eine ausgemachte Sache, daß der theure Preis der Arzneien den innern Werth derselben nicht erhöhen könne, sondern daß geringe und, dem Ansehen nach, fast nichtswürdige Dinge in Hebung verschiedener Krankheiten, oft von mehrerm Nuzen seyn, als die kostbarsten ausländischen Mittel. Aus dieser Ursach pflegen erfahrne Aerzte die sogenannten Hausmittel ihren Kranken nie zu verbieten, doch so, daß deren Gebrauch unter ihrer Anordnung und mit derselben Vorwissen jedesmal vorgenommen werde. Zu dieser Gattung von Hülfsmitteln gehören nun auch die Haselnusschalen, wenn sie zu Pulver gemacht und, mit etwas Zuker vermischt, täglich zu etlichen Messerspizen voll genommen werden. Es sind mir verschiedene Personen bekannt, welche, nach überstandenem Paroxysmo, in welchem freilich die gewöhnlichen Nitrata und Demulcentia das Beste thun müssen, obiges Pulver eine geraume Zeit gebraucht haben, und dadurch von allen fernern Anfällen dieser Steinplage völlig sind befreiet worden, ob ihnen schon der, etwas rauhe, Geschmak dieser Arznei anfänglich fremd und widrig vorgekommen. Betrachte ich diese Wirkung etwas genauer; so finde ich solche nicht nur der übrigen Analogie einer vernünftigen Curart nicht zuwider, da bekanntlich der glükliche Crato von Kraftheim, schon zu seiner Zeit den herrlichen Nuzen der Haselnüsse selbst gegen den Nierenstein nicht genug erheben können; sondern es kan auch die, von einigen neuern Aerzten in solcher Krankheit so sehr angerühmte, Wurzel des rubi und pruni silvestris, oder unserer teutschen Brombeeren und Schleen und die berufene Steinarznei der Mademoiselle Stephens grossen theils ebenfalls keine andere, als eine solche gelind zusammenziehende Kraft ihrer Natur nach äusern. Es werden durch dieses Pulver die, in dieser Krankheit immer etwas zu sehr erweiterte, kleine Haarpulsadern und die Röhrchen des Bellini in den Nieren in so fern wieder zusammen gezogen, daß sie von dem klebrigten Theile des Geblüts nicht mehr so viel, sondern nur das Wässerigte und Salzigte durchlassen, und also die neue Ansezung der Steine in dem Beken der Nieren verhindern. Denn daß jene die wahre Materie von dergleichen Steinen und nicht

* Dieses practiciret man fleisig in Ungarn, wo so viel Soldaten, besonders Teutsche, die der Biere gewohnt sind, von den starken mineralischen Wassern sterben.

nicht allemal eine wirkliche Verschwörung der Nieren in solchem Fall mit dabei sey, werden diejenigen gern zugeben, welche betrachten, daß ein wirkliches Geschwür nicht leicht ohne ein langsames und verzehrendes Fieber allein, dieses aber bei solchen Patienten oft um so weniger zu vermuthen sey, je frischer viele derselben, nach fortgegangenen solchen Steinen und nach überstandenem Sturm, wenigstens eine geraume Zeit lang zu seyn pflegen.

F.

Von dem nüzlichen Gebrauch, und schädlichen Misbrauche des gemeinen Salzes zur Gesundheit.

§. 1.

Wie wir allenthalben, wo wir nur hinsehen, deutliche Spuren der Vorsorge GOttes vor seine erschaffene Creaturen antreffen: so finden wir dieselben auch insonderheit darinne, wenn wir das gemeine Küchensalz betrachten. Denn da in demselben sowohl zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, als auch zu fast unzählichen Kunst- und Haushaltungsgeschäften ein ganz unbeschreiblicher, und fast allgemeiner Nuzen verborgen ligt; so hat auch der gütigste Schöpfer so weislich davor gesorget, daß es allenthalben, wo nicht unmittelbar, doch durch Handel und Wandel bequem zu haben ist, und entweder aus den Salzquellen, oder aus dem Meerwasser, oder aus der Erde reichlich erhalten werden kan; wie denn zur Gnüge bekannt ist, daß nicht nur an sehr vielen Orten unseres geseegneten Teutschlandes aus den ergiebigen Salzquellen ein gemeines Salz gekochet, sondern auch in Spanien, Frankreich, Portugall ꝛc. aus dem Meerwasser dergleichen bereitet, und endlich in Polen, Oberungarn, Siebenbürgen, Rusland, und in der Tartarei ꝛc. dasselbe aus der Erde in grossem Ueberflus gegraben, und sowohl den Innwohnern besagter Länder zum Gebrauche gegeben, als auch in auswärtige, und damit nicht versehene Länder, häufig geführet wird.

§. 2. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich hier die allgemeine Nothwendigkeit, und den vielfältigen Nuzen des Salzes in allen vorkommenden Fällen umständlich beschreiben und darthun wollte. So viel aber kan ich doch nicht unerinnert lassen, daß dasselbe, indem es die allermeisten Speisen schmakhaft macht, und ihnen den Ekel, den sie sonst erregen würden, benimmt, nicht nur das allerbeste Gewürze abgibt, sondern daß es auch zu Erhaltung sehr vieler in der Haushaltung nöthigen, und leicht ins Verderben gehenden Nahrungsmittel, als des Fleisches, der Fische, Butter, Käse und verschiedener wässerigen Gartenfrüchte recht ungemein dienlich ist; wie man dieses unter andern an den eingesalzenen und geräucherten Fleische und Fischen, an den Salzgurken, eingemachten Bohnen, sauer Kraut u. s. w. zur Gnüge inne wird. Doch ich seze jezo, wie gesagt, den vielfältigen Nuzen, den das Salz hier und da gewähren kan, bei Seite, und zeige nur kürzlich, wie dasselbe bei dem rechten Gebrauche der Gesundheit des Menschen ungemein zuträglich, bei dem Misbrauch aber im Gegentheil nicht wenig schädlich sey.

§. 3. Was zuförderst den herrlichen Nuzen des Salzes in Ansehung der Gesundheit anlanget: so wird man mir hoffentlich gerne zugestehen, daß unser Cörper, weil er aus so verschiedenen, und an sich schon zur Trennung und Verwesung sehr geneigten Theilen bestehet, der Fäulnis gar leicht unterworfen sey, und daß diese einig und alleine durch den beständigen und ununterbrochenen Umlauf des Geblüts, und der davon abgeschiedenen Säfte von uns abgewendet werde. Da nun das Salz, wenn es mittelst der Speisen in unsern Cörper gebracht wird, wegen seiner Schärfe, die empfindlichen Fäsergen, woraus die Gefässe zusammen gesezt sind, gelinde prikelt und anreizet, daß

sie

sie mehrere Kraft zu Forttreibung des Geblüts anwenden: so wird dadurch folglich der Umlauf desselben ungemein befördert, und mithin auch die Gesundheit fürtreflich erhalten.

§. 4. Eben so besizt auch das Salz, wenn es mäsig, und als ein Gewürze genossen wird, die heilsame Eigenschaft, daß es den Schleim im Blute, der an dessen Verdikung und verhinderten Fortgange schuld seyn kan, zertheilet, und also auch in so ferne die zum Leben und der Gesundheit höchst nöthige Circulation unterhält. Insonderheit aber löset es auch, als ein Mittelsalz den im Magen befindlichē Schleim, der die Dauung samt dem Appetite schwächet, nach und nach gelinde ab, und vermehret nicht nur die Kraft des Magens, mit welcher er in die eingenommenen Speisen zu würken pflegt; sondern hilft auch selbst bie Auflösung derselben erleichtern. Daher man mit allen Rechte davon behaupten kan, daß es den Appetit stärket und vermehret, die Verdauung der Speisen befördert, und mithin also auch zu einem guten Speisesafte, woraus hernach ein gut Geblüte wird, nicht wenig beiträgt. Es ist auch dieserwegen nicht ohne Grund davor zu halten, daß *Nicol. Myrepsas Alexandrinus* de composit. medicamentor. Sect. II. de salibus recht geurtheilet habe, da er uns berichtet, daß das bekannte sal Sacerdotale, welches ehedem zu Zeiten des Elias gegen die Schwachheit des Magens, des Gesichts, und gegen allerhand Flüsse von den Priestern ist gebrauchet worden, eigentlich nichts anders, als das mit einigen Gewürzen vermischte gemeine Salz gewesen sey. Ja da das Salz den Magen stärket: so läst sich auch daraus leichte begreifen, warum z. E. diejenigen, die an kalten Fiebern lange krank gelegen haben, sich nicht selten an denen mit Meersalzen gepökelten Heringen wieder gesund gegessen haben, und warum sowohl diese, als andere etwas salzige Speisen den verlohrnen Appetit wieder erweken, wenn man ihn in einer Krankheit, oder auch sonst durch Uebernehmen in Essen und Trinken verlohrē hat.

§. 5. Da aber ferner bei einer muntern Geblütsbewegung, die nach §. 4. durchs Küchensalz zugleich erhalten wird, nicht nur überhaupt alle Absonderungen der unreinen und schäglichen Säfte in uns besser von statten gehen; sondern auch das Salz an sich die Kraft hat, die Leibesöfnung und den Abgang des Urins zu befördern; so läst sich daraus um so mehr abnehmen, wie ungemein dasselbe auch in diesen Stüke unserer Gesundheit zu statten komme, da es den Cörper von seinen überflüssigen, scharfen und zähen Feuchtigkeiten befreien hilft. Und solchergestalt, da das Salz und die darmit bereitete Speisen den Leib öfnen, so darf man sich keinesweges wundern, warum das sauer Kraut, und die Salzgurken, auch denenjenigen noch zimlich wohl bekommen, die sonst wegen Schwachheit des Magens wenig oder gar kein Gemüse vertragen können, und bei denen so zu sagen, fast alles zu lauter Blehungen wird. Denn eben deswegen, weil dieses Gemüse mit dem Stuhlgange bald wieder fortgeht, verursachet es keine allzu grosse Beschwerung, und weil dadurch zugleich die Gedärme gelinde gereizet und gestärket werden: so erhalten sie auch mehrere Kraft, die Blehungen fortzutreiben.

§. 6. Da nun das gemeine Salz auch insonderheit die herrliche Tugend hat, daß es den Cörper von seinen unnüzen Theilen reiniget, (§. 5.) so ist ihm auch daher mit allem Rechte die sonderbare Würkung zuzuschreiben, daß es vor solchen Krankheiten, die von einem Ueberflus, Unreinigkeit und Verderbnis des Bluts und der Säfte herrühren, ein grosses Verwahrungsmittel abgebe, und also z. E. allerhand schlimme Fieber, Friesel, Scorbut, Kräze, Gicht, Bleich- und Wassersucht, rc. unter andern glüklich mit abwenden helfe. Und dieses ist auch in der Erfahrung würklich gegründet; indem man vorlängst wahrgenommen hat, daß alle diejenigen, die

die sich des Salzes an den Speisen allzu wenig bedienen, gemeiniglich in die jezt erzehlten und andere dergleichen Krankheiten verfallen, die von vielen, zähen und unreinen Feuchtigkeiten eigentlich ihren Ursprung haben.

§. 7. Doch wenn das Salz recht gut bekommen, und dergleichen heilsame Würkungen verrichten soll: so mus es zuförderst von guter Art seyn; indem nicht zu läugnen ist, daß auch die gemeinen Salze der Güte nach sehr von einander unterschieden seyn, nachdem sie nemlich mehr oder weniger erdigte, kalkigte, schweflichte oder andere mineralische Theile bei sich führen. Es mag aber das Salz entweder aus dem Meerwasser bereitet, oder aus der Erde gegraben, oder auch aus dem Quellwasser gesotten seyn: so hält man doch überhaupt allezeit das reine, und von seinen beigemischten Theilen bestmöglichst gesäuberte vor das beste, und erwählet unter den Brunnensalzen dasjenige vernemlich zum Gebrauche, welches recht weis und reine aussieht, schöne Cristallen hat, und gehörig scharf ist; dergleichen in Halle in grosser Menge gesotten wird. Doch pflegt man besonders ein wohlgereinigtes Meer- und Brunnensalz dem gegrabenen Steinsalze deswegen gemeiniglich vorzuziehen, und der Gesundheit am zuträglichsten zu achten; weil man es etwas gelinder, als dieses zu seyn glaubet. Ist es nun noch überdem recht reine, und von seinen nicht dazu gehörigen Zusäzen hinlänglich befreiet: so gereicht es um so mehr zur Gesundheit; weil es nicht so lange und feste an den Fleischzasern unsers Cörpers hangen bleibt; sondern durch den Stuhlgang und Urin balde wieder weggeht, und folglich nicht so leichte zum Scorbut und andern damit verknüpften Krankheiten Anlas gibt.

§. 8. Indem ich aber dem Salze, und denen damit zugerichteten Speisen so viele herrliche Eigenschaften in Erhaltung und Beförderung der Gesundheit beilege: so wird jederman hoffentlich leicht einsehen, daß ich vor 8. Tagen nur von dem rechten- und mäßigen Gebrauche des Salzes geredet habe. Deñ so heilsam derselbe nur iñer ist: so schädlich und nachtheilig hingegen wird der Misbrauch desselben befunden; welcher eigentlich darinne bestehet, wenn man nemlich mit den Speisen mehr Salz zu sich nimmt, als durch die von der Natur geordneten Abführungswege füglich wieder fortgehen kan, welches doch gleichwohl aus dieser Ursache billig geschehen sollte; weil das Salz zur Vermischung unserer Säfte eigentlich gar nicht gehöret. Insonderheit aber pflegt das überflüssige Salzessen denenjenigen übel zu bekommen, die trokner Natur und schon bei Jahren sind, dikes und zähes Blut haben, sich wenig bewegen, in einer kaltfeuchten Luft leben, keine gehörige Ausdünstung der Haut haben, und nicht gnug von einem dünnen Getränke trinken. Denn bei denen wird durch die salzige Nahrung das Geblüte nicht nur immer zäher und zum Fortgange durch die kleinsten Gefäsgen der Eingeweide ungeschikter gemacht; sondern es bleiben auch viele Salztheilgen hin und wieder in den engen Zwischenraumen des Cörpers sizen, und greifen nach und nach die zarten Fleischzäserchen mit ihrer Schärfe an; daher endlich Scharbok, Friesel, Kräze, Juken der Haut, Gichtschmerzen, Cachexie und Wassersucht, allerhand Geschwüre, Stein, Strangurie, und andere Krankheiten mehr entstehen. Und bei so bewanden Umständen ist es auch gar nicht zu verwundern, warum theils in manchen Ländern, wie in Niedersachsen und an den Seeorten, theils auch in manchen Familien, wo das viele Salzessen eine böse eingerissene Gewohnheit ist, alle diese jezt beschriebene Krankheiten vielfältig erzeuget, unterhalten, und auf Kindeskinder fortgepflanzet werden.

§. 9. Was ich in dem vorigen § von den Personen gesaget habe, denen der Misbrauch des Salzes vornemlich schadet, das will ich jezo etwas mehr erläutern-

tern. Ich sage aber zuförderst mit Fleis, daß das Salz troknen, hagern, und Cholerischen Personen nicht wohl zuschlägt, wenn sie sich dessen allzu stark bedienen. Denn sie haben ohnedem schon wegen ihrer grössern Empfindlichkeit der Nerven einen stärkern Trieb in den Adern, und deshalb eine heftigere Geblütsbewegung, als andere, die also bei ihnen eher gemäsiget, als verstärket werden mus; weil sich sonst so viele schweflichte und salzige Theile im Blute auswikeln, und dasselbe verunreinigen. Da nun aber das Salz die empfindlichen Zasern unsers Cörpers reizet, und den Umlauf des Geblüts vermehret: (§. 3.) so ist auch kein Zweifel, daß es zu Vermehrung der Hize und Schärfe im Blute was beitragen kōñe, und zwar um so mehr, wenn etwa andere Ursachen noch dazu kommen, die dessen freien Abgang verhindern.

§. 10. Nechstdem behaupte ich nicht ohne Ursache, daß der starke Genus des Salzes und gesalzener Speisen insonderheit auch alten Leuten schädlich sey. Denn es ist bekannt, daß sich bei ihnen nach und nach die kleinsten Röhrgen in denen zur Reinigung des Cörpers von der Natur bestimmten Eingeweiden verschliessen, und daß deshalb viele unreine und scharfe Partikeln im Cörper zurük gehalten werden, die zur Unreinigkeit ihres Bluts beitragen; daher man auch überhaupt zu sagen pflegt, daß sie scorbutisch Geblüte hätten. Ist aber dieses: so läst sich füglich einsehen, daß auch das Salz, wenn es zumal häufig genossen wird, nicht allemal gnugsam bei ihnen wieder abgehe, und dadurch ihr Geblüte leicht noch mehr verunreiniget werde. Ja aus eben diesen Grunde ist gar nicht schwer zu beweisen, daß das viele Salzessen zugleich das Alter, und die damit verknüpfte Leibesschwachheit beschleunige und vermehre. Denn ist es an dem, wie niemand läugnen kan, daß dadurch die Unreinigkeit des Bluts zunimmt: so ist auch kein Zweifel, daß es das Alter und dessen Zufälle vermehren könne; weil wir aus der täglichen Erfahrung wahrnehmen, daß je schlechter unser Blut ist, und je weniger gute und reine Säfte in uns abgesondert werden, desto mehr wir auch am Leibe und Kräften abnehmen, und desto eher wir alt und unvermögend werden. Freilich aber ist leicht zu begreifen, daß alles dieses viel eher geschieht, wenn das Sizleben, weniges Trinken und andere dergleichen Dinge mit dem Schaden des Salzessens vereiniget werden; wie ich denn auch hierbei die übrigen Ursachen keinesweges ausschliese.

§. 11. Ferner pflegt auch das viele Salzessen denenjenigen übel zu bekommen, die keine rechte Bewegung, und ein dikes zähes Blut haben. Denn bei diesen circuliret sich dasselbe ohnedem langsam und schwer, und die unnüzen Theile werden schwer davon abgesondert, das ist: die excretiones gehen nicht recht von statten; und folglich mus auch das Salz nicht gehörig wieder abgehen können, und die Säfte allerdings mit mehrerer Schärfe anfüllen. Denn das Salz verdünnet zwar das Blut, (§. 4.). und reiniget den Cörper; (§. 5.) doch nur alsdenn, wenn es nicht im Blute zurüke bleibt, und wenn die Abführungswege offen sind, daß es durch dieselben wieder fortgehen, und seine reinigende Kraft erweisen kan. Es ist daher kein Wunder, daß die Handwerker, die viel sizen, und dabei viel gesalzenes essen, wie die Schneider und Leineweber, sehr öfters mit kräzigten Ausschlage aus dieser Ursache beschweret werden.

§. 12. Insonderheit aber kan denen das Salz nicht viel nüze seyn, die wenig, oder doch kein recht dünnes Getränke dabei trinken, oder die in einer feuchten und kalten Luft leben. Denn die subtilen Salztheile werden in uns bekannter massen durch die Ausdünstung der Haut, und die gröbern, durch den Urin abgeschieden, und aus dem Cörper ausgeworfen. Da aber dieses nicht gehörig geschieht, wenn unsere Schweislöcher von der äuserlichen

kaltfeuchten Luft verschlossen sind, und wenn wir nicht gnug von einem dünnen Getränke zu uns nehmen: so kan also auch das Salz nicht gebührend in uns wieder ausgeführet werden, und mithin zu denen beschriebenen Krankheiten Anlas geben, wenn es im Cörper sizen bleibt; wie man denn auch dieserwegen Friesel, Gicht und Stein von dem vielen Salzessen unter andern mit Recht herleitet.

§. 13. Hiernechst kan ich nicht umhin, annoch einer besondern Würkung des Salzes zu gedenken, die der G. L. selbst nach eignen Gefallen unter die guten oder bösen Eigenschaften desselben sezen mag. Man befindet nemlich, daß es die Lust zum Beischlafe erreget. Denn was die Mannspersonen betrift: so ist gar nicht zu zweifeln, daß die mittelst des Salzes in Körper gebrachte Schärfe ihre empfindliche Geburtstheile stimuliren könne; indem nicht nur zur Gnüge bekannt ist, daß man denen Unvermögenden verschiedene scharfe Sachen, als weisen Pfeffer, Jngber und dergleichen mit Nuzen anräth, sondern auch die Erfahrung lehret, daß scorbutische und podagrische Leute, deren Säfte mit vieler Schärfe angefüllet seyn, zum Beischlafe grosse Lust haben. Bei den Frauenzimmern aber, wenn sie bei ihren vielen Stillesizen und wenigen Trinken viele Schärfe von dem Salze ins Blut bekommen, läst sichs auch leichte begreifen, daß solchergestalt zugleich diejenige Feuchtigkeit, die sich bei ihnen in der Mutterscheide absondert, schärfer und angreifender wird, und sie daher stärker zur Venuslust reizet.

§. 14. Hieraus lassen sich nun füglich die bekannten gemeinen Sprüchwörter erklären, nach denen man zu sagen pflegt: Salz mache verliebt, oder verliebte Leute essen gerne Salz. Dann das erste flieset unmittelbar aus dem vorhergehenden §o, und hat gewiser massen seinen guten Grund. Das andere aber mag auch nicht wohl geläugnet werden; weil nemlich bekannt ist, daß die Menschen nach ihren verschiedenen Temperamenten auch einen verschiedenen Appetit haben, und daß insonderheit die sangvinischen und cholerischen Leute, die man gemeiniglich, und zwar nicht uneben, vor verliebt hält, vor andern die scharfen und salzigen Speisen gerne essen.

§. 15. Doch gnug von dem diätetischen Gebrauche des Salzes. Nunmehro will ich auch etwas von dem medicinischen Nuzen desselben beibringen, und zwar keinesweges etwa von denenjenigen Medicamenten, die man daraus durch die Chimie bereiten kan, weitläuftig reden; sondern nur kürzlich durch einige Exempel zeigen, daß das blose Salz an sich, so wohl innerlich, als äuserlich, als ein bewährtes Hausmittel könne gebrauchet werden. Nun habe ich zwar bereits oben §. 4. erwiesen, daß es ein herrliches diätetisches Schleimlösendes Mittel sey, und als ein Gewürze an Speisen den Magen fürtreflich stärke und dessen Dauung befördere. Es ist aber auch nicht zu läugnen, daß es eine würkliche Medicin abgeben könne, wenn man es nemlich nicht so wohl, wie gewöhnlich, am Essen geniesset, als vielmehr ein paar Quentl. oder auch mehr davon auf einmal in Wasser aufgelöset einnimmt, oder so viel Soole trinket, die diese Quantität Salz in sich enthält. Denn alsdenn thut es nicht nur bei starker Verschleimung des Magens eine heilsame Würkung, sondern pflegt auch den Leib zu öfnen, und theils ein gutes Laxans abzugeben, theils aber auch die Würmer abzutreiben; und zwar dieses insonderheit, wenn es, wie einige gemeine Salze, etwas bitteres bei sich führet. Und in diesen Stük berufe ich mich auf die bei uns bekannte Erfahrung, da nemlich die hiesige Soole, woraus das Salz gesotten wird, vielfältig von gemeinen Leuten zum Laxiren und Abtreiben der Würmer mit guten Nuzen gebrauchet wird.

§. 16. Aeuserlich gibt es nicht minder eine herrliche Medicin in verschiedenen Krankheiten ab. Denn also thut es z. E.

in dem Rothlauf, in geschwollenen Drüsen des Halses, und in andern äuserlichen Geschwulsten, eine sehr gute Würkung, wenn es warm gemacht, zwischen Tücher geschlagen und fleisig troken aufgelegt wird, da es denn den leidenden Theil, weil es lange heis bleibt, in gehöriger Wärme und Ausdünstung erhält, und die Geschwulst zertheilen hilft; wiewol es auch wohl seyn kan, daß es diesen Effect zum Theil mit seiner Schärfe erweiset, in so ferne sich nemlich etwas davon durch den Schweis auflöset, eine gelinde Prikelung in der Haut verursacht, und solchergestalt die Zertheilung der Geschwulst befördert: welches aber in der Rose billig wegfallen mus. Und eben so weis man auch, daß man vielmals sehr guten Nuzen geschaffet hat, wenn das warme Salz bei gelähmten, und mit Mutterplage beschwerten Personen auf die Fussolen ist gebunden worden.

§. 17. Gleichergestalt pflegt das Salz öfters gut zu thun, und eine reinigende Kraft zu erweisen, wenn man in der Mundfäule das blutende Zahnfleisch bisweilen damit reibet; wie es denn auch nicht selten unter die kühlenden Hauptumschläge deswegen mit Nuzen gemischet wird, daß es ihre kühlende Kraft vermehren soll. Ja ich habe selbst öfters, wenn man eben nichts anders bei der Hand gehabt hat, mit guten Erfolg verordnet, daß man in Kopfwehe und Hize eine Brodscheibe mit etwas Salz bestreuen, hernach mit Citronsafte, oder Weinessig befeuchten, und über die Stirne binden solle. Und hieher rechne ich auch den äuserlichen Gebrauch des Salzes in schläfsüchtigen Zufällen; da man nemlich, um die Empfindung der Patienten einiger massen zu vermehren, ihre Fussolen mit Essig und Salz stark zu reiben pflegt.

§. 18. Paracelsus in seinen Büchern p. m. 1012. und 1036. räth mit vielen Lobeserhebungen warme Salzbäder in schleimigen Flüssen, in allerhand Geschwülsten der Flüsse von Podagra und Wassersucht, ingleichen in allerlei krätzigten Ausschlägen zu gebrauchen, und sagt ausdrüklich, daß dadurch die übrigen und schlimmen Feuchtigkeiten verzehret würden. Und gewis, so viel man wahrscheinlich schliessen kan: so kan man keinesweges in Abrede seyn, daß nicht die gesalzenen Bäder einigen Nuzen in den gedachten Krankheiten gewähren sollten. Denn weil sie den Trieb des Bluts in den Adern, nebst der Ausdünstung der Haut vermehren, so können sie auch allerdings die Geschwulst mindern; und da sie wegen ihrer Schärfe die an der Haut sizende Unreinigkeiten wegbeizen: so mag es auch folglich gar wohl geschehen, daß sie in der Raude und Kräze gut thun, wenn nur anders der Cörper vorher gehörig gereiniget, die Vollblütigkeit gemindert, und sonst das nöthige dabei beobachtet wird.

Ein leichtes Mittel, die Festigkeit, Stärke und Dauerhaftigkeit des Holzes zu vermehren, durch den Herrn du Buffon. Aus den französischen Memoires de l'Academie royale des sciences.

Es ist hierzu weiter nichts nöthig, als daß man den Baum zu der Zeit, da der Saft in die Höhe treibet, von oben bis unten abschäle und ihn also unten gänzlich austroknen lasse, ehe man ihn fället. Diese Arbeit erfordert nur geringe Kosten: und man wird sehen, was für herrliche Vortheile daraus erwachsen. Diese Erfindung ist nicht neu. Vitruvius hat bereits in seiner Baukunst dieses Vorschlags gedacht und Herr Doctor Plot versichert in seiner natürlichen Geschichte, daß man in Engelland um Stafford herum die grossen Bäume, wenn der Saft eintritt, abschäle, sie hernach bis in den folgenden Winter troknen lasse und alsdenn fälle. Er bemerket zugleich aus einer langen Erfahrung, daß dieses Holz weit härter, vester, schwerer und stär-

stärker sey, als das Holz von solchen Bäumen, die in ihrer Rinde gefället worden.

Nachricht von einer sichern Verwahrung der Kraut- und andern Pflanzen gegen das Abfressen des Wildes, der Raupen, Schneken und Erdflöhe.

Dieses Mittel kan man desto sicherer anwenden, da es nicht nur oft und vielfältig versucht, sondern auch allezeit gut befunden worden. Man mus diesem Uebel sogleich bei dem Pflanzen zuvorkommen. Daher nehme man auf 1. Aker Feld, den man bepflanzen will, 4. Loth Teufelsdrek und lasse ihn in einem Rösseltöpfen mit Mistjauche angefüllet, so lange kochen, bis er zergangen ist. Man schütte alsdenn in einem grossen Gefäse noch eine halbe Wasserkanne voll Mistjauche dazu, rühre solches wohl untereinander, und tauche alsdenn die Pflanzen, ehe man sie sezet, darinnen ein, so daß sie über und über stark benezet werden. Man wird alsdenn mit Verwunderung sehen, wie sehr das Wild dergleichen Pflanzen fliehen wird. Man hat auch nicht zu befürchten, daß das Kraut einen übeln Geschmak davon bekomme, sondern der böse Geruch wird nach und nach von der Luft und Sonne ausgezogen. Die Raupen und Schneken aber, ingleichen die Erdflöhe, so die kleinen Pflänzgen wegfressen, kan man am leichtesten durch folgendes Mittel vertreiben: Man nehme einen Eimer voll Wasser aus der Mistgrube und thue darein Teufelsdrek für 6. Pf. Waid für 3. Pf. Knoblauch für 3. Pf. gestosene Lorbeere für 3. Pf. Hollunderblätter, oder das Aeusserste am Hollunder 1. Hand voll, Ebischwurzeln eine Hand voll, und lasse solches dreimal 24. Stunden darinnen weichen. Mit diesem Wasser besprenge man durch einen Wisch von Rokenstroh das Kraut und die kleinen Pflänzgen, die von diesem Ungeziefer beschädiget worden.

Die Herrn Verfasser der öconomischen Nachrichten fügen dieser Nachricht noch ein anderes und von ihnen sehr oft versuchtes Mittel wider die Raupen im Kraute bei. Man besäe den Rand des Akers, worauf Kraut gepflanzet werden soll, um und um mit Hanfe; so wird man mit Verwunderung erfahren, daß, wenn gleich die ganze Nachbarschaft Raupen in ihrem Kraute hat, das mit dieser Schuzwehre umgebene Feld davon befreiet bleibe.

Schreiben eines Utopianers von den Sitten und Mängeln der Eurnpäer.

Nachdem es in dem geheimen Rath, unter dem Vorsiz deiner Ehrwürdigen Person, war beschlossen worden, daß ich zum andernmal eine Reise nach denen von uns so weit entfernten Ländern der sogenannten Christen unternehmen, und weiter bis in die Ostwerts gelegene Gegenden mich wagen sollte, so begab ich mich zu Amauroto, auf dem grossen Flus Anydir, unter Seegel. Ich bediente mich eines gewisen Krauts, welches mich den ganzen Weg über die See in stetem Schlummer erhielt, also daß ich die ungestümme Meereswellen nicht anders empfand als ein Kind, welches durch das sanfte Schukeln seiner Wiege eingeschläfert wird.

So bald war ich nicht auf den Brittannischen Seeküsten glüklich an Land gestosen, so verfügte ich mich mit meinen Sklaven, der mir die mit Gold und Kleinodien angefüllte Küste nachtrug, in die Hauptstadt dieser grossen Insel. Meine Freunde, da sie meine Schäze sahen, empfiengen mich diesesmal weit liebreicher; als bei meiner ersten Reise, und ich war vergnügt mir durch etwas so geringes ihre Freundschaft zu erwerben. Die Nachrichten, welche ich deiner Weisheit vor

drei Jahren von diesen Völkern gegeben habe, werden deinem Gedächtnis noch gegenwärtig seyn. Nach einem kurzen Aufenthalt begab ich mich von da weiter in die feste Länder, und befinde mich jezo unter einem Volk, welches von der alten Freiheit, die es vormals genossen, die Freien genennet wird. Nun aber haben sie davon nichts mehr als den Namen. Sie sind fast allesamt Leibeigene von denen Mächtigen im Lande, welche mit ihnen machen was sie wollen. Sie stellen sich deswegen auch viel sclavischer als die Britten, und grüssen einen schönen Rok mit vielen Verbeugungen: der Mann, der solchen trägt, mag seyn wer er will; so knechtisch sind sie in Betrachtung alles dessen, was nur den Schein von einem Herren hat.

Die Hauptstadt dieser Länder ist ziemlich gros und volkreich. Ihr Name ist Pharothoruntum: ihre Lage ist sehr angenehm, die Sprache der Einwohner aber ist wegen ihrer überaus harten Mundart schier von keinem Fremden nachzusprechen: sie ziehen den Thon tief aus der Gurgel herauf, und speien einem gleichsam, mit einer grossen Oefnung des Mundes, die ganze Wörter ins Gesicht. Die Stadt liegt auf einem fruchtbaren Boden, an einem schifreichen Strohm, worauf man gemächlich von hier, ohne ein Land zu berühren, bis nach Utopia schiffen kan. Allein die Leute wissen hier nichts von dieser glükseligen Insel; ausser einigen Gelehrten, welche davon die Beschreibung des ehmaligen Brittischen Canzlers, Thomas Morus gelesen haben. Doch auch diese halten es nur für ein bloses Mährgen; denn sie können es sich nicht einbilden, daß es solche Narren in der Welt gäben, die das Gold und Silber nicht achten.

Der Akerbau, als Quelle aller wahren Schäze und Reichthümer, wird von diesen Geld-und Goldgierigen Menschen für sehr gering gehalten: Die Leute, die solche treiben, sind die ärmsten im ganzen Lande; sie werden mit unsäglichen Beschwerden und Geld-Erpressungen das ganze Jahr durch mit genommen. Man siehet deswegen hin und wieder ganze Stüke Länder öde und ungebauet liegen, oder denen wilden Thieren Preis geben, an welchen die Fürsten insgemein mehr Freude, als an dem Wohlseyn ihrer Unterthanen haben.

So hoch erhaben auch in diesen Ländern die Fürsten sind, so wollte ich doch lieber ein gemeiner Mann seyn. Ihre Hoheit erlaubet ihnen nicht wie andre Menschen zu leben; die Ehrerbietung, die sie von ihren Unterthanen fordern, sezet sie in steten Zwang. So viel sie auch einzunehmen haben, so leben sie doch immer in Sorgen noch mehr aufzubringen, weil ihr Pracht und ihre Verschwendung weder Ziel noch Maas haben. Sie sind also bei allem ihrem Ueberflus in einem steten Mangel: sie reizen ihre Begierden durch unzehlige Vorwürfe, und sind voller Unruhe mitten unter allem Genus. Die meisten sind mit einer gewisen Krankheit behaftet, welche man die lange Weile nennet. Hier solltest du, weiser Fürst! dir es nicht einbilden können, was nicht bei diesen Völkern täglich vorgenommen wird, um ihren Fürsten die Lange Weile zu vertreiben, damit sie nicht an dieser uns unbekannten Schwachheit sterben mögten. Dieses Uebel entstehet aus Mangel genugsamer Beschäftigung; denn es sind gar wenig Geschäfte, die man für einen Fürsten anständig hält. Einige, welche mehr Geist und Lebhaftigkeit haben als andre, halten sich zu ihrem Zeitvertreib eine Menge Soldaten, deren sie täglich eine gewise Anzahl vor ihrem Haus, oder im Feld herum trillen, und allerlei lustige Bewegungen machen lassen, darüber mancher, der nicht schiklich genug dabei sich geberdet, eine gute Tracht Prügel bekommt. Ich kan nicht läugnen, daß mir dieses Schauspiel, die Prügel ausgenommen, sehr artig geschienen. Allein, das schlimmste von dieser Kurzweil ist, daß der Fürst, wenn er so viele in Waf-

sen geübte Männer hat, nicht selten dadurch gereizet wird, mit solchen in seiner Nachbarn Länder zu fallen; dann dadurch erlangt er den Namen eines Helden. Diese Soldaten schiken sich gut zum Würgen und Mezeln; sie sind nicht so mitleidig als wir Utopianer: sie fürchten sich auch wenig vor dem Tod; denn sie haben nichts als ein mühseliges Leben zu verlieren; wir lieben im Gegentheil unseres gleichen, und wissen die Vortheile dieses Lebens besser zu gebrauchen. Unter den Christen aber kan ein Fürst wohl tausend Menschen leiden sehen, um sich ein einziges Vergnügen zu verschaffen.

Von den Fürsten komm ich auf die Einwohner dieser Stadt: sie nähren sich meistentheils von der Kaufmannsschaft, die hier mit gutem Fortgang getrieben wird; oder sie sind Handwerksleute. Dem Kaufmann ist es gemeiniglich um nichts als um das Geld zu thun, dessen sich seine Erben zu erfreuen haben, dann sie selbst geniesen es selten: sie handeln in alle Theile der Welt. Ich fürchte nur sie mögten einmal durch ihre Schiffahrt unser glükseliges Eiland entdeken, und auch mit uns einen Handel aufrichten wollen; wobei wir unfehlbar verlieren würden: indem wir gegen unser nichtswürdiges Gold und Silber, das wir ihnen wohl lassen könnten, so viele böse Sitten eintauschen dürften, daß ganz Utopia dadurch könnte verunreiniget werden. Denn der Mensch hat die Neigung zum Bösen in sich; daß sie aber bei uns nicht ausbricht, wie bei denen Europäern, solches kommt daher, daß wir denen Lastern bei uns nicht den freien Lauf lassen, sondern durch gute Anstalten, alle Gelegenheit darzu sorgfältigst suchen aus dem Weg zu räumen; damit das Gute stets die Oberhand behalten, und in allen unsern Geschlechtern und Haushaltungen beständig herrschen möge. Da im Gegentheil die Laster und böse Sitten bei den Europäern durch die Gewohnheit gleichsam zur Natur werden; denn obgleich ihre Geseze bei nahe so gut sind, wie die Unsrigen, so helfen sie ihnen doch nichts; weil sie sich daraus mehr Ehre machen, solche zu übertretten, als zu beobachten. Z. E. Ihr Geseze verbieten die Selbstrache, und gleichwohl wird, derjenige der nur um eines schlüpfrigen Worts halben den andern nicht vor die Klinge fordert, für einen verzagten Menschen gehalten, der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat; Ein Soldat, ein Edelmann darf keinen Schimpf auf sich lassen, sollte es ihm auch tausend Leben kosten: so grosmüthig ist bei ihnen der Trieb wider ihre eigne Geseze zu handeln. Falschheit, Betrug und Lügen schänden bei uns die Menschheit. Bei den Christen aber macht man sich so wenig daraus, daß man denjenigen für einen klugen und wizigen Kopf hält, der den andern mit schlauer List hintergehen kan. Es gibt andere Völker, die nechst an den Christen, nach dem Orient zu wohnen, welche deswegen, wenn sie einen recht sehr schelten wollen, von ihm zu sagen pflegen: Er lügt, er betrügt wie ein Christ.

Ich mus dabei auch die grosse Freiheit der Handwerksleute hier zu Lande bewundern; die meisten arbeiten selber nicht, sondern lassen schier alles durch ihre Lehrlinge thun; diese mögen nun die Arbeit gut oder schlecht machen, so wird doch gleichwol eine wie die andere bezahlt. Ja, man mus ihnen so gar auch die Mühe bezahlen, wenn sie einem etwas verderben; dieses bringen ihre Handwerksgebräuche so mit sich.

Ausser diesen beiden Gewerben gibt es hier eine grosse Menge Müsiggänger und Bettler, die theils wie das wilde Vieh, theils wie die Schatten auf den Gräbern herum wandern: Jene bersten schier vom Ueberflus, und diese verkamen hingegen aus Mangel. Fürwahr schlechte Ordnungen für ein Volk, welches die Liebe des Nächsten für eine Hauptpflicht ihrer Religion angibet. O selige Utopianer! wie dank ich dem Herrn der Sonnen, daß er uns die Triebe der Menschlichkeit ge-

lassen, und uns untereinander durch das Band einer geheiligten Liebe verknüpfet hält!

Es herschet hier in allen Dingen ein gewiser Gebrauch, den man die Mode nennet. Dieser gibt einer jeden Sache ihren Werth, und macht daß auch was abgeschmakt ist, für artig gehalten wird. Man lebt und stirbt nach der Mode, und viele würden noch nicht gestorben seyn, wenn sie nicht zu sehr nach der Mode gelebet hätten. Wenn jemand hier zu Land hundert Jahr alt wird, so ist dieses ein Wunder, welches man zum Andenken in die Tagbücher aufzeichnet. Armselige Europäer! bei uns wird es eben für einen so ausserordentlichen Zufall gehalten, wenn einer vor hundert Jahren stirbt.

Wundre dich nicht, Ehrwürdiger Greis, daß Menschen, die ein so verdorbenes Geblüt und so wenig Gesundheit haben, auch wunderlich, zänkisch und eigensinnig sind. Eine Menge Rechtsgelehrten nähren sich allein von ihren Streitigkeiten, welche sonst mit leichter Mühe nach der Vernunft und natürlichen Billigkeit, konnten entschieden werden; damit aber ist weder denen Rechtsgelehrten noch denen Streitenden gedienet; denn diese wollen hadern und jene dabei ihr Brod verdienen: Sie haben viel tausend Rechtsbücher, damit, wo das eine nicht gilt, das andere kan angeführt werden. Vor Gericht werden insgemein erstlich drei bis viermal Schriften gewechselt, bevor der Richter sich die Mühe gibet darauf eine Antwort zu geben. Diese entscheidet wohl die Art des Streits, aber den Streit nicht selbst: Hat man die Formalien, wie sie das Ding nennen, in einer Gerichtsstube durchgegangen, so schleppet man den Procesß vor einen andern Richterstuhl, und fängt solchen wieder von fornen an. Dieses Spiel währet so lang als die Streitende Geld haben, ihre Sachwalter und Gerichtssporteln zu bezahlen. Sterben und verderben sie darüber, so hat der Procesß wohl einen Anstand, aber kein Ende; Denn wo die Erben ihn fortsezen wollen, so kan sie nichts daran hindern, als der Mangel an Geld. So eine unendliche Wissenschaft ist in diesen Ländern die Rechtsgelehrheit.

Doch diese Wissenschaft ist es nicht allein, welche die Europäer unter einander verwirret, ihre Religion selbst mus dazu dienen. So verständlich auch ihre meiste Glaubenslehren sind, indem sie sich auf die vernünftige Natur gründen; so vertiefen sich nichts destoweniger ihre sogenannte Geistlichen dermasen in allerhand geheimen und unerforschlichen Fragen, daß sie darüber stets mit einander zanken und disputiren; dann es will hier immer einer klüger und gelehrter seyn als der andere. Dieser Streit wird öfters mit solcher Hize und Wuth getrieben, daß daraus schon mehrmalen ganze Empörungen der Völker und entsezliche Blutvergiesungen entstanden sind. Es werden hier iährlich eine Menge Bücher gedrukt. Wer nur ein wenig ein Gefühl von seiner Gelehrsamkeit hat, der lässet seine Schriften heraus geben, und vor dieselbe sein zierliches Ebenbild in Kupfer stechen, damit der Leser vor ihm eine Ehrfurcht bekommen, und sich nicht unterstehen möge, seinen Lehrsäzen zu widersprechen. Du wirst denken, weiser Fürst, wo man dann mit allen diesen Büchern hinkäme? Allein die Einwohner dieser Länder bedienen sich des gedrukten Papiers zu mancherlei Gebrauch; und es mus schon ein gar feines Buch seyn, das von hundert Menschen gekauft, und von zwanzig gelesen wird.

Es findet sich auch unter den Christen ein eignes und abgesondertes Volk, das man die Mauschen nennet: sie rühmen sich noch von denen alten Hebräern abzustammen, mithin das älteste Volk auf dem Erdboden zu seyn. Ein garstiges unflätiges Volk, dem die Christen alle Schmach und alle Drangsalen erweisen, weil sie vorgeben, der Mauschen ihre Vorfahren hätten vor 1700. Jahren ihren Heiland gecreu-

creuziget. Gewis eine weit hergesuchte Rache! wenn man sie fraget, ob denn ihr Heiland ein so rachgieriger Mann gewesen sey; so berichten sie von ihm ganz das Gegentheil und sagen: er hätte ihnen befohlen, auch ihre Feinde zu lieben, und ja niemand nichts zu leid zu thun, noch Böses mit Bösem zu vergelten. So sehr lauffen der Christen Lehren und Thaten wider einander. Sie vergönnen kaum den armen Mauschen einen morastigen Winkel zu ihrem Aufenthalt: alle ehrliche Hanthierung ist ihnen verboten: sie müssen sich deswegen meistentheils vom Betrug, und vom Diebstahl nähren: treiben sie aber dieses Handwerk zu verwegen, so müssen sie Zeugen von der strengen Gerechtigkeit der Christen abgeben, und kommen dem Scharfrichter in die Hände. Wär es nicht besser, man tractirere sie wie bei uns die Sklaven, und lies sie waker arbeiten? doch so, daß man ihnen dabei weiter keine Drangsal zufügte, noch ihnen das Leben, das sie von eben dem Schöpfer haben wie wir, nicht unerträglich machte.

Sonst sind in diesen Ländern die meiste grosse Städte, so viel ich derselben im Durchreisen beobachtet habe, nicht wohl gebauet; die Menschen wohnen darinnn wie auf einem Klumpen zusammen; gleichsam, als ob die Welt nicht gros genug wär, ihnen einen räumlichen Plaz, in einer freien und schönen Luft, zu ihrem Aufenthalt zu vergönnen: sie haben weder abfliesende Canäle, noch breite Strasen, noch lustige Spaziergänge, noch wohl angeordnete Gebäude, noch sonst andere Bequemlichkeiten, welche uns die Natur pflegt an Handen zu geben. Die meisten Häuser in denen grossen Städten gehen oben spiz zusammen, sind hoch wie die Thürme, und hängen wohl gar einige Werkschuh nach der Strasen über; also, daß man fürchten sollte, sie müsten einem oben über den Kopf zusammen fallen. Von dem Himmel beobachtet man nur einen kleinen Strich, und die Sonne berühret hin und wieder kaum den Rand der Fenster. Die Leute sizen sich einander drei bis viermal über den Köpfen, und lassen einer dem andern seinen nachbarlichen Unflat im Ueberflus zukommen; wobei eine Utopische Nase, die an den lieblichsten Geruch der herrlichsten Balsamen und Kräuter gewohnet ist, unnatürlich viel leiden mus.

Vorschläge, wie die schädlichen Sperlinge auf die leichteste Art gefangen und ausgerottet werden mögen.

Es gibt in Teutschland dreierlei Arten der Sperlinge, als:

1) *Haussperlinge*, welche sich in Städten, Dörfern, und wo sonsten Menschen sind, auch auf den Feldern aufhalten, und hier zum Unterschied der gleich zu erwehnenden Art, Haussperlinge benamet werden, ob sie gleich in grosser Menge auf den, von Häusern nicht zu sehr entfernten, Feldern anzutreffen.

2) *Feldsperlinge*, so sich im Felde und Gebüschen, auch nahe um die Dörfer, aufzuhalten pflegen.

3) *Rohrsperlinge*, deren Aufenthalt an Wassern, Teichen, Morästen und sumpfigten Orten ist.

Unter diesen sind die ersten den Garten- und Feldfrüchten am schädlichsten. Sie halten sich Winter und Sommer an allen Orten, wo Felder sind und Menschen wohnen, mithin auch in den Städten und Gebäuden, auf. Sie brüten jedes Frühjahr wenigstens dreimal Junge aus, deren in jeder Horst 4. bis 7. ausgebracht werden, und die sich also ungemein stark vermehren. Ihre Nahrung für sich und ihre Jungen besteht im April und Mai, so lange die Saatzeit währet, in allerhand Korn, und Feldfrüchten. Im Monat Junius und Julius nehren sich die Alten, nebst den Jungen, von verschiedenen Insecten, besonders Maikäfern, grünen Kohl- und Baumraupen, auch verschiedenen

denen Insecten, besonders Maikäfern, grünen Kohl- und Baumraupen, auch verschiedenen Arten Fliegen. Mit dem Ende des Julii fallen solche in die Gärten, und nähren sich von allerhand saamentragenden Gartengewächsen, auch Baumfrüchten. Im August, September und October thun solche der Gerste, dem Haber, Weizen und Roken, den grössesten Schaden, solchergestalt, daß oft die nächsten Früchte an den Dörfern ganz verdorben werden. Des Winters suchen sie ihre Nahrung in und ausser den Scheuren, und auf den Kornböden; daher gewis ist, daß sich diese Vögel das ganze Jahr hindurch nur 2. Monate von Insecten, und 10. Monate von Feld- und Gartenfrüchten, ernähren, und also bei einem vermehrten Ueberflusse grossen Schaden zu thun vermögend sind.

Die zweite und dritte Art Sperlinge ernähret sich vom Rohr- und andern Kräutersaamen, thun also keinen sonderlichen Schaden.

Die erste Sorte, oder die Haussperlinge, werden, nach den verschiedenen Jahrszeiten, auf verschiedene Art weggefangen. Im Winter und Frühjahre fangen sich solche selbst in den Reusen, wovon zwo Sorten, in dem Abrisse mit A. und B. bezeichnet, allhier beigefüget sind. Es werden diese Reusen in die, gemeiniglich mit Gatterwerk zugemachte, in die Kornböden und andere Gebäude gehende, Luken, oder Dachfenster, fest genagelt, daß die Seite 1. ausser, und die Seite 2. in das Gebäude reichet. Wenn dieselben auf den Teller a. kommen, so kippet solcher nieder, daß der Sperling ins Gebäude fliegen mus, und stellet sich der Fang von selbsten wieder auf. Weil nun die folgenden Vögel nichts davon gewahr werden: So fänget sich einer nach dem andern weg. Die Böden müssen, ausser diesen Reusen, überal zu seyn, daß die gefangenen Sperlinge darinn bleiben müssen, worauf solche in ein, durch das Gebäude zu stellende, Klebe- oder Lerchennez, noch besser aber in einen, vor einer geöfneten Luke stehenden, Garnsak gejaget, und tod gemacht werden. Es ist auch ein solcher Garnsak bei dem folgenden Fange angebracht. Der Kasten B. wird auf obbeschriebene Art in den Luken also und dermassen befestiget, daß die Sperlinge das, auf dem Boden liegende, Korn durch die Oefnung 3. sehen, auch hinein fliegen können. Wenn dieselben sodann zurük wollen: So fliegen sie allein nach den lichten Gattern, und verfehlen des Eingangs sowohl dieserhalb, als weil sie nicht in gerader Linie auffliegen können, müssen also solchergestalt in dem Gebäude bleiben. Wollte sich aber jemand die Mühe geben, in solcher Zeit, da die Sperlinge die Kornböden am meisten suchen, darauf zu warten: So kan vor eine oder zwo offenen Luken ein kleines, mit einer Rollstange versehenes Nez, wie in dem Abrisse C. angebracht, aufgestellet, und wenn eine Anzahl hinein geflogen, dasselbe durch einen Bindfaden abgezogen, mithin können alle im Gebäude seyende Sperlinge wie vorige, gefangen werden.

Der Abris C. stellet eine Strohhütte vor, welche 12. Fus lang, 8. Fus breit und hoch, von Stangen aufgebauet, und mit dünnem Stroh, bis auf beide Oefnungen, zugebunden, und in eines jeden, oder etlicher, Bauren Hofe in einem Dorfe, ohne sonderliche Mühe und Kosten, angebracht werden kan. In dieser Hütte werden etliche Baumzweige angebunden, und zwischen solche unausgedroschenes Haberstroh, besonders im Winter, gelegt. Man läst die Sperlinge alsdann etliche Tage aus- und einfliegen, bis sich eine ganze Menge dahin gewehnet, nachhero werden die beiden Rollstangen, wie das Modell ergibt, aufgestellet, und, wenn viele Vögel darinn sind, jene los gelassen, da denn diese mit einander in den vorgelegten Garnsak fliegen, und getödet werden können. Eben dieser Fang läst sich im Vorsommer, wenn die jungen Sper-

Sperlinge ausfliegen, und die jungen Hüner, auch Tauben, unter besagten Hütten gefütert werden, auf obbeschriebene Art gebrauchen. Wobei noch zu merken, daß etliche lebendige Sperlinge, als die so genannten Läufer auf den Vogelheerden, in der Hütte angebunden, und mit Korn gefütert werden müssen, nach welcher Loken, oder Schreien, die andern ohne Scheu fliegen, und um so eher zu fangen sind.

In der Brützeit dieser Vögel, welche im Martio angehet, und bis Ende des Julii dauret, werden an den Bauerhäusern, und wo sichs sonsten thun lässet, neben den Fensterluken, auch andern Oefnungen, zu welchen man mit der Hand kommen kan, von Thon, nach den Schwalbennestern geformte, mit einer Oefnung versehene, und gebrannte, Töpfe gehänget, in solche wird etwas, mit Stroh und Federn vermengtes, Heu gestekt, worinn die Sperlinge des Frühjahrs brüten, des Nachts hingegen mit den Alten und Jungen, wenn nur die Oefnung mit Heu zugestopft wird, weggefangen werden; wodurch an verschiedenen Orten diese Vögel ganz ausgerottet sind. Es ist auch von diesen Töpfen ein Abris sub D. beigefügt.

Im August, September und October-Monat wird zwar der Akermann, wegen häufiger Arbeit im Felde, sich vorbeschriebener Art, die Sperlinge zu fangen, nicht füglich bedienen können. Weil es aber an den meisten Orten alte, abgelebte, und gebrechliche Leute gibt, die keiner schweren Arbeit mehr obliegen können: So würden die Gemeinden für sich etwas Nüzliches thun, wenn sie dergleichen Leuten für jeden Sperling ein Pfenning Fangegeld reichen, auch durch dieselben den Sperlingsfang fortsezen liessen; und alsdann konnten solche, auch in den August- September- und Octobermonaten, wenn die Sperlinge in die Felder fallen, diese Felddiebe, in den nahe stehenden Dornheken, mit Vogelleim leicht wegfangen. Der Leim hierzu wird nur aus Leinöl, und zwar, Feuersgefahr zu verhüten, ausser den Gebäuden zur nöthigen Dike eingekocht; einige abgeschälte ellenlange Ruthen werden damit umwunden, und auf besagte Dornheken fest gestekt. Nicht weniger können solche, zu Ende des Septembers und Octobers, mit Vogelheerdwänden, die platt auf die Erde, nahe bei den Dörfern, an Dornheken, Gärten, und dergleichen geschlagen sind, häufig gefangen werden, wenn sie einige Tage auf dem Heerdplaze angekörnet, und dahin gewehnet sind. Doch mus derjenige, welcher sich dieser Art des Fanges bedienen will, etliche lebendige Sperlinge in Vogelbauern zum Loken gebrauchen, auch ein paar auf dem Heerdplaze als Läufer anbinden. Dieser lezt beschriebene Sperlingsfang wird in einem gewisen Lande mit gutem Nuzen gebraucht.

Erklärung.

I. *Wie die Rollstangen im Modelle C. aufzustellen, und ins Grosse zu machen sey.*

Die Stangen a. a. werden, samt dem Neze b. in die Höhe gerollt, und der inwendige Faden c. wird unter dem Neze oder den Stangen, worauf es ruhet, durchgezogen, und oben an das gleiche Stellholz d. gehänget, der Hake e. hingegen, woran die Abzugslinie f. bevestiget, vorgerüket, damit das gleiche Stellholz d. welches die Stange a. trägt, hierauf bis zum Abziehen ruhen kan. An die Abzugslinie f. wird im Grossen eine längere Linie, accurat in die Mitte g. gebunden, und durch einen Pfahl, welcher etwa 12. Fus nach dem rechten Winkel von der Strohhütte absteht, durchgezogen, darauf an etwas Gefälliges, zu Abziehung beider Rollstangen angebunden.

Die grossen Stangen a. a. können von Holze gemacht, und zu beiden Seiten mit Stein oder Holz beschweret werden, daß solche, nach dem Abziehen, geschwinde niederfallen können; sonst ist es gleich gut,

ob

ad pag. 98.

III. Theil.

ob ein Nez oder grobes Linnen an den Stangen fest gemacht wird.

Zu beiden Seiten besagter Hütte wird h. ein rund gestrikter Garnsak gemacht, an dessen äuserſten Spize ein Stok gebunden, und am Hause oder der Hütte fest gemacht wird, welcher den Garnsak offen hält, also, daß die gefangene Vögel aus der Hütte, welches gleich geschieht, hinein fliegen, und heraus genommen werden können; über die beiden Stangen wird eine kleine Abdachung von Stroh gebunden, daß der Regen abläuft, und dieselben im Verborgenen liegen. Uebrigens mus diese Hütte, zu Abhaltung des Horn- und Schweinviehes, aussen herum, oder nur von beiden Seiten, mit Riken zugemacht, oder in Gärten mit Zäunen umgeben, aufgebauet werden.

II. Wie die Schwalbennester von den Töpfern zu verfertigen, und zum nüzlichen Gebrauche einzurichten seyn.

Das, von Thon verfertigte, Blat a. ist 6. Zoll lang, 6. Zoll breit, und 1. und ein halben Zoll dike; und das, auf einer Töpferscheibe halb rund gedrehete, Schwalbennest b. wird an das Blat a. fest geschmiert, auswendig aber wie ein ordentliches Schwalbennest rauch formirt, die Oefnung bei c. gelassen, und auf solche Art tüchtig gebrennt. Alsdann wird dergleichen Nest mit derjenigen Sorte Erde, womit die Schwalben an jedem Orte bauen, wann diese zuvor mit Wasser weich gemacht, gehörig überstrichen, und in demselben, obgedachter massen, Heu, Stroh und Federn, des Brütens wegen, gestopft.

Paul Dudleys, Esqu. Mitglieds der Königl. Gesellschaft, Bericht, von der Klapperschlange.

(Phil. Trans. 376. N. IV. Artikel)

Die Klapperschlange wird als die schreklichste aller Schlangen und ihr Oberhaupt angesehen. Ihr tödliches Gift macht sie ohnstreitig so schreklich, und die Klapper ist das Merkmal davon. So viel ist gewis, daß sich Menschen und Vieh mehr vor ihr, als vor einiger andern Schlange fürchten, und da die gemeine Schlange dem Menschen ausweicht, so geht ihm diese nie aus dem Wege.

Man unterscheidet drei Arten von ihnen mit ihren Farben, die gelbicht grün, dunkel aschfarben, und schwarz satinfarben sind.

Ihr Auge hat so was besonders und schrekliches, daß man sie nicht steif ansehen kan. Man sollte denken, sie wäre von einem bösen Geiste besessen.

Die Klapperschlange kriecht mit ihrem Kopfe hart am Boden, und bewegt sich sehr langsam, daß ihr ein Mensch leicht aus dem Wege gehen kan: dieses ist als ein Beweis Göttlicher Güte, zu Erhaltung Menschen und Viehes anzusehen. Wenn sie Schaden zu thun hüpft oder springt, so kömmt sie damit nicht weiter, als so weit sie sich gerade ausstreken kan, den sie bringt bei ihrem Sprunge nicht den ganzen Leib von seinem Orte, wie andere Thiere, und man ist also ausser Gefahr vor ihr, wenn man sich weiter, als ihre Länge beträgt, von ihr entfernt befindet. Sie können auch in ihren ordentlichen Bewegung keinen Schaden thun, sondern müssen sich erstlich zusammenwikeln, und alsdann ausstreken, welches aber beides von ihnen in einem Augenblike geschieht.

Wenn sie ruhen, oder schlafen, sind sie zusammengerollt, und man bemerket, daß sie ungemein schläfrig sind.

Unsere Leute schrieben das Geräusche, das sie macht, erstlich einigen kleinen Knochen, oder harten und losen Knoten in ihrem Schwanze zu, entdekten aber bald, daß sie sich geirrt hatten, und der Schwanz aus Gelenken, die eins über das andere ge-

gehen, ohngefehr wie ein Krebsschwanz, zusammengesezt ist: dieses Menschen und Vieh so schrekliche Geräusche wird von ihnen durch das Aneinanderstosen der Gelenke erregt. Bei schönem heitern Wetter ist es am stärksten, denn beim Regen machen sie gar keines, daher die Indianer bei Regenwetter in den Wäldern nicht reisen, aus Furcht, den Schlangen ohngewarnt nahe zu kommen. Noch einen Umstand hat man bemerkt, nemlich: wenn eine einzige Schlange überrumpelt wird, und klappert, so thun solches alle mit, die sich in der Nähe befinden.

Von ihrer bezaubernden Kraft habe ich viel Geschichte gehöret, für die ich nicht stehen mag; so viel haben mich verschiedene Engelländer und Indianer versichert, daß eine Klapperschlange Eichhörnchen und Vögel von Bäumen herunter in ihren Rachen zaubern könnte. Ein glaubwürdiger Mann hat mir vor kurzem berichtet: er habe im Walde ein Eichhörnchen sehr ängstlich und mit einem kläglichen Geschrei von einem Aste zum andern springen sehen, bis es endlich den Baum herunter und hinter einen Stok gelaufen. Er sah, was ihm wiederfahren wäre, und entdekte eine grosse Schlange, von der es war verschlungen worden.

Ich lege dieser Erzehlung desto mehr Glauben bei; weil mein Bruder im Walde eine solche Schlange geöfnet, und zwei Eichhörnchen in ihrem Bauche gefunden hat, von denen beiden der Kopf voran gekehrt war. Zu dieser Bezauberung machen sie ein rauhes Getöse mit ihrem Munde, und klappern gelinde mit ihren Schwänzen, wobei ihr Auge stets auf den Raub gerichtet ist.

Ihre ordentliche Nahrung sind Kröten, Frösche, Grasepferde und ander Ungeziefer, besonders Erdmäuse. Die Klapperschlange dienet wiederum den wilden Schweinen, und selbst unsern zahmen, ohne Schaden, zum Futter.

Sie bringen ihre Jungen lebendig, und ordentlich deren zwölfe, im Junius zur Welt. Einer von meinen Freunden auf dem Lande beobachtete die Natur und Fortpflanzungsart der Klapperschlangen, und hat mir davon folgende Nachricht ertheilt; Um die Mitte des Maies, da die Klapperschlangen zuerst hervorkommen, öfnete er eine von selbigen, und fand in der Mutter zwölf kleine Kugeln, so gros als gemeine Schnellkäulchen (common Marble) und an Farbe wie ein Eierdotter. Nach drei oder vier Tagen öfnete er eine andere, und sah alsdann deutlich einen weisen Fleken im Mittel der gelben Kugel. Noch nach drei oder vier Tagen, schnit er die dritte auf, und entdekte den Kopf einer Schlange, und wenig Tage darauf sah er drei Viertheil von einer Schlange gebildet, und in einem Knaul zusammen gerollt. Gegen das Ende des Junius tödete er eine alte, und nahm aus ihr vollkommene lebendige Schlangen, sechs Zoll lang, heraus. Im September, da die Alten ihre Jungen zu sich nehmen und zu ihren Löchern führen, sind sie noch nicht einen Fus lang. Sie paaren sich im August, und sind da am gefährlichsten.

Was andere Schlangen oder giftige Thiere zu thun vermögend sind, weis ich nicht; aber das bin ich versichert, daß die Klapperschlange ihren Gift nicht von sich sprüzt, und wenn die Haut nicht durchrissen, oder eine Wunde mit ihrem Zahne gemacht wird, so thut ihr Gift keinen Schaden. Mein Freund versicherte mich, er habe dieses auf folgende Art versucht: Er nahm den Kolben von seiner Flinte, und legte ihn auf vier oder fünf solcher Schlangen; sie bissen darein, und liessen verschiedene Tropfen ihres Giftes darauf, die er mit seiner Hand ohne Schaden abwischte.

Unsere Leute haben für die Verlezung der Klapperschlange allerlei Hülfsmittel: unter andern bedienen sie sich stark der so genannten Blutwurzel, die ihren Namen wie ich glaube, von ihrer eigenen und ihres

res Saftes Farbe hat. Sie wächst in unsern Wäldern häufig; die Wurzel wird von ihnen zerquetscht, und auf den gebissenen Ort gebunden, die weitere Ausbreitung des Giftes zu hindern: zu gleicher Zeit schröpfen sie an diesem Plaze, es wird auch etwas von der Wurzel in Wasser gesotten, das die verwundete Person trinkt.

Ordentlich sind sie 3. bis 5. Fus lang, und haben nicht über zwanzig Klappern. Doch hat mich ein glaubwürdiger Mann versichert, es sey von ihm vor einigen Jahren eine getödet worden, die zwischen 70. und 80. Klappern gehabt, und auf dem Leibe mit grauen Haaren wie mit Borsten hier und da besezt gewesen: sie war 5. und ein halben Fus völlig lang, und so stark, als das dike Bein eines Mannes.

Sie häuten sich alle Jahre, manchmal im Junius, und kehren beim Abziehen das Inwendige heraus. Man hat auch bemerket daß ihre Haut nicht nur den Leib, sondern auch Kopf und Augen bedekt.

Ordentlich steken sie in grosser Anzahl zwischen den Felsen beisammen; um die Mitte des Septembers verbergen sie sich, und kommen erst um die Mitte des Maies hervor, da unsere Jäger, indem sie in die Sonne kriechen, auf sie lauren, und sie hundertweise töden; von welchen hier eine Abbildung folget, darunter eine ihr sogenannter Schlangenkönig seyn solle:

Gedanken von der Zauberkraft, welche der Klapperschlange zugeschrieben wird.

(Aus dem ersten Artikel der 439. Num. der philosophischen Transactionen ausgezogen.)

Ob man wohl nicht befürchten darf, daß die Leser im Ernste eine solche Zauberkraft glauben werden, so scheint es doch nicht undienlich, des Herrn Sloane Gedanken hievon mitzutheilen, weil vielleicht manche eher geneigt seyn möchten, eine Begebenheit, die ihnen nicht gleich begreiflich ist, zu läugnen, als diese Kraft für zaubermäsig zu erkennen. Herrn Sloane Erklärung ist sehr natürlich und einfach. Das ganze Geheimnis kömmt, seinen Gedanken nach, darauf an: Wenn eins der kleinen Thiere, welche dieser Schlan-

Schlangen Raub sind, von ihr überfallen wird, so beist sie solches: Das Gift verstattet dem Thiere ein klein Stük Weges fortzuwandern, oder einem Vogel auf den nächsten Baum hinauf zu fliegen, da denn die Schlange es sehr aufmerksam betrachtet, bis es tod hernieder fällt, alsdenn es mit ihrem Speichel überstreichet und verschlingt. Labat in seinen Nouveaux voyages aux Isles de l'Amerique, T. III. p. 96. und 106. berichtet ebenfalls, die Schlangen pflegten sich, nachdem sie ihren Raub gebissen hätten, zurük zu ziehen, damit ihnen kein Schade geschähe, und wenn er tod wäre, ihn mit ihrem Speichel zu bedeken, und alsdenn zu verschlingen.

Herr Sloane führt, zu Bestätigung seines Gedankens, mit einer Erzehlung des Obersten Beverlei (in seiner Geschichte von Virginien, 2. Auflage, Lond. 1722., 8. 260. Seite) als eines Augenzeugens folgendes an: Er befand sich mit noch 2. andern in Gesellschaft in einem Garten. Einer traf auf dem Wege einen mehr als halb erwachsenen Hasen an, der stille sizē blieb, ob er wohl ganz nahe bei selbigem vorbei gieng: Er gab dem Hasen einen Hieb mit einer Peitsche, worauf solcher etwa 10. Fus fortlief, und sich wieder sezte. Er gieng eben den Weg zurük, und entdekte unweit des Plazes, wo er den Hasen gehauen hatte, eine Klapperschlange. Er machte sich darauf etwa 20. Ellen nach einer Heke zu, einen Stok, zu Tödung der Schlange, zu holen, und fand bei seiner Rükkunft die Schlange zusammen gerollt, an eben dem Orte, von dem er den Hasen verjagt hatte. Er sah sich bei dieser Gelegenheit wieder nach dem Hasen um, und entdekte solchen etwa 10. Fus von der Schlange, an eben dem Orte, wo er nach empfangenem Hiebe war liegen geblieben. Der Hase lag nun auf der Erde, hob sich bisweilen auf seine Vorderfüse, und arbeitete, als ob er sein Leben retten, oder gerne fort wollte, konnte aber nie die Hinterläufte vom Boden erheben, sondern fiel allezeit wieder platt auf die Seite, und stöhnte gewaltig. Der Zuschauer rufte seine andern beiden Gesellschafter dazu, und ob sie wohl der Schlange alle drei auf 15. Fus nahe kamen, alles vollkommen zu übersehen, so bekümmerte sich doch die Schlange nicht im geringsten um sie, daß sie nicht einen Blik nach ihnen schikte. Sie blieben da wohl eine halbe Stunde stehen, ohne daß sich die Schlange im geringsten änderte, der Hase aber erhob sich oft, und fiel wieder auf die Seite, bis er endlich eine Zeit lang als tod lag. Alsdenn strekte sich die Schlange aus ihrem Ringel aus; und kroch sachte auf den Hasen zu, da ihre Farben zu der Zeit zehnmal prächtiger und glänzender waren, als sonst. Indem sich die Schlange fortbewegte, strebte der Hase noch einmal sich zu erheben, worauf die Schlange innen hielt, und der Länge nach ausgestrekt liegen blieb, bis der Hase wieder ei-

ne kurze Zeit lang stille gelegen hatte, da sie wieder vorrükte, bis sie die hintern Theile des Hasens erreichte, die bei dieser ganzen Begebenheit gegen die Schlange waren gekehrt gewesen. Sie besahe da den Hasen über und über, indem sie einen Theil ihres Leibes über solchen erhob, gieng alsdenn herum zu dem Kopfe und der Nase des Hasens, nachgehends zu den Ohren, nahm die Ohren eins nach dem andern in ihren Rachen, und arbeitete mit jedem besonders, wie etwa, wenn ein Mensch Oblate in den Mund nimmt, sie zu benezen; darauf gieng sie wieder zur Nase, nahm sein Gesichte in den Rachen, und schob die Lippen bald nach der Seite des Mundes, bald nach der andern. Die Schultern hielte sie eine lange Weile auf; sie dehnte und zog den Hasen oft der ganzen Länge nach aus, und dehnte alsdenn erst eine Seite ihres Rachens, nachdem die andere aus, bis sie zulezt den ganzen Körper in die Kehle bekam. Alsdenn giengen die Zuschauer auf sie los. Beverlei nahm seine Hutschnur, und machte eine Schlinge daraus, die er ihr um den Hals legte. Sie ward davon sehr rasend, aber man versicherte sich ihrer, stekte sie in einen Sak, und schafte sie zu Pferde fünf Meilen fort, in der Absicht, sie weiter zu schiken. Weil aber solches zu Wasser geschehen sollte, wollte der Besizer des Bootes sie nicht lebendig einnehmen, aus Furcht, sie möchte sich losmachen, und seine Sklaven beschädigen. Also ward sie den folgenden Morgen getödet, und der Haase aus ihrem Bauche genommen, nachdem er etwa 18. Stunden darinn gelegen hatte: An seinem Kopfe hatte sich die Verdauung schon angefangen, und die Haare waren abgefallen.

Von den Religions-Spöttern und Freigeister.

Ich gieng gestern Abends mit meinem sehr werthen Freunde dem Gottesgelehrten, in dem diken Walde spazieren, der nahe an meinem Aufenthalt liegt, und die Wahrheit zu sagen, mich zu allererst auf den Einfall gebracht hat, auch in meinen Geschäften einige Aehnlichkeit mit den alten Teutschen zu suchen, denen mich dieser Wohnplaz gewisser masen ähnlich machte. Die Dunkelheit und Stille der Dämrung und der Waldungen, der ehrwürdige Anblik der alten bemoosten Eichen, die schon so viele Besizer überlebt hatten, und endlich die Einsamkeit selbst machte unsere Empfindung ziemlich ernsthaft. Ich bemerkte das Vergnügen meines alten Freundes, als wir in einen langen Gang eintraten, dessen Oefnung der weiten Ferne halber ganz niedrig auf der Erden zu ligen schien, und ich ihm den Ort zeigte, wo man unter gewisen ungeheuergrossen übereinander gelegten Steinen allerhand Stüke von Urnen und Menschengebeine gefunden hatte. Ich kan wohl sagen, sezte ich hinzu, daß ich niemals in diese Gegend komme, ohn mich an die Abscheulichkeiten zu erinnern, die unsre Vorfahren in eben diesen Wäldern getrieben haben. Die Bilder ihrer alten Opferpriester und Hayne voller Menschenblut und Aberglauben schweben mir immer vor Augen, wenn ich allhier so allein herum gehe; und ich kan mich nicht entbrechen die Verwüstung der menschlichen Natur auf das lebhafteste zu bedauren, die sich durch die Aufopfrung vie-

vieler tausend vernünftiger Geschöpfe einem Hesus oder Theutates zu empfehlen, oder aus den Eingeweiden der Sterbenden die Zukunft zu erforschen suchte.

Es ist wahr, ersezte der Gottesgelehrte, der Aberglaube der alten Zeiten verursacht uns ein Grausen: ich weis aber nicht was der Unglaube der spätern Zeiten in rechtschafnen Gemüthern verursachen soll. Die grausame Andacht der alten Teutschen bei den heiligen Eichen, bei den Irmensäulen und den Bildern des Thuisſons verdienen ein wahres Mitleiden, weil sie ausser dem unglüklichen Irrthum, der dabei zum Grunde ligt, zugleich von einer sehr tiefen und innigen Ehrfurcht gegen ihre eingebildeten Gottheiten zeuget. Sie schonten so gar des Menschenbluts nicht, wenn es den Gottesdienst betraf, und das allerschwerste Opfer, so den Göttern jemals gebracht worden, war vielleicht diese Verläugnung der Menschlichkeit selber. Ich glaube daher mit Ueberzeugung, daß in den Augen des allwissenden und allgütigsten Richters unsrer Absichten und Thaten der irrende Eifer dieser Unglükseligen weniger abscheulich ist, als die vorsäzliche Ruchlosigkeit der Freigeister, die ihrer eignen Ueberzeugung troz bieten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte diese Worte mit einer gewisen unruhigen Bewegung aussprach, deren ich sonst in seinen Ausdrüken nicht gewohnt war. Er merkte meine Neugier, und fuhr also fort:

Es ist unbegreiflich, woher zur Schändung unsrer Vernunft und unsres Geschlechts die Neigung gewise Leute eingenommen hat, in der Geringschäzung aller Religion Ehre zu suchen. Ein Mensch der in Kleinigkeiten ungereimt urtheilt, oder dem Augenscheine und der Erfahrung widerspricht, wird verächtlich; wer aber bei allem dem so nur heilig und ehrwürdig unter den Menschen genennt zu werden verdienet, nicht nur eine nachlässige Gleichmüthigkeit, sondern auch eine zügellose Begierde zu spotten, und den gewisesten Wahrheiten zu widersprechen bekennet, der gewinnet Achtung. Leute die ihre Ehrfurcht auf diese Seite lenken, gleichen gewisermasen den Soldaten, von denen man glaubt, daß sie sich feste machen können. Die wichtigsten, erhabensten und rührendsten Wahrheiten verlieren die Kraft an ihnen; und die einzige Seite, wobei man sie noch fassen kan, ist, daß sie auf eine überlegene Stärke der Vernunft Anspruch machen. Dis ist die einzige Blöse, die sie der Wahrheit und dem rechtschafnen Wesen geben. Es könnte daher scheinen, man müsse ein grosser Philosoph seyn, um mit ihnen auszukommen. Es ist aber nur nöthig, um ihre Achtung zu gewinnen, und Erlaubnis zum Reden, zu erhalten. In Absicht auf die Ueberzeugung und Widerlegung eines Freigeists selber, kan es in der That gleichviel seyn, was man ist; denn ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen gefunden, der einen gründlichen Vortrag zu fassen im Stande gewesen wäre. Ich läugne hiermit die Nothwendigkeit der Weltweisheit zu diesem Geschäfte nicht. Ich behaupte sie vielmehr von ganzem Herzen, und lasse diejenige unwissenden Gottesgelehrten sich selbst verantworten, denen mit Grunde vorwirft, daß sie ein unentbehrliches, und von GOtt selbst ihnen anbefohlnes Mittel, die Religion so vernünftig als möglich zu machen versäumen, oder gar verwerfen. Ja! ich behaupte zur Beschimpfung vieler meines Ordens, daß unphilosophische und faule Vertheidiger des Glaubens, mit ihren Gründen und Beispielen unter wizigen und üppigen Leuten vielleicht eben so viel Freigeister machen, als sie mit allen ihren Nuzanwendungen jedesmal Kezer bekehren. Dis alles aber gibt den Religionsspöttern nicht die allergeringste Ausflucht. Es kommt auf die Klarheit, Gewisheit und Wichtigkeit der Wahrheiten selbst an die sie verfolgen, und nicht auf Personen und Umstände. Wenn es unläugbar ist, daß ohne eine offenbarte Religion überhaupt kein Mensch wahr-

haftig

haftig glükselig seyn kan; wenn es untrügliche Kennzeichen einer wahren offenbarten Religion gibt, die aus ihrer Natur genommen, und der gemeinen Vernunft begreiflich sind; wenn diese Kennzeichen mit der grösten Unläugbarkeit dem heiligen Buche zukommen, welches wir für eine Göttliche Offenbarung halten; ja, wenn es endlich bei eben diesem Buche einen so kurzen Weg gibt, daß selbst die Einfältigen nicht irren können, nämlich übernatürliche Göttliche Empfindungen, davon ein jeder, der Zweifler selbst, wenn er Redlichkeit des Herzens mitbringt, die Probe machen kan; so mus es nothwendig von der äusersten Zerrüttung der Vernunft, und von einer unergründlichen Leichtsinnigkeit oder Bosheit des menschlichen Herzens zeugen, wenn wir diese Gewisheit bestreiten, und diese Empfindungen selbst erstiken können.

Ich bezeugte mein Vergnügen über diese kurzgefaste Einleitung in die ganze Religion, davon jeder Untersaz durch eine Menge der allervortreflichsten Schriften unsrer, und der vorigen Zeiten erwiesen worden ist. Freilich! sezte ich hinzu, wäre es sehr zu wünschen, daß man den Bestreitern der Offenbarung wenigstens alle Ausflucht abzuschneiden, diese genaue Uebereinstimmung der Vernunft und des Glaubens, die schon Leibniz vor seiner Theodicee dargethan hat, bei allen einzelnen Theilen und Abhandlungen unsrer Religion so viel als möglich, triebe. Selbst die Lehrstühle der Kirchen sollten den Gebrauch dieser doppelten Rüstung nicht gering schäzen. Wird eine Göttliche Warheit dadurch entweiht, wenn ich sie erstlich deswegen annehme, weil sie das allwissende und untrüglichste Wesen offenbaret hat, und zweitens weil sie an sich selbst höchstvernünftig ist? oder geht die Kraft einer Pflicht dadurch verlohren, wenn ich mich zu einer Sache verbunden erachte, erstlich, weil sie vernünftig und meiner Natur und Glükseligkeit gemäs ist, und zweitens weil der allerhöchste Gesezgeber sie mir aus Liebe nnd Vorsorge für mein Bestes auferlegt hat? Wird nicht vielmehr mein Beifall durch die Zahl der Beweise, und meine Verbindlichkeit durch die Vielheit und Grösse der Bewegungsgründe stärker? Auf diese Weise wird die Wissenschaft und die Ausübung so liebenswürdig als unsre Glükseligkeit selbst. Die Religion erhebt sich über alle Einwendungen, und steigt, wenn die Empfindung der übernatürlichen Kraft des Göttlichen Wortes dazu kömmt, zu der unüberwindlichen Gewisheit, die auf Wissen, Glauben und Erfahren zugleich beruht. Die gesamte Natur unserer Seele wird der Warheit aufgeopfert, und die edelste Kraft derselben, die Vernunft dem Schöpfer geheiligt. Man mus es als ein Merkmal der wahren Religion überhaupt annehmen, daß sie in keinem einzigen Stüke der gesunden Vernunft widerspricht; hieraus erwächst die Ruhe und Ueberzeugung des Verstandes bei den Warheiten desselben. Man mus es als ein Merkmal einer offenbarten Religion annehmen, daß sie Geheimnisse, das ist, Warheiten die über die Schranken der Vernunft gehen, haben mus, denn warum wöre sonst eine Offenbarung nöthig gewesen? Hieraus erwächset die bescheidene und demüthige Unterwerfung der Vernunft unter den Glauben. Man mus endlich aus der Kenntnis seines eignen Herzens seine natürliche Unglükseligkeit, und Bedürfnis einer übernatürlichen Kraft zur Erkenntnis und Ausübung der Religion wahrnehmen; hieraus erwächset die wahre Achtung und Ehrfurcht gegen dieselbe, und eine willige Folgsamkeit gegen ihre heilige Gebote. Ich glaube nach diesen Grundsäzen kan man sehr fromm, ohne Kölerglauben, und sehr vernünftig ohne Freigeisterei seyn.

Es mus freilich Leuten an dem Vorsaze beides zu seyn fehlen, wenn sie die Andacht nicht mit der Freiheit zu denken reimen können. Wenn die Freiheit des Willens überhaupt in dem Vermögen besteht, aus deutlichen Begriffen zu wählen, so kan die wahre

re Freiheit zu denken, in nichts anderm bestehen, als in der Fertigkeit seine Gedanken und Urtheile aus deutlichen, folglich wahren und gewisen Einsichten zu bestimmen. Nichts ist daher ungereimter und lästerlicher, als wenn gewise Köpfe glauben, sie denken frei, wenn sie verworren, aus Vorurtheilen und Affecten, irrig und nach Einfällen denken. Dis ist vielmehr warhaftig knechtisch und niederträchtig gedacht. Alle mögliche Verschwendungen des Wizes, der Scherze und der Schreibart reichen nicht zu, dis pöbelhafte zu versteken. Die Deutlichkeit, die Warheit, die Gewisheit, die Ordnung und die moralische Tugend sind die Vorrechte der wahren Freiheit zu denken; und sie hat allenthalben statt, wo diese Stüke Plaz finden. Sie herrscht in den natürlichen Wissenschaften, die diesen Namen mit Recht verdienen, und sie wird von der wahren Religion nie ausgeschlossen. Das Wort GOttes selbst befielt sie uns, so oft es uns für Irrthum, Wahn, Vorurtheilen und Lastern warnet, und uns forschen, wissen, nachdenken, glauben, erfahren und rechtschaffen seyn heisset. Ja! je grösser der Umfang von Warheiten in der Religion ist, je deutlicher sie erklärt, je untrüglicher und vielfältiger sie bewiesen, und je lebendiger sie zur Ausübung der Tugend können erfahren werden, je mehr wird die Freiheit zu denken durch die wahre Religion selbst befördert. So ist der Glaube der allerreinste und erhabenste Gebrauch der Vernunft. Er gibt dem endlichen Verstande der Geschöpfe die gröste Aehnlichkeit mit dem allervollkommensten Geiste, vor dessen allsehenden Augen die Dunkelheit, die Irrthümer und die Laster fliehen. Keine Art zu denken ist freier, als die sich nach diesem allerhöchsten Beispiele richtet; und keine hingegen unglüklicher, als die davon abweichet. Doch schwache und übelgeartete Köpfe machen es in den Wissenschaften und der Religion wie der Pöbel und die Aufrührer in den bürgerlichen Staaten; Diese verlangen eine Freiheit ohne alle Geseze; und jene sezen die Freiheit zu denken in der Erlaubnis alles zu denken und zu sagen was ihnen einfällt. Ich will also die Uebergelegenheit dieser starken Geister nicht untersuchen; ich behaupte nur, daß ihre Stärke nicht in der Vernunft ist.

Was man mit dem Geld machen soll.

an einen guten Freund!

Mein Herr,

NAch den gemeinen Regeln des Wohlstands müste ich Ihnen über den Sterbfall ihres alten Oheims das Leid klagen. Allein, wie kan ich solches thun und aufrichtig seyn? Der ehrliche Mann war längst sich und der Welt zur Last; Ich find also bei diesem Tod niemand zu beklagen. Der Verstorbene konnte sein Geld nicht mit in die andere Welt nehmen. Er hinterläst es Ihnen. Dieser Umstand hat nichts trauriges. Sie wären nur alsdann zu beklagen, wann sie nicht wüsten, was sie mit dem Geld machen sollten. Es ist dieses in der That eine Wissenschaft die ich niemand zutraue, als Leuten die so viel Vernunft haben, wie Sie. Es wird ihnen zwar die Verwaltung eines so grosen Guts mehr Müh und Sorge machen, als sie bisher gehabt haben; Allein ich rathe ihnen deswegen doch nicht, wie es einige alte Weltweisen zu machen pflegten, die das Geld aus einer allzugrossen Neigung zur Gemächlichkeit und Ruhe von sich gaben. Nein, ich bilde mir ein, den Werth des Geldes besser zu kennen. Ich weis wie viel Vortheil und Annehmlichkeiten man

sich

sich dadurch in dieser Welt zuwegen bringen kan. Ich habe darüber unlängst meine Gedanken zu Papier gebracht. Ich will ihnen solche mittheilen:

Es scheinet ein seltsames Unternehmen zu seyn, den Leuten zu zeigen, was sie mit dem Geld machen sollen. Wer nur genug hätte, wird mancher denken, um das Ausgeben, wolt ich mich nicht bekümmern. Allein, die Kunst das Geld wohl auszugeben, ist grösser, als die Kunst solches zu erwerben: Diese ist mehr ein Werk des Glüks, jene aber zeuget von unserm Verstand und von unsern Gemüthsgaben. Ja, es ist gewis, daß gar wenig Menschen den rechten Gebrauch des Geldes kennen, indem sie solches nur zu ihrem und änderer Menschen Verderben anwenden.

Man sagt die Güter dieser Welt seyen nicht recht ausgetheilet: Allein diese Frage lauft in die weise Absichten GOttes, welche sich jederzeit bei uns rechtfertigen würden, wann wir im Stand wären, solche einzusehen und zu prüfen. Der Weise ist leicht zu befriedigen, der Prasser aber wird immer darben, und der Geizige wird nie genug haben.

Das Geld stiftet viel Böses in der Welt: durch das Geld haben sich alle Laster ausgebreitet und Millionen Menschen verdammt. Das Geld hat die Tirannei eingeführet und das menschliche Geschlecht um seine Freiheit gebracht. Durch das Geld kan man alles zwingen, alles erlangen, alles zu Boden stürzen, ja die Tugend selbst zum Fall bringen.

Das Geld macht die Laster sinnreich, es erfindet neue Vorwürfe zur Lust, und überwindet öfters die grösten Hindernüsse die sich den Begierden entgegen sezen. Der Hochmüthige unternimmt mit dem Geld alles, was zu seiner Erhebung dienet! er beunruhiget damit sich und andere Menschen. Sein Ehrgeiz sezt alles in Verwirrung: Das Ende seiner stolzen Anschläge ist sein eigenes Verderben. Der Wollüstige überlässet sich seinen bösen Neigungen. Er suchet sich zu vergnügen, und findet immer neue Leidenschaften: der Genus reizet seine Empfindlichkeit und macht ihm ein desto schärferes Gefühl zu den grösten Schmerzen. Der Geizige genüsset nie seines Guts: er verwahret solches mit Sorge und Gram; er ist unersättlich im Gewinn, scharfsinnig im Betrug; und in Verzweifelung, wann er etwas verlieret. Armseliger Reichthum! wer sollte dich wohl verlangen, wenn man sich durch dich nur unglüklich macht? Das Geld ist überaus schwer zu verwalten: Es ziehet uns in allerhand Weitläuftigkeiten und verdriesliche Geschäfte; da gibt es Processe, Klagen, Abrechnungen, Streitigkeiten, Gezänke, Dieberei, Betrug, böses Gesinde, Betteleien, Gevatterschaften, Zuspruch von allerlei Leute: der eine will dieses, der andere jenes; embarras de richesses, embarras par tout. Welche Zerstreuungen, welche Sorgen, welche Angelegenheiten für einen Menschen, der die Ruhe und die Wissenschaften liebet? Einige alte Weltweisen sanden deswegen das Geld, welches man ihnen zum Geschenk übermachte, wieder zurük. Sie betrachteten den Reichthum, als die gröste Hindernüs in der Philosophie. Socrates machte dadurch seine Frau toll, daß er die Verehrungen, die man ihm beständig ins Haus sande, nicht annehmen wolte. Es schien ihr thöricht, daß ein Weiser grosmüthig that, der doch nichts hatte. Anaxagoras gab alles weg, damit ihn nichts an seinem Studiren hindern sollte. Xenocrates schlug die grosse Geldsummen aus, die ihm Alexander überbringen lies; er sagte Alexander hätte mehr Leute zu ernähren als er, und brauchte also das Geld nöthiger. Crates gab sein Geld einem Kaufmann aufzuheben, mit dem Beding, solches seinen Kindern, im Fall sie keinen Wiz und Verstand haben würden, zuzustellen. Sollte sich aber bei ihnen das Gegentheil zeigen, so hätten sie das Geld

nicht nöthig, und könnte es sodann der Kaufmann unter seine Mitbürger nach seinem Gutdünken austheilen. Seneca hat vieles von der Verachtung der Reichthümer geschrieben; allein er war nicht so aufrichtig wie Crates: er schalt auf das Geld als ein Uebel, und häufte solches auf einander als ein Gut: Er sprach, es sey klüger grosse Güter zu vermeiden, als zu sammlen; er lehrte also andern eine Klugheit, die er selbst nicht ausübte, und machte es wie die Leute die niemals mehr auf den Geiz schelten, als wann sie von andern haben wollen.

Die Cynische Weltweisen wehlten eine freiwillige Armuth, um den Geist von den Sorgen und Angelegenheiten der falschen Güter frei zu machen: sie sahen wie viel Unruh, wie viel Geschäfte, und wie viel Verdrus die Verwaltung grosser Güter nach sich zog: sie betrachteten also das Geld als ein Uebel; hätten sie zu unsern Zeiten gelebt, so wären sie Capuciner worden. Sie hätten sodann mit mehrerm Wohlstand arm seyn, und doch im Ueberflus leben können.

Ich bin kein Cynicus; ich rühme mich aber auch nicht in der Kunst das Geld wohl auszugeben sehr weit gekommen zu seyn: sie ist schwerer als man meinet.

Einen blosen Verwalter des Geldes abzugeben, Küsten und Kästen damit zu füllen, und solches gegen alle Bettler, Schmeichler, Schmarozer, Betrüger und Diebe, als so viel Partheigänger zu verwahren; solches dünket mich fürwahr eine schlechte Freude zu seyn. Es kommt also darauf an, daß man wisse, was man damit machen soll. Lasset uns hier den Nuzen und vernünftigen Gebrauch des Geldes ein wenig umständlich untersuchen.

I.

Ein vergnügter Muth ist allen andern Glüksgütern vorzuziehen. Dieser ist der Probierstein von allem was wir in Beziehung auf uns selbst gut nennen. Lasset uns sehen, wie weit uns das Geld darzu kan behülflich seyn. Zu einem vergnügten Muth wird erstlich ein gutes Gewissen erfordert. Unter einem guten Gewissen aber versteh ich einen unschuldigen aufrichtigen Wandel, vor GOtt und Menschen, wobei man sich keiner Verbrechen noch groben Laster, noch sonst einiger bösen Absichten bewust ist. Ob nun wohl das Geld an und für sich selbst nichts zu einem guten Gewissen mit beiträgt, so ist doch insgemein die Armuth ein Fallstrik und eine Verleitung zu vielem Bösen; deswegen bat dorten der Weise, daß ihm GOtt weder Reichthum noch Armuth geben mögte, Sprichw. 30. v. 8. Weil er bei dem einen sich überheben, bei dem andern aber an GOtt und an seinem Nächsten sich vergreifen und untreu werden dürfte. Noth und Mangel hat manchen verleitet etwas zu thun, das er in andern Umständen nicht würde gethan haben, und die Tugend vertheidiget sich insgemein mit schwachen Kräften, wann ihre Armuth mit goldenen Wafen angegriffen wird.

Zweitens erfordert ein vergnügter Muth auch einen gesunden Leib. Es lacht sich nicht gut bei Leiden und Schmerzen. So bald werden nicht die Gänge unseres Geblüts mit Schleim und groben Säften angefüllt, so lauft das Uhrwerk unseres Cörpers auch nicht richtig mehr. Der Puls geht langsam, die Glieder sind gleichsam mit Blei beschweret, das Gehirn ist mit Dünsten umnebelt; Alle Munterkeit, alle Freude, alle Anmuth des Lebens sind hin. Der geringste Zufall schreket uns; alles ist uns empfindlich: kommen nun erstlich wirkliche Krankheiten, Fieber, Gicht und andere Schmerzen, so ligt die Seel mit samt dem Cörper im Leiden. Bei allen diesen traurigen Umständen ist das Geld ein vortrefliches Hülfsmittel. Man kan, wenn man das Geld hat, eine solche Lebensart erwählen, wobei unsre Gesundheit am wenigsten Gefahr laufet. Man kan sich nach Nothdurft kleiden, und so-

sowohl die bequemlichste Wohnung als die gesundeste Speisen erwählen. Man kan bei seiner Arbeit des Leibes und seiner Kräfte schonen. Man kan im Sommer der Garten- und der Landlust, und im Winter einer schönen warmen Stuben und einer angenehmen Gesellschaft in der Stadt geniesen. Mit einem Wort, man kan seines Leibes so pflegen, daß er nicht leicht erkranket oder hypochondrisch werde. Kommt es aber, daß Zeit und Zufall ihn darnieder legen, so kan man, wenn man Geld hat, demselben so warten und begegnen, daß, wo das Uebel dadurch nicht gehoben, doch wenigstens sehr gelindert wird.

Ein ehrliches Auskommen ist das dritte Mittel zu einem vergnügten Muth. Ich verstehe darunter ein solches Vermögen, das hinlänglich, ist ein ehrbares, reinliches und gemächliches Leben zu führen. Ein ehrliches Auskommen bedeket die Nothdurft, und lässet auch etwas zur Lust, zur Ehre und zum Wohlstand übrig. Es ist der Mittelstand zwischen dem Mangel und dem Ueberflus. Es wird eben nicht dazu erfordert, das man Kutsch und Pferde halte, daß man täglich seine Kleider verändere, und alle närrische neue Moden nachmache; noch daß man aus Silber speise und seine Tafel mit den niedlichsten Speisen besezen lasse. Nein, alle diese Dinge sind öfters nur Strafen des Hochmuths, und machen einem mehr Sorge und Verdrus, als sie eine wahre Freude erweken. Man kan sich viel vergnügter mit wenig Pomz und Hoffart gütlich thun. Es ist eine Regel der Klugheit sich allezeit mehr sicher, als hoch zu sezen.

Ein sauberes und gemächliches Zimmer, eine nette Kleidung, eine einzige Person zu nothdürftiger Bedienung, mit ein paar wohl zugerichteten Speisen ohne künstliches Gemengsel aus der Französischen Küche. Dieses halt ich auch selbst für eine ledige Standsperson, die für sich lebet, für eine anständige Lebensart. Und wer so viel hat, der thut unrecht, sich über sein Glük zu beschweren, wenn er gleich noch so hoch gebohren wäre.

Man kan nicht sagen, daß man deswegen reich, prächtig und herrlich lebe; allein man ist doch eben sowohl über den Stand des Pöbels erhoben, wenn man gleich nicht alle glänzende Vortheile eines grossen Glükes und einer hohen Geburt zeiget. Man kan dabei unvergleichlich vergnügter seyn, als wenn ein grosser Reichthum die Begierden aufschwellet, und das Gemüth mit unendlichen Sorgen erfüllet.

Die Freiheit ist das vierte Mittel zu einem vergnügten Muth. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es viele Menschen geben, die bei dem Verlust derselben, doch einen vergnügten Muth haben; Allein, dieses findet sich insgemein nur bei solchen Leuten, welche von Jugend auf nur zur Knechtschaft sind gebohren und erzogen worden, und welche also den überaus grossen Werth der Freiheit nie gekannt haben. Andere hingegen, welche von wohlhabenden Eltern herkommen, und in einem Stand zu leben gewohnet sind, darinn sie das Joch der Dienstbarkeit nie gefühlet haben, die betrachten die Freiheit als ein unschäzbares Gut, dessen Verlust bei ihnen nichts anders als den grösten Kummer nach sich ziehen kan.

Es finden sich zwar unzehlich viele Menschen, die aus einem wunderlichen Ehrgeiz, da sie als eigne Herren und freigebohrne Menschen leben könnten, sich selbsten zu Sklaven der Fürsten machen, oder sich in die mühseligste Kriegsdienste begeben. Viele stehen auch in dem seltsamen Wahn, sie müsten ihrer vornehmen Geburt halben sich zu solchen Dingen bequemen, weil sie sonst nicht Mittel genug hätten, sich Standesmäsig aufzuführen. Dieses Standsmäsig aber will bei ihnen so viel sagen, daß man Figur machen, sich kostbar kleiden, viele Bedienten halten, vollauf zehren, und mit einem Wort, gros thun müste. Wenn diese Leute weise wä-

wären, so würden sie nicht so alber denken; inzwischen haftet uns gleichwol diese Narrheit wie im Geblüt. Wir haben solche gleichsam mit der Muttermilch eingesogen; und ein Mensch mus schon zu einem hohen Grad eines vernünftigen Wizes gelanget seyn, der solcher Thorheiten sich entschlagen kan.

II.

Der andere Gebrauch des Geldes beziehet sich auf den Nuzen, welchen andere von unsern Ausgaben haben. Also bringen die Reichen dem gemeinen Wesen die gröste Vortheile. Sie vermehren durch ihren Beischus und durch ihre vielerlei Ausgaben die öffentlichen Gefälle. Sie helffen die Macht des Staats erhöhen, und befördern die Glükseligkeit der menschlichen Gesellschaft, indem sie vielen Leuten Arbeit und Nahrung verschaffen. In gemeinen Nothfällen schiesen sie mit schwerer Hand die Gelder, welche zur Rettung des Staats erfordert werden. Die milde Stiftungen, die Kirchen, die Schulen, die Armen- und Waisenhäuser bestehen durch ihre Freigebigkeit und Sorgfalt. Sie verwenden so viel auf Künste und Wissenschaften, auf Handlungen und Seefahrten, auf Landgüter, Lustgärten, Gebäude und dergleichen. Sehet da abermal einen vortreflichen Gebrauch des Geldes, welcher die Reichen ergözet, und die Bedürftigen nähret.

Ein tugendhafter Reicher, hat ferner die beste Mittel seinen Freunden, seinen Nachbarn, und überhaupt andern Menschen, die seines Beistandes und seiner Hülfe vonnöthen haben, viele Liebe und Gutthaten zu erweisen. Arme und Nothleidende geniessen dessen Mildthäkigkeit auf mancherlei Art. Es ist einem edlen Gemüthe eine süsse Empfindung andre Menschen sich durch Freundschaft und Wohlthaten zu verbinden. Diese grosmüthige Freude aber können sich Leute, die von keinem Vermögen sind, auch nicht geben. Wie viel Ehre macht nicht hier das Geld einem freigebigen Reichen? Wie viel Freundschaft, Hochachtung und Segen kan er sich damit nicht zuwege bringen? Wie viele erhabene und preiswürdige Handlungen kan er nicht unternehmen? O wie schön ist es hier, sich denen Regungen der Menschenliebe und eines guten Herzens zu überlassen, und in dem Vergnügen das man andern macht, sein eignes zu finden.

Ich weis den Einwurf, den man hierauf machen kan. Man wird sagen, ein freigebiger und grosmüthiger Reicher würde bald dadurch den Grund seines Vermögens erschöpfen; mithin seiner wirksamen Tugend selbst ein Ziel steken. Allein, wann ein reicher vernünftig ist, so wird er schon seine Einkünfte und seine Ausgaben klüglich gegen einander abzumessen, und alles nach Zeit und Gelegenheit ordentlich einzurichten wissen. Dieses gehöret zum wenigsten mit zu der Kunst, das Geld zu verwalten und vernünftig auszugeben.

Ich habe also hiermit gewiesen, welche Ausgaben für schädlich, und welche im Gegentheil für nöthig, nüzlich und für lobenswürdig zu halten sind.

III.

Nun komm ich auf denjenigen Gebrauch des Gelds, der zur Annehmlichkeit, zur Freude und zur Ergözlichkeit des menschlichen Lebens dienet. Dieser ist eigentlich diejenige Bewegursach, die bei uns das Verlangen nach Geld und Güter erweket. Denn um die Nothdurft zu bestreiten, werden keine Reichthümer erfordert: Ein ehrliches Auskommen, wie wir oben gewiesen, ist darzu genug. Die übrigen Ausgaben gehören mehr zu den Pflichten des geselligen Lebens, und sind also darinn von denenjenigen, die blos auf unsre Belustigung abzielen, unterschieden.

Diese Belustigungen sind nun von mancherlei Art. Die edelste und vortreflichste sind diejenige, welche ihren Einflus auf unser

unser Gemüth haben, unsre Erkenntnisse vermehren, und unser Herz mit erhabenen und der Weisheit gemäsen Neigungen anfüllen. Daß auch der Körper, wann er durch die Vernunft geleitet wird, seiner Art nach, viele an sich selbst unschuldige Ergözlichkeiten mit zu geniessen hat, solches ist nicht zu läugnen; wie aber Leib und Geist zusammen das Leben des Menschen ausmachen; also mus auch in Ansehung der leiblichen Lust, der Geist davon niemals getrennet werden, wo sie anderst nicht eine blose viehische Lust seyn soll. Die geistliche Lust aber brauchet im Gegentheil die cörperliche Empfindung nicht nothwendig: sondern findet auch ohne derselben ihr Vergnügen; wie wir solches sattsam verspüren, wann der Leib krank darnieder ligt; das Gemüth aber dem ohngeacht doch zuweilen empor gezogen, und öfter eines hohen Grades der Freude und des Vergnügens fähig wird.

Ich sehe hier also ein weites Feld offen, wo einem ehender das Geld, als die Gelegenheit solches wohl auszugeben, ermanglen dürfte, wenn man auch gleich noch so reich seyn sollte. Wie viel reizende Vorwürfe stellen sich nicht hier meinen Augen dar? Allein, wie viel Behutsamkeit ist hier nicht auch zu gebrauchen, wenn man nicht will betrogen werden, und für eine vermeinte Lust viel tausend Unlust erkaufen? Hier wünschte ich eine lebhafte Schilderei von den wahren und falschen Gütern zu geben. Hier wünscht ich alle Merkmale, woran beide zu erkennen sind, deutlich vor Augen zu stellen, damit wir uns von keinem unächten Glanz möchten blenden oder verführen lassen.

Ich rechne alle diejenige Sachen unter die falsche Güter des Glüks, welche uns zu viel Sorgen machen, welche unser Gemüth in Zwang sezen, welche nie ohne Laster können genossen und ohne grosse Gefahr erhalten werden; und endlich, welche uns in allerlei Weitläuftigkeiten und verdriesliche Geschäfte einflechten; mithin die ruhige Freude unseres Herzens mehr zerstreuen als zusammen halten; dergleichen falsche Güter sind alle übertriebene Eitelkeiten, die unsern Hochmuth reizen, ohne ihn jemals zu vergnügen. Sie gründen sich auf eine eingebildete Hoheit unseres Standes, unserer Würden, unserer Titel und andrer dergleichen Vorzügen. Wir meinen, daß wir verbunden wären, ihnen zu Ehren einen grossen Staat zu führen, viele unnüze Bedienten zu halten, und uns mit lauter nichtswürdigen Kleinigkeiten zu schleppen. Welche Thorheit!

Wer glüklich und vergnügt leben will, der mus sich durchaus nicht in Kopf sezen, einen grossen Herrn in der Welt zu spielen. Er mus sich der Ordnung, der Ruhe, der Weisheit und eines unschuldigen Wandels befleisen. Er mus das Geld vernünftig gebrauchen, die Laster und Thorheiten meiden, und nur allein solche Güter sich zu erwerben trachten, die seinem Gemüth einen steten Anwachs von Vergnügen geben, mithin seinen Zustand wirklich verbessern können. Er mus sich dabei so viel als möglich, aller Weitläuftigkeiten entschlagen: sich nie ausser sich selber suchen und kein niederträchtiger Sklave von anderer Leute Reden und Urtheilen seyn. Er mus den thörichten Pracht und den falschen Schein der Hoheit meiden. Der äuserliche Glanz in Aufzügen, Geschirren, Kleidern und dergleichen, ist, wann er übertrieben wird, nur ein Schauspiel für den Pöbel. Weise Leute werden davon eben so wenig gerühret als Solon von dem Pracht des Crösus. Es ist wahr daß man diese Art zu denken von jungen Leuten nicht vermuthen darf. Allein, Vernunft, Erfahrung und Zeit lernen uns endlich dieses comische Flitterwerk erkennen und gering achten. Wenn man wissen will, wie viel Verdrus und Leiden damit gepaaret ist, so gehe man nur nach Hof, und betrachte daselbst als ein vernünftiger Mann, die oftmals recht kindische Angelegenheiten der Grosen; so wird man erstlich seine Glükseligkeit darinn erkennen lernen;

nen; daß uns kein gleicher Wohlstand plaget, alle dergle chen Narrheiten und Possereien mitzumachen. Worzu man öfters das Geld borgen, und sich stets, so wohl vor dem Fall seiner einmal gezeigten Hoheit als vor der Unhöflichkeit seiner Glaubiger fürchten mus.

Ich verwerfe aber darum keineswegs die schöne Kleider, die ausgezierte Zimmer, die prächtige Gebäude, die Lustreiche Gärten; die künstliche Arbeiten, die reich besezte Tafeln und dergleichen schimmernd ins Auge fallende Dinge; Ich weis daß solche mit zum Wohlstand einer hohen u. reichen Person gehören, und daß durch diese Mittel die Schäze der reichen zu einem allgemeinen Genus in der Welt ausgetheilet, Künste und Wissenschaften befördert und die Menschen aufgemuntert werden, durch Fleis und Arbeit gegen Nahrungsmangel und Armuth sich zu schüzen. Alleine darinn bestehet die rechte Kunst, daß man sich alle diese Dinge völlig unterwürfig macht, ohne ihnen den geringsten Einflus auf unsre Gemüthsruhe zu gestatten, und ohne mit der eingebildeten Nothwendigkeit solcher nichts bedeutenden Dingen, sein Vergnügen zu verknüpfen. Ein Weiser mus sie sowohl besizen als entbehren können. Er mus darinn weder zu viel, noch zu wenig thun. Er mus den Wohlstand beobachten, und doch dabei keinen Hochmuth zeigen. Es ist sowohl eine Niederträchtigkeit für einen Reichen äuserlich nichts erhabenes und grosmüthiges zu zeigen, als es für einen bedürftigen Menschen lächerlich und thörigt läßt, wenn er denen Reichen deswegen alles will nachmachen, weil er sich einbildet eben so vortreflich und vornehm zu seyn. Ich sage hier nichts von denen tollen Windmachern, die alles was sie nur können zusammen borgen, oder sonst, sollte es auch vom Altar seyn, weg plündern, um eine grosse Figur zu machen.

Einem Reichen ist es also nicht allein anständig, sondern er ist auch einiger massen darzu verbunden, einen solchen Aufwand zu machen, wie es sein Vermögen mit sich bringet: Dann es ist dem gemeinen Wesen daran gelegen, daß das Geld nicht still liege, noch an einem Ort sich zu viel auf einander häufe; sondern daß es beständig fort, aus einer Hand in die andre komme, und durch diesen steten Umlauf die allgemeine Nahrung befördere. Allein Religion, Vernunft, und Klugheit schreiben hier einem jeden nach seinen Umständen die nöthige Gränzen vor.

Ich halte nur denjenigen Reichen für glüklich, der sein Vergnügen vornemlich in der Weisheit suchet, und einen Geschmak an den schönen Künsten und Wissenschaften hat. Ein solcher allein ist im Stand durch sein Geld die Güter dieses sonst an und für sich selbst elenden Lebens, nach den weisen Absichten des gütigen Schöpfers, recht zu geniessen. Die Liebe zu den Wissenschaften lässet nicht leicht eine andere gegen sich aufkommen. Selbst der Hof mit allem seinem verführischen Glanz und Pracht, hat für sie nichts reizendes, noch angenehmes, als in so weit die Künste und Wissenschaften an demselben unterhalten und genähret werden.

Gibt einem GOtt so viel Geld und Güter, daß man sein eigner Herr seyn kan, so halt ich auch nicht allein für erlaubt, sondern auch für gut, daß man für sich die Freiheit wehle, und von allen Hof- und Staatsämter sich entfernet halte. Es sey dann, man werde durch die allgemeine Pflicht, seinem Vaterland zu dienen, bei gewisen Gelegenheiten darzu aufgefordert; Es gehet aber heut zu Tage in der Welt ganz anders zu: man sucht Dienste im gemeinen Wesen, um dadurch sein Auskommen zu finden, oder sein Glük zu machen. Man mag dem Dienst gewachsen seyn, oder nicht; dieses ist keine Frage mehr; Genug der Mann braucht einen Dienst, um davon zu leben; der Dienst mag inzwischen sehen, wo er einen Mann bekommt. Wie glüklich ist hier ein vernünfti-

nünftiger reicher, der weder bei Hof den Grosen schmeicheln darf, um ein Knecht zu werden; noch im bürgerlichen Leben ein Amt suchen mus, um auf Unkosten des gemeinen Wesens erhalten zu werden.

Hat aber ja ein reicher Lust, um Rang und Titul zu dienen, so braucht er keine weitere Verdienste, um andern vorgezogen zu werden. Zu diesen Windmacherischen Zeiten gilt einer der Geld hat und sich damit ein Ansehen zu geben weis, weit mehr als alle arme Tugenden und Wissenschaften. Ja unsre meiste grosse Herren haben es so weit gebracht, daß man ihnen guten theils nur um die blose Ehre zu dienen pflegt, und sich es wohl gar für ein Glük schäzen mus, für sie sich tod schiesen zu lassen; dieses bringt heut zu Tag die Mode der Meinungen so mit sich. Allein, es ist eine ganze Narrheit. Ein Reicher hat schon dadurch, daß er reich ist, Geschäfte genug, wenn er anders sein Gut wohl und ordentlich verwalten will.

IV.

Ein Reicher kan sich ferner denjenigen Ort in der Welt zu seinem Aufenthalt erwehlen, der ihm zu seinen Absichten am bequemsten scheinet. Ich bin allerdings der Meinung des berühmten Hrn. von S. Evremond, welcher dafür hält, das kluge und geistreiche Leute, die Künste und Wissenschaften lieben, sich nothwendig die Hauptstadt eines Landes zu ihrem ordentlichen Aufenthalt wehlen sollten. Ich betrachte die Welt als das gröste Buch, worinn wir die meiste Dinge zu lernen haben. Dieses grosse Buch findet sich nirgend vollständiger als in solchen Hauptstädten, wo einem stets allerhand Völker und Menschen vor Augen kommen; und wo man täglich, als auf einem offenen Schauplaz, neue Auftritt und neue Begebenheiten siehet, die ein Weiser sich zu Nuz machen und daraus Gelegenheit nehmen kan, sowohl sich als andre Menschen zu erkennen. Daß die Erkenntnis mit zu den Grundlehren der wahren Weisheit gehöre, solches ist eine ausgemachte Sache. Nur mus man an einem solchen Ort allzu weitläuftige Bekandschaften und Verbindungen mit allerhand Leuten, so viel es möglich ist, zu vermeiden trachten; denn man wird durch sie nicht allein in vielerlei nichtswürdige Kleinigkeiten, sondern auch in manche unnüze Gesellschaften und Zerstreuungen, wo nicht gar zuweilen auch in allerhand verdriesliche Händel und Beschwerlichkeiten mit eingeflochten. Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß man sich mit keinen müsigen und verdächtigen Leuten in die geringste Gemeinschaft einlassen müsse. Denn, man mus sich entweder ihren Sitten und ihrer Lebensweise greichförmig stellen, oder ihrer unfehlbaren Verachtung sich aussezen. Das erste würde einem ehrlichen Mann unanständig seyn, das andere aber demselben Gefahr bringen, dann es sind keine schädlichere Leute als die Müssiggänger, welche, da sie nichts Gutes zu thun wissen, auf Böses denken.

Einem solchen verhasten Zwang kan man nirgend besser entgehen, als in einer grossen volkreichen Stadt, wo die wenigste Menschen einander sich kennen, und wo man die Wahl hat, aus vielen diejenige nur zum Umgang sich auszuwehlen, die einem anständig sind. Solches lässet sich aber an mittelmäsigen und kleinen Orten nicht wohl thun, weil man alsobald in die Bekandschaft des ganzen Orts und aller herumliegenden vornehmen Leuten, denen insgemein die Zeit sehr lang fällt, mit eingezogen wird; dergestalt daß man sich öfters ihres Umgans, sie seyen auch wie sie seyen, mit guter Art nicht entschlagen kan. In einer grossen und Volkreichen Stadt aber kan man leben wie man will. Man ist nirgend besser verborgen als in der Menge, und findet nirgend auch mehr Gelegenheit allerhand Menschen zu sehen und kennen zu lernen, ohne doch genöthiget zu seyn, mit ihnen einen besondern Umgang zu pflegen. Beginnet einem ja der viele Zuspruch und das Gewühl der Leuten ver-

drieslich zu werden, so kan man sich eine Zeitlang auf das Land begeben: Es sey, man habe daselbst einen guten Freund, oder ein uns eigenthümliches Gut. Komt man wieder in die Stadt, so ist einem darinn auch alles wieder neu, und es beruht sodann allein auf unserm Gutbefinden, unsere vorige Bekanndschaften fortzusezen, oder zu verändern, oder gar einzuziehen.

Das Landleben hat etwas überaus angenehmes und reizendes für einen Weltweisen. Es denkt sich gar zu schön in dem weiten Raum eines offenen Luftkreises, bei dem Glanz eines klaren, oder mit Licht und Schatten vermengten Himmels; wo breite Ströme fliesen, oder sanfte Bäche rauschen; wo ein weit ausgespanntes Feld mit unzehligen Vorwürfen in das Auge spielet, oder ein grünes Gebüsch und dunkler Wald unser Gemüth in eine süsse Stille loket, mithin die zuvor in der Mannigfaltigkeit zerstreute Sinnen, voller Anmuth wieder zusammen ziehet, und gleichsam ruhen lässet.

Allein, alle diese Annehmlichkeiten, alle diese Veränderungen geben uns nur ein unvollkommenes Vergnügen, wenn man nicht auch im Gegensaz den Umgang der Welt und das Geräusch des städtischen Lebens kennet, und eines gegen das andere zu rechter Zeit verwechseln kan.

V.

Noch hat ein vernünftiger Reicher auch diesen Vortheil, daß er die grosse Welt selbst in Augenschein nehmen, die vornehmste Reiche und Länder in Europa mit Gemächlichkeit besuchen und alles mit in Augenschein nehmen kan, was darinn besonders merkwürdiges zu sehen und zu betrachten ist. Er kan zuweilen seine Lustreisen an die benachbarte Höfe thun. Er kan als ein Liebhaber der raren Alterthümer ganz Italien durchwandern: Er kan in Paris, in Londen, in Holland, in Teutschland die berühmtesten Leute kennen lernen, und dem Pracht der Höfe bei Crönungen, Vermählungen, Carnevals-Lustbarkeiten und andern dergleichen Festen mit beiwohnen. Er kan als ein Weiser alles mit ansehen, auch sogar von dem jämmerlichen Trauerspiel der Menschen, nemlich vom Krieg einen Zuschauer abgeben, und sich alles dabei zu Nuz machen. Nur ist ihm nicht zu rathen, daß er zu lange von Haus bleibe, dann ein reicher hat ein wichtiges Amt zu verwalten, wann er anders seine Sachen stets in guter Ordnung halten und ruhig leben will.

VI.

Dieses wär überhaupt diejenige Einrichtung, die sich ein reicher zur Erlangung eines ruhigen und vergnügten Lebens machen könnte; was aber die Belustigungen und andere Sachen betrift, die derselbe blos zu seiner Freude und zu seiner Gemüthsergözlichkeit sich vorzüglich vor andern anschaffen und geniessen kan; darüber wollen wir noch eine kurze Untersuchung anstellen: Alle unmäsige, unordentliche und verbottene Lust ist deswegen zu vermeiden, weil sie entweder an und vor sich selbst schädlich und schändlich, oder auch, weil sie verboten ist, und deswegen unumgänglich Verdrus, Schimpf und Strafe nach sich ziehet. Ein verständiger Mann findet in solchen Dingen keine Lust: Er liebet die Ordnung, und meidet alles was Schaden und Schande bringet. Unter denen anständigsten Belustigungen eines vernünftigen Reichen ist 1) Kutsche und Pferde um fleisig ins Feld und in die Wälder spazieren zu fahren, 2) ein schöner Lustgarten mit einer Maierei von allerhand Vieh, 3) die Music, 4) die Baukunst, 5) die Gesellschaften, 6) die Schauspiele, 7) die Naturseltenheiten und Kunstsachen, als Mahlerei, Kupferstiche, rare Münzen, schöne Bücher und dergleichen. Diese meiste Belustigungen aber sind öfters mit so vielerlei Unruh und Misvergnügen begleitet, daß sie einem darüber ganz verleiden; zumal wenn man dabei den Bosheiten der Menschen

schen mehr oder weniger unterworfen ist. Wer seine Lust im Bauen, in Lustgärten, in der Menge von allerhand Vieh, in einem grossen Schweif von Bedienten, in weitläuftigen Gesellschaften, grossen Tractamenten, auserordentlichen Kleiderpracht und dergleichen suchet, der wird wenigstens dabei so viel Verdrus als Freude finden. Die angenehmste und sicherste Belustigungen sind diejenigen, die keiner solchen Unruh und Gefahr nicht unterworfen sind, die ihren stärksten Einflus ins Gemüth haben, und die uns allein auch ohne andrer Menschen Beistand und Hülfe vergnügen können. Dergleichen sind die Betrachtungen der Natur, die Music, die Kunstcabineter und die Bücher.

Die Sammlung eines schönen Bücherschazes, nebst verschiedenen Natur- und Kunstsachen, Mahlereien, Kupferstichen, Münzen, Alterthümer und dergleichen, ist demnach eine von den ruhigsten und würdigsten Ergözlichkeiten, deren ein Reicher, welcher die Künste und Wissenschaften liebt, sich erfreuen kan. Er allein kan sich auf diese Art mit seinem Geld ein Vergnügen machen, ohne daß er deswegen im mindesten aus seiner Ruhe und Ordnung gesezet, oder in vielerlei Weitläuftigkeiten und Bekandschaften verwikelt wird. Er hat dabei nicht die geringste Gefahr etwas von seiner Ehre, von seinem Ansehen, oder von seiner Aufrichtigkeit zu verlieren. Er reizet durch keinen übertriebenen Pracht die Eifersucht stolzer und hochmüthigen Menschen, die nicht leiden können, wann andere sich hervorthun, oder im Puzen und in der Aufführung sich etwas vor ihnen heraus nehmen. Denn ein Hochmüthiger, wenn er auch noch so bedürftig ist, bildet sich doch immer mehr ein als andre Menschen zu seyn.

Ein vernünftiger reicher ärgert eben so wenig andre Leute, durch üppige Ausschweifungen, und lässet gleichwol sein Geld und Gut anderen Menschen mit geniesen. Er ernähret die Künste und Wissenschaften, und befördert solche durch seinen grosmüthigen Aufwand. Er vermehret die Erkenntnüsse seines Verstandes, und bereitet sein Gemüth zu den erhabensten Tugenden. Er gebraucht sein Gut, unendliche Güter damit zu erwerben, und indem er die Abwege, wohin die Reichthümer verleiten, vernünftig vermeidet: suchet er auf den Spuren der Weisheit einer wahren Glükseligkeit nachzutrachten. Bei einer so stillen Lust, die seinen Geist von allen Ausschweifungen und Thorheiten zurük hält, kan er seine Tage in ruhiger Zufriedenheit verschliesen und getrost einer glükseligen Ewigkeit entgegen sehen. Er hat zugleich das Vergnügen eine Menge Leute zu beschäftigen, ohne daß er sich solche selbst über den Hals ziehet. Die Gelehrten, die Kaufleute, die Künstler, die Handwerker, alle geniesen etwas von seinem Ueberflus. Er hat dabei auch Gelegenheit der Armuth viel Gutes zu thun, und manchem nothdürftigen Arbeiter etwas zu verdienen zu geben. Er wird ferner dadurch verhindert, sein Geld zu einer stolzen Erhebung über seine Mitbürger anzuwenden und ein Tirann der Menschen zu werden. Denn der Reichthum gibt einem ich weis nicht was für einen seltsamen Hochmuth, daß man sich für edler und vortreflicher als andre Menschen schäzt. Weil aber gleichwohl das Geld allein nicht hinlänglich ist, einen grossen Herrn zu agiren, so kaufet man sich Titel, Land und Leute, damit man desto mehr arme Creaturen unter sich beugen sehen und seine Herrschaft auslassen könne.

Ein vernünftiger Reicher hat im übrigen auch noch darauf mit zu sehen, daß er alle seine Handlungen gegen einander wohl abpasse, damit sie wohl zusammen hängen und mit einander eine Aehnlichkeit haben: Dergestalt, daß er nicht in einer Sache zu viel und in der andern zu wenig thue. Nichts zeiget mehr die Ordnung eines gesezten Geistes, als diese Gleichförmigkeit in allen unsern Handlungen,

gen: Das Schöne, das Gute, das Erhabene wird dadurch in das rechte Licht gesezt. Nicht anders wie die Figuren auf einer schönen Schilderei, welche durch die richtige Verhaltung der Theile die Geschiklichkeit des Meisters im Ganzen zeigen, und den grösten Werth des Gemähldes ausmachen.

Noch eins: Soll einer, der reich ist und die Wissenschaften liebt, auch heirathen? Warum nicht? wird mancher sagen; er kan Weib und Kind und so viel andre Leute am besten ernähren und glüklich machen. Dieses ist wohl gut. Was hat er aber vor Vortheile davon? Der Weise kommt insgemein sobald er heirathet um seine Ruhe, und der Reiche um sein Geld. Die Schiksale der Verelichten sind unvermeidlich: Sorgen, Verdrus, Weitläuftigkeiten, Gesinde, Kinder, Krankheiten, Gezänke: Kurz, alle Widerwärtigkeiten des Lebens begleiten auch schier die besten Ehen. Was soll man von den unglüklichen und schlimmen sagen: Sie sind die Hölle selbst. Man mus es also in der Weisheit sehr weit gebracht haben, wenn uns alle diese Dinge in unsrer Gemüthsruhe nicht stören sollen, oder man mus eine so würdige Frau besitzen, die uns durch ihren liebreichen Umgang, und durch ihre gute Gemüthsart, alle diese Widerwärtigkeiten erträglich zu machen, mithin die Sorgen eines weitläuftigen Hauswesens klüglich von uns zu entfernen weis. Wer eine solche Frau bekommen kan, der soll sie nehmen. Alles, was man hier thut, ist, daß man bei einem so wichtigen Geschäfte, mehr auf eine edle Erziehung und auf ein gutes Herz, als auf andre äusserliche Umstände siehet. Die beste Frau taugt nichts, wann sie keine Gottesfurcht hat und im Grund ihres Gemüths nicht gut und liebreich ist. Die Franzosen nennen solches einen Esprit doux & paisible. Eine zänkische Frau ist für einen vernünftigen Mann ein jämmerliches Hauscreuz. Eine Verschwenderin stürzt alles in Unordnung, und eine leichtfertige ziehet nichts als Schande, Fluch und Verderben nach sich. Es ist also in der That ein gefährlich Ding, ein Weib zu nehmen. Ich rathe auch dem grösten Weltweisen, nicht es hierinn dem Socrates nachzumachen, der wissentlich eine böse Frau soll genommen haben, weil er glaubte, daß, wo er dieses Uebel ertragen lernte, ihn so leicht auf der Welt nichts mehr anfechten könnte. Der Italiäner hat recht, wann er sagt: é meglio esser solo che mal accompagnato. Wer also ein Weib nehmen soll und mus, und dabei vermögend ist, der nehm die beste die er bekommen kan. Sagt man nicht für das Geld könnte man alles haben? Hier ist es in der That noch eine grosse Frage. Es ist und bleibt ein gewagter Handel. Alle menschliche Vorsichtigkeit ist hier nicht zulänglich. N'entreprennez pas de la choisir, mais priez Dieu, qu'il vous la donne, sagt ein gewiser Schriftsteller, der das Buch Conseils de la Sagesse geschrieben hat. *Ein tugendhaft Weib, spricht* Sirach 26, 13. *ist eine edle Gabe, wer solche bekommt, der lebet noch eins so lange: Sie wird aber nur dem gegeben, der GOtt fürchtet.*

Astronomische Betrachtungen über die Cometen.

Grosse Männer, die wir Astronomos, oder Sternenkundige heissen, haben an dem Erdklumpen, den wir bewohnen, und der eiteln Seelen, so ausnehmend vorkommt, daß sie sein Wesen nicht genug aus dem Sinn lassen können, zu ihrer Betrachtung nicht genug gehabt. Sie haben sich zu den Sternen geschwungen, und nachdem sie viele und lange Erfahrungen mit vielem Nachdenken überleget, dieselben in drei Classen eingetheilet, in Fixsterne,

sterne / in Planeten und Cometen. Die Fixsterne bleiben an einem Ort, und verändern ihre Stelle nicht, als wären sie an dem Himmel angenagelt. Die Planeten oder Irrsterne schweifen an dem Himmel herum. Die Cometen bleiben zwar auch nicht an einem Ort: sie können aber an dem langen Schweif, den sie insgemein haben, gar leicht von den Planeten unterschieden werden.

Unter den Fixsternen ist uns Erdbürgern die Sonne am nächsten und bekanntesten. Und weil wir sie etwas genauer kennen müssen, wenn wir das übrige verstehen wollen: so will ich das vornehmste wiederholen, so man von diesem Weltkörper in Erfahrung gebracht hat.

Man kan nach einer gewisen Art, welche in vielen mathematischen Schriften gelehret wird, Brennspiegel und Brenngläser schleifen. Diese genannte Instrumenta haben die Tugend, daß sie die Sonnenstralen sammlen, und auf einen Punct werfen; wodurch erstaunende Dinge verrichtet werden können. Archimedes soll durch seine Brennspiegel die Schiffe der Römer in Brand gesteket haben, als sie lange vor Christi Geburt die Stadt Siracusa in Sicilien belagerten. In einem Buche, dessen Namen mir entfallen, habe gelesen, daß in England ein Brennspiegel anzutreffen, welcher einen grossen Hund in einem Augenblik zu Pulver verbrennen könne: wenn man denselben nur durch die gesammleten Stralen springen liesse. Ich lasse es dahin gestellet seyn. Aber dis ist bekannt, daß der Herr von Tschirnhausen in Teutschland die grösten Brennspiegel verfertiget hat, wodurch man alle Metalle fast in einem Augenblik, und sogar Diamanten, schmelzen, und andere Cörper in Glas verwandeln kan. Es werden diese Tschirnhausische Spiegel als Seltenheiten aufbehalten. Vor einigen Jahren wurde einer davon in Holland für 10000. Thlr. verkaufet. Die löbliche Universität zu Halle besizet ein Brennglas, so Tschirnhausen verfertiget hat. Wie aber diese kostbare Instrumenta nur für reiche Naturforscher gehören: so haben andere Glasschleifer auch für geringere Leute gesorget. Man kan für wenig Groschen ein kleines Brennglas kaufen, und einige Versuche damit anstellen. Da nun die Brennspiegel und Brenngläser weiter nichts zur Sache beitragen, als daß sie die Sonnenstralen sammlen: so müssen die Sonnenstralen selbst dergleichen Wirkung haben, wann ihnen eine Sache so nahe gebracht würde. Also brennet die Sonne, und zwar noch stärker als ein ander Feuer. Da sie auch ein Licht ist, und den angenehmen Tag nicht nur auf Erden, sondern auch in allen Planeten ausbreitet; dieses aber die Eigenschaften des Feuers sind: so schliessen wir, daß die Sonne selbst ein Feuer sey.

Seit dem man angefangen, die Sonne durch Ferngläser zu betrachten: so hat man Dinge an ihr erbliket, welche von der Welt Grundlegung an, dem menschlichen Geschlecht verborgen geblieben sind. Im Jahr 1611. hat man zu allererst in der Sonne Fleken bemerket, welches hernach fast alle Jahre geschehen ist. Ich selbst habe deren drei an der Sonne im Jahr 1739. erbliket, wovon der gröste einer Bohne ähnlich schien. Es ist nicht nöthig eine weitläuftige Historie von diesen Fleken zu schreiben: sondern ich begnüge mich, einen gedoppelten Nuzen anzuführen, welchen wir dieser Anmerkung zu danken haben. Wir wissen daher, daß sich die Sonne fast in 27. Tagen um ihre eigene Axe unaufhörlich von Abend gegen Morgen bewege, und daß folglich dieselbe die Gestalt einer Kugel habe.

Es ist für Männer, welche die Ausmessungskunst, oder Geometrie verstehen, eine leichte Sache, die Entfernung zweier Oerter auszumessen, und zu be-

stimmen: ob man gleich zu keinem kommen kan, weil etwa ein Flus dazwischen fliesset. Unerfahrne Menschen würden ein solches Unternehmen für Hexerei ansehen: aber verständige wissen, daß die Sache gewis ist, und täglich, zu grossem Nuzen der Menschen, zu geschehen pflege. Wie würde man, z. E. Vestungen belagern, und Bomben in dieselben werfen können: wenn man die Entfernung nicht genau ausrechnen könnte? Der belagerte Feind ist so unhöflich, daß er diejenigen sogleich darnieder schiessen würde, welche sich mit der Messchnur seinen Mauren nähern wollten. Dergleichen gewise Gründe hat man auch am Himmel gebraucht, und wichtige Wahrheiten entdeket. Wer aus dem Calender weis, daß die Astronomi nicht nur an der Sonnen und dem Mond Finsternissen bestimmen: sondern sogar an den Monden des Jupiters und Saturnus, welche selbst noch kein sterbliches Auge gesehen, indem sie nur durch gute Tubos erbliket werden; Wer ferner weis, daß diese astronomische Ausrechnungen pünctlich zutreffen: der wird ja wohl seine Unwissenheit nicht über die Einsicht solcher Männer sezen. Wenn nun etwas von der Grösse und der Entfernung himmlischer Körper angeführet wird; so werden Leute vom Verstand, so nicht studiret haben, schwerlich sagen: Wer weis obs wahr ist, wer ist da gewesen, und hat alles gemessen? Gelehrte aber wissen die Art der Ausrechnung, sie wissen den Grad der Gewisheit, und werden mir solchen Einwurf nicht machen. Daher unterstehe ich mich die Grösse der Sonnen, nach den Ausrechnungen der gelehrtesten Männer, anzuführen. Es verhält sich die Erde zur Sonne, wie 1. zu 3000000. oder die Sonne ist drei tausendmal mal tausend grösser, als unsere ganze Erde. Die Entfernung der Erde von der Sonnen, beträget wenigstens 33758. halbe Erddiameter. Da nun ein halber Erddiameter, als die grosse Weltelle 860. teutsche Meilen ausmacht: so ist die ganze Entfernung in teutschen Meilen leicht zu finden, und man kan begreifen, daß eine Canonenkugel über 25. Jahr zubringen müste, wenn sie in gleicher Bewegung von der Sonne auf unsere Erde fliegen sollte.

Es ist also die Sonne ein runder Feuerballen, welcher drei Millionmal grösser als die Erde ist, sich ohne Aufhören um seine Axe fast in 27. Tagen beweget, und unsere Erde, nebst einer guten Anzahl anderer Monden, mit Licht und Wärme zur Gnüge versorget.

Dis wissen wir heut zu Tage gewis von der Sonne. Ob sie noch andere Absichten der unendlichen Gottheit erfülle, kan mehr vermuthet, als erwiesen werden. Die alten Magier in Persien hielten sie für den Thron GOttes. Einige Engländer wollen sie zur Hölle machen, so mir nicht wahrscheinlich ist. Vielleicht ist sie der beglükte Aufenthalt, den Asträa erwehlet, nachdem sie aus Verdrus über unsere Abscheulichkeiten die Erde verlassen hat. Vielleicht ist sie der Siz der wahren Frömmigkeit, allwo sie allein pranget: weil das Licht alles offenbaret, und die Heuchelei als einen Nebel vertreibet. Vielleicht ist sie das Vaterland unsterblicher Geister, welche sich von der Finsternis entfernen, damit sie die wahre Tugend im Licht ehren mögen. Es sey aber die Sonne, was sie ist: wir Erdbürger sind ihr unendlich verbunden. Wenn sie uns den Zuflus ihres Lichts und ihrer Wärme entziehen wollte: so würden wir vielleicht eben so bald die Seele ausblasen, als ein Vogel, welchen man unter die Gloke der Luftpumpe sezet, und ihm das Luftschöpfen auf eine thätliche Weise verbietet. So genau ist unser Leben mit der Sonne verbunden. Ein Freund, den ich nunmehr in der Aschen ehren mus, hat mir eine Begebenheit erzehlet, welche ich zum Vergnügen meiner Leser wiederholen darf: Er hat auf seinen Reisen einen blindgebornen Edelmann von guter Familie in Pommern gesprochen, welcher, das Gesicht ausgenommen, mit allen Gütern reichlich begabet war, womit die Natur den Geist und den Leib, und das Glük die äuserlichen Um-

Umstände vollkommen und angenehm zu machen pfleget. Ja, die Natur hatte den Mangel des Gesichts bei diesem Blinden, mit mehrern Geisteskräften ersezet, daher er alle Theile der Gelehrsamkeit aus mündlicher Unterredung gefasset. Mein Freund wurde theils durch Verwunderung, theils durch Mitleiden gerühret, und fragte ihn, ob er sich in seine Umstände mit Gelassenheit schiken könnte, oder ob er sich nicht öfters das Gesicht wünschete? Zum beständigen Gebrauch nicht, war die Antwort. Ich höre so viel von der Eitelkeit und Thorheit, so auf Erden vorgehet, daß ich mich glüklich schäze, daß ich sie nicht mit ansehen darf. Doch wünschte ich mir das Gesicht auf etliche Augenblike, um nur einmal die Sonne anzusehen, von welcher ich so erstaunende Dinge höre. Hätte ich dis Glük: so wollte ich den Schöpfer vielleicht eben so feurig loben, als die Sonne brennet, und hernach meine Augen wieder mit Vergnügen zu schliessen. Es ist ein betrübtes Merkmal der menschlichen Unempfindlichkeit, daß man dergleichen Rede nur von einem Blinden gehöret hat, und daß wir Sehende den Schöpfer so wenig über seine unendliche Güte loben und preisen. Wir haben in unserm curiosen, und in allen Wissenschaften nüzlichen Dollmetscher davon hin und wieder gehandelt; es würde dahero dem Leser nur verdrüslich fallen, hierinn weitläuftig zu seyn.

Da die Planeten aber sich nicht in gleicher Zeit um die Sonne bewegen: sondern z. E. die Erde fast dreisig mal herum komt, ehe Saturnus seinen Lauf einmal endiget: so scheinet es uns, als wenn die obern Planeten manchmal still stünden, oder gar rükgängig würden. Aus eben diesem Grunde lässet sich beurtheilen, warum Venus manchmal vor der Sonne hergehet, und den Morgenstern: oder derselben folgt, und daher Abendstern genannt wird; dergleichen auch Mercurius thut.

Seitdem man die Planeten durch Ferngläser betrachtet hat: so hat man nicht nur an dem meisten eine Veränderung des Lichts, wie an dem Mond, wahrgenommen; sondern auch grosse Berge, Seen und Meere bemerket. Um den Mond hat sich ein Luftcreis gezeiget, welcher manchmal sehr mit Dünsten erfüllet, öfters heiter und klar ist. Ja, Astronomi haben bei einer Sonnenfinsternis den Bliz auf ihm durchs Fernglas erblikt. Es müssen also auf dem Mond, und starker Vermuthung nach, auch auf allen übrigen Planeten, Veränderungen der Witterung anzutreffen seyn. Es regnet, schneiet, thauet auf ihnen; und nach Gelegenheit ist ein heitrer Sonnenschein zu verspüren. Davon in unserm, aus dem Reiche der Wissenschaften wohlversuchten Referendario, p. 23. des 2ten Theils, besondere Anmerkungen von neuen Entdekungen der Planeten anzutreffen, welche diese Sache verständlicher machen.

Unsere Erde ist also ein Planet. Sie bestehet in Absicht auf ihre Oberfläche, aus Land und Meeren, und ist mit vielen Bergen und Flüssen gezieret. Es wechseln Tag und Nacht, und die vier Jahrszeiten auf derselben. Es steigen Dünste auf, und fallen durch Thau, Nebel und Regen wieder herunter, wobei es öfters entsezlich donnert. Diese Umstände befördern die Fruchtbarkeit. Die Erde kleidet sich grün, bunt und schön. Und indem sie mit Gewächsen erfüllet ist: so wird sie ein bequemer Aufenthalt, nicht nur für eine unzehlbare Menge Thiere, sondern auch für tausend Millionen Menschen. Der Mond und die übrigen Planeten sind solche Kugeln wie unsere Erde. Sie haben Berge, Flüsse und Meere. Es thauet, regnet und donnert auf ihnen. Tag und Nacht, und die Jahrszeiten, wechseln auf ihnen ab. Bei so vieler Veranlassung zur Fruchtbarkeit werden die übrigen Planetenkörper nicht unempfindlich seyn: sondern, wie sie guten Theils die Erde an der Grösse übertreffen, sich noch herrlicher mit Laub, Gras und guten Gewächsen schmüken. Es wäre Schade, wenn so reiche Erden jährlich verlohren giengen, und nicht genuzet würden; davon im

im 2ten Theil des gedachten Referendarii p. 23. schöne Gedanken anzutreffen. Wir wollen also ohne Kummer seyn. Können wir nicht Creaturen auf allen Planeten gewis vermuthen: da auf der Erde dergleichen sind, und auf den übrigen die Vorsicht GOttes alle nöthige Anstalt zu ihrer Verpflegung und Gemächlichkeit gemacht hat?

Demnach verdienet unsere Erde, welche unter die Planeten gesezet worden, eine besondere kleine Abhandlung: weil uns gar zu viel an diesem unsern Sandpunct gelegen ist. Es kan auch nichts von den Cometen vorgetragen werden, so zu unserm Zwek dienet, wenn man sich nicht vorher über einige Dinge mit der Erde verglichen hat. Daß die Erde rund sey, kan ohne Beweis angenommen werden: indem diese Lehre sogar in den Hütten der geringsten im Volk eingedrungen ist, und sich Beifall verschaffet hat. Und daß selbige sich herum drehet, solches ist in unserm Dollmetscher, p. 680. und p. 430. wie auch in dem schon angeführten Referendario pag. 24. des 2ten Theils bewiesen worden; Und wäre es lächerlich, wenn unsere Erde verlangen wollte, daß sich Sonne, Mond und Sterne, die grossen himmlischen Körper, in einem unermeslichen Raum, sollten in 24. Stunden herum schwingen, nur damit unsere gemächliche Mutter, auf einem Stülchen sizend, sie beschauen mögte. Dergleichen Begehren ist der Erde ehemals von den meisten Menschen angedichtet worden, und noch heut zu Tage bereden sich Leute von blöden Verstand, daß sich die Sonne und der Himmel herum drehe: weil es ihnen also vorkommt. Ich hoffe, daß sich keiner zu dieser Gesellschaft schlagen werde. Auf die heilige Schrift mus sich wenigstens niemand berufen, wenn in solcher die Redensarten vorkommen: *Sonne, stehe still!* und dergleichen. Es reden alle erfahrne Astronomi also: ob sie gleich die Redensart anderst verstehen. Wer von allen verstanden seyn will, mus wie alle sprechen. Ich seze daher mit allen Himmelskundigen, welche ausser der gezeigten Ungereimtheit noch wichtige Gründe haben, daß sich die Erde in 24. Stunden um ihre Axe drehe, wodurch es uns scheinet, als wenn sich der Himmel herum geschwungen hätte, und woher die Abwechselung des Tages und der Nacht verursacht wird.

Ausser dieser 24. stündigen Bewegung der Erden, nach welcher sie sich um ihre Axe wendet, haben Sternenkundige noch eine andere entdekt, und erwiesen, daß sie sich in Jahresfrist um die Sonne, gleich den übrigen Planeten, schwinget. Wenn man diese jährliche Bewegung nicht annimmt, so kan man viele Erscheinungen des Himmels nicht erklären. Man weis zum Exempel nicht, woher es komme, daß Saturnus bald vor sich, bald rükwärts gehet, und manchmal gar stille stehet. Hingegen macht es der Umschwung der Erden verständlich. Der Herr Whiston vermuthet, daß in den Schöpfungstagen die erste Bewegung noch nicht gewesen: sondern Tag und Nacht durch den Umschwung um die Sonne entstanden sind. Es wären also durch die paradisischen Tage, wenn es heisset: *also ward aus Abend und Morgen der erste Tag,* rc. Jahre zu verstehen. Die geschwinde Bewegung um die Axe in 24. Stunden soll, nach der Meinung dieses Gelehrten, durch den Stos eines Cometen eingeführet worden seyn, wodurch der gerechte GOtt nach dem Fall das Paradis verderbet hätte.

Damit aber die Vermuthung, daß die paradisischen Tage Jahre gewesen, etwas mehr Stärke bekomme, indem sie uns im Fortgang nüzlich seyn kan: so mus ich hierbei mit einfliesen lassen, daß der Herr Whiston sagt, *Himmel*, bedeutet sowohl den Weltbau, als den Dunstcreis unserer Erden, rc. Wie man nun bei andern Wörtern, so mehrere Bedeutungen haben, an einem jeden Ort überleget, welche sich zum Zusammenhang der Sache schikt: so will Whiston, daß man auch hier verfahren solle. Und nach dieser Anmer-

merkung meinet er Erlaubnis zu haben, eine gedoppelte Schöpfung zu lehren. Er lehret nemlich eine allgemeine, wobei unsere Erde dem Stof nach auch mit hervor gebracht worden: ferner eine besondere, wodurch unsere Erde, wer weis wie lange Zeit hernach, in den 6. Schöpfungstagen die gegenwärtige Gestalt erhalten habe. Von der ersten und allgemeinen Schöpfung handeln die beiden ersten Verse, welche also umschrieben werden können: GOtt hat Himmel und Erde hervorgebracht. Die Umstände, welche dabei zu bemerken seyn mögten, gehen das menschliche Geschlecht nicht an, daher sie ihm auch nicht gemeldet werden dürfen. Wie aber die ganze Welt der Betrachtung vernünftiger Personen überlassen wird, und der grosse GOtt sichs wohl gefallen lässet, wenn sie einiges durch das Anschauen und durch Schlüsse heraus bringen und erkennen: so werde ich von der Erden etliche Säze bekannt machen, welche durch das Nachsinnen nicht erreichet, sondern nur durch den Glauben gemerket werden können. Die Erde ist durch eine merkwürdige Verwandelung gegangen. Sie war vor ihrer sechstägigen Zubereitung wüste und leer: wurde aber hernach in einen bessern Stand gesezet. Um aber die andere Schöpfung, oder Vollbereitung der Erden deutlich zu machen: so hält Whiston die Beschaffenheit der Erden, wie sie Moses beschreibet, mit demjenigen zusammen, was die neuere Astronomi von den Cometen entdekt hat, und findet die gröste Übereinstimmung. Er nennet daher das Chaos, oder die wüste Erde einen Cometen, welcher aber durch die Macht und Güte GOttes in den Zustand eines Planeten versezet worden. Dis stellet er also vor: Nachdem der Erde eine ordentliche Stelle unter dem Planetenchor angewiesen worden, und sie sich umgeschwungen: so würde man auf derselben den Wechsel des Lichts und der Finsternis bemerket haben; weil die Sonne längst vorhanden war. **Erster Tag.** Der neue Planet hat sich abermal ordentlich um die Sonne geschwungen, wodurch die vielen Dünste gröstentheils darnieder geschlagen worden, welche sich als Wasser in die Klüfte gesenket haben. **Anderer Tag.** Die Erde, welche hier und da troken geworden, lies Gewächse aus dem Saamen hervor wachsen, welchen Gott in sie geleget. Es ist ganz natürlich und leicht zu begreiffen, daß solches in einem Umschwung um die Sonne, oder in einem Jahr geschehen. **Dritter Tag.** Durch die Sonnenstralen wurde die Dunstkugel der Erden nach und nach so sehr gereiniget und erhellet, daß wenn jemand auf Erden gewesen wäre, er am vierten Tag bemerket haben würde, daß Sonne, Mond und Sterne am Himmel stünden. **Vierter Tag.** Am fünften und sechsten Tage ist endlich die Erde wunderthätiger Weise mit Einwohnern von GOtt versehen worden. Wer nachdenkt, wird leichtlich finden, daß sich der jährliche Umschwung zu so grossen Veränderungen besser, als der kurze Tag schikt. Die heilige Schrift nennet sonsten auch oft Tage, und verstehet Jahre. Daher man Whistons Meinung für eine gute Vermuthung ansehen kan. Hiervon kan Whiston in der Vorrede zu seiner Theorie, und der berühmte Herr Professor Gottsched in seiner Philosophie p. 324. weiter nachgesehen werden.

Unsere Erde ist mit vielen Gewässern an Flüssen, Seen und Meeren stark vermischet, wie es die Erfahrung lehret. Die Landcharte zeigt uns viel Gewässer: aber die Vernunft entdeket noch mehreres durch Schlüsse. Ich will diese Erkenntnis durch einige Anmerkungen befördern. Einstens wurde zu Sues am rothen Meer eine grosse Fischerei angestellet, wozu der türkische Bassa eingeladen worden ist. In dem Nez befand sich, nebst einer grossen Menge Fische, ein Delphin von ungeheurer Grösse, welcher dem Bassa geschenkt wurde. Der Bassa war mitleidig. Er lies in Eil ein messinges Band, mit der Aufschrift machen:

Amad Abdalla, Bassa zu Sues hat mir mein Leben und dis Band geschenkt. Im Jahr der Hegira 720.

Und nachdem er den Delphin solches anschmieden lassen, so wurde er ins rothe Meer geworfen, da er denn nicht lange säumete den Abgrund zu suchen. In eben diesem Jahr haben die Fischer zu Damiate am Mittelländischen Meer einen grossen Delphin gefangen, und oberwehntes Halsband an ihm gefunden. Man las den Namen eines bekannten und noch lebenden Befehlshaber mit Erstaunen, und schikte ihm das Band, so er für sein Geschenk erkannte. Diese Begebenheit hat der Arabische Geschichtschreiber, Abulhassen, der Vergessenheit entrissen. In Asien ist das Caspische Meer, welches niemals sonderlich zunimmt: ob sich gleich grosse Ströme drein ergiessen und es keinen Ausflus hat. Die Gelehrten haben sich lange Zeit gemartert, die Ursachen zu ergründen. Endlich ist es dem Perser *Paradia* in seinem Buch vom Caspischen Meer gelungen. Er hat bemerket, daß die Caspische See manchmal auf eine kurze Zeit aufschwelle, und daß jedesmal zu solcher Zeit auf dem schwarzen Meer ein grosser Sturm gewesen. Wenn hingegen die Winde auf dem Caspischen Meer stark wehen: so würde auf dem Pontus Euxinus ein grosser Anwachs des Gewässers verspüret. Auch hat er beobachtet, daß sodenn auf dem Persischen Meerbusen sich ein fürchterlicher Euripus oder Meerstrudel zeiget, welcher sonst nicht wahrgenommen wird. *Paradia* schliesset sehr vernünftig, daß diese Meere durch unterirrdische Gänge zusammenhangen, und erkläret aus solchem Saz diese Begebenheiten. Wenn nemlich der Wind stark auf dem Caspischen Meer bläset, und das Wasser getrieben wird: so schiesset es in den Pontus Euxinus, und vermehret dessen Vorrath an Gewässern; hingegen bekommt es einen neuen Zuflus aus dem Persischen Meerbusen durch den Meerstrudel, welcher sich nur in diesem Fall, und sonsten niemals zeiget. Aus den Schweizergebirgen fliessen grosse Ströme. Die Rhonne, die Donau, der Rhein und andere. Kircher sezet also ein grosses Hydrophylacium oder Wasserbehältnis unter die Alpen: dergleichen er auch in allen Welttheilen findet. l. c. p. 70. Man kan sich diese Sache, wenn alle Umstände zusammen genommen werden, nicht anders vorstellen, als daß in der Erde eine grosse Menge Wasser verborgen seye, durch dessen Hülfe so grosse Meere zusammen hangen. Nimmt man hierzu die Historie der Erdbeben; und erweget, daß an dem Ort der eingefallenen Städte, Seen entstanden, und daß hie und da Flüsse entsprungen sind; auch die Erfahrung der Bergleute, welche fast aller Orten endlich Wasser entdeken: so mus man auf die, sonder Zweifel gegründete Gedanken gerathen, daß in der Erde weit mehr Gewässer, als auf ihrer Oberfläche, anzutreffen sey.

Moses schreibt in dem zehnten Vers seines ersten Capitels, daß GOtt den Zusammenflus des Gewässers, Meere genant habe. Da nun des Gewässers in der Erde eine grössere Menge ist, als über derselben, wie ich vermuthe, so wird das unterirrdische Wasser diesen Namen auch am meisten verdienen. Es ist auch sonsten der Billigkeit gemäs, daß man vor der Sündflut nicht gar zu prächtig von den Wassern auf der Erden rede und schreibe. Vielleicht ist dessen viel weniger vorhanden gewesen, als mancher denken sollte. Es wird von dem Moses als etwas merkwürdiges angeführet, daß der HErr noch nicht hätte regnen lassen. Cap. 2., v. 6. Es ist gar nichts besonders, wenn dergleichen in etlichen Tagen nicht geschicht. Aber wenn einige Jahre ohne Regen hingehen sollten: so mögte es leichter verdienen in die Jahrbücher geschrieben zu werden. Wie nun diese Nachricht die obige Vermuthung von Schöpfungsjahren bestärket: so gibt sie zugleich einen Grund an, warum man vor der Sündflut keine grosse Weltmeere auf der Erdfläche; sondern nur Seen,

Ströme und Flüsse zur Bequemlichkeit der Menschen sezen müsse. Wären grosse Weltmeere gewesen: so würden die heissen Sonnenstralen nicht unterlassen haben, so viel Wasser aufzulösen und empor zu ziehen, daß Wolken und Regen, wenigstens an einigen Oertern entstanden wären. Aber die Schrift sagt, die irrdischen Dünste hätten nur einen Thau verursachen können: weil sie nemlich zu Wolken und Regen nicht hinreichend waren. Denn nach der Sündfluk wird erst der Regenbogen, als eine nie gesehene Sache angeführet.

Auf der Erde befinden sich die Berge. Sie sind eine Zierde der Erden, und verschaffen ihr Vortheile. Man findet sie in des Herrn geheimen Rath Wolfens Absichten. Ich bin aber nur bekümmert ihre muthmasliche Höhe zu bestimmen. Ricciolus hat in seinem Almagesto novo pag. 594. aus glaubwürdigen Anmerkungen der Malthesischen Ritter gezeiget, daß der Berg Pico, auf der Insel Teneriffa, 60. Italienische Meilen auf dem Meer gesehen werde, und hat daraus geschlossen, daß seine Höhe, nach der Perpendicular-Linie, 2. teutsche Meilen, und zwar nach Abzug der Refraction, betrage. Ich behaupte nicht, daß Pico der höchste Berg auf Erden sey: aber dis mögte wohl wahrscheinlich seyn, daß es Berge gebe, so zwo Meilen hoch sind. Doch bin ich bereit eines jeden Meinung von der Höhe der Berge anzunehmen, wenn sie mit bessern Gründen unterstüzet ist.

Unter den Bergen sind einige besonders merkwürdig, weil sie Feuer speien. Der geschikte Naturforscher, Pater Kircher, gibt in seinem Mundo subterraneo p. 179. ein starkes Verzeichnis von solchen Bergen, welche sich in allen Welttheilen finden. Ich will nur den Ætna heraus nehmen, und mit wenigen beschreiben. Ætna ist nach des Clavius Ausrechnung achzig bis hundert tausend Schritte hoch. Die unterste Gegend ist mit Weinstöken und fruchtbaren Bäumen, und die mittelste mit Wald gezieret: hingegen ist der Gipfel kahl, und mit ewigen Schnee, Aschen und ausgebraunten Steinen bedekt. Der feuerspeiende Schlund hat zwölf tausend Schritt im Umfang, und die Tiefe kan kein Aug ausmessen. In der Tiefe brennet eine unbeschreibliche Glut, und macht ein Geprassel als wenn alle Donnerweter beisammen wären. Wenige Menschen haben die Dreistigkeit dis Schauspiel der Natur in der Nähe zu betrachten: und wer sich auch ohne Schaden genähert, wird doch durch den Schwefel und Salpeterdampf bald vertrieben. Zu gewisen Zeiten treibt dieser Berg eine entsezliche Menge Steine und Feuerflammen heraus, welche ganze Gegenden verwüsten. Kircher meint, man könne aus diesen feuerspeienden Bergen eben so gewis auf unterirrdische grosse Pyrophylacia, oder Feuerbehältnisse schliessen: als man aus einem rauchenden Schorstein wahrnimmt, daß Feuer in einer Küche seyn müsse. Der Geruch und andere Merkmale geben zu erkennen, daß dis Feuer seine Nahrung von unterirrdischen Schwefel, Salpeter und dergleichen Materie haben müsse: und die ewige Dauer bezeuget, daß diese Materien in der Erden in grosser Menge vorhanden seyn.

Man nimmt 3. Theile Salpeter, 2. Theile Saltartari, und ein Theil Schwefel, und zerstöset es zu Staub: so hat man Knallpulver. Streuet man eine Messerspize voll dieses Pulvers in einen Löffel, und lässet es über einigen Kolen schmelzen: so wird es mit einem starken Knall in Dampf in die Höhe fahren, und dasjenige! so man oben drauf gelegt, erschüttern. In der Erde treffen wir die gemeldeten Materialien häufig an; es ist auch Feuer genug in derselben solche Dinge aufzulösen. Sollte nicht manchmal eine unterirrdische Entzündung entstehen, und unsere Oberfläche mit Krachen erschüttern? Es geschicht, leider! und wir nennen diese betrübte Begebenheiten Erdbeben. In Italien werden sie oft verspüret.

ret. Vor etwa 12. Jahren wurde ein Theil von Teutschland gelinde beweget: und ist merkwürdig, daß der seiner Höhe wegen berühmte Thurm zu Strasburg durch den ersten Stos um etwas aus seiner Stelle geruket, durch den andern aber wieder an seinen Ort gesezet worden ist, ohne sonsten einen Schaden erlitten zu haben. Indem aber die Natur mit uns Teutschen mehr gescherzet, als uns ihren Ernst gezeiget hat, und die jezt lebenden folglich keine eigene Erfahrung haben: so will ich meinem geneigten Leser eine Erzehlung aus dem gelehrten Werk des Kirchers, und aus Missons Briefen von Italien, mittheilen: Der Pater Kircher beschreibet in der Vorrede zu seinem Mundus subterraneus das grosse Erdbeben, welches im Jahr 1638. in Calabrien 14. Tag gewütet, und ihn bei nahe mit in den Abgrund versenket hat. Es war dieser grosse Mann dem Cardinal von Hessen als Beichtvatter dazumal zugeordnet, und hatte in dessen Verrichtungen eine Reise nach Sicilien und Maltha zu thun. Er bediente sich der Gelegenheit viele Seltenheiten der Natur zu betrachten, und reisete am 24. Merz von Messina aus, um sich nach verrichteten Geschäften wieder nach Rom zu begeben. Nachdem er sich eine Zeitlang zur See befunden, und den Berg Etna und Strongilus von fernen betrachtete: so wurde er gewahr, daß diese Berge zugleich eine solche Menge Dampf ausstiessen, daß dadurch alle herumliegende Gegenden und ganz Sicilien bedeket wurde. In den Tiefen und Klüften der Erden wurde ein erschrekliches Brüllen vernommen, das Wasser fieng an aufzuschwellen, als wenn es kochte, und der Schwefelgestank war höchst beschwerlich. Kircher sagete es seinen Reisegefährten und den Schifleuten, daß er ein Erdbeben vermuthete. Sie ländeten bei der Stadt Tropäa, und der Pater begab sich ins Jesuiter-Collegium. Kaum war er zur Thür eingetretten, als plözlich ein Getös als vieler rennenden Wagen, und sogleich darauf ein so gewaltiges Beben vernommen wurde, daß das Collegium und die ganze Stadt in einer Wagschale auf und nieder zu steigen schiene. Die Erde bewegte sich so heftig, daß der Pater nicht stehen konte, sondern auf sein Angesicht fiel. O! schreibt er, wie abgeschmakt kam mir in dieser Erstarrung alle Freude der Welt vor! Ehre, Würde, Macht, Gelahrheit und alle Lust schien mir ein Nebel, eine Wasserblase, oder ein vom Wind getriebener Strohhalm zu seyn. Die Ewigkeit öfnete ihre Pforten, und ich hatte keine andere Zuflucht, als die Erbarmung meines Schöpfers. Ziegel, Wände und Mauren fielen mit Geprassel. Endlich muste er sich doch, wie einige andere, erholen, und sich auf die Flucht machen, welche er zu seinem Schif nahm. Er kam auf dem ungestümen und kochenden Meer des andern Tages nach Rochetta. Er und seine Begleiter waren nicht lange ans Land, und in ein Haus getretten, als die Erde aufs neue bebete, da die erschrokene Gesellschaft wieder zum Wasser eilen muste. Und weil sie allda auch in lauter Todesangst schwebte, so ländete sie bei Lopiz, und wollte am Ufer des Meers ihr ferner Schiksal erwarten. Hier hatten sie die ehemals berühmte Stadt St. Euphemia und den Berg Strongilus im Gesicht. In kurzen vernahmen sie einen unterirrdischen Schall, als wenn es von weiten donnerte, welcher immer zunahm. Als sich das Donnern unter ihrer Gegend befand: so bebete die Erde abermal so gewaltig, daß sich ein jeder an den Stauden anhalten muste, um nicht zerschmettert zu werden. Sie merkten, daß Strongilus so viel Feuer auswarf, als wenn Berge aufstiegen. Da auch dieser Sturm vorüber war: so wurde bemerket, daß die Stadt St. Euphemia mit Dampf umgeben war. Derselbe zertheilete sich bald, und die

Gesellschaft sahe mit Erstarren, daß die ganze Stadt in Abgrund versunken sey, und eine stinkende See hinter sich gelassen habe. Durch dis Erdbeben ist die Napolitanische Küste 200. Italienische Meilen lang, fast gänzlich umgestürzet worden. Einige haben bemerket, daß dazumal ein Comet nahe an dem Mond sich befunden habe. Die Sache wird begreiflicher, wann der geneigte Leser sich die Mühe geben wird, in diesen auserlesenen Sammlungen, pag. 118. des 2ten Theils, die Abhandlung von der merkwürdigen Veränderung unserer Oberfläche nachzuschlagen, wo sehr merkwürdige Exempel und Beweisgründe wegen des Obigen zu finden.

Da die Erde also beinahe Kugelrund ist, so hat sie ein Centrum oder einen Mittelpunct, welcher von allen Puncten der Kugelfläche gleichweit abstehet. Die Erde, und auch die übrigen Planeten, beschreiben also um die Sonne eine gewise Bahn, in welcher sie durch das Gleichgewicht der entfernenden und anziehenden Kraft erhalten werden. Ich weis, daß mirs kein Mensch verdenken wird, wenn ich diese beiden Eigenschaften die Himmelskräfte nenne. Man siehet aber auch, daß es etwas ganz merkwürdiges seyn würde, wen̄ des Himmelkräfte sollten beweget werden: indem dadurch der Planet aus seiner ordentlichen Bahn weichen würde, bei welchem die Veränderung vorgienge.

Kircher gibt in seinem oft belobten Buch ein artiges Experiment an. Man soll eine Schüssel voll Wasser nehmen, worinnen Küchensalz und Salpeter aufgelöset worden, und solche an das Mondenlicht sezen: wobei der grosse Mann versichert, daß man nach einiger Zeit eine Anzahl Bläschen werde aufsteigen sehen. Weil nun solches Aufsteigen nur unter dem Mond geschicht: so schreibet ers dem Mond und seiner anziehenden Kraft zu. An den grossen Weltmeeren trägt sichs täglich zu, daß das Wasser 6. Stunden anläuft, welches Flut genannt wird: und hernach wieder 6. Stunden abfliesset, und Ebbe macht. Es ist angemerket worden, daß die Flut, wenn sie gros ist, das Wasser 16. und noch mehr Schuh erhöhe. Weil die Erfahrung bezeuget, daß die Flut alle Tage eine Stunde später kommt, daß sie im Vollmond und Neumond am grösten, daß sie sich genau darnach richtet, ob der Mond Erdnah oder Erdfern; weil sich allezeit an dem Ort die Flut befindet, wo der Mond ist: so hat der grosse Newton kein Bedenken getragen, solche Veränderung der anziehenden Kraft des Mondes zuzuschreiben, welche durch den Abstand von der Sonne entweder vermehret oder verringert wird. Alle Naturkundige, so viel ich weis, haben heut zu Tage die Erklärung des Newtons augenommen. Der Mond ziehet also das Meerwasser über 16. Schuh in die Höhe: und es ist kein Zweifel, daß nicht die Erde an dem Mond dergleichen Veränderungen hervor bringen sollte.

Gravesand erweiset durch Observationen, daß der Jupiter den Saturnus merklich an sich ziehe und aus seiner Bahn treibe, wenn sie in ihrem Lauf zusammen kommen. Vid. Physices Elementa mathematica, experimentis confirmata pag. 148. 167. Es wird dergleichen Anziehen auch bei allen übrigen Planeten und ihren Trabanten bemerket: welches aber ihrer Mase und Entfernung nach verschieden ist. Es ziehen also die himmlischen Körper einander an, wodurch nicht nur Veränderungen auf der Oberfläche erfolgen; sondern es kan sogar ein grosser Körper dadurch in seiner Bahn merklich verunruhiget werden; doch wird eine gewise und eingeschrenkte Entfernung erfordert.

Die grösten Planeten, Saturnus und Jupiter, stehen so weit ab von unserer Erde, daß wohl ihre anziehende Kraft wenig verspüret wird, wenn sie von einander entfernet sind. Aber da gleichwol die Sonne den Zug des Mondes auf der Erden vermehret, wenn sie mit ihm verbunden: so könnten vielleicht auch die vereinigten Kräfte des Saturnus und Jupiters noch etwas ausrichten; davon aller-

erst obgedachter massen die Würkung des Monds, in Hervorbringung der Ebben und Flut, alls einer der kleinsten Planeten, zum Beweis dienen mag.

Nach meiner gegenwärtigen Absicht gedenke ich genug von der Erde und den himmlischen Körpern angeführet zu haben. Anfangsweise will ich nur noch der Bewegung der himmlischen Körper gedenken, und die Art und Weise zu erklären suchen. Es ist ein von den Mathematicis genugsam erwiesenes Gesez der Natur, daß ein Körper so lang in seiner Bewegung, und zwar nach der Wendung als er den Stos erhalten, verharre, bis er durch einen andern ihm entgegen stehenden gehindert wird. vid. Krügers Naturlehre pag. 18. Wenn also eine Canonenkugel gerade empor geschossen wird, so würde sie sich in einer geraden Linie ins unendliche von der Erde entfernen; wenn nicht Luft und andere Hindernisse sie in ihrem Lauf störeten, und sie wieder zurük brächten. Unterdessen wollen uns einige Engelländer versichern, daß sie eine Canonenkugel empor geschossen, welche nicht wieder gekommen wäre. Wenn dis Experiment seine Richtigkeit hat: so mag der Himmel wissen, wo sich diese Kugel befinden möge. Weiter ist aus der Erfahrung bekannt, daß die Luft auf hohen Bergen sehr dünne ist, und auf dem Gipfel des Berges Teneriffa kaum annoch zum Athemholen gebraucht werden könne. Es ist kein Zweifel, daß sie immer dünner wird, bis die subtile Himmelsluft anfängt. Von dieser Himmelsluft ist durch Schlüsse bekannt, daß sie so dünne und subtil seyn müsse, daß sie der Bewegung der himmlischen Körper keine Hindernissen machen könne. Wenn wir nun sezen, daß der allmächtige GOtt bei der Schöpfung der Sonne einen Stos gegeben, daß sie sich um ihre Axe mit Behendigkeit bewegen müssen: so sezet sie solche Bewegung in Ewigkeit fort, weil keine Hindernisse vorhanden sind. Die Planeten sind in ihrem Wirkungscreis, und werden durch ihre Kraft, vielleicht durch die Stralen mit herum getrieben: welches desto bequemer angehet, da sie an sich leicht sind. Es erhellet hieraus ferner, daß die Sonne in dem ihr angewiesenen Himmelsraum en Chef commandire: und wenn noch einige neue Sterne in ihr Revier kommen sollten, dieselben auch von Abend gegen Morgen, der Sonnenwendung gemäs herum laufen müsten. Es mögte also wohl ein Versehen seyn, wenn jemand vorgeben wollte, daß er einen neuen Stern näher als Saturnus bemerket, welcher sich von einem Weltpol zum andern durch den ganzen Himmel beweget hätte.

Die dritte Art der Sterne, welche sich selten sehen läst, und daher allezeit mit Bewunderung erbliket wird, nennet man Cometen.

Weil die vielen Namen das Gedächtnis ohne Noth beschweren: so haben die neuern Cometenfreunde nur drei Classen gemacht, und sie eingetheilet, 1) in crinitos, 2) caudatos, 3) barbatos. Man könnte unserer Muttersprache zu Ehren die Cometen Wundersterne nennen, und sie nach ihrer Gestalt in haarförmige, bartförmige, und schwanzförmige eintheilen.

Alle Wundersterne, so man jemals gesehen, haben sich in 24. Stunden von Morgen gegen Abend in einem circulo diurno um die Erde zu bewegen geschienen: gleich wie dieser Schein an allen übrigen Sternen bemerket wird. Wolken, Feuerzeichen, und dergleichen Luftgeschichte, bewegen sich auch: aber geschichts um die ganze Erde? geschichts in 24. Stunden? und wenn eine leuchtende Materie jemals dergleichen gethan, kan sie 30. 40. 50. mal und Regelmäsig diese Reise widerholen? Ich weis, daß dis niemand behaupten wird: aber eben so wenig wird man den Cometen für eine Ausdünstung der Erden, so sich in unserer Atmosphäre befindet, mit dem Aristoteles halten können. Sternenkundige haben noch einen andern Grund, warum der Comet sich nicht in unserm Dunstcreis aufhalten könne. Er

müste allezeit eine grössere Paralaxis als der Mond haben, welches nicht bemerket wird. Es befinden sich also die Cometen gemeiniglich in dem weiten Himmelsraum, worinen sich die Planeten bewegen.

Ausser der 24. stündigen scheinbaren Bewegung, hat man an allen Cometen noch eine andere wahrgenommen. Sie haben sich fast alle von Abend gegen Morgen regelmäsig nach Art der Planeten durch mehrere Sternenbilder geschwungen. Daher haben erfahrne Astronomi, Sturm, Petit, Hevelius, Cassini und andere, ihren Lauf zum voraus bestimmen können, wenn sie die Cometen nur etlich Nächte observiret hatten. vid. Sturm. physica electiva Tom. II. p. 663. Man sollte also fast den Gedanken fahren lassen, daß sie wie die Irrwische aufs ungewise in dem Himmel herum vagiren, und vielmehr vermuthen, daß sie von der Sonne getrieben würden.

An dem Cometen im Jahr 80. und 81. des verflossenen Jahrhunderts hat man angemerket, daß er auf eine Zeit rükgängig geworden. Dergleichen wird auch von viel vorhergehenden Wundersternen berichtet. vid. Sturmii Phys. Tom. II. pag. 667. Es ist dis eine Begebenheit, die wir auch an den Planeten gemerket haben: und es ist ausser Streit die beste Art, wenn man sie auf eben diese Weise erkläret, als bei jenen geschehen ist.

Der Comet bestehet aus einem Stern, und einem langen Schweif. Von diesem lezten hat Petrus Apianus, ein berühmter Mathematicus des Kaisers CARL des Vten, zuerst angemerket, daß er allezeit der Sonne gegenüber stehe, als wollte er sich hinter dem Stern vor den Sonnenstralen verbergen. Apianus hat diesen Umstand zu seiner Zeit an fünf Cometen beobachtet: und hernach hat sich niemals ein Comet der Welt anders gezeiget. vid. Sturm. p. 658.

Es ist an mehrern Cometen, und insonderheit Anno 1680. angemerket worden, daß sie anfänglich vor der Sonne hergegangen, und des Morgens sichtbar gewesen, und daß sie hierauf, nachdem sie eine Zeitlang in den Sonnenstralen verborgen geblieben, der untergehenden Sonne des Abends gefolget sind. vid. Sturm. p. 548. Weil der Schweif allezeit von der Sonne abstehet: so hat er des Morgens eher müssen hervor kommen; hingegen hat man den Stern vor dem Schweif erbliken müssen, als er des Abends sichtbar wurde. Die vielen Observationes, so man von diesem Cometen hat, bezeugen, daß dis geschehen ist. Es kan also ein einziger Comet alle oben angeführte Namen erhalten. Gehet er vor der Sonne her, so heisset er barbatus, der bartförmigt. Folget er derselben, so ist er caudatus, schwanzförmig. Stünde er 180. Grad von der Sonne ab, so daß er in der Morgengegend aufgienge, wenn die Sonne untergehet: so hat er wohl einen Schweif, aber wir sehen ihn nicht, und heissen ihn crinitus, haarförmig. Diese Observation sezet uns in den Stand, daß wir sogleich sagen können, von welcher Art ein Comet seyn müsse, wenn wir die Zeit seiner Erscheinung wissen, solten wir ihn gleich noch nicht gesehen haben.

Weil eben dieselben Cometen bald vor, bald hinter der Sonnen gesehen worden: so mus eine Bewegung in ihnen vorgefallen seyn. Es stehet uns aber frei nachzudenken, ob wir eine gerade oder krumme Linie uns einbilden wollen. Wenn sich der Comet in einer geraden Linie vor der Sonne vorbei geschwungen: so würde er sehr wider den Respect gehandelt haben, welchen ihr doch die allergrösten Planeten erweisen. Es ist kein Planet, auch nicht einmal der entfernte Saturnus, welcher dem Wink der Sonnen zuwider seyn sollte. Alle wenden sich, wie sie sich drehet. Und ein Comet, er mag nun seyn wer er wolle, so ist er doch kein Jupiter, oder Saturnus, sollte ungebeuget vor der Sonne hinschleichen? Sie würde ihn gewis auf eine thätliche Weise belehren, daß

in

in ihrem Reich sich alles in runden Wirbeln schwanken müsse. Ich meines Orts traue es dem Cometen gar nicht zu. Ich glaube, er werde es wie Venus und Mercurius machen, wenn er bald vor der Sonne, bald nach ihr gehen will, damit er der neugierigen Erde seinen Bart und seinen Schweif zeigen könne.

Der verewigte Newton hat die Observationes, welche Ponthäus und Galletius zu Rom, der Pater Ango zu Flesche in Frankreich, ein ungenannter zu Boston in Neuengelland, ein geschikter Mann zu Cambrigde, Montenarus zu Padua, und Flamsted zu Londen über den Cometen 1680. angestellet haben, mit den seinigen verglichen, und das Stük der Cometenbahn herausgeschrieben hat. Nach der Ausrechnung dieses grossen Mannes, welchen die ganze Welt für ihren Lehrmeister in der Theorie der Cometen erkennen mus, ist der Comet viel näher zur Sonne dazumal gekommen, als ihr Mercurius ist. Nemlich wenn die 34000. halbe Erddiameter, als der Abstand der Erde von der Sonnen, in tausend Theile getheilet würden: so hat sich der Comet in seiner kleinsten Entfernung bis auf 6. das ist 204. halbe Erddiameter, oder 184040. teutsche Meilen genähert. Er zeiget hieraus, daß die Hize auf dem Cometen 28000. mal stärker, als auf unserer Erde in heissen Sommertagen, müsse gewesen seyn. Und endlich erweiset er wahrscheinlich, daß wenn unsere Erde so nah gekommen wäre, so würde die Glut und Hize auf ihm 2000. mal ein glüendes Eisen übertroffen, und sich viele hundert Jahre erhalten haben. vid. Principia philos. mathematica p. 494. nach der Londonschen Edition 1686.

Da der Comet eine solche erstaunende Hize der Sonnen, welche kaum beschrieben werden kan, ausstehet, und gleichwohl von der Sonne nicht zertheilet und zerstreuet wird, sondern grösser und schöner aus den Sonnenstralen hervor komt: so ist er kein corpus vaporosum, eine Dampfkugel und Himmelswolke, wie Hevelius gemeinet hat: indem die Sonne dergleichen Dünste zertheilet. Ist er aber ein vester Körper, und hat er auch einen den Planeten fast gleichförmigen Lauf, warum wollten wir ihn mit dem Newton und allen grossen Astronomis nicht für einen Stern halten, der den Planeten ähnlich ist? vid. Neuton. princ. p. 498.

Wenn demnach ein Wunderstern die Erde eine Zeitlang geschreket, oder in Verwunderung gesezet hat, und wieder verschwendet: so müssen wirs nicht so übel deuten, als wenn er gleich einem Nebel wieder zerstäubet wäre. Er entzeucht sich nur unsern Augen durch seine Entfernung, indem er seine Reise nach der Bahn fortsezet, welche ihm der Schöpfer angewiesen hat. Man weis diesen Saz auch aus der Erfahrung: weil der Comet durch das Fernglas noch einige Tage gesehen wird, wenn man ihn mit blosen Augen nicht mehr erreichen kan.

Der Comet im Jahr 1680. und 1681. hat die jährliche Laufbahn der Erden zweimal durchschnitten, nemlich sowol als er ein Morgencomet war, und sich zur Sonne näherte, als da er wieder wegeilete. Es bestätigen diesen Saz nicht nur die Observationes der Engelländer: sondern auch vieler Teutschen und anderer Gelehrten. Es leuchtet auch die Möglichkeit einem jeden in die Augen, wer bedenket, daß der Comet näher als Mercurius zur Sonne gegangen, und sich darauf weiter als Saturnus entfernet habe: weil die Erdbahn sich zwischen diesen beiden befindet. Die ehemaligen Cometen sind zwar nicht so genau bemerket worden: doch kan man die Durchschneidung der Erdbahn mit guten Grund öfters vermuthen; weil viele der Sonnen näher gekommen, als die Erde ist. Es haben demnach die Cometen, welche sich in einer krummen Linie um die Sonne bewegen, und die Erdbahn durchschneiden, beinahe einen halben Zirkel um die Sonne gezogen.

Eine zweitausendjährige Erfahrung belehret uns, daß sich kein Wunderstern über ein halb Jahr sehen läst. vid. Riccio-

lus p. 24. Josephus gedenket zwar im 17. Capitel seines VII. Buchs vom jüdischen Krieg eines Cometen, welcher vor der Zerstörung Jerusalems ein ganzes Jahr über der unglüklichen Stadt gestanden: vielleicht mögten aber einige noch zweifeln, ob auch die erschrokene Judenschaft recht gesehen habe? Es mag aber ein Comet gewesen seyn. Und also bleibet die längste Zeit ein Jahr, in welcher sich jemals ein Comet hat sehen lassen: gleichwie die meisten nur etliche Monate sichtbar seyn.

Der Comet hält so lange er sichtbar ist, eine krumme Bahn. Er schwingt sich aufs allerlängste in einem Jahr, insgemein in wenig Monaten halb um die Sonne. Da er aber, vermöge der Erfahrung, in eben so viel Zeit nicht wieder zurük kommt: so mus er entweder gar zerstäuben, oder sich von unserer Sonne verlieren, oder sich in einer sehr eccentrischen Figur bewegen, wozu er eine längere Zeit gebraucht. Indem er aber keine Himmelswolke, sondern ein beständiger Weltkörper wie ein Planet ist: so fällt die Vermuthung vom Zerstäupen weg. Da er sich in dem Wirkungscreis der Sonne findet, und von derselben getrieben wird: so mus er eine Schwere zur Sonne haben. Man kan daher wohl eben so wenig vermuthen, daß sich der Comet aus dem Wirkungscreis der Sonne verlieren mögte: als man besorgen darf, daß ein von der Erde in die Höh geworfner Stein, davon fliehen und nimmer wiederkommen werde. Es bleibt also die lezte Art übrig. Man kan nicht anders gedenken, als daß sich der Comet bei der Sonne fast nach einem halben Cirkel beweget, hierauf in einer wenig gebogenen Linie aufsteiget, sich oben wieder schwänket, und aufs neue zur Sonne eilet. Dergleichen länglich runde Figuren werden Ellipsen und Parabeln genannt: und man darf um so viel weniger zweifeln, daß sich der Wunderstern in dergleichen bewege, da es sogar alle Planeten thun; nur daß die Ellipses dieser lezten nicht so sehr eccentrisch sind. Man darf auch nach dem Schlus von der Aehnlichkeit eine elliptische Laufbahn bei allen Cometen statuiren: ob gleich, aus Mangel hinreichender Observationen, die Gründe davon nur bei einigen bekannt sind.

Da sich die Cometen ihre meiste Zeit über dem Creis des Saturnus aufhalten; hernach aber näher zur Sonne kommen als die Erde, ja öfters als Mercurius: so mus der Comet die Fläche der Erdbahn nothwendig zweimal durchschneiden, nemlich sowol wenn er sich der Sonne nähert, als wenn er dieselbe verlässet. Ja, es haben Cometen die Erdbahn selbst durchschnitten, wie von dem Anno 1680. bemerket worden. Und da sich die Erde in Jahresfrist durch alle Puncte ihrer Bahn beweget: so geschichts nicht nur, daß einmal der Comet näher zur Erden, als das anderemal kommt; sondern es ist auch möglich, daß die beiden Körper, wenigstens was ihre Dunstkreise betrift, aneinander stossen. Es ist leicht zu glauben, daß von einer solchen Berührung sehr betrübte Folgen auf unserer Erde herstammen würden: daher man GOtt zu danken, daß er einen solchen Zusammenhang und Lauf erwehlet, nach welchen sich der vorberührte Anstos des Cometen an die Erde gar sehr selten zutragen kan.

Indem der Comet sich nicht nur von Abend gegen Morgen beweget; sondern auch vermöge der Erdbewegung manchmal rükgängig wird; ausserdem aber eine nördliche und südliche Breite bekommt, indem er sich von der Erdbahn entfernet: so kan man sich bei ihm eine scheinbare Bewegung gegen alle vier Weltgegenden vorstellen. Es sind auch alle vier Wendungen durch viele Observationes bestärket: doch mit der Einschränkung, daß eine jede Art der Wendung und des Laufs, nicht durch den ganzen Himmel, sondern nur durch einige Grade oder auch Sternbilder gedauret habe.

Es ist der Comet ein Weltkörper wie ein Planet. Da er nun der Sonne öfters näher komt als alle Planeten: so müssen sonder Zweifel durch die starke Sonnenhize allerhand Ausdünstungen auf ihm erzeuget werden. Man bemerket die Dünste auch sowol durch das Fernglas, als mit blosen Augen. Insonderheit ist sein Schweif ein deutlicher Zeuge. Einige Gelehrte haben gemeinet, es wäre der Schwanz nichts anders, als ein Lichtstrahl, welcher durch den durchsichtigen Cometen, als durch ein Brennglas gefallen. Newton aber spricht p. 499. es wäre dis ein Einfall solcher Leute, welche nichts von der Optik verstünden. Es müste der Comet durchsichtig seyn, welches wider den Begrif ist, den wir von ihm haben. Es war diese durchsichtige Meinung ehemals beliebt: aber heut zu Tage ist sie bei Himmelskundigen unsichtbar worden. Sodenn werden die Stralen nicht von der Himmelsluft, sondern von einem Körper in derselben reflectiret. Nimt man den Schweif für eine von den Cometen aufsteigende Dampfsäule an: so lässet sich alles erklären. Die leichtesten Dünste werden von dem Cometen durch die Sonne abgetrieben: daher wird er gegen das Ende immer dünner, und man kan sogar öfters die Sterne durch ihn sehen. Der Schweif war Anno 1681. ungleich grösser, als der Comet von der Sonne kam, als da er vorher des Morgens zu ihr gieng: indem er anfänglich auf etliche Grade, hernach aber über 60. sich erstreket hat. Es ist diese Verschiedenheit öfters bemerket worden, und lässet sich durch die neue Erhizung, so von der Sonne herstammet, erklären.

Weil sich der Comet der Erde so sehr nähern kan, daß er sie wol gar anstöset: so ists kein Wunder, wenn die Historie meldet, daß er sie mit seinem Schweif berühret habe. Es ist dis nach dem Zeugnis des Petrus Apianus im Jahr 1472. und nach dem Bericht Augustinus und vieler anderen, im Jahr 400. geschehen, wobei die Menschen den aus dem Schweif steigenden Schwefelgestank mit Erstarren gerochen haben. vid. Ricciolus p. 6.

Der Comet im Jahr 1680. ist von der Sonne 2000. mal mehr als ein Eisen glüet, erhizet worden, vermuthlich ist es einigen andern Cometen auch also ergangen. Hieraus lässet sich, wie mich dünkt, der verschiedene Anblik erklären. Er siehet hell und weis wie Silber aus, wenn er zur Sonne gehet. Komt er zurük: so hat er zwar einen unermeslichen Schweif, er selbst aber glänzet nicht, sondern hat ein betrübtes Ansehen. Man vermuthet nicht unbillig, daß ihn der neue Brand, worein er gerathen, mit Rauch und Dampf bedeket. Nach einiger Zeit leuchtet er als ein Stern, der sein eigenes Licht hat. Die Flamme ist durchgebrochen, und hat den Rauch überwunden. Gleichwie ein Haus, das in Brand geräth, erstlich raucht und dampft, und nur manchmal die Flamme zeiget, endlich aber, nachdem es durch die Glut völlig übermeistert ist, lichterloh brennet, und durch seinen hellen Schein die ganze Stadt erschrekt; so mags auf dem Cometen zugehen.

Ich vermuthe, daß sich eine Materie, welche der Glut widerstehet, und sich gar nicht in Brand steken lässet, besser schiket den Cometen scheinbar zu zertheilen. Und welche Materie ist dis? Das Wasser. Vielleicht gibts grosse untercometische Wasserbehältnisse, dergleichen wir in unserer Erde haben. Wird der Comet entzündet: so wird des Cometen Wasser aufgelöset, und steigt aus seinen Klüften mit Gewalt hervor. Der dike Dampf siehet schwarz aus, und der wässerige Grund brennt nicht an, bis er völlig leer ist. Daher scheint zwischen einigen Theilen des Kerns eine grosse Kluft bevestiget zu seyn. Verlieret der Comet seine grosse Hize, oder wird er bei seiner weiten Entfernung gar kalt: so fällt das Wasser, so vermöge seiner Schwere zum Cometen nicht im Himmel zerstreut werden kan, wieder auf den Kern,

Kern, und nimt seine vorige Tiefen aufs neue ein. Die Vermuthung vom Wasser auf dem Cometen wird auch daher bestärket: weil der Comet eine Art von Planeten ist, auf welchen man das Wasser nicht mit Diogenes Laterne suchen darf. Und wie, wenn unsere Erde vor 6000. Jahren, und also vorher, als sie durch die vom Mose beschriebene Schöpfung in gegenwärtigen Stand versezet worden, selbst ein Comet gewesen wäre? würden wir nach der Aehnlichkeit nicht auf dem Cometen Wasser erkennen müssen, damit er wenn seine bestimte Zeit komt, gleichfalls ein bewohnter Planet werden könne? Whiston in seiner Theorie, und mit ihm der berühmte Herr Professor Gottsched erklären die Schöpfung also, und sezen die Schrift und Vernunft in eine schöne Ubereinstimmung: welches Unternehmen nur diejenigen ärgern kan, welche übel zufrieden sind, daß noch Vernunft auf der Welt übrig geblieben ist.

Die Menschen haben lange Zeit geglaubet, daß die Cometen viel wirketen, und noch mehr bedeuteten. Heut zu Tage lachen einige, wenn man ihnen etwas von der Wirkung der Cometen sagt. Es ist also eine Untersuchung, welche der Mühe werth ist, wenn man diese Sache ins Licht sezet. Ich hoffe solches nunmehro thun zu können. Ich halte dafür, daß der Comet etwas bedeute, wenn er etwas wirken könne. Er bedeutet nemlich dasjenige, was er wirken kan. Wenn die siegende Armee vor einer Vestung sich sehen lässet, und solche brennet; wenn sie die Laufgräben eröfnet, wenn sie Cathaunen und Mörser anführen lässet: so bedeutet solches etwas. Solten starke Geister in den Ringmauren einer solchen Stadt seyn, welche zweifeln und leugnen: so werden sie doch bald durch einen Regen feuriger Kugeln, durch angezündete Gebäude, durch fallende Mauren und durchlöcherte Wälle zum Beifall gebracht. Es kan unterdessen seyn, daß alle diese schrekende Wirkungen nachbleiben. Die Stadt erkennet entweder ihr Unvermögen einen gewaltsamen Angrif auszuhalten; oder sie wird durch die Königliche Gnade, zur freiwilligen Ubergabe gereizet; oder es komt sonst eine Absicht dazu: so ruhen Canonen und Musketen. Aber können wir deswegen sagen, daß die Ankunft eines solchen Heers nichts bedeute? Ich habe also nur zu erweisen, daß der Comet wirken könne: und ich getraue noch betrübtere Folgen auf Erden anzuzeigen, so von dem Cometen abstammen, als eine Stadt erfähret, wenn sie feindlich umringt und beschossen wird.

Der Comet kan uns viel näher kommen, als der Mond ist, und also auch zwischen unserer Erden und dem Mond hindurch seinen Lauf nehmen. Ist dis also, woran kein Himmelskundiger zweifelt: so kan er auch eine Mondfinsternus machen, indem er ein vester und undurchsichtiger Körper ist. Dergleichen Verfinsterung ist im Jahr 1450. geschehen. vid. Georg. Phranza hist. libr. V. c. 21. und aus ihm Ricciolus p. 7. l. c. Kan er den Mond verfinstern, so kan er ihn auch mit seinem Dunstcreis und Schweif umhüllen, wovon er auf eine Zeit, der Farbe nach, in Blut würde verwandelt werden: indem es einem jeden bekannt ist, daß der Mond roth aussiehet, wenn er durch viele Dünste gesehen wird. Wer es nicht weis, der gebe einigemal acht, wenn der Mond auf und unter gehet.

Auf gleiche Weise kan man sich die Möglichkeit vorstellen, daß die Sonne durch einen Cometen uns bedeket, und daher verfinstert werden möge. Zwar kan ich kein Exempel aus der Profanhistorie anführen: doch gibt das Evangelium eines an die Hand. Matth. 27, 45. Und von der sechsten Stunde ward eine Finsternis über das ganze Land, bis zu der neunten Stunde.

Vom Himmel kommen wir zur Erde, um die möglichen Wirkungen eines Cometen

ten auf derselben zu betrachten. Ich mache den Anfang von Uberschwemmungen, und erweise sie folgender Gestalt. Der Mond macht auf der Erden Ebbe und Flut, und erhebet die Oberfläche des Meers über 16. Schuhe. Die übrigen himmlischen Körper haben eben die anziehende oder magnetische Kraft. Der Comet ist ein vester Weltkörper wie ein Planet, und hat daher auch eine anziehende Kraft. Er kan grösser seyn als der Mond. Der Erde näher kommen als der Mond. Sich geschwinder bewegen als der Mond, welche Eigenschaften seine Kraft vermehren, und ihn in den Stand sezen, nicht nur leichte Ergiessungen anzurichten: sondern sogar alles unterirdische Gewässer der Erden heraus zu treiben, und auf ihre Oberfläche zu werfen. Ich rede nur von der Möglichkeit, welche zur Gnüge erhellet. Die Historie gibt hundert Exempel an die Hand, daß Uberschwemmungen bei der Gegenwart grosser Cometen sich geäussert haben. vid. Ricciolus. Da die Möglichkeit a priori, oder aus Gründen dargethan worden: so trage kein Bedenken viele Uberschwemmungen als Wirkungen des Cometen anzunehmen. Im Fortgang wird sichs ausser allen Zweifel sezen lassen, daß die allgemeine Sündflut daher ihren Ursprung genommen habe.

In der Erde ist ein grosser Vorrath verbrennlicher Materie, und solcher Dünste, welche sich leicht entzünden. Wenn dergleichen Sachen in grosser Menge in Brand gerathen: so entstehen Erschütterungen, Erdbeben, und die ofnen Berge speien Feuer. In der Erde ist auch beständig Feuer, welches durch die stark bewegte Luft angeblasen, und weiter getrieben werden kan, so daß es sehr um sich greift. Kan nun ein naher Comet starke Wirkungen an den Gewässern auslassen: so ist es ihm noch leichter, einen ausserordentlichen Zug, oder eine starke Bewegung in der Luft zu verursachen. Die bewegte Luft bläst das Feuer an. Die entzündete Materie breitet sich aus, und verursachet Erdbeben, womit mehrentheils in Italien das Wüten des Etna, Vesuvius und Strongilus verbunden ist. Daß hiermit die Erfahrung übereinstimme, will ich nur mit einem Duzend Exempeln beståttigen: es können aber deren mehr gefunden werden.

1) Nach dem Bericht Aristotelis ist ein grosser Comet am Himmel gestanden, als die beiden Städte, Bura und Helice in Achaja, durch ein Erdbeben versunken sind. 2) Im 7. Jahr Vespasianus hat Vesuvius gebrennet, und die Erde also gebebet, daß etliche Städte in Cypern eingefallen, und ein Comet hat geleuchtet. 3) Als Attila nach Italien gieng, war ein Comet und Erdbeben. 4) Im Jahr 1211. verschüttete das Erdbeben viele tausend Menschen in Burgund. 5) 1298. war an vielen Oertern ein so starkes Erdbeben, dergleichin man sich nicht erinnern konte. 6) 1456. war ein starkes Erdbeben. 7) 1500. hat Vesuvius viele Flammen gespien, und die Erde gebebet. 8) 1527. geschahe dergleichen in Portugall. 9) 1531. hat Vesuvius gebrant, und die Erde gebebet. 10) 1533. war ein Erdbeben in Sicilien und Calabrien. 11) 1538. hat Vesuvius und die Erde getobet. 12) 1569. wurde Ferrara durch ein Erdbeben erschrekt, und das Meer ist ausgetretten.

Bei allen diesen erschreklichen Begebenheiten sind grosse Cometen vorhanden gewesen. vid. Ricciolus, auch Garcäi Meteorologia. Ich ergreife diese Gelegenheit eine allgemeine Anmerkung über die Erdbeben zu machen. Da nichts ohne hinreichenden Grund: so müssen auch jederzeit die Erdbeben dergleichen haben. Nun befindet sich zwar beständig der Stof darzu in der Erden, nemlich die Salpeter- und Schwefelmaterien. Es ist aber dis nicht die nächste Ursach: indem sonst die Erde immer beben müste. Es wird eine grosse Entzündung erfordert. Will man die Ebbe und Flut angeben, oder die Winde auf unserer Oberfläche nennen: so müsten

sten einige Berge immer Feuer speien, und die Erde gleichfalls beständig beben; weil diese Ursachen theils täglich, theils mehrmalen im Jahr vorhanden sind. Daß Conjunctionen Erdbeben machen können, habe ich oben nicht aus astrologischen Muthmasungen: sondern Newtonischen Gründen gezeiget. Gegenwärtig sehen wir ein gleiches von den Cometen. Solte es denn sogar unrecht seyn, wenn man überhaupt diese Himmelsbegebenheiten, als die vornehmsten Ursachen der Erschütterung unserer Erdfläche angäbe? Man könte einwenden, daß Erdbeben auch ausser den Conjunctionen, und wenn kein Comet am Himmel ist, verspüret würden. Aber woher weis man das lezte? Kan er nicht bei Tage über dem Horizont seyn? Possidonius, der gelehrte Freund des Cicero, hat einen am Tage bei einer Sonnenfinsternis bemerket, welcher ohne diesen Umstand unbekant geblieben seyn würde. Vid. Seneca libr. VII. quæst. nat. cap. 20. Vielleicht ist die Ursach dieser Entzündungen, weil bei den grossen Conjunctionen, und bei der Erscheinung eines Cometen die Luft nach einer Centrallinie durch die anziehende Kraft beweget wird: da die ordentliche Winde fast mit der Erdfläche parallel gehen, und in den Klüften der Erden keine sonderliche Wirkung haben. Ich gebe dis für nichts anders, als für einen Gedanken aus, der weiter geprüfet werden mus.

Uberschwemmungen und Erdbeben verheeren die Länder, daß sie ihre hinreichende Menge Früchte nicht geben können. Da nun dergleichen von den Cometen gewirket werden können: so vermag auch der Comet Hunger und theure Zeit an einigen Orten zu wirken.

Auf Uberschwemmungen, Hunger und dergleichen kan Pestilenz folgen. Wir können aber auch noch aus einem andern Grund der Cometen von der Ursach dieser bösen Plage nicht gänzlich frei sprechen. Der Comet kan uns so nahe kommen, daß er unsere Erde berühret. Sein Schweif bestehet aus Schwefeldünsten. Und dergleichen sind der Gesundheit sehr zuwider. Man ziehe die Erfahrung zu rathe. Meine Meinung ist aber keinesweges, die Pestilenz jedesmal auf die Rechnung des Cometen zu schreiben. Es geschicht nur, wenn er uns nahe genug kommt. Vielleicht ist ein Comet derjenige Abgeordnete gewesen, so durch seinen Dampf siebenzig tausend in Israel getödet, und welchen David gesehen hat. 2. Sam. 24, 15. seqq. Wenn nun einmal die ganze Erde durch die Dampfsäule des Cometen wandlen solte, welches geschehen kan, und von allen Himmelskundigen zugestanden wird: so mögte solcher Durchgang wol die allerbetrübtesten Folgen haben, und ein Zerstören anrichten, dergleichen seit der Sündflut nicht vorgegangen ist.

Dis, was ich vorgetragen, gehet auf die Cometen, so zu unserer Sonne gehören. Da aber noch eine unbestimmliche Zahl anderer Sonnen vorhanden, und der Grund der Aehnlichkeit erlaubet, dasjenige, so wir bei unserer finden, auch bei den übrigen zu vermuthen; so können sie auch ihre Cometen in grosser Anzahl haben. Siehet man ja manchmal Cometen, welche sich nicht um unsere Sonne schwingen, und so klein bleiben, daß ihr Schweif kaum einer Spanne lang wird. Nach aller Vermuthung sind dis Cometen, welche zu diesem oder jenem Fixstern gehören. Die Erde ist, nach sehr verständiger Leute Meinung, ein Comet gewesen, und die heilige Schrift gebraucht solche Ausdrüke, daß man schliessen mus, sie werde wieder ein Comet werden. Da das Sonnenheer unendlich ist, oder doch seine Anzahl den Sand am Ufer des Meers an Menge übertrift, so können der Cometen leicht so viel unter den grossen Werken GOttes seyn, als Menschen auf Erden leben. Das menschliche Geschlecht bleibt nicht eine Minute, wie es war. Es gehen alle Pulsschläge einige ab, und andere kommen hinzu. Da nun, aus dem

Exempel unserer Erde zu schliessen, die Cometen auch ihre Abwechselung haben: so könte es gleichergestalt wohl seyn, daß täglich neue Erden aus betrübten Cometen, und hingegen wieder Cometen aus solchen Planetenkörpern entstünden, welche ihren ordentlichen Lauf vollendet hätten. Wenn dis in völliges Licht gesezet werden könte: so möchte es vielleicht eine Erklärung der Worte des Heilandes seyn, wenn er Joh. 5., 17. spricht: *Mein Vater wirket bis hieher, und ich wirke auch.*

Wir glauben nunmehro genug gesagt zu haben, von den Cometen, und ihrer Würkung in Betref auf unsern Planeten. Man wird sich auch nunmehro einen Begrif machen können, wie dadurch unser Erd-Planet in sein voriges Nichts, woraus er kam, verwandelt, und wie der jüngste Tag also entstehen kan. Der geneigte Leser wird hievon in dem 4ten Theil dieser auserlesnen Sammlungen, eine besondere Abhandlung finden, von der Sündfluth und der jezig so veränderten Welt sowohl, als von dem Vorspiel des jüngsten Gerichts, welche beide Capitel in einer Abhandlung von p. 114. bis 172. gedachten Theils mit Fleis zusammen gesezt worden.

Dieses Capitel der Cometen aber, beschliessen wir mit einer bei Gelegenheit des An. 1744. erschienenen Cometens in einem dazumal von uns in Druk heraus gegebenen Quartschrift von Whistons Meinung angehängter Poesie, welche ein kurzer Begrif ist, von dem was wir oben weitläuftig gemeldet haben:

Whiston.

Gebt auf den Himmel acht! Wie? Völker! stuzt ihr nicht?
Hilf Himmel, was ist dis? Ein seltsames Gesicht
Schrekt die bestürzte Nacht und die erblaste Ferne;
Ein dunkels Schwanzgestirn verdekt die leichte Sterne,
Und raubt uns Muth und Herz. Bebt Völker, bebt und zagt!
Gewis ein Unglük ists, so uns vorher gesagt,
So uns gezeiget wird, noch eh es unserm Scheitel
Mit schnellen Schlägen trift. Ihr Thronen, wie so eitel?
Ach zittert, zittert doch! wer weis, wie bald ein Schlag
Auch den gewölbten Schmuk der Cronen trennen mag!
Ihr Unterthanen zagt, bleibt gleich eu'r König leben,
Wird doch ein schärfes Schwerd des Zeichens Deutung geben,
Ein Schwerd, das allbereit auf eure Köpfe sinkt,
Und in das warme Blut der sichern Adern dringt.
Folgt dis nicht, ey! so wird die Furchen schmaler Seegen
Den harten Bettelstab euch in die Hände legen.
Geht, ruft und fordert Brod, versorgt den dürren Leib,
Verkauft ihn aber auch, verkaufet Kind und Weib;
Und trift dis noch nicht ein, so will ich es beschwören,
Die angestekte Luft wird Seuch und Pest gebähren;
Sie saugt den Körper aus, und wirft euch in das Grab,
Kind, Vatter, Mutter, Freund ihr alle müst hinab!
Wie, Völker! bebt ihr nicht? kan euch ein grauses Schreken
Ihr harten Bürger nicht den kalten Körper deken?
Ja ja, ihr sinkt, ihr starrt. * * * *
Halt hiziger Prophet!
Was überredet dich, daß dieses ein Comet
Die Länder lehren soll? was hat dich überführet,

Nicht

Nicht wahr, weil dis sich nur in seltner Zeit gebühret?
O nein, dis nicht allein: sein äusserlich Gesicht,
Sein ganzes Wesen lehrt, daß man denselben nicht
Als was gewöhnliches mit schnellem Blik betrachten,
Nein, nein man soll ihn so, so soll man selben achten,
Als wie ers würklich ist, als Bothe vieler Noth,
Als Herold vieler Pein, die GOttes Eifer droht = = =
Jedoch auch als ein Ding, so die Natur erzeuget,
In dem sich gar kein Grund des künft'gen Glüks ereiget.
Denn, lieber! zeige doch, wo hat ihn GOtt ersehen,
Daß bald, wenn er erscheint, was groses soll geschehen?
Stüzt sich die Zuversicht auf einen Regenbogen,
Denn, als die erste Welt in hohen Wasserwogen,
In GOttes Zorn ersäuft, bald hie bald dorthin schwam,
Die kleine Archenwelt zum Zeichen überkam:
So wies auch selben GOtt mit ausgestrekten Händen,
Den, hies es, will ich dir statt meiner Huld verpfänden.
Der soll ein Zeichen seyn, daß GOtt des Zorns gereut,
Und daß ins künftige nur der Erden Fruchtbarkeit,
Und nicht ihr Untergang aus diesen Wassern fliese,
Und daß der Regen euch zum Seegen werden müsse.
Hier aber schweigt die Schrift, kein Blat macht diesen Stern
Zur Drohung und zum Wink des eifervollen HERRN
Vielmehr ruft er uns zu: Laß keine Himmelszeichen
Die Brust, die mir vertraut, zur feigen Furcht erweichen.
Ahmt nicht den Heiden nach, die niemals mich erkannt
Die einen morschen Stamm zu ihrem GOTT ernannt.
Und wie, hat ein Comet die Lüfte stets durchstrichen,
Wenn ein verlebter Prinz nach Menschenart verblichen?
Schwang denn zu keiner Zeit der Krieg die heisse Hand
Er hätte denn vorher die Lüfte angebrannt,
Und solch ein Schrekenbild zur Warnung aufgesteket,
Eh er die blut'ge Faust auf unsern Hals gestreket?
Schlag jedes Jahrbuch nach, und forsch, ob allezeit
Des Glükes Aenderung erst ein Comet gedräut?
Durchblättre ferner auch die Sternverständ'ge Schriften,
Hat unser stilles Land, hat die verschonten Triften
Stets ein gemeines Leid beflort, entblöst, gedrükt,
Wenn man ein Schwanzgestirn in hoher Luft erblikt?
Bemüh dich, wie du willt, die Fälle spätster Zeiten,
Als Folgen eines Sterns gezwungen auszudeuten;
Sprich, stirbt ein grosser Prinz nach dreisig Jahre Frist:
Nun seht ob der Comet umsonst erschienen ist!
Ein kluger lacht hiezu, ohn dich zu widerlegen,
Weil ja dein Urtheil auch dem Kinderwiz entgegen.
Gesteh, gesteh es nur, es wäre ungereimt,
Was deine Phantasie von den Cometen träumt.
Die Weisheit GOttes stimmt doch nicht mit dir zusammen

Die

Die wahrlich niemals nicht dergleichen seltne Flammen
So weit entfernen wird, daß die geblende Welt,
Auf welche sie den Pfeil gerechter Rache hält,
Und die sie noch dadurch zur Busse ruffen wolte,
Nicht einmal diesen Wink in Obacht nehmen solte.
Denn wer, erzehl es doch, wer merket wohl darauf?
Das meiste Schwanzgestirn vollführt den stillen Lauf,
Der allerwenigste sieht es die Lüfte trennen,
Wie ist es also denn ein Hauptprophet zu nennen?
GOtt würde, wolte Er vom Eifer seiner Hand,
Dem schon geschwungnen Bliz, durch selb'ge einem Land;
Durch selb'ge einer Stadt, die seine Rechte hassen,
Und ihm zum Zorn gereizt, vorhero pred'gen lassen,
Sie in der freien Luft, in unsrer Dünste Creis,
Und, daß sich Land und Stadt nicht zu entschuldgen weis,
Recht über ihrem Kopf als stumme Pred'ger stellen;
So könnte man noch wohl hievon das Urtheil fällen:
GOTT warne uns voraus; wie dorten Solyma
Dergleichen über sich erschreklich schweben sah,
Eh es der Römer Schwerd zu Grund und Boden kehrte,
Und Tempel und Altar ein fräsig Feuer nährte.
Jezt aber, da wir klar an den Cometen seh'n,
Daß sich dieselben nicht durch unsern Luftcreis dreh'n,
Da man gar die Natur derselben weis zu sagen,
So hat man sich nicht mehr mit leerer Furcht zu plagen.
Was ist denn ein Comet, Wie hält er seinen Lauf?
Hier habe, der du frägst, hier habe dieses auf:
Der Einsicht schwache Kraft der sonst nicht dummen Alten
Hat ihn vor vielerlei, doch ohne Grund, gehalten.
Der Eine sagte dis, es wäre ein Comet,
Ein fetter Dünsteschwarm, der aus der Erden geht,
Der sich in unsrer Luft in einem Klumpen bebet,
Und wenn er sich entzündt gleich einem Irrlicht schwebet,
Das endlich wieder stirbt, so bald sein Stof verzehrt,
Und in sein voriges Nichts, woraus es kam, zerfährt.
Bei dieser Meinung blieb' noch mancher Neue stehen,
Doch lies man ihn nicht mehr durch unsern Dunstcreis gehen.
Er wurde auch nicht mehr von Dünsten unsrer Welt,
Als sonst im Alterthum, nur einzig hergestellt,
Die Sterne allzumal, die in der Nähe rollen,
Die musten den Tribut zu seinem Wesen zollen.
Wo nicht, so würde doch die Himmelsluft verdikt,
Und zu gewisser Zeit in solchen Ball gedrükt,
So man die Reinigung der obern Lüfte nannte,
Und dieses dann und wann für noth zu seyn erkannte.
Allein die Meinung trügt. Die Alten wusten nicht,
Das niemals ein Comet durch unsern Dunstcreis bricht,
Wie Tycho allererst die steifen Gegner lehrte,

Cassini

Cassini blieb hierbei, ja was noch mehr, er störte
Der Schranken engen Raum, den nach der Monden Welt
Dem bärtigen Gestirn ein blosser Schein gestellt.
Jezt mus sie selbst Saturn vorüber sehen streichen,
Wenn manche nicht einmal den fernen Creis erreichen,
Wo unsre Sonne herscht. Und daher gehts nicht an,
Daß noch der schwache Wahn der Alten fussen kan.
Die neuern Meinungen steh'n ebenfalls im Beben
Sie sind zu weit gesucht, noch mehr, sie widerstreben
Der feinen Himmelsluft. Thut man nicht allzuviel,
Wenn man ein Wesen kränkt, das zärtlich, rein, subtil,
Ein Wesen, welches auch dem Strahl geschwänzter Sterne,
So schwach, so klein er ist, auch in der grösten Ferne
Den Lauf befördern hilft, den Durchgang leichter macht,
Wenn man, dis sage ich, durch eine dunkle Nacht
Geschwärzten diken Rauchs, und ohne Noth, beschmüzet,
Ja gar es geht nicht an! so viel ihr euch beschüzet,
So wisset ihr doch auch der Sonnen strenge Kraft,
Die jede Dünste trennt und auseinander schaft,
Zumal, wenn sie sich ihr so nah zu gehn erkühnen,
Als neulich ein Comet in Newtons Glas geschienen.
Am besten wenn man sie vor solche Körper hält,
Die, als des Schöpfers Hand dis Ganze hergestellt,
Beinah aus gleichem Zeug ihr erstes Seyn empfangen,
Darinn wir jezo sehn die Irrgestirne prangen,
Selbst Jupiter ist blas vor dem geworfnen Licht,
Das aus dem grossen Kopf von ihrer vielen bricht.
Die Kugelrunde Form, das ordentliche Reisen,
Mus ihnen ihren Rang bei den Planeten weisen.
Sie irren, und durchgeh'n den langgestrekten Creis,
Besuchen uns und flieh'n. Des Wizes schwacher Fleis
Berechnet auch so gar schon die verschiednen Zeiten
Des Laufs, der Wiederkunft und andrer Seltenheiten.
Doch trift man noch nicht gleich bei jeder Rechnung ein;
So lange Blik und Glas die Mitgefehrten seyn,
So lange weis man es gewis vorher zu sehen,
Wie weit in ihrer Bahn die Schwanzgestirne gehen.
Verbergen sie sich nun, so hört die Kunst, den Lauf,
Ich meine ganz gewis, vorher zu sagen, auf.
Doch sieht man sie genau ein andre Bahn beschreiben,
Den man den Thierkreis nennt, drum die Cometen bleiben.
Ein ungeheurer Raum, der an die Schranken gränzt,
Worinnen Syrius mit muntern Stralen glänzt,
Weit über den Saturn, gibt ihnen Plaz und Wege.
Die Sonne macht sie hell und ihre Körper rege.
Ein dunst'ger Schatten folgt den lichten Kugeln nach,
Und wächst und mindert sich, nachdem sie allgemach
Der Sonnen näher geh'n und ihre Herrschaft fliehen;

Im ersten Fall sieht man sie lange Schweiffe ziehen;
Und in dem andern Fall, stellt sich ein langer Haar,
Gleich einem grossen Bart, den steifen Augen dar;
Der in der Ferne sich denn ebenfalls verlieret,
Wenn ihn der Sonnenstral nicht mehr so heftig rühret.
Zu der Zeit sehn sie so, wie and're Irrstern aus,
Bis man sie gar nicht sieht bis sie ins ferne Haus
Des undurchdrungnen Raums mit mattern Stralen dringen,
Und nach beschlossner Bahn sich wieder zu uns schwingen.
Was hindert es mein Freund, daß uns nicht dieser Schein
Des Schwanzgestirns vielmehr ein Aufbott könte seyn?
Die Herzen, welche GOtt nicht Sinnes ist zu schreken,
Zu seinem Lob und Ruhm zur Freude zu erweken.
Ihr Völker, danket GOtt, der uns den Blik verklärt,
Daß uns kein Schreken mehr, die starke Brust beschwert.
Ihr Völker neiget euch, und ehrt mit frommen Schweigen
Den HErrn, dem nur allein Kraft, Macht und Weisheit eigen,
Der dis Gestirn gebaut, der diese Welten schuf,
Zu einem Aufenthalt, zum Nuzen, zum Behuf,
Der Wunder seiner Hand, und (schweigt erhizte Köpfe,
Und widerspricht mir nicht) vernünftiger Geschöpfe.

Lezte Gedanken eines Greises vor seinem Abschiede aus der Welt.

Ich weis den wenigen Rest meiner Lebenstage nicht besser zuzubringen, als wenn ich meine vergangene Zeit überdenke, und mein Gemüht mit stillen und erbaulichen Betrachtungen unterhalte. In den 80. Jahren, welche ich als ein Einwohner der Erde auf diesem grossen Weltkörper zugebracht / habe ich Gutes und Böses kennen und von einander unterscheiden gelernet. Ich bin völlig überzeuget worden, daß man nicht mit eben der Unempfindlichkeit aus der Welt gehet, mit welcher man dieselbe zuerst erbliket, und daß der Weg, so uns aus derselben wieder heraus führet, weit schwerer zu betreten sey, als derjenige, der uns zuerst in die Welt führet. Allein ich habe schon seit geraumer Zeit her mein Gemüth von allen den Bekümmernissen und Sorgen glüklich befreiet, welche den meisten Menschen den Weg, der uns durch die finstre Thäler des Todes leitet, so fürchterlich, schwer und verhast machen. Ich sehe die Pforten der Ewigkeit, vor welchen ich stehe, und durch welche ich auf den ersten Wink meines Schöpfers zu gehen bereit bin, mit der grösten Gelassenheit an, und suche mir nur noch die wenigen Augenblike, die mir zum Leben vergönnet sind, zu Nuzen zu machen. Ich empfinde in meinem Gemühte ein Vergnügen, von dem ich aber sagen mus, daß es sich besser empfinden als beschreiben lässet, und dieses bestehet in einem ruhigen Alter. Ich bin völlich überzeuget, daß das Alter weit mehrere Vorzüge bei sich führet, als die Jugend. Die ersten Jahre der Menschen sind einem Traume ähnlich.

lich. Die verschiedenen Leidenschaften, welche sich in der Jugendzeit in unserm Gemühte regen, stellen unserer Einbildungskraft lauter verwirrete Bilder vor. Sie beschäftigen uns mit eiteln Wünschen; dieses oder jenes zu besizen. Bald entzündet unser Gemüth der Trieb nach Ehre, bald nimt uns das Verlangen nach dem Besize eines angenehmen Vergnügens ein, und stellet uns tausenderlei Bilder der Wollust und der Ergezlichkeit vor, die wir gerne hätten. Bald martert uns die Sehnsucht nach Gütern und Schäzen: und auf diese Weise bringet der Mensch seine besten Jahre mit leeren Beschäftigungen zu, und läst sich von seiner Einbildungskraft regieren. Gelanget er endlich in das Alter, so erwacht die Seele auf einmal, und dann erkennet er erst, daß der weise Mann ganz recht hat, wenn er saget: es ist alles eitel. Ich bin von diesen Leidenschaften eben sowol wie andere Sterbliche eingenommen gewesen. Aber ich danke dem gütigen Himmel, daß er mir so viele Zeit und Erkenntnis verliehen hat, die Eitelkeit derselben genau einzusehen. Mich trieb eine unersätliche Begierde, in meinen jüngern Jahren hohe Ehrenstellen zu erreichen, an. Es hat der Vorsicht gefallen, mich von einer Ehrenstufe auf die andere zu erheben, und mir ein solches Amt anzuvertrauen, welches mir bei allen meinen Mitbürgern, bei hohen und niedern Ansehen und Ehrfurcht erworben hatte. Ich vermeinete damals der glüklichste Mensch zu seyn. Allein die Ehre verblendete meine Augen, daß ich die damit verbundene Bürden und Beschwerlichkeiten nicht genau genug betrachten konte. Der Vorsahl meines Zimmers ist täglich ein Sammelplaz von hülfesuchenden Leuten gewesen. Mancher Verdrus verdarb mir meine Mahlzeiten, und manches misliches Geschäfte verursachete mir schlaflose Nächte. Das Amt, welches ich bekleidete, ist so beschaffen gewesen, daß ein jeder, der etwas suchete, seine Bitte an mich muste ergehen lassen, wobei ich doch nicht immer einem jeden nach seinem Wunsche befriedigen konte. Dieses verschaffete mir eines theils eine Menge Schmeichler, auf der andern Seite erwekte es mir ein grosses Heer von Neidern, Feinden und Lästerern. Dort wurde ich gelobet, hier getadelt. Mein Gewissen saget mir, daß ich keinem Unrecht gethan habe. Jezo, da ich durch die Niederlegung aller meiner Bedienungen mich aus diesen Zerstreuungen gleichsam als aus einem Sturme errettet habe, lebe ich weit ruhiger. Man heget gegen mein Alter alle Ehrfurcht. Meine ärgsten Neider sind meine besten Freunde geworden. Man machet sich meine Erfahrung zu Nuzen, und bedienet sich meines Unterrichts. Meine Erkentnis ist selbst durch so manche Widerwärtigkeiten gestärket worden, so, daß ich mit grösserer Gemühtsfreudigkeit meine Aemter niedergeleget, als ich mich erinnere

nere sie angetreten zu haben. Die Befreiung von so vielen Sorgen machet mir den Weg nach meinem baldigen Grabe noch eins so leichte.

Mit dem Triebe der Wollust ist es mir eben so gegangen. Ich verfiel in verschiedene Thorheiten, deren Eitelkeit leichter zu beschreiben als zu vermeiden ist; zumalen wenn unsere Glüksumstände so in der Welt beschaffen sind, daß man in den jüngeren Jahren gewisser Sorgen und desto mehr gemächlichere Tage hat. Welche Thorheit habe ich nicht mancher Schönheit zu gefallen in meiner Jugend begangen, die jezo mit eben so grauen Haren pranget als ich! was konte nicht ein günstiger Blik mein Gemüht in Freude sezen, und von welchem Zorn wurde es nicht eingenommen, wenn die Schöne, die ich anbetete, von ungefehr einen andern freundlicher als mich angesehen hatte. Dem Himmel sey Dank! daß ich von allem diesem nichts mehr empfinde. Indessen bin ich doch der Jugend nicht zuwider. Sie verehret mich als ihren Vater. Mein munteres Wesen gefällt ihr, und fast jedermänniglich hegen eine solche Ehrfurcht gegen meine graue Hare, die alle Gunstbezeugungen und alle Gewogenheit übertrift, so ich in meinen jüngern Jahren von andern empfangen hatte.

Nach grossen Gütern und Schäzen habe ich in der Welt niemals gestrebet. Der Himmel hatte mir so vieles Einkommen bescheret, daß ich meinem Stande gemäs leben, und andern darmit dienen konte. Nichts wurde aber übertrieben, zum Präjudiz der Meinigen. Ich habe immer dafür gehalten, daß die Geldbegierde, diese so gefährliche Leidenschaft, des Alters gefährlichste Feindin sey. Es kan auch in der That nicht anders seyn, weil sie mit beständigen Sorgen verbunden ist. Nichts scheinet mir beschwerlicher zu seyn, als ein Sorgenvolles Alter. Gewis, ich kan mich kaum des Lachens enthalten, wenn Leute von meinem Alter noch um die Erwerbung irdischer Güter besorget sind, da sie alle Augenblike ihren Tod erwarten, und wenn sich derselbe einfindet, alles hinterlassen müssen. Diejenige aber sind gar zu belachen, die durch übertriebenen Stolz und Hochmuth, und durch eine affenhafte Liebkosung einer verlarften Delila mit allerhand Wollüsten in ihrem besten Alter sich in vollem Gallop in das Verderben stürzen, und durch unordentliche Begierden sich und anderen das Leben sauer machen, etc. welche freilich von keinem wahren Vergnügen nichts wissen, sondern mit ihrem herannahenden Tode noch das Gespötte treiben, und aus Desperation alles verächtlich tractiren, wann gleich das Innwendige in einer steten Furcht schwebet. Dis alles mus das Alter beschwerlich und paradox machen. Ich bin in meinem Alter von dergleichen Leidenschaften weit entfernt, und lebe, ohne

ande-

anderen ein Aergernis zu geben, ruhig und vergnügt. Dann hier habe ich alles, was mein Alter mir angenehm machen kan. Die Morgenstunden sind dem Gartenbau gewidmet. Ich säe, ich pflanze, ich beschneide die Bäume, und bestelle meinen Garten selbst. Die Arbeit stärket meinen Körper, und erhält meine Gesundheit. Die Nachmittagsstunden bringe ich in Gesellschaft guter Freunde zu, die mich in meiner Einsamkeit besuchen; und die Abendzeit ist dem Lesen erbaulicher Bücher bestimmet. Bei diesen Umständen erwarte ich mein Ende ohne Schreken und mit einer standhaften Gemüthsverfassung.

Ich mag also das menschliche Leben durch alle seine verschiedene Zeitpuncte betrachten, wie ich nur immer will, so finde ich, daß das Alter, wenn man es anderst recht nuzen will, der ruhigste und glüklichste unter allen sey, und daß man da erst anfängt ein Mensch zu werden, wenn man zu den Jahren gelanget ist, da man bald aufhöret ein Mensch zu seyn. Doch was ist daran gelegen. So kurz auch der Rest des Alters ist, so ist er doch desto angenehmer. Der Tod scheinet uns in dem Alter lange nicht mehr so fürchterlich, als er in den ersten Jugendjahren unseren Augen sich darstellet. Wir betrachten ihn nunmehro aus einem ganz andern Gesichtspuncte, und werden überführet, daß es der Ordnung des Schöpfers gemäs sey, daß wir den auf der Welt in Besiz gehabten Winkel verlassen, und andern überlassen müssen. Glükselig, wer in dem lezten Augenblike des Alters denselben ohne Furcht und Zittern verlassen kan! E.

Von den Hochzeitgebräuchen der Juden, der alten Griechen und der Türken.

CAPUT. I.

Es ist wol eine ausgemachte Sache, daß auch die Erzväter und sämtliche Juden im alten Testamente, da sie noch GOttes geheiligtes Volk und sein Eigenthum gewesen, einige Solennitäten bei ihren Heirathen gebrauchet haben. Die Vornehmsten aber, so viel aus heiliger Schrift bekant, haben darin bestanden, daß die Eltern des Freiers um die Braut haben lassen werben und anhalten. Denn so liset man, daß Abraham durch seinen Knecht um die Rebecca, für seinen Sohne habe werben lassen. Imgleichen, daß Jacob selbst um die Rahel habe Ansuchung gethan. Also hat auch Hemor für seinen Sohn Sichem um die Dina geworben. Wann nun von der einen Seite die Anwerbung geschehen und von der andern die Versprechuug erfolget war, so wurde ein köstlich Mahl angestellet, und darauf führte der Bräutigam die Braut nach Hause.

Nun ist wol nicht zu leugnen, daß dazumalen bei der Zuführung der Braut zu

dem Bräutigam, und bei dem angestellten Mahle, die Hochzeiter in sonderbarer köstlicher Kleidung haben erscheinen müssen, wie zu sehen aus Esai. cap. 61. v. 11. Wohin auch dorten Christus zu zielen scheinet, wenn er spricht: **Freund, wie bist du herein kommen und hast kein hochzeitlich Kleid an?** Auch halten gelehrte Männer gänzlich dafür, daß vormals bei dem Israelitischen Volk der Gebrauch gewesen, daß Braut und Bräutigam an dem Tage ihrer Hochzeit eine Krone getragen. Und wollen sie dieses unter andern daher behaupten, daß dort im *Hohen Liede Salomonis* stehet: *Gehet heraus und schauet an, ihr Töchter Zion, den König Salomo in der Krone, damit ihn seine Mutter gekrönet hat am Tage seiner Hochzeit* 2c. Wohin auch gehöret, was von diesem Hochzeitschmuke im III. Buch der Maccabäer cap. 4. v. 6. 7. 8. gelesen wird, nemlich: *Die jungen Weiberlein, so neulich in den Stand der H. Ehe getreten waren, musten für Freude Traurigkeit haben, streuete Aschen auf ihr wohlriechendes Haupthaar, wurden ungehaubet geführet, und an statt des Brautliedes führeten sie einen Jammergesang. Und ihre Männer wurden in ihrer blühenden Jugend, an statt der Kränze, mit Striken um die Hälse gebunden, daß sie die übrigen Hochzeittage in Traurigkeit endeten,* 2c. Ja es will jener, Moses Barcepha, in seinem Buche vom Paradise behaupten, daß bei der allerersten Hochzeit unserer Stammeltern der Bräutigam Adam seine zugeführten Braut *Evam* mit einem Kranze von grünem Grase bekrönet habe.

Was die heutigen Juden belanget, so haben solche einen weit wunderbarern Gebrauch. Dann nach Verordnung ihres Talmuds verheirathen die Söhne sich nicht eher, bis sie 18. Jahr, und die Töchter, bis sie 12. Jahr und einen Tag alt sind. Ehe und bevor aber die Hochzeit-Ceremonien angehen, sendet der Bräutigam sonderbare Männer aus, welche von einer Parthei zu der andern lauffen und fragen: wie viel dieser seinem Sohne, und jener seiner Tochter zum Brautschaze mitgeben wolle? Wann sie es nun endlich so weit gebracht, daß die Braut den Bräutigam zu heirathen gewillet ist, so nehmen sie etliche Juden zu Zeugen, imgleichen sowol des Bräutigams als der Braut Eltern, oder, in Entstehung dieser, einige von ihren nächsten Anverwanden, greiffen darauf an die Zipfel ihrer Mäntel, welches gleichsam ald ein Eid angesehen und gehalten wird, dahero sie auch, was sie vorher abgeredet und einander gelobet, steif und fest zu halten pflegen. Hiernächst machen sie eine Beschreibung, darin zugleich enthalten, daß, wenn etwa einer von dem andern etwas unglimpfliches und schändliches hören würde, der schuldige dem unschuldigen Theile eine benante Summe Geldes geben und alsdenn wieder frei seyn solle, und auf andere Wege sich verehelichen möge. Wann nun solchergestalt die Verlobung richtig, wünschen die Freunde den Verlobten Glük sagende: *Masal, tobh.* bona fortuna! da denn die jungen Juden die in den Händen habende irdene Töpfe wider die Erde in Stüken werfen, in der Meinung, daß solches ein Zeichen aller Prosperität und Uberflusses sey. Wann dieses verrichtet, gehen sie wieder nach Hause, da denn einer an der Thür stehet und jeglichem ein Glas mit süssem Weine zu trinken reichet.

Ist der Hochzeittag benennet, so mus 8. Tage vorher, sowol Bräutigam als Braut zu Hause bleiben, und dürfen binnen solcher Zeit gar nicht ausgehen; mitlerweile aber finden sich zu dem Bräutigam allerhand gute Freunde, so ihm mit allerlei Kurzweil die Zeit passiren. Den Tag vor der Hochzeit mus sich die Braut in kaltem Wasser baden, und wenn sie dieses nicht gethan, darf sie, wann sie nachhero schon getrauet ist, nicht bei dem Bräutigam schlaffen. An dem Hochzeittage wird

wird die Braut auf das Herrlichste von ihren Anverwandinnen ausgepuzet. Sie sezen sie in ein besonder Gemach auf einen köstlichen Stuhl, sie kämmen ihr das Haar und theilen solches in zierliche Loken; sie sezen ihr eine trefliche Haube auf und bedeken ihr Angesicht mit einem Tuche, als wenn sie gleichsam aus Scham und Ehrerbietung den Bräutigam nicht ansehen möge, nach dem Exempel der Rebecca. Unter dieser Auspuzung springen, tanzen und singen die Weiber immer fort, und meinen, daß GOtt dadurch ein grosser Wohlgefalle geschehe. Masen die Rabbinen, damit sie dieses den Leuten einbilden, vorgeben, daß GOtt, wie die Eva Braut gewesen, ihr selbst die Haare gepuzet und mit ihr im Paradise gesungen und getanzet habe. Braut und Bräutigam senden einander Gürtel zu, und mus derselbe, welchen die Braut dem Bräutigam schiket, mit silbernen; der aber, welchen der Bräutigam der Braut verehret, mit güldenen Bukeln beschlagen seyn. Wann die Copulation alsdann soll vor sich gehen, so haben 4. junge Juden einen Himmel von Atlas oder Dammast auf 4. Stangen an den Plaz oder in den Garten getragen, woselbst die Heiraths-Solennitäten geschehen sollen: masen ihre Zusammengebung gemeiniglich unter freiem Himmel geschicht. Und dis darum, daß sie sich mehren sollen wie die Sternen am Himmel. Da denn der Bräutigam von der einen Seiten, und die Braut von der andern, unter Begleitung Männer und Weiber, Junggesellen und Jungfern, mit grossem Jubelgeschrei und Froloken herzu geführet werden. So bald das Prautpaar unter vorgemeldeten Himmel sich begeben, so schreien die Anwesende aus dem 118. Psalm: Baruch habba! oder *Gesegnet sey, der da kommt im Namen des HErrn.* Der Bräutigam gehet sodann einmal um die Braut herum und umfasset sie, das Volk aber streuet Weizen oder Getreide auf die Braut, mit dem Zuruf: Pru urefu! seyd fruchtbar und mehret euch; auch ziehen sie die Worte des 147. Psalm. vers. 14. dazu an: *Er schaffet deinen Gränzen Friede, und sättiget dich mit dem besten Weizen.* Doch hüten sie sich, daß dieses Getreide nicht auf einen unsaubern Ort falle, noch mit Füssen zertreten werde, weilen sie solches vor unglüklich halten. Die Braut mus hierauf dreimal um den Bräutigam gehen und ihn umfangen, zu welchem sie die Worte Jeremiä XXXI. 22. *Das Weib wird den Mann umfangen*, schändlich misbrauchen. Hiernechst stellen sie die Braut dem Bräutigam an seine rechte Seiten, sie müssen aber beide die Gesichter gegen Mittag kehren, weilen solches Fruchtbarkeit bedeuten soll, indem die Rabbinen im Talmud geschrieben, daß wenn einer sein Bette also sezete, daß er das Gesicht gegen Mittag kehre, so werde er viel Kinder bekommen. Darauf kommt der Rabbi an sie, nimmt das haarene Tuch, welches sie Talles nennen, dem Bräutigam um den Hals weg und breitet es auf der Braut Haupt, nach den Worten Ezechielis XVI. 8. *Ich breitete meinen Geren über dich, und bedekte deine Scham.* Er nimt auch ein Glas mit Weine zur Hand, liset den Segen der Verlöbnis, und danket GOtt, daß diese Personen mit einander verlobet. Da er denn etwas von dem Weine versucht und das übrige Braut und Bräutigam zu trinken gibt, Wenn die Braut eine Jungfer ist, so gibt man ihr ein enges Glas: ist sie aber eine Wittwe, so mus sie ein weites nehmen.

Darauf empfänget der Rabbi einen güldenen Ring ohne Steine von dem Bräutigam, welchen er etlichen zeiget und sie fraget; ob er auch gut und des Geldes werth sey, so der Bräutigam dafür gegeben? steket ihn damit der Braut an ihren andern Finger, dabei sagend: Siehe! durch diesen Ring bist du nach dem Gesez Mosis und Israels vermählet. Er liset hiernechst mit lauter und vernehmlicher Stimme den Heiraths-Contract ab; danket dabei GOtt für den Ehesegen und daß

Braut

Braut und Bräutigam einander genommen haben. Nimt alsdenn noch ein Glas voll Wein, und wenn der Bräutigam daraus getrunken, so wirft er mit allen Kräften das Glas auf die Erde, daß es in viele Stüke zerspringet; und dieses, wie einige wollen, zum Gedächtnis der Zerstörung Jerusalem. Andere aber, auch unter denen Juden, geben vor, daß Braut und Bräutigam bei der Zerbrechlichkeit des Glases sich ihrer menschlichen Schwachheit und Zerbrechlichkeit auch mitten in der Freude erinnern sollen. An etlichen Orten streuet man diesen Neugetrauten Aschen auf das Haupt; und dieses zum Andenken des verbranten Tempels zu Jerusalem. Aus welchen Ursachen auch der Bräutigam eine schwarze Kappe, so sie Matron nennen, auf dem Haupte trägt. Die Braut hat gleichfalls ihr Haupt mit einer schwarzen Deke bedeket, dadurch zu zeigen, daß sie auch bei ihrer grösten Frölichkeit, wegen Zerstörung des Tempels, betrübet wären.

Wann sie nun solchergestalt getrauet, so führet man sie in den Hochzeitsaal, allwo sie sich sezen. Der Bräutigam fänget an ein langes Gebet zu singen. Indessen wird der Braut ein Ey nebst einem jungen Huhne vorgelegt. Der Bräutigam præsentiret ihr ein Stüklein von diesem Huhne, und alsdenn fahren alle Gäste zu, greifen nach dem übrigen und zerreissen solches. Wer nun das meiste davon ertappen kan, der wird vor den besten in der ganzen Gesellschaft gehalten. Derohalben reisset immer einer den andern mit grossem Geschrei sein Stük aus den Händen, um dadurch den Neuverehelichten eine Lust zu machen. Das Ey aber, welches nicht gesotten ist, wirft man einem ins Gesichte, und werden die Christen, welche etwa ihren Ceremonien zusehen, damit auch gar nicht verschonet. Dieses Ey wird um deswegen vor die Braut gelegt, daß sie sich einbilden soll, eben so leicht Kinder zu gebähren, als die Henne ein Ey legt. Nach diesem wird ein herrlich Mahl gehalten. Nach geendigter Mahlzeit fasset der Vornehmste den Bräutigam bei der Hand. Dieser nimmt wieder einen andern; selbiger seinen Nachbar; der, denjenigen, so ihm an nähesten steht: Und dieses gehet so fort, bis keiner mehr übrig ist. Da sie dann in so langer Reihe anheben zu tanzen. Auf gleiche Art machen es auch die Weiber und tanzen in gleicher Reihe daher.

Diese Hochzeit aber währet öfters ganzer 8. Tage, und verbietet man, dabei Christen einzuladen; Masen die Juden in der irrigen Meinung sind, es fliehen die guten Engel von ihnen, wenn sie die Christen sehen, und stelleten sich alsdenn an deren Stadt die bösen ein. Den Tag nach geendigter Hochzeit gehen die Neugetrauten in die Schule, allwo das Gesez gelesen wird und der junge Mann reichlich Allmosen zu geben versprechen mus. Wann dieses geschehen, nehmen sie von einander Abschied und gehen nach Hause.

CAPUT. II.

Die alten Griechen hatten die Gewohnheit, daß, wenn nach der Verlobung Braut und Bräutigam Hochzeit machen wolten, sie die Braut an dem bestimten Hochzeittage auf einen Wagen zu des Bräutigams Hause führeten; da dann ein Jüngling, welcher an statt des Fuhrmanns war, mit einer brennenden Fakel vor den Wagen hergieng, und wenn sie zum Hause des Bräutigams gekommen, wurde die Achse des Wagens vor derselben Thür verbrannt. Anzuzeigen, daß nunmehro die Braut nicht wiederum zurük in ihrer Eltern Haus fahren dürfte, sondern ungetrennet bei ihrem Manne Fus halten müsse. Indem aber die Braut

auf

auf das Haus zufuhr, gieng ein Knabe mit Dornen und Eichenlaube umgeben, vor ihr her und schrie:

Dem Ubel bin ich nun entrunen,
Und habe lauter Glük gewonnen.

Vor der Hausthür præsentirte er ihr einen Korb mit Brod, (wodurch das Gute angezeiget wurde, wie im Gegentheil die Dornen und das Eichenlaub das Böse abmaleten,) und wenn sie zum Hause eingieng, wurden ihr Welsche Nüsse entgegen gebracht, welche die beigehende Knaben, unter Ausruffung lauter Glüks, ausstreueten. Diesen fügte nachgehends Solon hinbei, daß denen Neugetrauten Quittenäpfel musten gegeben werden. Anzuzeigen, daß, gleichwie solche Frucht sehr gesund und angenehm sey, auch die Eheleute sich mit einander friedlich, freundlich und frölich begehen solten.

Sie pflegen auch hiernächst auf solchen Hochzeittagen das Bildnis des Mercurii neben dem Bilde der Venus aufzuhenken. Anzeigende, daß die Einigkeit der Ehe auch mit guten Worten müsse gesuchet werden.

Die Sycioner hatten die Gewonheit, daß Braut und Bräutigam einander einen Schuh zuschikten, durch welchen, wenn er dem andern Theile gefiel und er ihn annahm, die Ehe gestiftet wurde.

Die Megarenser, wenn sie ihre Neuverlobte bis zu dem Tempel begleitet hatten, trieben sie dieselben von der Kirchthür bis zu dem Altar mit Schlägen immer vor sich hin. Und haben damit andeuten wollen, daß niemand zu Ehren und Freuden gelangen könne, er habe denn vorhero erst Mühe und Beschwernis gedultig ausgestanden.

Die Athenienser umbunden der Braut Haupt mit einer goldgelben Binde, Flammeum genannt, und wann sie dieselbe mit Datteln und Corinthen bestreuet hatten, wurde sie dem Bräutigam zugeführet. Indessen hatte dieser die Thür seines Hauses mit vieler Wolle umgeben, auch Lorbeerzweige umher gestekket. Wann nun die Braut nahe ankam, muste sie die Thürpfosten berühren und mit Oele und Schweinsfette bestreichen, welches die Pest verhüten solte. Da denn die Gäste ihre Ehegözen um Segen anrieffen, und hielten darauf das angestellte Hochzeitmahl. Indem aber die Gäste allerhand köstliche Speisen vor sich hatten, muste die Braut mit dem Bräutigam allerlei bitters und süsses essen, als weissen Senf, Pfefferkörner, Mohnmus, Honig und Milch; Anzudeuten, daß sie hinkünftig Süs und Bitters mit einander ausstehen müsten. Den Tag nach der Hochzeit schikten der Braut Eltern und die Hochzeitgäste den neuen Eheleuten mancherlei Vorrath und Geschenke, vor welchen ein Jüngling in einem weissen Kleide, eine brennende Kerze in der Hand tragend, einhergieng, dem andere, welche die Geschenke öffentlich trugen, nachfolgeten. Man trug diesen Jünglingen auch Fakeln vor, welche hernach in dem Hochzeithause der Braut Mutter halten muste. Anzuzeigen, daß die Liebe zwischen den neuen Eheleuten solte rechtschaffen, hizig und brünstig, und nicht kalt und erloschen seyn, und daß sie einander nicht blos und zum Scheine lieben musten.

Da aber vor jezo ganz Griechenland theils in der Türken, theils in der Venetianer Händen und Botmäsigkeit und der Griechische Staat verändert ist; also sind auch die vormals üblich gewesene Hochzeit-Ceremonien gänzlich geändert, bevorab da die Einwohner nunmehro anders Glaubens worden, und den Namen der Griechischen Christen erlanget haben. Und weilen ihre Religion, was die Ceremonien betrift, mit denen Römischen Lehrsäzen in vielen übereinkomt; so werden sie auch nunmehro gleichfalls, was die Capitulations-Ceremonien erlanget, solche gebrauchen. Doch lieset man in-

sonderheit von ihren heutigen Hochzeit-Ceremonien Salomon Schwieger in seiner Reisebeschreibung lib. 2. cap. 63. von einem Griechen, welcher 1578. folgender gestalt Hochzeit gehalten: Die Hochzeit war angestellet gegen Abend, da versammleten sich des Bräutigams Freundschaft und Geladene, sonderlich aber die Mannspersonen, in des Bräutigams Behausung, in einem weiten, feinen Gemache, die waren ordentlich nach einander auf niedrigen langen Bänken, wie in den Schulen, herum gesezet. Im Hineingehen wurden die Gäste mit Nardenwasser aus einem Glaskölblein ins Angesicht gesprizet, wie man in unsern Landen den Gästen zu Liebe ein Rauchwerk machet, damit sie ehrlich empfangen werden. Im Gemach fand ich einen Gaukler, einen Juden, wie sie sich dann gewöhnlich in dergleichen Werken ihres Gesezes neben der Finanz jeziger Zeit üben, der machte den Gästen eine Freude und Ergözlichkeit mit Feuer ausspeien, mit behenden Luftstreichen eines blossen Säbels, mit Springen und sonsten üppigen Geberden und Leibesbewegungen, damit waren bei 2. Stunden hingebracht, bis sich indessen die Gäste allgemach versamleten. Es wurde auch Zuker-Confect aufgetragen, davon ein jeder seines Gefallens mochte nehmen, dasselbe also essen, oder ins Wischtüchlein knüpfen und mit sich heimtragen. Endlich brachen die Geladenen sämtlich auf, begleiteten den Bräutigam zu Fus in der Braut Behausung, und sezten sich alle im Gemache ordentlich herum. Daselbst stunden der Braut köstliche Kleidung, Geschmeide und Kleinodien in Körben mit Leder überzogen; dann sie haben sonst keine andere Truhen oder Kasten. Welche Kleider eines theils an einer Schnur an der Wand herum aufgehenket waren, als Hemder, Schleier, Wischtüchlein, Weiberhosen 2c. eines theils aber waren sie aus dem Korbe genommen von der Braut Vater, der zeigte sie den Gästen, und nennete jedes mit Namen, als nemlich: Einen Attlassen Leibrok. Mehr, einen violfärben Sammeten Uberrok; mehr, einen weissen Atlas, einen blauen Damast 2c. mit Vermeldung dabei, was ein jedes Kleid kostete, damit legte ers beiseits auf einen Haufen, und wurden dieselben, seinem Anzeigen und Schäzen nach, alsbald von einem Schreiber aufgezeichnet. Folgends brachte der Braut Vater 400. Thaler, welche er dem Bräutigam in den Schos schüttete. Darauf ward der Kram wieder eingelegt in die Körbe. Und nachdem man eine gute Weile verzog bis die Lichter angezündet wurden, da ward die Braut hinein in das Gemach geführet, von einem alten Müterlein. Die Braut war dermassen gezieret und geschmüket, daß sie mit der Kleidung wohl hätte mögen einer Gräfin oder Fürstin gleichen. Der Unterrok war ein schön gülden Stük, der Uberrok ein brauner oder dunkelrother Sammet, an den Enden herum mit güldenen Bosammetborten eingefast. Auf dem Haupte war eine güldene Krone von löthigem Golde mit schönen Edelgesteinen versezt, und ein schön lang gülden falsch Haar; am Halse mit schönen gülden Halsbanden und an Händen mit Armbänden, an Ohren mit Ohrengehenken, als Perlen und eingefasseten Steinen behenget, am Angesichte mit dem Anstrich gemalet, daß die Helena aus Griechenland nicht wol möchte schöner gewesen seyn, die nicht allein von Anstrich, sondern auch von Natur eine schöne Gestalt gehabt. Als nun, wie gemeldet, diese Griechische Venus in ihrem Schmuke ins Gemach trat, alsbald kam der Patriarch, der trat vor dem Bräutigam und Braut, die schrenkten beide die kleinen Finger übereinander, das hatte eine Gestalt einer Haften, oder zweier Gleich von einer Ketten, vielleicht zu bedeuten, daß diese beide solten zusammen geheftet, und wie mit einer Ketten verbunden seyn und ungetrennet bleiben. Der Bräutigam hatte auf seinem Hut ein Schienen eines Fingers breit, und, wie mich bedünkt, mit braunem Leder überzogen. Er hatte einen Attlassen violen-

violenblauen Leibrok, und einen Uberrok von schwarzem Englischen Tuche an. Uber sie beide war ein rother Taffet gedeket; der Patriarch aber so vor ihnen stund, las aus einem Buche bei einer viertel Stunde in fein Griechisch gar behende, welches ich nicht vernehmen mochte, dann allein etliche Worte, sonderlich da vielmal das Wort Segen wiederholet wurde; dann vor dem Geräusch und Getöse des Volks kunt man es schwerlich verstehen, aber so viel ich mich hernach erkundigte, hat er nach der Schrift ihnen fürgehalten, wie der Ehestand eine Göttliche und heilige Stiftung sey, derhalben sich auch gebühre, in solchem heiligen Stande ein heilig gottselig Leben zu führen. Nach solchem war die Ehe bestättiget und schied der Patriarch von dannen; Die Braut ward zu dem Frauenzimmer, und die Geladenen in ein Haus nahe dabei geführet in ein gar weit Gemach, da sezten sie sich an lange dazu verordnete Tische, ein Theil aber auf den Boden, nach Orientalischer Gewonheit, da trug man Speis und Trank auf nach Nothdurft. Neben den Essen gieng das Gaukelspiel in aller Macht an, wie oben gemeldet, mit Springen, Singen, und muste der Moreskentanz auch dabei seyn, mit etlichen leichtfertigen und geilhaftigen Geberden, so fast schändlich anzusehen. Die Griechen soffen tapfer, daß sie recht darüber fielen; aber ich habe nicht gesehen, daß jemand mit Hochzeitverehrung den Bräutigam verehret hätte, ein jeder hat auf seinen Pfenning gezechet, und währet solche Schwelgerei etwa 5. oder 8. Tage. Nachdem sie des süssen Weins voll waren, fiengen sie ihre Griechische Tripudia oder Terpudia an. Da schränken sie die Arme über einander, machen einen Ring, gehen also im Ringe herum, mit den Füssen hart trettend und stampfend. Einer singt vor, welchem die andern alle nachfolgen.

Die Braut sizet zwar an der Tafel, darf aber nichts essen, weilen es wider den Gebrauch. Jedoch hat sie allbereit zuvor in ihrer Kammer gespeiset. Die Gäste aber greiffen lustig zu, und lassen sich es wol bekommen. Die Schüsseln werden nicht von der Tafel genommen, so lange die Mahlzeit währet, sondern immer andere frische Speisen aufgetragen, und werden die nachkommende Schüsseln immer auf die vorigen gesezet: daß also nach und nach 7. oder 8. Schüsseln aufeinander zu stehen kommen, bis sie endlich zu einer solchen Höhe steigen, daß diejenigen, so an einem Ende der Tafel sizen, die andern nicht mehr sehen können.

Diese Mahlzeit währte 5. Stunden nach Mitternacht; denn sie halten dafür, es wolle sich nicht geziemen, wenn sie eine Adeliche Braut das erstemal, ehe der Tag anbricht, zu Bette führen solten. Das übrige in der Nacht wurde zugebracht in Zuschauung etlicher jüdischer Gaukeler. Endlich wie der Tag anbrach, fiengen sie einen Tanz an auf ihre Art, dabei sie einander die Hände nicht berühren. Wie solcher zu Ende, führete eine aus der Freundschaft, so die Braut vermittelst eines Schweistüchleins an der Hand hatte, sie in ihre Schlafkammer, und so bald dieses geschehen, nahmen die Gäste Urlaub und begaben sich nach Hause. Hatte also solchergestalt das Hochzeitfest ein Ende.

Hiernächst aber sind noch 2. Stüke, so zu den Hochzeitgebräuchen gehören, zu bemerken; 1. Daß die Braut an dem Hochzeittage nicht nach der gewöhnlichen Landesart gekleidet ist, sondern einen Habit anträget, so vor Alters zu Pera gebräuchlich gewesen, welcher schön, wolgemacht, sehr weit und mit vielen Falten rings um versehen ist. Man sezet ihr dabei eine Krone auf das Haupt, so kostbar, als dieselbe zu bekommen ist. Unter dieser Krone siehet man etwas, wie eine Peruque von güldenen Faden gewirket, so bis auf die Achseln hänget und dieselben bedeket. Unter dieser Peruque aber die sehr glänzet, erbliket man dennoch auch ihr eigenes Haar,

Haar, welches auf ihre Art mit Perlen, Gold und Edelgesteinen gezieret ist.

Das ander, so ihren Hochzeitbräuchen gleichfalls angehörig, ist dieses: Wenn der Priester die Braut fraget: Ob sie den Gegenwärtigen zu ihrem Ehegemahle begehre? gibt sie ihm keine Antwort, ob gleich der Bräutigam sein Jawort von sich gegeben und der Priester gleich noch mehr fragte, sondern eine Frau, die hinter der Braut stehet, schläget zu dem Ende ihr mit der Hand ans Haupt, damit sie mit dem Kopfe niken, und also darein willigen möge. Und wird dieses also angenommen, als wenn sie ja gesaget, indem die Schamhaftigkeit nicht zugibt, daß sie öffentlich ja saget. Darauf sie also zusammen gegeben werden.

CAPUT. III.

Wann ein Türk heirathen will, so kommen dessen nähesten Freunde und der Jungfern, auf welche er ein Absehen hat, Freunde zusammen, um wegen des Brautschazes einig zu werden, welchen der Bräutigam daselbst der Braut geben mus. Dann bei den Türken geben die Väter ihren Töchtern niemals einen Mahl- oder Brautschaz mit, sondern der Bräutigam mus ihr eine gewise Summa verschreiben, welche hernach die Frau, wenn der Mann vor ihr stirbt, als ein ihr verordnetes Leibgedinge, zu sich nimt und geniesset. Stirbt aber die Frau eher und lässet Kinder nach, so können solche den Vater zur Auszahlung ihres Müterlichen Leibgedings oder Brautschazes anhalten. Wann sie nun wegen des Brautschazes einig, so schiket der Bräutigam der Braut Vater denselbiger baar, damit ein Theil davon an Kleidung und Mobilien möge angewendet werden. Das übrige aber und zwar das meiste bleibet unter der Braut Händen, oder wird einem ihrer nähesten Anverwanden aufzuheben gegeben. Die Unkosten aber zu der Hochzeit geben gemeiniglich der Braut Väter her, um davon mehr Ehre zu haben.

Hierauf wird der Hochzeittag anberaumet, da inzwischen der Bräutigam einen von seinen besten Freunden erwehlet, welcher auf die Hochzeit Anstalt machen und zuschiken mus. Solcher wird Sagois genennet. Die Braut hat ganzer 8. Tage zuvor, ehe die Hochzeit angehet, ihr Gesichte bedeket, und darf sie niemand von des Bräutigams Anverwanden alsdenn sehen. Vier Tage aber vor der Hochzeit begibt sich der Bräutigam, in Begleitung seines Sagois, zu denenjenigen Freunden, die er zu seiner Hochzeit einladen will, und bittet sie alsdenn ordentlich. Diese gebetene Gäste schiken einen Tag vor der Vereheligung ihre Geschenke dem Brautpaar zu.

Den Abend vor der Hochzeit, (von andern wird der erste Tag in der Hochzeit dazu benennet) wird die Braut mit grossem Gepränge von ihren Freundinnen und Verwandinnen, welche hohe brennende Wachslichter vor sich hertragen lassen, zum Bade geführet, woselbst sie zwei oder drei Weiber an ihrem ganzen Leibe, abwaschen, da denn nach ihrer Wiederkunft, der Braut Schmuk, Kleider und was ihr nöthig ist, auf das fleisigste zubereitet wird, und färbet man alsdenn auch der Braut ihre Haare, ihre Nägel, ihre inwendige Hände, ihre Füsse und Fersen mit einem Pulver, welches Elcana genennet wird, ganz roth. Des folgenden Tages sendet der Bräutigam die vorher aufgesezte und von beiden Theilen beliebte

liebte Heirath-Notul zu dem Priester, Cadius genennet, nebst einem ansehnlichen Geschenke und Zeugnis, daß er die Ehesteuer abgeführet habe. Begehret eine Verfertigung eines Ehebriefes, welcher ihm alsdenn zugestellet wird.

Sobald solcher erlanget, reitet der Brautführer oder Sagois, samt den übrigen Hochzeitgästen vor der Braut Thür, und zwar unter Begleitung allerhand Musicalischer Instrumenten, welche durcheinander erklingen, da sie denn in der Braut Hause herrlich bewirthet und tractiret werden. Hernacher begehren sie die Braut, welche der Vater selbst herzu bringet und dem Brautführer überreichet, der läst sie dann auf ein Pferd sezen und führet sie dem Bräutigam in sein Haus. Vor ihme gehet her eine Music von Trompeten und Pauken, alle Anverwande und Eingeladene folgen nach, mit Pferden, und Wagen, worauf zugleich der Braut Hausrath, Schmuk und Mitgabe, so ihr ihre Eltern gegeben, nachgeführet wird.

Die Braut reitet unter einem Himmel mit verdektem Angesicht, mit einer von der zartesten Baumwolle gemachten Deke umgeben, und einen Schirmhut auf dem Kopfe tragend. Ihre Dienerinnen und Mägde gehen ihr zur Seite mit Geheule und Klage ihre Jungfrauschaft beweinend. Die Braut aber grüsset alle, die ihr auf der Gasse begegnen mit Neigung des Haupts, welches sonst denen Weibern gar nicht, als allein an diesem Hochzeittage erlaubet ist.

Wann sie nun vor des Bräutigams Thür kommen, wird die Braut, samt bei sich habenden Mobilien, von den Pferden gehoben, von dem Bräutigam empfangen und samt allem Weibesvolke in ein absonderlich Gemach gebracht. Worauf dann gespeiset wird, doch so, daß die Männer von den Weibern abgesondert seyn. Darnächst gehet der Tanz an, wiewol die Männer nicht mit Weibern tanzen, indem der Eifer ihnen solches nicht zuläßset, weilen sie befürchten, daß es eine Anleitung zu unziemlicher Liebe sey. Die Weibsbilder haben ihre besondere Musicam, in jeder Hand zwei Hölzlein, solche regieren sie mit Greiffen und Klappern, und gaukeln mit aller Macht; ihrer 2. oder 3. treten gegen einander mit leichtfertiger Bewegung des Leibes, und singen schandbare Buhlenlieder. Und wenn sich die Gäste wieder hinweg begeben, so nimt der Sagois die Braut bei der Hand und führet sie zu dem Bräutigam in die Kammer. Weilen es aber bei denen Türken für eine Schande und Zeichen grosser Unkeuschheit gehalten wird, wenn ein Weib zu schlaffen willig und von sich selbst bereit wäre: Als mus die Braut, um solchen Argwohn zu vermeiden, sich etwas wegern, und also mit Gewalt sich in des Bräutigams Schlafkammer bringen lassen. Der Bräutigam nimt bei ihrer Ankunft zu erst ihr das Tuch ab, welches sie vor dem Gesichte hat, hernach auch die übrigen Kleider, er trift aber allemal eine Wegerung an, wenn er ihr die Unterhosen ausziehen will. Den folgenden Tag fraget der Brautführer den Bräutigam allerhand kurzweilige Sachen, und die junge Frau gehet mit einigen Weibern abermal zum Bade; von dar kommt sie wiederum in ihres Mannes Haus zurük und wird von den Gästen die Hochzeit beschlossen.

Diese Ceremonien aber sind nur bei Verehligungen vornehmer Türken üblich, dann die geringern machen nicht viel Wesens und ziehen die Sache nur in die Kürze. Doch ist bei dem Ehestande der Türken zu merken, daß ein Türk nur 4. rechte Weiber nehmen darf, wiewol sie daneben so viel Kebsweiber sich zulegen oder so viel von ihren Sklavinnen ehelichen können, als viel sie derer zu ernehren wissen. Die Sklavinnen aber werden frei, sobald sie mit dem Manne ein Kind gezeuget, und darf er dieselben also nicht weiter verkauffen. Es eifern aber die ehelichen Weiber

sich gar nicht, wann der Mann sich gleich zu denen Sklavinnen legt, wenn sie nur alle Woche einmal in des Mannes Ehebette einen Plaz finden. Bleibet er eine Woche gar allein und äussert sich aller fräulichen Gemeinschaft, so fordert sie ihr Recht auf den Donnerstag nechstfolgender Wochen. Verhindert aber ihre Höflich- und Schamhaftigkeit solche Forderung, so wissen sie schon andere Gelegenheit, ihren schnöden Willen zu büssen. Es heirathet aber ein Türk nicht nur diejenigen, welche gar keine Verwandschaft mit ihm haben, sondern auch seine gar nahen Blutsverwandinnen, damit, wie ihr Alcoran sagen soll, die eheliche Liebe, wegen angebohrner Blutfreundschaft, desto grösser werde. Doch berichtet der Herr Thevenot ein anders, und sagt, daß kein Türk, seine Anverwandin heirathe, wenn sie nicht über acht Grad aus der Freundschaft wäre. Dieses ist jedoch gewis, daß zuweilen ein Türk drei Schwestern, eine nach der andern, zu Weibern nimt; aber er mus von der Aeltesten anfangen und so fortfahren. Denn wenn er erst die jüngste heirathet, kan er nach deren Tode die Aeltere nicht bekommen. Auch ist denen Türken erlaubet, bis auf das vierte mal ihre rechtmäsigen Eheweiber zu verstossen, und wann der Zorn gegen dieselbe fürüber, sie wieder anzunehmen. Thut ein Mann sein Weib ohne Ursache von sich, so mus er ihr das versprochene Leibgedinge geben; hat er aber Recht dazu, so darf er ihr nichts entrichten. Das verstossene Weib kan sich an keinem andern wieder verheirathen, es seyn dann 4. Monat nach der Verstossung verflossen, damit man erfahre, ob sie auch schwanger sey. Befindet sie sich dann also, so mus der Mann, welcher sie verstossen, erst ihre Niederkunft erwarten und die Kinder ernähren.

Ubrigens werden die Weiber bei denen Türken sehr eingezogen gehalten, daß sie auch nicht einst bei dem ordentlichen Gottesdienste in den Kirchen erscheinen, sondern nur vor den Thüren liegen und beten dürfen; oder aber sie sind solchergestalt von den Männern abgesondert, daß keines den andern sehen kan.

Doch aber müssen auch fürnehme Reichsräthe und hohe Kriegs-Officier ihren Weibern aufwarten, wie ein Knecht seinem Herrn, wiewol aus einer wichtigen Ursache. Denn diese werden gemeiniglich mit einer jungen Sultanin oder Kaiserlichen Tochter verlobet, welche einen solchen Bräutigam nicht anders annimmt, als ihren Diener, und sind allezeit Herren, ja öfters Tyranninnen gegen sie. Gestalten der Sultan selbst, wenn er einen hochangesehenen Bassa mit Manier abzusezen oder gar zu stürzen trachtet, demselben entweder eine von seinen Töchtern, oder Schwestern, oder sonst nahen Anverwandinnen vermählet, unter dem Scheine, als erwiese er ihm damit eine grosse Gnade, da doch, so bald solches geschehen, ein solcher an statt eines mächtigen Herrn, der armseligste Sklave wird. Ob ihm nun zwar solches bewust, so darf er es doch nicht abschlagen, damit es nicht das Ansehen habe, als achtete er der angebotenen Gnade nicht.

Ehe nun diese hohe Vermählung geschicht, so mus er sich erklären, ihr sich ganz und gar zu ergeben, und, da sonst andere Türken viel Weiber nehmen, kein Frauenzimmer mehr anzusehen. Ist er irgend zuvor mit einer andern verheirathet, so mus er sie, er liebe sie so sehr, wie er wolle, von sich schiken, damit es seiner Sultanin keine Eifersucht erweke. Wenn sie vor der Hochzeit Geld, Edelgesteine oder sonsten kostbare Sachen von ihm begehrt, mus er es ihr mit lachendem Munde und freundlichem Angesichte bringen, welches bei den Türken Aghitliek genennet wird. Uber das gibt er ihr noch einen ansehnlichen Brautschaz. Wenn nun derselbe in Gegenwart des Richters dispensiret ist, so führet ein verschnittener Mohr den neuen Verheirateten, unter dem Scheine einer

ner dankbarlichen Erkäntnis, in der Braut Kammer. Wann er nun hinein komt, so pfleget die Sultanin einen Dolch zu entblössen, und ihn mit rauhen Worten zu fragen; wer ihn so kühne mache, daß er in ihre Kammer gehen dürfe? Worauf er ihr sehr demüthig antwortet und ihr das Emnuri badeshair, odes des Grostürken Siegel vorweiset, als welcher den Heiraths-Contract bekräftiget. Darnechst stehet sie auf, gehet ihm entgegen und stellet sich etwas freundlicher. So bald dieses geschehen, nimt ein Verschnittener des Bassa Pantoffeln und stellet sie unter die Thür des Gemachs; damit zu erweisen, daß er willig und wol empfangen worden. Der Bräutigam neiget sich wiederum sehr demüthig vor ihr nieder, gehet 2. Schritte zurük, hält eine kurze Oration und bezeuget ihr dadurch, wie gar hoch er sie halte, und wie glüklich er sich schäze, solcher Ehre theilhaftig zu werden. Nach gehaltener Rede bleibet er stille stehen, redet kein Wort mehr und hält die Hände in demüthiger Positur so lange kreuzweis über der Brust zusammen geschlagen, bis die Sultanin ihm befiehlet, Wasser herbei zu bringen; welchem Befehl er alsobald nachkomt und eine dazu hingesezte Kanne nimt. Dieselbe gibt er ihr kniend, und wenn sie solche angenommen, hebet sie ein rothes mit Gold und silbernen Blumen gestiktes Tuch auf, welches ihr über das Gesichte herab gehangen und trinket. Alsobald bringen darauf ihre Kammerjungfern einen kleinen niedrigen Tisch, worauf 2. gebratene Tauben und candirter Zuker, in Form einer Torten auf einem Teller lieget; Da denn der Bräutigam seine Braut zu einer Mahlzeit ladet, welches sie nicht thut, bis man ihr andere Verehrungen gethan, welche zu dem Ende in einer Nebenkammer bereit stehen. Sobald sie dieselbe siehet, wird sie besänftiget, sezet sich an den Tisch und nimt einen Schenkel von der Taube, welche der Bassa zerleget. Wenn sie nun ein wenig davon gegessen hat, steket sie ihm ein Stük von dem candirten Zuker in drn Mund und gehet damit wieder an ihre vorige Stelle; Da denn alle Diener, und wer in der Kammer ist, weggehen müssen, daß sie also bei einer Stunden lang allein in der Kammer bleiben, damit sie frei mit einander umgehen können. Wenn diese Zeit aus ist, laden sie ihre Freunde mit allerhand musicalischen Instrumenten in die Nebenkammer, darin sie die Nacht mit Singen und Kurzweil zubringen. Morgens frühe, wenn die Sultanin dieser Zeitvertreibung müde ist, gehet sie in ihre Kammer und leget sich schlafen. Sie hat sich aber kaum niedergelegt, so thut es ein Verschnittener dem Bräutigam heimlich zu wissen, welcher so lange unten vor dem Bette kniet, hernach allgemach die Deke aufhebet und sich also in ihre Arme eindringet. Des Morgens kommen seine Freude und ruffen ihn ins Bad; da ihm seine Gemahlin allerhand weis leinen Zeug, dessen man sich der Orten gebraucht, verehret. Wann alle diese Ceremonien vorüber, werden sie viel vertraulicher gegen einander, als sie zuvor gewesen. Bei den Leuten aber stellet sich die Sultanin allezeit etwas unwillig gegen ihn, und träget ihren Hiniarra oder Dolch an der Seiten, als ein Zeichen der Superioritæt, und fordert von ihme so viele Geschenke, daß sie endlich seinen ganzen Schaz erschöpfet.

Wenn der Türkische Kaiser eine Frau nimt, mus er ihr so viel Güter geben, als ihr Stand und Qualität erfordert. Und sothanes Gut wird nicht Morgengabe, sondern pachmalak, das ist, Geld für ihre Schuhe, genant. Dieses Geld träget ein zimliches aus. Denn ausser denen Kleidern und Kleinodien, die er ihr verehret, mus sie eine prächtige jährliche Rente haben von fünfhundert tausen Kronen. Weswegen selten ein Türkischer Kaiser eine rechte Ehefrau nach Türkischen Ceremonien heirathet, welche fast in nichts anders, denn in Vermachung einer solchen jährlichen Einkunft bestehen, sondern sich nur mit Kebsweibern und Con-

Concubinen behilft: Darunter dennoch gleichwol eine die fürnehmste und in der That seine oberste Gemahlin ist, ohnangesehen sie den Titel und das Einkommen einer Kaiserin nicht hat. Denn wäre bei ihnen der Gebrauch, daß der Sultan sich verheitathete, und die Vermählete einen verschwenderischen Fürsten fünde, so dürften die meisten Einkünfte des Reichs in Erhaltung des weiblichen Uberflusses zerrinnen.

Der Grostürken Töchter aber werden gemeiniglich in ihrem 4. oder 5. Jahre einem fürnehmen Bassa oder Beglerbeg mit allen Hochzeit-Solennitäten verehliget, und mus derselbe für ihre Auferziehung von Stund an sorgen. Und kan eine solche Tochter, ehe sie zu ihren mannbaren Jahren kommt und beilegen darf, öfters wol 5. Männer gehabt haben und dennoch Jungfer seyn.

Woher eine so ungewohnte Witterung, gleichwie in diesem des 1750. Jahrs kommen möge?

Die so ausserordentliche Hize, die nach einem lang anhaltenden frostigen Wetter und vielem Regen, in dem vorigen Monat Juli, zumal den 27. und 28sten fast auf den höchsten Grad gestiegen, und der in diesem Monat darauf wieder eingefallene Frost und Regen veranlasset mich, v. der in diesem Jahr so veränderten Witterung die daherrührenden Ursachen in diesen Blättern kürzlich zu bemerken. Gleich zu Anfang dieses Jahrs hat sich eine sonst nie gewöhnliche angenehme Frühlings-Witterung eingestellt. Und die ersten und sonst angenehmsten Sommertage verwandelten sich in solche, die man sonst nur in der Mitten oder gar zu Ende des Herbstes erwartet. Wenn der Wind schon vorlängst über die Stoppeln gewehet, pflegte er nicht kälter zu seyn, als er jezo ist, auch kaum so lange nach einander anzuhalten, als er die vorige Tage angehalten. Morgen, Mittag und Abend war öfters einerlei, und kaum von der Helligkeit gewesen, welche der Himmel bei heiterem Wetter zu haben pfleget, wenn die Sonne schon eine halbe Stunde untergegangen gewesen. Es wird denen, die unsere Zeitungen lesen, noch wohl in frischem Angedenken schweben, was die Menge des Regens vor Schaden gethan; wie das in der Niederung stehende Getreide, sonderlich Haber und ander Sommergetreide überschwommen und im Grund verderbet; Heu und Gras auf den Wiesen versunken und verfaulet, vieles Vieh auch Menschen auf den Wiesen ertrunken; die Aeker und Dämme hin und wieder ausgerissen und beschädiget; und Häuser theils durch das Grundwasser, theils durch Einregnen Noth leiden, theils gar umgerissen und weggeschwommen sind. Und was hat nicht der Hagel vor Jammer und Schröken angerichtet, da durch so gros erzeugte Schlossen Menschen und Vieh erschlagen, und die Frucht auf dem Feld an so manchen Orten Schaden gelitten? Zu Ende des Julii hat die Sommerhize darauf ausserordentliche Würkungen gethan, indeme durch die fast auf 67. Grad gestiegene Hize, welche in dem bekanden heissen Sommer An. 1728. nicht so gros war, an vielen Orten Menschen und Vieh verschmachten muste. In hiesigen Gegenden ware solche zwar um etliche Grad geringer, würde aber dem ungeachtet unerträglich gewest seyn, wann nicht ein kühler Ostwind dabei gewehet hätte. Nun aber haben wir bei dem Zunehmen der Hundstäge, die da am heissesten seyn sollen, wieder solche frostige Witterung, daß man durch eingeheizte Stuben sich die Hundstäge erträglich machen muste. Nichts fället mir dabei bedenklicher, als woher doch so ungewohnte Witterung kommen möge?

Ich seze zum Grund, daß das anhaltende Regenwetter keine andere wirkende Ursachen hat, als die wirkende Ursachen des Regens. Es wirket aber den Regen

alles

alles dasjenige, was da macht, daß die Dünste aus den Wolken Tropfenweise herunter fallen müssen. Immassen die Frage doch nur handelt von dem bei uns gewöhnlichen Regen, nicht aber von dergleichen Wassergüssen, die man in dem heissen Weltstriche oft statt des Regens hat, da das Wasser wie aus Gefässen mit Hauffen ausgeschüttet wird, und diejenigen, so ein solcher Gus trift, in Gefahr sind zu ersauffen. Zu den Ursachen des Regens pflegen gerechnet zu werden die Winde, welche die Wolken so zusammen treiben, daß dadurch Tropfen zusammen fliessen. Man siehet leicht, daß man dazu nicht nehmen wird solche Winde, die nach einer Welt Gegend fortgehen: Weil man da wenig Ursache finden mögte des Zusammentreibens und Aneinanderstossens der Wolken. Vielmehr werden dazu solche Winde erfordert, die einander schnurstraks, oder doch schief in einem spizigen Winkel begegnen, und so die Wolken so sie führen, zusammen wehen. Die Materie aber, die wir in unserm curiosen und in allen Wissenschaften nüzlichen Dollmetscher angeführt haben, sind die Dünste, die von der Erde durch die Würkung der Sonnen in die Höhe gestiegen, woraus Wolken werden, wann sich selbe zusammen ziehen, und gleichsam als Dünste wieder herunter fallen; indeme sie aber herunter fallen, und noch andere antreffen, mit denen sie sich vereinigen, so verwandeln sie sich in Tröpflein, die, nachdeme noch mehrere dazu kommen, verstärkt und schwerer werden können, welches sodann in diesem Fall, ein Plazregen, in jenem Fall aber ein Landregen genennet wird. Ich habe einen Trog ungefehr 9. Schuh lang und zwei Schuh breit, und so viel tief, mit Erden gefüllt, mit zerschiedenen Sommergewächsen. Bei heissen Sommertägen habe ich zu Begiessung desselben 3. Centner Wasser in einem Tag gebraucht, als sonst in vierzehen Tagen, wann die Sonne verborgen geblieben, nicht gebraucht worden, so folglich in die Höhe gegangen, und durch die Sonne ausgedruknet worden. Wie viel tausend Millionen Centner können nun nicht bei heissem Sonnenschein nur auf einem District des Erdbodens in etlichen Stunden ausgezogen oder ausgedroknet, und durch Ausduftung und Dünste, als die Materie des Regens, in die Höhe steigen? Wenn also viele Dünste beisammen, und durch zerschiedene Winde auf einander in Wolken getrieben werden, die Luft aber leichter und die Dünste schwerer sind; so gibet es nicht allein desto öfters und stärker Regen ab, je schwerer die Dünste seynd, sondern es pflegen auch durch eine andere Zusammenstosung der Wolken auf solche Art gar Wolkenbrüche erkläret zu werden, da nemlich die oberen Wolken auf die untern herab fallen, und durch das Zusammenstossen eine Menge Regen verursachen solle.

Das wir aber öfters dabei so frostig Wetter gehabt haben? lässet sich aus folgender Frage erklären: **Ob der Regen auch aus Schnee entstehe?**

Weil es auf den Bergen geschneiet hat zu der Zeit, da es in den Thälern geregnet, in den Ländern, wo grosse Berge befindlich sind: so ist die Vermuthung sehr natürlich gewesen, daß der meiste Regen wohl aus Schnee herkommen möge, und die Dünste, welche in der obern Luft gefroren gewesen, im Niederfallen durch die warme Luft oder aufsteigende warme Dünste erst in Regen-Tropfen zergehen. Zuweilen fället auch Schnee und Regen untereinander, wenn die untere Luft so warm nicht ist, daß sie allen Schnee, der herabfället, schmelzen kan. Weil dis der Erfahrung gemäs ist, läst es sich mit Fuge nicht in Zweifel ziehen. Doch wird nur in einigen Fällen, da die Erfahrung es lehret, der Regen von gefrornen Dünsten herzuleiten seyn. Denn in vielen Fällen sind die Wolken, welche unten regnen, wenn sie an hohe Berge stossen, dort gar kein Schnee, sondern solche nezende Nebel, wie

wie die auf dem platten Lande fallende dike Nebel zu seyn pflegen. Da von denen, die auf hohen Bergen gewesen sind, zu der Zeit, da sie nicht mehr mit Schnee bedeket sind, die Erzehlungen übereinstimmen, daß sie durch die Wolken nicht anders, als durch einen feucht und nasmachenden Nebel durchgegangen sind, dieweil es unten geregnet hat: so solte man fast auf die Gedanken kommen, daß die Dünste etwan so lange auf den Bergen Schnee wären, welche unten Regen sind, als der noch auf den Bergen liegende Schnee 2c. die Luft über ihnen sehr erkälten hilft. Doch wird damit gar nicht geleugnet, daß nicht in den Hundstagen annoch dergleichen geschehen könne, weil auf einigen Gebirgen derselbe oft das ganze Jahr über nicht zerschmelzet. Vielweniger wird dadurch geleugnet, daß die höhere Luft weit kälter sey als die untere, und also die sehr hoch gehenden Wolken allerdings gefrorne Dünste führen können, wovon der Hagel Beweises genug ist, anderer Beweise jezo nicht zu gedenken. Jedoch wenn man sagen wolte, ob der Regen erst Schnee gewesen, würde die Höhe der Wolken vorher müssen gemessen, und verschiedene andere Lehrsäze erst dargethan werden, die in denen Fällen zu gebrauchen wären, wo die Erfahrung davon nicht den Beweis an die Hand gäbe. Endlich würde so nichts mehr beantwortet, als was der Regen vorher gewesen, nicht aber, warum er jezt falle?

Näher also zur Sache zu kommen, so lehret die tägliche Erfahrung im Kochen und Abziehen, daß die Dünste alsdenn sich sammlen, zu Tropfen werden und herab fallen, wenn von unten immerfort mehrere in die Höhe steigen, dieselben aber oben an andere anstossen, mit ihnen also zusammen flüssen und einen so schweren Tropfen ausmachen, der durch seine Schwere herunter fallen mus. Denn solcher gestalt hängen sich die Tropfen von den Dünsten an die Dekel der Töpfe, an die Köpfe der Blasen, an die Helme der Kolben und an alle Gläser, die oben ledig und vermacht sind, sie mögen nun über einem Feuer oder an der Sonnen dazu gebracht werden, daß die in ihnen enthaltene Feuchtigkeiten ausdunsten können. Es dunstet aber sowohl die Erde, als hauptsächlich die vielen Wasser und Meere auf derselben täglich eine grosse Menge aus, und die Dünste steigen in der Luft in die Höhe, wie allen bekannt ist. Wenn nun oben eine grosse Menge von Dünsten, oder viele dike Wolken vorhanden sind, und es kommen dann noch immer mehr Dünste von unten hinan, so müssen dieselben hin und her an andere, durch welche sie hinaufsteigen anstossen, nach Art der Feuchtigkeiten mit denselben zusammen rinnen, jene Dünste also immer dikhäutiger und endlich so schwer werden, daß die untere Luft sie nicht mehr tragen kan, sondern sie herunter fallen lassen mus. Die Dünste nemlich bestehen aus kleinen hohlen Kügelchen oder Bläsechen von Feuchtigkeit, die mit einer sehr feinen Luft angefüllet sind. Dadurch sind sie so viel ausgedehnet, daß sie leichter als die Luft geworden, und in ihr in die Höhe steigen, bis sie in eine Gegend kommen, da sie gleiches Gewicht mit der Luft haben, in der bleiben sie schweben, und werden mit ihr beweget. Wenn sie nun unterwegens unmittelbar an andere anstossen, durch welche sie in die Höhe zu steigen haben, gehet es ihnen wie zween Tröpfchen, die wenn sie unmittelbar an einander kommen, in einen Tropfen zusammen flüssen und vereinigt werden. So wird dann das schwächere Bläsechen zerrissen, dehnet sich um das stärkere aus und verdiket es dadurch nicht allein, sondern macht es auch schwerer, als es vorhin war. Wenn aber in einem flüssigen Körper ein ander Körper geschwebet hat, der nun schwerer wird, als er vorher gewesen war, so sinkt er in demselben nieder. Daher wenn auf gedachte Art die Dünste schwerer werden, als daß sie die Luft mehr tragen kan, so müssen sie Tropfenweise herunter fallen, oder es mus regnen.

Weiter

Weiter erhellet aus der Erfahrung, daß die Dünste durch die Kälte verdiket werden, und in Tröpfchen zusammen flüssen. Dis ist so bekannt, daß man sich nur auf das Schwizen oder Beschlagen der Fenster beruffen darf, um einen jeden zu überzeugen. Wann nemlich im Winter eingeheizet ist, oder nur die Luft im Hause voll Dünste, und wärmer ist als drauffen, so werden die Dünste in der Stube, rc. nicht etwan oben an dem Boden, da es eben so warm ist, sondern an den Fenstern, welche kalt sind, gesammlet und lauffen da zusammen, frieren auch wol zu Eis. Man siehet leicht, daß durch die Kälte die Luft dichter wird, oder einen engern Raum als vorhin einnimmt, welches die Versuche lehren. Hiedurch werden auch die Dünste in der Luft dichter aneinander gebracht, stossen daher aneinander, und gerinnen desto eher in Tröpfchen, je mehr sie selbst schon vorher durch die Kälte zusammen gedrüket, auch diker und schwerer, als sie in der Wärme waren, geworden sind, und je mehr ihrer nach und nach zusammen kommen, oder auch, wenn schon genug vorhanden sind, je grösser die Kälte wird. Dis Mittel, die Dünste bald zusammen zu bringen, hat die Kunst der Natur abgeborget, wenn sie, wo etwas abzuziehen ist durch die von der Wärme empor getriebenen Dünste, den obern Theil des Abziehe-Gefässes mit kalten und nassen Tüchern beleget, auch die Röhren gar durch kaltes Wasser leitet, damit dadurch das Abgezogene desto eher gesammlet und abgekühlet werde. Da nun diesem allen ungeachtet, die Ernde heuer so gesegnet; so hat solches zu folgender Abhandlung Anlas gegeben:

Die reiche Ernde dieses Jahrs An. 1750.

Illa seges demum votis respondet avari
Agricolæ - - - - - - -
Illius immensæ ruperunt horrea messes.
Virg. Georg. I. v. 47.

DIs ist eine Staats-Relation, woran dem grösten Politico so viel, als dem gemeinen Landmann gelegen ist. Der Landstand ist in Republiken der Hauptstand, durch ihn kommen erst Handwerksleute und Kaufleute in die Höhe; und wenn der erste eine reiche Ernde hält, so werden die andere auch auf gutes Glük säen dörfen; und wenn diese 3. Stände geseegnet sind, so vereinigt sich erst das wahre Wohl, der rechte Schaz, der eigentliche und beste Modus collectandi in den Cassen der Grossen. Unbegreifliche weiseste Haushaltung unsers Schöpfers! Ein Jahr, in welchem seine Hand der Gerechtigkeit die Ungewitter ausschikte, Flammen ausstreuete, die Ströme übergos, die Erde erzitternd machte, und wo der Finger seiner Macht mit Gerichten drohete, welche die Saat alles menschlichen Fleisses verzehren sollten; ist das Jahr der Freude, des Seegens, des Ueberflusses, der sich über den ganzen Erdboden ausgebreitet, den wir nicht einmal aufbehalten können, und den von uns abzuholen, wir selbsten unsern leidenden Mitbürgern der Welt, denen der Schöpffer die Ernde zerstreuet, anbiethen. Verborgene Absichten der Göttlichen Vorsehung in der Welt! Dorten ist ein ganzer Strich Landes um seine Saat gekommen; dort muste der Schnitter das Getraide in den Boden geschlagen sehen; dort kauft man im Vorrath ein, daß man einer Theurung vorbeuge; Und hier und da drükt der Seegen ein Land, macht die Scheunen zu enge, und gibt Brod allen Menschen, so, daß wenn auch der Vorrath auf 3. Jahre für uns aufgesperret wird, das, was wir überflüsig haben, und andern geben, für sie derjenige Vorrath ist, den sie bei der Saat von dem Herrn der Ernde sich als eine Wohlthat erbetten. Alle Art des Getraides, Korn, Waizen, Gersten und Haber, so sonst nicht gleich viel in der Menge gedeihet, ist gleich gros, gleich ergiebig, gleich allgemein aufgewachsen. Jede Art trug ihren Kern in doppelter Schwehre, und, damit wir Wunder sehen mögen, so

so stunden Halmen vor unsern Augen, deren Aehren zu 16mall vervielfältigt waren, zum Zeichen, wie GOtt vervielfältige gegen Menschen, die dem Mangel vorbeugen wollen. Das Vieh findet sein Futter und Lager reichlich, und sättiget sich, daß es uns zur schmakhaftesten Speise werde, daß es uns Milch, Butter Käse, und seine Haut in grösserer Menge gebe, als wir bei dessen hier und dort geäussertem Fall daran Mangel und Theurung gelitten. Aller Orten herrschet der Ueberflus an Getraide. Keiner ist vergessen worden, wenn er auch vor seinen Augen Stoppeln gesehen. Glükliche Oeconomie in allen Staaten, die aus diesem Füllhorn der Güte ihre Schäze nehmen! Die Wohlfeile ist der Geist der Commercien. Essen und Trinken im Ueberflus macht Manufacturen und Waaren wohlfeiler, und das Getraide wird zum Silber, das uns andere in die Hände geben, wenn wir es ihnen nur verkauffen wollen. Die Consumption, das Band aller Stände, ist erleichtert; und der Landmann siehet seinen Schweis, den GOtt geseegnet, in dem grossen Körper des Landes circuliren. Die Vorsicht schüttet die Böden auf, daß sie von diesem Schaz lange mittheile, um bei einem Miswachs noch von dem Seegen zu leben, der uns in vorigen Jahren übrig geblieben; Sie treibet aber damit nicht Wucher. Sie hält den Seegen zu Rath; sie geizet aber damit nicht. Und gleichwohl achtet man dieses Ueberflusses gar nicht bisweilen. Manche Rentcammer ist verlegen, ihre Gülten nicht so hoch an den Mann zu bringen, daß auf ihren Speichern so viele pro Cento wachsen können; Und sie siehet nicht, daß ihr steuerbarer Unterthan dadurch zu Kräften kommt, seine künftige Saat zu bestellen, seine Gülten reichlich abzuführen, und in 4. Jahren ohne Abgang seine Gebühren zu entrichten, die mehrentheils unterblieben, wenn die Cammer durch Korn Geld löset, und der Landmann kein Geld hat, das Korn zu kauffen, das zu seinen Gülten nöthig ist. Möchte doch unsere Neubegierde, die so gerne die Dinge entwikelt, welche uns eine Furcht erweken, auch die Arten aller Stände, die dermalige Zeit, die Crisin in allen Gegenden der Welt, die Politik der Menschen, die Lands-Oeconomie in die Höhe zu richten, bei dieser reichen Ernde, stille betrachten! Ich denke, wie der Engelländer, Thomson:

Fürst der Erde! Mensch! für den sich
diese ganze Schöpffung schmükt
Haupt und Herz und Mund von allem,
was man auf der Welt erblikt;
Denke nach, erhebe dich, sey zum Danke immer fertig;
GOtt ist überall gefühlt, allenthalben
gegenwärtig,
Der den Ueberflus uns schenket, und
des Sommers reiche Pracht,
Für das Wohl von ganzen Ländern, als
das feinste Gold gemacht;
Ewger Urstand aller Dinge! HErr und
Vatter der Natur!
Alles zeiget, und verbirgt Dich! Und
der Mensch vergist der Spur?

Woher es komme, daß die Laster so schwer abzulegen seynd.

So oft ich bishero nachgedacht, woher es doch komme, daß es so schwer sey, gewise Laster abzulegen, und an ihrer Stelle was tugendhaftes zu verrichten, so oft bin ich in meinem Nachsinnen auf die Gewohnheit gerathen. Ich habe gefunden, daß alle Schwierigkeiten, die sich in Veränderung unserer Lebensart ereignen, blos von ihr herrühren. Sie ist eigentlich nichts anders, als eine Fertigkeit gewisse Handlungen, die man schon sehr oft wiederholet hat, bei allen vorfallenden Gelegenheiten aus-

zu-

zuüben. Sie erstreket sich derowegen so wohl auf böse, als auf gute Verrichtungen; man kan so wohl eine Tugend, als ein Laster aus Gewohnheit ins Werk richten: aber es gehöret zu beiden eine lange Ubung, und oftmalige Wiederholung desjenigen, dessen man gewohnt werden soll. Und da es sowohl in den Gliedmassen des Leibes, als in den Würkungen der Seelen Gewohnheiten gibet: so sieht ein jeder, daß in beiden Fällen keine Gewohnheit auf einmal entstehe. Es gehöret überal viel Zeit dazu, ehe man einer Sache gewohnt werden kan.

Wie kommt es, daß wir in unsern Häusern, darinnen wir gebohren und erzogen sind, oder doch viel Jahre gewohnt haben, auch bei stokfinsterer Nacht alle Zimmer und Thüren, Tische, Stühle und Bette, ja auch andre Dinge öfters so gut finden können, als wenn es Licht wäre? Ich habe eine alte Frau gesehen, die, ob sie gleich stokblind war, dennoch alles im Hause verrichten konte. Sie gieng aus einem Zimmer ins andere, ohne mit den Händen zu tappen. Sie stund von ihrem Stuhle auf, und gieng in schnurgerader Linie nach dem Orte wohin sie wolte. Hätte man sie gefraget, wie viel Schritte ihre Stube lang sey? so würde sie es nicht gewüst haben: Doch habe ich sie niemals einen Tritt zu wenig, oder zu viel, thun gesehen; wenn sie nach dem Fenster, oder nach der Thüre gieng. Sie strekte die Hand zu rechter Zeit aus, und verfehlte niemals dessen, was allezeit seinen gewissen Ort behielte. Woher kam das? Ohne Zweifel, weil sie alles dieses schon unzehlichemal gethan hatte. Ihre Gliedmassen hatten eine solche Fertigkeit in ihren Bewegungen erhalten, daß sie nicht mehr nöthig hatten, durch eine besondere Aufmerksamkeit der Seelen gelenket und regieret zu werden. Eben so wie die Seiltänzer es endlich so weit bringen, daß ihre Füsse auch in den höchsten Luftspringen nicht mehr des Seiles verfehlen: oder wie jener Künstler, der subtile Sandkörner in gewiser Weite durch ein Nadelöhr werffen konte; von dem man erzehlet, daß es ihm endlich schwehrer geworden vorbeizuwerffen, als eine so kleine Oefnung genau zu treffen.

Woher kommt es, daß gewise Leute, sonderlich Weibspersonen, bisweilen im Kopfe die weitläuftigsten Rechnungen hinausbringen können? Sie müssen bisweilen alle Arten die Zahlen zu vergrössern und zu verkleinern etlichemal nacheinander vornehmen, und ein andrer würde ganze Seiten vollschreiben, um die gegebene Frage zu beantworten. Sie aber sind augenbliklich damit fertig; Und haben alle Operationen vollbracht, ehe der andre weis, mit welcher Rechnungsart er den Anfang machen soll. Auch dieses komt nirgend anders her, als aus der Gewohnheit. Dergleichen Leute haben oft was auszurechnen gehabt: und

doch hat es sich nicht thun lassen, alle-zeit ein Schreibezeug bei der Hand zu haben. Die lange Ubung, und öftere Wiederholung hat ihren Gedanken eine Fertigkeit zuwege gebracht, dasjenige ohne Mühe zu thun, was andern sehr schwer, ja unmöglich zu seyn scheinet. Nunmehro sind sie es gewohnt; und es ist nicht möglich, daß sie diese Gewohnheit so bald verlieren solten: es wäre dann, daß sie in vielen Jahren keine einzige Rechnung mehr vorzunehmen hätten.

Wollen wir uns diese Betrachtung in moralischen Dingen zu Nuze machen: so sehen wir wohl, woher es komme, daß dem einen die Tugend, und dem andern das Laster so leicht auszuüben ist; und daß es beiden schwer fällt ihre Lebensart zu ändern. Herr Neidhard hört von dem allergeringsten Dinge reden, welches sonst keinen andern Mangel hat, als diesen, daß es nicht von ihm selbst herkommt: sogleich kriegt er den Krampf in die Nase; die Baken werden ihm nach den Ohren gezogen; die Lippen dehnen sich theils in die Höhe, theils herunter; er blöset die Zähne, und stösset einen behenden Laut aus dem Munde. Ein jeder verstehet wol, daß ich sein spöttisches Naserümpfen, und höhnisches Gelächter abmahlen will. Wie komt es aber, daß er so oft, so leicht, und aus so geringen Ursachen dazu gebracht wird? Es ist seine Gewohnheit. Und woher entstehet diese? Sowol seine Seele, als die Gliedmassen seines Leibes haben die dazu gehörigen Bewegungen schon so oft gehabt, daß sie sich überaus leicht wieder in dieselben Falten rüken. Man sieht es an den Liniamenten seines Gesichts, daß Neidhard ein Spötter ist; und wer seine Seele sehen könte: der würde deutliche Spuren seiner hönischen Urtheile von allen Dingen darinnen antreffen.

Nun ist es zwar gewis, daß viele von denen, die böse Gewohnheiten an sich haben, sich selber mit gutem Bedachte daran gewöhnet: allein die meisten haben sie der sorglosen Auferziehung ihrer Eltern zu verdanken. Diese solten ja mit dem grössesten Fleise darauf sehen, daß ihre Kinder keiner bösen Sache gewohnt würden. Sie solten Achtung geben, daß sie keine einzige lasterhafte Handlung vornehmen möchten; geschweige denn verstatten, daß sie durch eine oftmalige Wiederholung eine Fertigkeit darinnen erlangen solten. Man hat vorlängst gesagt, die Herzen junger Kinder wären ein zartes Wachs, dem man mit leichter Mühe allerlei Bilder eindrüken könne. Nichts ist so gewis als dieser Saz: wenn man nur hinzu sezet, daß dieses zarte Wachs sich in zunehmenden Jahren in einen harten Stein verwandele, aus welchem man die einmal eingedrukten Bilder entweder gar nicht; oder doch nicht ohne unglaubliche Mühe austilgen kan. Wie wenig aber die allermeisten Eltern dieses bei

ihrer

ihrer Kinderzucht vor Augen haben: lehret die tägliche Erfahrung. Wir sind weit von den Zeiten der alten Römer; aber fast gar nicht von ihren bösen Sitten entfernet: zum wenigsten was diesen Punct anbetrift. So schreibt Quintilian, wenn er diese Unachtsamkeit der Eltern komt, wodurch sie ihre Kinder selbst verwahrlosen:

Wolte GOtt, spricht er, daß wir unsere Kinder nicht selbst verwahrlosen möchten. In der Kindheit verzärteln wir sie gleich mit lauter Lekerbislein. Die gelinde Auferziehung, die man ein väterliches Nachsehen nennet, schwächet ihre Leibes- und Seelenkräfte. Nach was für Dingen wird diejenige nicht in erwachsenen Jahren streben, der schon in Purpur gewindelt worden? Ein Kind kan kaum etliche Worte sprechen; und fordert schon allerhand kostbare Speisen. Ihren Geschmak haben wir früher unterrichtet, als ihre Zungen. Auf den sanftesten Betten erwachsen sie; und dafern sie ja die Erde betretten: so trägt man sie doch noch von beiden Seiten auf den Händen. Wir freuen uns, wenn sie unverschämte Dinge reden. Worte, die man an den üppigsten Orten nicht dulden würde, belohnen wir ihnen mit einem lächelnden Kusse. Und das ist kein Wunder: wir haben sie darinnen unterrichtet; von uns haben sie gehöret. Sie sehen ja unsre Liebhaber, und Beischläfferinnen. Bei unsern Gastmahlen werden ja die schändlichsten Gesänge gehöret, und solche Dinge gesehen die man aus Schamhaftigkeit nicht sagen darf. Daraus entstehet allmählich die Gewohnheit; hernach gar eine Natur. Und dieses lernen die armen Kinder, ehe sie wissen, daß es Laster sind.

Ich könte von dieser Materie noch verschiedenes aus des berühmten Joh. Loken Tractate von der Kinderzucht anführen: wenn dieses herrliche Büchlein nicht bereits ins Teutsche übersezet wäre, und also von einem jeden gelesen werden könte. Ich will dieses noch anmerken, welches zeiget, was für Schwierigkeiten es gibt: wenn man böse und tiefeingewurzelte Gewohnheiten ablegen mus.

Dion, ein naher Verwander und Staatsminister des Siracusanischen Tyrannen Dyonisius, hatte sich gewiser Ursachen halber aus Sicilien entfernet, seine Familie aber bei Hofe gelassen. Der König, welcher sich einer Beleidigung wegen an ihm rächen wolte, wuste dieses auf keine bequemere Weise zu thun, als durch seinen hinterlassenen Sohn. Diesen suchte er auf eine unordentliche Lebensart zu einem vollkommenen Bösewicht zu machen. Er verschafte ihm derowegen ein tägliches Wohlleben. Die gottlosesten Buben gab er ihm zu vertrauten Cameraden; ja ohngeachtet der Knabe noch kein mannbares Alter hatte: so musten die unzüchtigsten Weibesbilder ihn zur Uppigkeit und Wollust verführen. Dieses daurete eine zimliche Zeitlang also, bis Dion sein Vater endlich wieder nach Hause kam. Man kan leicht denken, wie diesem vernünftigen und tugendhaften Staatsmanne die schändliche Verwahrlosung seines Kindes, wird zu Herzen gegangen seyn? Er erwies auch seinen Verdrus darüber in der That: indem er alles mögliche that, seinen boshaft verwehnten Sohn wieder zurechte zu bringen. Da die Güte nichts ausrichten konte: gebraucht er sich der Schärfe. Er sezte ihm einen rechtschaffenen Hofmeister: er verschlos ihn in ein besonderes Zimmer, um ihn von aller bösen Geselllschaft abzuhalten: er entzog ihm alle Mitiel zur Wollust und Völlerei, und

dachte ihn durch die strenge Zucht wieder zu ändern. Allein was vor Gewalt hat die böse Gewohnheit nicht! der junge Mensch war in den Lastern bereits so sehr ersoffen, daß ihm der jezige Zwang weit unerträglicher, als der Tod selber schien. Er öfnet derowegen sein Fenster, und stürzet sich etliche Stokwerke hoch herunter. Er bricht den Hals, und sein Tod lehret überaus deutlich, welch eine grausame Tirannin eine böse Gewohnheit seye.

Betrachtung über die fliessenden trüben Wasser.

Nachdem die Nacht, vor dem 19. August. in hiesiger Gegend ein Regen gefallen, und es vermuthlich anderer Orten stärker geregnet hatte, so war der Lech selbigen Tag über zimlich angewachsen und trübe.

Um nun zu erfahren, wie viel das Wasser dermalen Schlamm bei sich geführet, und was derselbige Schlamm, wenn ihn der Flus wiederum wo fallen lässet, vor einen Raum einnehmen könte; so schöpfte man den 21. Aug. ein Gefäs voll davon, nämlich 10. Pfund 6. Loth 2. Quentgen, und den folgenden Tag, als den 22. Aug. an der Maas auch wieder so viel als zuvor, und lies jedes besonders sich sezen.

Wie nun das Wasser nach Verflus einiger Tage abgeneigt, und der zu Boden gefallene Schlamm, welcher, der Farbe nach, wie Leimen aussahe, an der Sonne völlig ausgetroknet war, so fand sich von selbigem eine fette Erde; in dem ersten 4. Loth 2. ein halb Quentgen, und in dem andern 2. Quentgen.

Es war also zusammen in 20. Pfund 13. Loth Wasser, 5. Loth ein halb Quentgen troken gewogener Letten.

Beides nun auf ein Maas zu reduciren, so machte ich aus gedachtem Letten, nachdem ich ihn wieder zerrieben und angefeuchtet, einen Würfel, und bearbeitete selbigen, da er troken worden, den Fus in 12. Zoll getheilet, auf das genaueste 1. Zoll lang, 1. Zoll breit und ein Zoll dik, da denn das Gewichte desselben sich befand 1. Loth 3. und ein 4. fünftel Quent.

Es wird also ein Cub. Fus oder 1728. Cub Zoll. 96. Pfund 21. Loth schwer seyn Der Cub. Fus Wasser aber, wiegt gleich 50. Pfund, daher zu einem Fus Letten, nach dem ersten Versuche allein genommen 138, und nach beiden zusammen, 247. Fus Wasser erforderlich seyn werden.

Nun ist der Lech hier in der Stadt kaum 2. Ellen breit und 2. tief, und man weis aus andern Versuchen, daß durch eine Oeffnung 1. Zoll breit, und 12. Zoll hoch, in einer Stunde 1295. cubische Fus laufen.

Nehme ich nun, daß das Wasser nur eine Stunde so trübe geblieben, als es gewesen, wie zum erstenmale davon geschöpft worden, und daß es auch nur 1. Fus hoch über das Wehr gegangen, da es öfters 2, 3, bis 4. Fus hoch gehet, so sind in einer Stunde 5780880. cubische Fus weggelaufen, welche 41890. cubische Fus Schlamm oder Letten mit weggeführet, wovon eine Fläche 204. Fus ins Gevierte 1. Fus hoch bedekt werden können.

Nehme ich aber beide Versuche zusammen, da, aus 20. Pfund 13. Loth Wasser, 5. Loth und ein halb Quintgen Letten gekommen, und rechne, das Wasser hätte 24. Stunden also gedauert, so sind während der Zeit weggelaufen 138741120. cubische Fus, welche an Letten bei sich geführet 561705. cubische Fus, wovon eine Quadratfläche, deren Seite 749. Fus lang, 1. Fus hoch bedekt werden kan.

Kan nun der Lech mit einemmal so viel Schlamm und Letten mit wegführen, wie viel wird sie nicht das ganze Jahr durch, da sie so vielmal anwächst und dike wird, mit fortschleppen? Was werden nicht andere Flüsse in etlichen Jahrhunderten thun, gegen welche der Lech nur wie ein

Bach zu rechnen? Und wo wird der Schlamm, der auf die Art weggeführet wird, zulezt hinkommen? Geht es nicht alles ins Meer, und wird nicht der Grund desselben, wo das Wasser allen Schlamm fallen läst, davon nach und nach ausgefüllet werden?

Ich weis wol, die Flüsse lassen unterwegens, ehe sie dahin kommen, vieles fallen, besonders wenn sie grosse Flächen antreffen, wo sich das Wasser ausbreiten kan, und dem Zuge des Strohmes nicht so sehr unterworfen ist; sie nehmen aber auch davor, indem sie weiter gehen und grösser werden, wieder an andern Orten um so viel mehr mit, welches sie zulezt doch ins Meer führen.

So thun sie es nun alle Jahre, obschon einmal stärker, auch zu Zeiten aus einer Gegend mehr, als aus der andern, woher auch der Schlamm, den sie mitführen, einmal anderer Art und Farbe ist, als das andere, wie denn hier in dem Lech selbiger zuweilen braun, zuweilen röthlich gefunden wird, auch daher diejenigen, die an solchen Flüssen wohnen, mehrentheils wissen, wo es geregnet hat, und aus welcher Gegend das Wasser komt.

Daher entstehen dermalen in dem Meere, ohne Zweifel verschiedene Strata, und eben so, hält man davor, sind auch die entstanden, die jezo bei einigen Bergwerken 100. und mehr Lachter tief versunken werden; nach dem, daß viel trübe Wasser mit einemmale dahin komt, nach dem wird eine Lage stark oder schwach; und nach dem die Art des Schlammes ist, den das Wasser dahin führet, auch nach dem der Ort, wo er zu Boden fällt, mehr oder weniger von der Mündung entfernet ist, nach dem wird auch die Art und Natur der Lage.

Dieses gibt eine nähere Erläuterung von der Abhandlung, welche wir vor einem Jahr in diesen Blättern kürzlich bemerkt, und nachgehends in unserm aus dem Reiche der Wissenschaften wohl versuchten Referendario oder auserlesenen Sammlungen rc. im 2ten Theil, pag. 108. weitläuftig angeführt haben, unter dem Capitel: Von den merkwürdigen Veränderungen, welche nach und nach die Oberfläche unserer Erde unterworfen.

Ein merkwürdiges Exempel vom Ansteken der Poken. Von Dr. Jurin, Mitglied der Königl. Englischen Gesellschaft mitgetheilt.

(Aus den Philosoph. Transact. 373. N. 5. Art.)

Ein junger Mensch befand sich an der Art Poken krank, die man die zusammenhängende, oder die mitlere zwischen den einzelnen und zusammenfliessenden Poken heist. Mittwochs, den 3. des Weinmonats, 1742. verfiel er bei Nachtzeit in eine Raserei, und kam, des Widerstandes zwoer Wärterinnen, die sich bei ihm befanden, ohngeachtet, aus dem Bette: Er faste eine von den Wärterinnen mit seinem nakten Arme beim Halse, und drükte sie mit der Stirne gegen seine blose Brust, die damals mit reifenden Poken bedekt war, in welcher Stellung er sie einige Zeit hielt. Sie erhizte sich, indem sie mit ihm rang, und wie sie sich von ihm losris, empfand sie, daß er einige Blattern auf ihrer Stirne zerquetschte. Das Weib war etwa 40. Jahr alt, sonsten munter, lebhaft und blutreich; Sie meldete mir, daß sie in ihrem siebenden oder achten Jahre die Poken sehr stark gehabt hätte, davon ich aber kein Merkmal

mehr in ihrem Gesichte sahe. Den Freitag morgens fiengen sich an Poken auf ihrer Stirne zu zeigen, und derselben Zahl wuchs nach und nach, bis zwischen 50. und 60; Sie bekam gleichfalls eine geringe Zahl Blattern auf dem Naken und an der Seite des Halses, wo sie der Kranke mit den blossen Armen umfast hatte, aber sie meldete mir, daß sonst an ihrem ganzen Leibe keine wären. Der untere Theil ihres Gesichtes war völlig rein, und die auf der Stirne zeigten sich hauptsächlich auf ihrem mittlern und am meisten hervorragenden Theile, der gegen des Kranken Brust war gedrukt worden. Sie erhoben sich nach und nach, und kamen auf eben die Art zur Reife, wie bei den mittlern Poken gewöhnlich ist, mit grosser Entzündung und Aufschwellen der Stirne und des anliegenden Theils vom Gesichte, besonders der Augenbraunen, wo ein kleiner Klumpen Blattern sas; so, daß Dienstags, den 9ten des Weinmonats, ihr recht Auge ganz zugeschlossen, und das Linke fast in eben den Umständen war. Alle diese Zeit über hatte sie indes kein Fieber, keine Unpäslichkeit, oder andere Zufälle der Poken, ausser diesen Ausbruch und die Entzündung dabei. Die Nacht lies sie sich ein blasenziehendes Mittel auf den Naken sezen, worauf sie das Auge den folgenden Tag wieder offen hatte. Dieser war der sechste nach dem Ausbruche, und die Blattern fiengen an, sich abzuschälen. Die Schuppen hatten das Ansehen und die Dauer der gelindern, mittlern Poken. Bis dahin besuchte ich sie täglich, wie auch oft nach diesem, und besonders Montags, den 22. des Weinmonats, den 18. Tag nach Ausbruch der Blattern; Sie hatte damals noch immer einige Blattern auf der Stirne.

Hierbei ist merkwürdig, 1) daß dieses Weib, das doch schon die Poken gehabt hatte, durch ein unmittelbares und genaues Andrüken der Pokenmaterie an ihre Haut, wobei sie sich erhizt hatte, solche von neuem bekam: dieses scheint zu beweisen, daß dergleichen Andrüken vermögender ist, anzusteken, als die blossen Ausdünstungen aus dem Leibe des Kranken, die in den Gesunden eingesogen werden; denn daß sie auf die leztere Art nicht angestekt worden, erhellet daraus, weil die Poken nur da erschienen sind, wo dergleichen Andrüken und Berührung geschehen war. Daraus wird sehr wahrscheinlich, daß jemand, der die Poken schon gehabt hat, wie der Mann, dem Herr Tanner im St. Thomashospital Blattern inoculirte, sie durch das Platterpelzen in einem geringen Grade wieder bekommen kan, da durch das Blatterpelzen die pokenartige Materie noch genauer zum Blute und den Säften gebracht wird, als durch die blose Berührung der unverlezten Haut.

Zweitens, da dieses Weib nicht durch den ganzen Körper angestekt wor-

worden, wie daraus erhellet, weil sie weder Fieber noch Unpäslichkeit empfunden, und die Poken nur an den Orten, wo eine unmittelbare Berührung vorgegangen war, ausgebrochen sind, so lies sich daraus keine Folgerung ziehen, daß jemand die Poken das zweitemal mit allen Zufällen und einem allgemeinen Ausbruche der Blattern bekommen könte, sondern es wird vielmehr das Gegentheil wahrscheinlich.

Drittens, ist die Zeit, in welcher sich diese Anstekung vermittelst Ausbruchs der Blattern entdekte, von der Zeit, die man bei dem Blatterpelzen wahrnimt, sehr unterschieden: Jene zeigten sich ohngefehr in anderthalben Tage, und in dem lezzern Falle brechen die Poken ordentlich den zehnten Tag, oder doch nicht über einen Tag früher oder später aus, wie aus Hr. D. Nettletons sorgfältigen und lehrreichen Beobachtungen erhellet. Man kan diesen Unterschied im Voraus schliessen, weil in einem Falle nur die Theile, wo eine unmittelbare Berührung vorgeht, angestekt werden, im andern aber die Materie durch die ganze Masse des Blutes in alle Theile des Körpers ausgebreitet werden mus.

Betrachtungen über das Regenwasser, und den Ursprung der Brunnen, nebst einigen besondern Anmerkungen von Anlegung der Cisternen.

Vom Herrn de la Hire.

Die Erkenntnis alles dessen, was zu dem Wasser und seinem Gebrauche, sowol zu den Nothwendigkeiten des Lebens, als zur Zierde der Palläste und Gärten gehöret, ist jederzeit für ein nothwendiges Stük der menschlichen Wissenschaft gehalten worden. Man hat sich ungemeine Mühe gegeben, sehr kleine Flüsse in den Stand zu sezen, daß sie grosse Schiffe tragen; und vermittelst derselben weit von einander liegende Meere zu vereinigen. Man hat reiche Quellen durch grosse Umschweife und hohe Wasserleitungen, an die Orte geführet, denen sie die Natur versaget hatte. Man hat endlich viele Maschinen, das Wasser zu heben und bis auf hohe Berge zu tragen, erfunden, damit es unter tausend verschiedenen Figuren, mit übernatürlichen Bewegungen vertheilet werden, und ein wunderwürdiges Schauspiel werden möge. Das war für die meisten Menschen genug. Allein die Wisbegierde derer, welche die Geheimnisse der Natur erforschen wollen, war dadurch noch nicht gesättiget. Man muste sich auch um den Ursprung so reicher Quellen bekümmern, die man auf der ganzen Erde, ja auch auf hohen Felsen antrift; und dieses hat den alten und neuen Weltweisen so viele Beschäftigung gemacht.

Wir haben zwo Hauptmeinungen von dem Ursprunge der Brunnen und Quellen. Jede ist auf Erfahrungen gegründet, die, wie es scheint, keinem Zweifel unterworfen sind. Denn daß viele Brunnen von dem Regen und dem auf den Bergen geschmolzenen Schnee entstehen, ist offenbar. Wie kan aber der Regen und Schnee, der auf steilen und hohen Felsen und in sehr heissen Ländern gar selten ist, die reichen und beständigen Brunnen mit Wasser versorgen, die man in denselben an verschiedenen Orten siehet?

Das ist der stärkste Einwurf derer, die nicht der Meinung sind, daß der Regen die Brunnen mache. Sie räumen zu diesem Ende nur unterirdische Hölen ein, darinn sich, wie in Kolben, die Dünste des

Wassers, das unter der Erde ist, durch die Kälte auf der Fläche der Erde dichte und Wasser werden.

Herr Mariotte, der die Meinung derer, so den Regen für die Ursache halten, angenommen, hat eine gar genaue und besondere Untersuchung der Regen- und Schneewassers angestellet, das auf ein Stük Landes fällt, welches der Seine ihr Wasser geben müste. Seine Berechnung zeiget ihm, daß dessen viel mehr sey, als zur Unterhaltung des Flusses in seinem mittlern Zustande ein ganzes Jahr hindurch nöthig ist.

Als ich des Engländers, Herrn Plot, Abhandlung von dem Ursprunge der Brunnen, die im Jahr 1685. gedrukt worden, mit Aufmerksamkeit las, machte ich dabei verschiedene Anmerkungen, die ich damals in den Versammlungen der Academie las, und fieng an, vor mich selbst durch Versuche zu erlernen, was das Regen- und Schneewasser den Brunnen und Flüssen lieffern könne. Zuförderst untersuchte ich, wie viel Regenwasser in Jahresfrist fiele. Davon habe ich der Academie am Ende jedes Jahres die Aufsäze vorgelegt. Daraus ist zu sehen, daß die Höhe des Regenwassers, das auf dem Königlichen Observatorio, darauf ich observiret habe, fällt, in einem mittlern Jahre 19. bis 20. Zoll betrage, fast eben so viel, alo Herr Mariotte angenommen hatte.

Weil ich aber doch noch daran zweifelte, ob man auf diese Menge Wassers bei dem Ursprunge der Brunnen rechnen könne, so machte ich folgende Versuche, um davon gewis zu werden.

Ich erwählte einen Ort auf der untern Fläche des Observatorii, und lies im Jahr 1688. einen bleiernen Kessel von 4. Fus in der Fläche, 8. Fus tief eingraben. Dieser Kessel hatte einen Rand, 6. Zoll hoch, und war gegen einen seiner Winkel etwas abhangend. An denselben hatte ich eine bleierne Röhre, 12. Fus lang, löthen lassen, die gleichfalls sehr schräge gieng, und mit der Spize in einen kleinen Keller reichte. Dieser Kessel stund von der Mauer des Kellers ab, damit er mit desto mehr Erde umgeben werden konnte, die der ähnlich war, damit er angefüllet ward, und damit diese von der Nähe der Mauer nicht troken werden möchte. In diesen bleiernen Kessel oder Kasten legte ich auf die Stelle der Oefnung, die in die Röhre gieng, etliche Kieselsteine von verschiedener Grösse; damit sich die Oefnung nicht verstopfte, wenn die Erde mit dem Erdboden gleich, also 8. Fus hoch, drüber geschüttet würde. Dieser Erdboden ist von mittler Natur zwischen dem Sande und frischer Erde. Das Wasser kan also gar leicht durchdringen, und die äussere Fläche ist mit der andern Erde horizontal gleich.

Ich dachte, daß, wenn das Regenwasser und der geschmolzene Schnee so tief in die Erde dringen, bis sie eine Torf- oder Thonerde antreffen, die sie nicht durchläst, wie die sagen, welche der ersten Meinung, von dem Ursprunge der Brunnen, Beifall geben, so müste in meinem bleiernen Kasten, den ich eingegraben, eben das geschehen, und endlich müste ich doch eine Art von einem Quell haben, der durch die Röhre in den Keller liefe.

Allein ich glaubte nicht, daß dieses geschehen könnte; darum machte ich zu gleicher Zeit noch eine andere Maschine zu solchem Versuche fertig, die nur 8. Zoll tief in der Erde stand. Es war ein Kasten von 64. Zoll in der Fläche, und die Ränder waren 8. Zoll hoch. Ich hatte einen Ort für ihn erwehlet, da ihn weder Sonne noch Wind traf, und alle Kräuter, die auf der Erde über diesem Kasten wuchsen, sorgfältig ausgerottet; damit alles Wasser, das auf die Erde fiele, ohne Hinderung bis auf den Boden dringen, und von da durch ein kleines Loch in eine Röhre,

aus

aus dieser aber in ein Gefässe fallen konte. Dieser Kasten war der Luft nicht ausgesezt; sondern in einen andern sehr grossen eingesezt; dieser aber unten und auf allen Seiten mit eben der Erde angefüllet, die in dem kleinen war, damit diese nicht von der Luft troken werden möchte.

Bei diesem kleinen Kasten nun bemerkte ich, daß vom 12. Junius bis zum 19. Februar. das Wasser durch die Röhre im Boden des kleinen Kasten nicht hinausgelauffen war, und daß es an dem lezten Tage nur geschah, weil eine grosse Menge Schnee auf der Erde lag, und schmolze. Seit der Zeit war die Erde in diesem kleinen Gefässe immer sehr feuchte. Das Wasser aber fieng nur erst einige Stunden nachher, wenn es geregnet hatte, an zu laufen, und hörte auf, wenn das, was gefallen war, sich erschöpft hatte. Denn es blieb noch immer eine gewisse Menge in der Erde, und dieses flos nicht heraus, wenn nicht neues oben auf die Erde dazu gekommen war

Ein Jahr darauf wiederholte ich diesen Versuch mit dem kleinen Kasten, allein ich sezte ihn 16. Zoll tief in die Erde; also noch einmal so tief, als das erstemal. Ich litte gleichfalls kein Kraut auf der Erde, und er stand wiederum von Sonne und Wind frei. Es gieng fast eben so dabei zu, wie das vorigemal; nur, daß wenn es in zimlich langer Zeit nicht regnete, die Erde ein wenig troken ward, und ein kleiner Regen, der nachher dazu kam, sie nicht so stark anfeuchtete, daß auch zum Durchfliessen Wasser übrig blieb.

Darauf pflanzte ich einige Kräuter auf die Erde über den Kasten. Nachdem aber die Pflanzen etwas stark geworden, so lief nicht nur nach dem Regen kein Wasser mehr durch die Röhre; sondern aller gefallene Regen reichte auch nicht einmal mehr zu, die Pflanzen zu nähren. Sie wurden welk und vertrokneten, wenn man sie nicht von Zeit zu Zeit begos.

Es fiel mir jezo ein, ich wollte die Ausdünstung des Wassers durch die Blätter der Pflanzen, wenn sie an der Sonne und im Winde stehen, messen. Den 30. Junius, um halb 6. Uhr morgens, sezte ich in eine Phiole mit einem engen Halse, in die ich ein Pfund Wasser, genau gewogen, gegossen, zwei mittelmäsig grosse Feigenblätter, die zusammen 5. Drachmas und 48. Gran wogen, mit den Spizen der Stengel in das Wasser. Die Blätter waren frisch und steif, als ich sie abbrach. Nachher stellete ich die Phiole mit den Blättern in die Sonne, die gar helle und heis war, an einen Ort, da etwas Wind hintraf. Den Hals der Phiole, den die Stengel der Blätter nicht anfüllten, verstopfete ich fest mit Papier, damit das Wasser nicht durch diese Oefnung ausdünsten konnte.

Um 11 Uhr Vormittag wog ich alles mit einander, und befand eine Verminderung der Schwere von 2. Drachmis, die Luft und Sonne vom Wasser durch das Blat an sich gezogen hatte. Dieser Verlust des Wassers kan nicht anders ersezet werden, wenn das Blat an dem Baume stehet, als durch die Feuchtigkeit der Erde, die durch die Wurzeln gehet.

Ich habe nachdem noch allerlei andere Versuche mit Pflanzen gemacht, und allemal eine gar grosse Zerstreuung der Feuchtigkeit befunden. Nachdem ich vollends die Fläche der Blätter gemessen, und betrachtet, wie viel sie meistens Erde bedeken, habe ich urtheilen müssen, der Regen, sonderlich im Sommer, ob er gleich alsdenn sehr stark ist, reiche doch nicht zu, ohne andere Hülfe die Blätter zu nähren. Die Nachtluft selbst gibt den grossen Bäumen, und den Pflanzen selbst eine grosse Menge Feuchtigkeit, die man auch fast immer gegen den Aufgang der Sonne auf den Blättern stehen siehet. Diese dringet bis zu den Wurzeln, und kan einen Theil des Tages lang die Pflanzen erhalten. Diese Feuchtigkeit, aber allein konnte zu ihrer Nahrung nicht genug seyn, wenn sie nicht deren auch einige aus der Erde selbst und

aus dem Regen, der darauf fällt, an sich zögen, wie ich bei meinen bereits vorgetragenen Versuchen bemerket habe.

Alle diese Versuche haben mir zu erkennen gegeben, daß das Regenwasser, das auf Erde fällt, darauf allemal Kräuter und Blumen stehen, nicht zween Fus tief in dieselbe dringen kan, wofern es nicht in sandigen und steinigen Orten gesammlet worden, die es leichte durchlassen. Aus diesen besondern Fällen aber kan man nicht eine allgemeine Folge ziehen. Ein Exempel ist an dem Felsen de la Sainte Baulme, in Provence, zu sehen. Der Fels ist voller Rizen und Spalten: Es wachsen auch keine Kräuter darauf. Daher dringet der Regen 67. Toisen tief in die Grotte unter der Oberfläche dieses Felsen in wenig Stunden, und macht eine schöne Cisterne, die, wenn sie voll wäre, endlich einen Brunnen machen würde. Wenn man auf solchen Felsen eine genugsame Menge Schnee bei der blossen Sonnenhize des Sommers schmelzet, so bemerket man, daß aus einigen Brunnen etliche Stunden lang an einem Tage, ja auch, wenn die Sonne nur zu verschiedenen Stunden auf den Schnee trift, vielmals eine grosse Menge Wasser aus den Brunnen fliest, weil in den übrigen Stunden der Schnee auf der Spize des Felsens im Schatten ligt, und nicht leicht schmelzen kan. Das ist ohne Zweifel die Ursache davon, daß, wie man sagt, in der Mitte der Erde Brunnen wären, die eine Ebbe und Fluth hätten, wie das Meer.

Also habe ich aus diesen Versuchen schon so viel gelernet, ich dürfte nicht erwarten wollen, daß das Regen- und Schneewasser durch die Erde über den bleiernen Kessel, den ich in der Erde unten am Observatorio eingegraben, 8. Fus tief dringen solle. Es ist auch in 15. Jahren nicht ein einziger Tropfen Wasser durch die Röhre gelauffen.

Man siehet also hieraus, daß nur gar wenige Brunnen aus Regen und Schnee entstehen können; und man nothwendig auf andere Ursachen kommen müsse, wenn man erklären will, wie es zugehe, daß an hohen Orten, und bei einer kleinen Tiefe Erde, wie der Quell Rungis bei Paris ist, so reiche Quellen entstehen können; die man den Grotten oder unterirrdischen Kolben, vermittelst derer die gesammleten Dünste verdichtet und zu Wasser werden sollen, nicht zuschreiben kan. Denn in diesen Gegenden sind keine Felsen, wie ich wahrgenommen, als ich etliche Brunnen daselbst graben lies. Denn die Erde ist nur etwas höher, das Wasser der Oberfläche der Erde gar nahe, und stehet höher, als der Ort, wo man nachher das Wasser gesammlet hat. Dieser Quell gibt ohngefehr 50. Zoll Wasser; er fliesset immer, und hat wenige Veränderung. Das ganze Stük der Erde, daraus er kommen kan, ist nicht gros genug, mit dem Regenwasser, da es sammlet, wenn auch nichts davon wegdunstete, oder anders angewendet würde, den ganzen Quell wasserreich genug zu machen. Und über dieses wird es immer gebauet, und ist mit Kräutern und Korn bedeket. Einige Thäler liegen in der Nähe. In denen mus man sehr tief graben, ehe man Wasset findet.

Man hat geglaubet, diese Arten von Quellen, vermittelst natürlicher Röhren und Canäle erklären zu können, die das Wasser aus einem kleinen hohen Flusse führten; und die, ob sie gleich durch hohe und tiefe Oerter, ja gar unter einigen Flüssen weggiengen, dennoch so wohl verwahret wären, daß unterwegens kein Wasser herausflöse, sondern alles an den Ort hinkäme, da es aus der Erde herausdringen soll. Wenn aber auch solche unterirrdische Oerter zu finden seyn möchten, so bin ich doch gewis versichert, daß sie nur so abhängig wären, als es brauchte, das Wasser zwischen der Erde auf einen Boden von Torf oder Thon zu führen; Daß man sich aber natürliche, hohe und niedrige Röhren einbildet, das ist alles,

was die Kunst in einem kleinen Garten thun kan: und noch ist es daselbst oft nöthig, diese Canäle wieder auszubessern.

Mich dünket, man könne noch einen wichtigen Einwurf gegen diese Hypothese machen. Denn, wenn diese grossen hohen Quellen ihren Ursprung aus einigen Flüssen haben, so müssen ja diese Flüsse ihr Wasser aus andern, noch höhern Quellen nehmen. Denn das Regenwasser, und das vom geschmolzenen Schnee an Orten, die einen festen Grund haben, kan nur kleine Bächlein machen, die kurze Zeit dauern, und den Flüssen bei ihrem beständigen Verlust an Wasser dessen nicht genug geben können. Die grossen Sammlungen von Wasser, als z. E. die Seeen, die gemeiniglich bei dem Ursprunge kleiner Flüsse sind, beweisen nichts für den angegebenen Ursprung der Flüsse. Denn wir haben aus vielen Versuchen erkannt, daß aus einem weiten, mit Wasser angefüllten Gefässe, an freier Luft viel mehr ausdünstet, als vom Himmel fallen kan.

Also bleibet nur ein einziges Mittel übrig, zu erklären, wie diese überflüssigen Quellen in der Erde entstehen können; und dennoch sind noch viele Schwierigkeiten dabei vorhanden. Man mus sich einbilden, daß eine grosse Menge Dünste durch die Erde gehe, und daß dieselben aus den Wassern aufsteigen, die darinn mit den nächsten Flüssen oder dem Meere gleich hoch stehen; daß diese Dünste desto leichter durchgehen, je leichter der Erdboden durchdrungen werden kan, wie man dieses im Winter, bei Eröfnung einiger tiefen Keller, wahrnimmt. Die kleinen Theile dieser Dünste können sich vereinigen, entweder, wenn sie an die Kälte der Oberfläche der Erde kommen, oder, wenn sie einen Boden antreffen, der schon selbst mit Wasser angefüllet ist, mit dem sie sich vereinigen; oder endlich, wenn sie eine Materie finden, die sie feste machen kan. Wie wir sehen, daß das Salz, wenn es an der Luft stehet, die Wassertheilchen, die in derselben umher fliegen, an sich behält. Alsdenn fliesset das Wasser, welches immer stärker wird, wenn es einen festen Grund findet, der es halten kan, zwischen der Erde auf diesem Grund fort, bis es auf der Oberfläche der Erde, wo dieser Grund zu Ende gehet, heraus, oder wieder in einen tiefern Ort in der Erde zurükfähret, wenn in dem Torf oder Thon, der es hält, einige Oefnungen sind. Das ist alles, was ich in diesem Falle als das wahrscheinlichste finde: Und noch müssen diese Dünste besondere Röhren und Gänge haben, durch die sie gehen, und durch die das Wasser, das sie machen, nicht heraus kan.

Ich habe aus der Erfahrung wissen wollen, was man von der Art, die Dünste des Wassers, wenn sie sich in der Erde an Steine, die mit einigen Salzen angefüllet wären, hiengen, dichte zu machen, hoffen könnte. Denn dieses war ein neuer Gedanke, der mir einfiel, um zu erklären, wie sich das Wasser von den Dünsten in der Erde sammlen könnte.

Ich sezte in einen Keller in der Tiefe des Bezirks des Observatorii ein gläsernes Gefässe, und befestigte an seinen Rand ein Stüklein Leinwand, das ich in Wasser getauchet, darinn ich Sal Tartari aufgelöset. Dieses Salz erwählte ich, weil ich es für das geschikteste hielt, die Dünste an sich zu ziehen, und zu erhalten. Der Ort scheint sehr feucht zu seyn, sonderlich im Sommer. Einige Zeit nachher fand ich auf dem Boden des Gefässes eine zimliche Menge Feuchtigkeit, die nichts anders als das Wasser von den Dünsten der Luft war. Dasselbe hatte sich an das Stüke Leinwand angesezt, und dasselbe angefüllet. Das übrige war, weil es immer mehr ward, in das Gefässe hinein gelaufen. Ich würde den Versuch weiter getrieben haben, um zu sehen, ob immer mehr Wasser in das Gefässe gefallen wäre, und ob das Salz in der Leinwand durch das davon abfliessende Wasser gänzlich heraus gezogen worden wäre; ob es gleich bei dem allen wohl geschehen kan,

daß

daß Steine, deren Salz geschikt ist, die Dünste fest zu machen, ihr Salz immer behalten, und noch dazu neues annehmen könnten. Man gieng aber in meiner Abwesenheit in den Keller, zerbrach das Gefässe, und mein Versuch ward unterbrochen.

Ich rede hier nicht von einigen besondern und ausserordentlichen Brunnen, die sich, wie man saget, am Ufer des Meers und auf hohen Felsen finden, und eine Ebbe und Fluth, wie das Meer, daneben aber doch gar süsses Wasser haben. Ich habe mechanisch erkläret, wie es zugehen könne, indem ich unterirrdische Wasserbehälter angenommen; die etwas höher waren, als der wagerechte Stand des Meeres, und dabei vorausgesezet, die Höhle, darinn diese Behälter sind, habe vermittelst einiger Canäle mit dem Meere Gemeinschaft. Alsdenn nämlich mus das steigende Meer die Luft, die in dieser Höhle ist, zusammendrüken, welche das Wasser im Behälter drüket, und es nöthiget, heraus zu dringen, ja auch wohl durch einige Gänge und Spalten in den Felsen bis an die Fläche der Erde zu steigen; allwo es einen Brunnen macht, der nach und nach kleiner werden mus, nachdem sich das Meer zurük ziehet, und die zusammengedrükte Luft, die es zu steigen nöthigte, in ihren ersten Zustand kömmt. Wenn man aber nur ein weniges von der Mechanik weis, und die Wirkungen flüssiger Körper verstehet, so wird es nicht an Mitteln fehlen, nicht nur die Wunder, die man in der Natur in diesem Stüke siehet, sondern auch alles zu erklären, was man sich einbilden könnte.

Dieses sey genug von dem Ursprunge der Brunnen. Nun mus ich noch einige besondere Anmerkungen erklären, die ich bei dieser Gelegenheit über den Nuzen gemacht, den man vom Regenwasser haben kan. Der gröste Vortheil vom Regenwasser bestehet darinn, daß man es in Behälter unter der Erde, die man Cisternen nennet, sammlet; darinn es sich, wenn es durch Flussand geseiget und gereiniget ist, viele Jahre, ohne zu verderben, erhalten wird. Dieses Wasser ist insgemein das beste unter allem, das man brauchen kan; es sey zum Trinken, oder zum Waschen und zum Färben; weil es mit keinem Salze der Erde vermischet ist, wie fast alles Brunnenwasser, auch dasjenige, was man für das beste hält, so gemischet ist. Die Cisternen sind von ungemeinem Nuzen, an Orten, wo kein Quellwasser ist; oder auch, wenn alles Brunnenwasser nichts tauget. Es ist hier nicht der Ort davon zu reden, wie Cisternen angeleget werden müssen, noch was man dazu für Materialien brauchen solle; denn es kömmt nur darauf an, daß man einen Ort hat, der das Wasser recht hält, und daß die Steine und der Märtel dem Wasser, währender Zeit es daselbst stehet, keine übele Beschaffenheit mittheilen können.

Diejenigen, so in ihren Cisternen gern gutes Wasser haben wollen, nehmen sich sehr in Acht, daß nicht Wasser von geschmolzenem Schnee oder vom Regen der mit Sturm fällt, hinein komme. Das Wasser vom geschmolzenen Schnee schliesset man deswegen aus, nicht, wie ich glaube, weil man sich einbildet, es sey mit den Theilchen des Schnees einiges Salz vermischt, und darinn verschlossen; sondern deshalben, weil der Schnee einige Tage, ja zuweilen wohl ganze Monate, auf den Dächern liegen bleibet, und daselbst von dem Unrath der Vögel, und selbst von dem langen Aufenthalt auf den unsaubern Dachziegeln unrein wird. Daher wollte ich rathen, daß, wenn es zu regnen anfängt, das erste Wasser, das vom Dache fliesset, und damit das Dach abgewaschen und von dem Staube des trokenen Kothes auf den Gassen gereiniget worden, nicht in die Cisternen gefangen würde, sondern nur das, was darnach fällt.

Noch eine wichtige Anmerkung bei dem Wasser, das nicht in Cisternen kommen mus, habe ich nur von ohngefehr zu ma-

chen,

chen, Anlas bekommen. Seit einigen Jahren habe ich das Regenwasser, das auf dem Observatorio gefallen, vermittelst des Gefässes, dessen ich mich bediene, die Menge dessen, was das Jahr hindurch vom Regen fällt, zu messen, aufgefangen. Dieses Gefässe ist von stark verzinntem Bleche, in der Fläche von 4. Fus, und mit 6. Zoll hohen Rändern. Unten hat es ein Loch, das in eine an den einen Winkel angelöthete Röhre gehet, und das Wasser aus der gegen dieses Loch schrägen Unterfläche durch die Röhre in ein anderes Gefässe führet, darinn ich es messe, und erkenne, wie viel gefallen ist. Ich wusch und sauberte beide Gefässe am Anfange eines Regens, der stark zu werden schien, so hurtig, als es mir möglich war, und gos nachher das Wasser in ganz reine gläserne Flaschen, um es aufzubehalten. Ich kostete es, und wunderte mich nicht wenig, als ich es von sehr schlechtem Geschmake und räucherig befand. Dieses lezte befremdete mich insonderheit. Denn ich hatte schon oft anderes Wasser, das auf eben diese Art gesammlet war, gekostet, und das hatte nicht so geschmeket. Ich sahe nichts, das dem Regen dieser Geschmak nach Rauche hätte geben können. Denn der Ort, wo ich es sammle, lieget sehr hoch, und ist unbedekt, auch sind alle Feuermauren weit davon entfernet. Endlich aber bedachte ich, daß dieser Regen mit einem Nordwinde gekommen war, welches nicht gar gewöhnlich ist: denn bei solchem Winde regnet es selten: und da die Stadt dem Observatorio gegen Norden zu lieget, so hatte sich der Rauch der Schornsteine mit dem Regen vermischet, und dieses war die wahre Ursache des üblen Geruchs desselben, und des gesammleten Wassers. Denn man weis aus vielen Erfahrungen, daß das Wasser den Geruch vom Rauche sehr leicht annimmt. Ich ward auch nach einiger Zeit noch gewisser davon. Denn das Regenwasser, so mit Süd- oder auch Südwestwind gefallen, und von mir auch gesammlet war, hatte nichts ähnliches von dem vorigen Geschmak. Das kömmt daher; weil gegen Mittag des Observatorii grosse und weite Felder liegen.

Daraus schlos ich also, man müsse auch alles Regenwasser aus den Cisternen verweisen, das mit Winden kömmt, die durch Oerter gehen, die mit üblem Geruche angestekt sind, als Kothschleussen, Schindanger rc. ja, des Rauchs wegen, auch durch grosse Städte; wie ich bemerket. Denn die Ausdünstungen und der böse Duft, der sich mit dem Wasser vermischet, das in die Cisternen fällt, mus notwendig dasselbe verderben, das zu anderer Zeit hinein gekommen ist.

Weil man endlich bei allen Versuchen und Proben, die man gemacht, nicht zweifeln kan, daß das Regenwasser, dem durch den Flussand der Schlamm und Erdgeruch, den es hatte, benommen ist, das beste und gesundeste von allem sey, das man gebrauchen kan, so habe ich überdacht, wie man in allen Häusern Cisternen anlegen könne, die denen, so darinn wohnen, Wassers genug gäben.

Erstlich ist gewis, daß ein gewöhnliches Haus, das in der Fläche 40. Toisen hat, die mit dem Dache bedekt sind, jährlich 2160. Cubikfus Wasser haben kan, wenn man nur annimmt, daß es 18. Zoll hoch regnet, welches die kleinste Höhe ist, die ich beobachtet habe. Diese 2160. Cubikfus aber machen 75600. Pinten Wasser, 35. Pinten auf einen Fus gerechnet; welches das richtige Maas für ein pariser Pinte ist. Dividiret man nun die Zahl dieser Pinten mit den 365. Tagen des Jahres, so kommen 200. Pinten auf den Tag. Wenn also in einem Hause, wie ich es angenommen, auch 25. Personen wären, so könnte doch jede 8. Pinten Wasser täglich verthun, welches mehr als einen gemeinen Eimer machet, und zu allem Gebrauch im menschlichen Leben, mehr als genug ist.

Es bleibt also nur übrig von dem Orte, da, und von der Art, wie in jedem Hause solche Cisterne angeleget werden könnte, Bericht zu geben. Man siehet in vielen Städten in Flandern, die gegen die See zu liegen, und da alles Brunnenwasser salzig und bitter ist, weil der Boden nur aus leichtem Sande bestehet, durch den sich das Seewasser nicht reiniget, daß man sich zu seinem Gebrauche eigene Cisternen hält. Diese Cisternen aber sind in der Erde, und nichts als kleine Keller, in denen sich, wie man glaubt, das Wasser besser halten soll, als an der Luft. Es ist wahr, daß das Wasser, sonderlich aber das Regenwasser, des Leimes und Schlammes wegen, damit es angefüllet ist, und den es nicht gänzlich zurük lässet, wenn es auch durch den Sand gehet, sich an der Luft nicht hält; daß es vielmehr verdirbt, und sich eine Art von grünem Felle darauf sezet, das es ganz und gar bedekt. Also wollte ich den Vorschlag thun, man möchte in jedem Hause einen Ort dazu zurechte machen, dessen Boden über dem Pflaster etwan 6. Fus hoch erhaben sey. Dieser Ort müste höchstens nur der 40ste oder 50ste Theil der ganzen Fläche des Hauses seyn, welches in unserm Exempel etwan eine Toise betragen würde. Man könnte diesen Plaz mit Recht diken Mauren, 8. bis 10. Fus hoch, umgeben, und mit einem guten Gewölbe versehen. In diesen Plaz wollte ich einen bleiernen Wasserständer sezen, der alles Regenwasser, nachdem es durch den Sand gegangen, fassete. Man brauchte dazu nur noch eine sehr kleine, aber recht dike Thüre, die mit einer Strohdeke verhangen wäre, damit der Frost nicht in das Wasser dringen möge. Solchergestalt könnte man in Küchen und Waschhäuser, Badstuben und Giesfässer recht gutes Wasser ohne Mühe vertheilen. Wäre das Wasser wohl verschlossen, so würde es nicht so leicht verderben, als unter der Erde, und niemals frieren. Die geringe Höhe des Bodens über dem allgemeinen Fusboden, würde auch die Vertheilung des Wassers in alle untere Oerter des Hauses bequem machen. Dieser Ständer könnte an einem Ort angebracht werden, da er mit seiner Feuchtigkeit nicht mehr Beschwerde machte; als die Behälter von Brunnenwasser, die in vielen Häusern anzutreffen sind.

Seitdem habe ich das Regenwasser, das ich zu verschiedenen Zeiten gesammlet, und in gläsernen Flaschen aufbehalten hatte, probiret. Einiges hatte einen gar schlechten Geschmak; ich kan aber nicht sagen, ob es dasselbe gewesen, das gleich anfangs nach Rauch roch, als ich es in die Flasche gos. Anderes war von recht gutem und angenehmen Geschmak. Es schmekte gar nicht mehr nach der Erde, wie doch fast alles Regenwasser thut: und vielleicht hatte es schon einen gewissen Schlamm abgelegt, der sich meistens auf dem Boden des Gefässes zeiget, darinn man das Regenwasser eine Zeitlang stehen lässet.

Ich will noch eine Anmerkung beifügen, die ich von dem Brunnenwasser gemacht, das an der Seite der Hügel bei Montmartre gegen Norden zu angetroffen wird. Dieses Wasser ist sehr klar, und angenehm zu trinken. Wenn man aber Fleisch und Kräuter zu einer Suppe damit kochet, so ist die Brühe sehr bitter. Dieses kan man nicht der Natur der Kräuter die an dem Orte wachsen, zuschreiben; denn wenn man sie mit Regenwasser kochet, so wird die Brühe sehr wohlschmekend, und ist gar nicht bitter.

Welches unter so vielen, die bewährtesten Künste, Saamen fruchtbarer zu machen?

A.

Die beste Art ist wol, daß man das Korn oder den Saamen, ehe man ihn säet, eine gewisse Zeit

Zeit in einer fruchtbar machenden Lauge einweichet, so aus gewissen Salien und Wassern zubereitet wird, wozu aber kein Mist kommen mus; denn obwohl der Mist wegen des wenigen guten, so in demselben verborgen, auch das Wachsthum befördert, so verursachet er doch zugleich, daß das Getraide nicht so schmakhaft wird, auch nicht so gesund und zur Nahrung dienlich ist; das Korn wird auch eher vom Wurm gefressen. Alle andere Früchte und Küchenspeisen, so auf den gemisteten Aekern gewachsen sind, halten sich nicht so lange, als andere; folglich mus auch das Bier von solcher Gerste eher sauer werden. Ich will ein Mittel, den Saamen ohne diese nachtheilige Folgen, fruchtbar zu machen, hieher sezen, welches ich unter denjenigen, so mir bekannt sind, für das beste halte.

Man sammlet Regenwasser im Merz in ein Gefäs, das ungefehr wie ein Ochshoofd gros ist, und sezt einen Tiegel mit 5. Pfund Salpeter in das Gefäs, doch so, daß kein Wasser darein kömmt, und läst ihn beständig darinn stehen. In dieses gesammlete Regenwasser thut man 12. Pfund Spanisches Salz, und, in Ermangelung dessen, nitrum fixum, durch Kohlen bereitet, und rühret es fleissig um, daß alles wohl aufgelöset wird. Im Monat October, und zwar im zunehmenden Monde, sammlet man folgendes: Wasserpfeffer von der Gattung, so man persicaria urens oder hydropiper nennet, und die an feuchten Orten, nemlich bei den Weihern, Lachen und Pfühlen wächst, ferner Bonenstroh und gemeines Weiherrohr/ arundinem vulgarem palustrem, von jedem ein gutes Theil; und dieses brennet man zu Asche. Die Asche thut man, nebst etwas Kalk, ungefehr einer Schautel voll, in einen Zuber von 3. Eimer Wasser, geust das obige präparirte Merzwasser darüber, so, daß der Zuber über die Hälfte voll wird, rühret es 6. Tage lang, alle Tage einmal, wohl unter einander, und läst es sich wohl sezen. Alsdann kan das Klare abgezapfet werden, so man wohl zugemacht verwahren mus. In diesem Wasser nun weichet man das Korn, so man säen will, 24. Stunden ein, und truknet es hernach im Schatten: so ist es zum Säen bereitet.

Es wird dadurch die wachsende Kraft in allerhand Saamen so vermehret, daß ein Korn 30. bis 60. Aehren bringet; wann man aber das, daraus gewachsene Korn das andere Jahr wieder so tractiret: so bringet es noch ein weit Mehrers.

Der Aker mus aber zur rechten Zeit nach Landes Gebühr geakert und bereitet, aber nicht gedünget werden. Was sonsten dieses obige Wasser bei den Gartensaamen, wie auch bei jungen Bäumen, bei Wein- und Rosenstöken, auch andern Erdgewächsen und Blumen für Nuzen

schaffe, wird ein curieuser Liebhaber mit vieler Verwunderung und grossem Vergnügen erfahren.

Giebel.

B.

Ich will nur etliche Mittel, welche hin und wieder in benachbarten Ländern, und vornemlich dieses Jahr so gar in sandigtem und schlechtem Erdreiche bewährt erfunden worden, nebst einigen Auctoribus, die am gründlichsten davon geschrieben, anmerken. Einige von diesen Mitteln zeigt uns Palyssi in seinen Moyens pour devenir riche, worinn er den Salpeter nebst andern Arten aufs höchste dazu anpreiset; welchem J. B. von Rohr in seinem Hauswirthschaftbuche und in seiner Haushaltungsbibliothek billig an die Seite zu sezen; denn es sind unter den vielen, von ihm angeführten Künsten, wenige, so nach sicherem Bericht, nicht grossen Nuzen geschaft hätten. Von der guten Wirkung des Salpeters kan auch D. Klaunig in der 67. Observat. der III. Cent. der Ephemerid. Acad. Nat. Curiol. nachgesehen werden. Childrei in seiner histor. natur. von England; Vallemont in den Merkmürdigkeiten der Natur und Kunst: Monconys in II. Tom. Itiner. Anglic. Sainct Romain. in der Science naturelle haben viele Mittel, wodurch, wie mir wissend, die Vervielfältigung des Getraides an vielen Orren zuwege gebracht worden, mitgetheilet. Unter allen aber behält Hr. Christ. von Wolf in seiner Vermehrungskunst des Grtraides, den Vorzug. S. den 5. Versuch der Schlesischen Naturgeschichte S. 1407. Ausser jezt erwehnten hat jemand der sich I. P. L. Philo-Chimicum & Medicinæ Practicum nennet, in seinem sorgfältigen Hausvater, wie die Aeker ohne Mist zu düngen, daß sie dennoch ihre vollkommene Früchte geben, imgleichen wie das Korn zu präserviren, daß es nicht wurmig, lebendig oder fliegend werde, sehr artig und wahrscheinlich gehandelt.

M. O. J. W.

Ob das Erlenlaub zu Vertreibung des Ungeziefers diene?

In einem Fürstenthume hat man solches fast durchgehends bisher gebrauchet und vollkommen bewährt befunden. Es wird aber solcher gestalt damit verfahren: Bevor das Getraide eingeführet wird, leget man auf den Boden der Scheuer, wo es zu liegen kömmt, eine Schicht Erlenlaub, darüber her wird wieder etwas Stroh gebreitet und das Laub damit bedeket, und darauf kömmt sodann das Getraidt zu liegen. An den Seiten und Wänden herum werden eine ziemliche Anzahl Erlenbüsche gestekt. Es können die Razen und Mäuse den Geruch des Erlenlaubs auf keine Weise vertragen, sondern sie begeben sich von den Oertern, wo solches emploirt wird, gänzlich hinweg, und wird man bei Ausräumung des Getraides befinden

den, daß keine Aehre von diesem Ungezieter angefressen oder verlezet worden.

L. D. v. H.

Von der Gerechtigkeit des Kiegs.

DEr Krieg ist unter allen menschlichen Handlungen der schreklichste. Die Natur hat darüber ein billiches Grausen, weil dadurch ihre ganze Ordnung gestöret, und ihr Erhaltungstrieb zernichtet wird: alles was einem vorkommt, verheeren und verwüsten: Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Schlagen, Würgen, Menschen schlachten, die man nie gesehen hat, die uns niemals nichts zu Leid gethan haben; Sich selbst aber aller Gefahr und allen Schmerzen aussezen. Welche Raserei! Welche Thorheit. Doch so unnatürlich und so abscheulich der Krieg auch immer seyn mag, so ist er gleichwol öfters ein nöthiges und unvermeidliches Ubel. Die Gewalt lässet sich nicht wol anders als mit Gewalt vertreiben. Es sind gewisse Umstände, sagt der unvergleichliche Verfasser des Antimachiavels: wo man mit gewafneter Hand die Freiheit des Volks, die man mit Ungerechtigkeit unterdrüken will, vertheidigen mus; wo man mus trachten mit Gewalt dasjenige zu erhalten, wozu die Unbilligkeit in der Güte sich nicht verstehen will; wo also die Potentaten die Sache ihres Volks dem Ausschlag der Waffen überlassen müssen.

Wehe aber den Ländern, dessen Fürsten einen so blutigen Rechtshandel nicht wegen der Sache ihres Volks führen, wie obiger Verfasser sagt, sondern, welche aus einer grausamen Herschsucht und aus einer unersättlichen Begierde noch immer mächtiger zu werden, einen jämmerlichen Krieg anfangen. Solche Fürsten sind gleichsam die Scharfrichter des menschlichen Geschlechts, oder wie sich Attila, jener barbarische König der Hunnen, nennen lies, eine Geisel GOttes. Tirannen: die sich aus solchen Dingen eine Ehre machen, welche alle Missethaten an Abscheulichkeit und Schande übertreffen. Hier bestielet nicht ein armseliger Dieb durch einen künstlichen Grif einem reichern den Säkel: Hier plündert nicht ein aus Mangel der Noth getriebener Räuber einem Wandersmann sein kleines Gepäke. Hier stösset nicht ein durch Zorn erhizter Kämpfer den andern zu Boden: Nein; Hier bestielet man aus unersättlichem Geiz ganze Länder. Hier stürzet man aus Raserei ein schon vorhin verarmtes Volk ins äusserste Elend. Hier würget man aus einer tollen Heldensucht die Menschen mit ganzen Legionen: Hier werden die edelsten und gesundesten Glieder des Staats zu aufgethürmten Hauffen unglükseliger Leichen.

Furorne cœcus, an rapit vis acrior?
- - - An culpa?

Charron sagt, daß die Kunst uns einander zu würgen und zu verderben ganz der Natur entgegen lief, und von einer Abwesenheit der Sinnen herrührte. Welche Narrheit! Welche Raserei! Einen solchen Lermen und so viel Volk leiden zu machen, aller Gefahr entgegen lauffen, so viel Hunger, so viel Drangsal auszustehen, um den Tod zu erlangen, den man allenthalben findet. . . Welche Unsinnigkeit, sich seiner Glieder berauben und verwunden zu lassen, und hernach durch Brand und Eisen sich wieder heilen zu lassen, welches tausendmal schmerzhafter ist als der Tod selbst: Sich für einen Menschen aufzuopfern und ins Verderben zu stürzen, den man nie gesehen hat, der sich gar nichts um uns bekümmert und nicht an einen denkt; sondern der auf unsern getödeten oder verwundeten Körper steiget, um desto grösser zu scheinen und desto weiter um sich zu sehen.

Wenn die Monarchen, sagt obangezogener Schriftsteller, allen Jammer, den eine

eine Kriegserklärung nach sich ziehet, in einer lebhaften Schilderei vor sich könnten abgemahlet sehen, so würden sie darüber weit empfindlicherseyn. Ihre Einbildung ist nicht stark genug, ein so grosses Ubel, davon sie keine zulängliche Begriffe haben, so wie es wirklich ist, sich vorzustellen; denn ihr hoher Stand sezet sie niemals in solche Umstände, solches zu erfahren; Wie sollten sie diejenige schweren Auflagen fühlen, unter welchen das Volk zu Boden sinket? Wie sollten sie eine Empfindung haben von dem Abgang der anwachsenden Landesjugend, welche der Werber entführet? Was wissen sie von denen anstekenden Seuchen, welche ganze Heere aufreiben? Was wissen sie von dem entsezlichen Würgen der Schlachten und den noch viel blutigern Belagerungen? Wie können sie sich eine Vorstellung von denen Verwundeten machen, deren einige durch die feindliche Waffen sich derjenigen Gliedmassen beraubet sehen, die sie zu ihrer nothdürftigen Lebsucht unentbehrlich vonnöthen haben? Sie vernehmen nicht das traurige Wimmern derjenigen Waisen, die durch den Tod ihres Vaters, die ganze Stüze ihrer Wohlfart, verlohren haben? Sie erkennen nicht, wie viele Menschen der Tod wegraffet, die dem Staat hätten nüzlich seyn können. Die Fürsten, die deswegen nur auf der Welt sind, daß sie die Glükseligkeit anderer Menschen befördern sollten, müsten billig zuvor alle diese Umstände erwegen, bevor sie, aus kleinen nichtswürdigen Ursachen, die keinen andern Grund als in ihrem Hochmuth haben, die Menschen allem, was nur abscheulich ist, aussezen. Diejenigen Fürsten, welche ihre Unterthanen wie Sklaven halten, wagen sie ohne Mitleiden, und sehen sie umkommen, ohne sie zu bedauren. Diejenigen Fürsten aber, welche die Menschen wie ihres gleichen und ihr Volk wie einen Körper betrachten, davon sie die Seele ausmachen, die pflegen mit dem Blut sparsam umzugehen.

Wir wollen dieser lebhaften Schilderei vom Krieg eine andere an die Seite sezen: sie ist ebenfalls von einem der besten Meister unsrer Zeiten.

Welches Unheil ziehet nicht der Krieg nach sich, sagt der berühmte Herr von Fenelon in seinem Telemach, welche blinde Raserei beherrschet nicht hier die sterbliche Menschen? Sie haben so wenig Tage in dieser Welt zu leben: Diese Tage sind schon elendig genug. Warum beschleunigen sie doch einen so nahen Tod; Warum erfüllen sie doch den Jamer eines so kurzen Lebens mit allem was nur abscheulich ist? Die Menschen sind allezusammen verschwistert, und dennoch zerreissen sie einander. Die wilden Thiere sind weniger grausam. Die Löwen kriegen nicht gegen Löwen, noch die Tyger gegen Tyger, sie greiffen nur andere Thiere an. Der Mensch allein thut nur dasjenige bei seiner Vernunft, was Thiere ohne Vernunft niemals gethan haben. Wozu dienen aber diese Kriege? Ist dann nicht Land genug in der Welt, um einen jeden Menschen davon so viel mitzutheilen als er bauen könnte? Wie viele Länder gibt es nicht, die noch unbewohnet sind? Das menschliche Geschlecht kan solche nicht ausfüllen. Wie! ein falsches Bild der Ehre, der Name eines Uberwinders, reizet den Fürsten und entzündet das Kriegsfeuer in den grösten Reichen? Also macht ein einziger Mensch, den der Zorn des Himmels in die Welt hat lassen gebohren werden, so viele andere Menschen unglükselig; um seinen Stolz und seine Ehre zu vergnügen, mus alles niedergerissen werden, alles im Blut schwimmen, alles im Rauch aufgehen; und was dem Schwerd und den Flammen entrinnet, durch eine noch grausamere Hungersnoth umkommen. Solchergestalt macht ein einziger Mensch das ganze menschliche Geschlecht zu einem Spielwerk, und stürzet alles zusammen in Graus und Jammer zu seiner Lust, zu seiner Ehre! O entsezliche Ehre! Kan man auch dergleichen Menschen genugsam verabscheuen und verachten, welche dergestalt

stalt alle Menschlichkeit vergessen haben? Nein, nein, ihr seyd nichts weniger als Halbgötter, ihr seyd nicht einmal Menschen. Die folgende Zeiten, bei denen ihr euch wolt bewundern machen, werden euer Gedächtnis verfluchen. O ihr Könige, soltet ihr euch nicht wohl bedenken, ehe ihr euch in einen Krieg einlasset? Ein Krieg mus gerecht seyn. Doch, dieses ist nicht genug; er mus auch nöthig seyn. Das Blut eines Volks mus nicht vergossen werden, als in der äussersten Gefahr, zur Rettung eben dieses Volkes; allein die schmeichelhafte Rathschläge, die Einbildung einer falschen Hoheit, die stolze Eifersucht, die unermessene Begierde zu fremden Gütern, welche sich unter allerlei scheinbaren Vorwand verstekt: und endlich die verführische Bündnisse mit andern Potentaten: Diese sind es, welche die Könige unvermerkt in solche Kriege verwikeln, die sie unglüklich machen, die sie verleiten, ohne Noth, alles auf das Spiel zu sezen, und die ihren eignen Unterthanen so verderblich sind als ihren Feinden.

Es gibt wohl wenige grosse Herren, die dergleichen Uberlegungen machen, wann sie einen Krieg anfangen. Die meisten betrachten das menschliche Geschlecht wie ihr Erbgut, das ihnen eigenthümlich zugehöret, und womit sie nach eignem Gefallen, wie mit ihren Pferden und Jagdhunden, schalten und walten mögen. Ja, sollte man die Wahrheit sagen, so schonen sie derselben öfters noch mehr als ihrer armen Unterthanen. Lasset uns aber auch nicht ungerecht urtheilen: Alles Ubel kommt nicht von den Fürsten. Es gibt gute, es gibt böse; Lasset uns vielmehr den Krieg als eine Strafe GOttes betrachten, womit er die böse Welt heimsuchet; indem er seinen Würgengel unter die Menschen aussendet, den Schreken, das Verderben und den Tod unter sie zu bringen. Hier gilt weder Rath noch menschliche Klugheit, ein so trauriges Schiksal von unsern Gränzen abzuhalten, wann die Gerechtigkeit GOttes, wie vormals bei den Israeliten, mit gräslichen Strafen ausbricht.

Ein weiser und gütiger Fürst, der das wahre Aufnehmen seiner Länder kennet, wird niemals einen Krieg anfangen; so lang noch irgend ein Mittel ausfündig zu machen ist, den Frieden zu erhalten. Er wird viel lieber ein und anderes in seinen Gerechtsamen nachlassen und bequemere Zeiten abwarten, um solche gelten zu machen. Denn es geschiehet oft, daß die Unkosten des Kriegs sich weit höher belaufen, als die ganze Anforderung werth ist. Der Krieg, sagt mehrgemelder Tractat gegen den Machiavel, ist ein Mittel in dem äussersten Nothfall: Man mus solches niemals ergreiffen, als in solchen Umständen, wo alles andere nicht mehr verfangen will. Man mus sich wohl prüfen, ob man darzu durch einen heimlichen Betrug des Hochmuths, oder durch eine gründliche und unumgängliche Nothwendigkeit bewogen wird.

Der Krieg ist also nur gerecht im Nothfall, wann alle glimpfliche Mitteln und gütliche Handlungen nichts verfangen wollen: Er ist nur gerecht, wann er zur Beschüzung des Volks, zur Vertheidigung der Gerechtigkeit und zur Wiederherstellung des Friedens als eine Nothwehr geführet wird. Dieses ist die wahre und einzige Beschaffenheit eines ehrlichen und rechtmäsigen Kriegs; nach welcher sich alle und jede Fragen von der Gerechtigkeit der Waffen am leichtesten entscheiden lassen. Man wird vielleicht denken, daß es auf diese Weise wenige gerechte Kriege gebe: Solte man dabei die Geschichte der vergangenen Zeiten und die Erfahrung der heutigen Welt, nebst verschiedenen bisher heraus gekommenen Kriegserklärungen mit zu Rath ziehen, so dörfte er darüber vielleicht eine nähere Uberzeugung bekommen.

Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum;
Vicinæ ruptis inter se legibus urbes
Arma ferunt, sævit toto Mars impius orbe.

Weil

Weil aber dasjenige gleichwol kein Ehrenstand mag genennet werden, worinnen sich die Menschen als Werkzeuge der Ungerechtigkeit gebrauchen lassen, so wird es nöthig seyn, bei dieser Gelegenheit kürzlich zu untersuchen, welcherlei Kriege entweder ihrer Art nach an und für sich selbst ungerecht sind, oder zufälliger Weise ungerecht werden können. Man kan solche ungefehr in sieben Classen eintheilen: 1) In Religionskriege. 2) In Kriege um fremde Länder zu erobern. 3) In Kriege die man führet, um sich zu rächen. 4) In Bundeskriege, darein man sich andern zu Gefallen verwikelt. 5) In Kriege, die man führet eines Nachbarn allzusehr anwachsende Macht zu schwächen. 6) In Kriege wegen einer unausgemachten Erbfolge. 7) Und endlich in bürgerliche und einheimische Kriege.

1) Es sind keine unsinnigere Kriege als die Religionskriege. Unter dem Wort Religion verstehet man eine Erkänntnis von GOtt und Göttlichen Dingen, welche insgemein mit einer äusserlichen Verehrung verknüpfet ist. Diese Religion wird durch die Unterweisung gewisser Leute fortgepflanzet, welche wir Geistliche nennen. Diese Geistliche aber vermengen öfters mit der Warheit ihre eigne Säze und Vorurtheile, sie streiten und zanken darüber mit einander, die wiederum ihre eigene Säze und Vorurtheile haben; und dieses ist die erste Art der Glaubenskriege, welche, wo sie nur unter den Geistlichen blieben, hier keiner Ahndung würdig wären. Allein, diese geistliche Zänkereien sind voller Unbescheidenheit: sie komen von der Schule auf die Canzel, und werben daselbst ihre Anhänger. Von da kommen sie nach Hof, und schleichen unter dem Mantel des Beichtvaters mit in das Cabinet. Der Fürst ist froh, wann ihm dieser sein Seelsorger unter der Bedingung der Rechtglaubigkeit, den Himmel aufschliesset; Er lässet sich dessen Lehren gefallen, ohne sie weiter zu untersuchen. Der Hof glaubet eben so gemächlich wie der Fürst; und also wird der Glaube des Beichtvaters zu einem allgemeinen Wohlstand. Man befielet den Leuten im ganzen Lande nicht anders zu denken und zu lehren. Diejenigen aber, so die Verwegenheit haben, dieser Verordnung sich zu widersezen, die betrachtet man als Irrglaubige und als Kezer: Man untersagt ihnen ihren öffentlichen Gottesdienst: man sperret ihre Schulen: man belegt sie mit allerhand Strafen. Diese wollen so schlechterdings in einer Sache nichts nachgeben, davon sie glauben, daß ihre Seligkeit abhieng: sie behaupten demnach, der Fürst könne nicht über ihre Gewissen herrschen, und verlangen also, daß man ihnen ihre Religionsfreiheit ungekränket lassen soll. Diesem Frevel zu steuren, wird in dem Rath der regierenden Geistlichkeit beschlossen, die Kezer auszurotten; denn, sagt sie, GOtt will es so haben. Der Fürst hat das Herz nicht, solchen Leuten zu widersprechen, denen GOtt seinen Willen offenbaret. Er lässet sie machen. Damit gehet es aufs Bekehren los. Die Dragoner werden mit zu Hülfe genommen. Die Irrglaubigen widersezen sich der Gewalt. Einige Grossen schlagen sich auf ihre Seite, und bedienen sich dieser geistlichen Händel zu ihren weltlichen Absichten.

Sehet hier einen Religionskrieg, welcher grausamer, unsinniger und abscheulicher ist, als alle andere Kriege in der Welt. Der gemeine Mann bildet sich hier fest ein, er thäte GOtt einen gar grossen Dienst daran, wann er fein arg und unchristlich mit den Kezern umgienge. Da ist keine Art des Mitleidens, da ist keine Barmherzigkeit, wo man die Menschen des Glaubens halber würget. Man lese nur die Geschichte von denen jämmerlichen Kriegen, welche vor diesem zwischen den Arianern und Orthodoxen; und in nähern Zeiten zwischen den Römischgesinnten und Protestirenden in Böhmen, Ungarn, Savoyen, Braband, Engelland und Frankreich gewütet haben. Wer nur eine menschliche Seele hat, dem wird darüber

ber die Haut schauren. Es waren gleichsam Kennzeichen eines heiligen Eifers, wenn man in diesen tollen Kriegen die Menschen auf das sinnreichste martern, und durch die Empfindung aller möglichsten Schmerzen langsam zu tode quälen konnte.

> Heu! primæ scelerum causæ mortalibus ægris,
> Naturam nescire Dei.

Wenn dieses die Eigenschaft der Christlichen Religion also mit sich brächte, so müste man bekennen, daß sie die heilloseste und böseste unter allen wäre: indem sie zu nichts anders diente, als einen Menschen gegen den andern aufzubringen, und sie allesamt durch ein gräsliches Blutbad endlich von dem Erdboden zu vertilgen: Christus unser Gesezgeber hat uns ganz anders unterrichtet. Die Hauptsumma aller seiner Lehren ist die Liebe: aus derselben fliessen, als aus einer Göttlichen Quelle, alle andere Tugenden, welche sowol von der Glükseligkeit dieses als jenes Lebens führen. Hier findet man nichts als Sanftmuth, Demuth, Barmherzigkeit, Mitleiden, Gedult, Verträglichkeit, brüderliche Liebe, gemeine Liebe, Gutthätigkeit und dergleichen. Dieses sind die heiligen Bande, womit Christus, als der Fürst des Friedens, die Glaubigen zusammen hält, und die Unglaubigen vertragen lernet. Hier gilt weder Zwang noch Gewalt. Dieser Glaube ist also ein pures Göttliches Werk, da der Geist lebendig macht, und diejenigen treibet, welche GOttes Kinder sind. Hier mus man das Unkraut mit dem Waizen aufwachsen lassen bis zur Ernde.

Weder der Fürst noch der Kriegsmann, haben demnach nicht die geringste Ehre von einem solchen Glaubens- oder Religionskrieg. Alle andere Kriege lassen sich noch einigermassen vor der ehrbaren Welt mit gewissen Staats- und Rechtsursachen bemänteln; allein ein Religionskrieg hat auch nicht einmal den Schein von einer vernünftigen, oder gerechten Handlung. Es ist nichts thörichter, als wenn man alle Menschen zwingen will, in ihren unterschiedenen Begriffen nach einerlei Art zu denken: sie können deswegen doch gehorsamen, wenn sie gleich nicht in ihren Meinungen übereinstimmen. Ein Fürst wird durch einen Religionskrieg zehenmal ehender Land und Leut verderben, als einen einzigen Menschen von der Warheit seines Glaubens überzeugen.

Hier sind besonders die Worte des nie genug gepriesenen Tractats gegen den Machiavel sehr merkwürdig: Was die Religionskriege betrift, so sind solche entweder einheimisch oder frembd. Sie sind im ersten Fall fast allezeit eine Folge von dem Mangel der Klugheit eines Fürsten, der zur Unzeit einer Seite mehr als der andern beistehet, und in Ansehung des äusserlichen Gottesdienstes der einen zu viel und der andern zu wenig einräumet, und der insonderheit den Streitfragen der einen Parthei gegen die andere ein Gewicht gibt, welches nichts zu sagen hätte, wann der Fürst sich nicht damit vermengte, die aber, so bald er sich derselben annimmt, ein grosses Aufsehen machen. Das bürgerliche Regiment mit Nachdruk zu unterstüzen; einem jeden die Gewissensfreiheit gestatten und sich stets als ein König, niemals aber als ein Pfaff aufzuführen; dieses ist das sicherste Mittel einen Staat gegen dergleichen Ungewitter zu verwahren. In fremde oder ausheimische Religionskriege sich zu mengen, ist der höchste Grad der Ungerechtigkeit und närrischen Wahnsucht.

2. So vernünftig und gottlos die Religionskriege sind, so ungerecht sind auch diejenigen Kriege, die keinen andern Endzwek haben, als fremde Länder zu erobern. Was man bei uns Eroberungen nennet, ist nichts anders als der höchste Gip-

Gipfel der Tyrannei und der verruchteste Greuel der Menschen. Es ist eine schnöde unsinnige und abscheuliche That; wenn ein Fürst darinnen seine Ehre sucht, seine Macht auf Unkosten seiner Nachbarn auszubreiten.

Dieser falsche Heldengeist hat zu allen Zeiten in der Welt das gröste Unheil und die jämmerlichsten Zerrüttungen angerichtet. Die Begierden der Menschen haben die Eigenschaft, daß sie immer stärker werden, je mehr man sie nähret. Die Macht entzündet ihre Wuth, und der Uberflus macht sie rasend: ihr Verlangen nach entfernten Gütern ist grösser, als die Freude bei dem Genus der Gegenwärtigen. Je mehr sie Schäze und Vorwürfe haben, je unruhiger werden sie nach andern, die sie nicht haben. Ein ehrsüchtiger Fürst stellet sich seine Glükseligkeit in seiner Grösse vor. Je mehr er sich darinnen gefällt, desto grösser sucht er zu werden. Diese Welt ist zu klein den weiten Raum seiner Begierden auszufüllen; und wenn auch GOtt ihm zu Gefallen eine neue Welt schaffen sollte, so würde ihm doch darinnen noch Kummer genug übrig bleiben, wenn er ihn darinnen nicht auch herrschen liese.

Orbis non sufficit unus.

Sesostris, Cyrus, Darius, Xerxes, Alexander der Grosse, waren in den alten Zeiten diejenigen Weltbezwinger, welche sich ein Recht anmasseten, die Länder ihrer Nachbarn anzufallen, und solche ihrer Bottmäsigkeit zu unterwerffen; ihre unmäsige Begierde zu herrschen war davon die eigentliche Bewegursache. Die andere, welche sie vorschüzten, waren blos zur Rettung des Wohlstandes: dann die Gerechtigkeit der Natur lehret alle vernünftige Menschen, daß es unrecht sey, einen ohne Ursache mit Krieg zu überziehen: sie bewiesen also mehr, als sie beweisen wolten; denn da ihre angeführten Ursachen nicht zulänglich waren, dergleichen Feindseligkeiten zu rechtfertigen, so gaben sie sich dadurch selbst Schuld, daß sie ungerecht handelten. Ludwig der Vierzehende war auch nicht wenig von dieser Heldensucht angestekt: Er bereuete aber solche auf seinem Todbette, und gab deswegen dem noch jezt regierenden Könige die nachdenkliche Lehre; darinnen nicht sein Nachfolger zu werden, sondern einen friedfertigen König abzugeben: Liebster Prinz! soll er zu ihm gesagt haben, Ihr werdet ein grosser König werden; allein eure ganze Glükseligkeit beruhet darauf, daß ihr euch dem Willen GOttes unterwerffet, und euer Volk suchet glüklich zu machen. Meidet deswegen den Krieg, er stürzet solches ins Verderben. Folget nicht darinnen meinem Exempel, sondern seyd ein friedliebender Fürst.

Wenn man die meisten sogenannten Manifeste genau prüfet, welche heut zu Tage zur Rechtfertigung derjenigen Kriege heraus kommen, womit unsere Christliche Staaten einander überziehen; so wird man erkennen, daß es guten theils nur blosse Ehrenrettungen sind, den Schein der Gerechtigkeit beizubehalten. Weiter nichts. Aller Krieg ist ungerecht, wann er unnöthig ist. Ein Krieg aber ist unnöthig, wenn der Streit durch andere Mitteln als durch Waffen kan gehoben werden. Hierzu findet sich leicht Rath, wenn man ihn annehmen will. Allein wie gerne siehet hier nicht der Mächtigere, wenn der Schwächere etwas gegen ihn versiehet? Weil er dadurch einen Vorwand bekommt, dessen Länder mit Heeresmacht zu überziehen, und sich gewisser Oerter, die ihm gelegen sind, zu seiner Genugthuung auszuhalten. Wiewol, wer Eroberungen machen will, der wartet damit nicht allemal so lang, bis ihm darzu von dem andern Anlas gegeben wird. Wer sich nichts daraus macht ungerecht zu seyn, der hat eben so wenig Anstand

stand eine falsche Ursache zu erfinden. Wie oft und vielmal muste hier nicht sogar die Religion zum Vorwand des Kriegs dienen, wenn man keine andere Ursache wuste? Diesen schönen Grund hatten ehedessen die sogenannte Kreuzzüge nach dem gelobten Land, welche die damals tumm eifrende Christenheit über etliche Millionen Seelen kostete, ohne daß dadurch etwas weiters ausgerichtet wurde, als daß wir noch ad honores etliche Bischöffe in terris infideliam haben; die, wenn sie sonst nichts als die Einnahmen von diesen Stiftungen hätten, so arm als die Aposteln selbst seyn würden. Es war damals den Fürsten nicht sowol um die Religion, als um die Länder der Unglaubigen zu thun. Man sahe solches aus denen Streitigkeiten, die gar bald unter ihnen selbst, wegen der eroberten Pläze, sich hervor thaten; Hingegen waren die Spanier und Portugiesen in Eroberung von America desto glüklicher; dann hier hatten sie es mit wilden Menschen zu thun, die weder den Krieg noch die Religion verstunden: diese durften sie nur ohne weitere Umstände todschlagen, und damit ihre Schäze und ihre Länder in Besiz nehmē.

Seit dem die Fürsten und Gewaltigen die Länder und Völker als ihr Eigenthum betrachten, mus man sich nicht wundern, daß sie mit einander Kriege führen. Wer die Macht in Händen hat, der bildet sich ein, er dörfte alles thun was er könnte, die Macht ist bei ihm was bei andern das Recht ist: sie macht den Unterscheid zwischen einem Helden und einem Strassenräuber: zwischen dem Beil des Scharfrichters und zwischen dem Lorbeerkranz eines Uberwinders. Eines mus man hier von den Eroberungsgeistern noch anmerken: Sie sind selten so glüklich gewesen, ihrer ungerechten Beute mit Ruhe zu geniessen; sie haben insgemein ein Ende mit Schreken genommen: ihre Länder sind nach ihrem Tod ein Raub der Feinde worden. Was die Unschuld der Menschen nicht hat verändern können, das hat die Gerechtigkeit des Himmels gerochen.

3. Die Kriege, um sich an einem fremden Staat wegen einer empfangenen Beleidigung zu rächen, haben mit den Eroberungskriegen eine starke Verwandschaft; denn man sucht durch dieses Mittel, wo nicht Land und Leute, doch gemeiniglich stattliche Geldsummen zum Abtrag des erlittenen Schimpfs oder Schadens zu erhalten. Ob und wie weit diese bella punitiva oder Strafkriege erlaubet seyen? solches erhellet aus denen Umständen des Verbrechens, welches man zu ahnden sucht.

Verschiedene unserer Rechtsgelehrten wollen diese Redensart nicht in dem Sinn, wie wir solche hier gebrauchen, gelten lassen. Sie sagen, das Wort Strafe beziehe sich auf einen richterlichen Ausspruch. Ein fremdes Volk aber, darüber man nicht Richter wäre, und dem man nichts zu befehlen hätte, könnte man nicht zur Rechenschaft und folglich auch nicht zur Strafe ziehen. Dieses aber sind unnöthige Subtilitäten; denn einer der sich an dem andern wegen einer Beleidigung rächet, der bestraffet ihn dieser Beleidigung halber: er mag ihm zu befehlen haben oder nicht. Rache und Strafe ist also hier einerlei; denn das Wort Strafe beziehet sich nicht allein active auf einen Richter, sondern auch passive auf etwas das man leidet.

Die Rache ist an und für sich selbst kein Affect, welcher grossen Gemüthern anständig ist, weil sie über alle Beleidigungen erhaben sind. Der Eifer sich zu rächen, hat ehender etwas überaus kleines, und wird immer einem erzürnten Weibe ehe, als einem tapfern Mann zu gut gehalten.

- - - Quippe minuti
Semper & infirmi animi exiguique voluptas

 Ultio;

Ultio; continuo sic collige quod vindicta
Nemo magis gaudet quam fœmina.

Ja derjenige, welcher sich rächet, begehet insgemein mehr Ubel und mehr Ungerechtigkeit als der Beleidiger selbst. Iniquior est qui se ulciscitur eo, qui prior nocuit, sagt Max. Tyrius. Schiket sich nun die Rache für keinen grosmüthigen und gerechten Mann überhaupt, so schiket sie sich auch nicht für einen Fürsten, welcher nichts thun und unternehmen soll, als was mit der Weisheit und mit der Gerechtigkeit genau überein kommt. Nichts übertreibet mehr die Feindseligkeiten der Menschen, als die Wuth sich zu rächen: da folget immer eine Ungerechtigkeit aus der andern: eine Rache ziehet die andere nach sich: und man höret nicht auf mit Raub und Brand und Mord gegen einander zu wüten, bis alles aufgerieben und kein Gegenstand mehr vorhanden ist, die Rache zur Beleidigung und die Beleidigung zur Rache zu entzünden.

Ich sage nicht, daß man eine empfangene Beleidigung gar nicht ahnden soll. Die Bosheit, der Frevel und die Laster würden allzuweit gehen, wo man ihnen nicht Gewalt und Strafe entgegen stellte; allein diese sind darinn von der Rache unterschieden: sie bleiben in denen Schranken eines geheiligten Recht; die Rache aber wird durch Wuth und Grausamkeit abscheulich, und schmeisset den Unschuldigen mit samt dem Schuldigen zu Boden.

- - - Cæde nocentum
Se nimis ulciscens exstitit ipse nocens.

Ein weiser Fürst ahndet eine Beleidigung mit Majestät, ohne Zorn, ohne Wuth. Er suchet eine Genugthuung, nicht für sich, sondern für die Gerechtigkeit, für seine Würde, für seine Hoheit; Er suchet solche nicht aus Vortheil und Eigennuz, sondern zu seiner Sicherheit. Erlangt er diese, so hat die Ahndung der empfangenen Beleidigung ein Ende: Verlezt ihn ein Unterthan, oder ein Bedienter eines fremden Staats, so ist es ihm genug, wenn derselbe deswegen von seiner Obrigkeit gezüchtiget; oder ihm ausgeliefert wird. Eines solchen Versehens halber gleich zuzufahren, und ganze Städte und Länder darüber zu verwüsten, ist barbarisch; die Ahndung übersteiget hier die Mäsigung einer billigen Strafe. Man siehet dabei nur die Rache eines gewaltigen Königes; aber nicht die Kennzeichen der Grosmuth und der Gerechtigkeit, welche die nothwendigsten Tugenden der Majestät seyn müssen.

- - - Diis proximus ille est.
Quem ratio non ira movet, qui facta rependens,
Consilio punire potest.

So war die Rache, welche Carl der V. wider die Stadt Rom im Jahr 1527. vornehmen lies, abscheulich. Der Pabst war dabei mit seinen Cardinälen und Prälaten in der Engelsburg in guter Sicherheit; die Stadt aber wurde der Grausamkeit und Wuth eines wilden und zaumlosen Heers Preis gegeben, welches allen Greuel und Schandthaten ausübete, und über 20,000. Familien deswegen ins Elend stürzte, weil der Pabst damals nach seiner Politik für gemässer hielt, der Parthei von Frankreich beizupflichten. Diese That der Kaiserlichen Völker machte Carl dem Fünften so wenig Ehre, daß er sie selbst misbilligte.

Ein muthwilliger Holländer lies im Jahr 1671. eine Münze prägen, worauf ein runder Käs, mit einer darüber stehenden Sonne, als dem Sinnbild des Königs von Frankreich vorgestellet war, mit der Unterschrift: Sonn stehe still. So platt und so weit hergeholet auch diese Erfindung war, so suchte doch Ludwig der XIV. sowol dieser als anderer Spöttereien wegen, die Holländer zu züchtigen; er kündigte ihnen deswegen den Krieg an, da

da es dann wenig fehlte, die Franzosen hätten sich im Jahr 1672. Meister von ganz Holland gemacht. Millionen Menschen musten also über den lächerlichen Einfall eines Fantasten leiden; Die Gedenkmünze, welche Frankreich bei dieser Gelegenheit schlagen lies, stellte eine abgezogene Löwenhaut vor, samt den sieben Pfeilen der vereinigten Provinzen. Man siehet ferner darauf ein niedergeschlagenes Weibsbild mit einer Kuhe und einem Fischergarn mit den Worten: Ultor Regum.

Die Genueser mustē im Jahr 1684. ebenfalls die Rache dieses mächtigen Königs empfinden; weil sie beschuldiget wurden, daß sie es heimlich mit Spanien zubielten. Diese prächtige Stadt wurde deswegen von der Französischen Flotte grausam mit Feuer geängstiget, und viele der schönsten Palläste in der Vorstadt in die Asche geleget. Worauf die Franzosen eine Denkmünze prägen liessen, da man den Jupiter mit Donnerkeilen vorgestellet siehet, mit der Umschrift: Fibrata in superbos fulmina.

Wie glüklich, wie gros wäre nicht Carl der Zwölfte gewesen, wenn er sich in der Rache hätte zu mäßigen gewust; und, nachdem er die Dänen geschlagen, den Sächsischen August überwunden, und die Russen vor sich her in die Flucht getrieben, den ihm angebottenen Frieden nicht so hochmüthig ausgeschlagen hätte? Allein sein Eigensinn war unüberwindlich, und in seiner Rachgier lies er sich eben so wenig einreden. Es war ihm nicht genug, daß er seine Feinde so weit gebracht hatte, daß sie um Frieden baten; er wolte sie auch vernichtigen, von Land und Reich verjagen, und ihr Gedächtnis bei der Nachwelt zu Schanden machen. Wie konnte es anders seyn, er muste bei solchen ausschweiffenden Anschägen, selbst das Opffer einer unsinnigen Rache werden.

Si vela tendas nimium, navis mergitur,
Sed si relaxes, rursus vehitur tutius:
Odit DEus nimis vehementes impetus,
Odere cives: gratior est moderatio.

4. Unter die Art von ungerechten Kriegen gehören auch nicht selten die Bundeskriege, in welche man durch andere sich einziehen lässet. In sofern dergleichen Bündnisse zur Wohlfahrt und Sicherheit eines Staats, ohne Nachtheil eines dritten, geschlossen werden, haben dieselbe nichts unbilliges. Man kan auch sodann sich nicht entbrechen, seinem Bundsgenossen, im Fall derselbe mit Kriegsmacht überzogen wird, den ihm versprochenen Beistand zu leisten. Allein die Mode Bündnisse zu schliessen, ist heut zu Tage in Europa ein seltsamer Anlas zu vielen wunderlichen Verwikelungen und ungerechten Kriegen. Man ist nie leichtsinniger gewesen, sich damit einzulassen und solche auch wieder aufzuheben.

Qui cito, qui temerê spondet, se multa daturum,
Quæ male promisit, turpius illa negat.

Man treibet mit denselben nur ein politisches Spiel. Treu und Glauben, Wort und Zusagen, haben fast weiter keine rechtliche Verpflichtung, als man für gut findet ihnen einzuräumen. Unsere heutige Staatsklugheit erlaubet deswegen auch nicht, sich auf dergleichen Bündnisse mehr, als es des andern Vortheil mit sich bringt, zu verlassen. Die besondere Absichten der Höfe, welche nur allein ihren eignen Vortheil beaugen, sind hier die künstliche Ausleger derjenigen Bedingungen, zu welchen man sich verbindet. Ein geringer Zufall dienet oft zu einem wichtigen Vorwand, Bund und Zusage zu brechen, und es fehlet sodann wenig, daß man es nicht macht wie Cleomenes, welcher mit seinen Feinden einen Still-

stand auf dreisig Tage geschlossen hatte, hernach aber des Nachts sie überfiel, mit dem Vorgeben: der Vergleich wäre auf 30. Tage und nicht auf 30. Nächte gemacht worden.

Ja es lauffen ohnedem viele unserer Bündnisse dergestalt verwirrt unter einander, und wider einander, daß es zuweilen nicht möglich ist, ihnen allen nach dem Buchstaben ein Genügen zu thun. Man siehet deswegen, daß zuweilen ein Staat zweien in Krieg verwikelten Potentaten zugleich seinen Beistand schuldig ist; und daß er solchen deswegen entweder beiden verweigern, oder beiden angedeihen lassen mus. Wir sehen zu unsern Zeiten mächtige Völker, die für sich mit einander Friede haben, und die gleichwol doch gegen einander heftige Kriege führen. Dieses scheinet ein Räthsel zu seyn, und unsre Nachkommen werden Mühe haben, eine Sache zu begreiffen, die sich selbsten widerspricht, und die doch wahr ist, weil sie geschiehet.

Also kan man durch Bündnisse in allerhand Kriege verwikelt werden. Entweder man überziehet einen Freund, der uns nicht beleidiget hat, um einem Bundsverwanden beizustehen; oder man bekriegt einen Bundsverwanden selbst, weil wir uns auch mit seinem Feind verbunden, und das Bündnis mit diesem leztern uns nüzlicher scheinet, als mit jenem. Stehet man einer bösen Sache bei, so macht man sich der Ungerechtigkeit mit theilhaftig. Schliesset man aber die Bündnisse nur unter einer gewissen Bedingung, sich alsdann nur einander beizustehen, wenn man einen gerechten Krieg zu führen gezwungen wird, so ist diese Gerechtigkeit des Kriegs noch der Vorwurf eines langwierigen Gezänks zwischen den Staatsgelehrten. Inzwischen verändern sich die Auftritte. Es kommen andere Personen auf den Schauplaz: und man fraget nicht mehr, was man thun soll, wenn neue Umstände das nicht mehr erfordern, was für drei oder vier Jahren wäre nöthig gewesen.

Es gibt ferner auch Bündnisse, welche kleine Staaten mit grossen machen, wie bei dem Esopo die Thiere mit dem Löwen. Wenn es nun hier zum Ausgang des Kriegs kommt, so behält der Mächtige für sich diese Vortheile allein, und lässet seine Helffer, wegen der Kriegskosten sich mit einander vergleichen. Der Macedonische Philippus fieng es noch feiner an: er stunde mit den Thebanern und Lacedemoniern in Bündnis; und da es unter beiden zum Krieg kam, wuste er unter ihnen die Zwietracht so künstlich zu unterhalten, daß er nachgehends eines Griechischen Staats nach dem andern sich bemächtigte. Divide & impera, sagt der kluge Machiavel.

5. Ich komme auf die fünfte Frage: Ob man nemlich, ohne Beleidigung der Gerechtigkeit, wider einen benachbarten Staat einen Krieg anzetteln und ihn deswegen feindselig überfallen könne, weil dessen allzusehr anwachsende Macht uns Nachtheil und Schaden, wo nicht gar das Verderben drohet. Die Staatsklugheit erfordert, daß man sich in Zeiten allem demjenigen zu widersezen sucht, was auch nur von weitem unsern Wohlstand untergraben und sinkend machē kan; allein die Gerechtigkeit leidet nicht, daß man sich darzu anderer Mitteln bediene, als solcher, die ihren Regeln gemäs sind.

Es ist nach dem Völkerrecht, wie einige meinen, keineswegs erlaubt, einen Staat deswegen mit Krieg zu überziehen, weil er beginnt allzumächtig zu werden, und uns Gefahr zu drohen. Es kan solches wohl in Uberlegung genommen werden, als eine Sache die nüzlich, nicht aber die gerecht ist. Wie man also aus andern Ursachen einen Krieg anfängt, also kan man auch diese mit in Uberlegung nehmen; allein deswegen jemand Ge-

walt zu thun, wenn man sich vor seiner Gewalt zu fürchten hat, dieses verabscheuet das Recht und Billigkeit. Dieses zeitliche Leben ist so beschaffen, daß darinnen keine völlige Sicherheit zu hoffen ist. Man mus aber in Ansehung einer so ungewissen Gefahr von der Göttlichen Vorsehung und von einer unschadhaften Gewährleistung, und nicht von der Gewalt, Schuz und Sicherheit erwarten.

So lange uns der Mächtigere nicht beeinträchtiget, noch würklich Unrecht thut, so lange wäre es eben so unbillig denselben seiner Macht halben anzugreiffen, als wenn in einer Republik die Geringern deswegen die Reicheren plündern wollten, weil sie in Furchten stünden, von ihnen unterdrükt zu werden.

Die Eifersucht unter gleich mächtigen Staaten, derer jeder gern der Ueberwichtigste seyn will, gibt ebenmäsig Anlas zu dergleichen Kriegen. So lagen in Griechenland die Athenienser und die Spartaner sich einander in den Haaren. So stritten Rom und Carthago mit einander um die Oberherrschaft der Welt, bis eines das andere überwunden und zerstöret hatte. So war Mithridates der Römer geschworner Feind: weil er ihre überwiegende Macht nicht vertragen konnte; und so sahe man bisher auch einen beständigen Krieg zwischen den beiden grösten Häussern in Europa, Bourbon und Oesterreich. Wer davon die Geschichte liset, der wird sich wundern müssen, wie fein es Frankreich seit mehr als zweihundert Jahren gespielet hat, die Oesterreichische Macht zu zergliedern. Was hat es nicht gethan, die meisten Europäische Staaten dawider aufzubringen, um ihnen den Anwachs dieses Hauses verdächtig zu machen? Wo mit der Gewalt der Waffen nichts auszurichten war, da machte man Wiz und Klugheit geltend. Der Französische Hof kennet den Zustand aller Europäischen Höfe: Er weis an denselselben alles durch seine Gesanden und heimliche Agenten, zu seinem Vortheil und nach seinen Absichten einzufädeln. Diesem schikt er Geld, jenem ein Weib: andere bezwingt er durch Drohungen und Gewalt, andere mit Höflichkeit und Versprechungen. Ist der Fürst andächtig, so gewinnet man den Beichtvater: Ist er galant, so sendet man ihm alle neue Moden: liebt er eine gute Tafel, so stehen ihm die lekersten Weine und besten Köche zu Diensten. Kurz eine solche Aufmerksamkeit auf alles, auch auf die kleinsten Dinge, beschäftiget die Klugheit eines Volks, welches sich die Thorheiten seiner Nachbarn vortreflich weis zu Nuzen zu machen. Auf diese Art hat fast Frankreich bisher in Europa die Obermacht gewonnen.

6. Eine sechste Art von ungerechten Kriegen sind auch öfters diejenigen, welche wegen einer Erbfolge geführet werden. Lebten wir nach dem Recht der Natur in einer vernünftigen Freiheit, so würden wir nichts von solchen Erbfolgen der Reiche und Länder wissen. Der Fürst würde für den Staat und der Staat nicht für den Fürsten seyn. Ein geheiligtes Recht müste sowol den Fürsten als das Volk binden. Diejenigen, die regierten, müsten den Gesezen sowol unterworffen seyn, als diejenigen, die regiert würden. Beide müsten die Macht dieser Geseze über sich erkennen. Sie müsten nur die Wohlfart des Staats zum Endzwek haben, und keiner andern Freiheit geniessen als die solche befördern, mit nichten aber dieselbe stöhren könnte. Die Kunst zu regieren würde das nechste Recht zur Krone seyn. Man würde darzu nur Helden und weise Leute gebrauchen; wie die alten Teutschen, welche zu ihren Herzogen oder Heerführern die vortreflichsten und tapfersten Männern wehleten.

Mente qui prudente pollet, is Magistratum gerit.

Würden die Regenten gebohren, so müsten sie auch die Tapferkeit und die Weis-

heit,

heit, die zum Regiment erfordert wird, mit auf die Welt bringen: Haben sie solche nicht, so befiehlt ihnen die Vernunft, sich keiner Last zu unterziehen, deren sie nicht gewachsen sind. Solte man wohl mit Gewalt und Blutvergiessen in ein Amt sich eindringen, welches man nicht im Stand ist zu verwalten? Die Menschen gehören nicht zu den Patrimonialgütern, deren eigenthümlichen Besiz man einem andern, wie das grosse und kleine Vieh auf den Maierhöfen übertragen kan. Wo haben jemalen vernünftige Völker darzu ihre freiwillige und ungezwungene Einwilligung gegeben, diesem oder jenem König, dergestalt, ohne alle Bedingung eigen zu seyn, daß auch dessen Kinder, mündig oder unmündig, närrisch oder klug, bös oder gut, ihrer und aller ihrer Nachkommen unwidersprechliche Herren und Eigenthümer seyn sollen: So gar, daß man mit ihnen, wie mit andern Gütern, Kauf und Handel treiben, solche seinen Erben vermachen, oder einer Fürstlichen Tochter zum Brautschaz mitgeben könnte? Wer erkennet wohl hier ein natürliches Recht? Grotius, Puffendorf und andere dergleichen Ausleger der Natur? Allein wie künstlich, wie verschlungen, wie verfänglich erklären sie sich nicht darüber? Die Sprache der Natur ist nicht so gelehrt: sie spricht einfältig, sie spricht durch Empfindungen, sie unterrichtet durch ihren allgemeinen Geist, und überzeuget ohne Künste. Hat die Natur gewolt, daß wir vernünftige Geschöpfe seyn sollen; so hat sie auch gewolt, daß wir als solche unsere Glükseligkeit besorgen sollen; Wie können wir aber solche besorgen, wenn wir uns der freiwilligen Gefahr unterwerffen, von einem bösen und untauglichen Regenten abzuhangen; und es seinem Gutdünken zu überlassen, ob er uns will als vernünftige Menschen halten, oder mit den Zugochsen und Postpferden einerlei Schiksal erleben lassen. Nichts widerstrebet mehr der Menschlichkeit, sagt der Herr von Fenelon, als eine unumschränkte und eigenmächtige Gewalt, die unsre Könige sich anmassen. Nicht anders als ob alles nur für sie geschaffen wäre. Anderer Menschen Gut und Ehre und Leben dünket ihnen nur ein blosses Spiel zu seyn. Nichts bezeichnet mehr ein barbarisches Wesen, als eine solche Regierungsform.

Dem ohngeachtet, so wolte doch das Volk Jsrael Könige haben; und GOtt hat ihm solche auch gewähret. Wie wohl sie damit gefahren, lehren die geistliche Geschichtbücher. Also hat es auch GOtt gefallen, die Verfassung der heutigen Welt so einzurichten, daß darinnen viele erbliche Reiche und freimächtige Fürstenthümer, durch lang hergebrachte Besizungen und Verabredungen der Völker statt gefunden haben; dergestalt, daß alle die darinnen befindliche Einwohner gehalten sind, dieser einmal eingeführten Ordnung sich ohne Widerspenstigkeit zu unterwerffen: ihre durch das Erbrecht ihnen angestammte Fürsten mit Unterthänigkeit zu erkennen; mithin denenselben treu, hold und gewärtig zu seyn.

Wo nun dergleichen erbliche Reiche einmal also festgestellet und eingeführet sind, da kan es auch gewisser massen einem Fürsten nicht verdacht werden, wenn er solche gegen andere, die ihn darum bringen wollen, mit gewafneter Hand zu behaupten trachtet. Will aber derselbe dadurch die Gerechtigkeit nicht verlezen, so mus er 1) dabei Land und Leute verschonen, und seine Waffen nur gegen gewafnete Männer führen. 2) Mus er niemand zur Huldigung zwingen; dann ein gezwungener Eid ist etwas gottloses und ungerechtes; eine gottlose und ungerechte Handlung aber ist nicht verbindlich. 3) Eben so wenig kan er diejenigen als Untreue und Meyneidige bestraffen, welche durch den Lauf der Waffen dem Gegentheil zu schwören sind gezwungen worden. Noth und Zwang leiden keine Geseze, und folglich auch keine Straffen. Alle dergleichen Eidschwüre haben in ihrem natürlichen

Sinn ohnedem keine andere Verbindlichkeit, als demjenigen, der uns schwören macht, so lange treu und gehorsam zu seyn, als er im Stand seyn wird, uns zu beschüzen; dann es ist hier ein pactum mutuum, welches eine Bedingung zum Grund sezet. Wo nun diese Bedingung in Ansehung des Beschüzers nicht erfüllet wird, da nimmt auch die Verbindlichkeit der Huldigungseyde ein Ende.

Wie ungerecht müssen also die armen Unterthanen in denen im Anspruch liegenden Ländern nicht leiden, wenn sie, durch den Fortgang der unglükseligen Kriege, bald mit allerhand Gewaltätigkeiten und Brandschazungen beängstiget; bald durch unauftreibliche Summen zur Fortsezung der Waffen ausgemergelt; bald durch andere harte Beschwerden und Drangsale elendig ins Verderben gestürzet werden. Gleich als ob sie schuld daran wären, daß zwei hochgeborne Menschen sich um ihr Land und um ihre Güter zanken; dann es ist gewis; sie allein müssen die Proceß-Unkosten tragen; und das Opfer von hundert tausend unschuldigen Menschen, die darüber geschlachtet werden, ist öfters kaum zulänglich dem Uberwinder das Recht zum Thron zu bestättigen.

Ich finde keine Idee in der menschlichen Seele, welche hiebei die mindeste Begriffe von Recht und Billigkeit sich machen könnte. Denn alle Menschen, die in einem solchen Krieg um ihre Ruhe, um ihre Güter, ja um ihr Leib und Leben gebracht werden, die verlieren solche nicht zum Besten des Staats, noch zum Heil der bürgerlichen Gesellschaft, noch sonst aus einer anscheinenden gerechten Ursache; sondern blos zur Erhöhung eines einzigen Menschen, dessen unersättliche Herrschsucht öfters dem schon zuvor gepresten Volk noch das übrige durch Pracht und Uppigkeit raubet, was ihm die Wuth des Kriegs gelassen hat. Wie mögen sich doch in der Vernünftigen Welt noch gelehrte Leute finden, welche dergleichen Handlungen als Vorzugsrechte der Grossen, als Jura Majestatica, zu vertheidigen übernehmen? Sie vergeben dadurch dem menschlichen Geschlecht ihre heiligsten Rechte. Furcht, Ehrgeiz und Gewinnsucht, machen sie zu Advocaten eines Tyrannen, und zu Verräthern des Volks. Dann die Fürsten sind eigentlich nichts anders als die ersten und vornehmsten Glieder des Staats, welche das Volk schüzen und nach Recht und Billigkeit regieren sollen. Wie mögen sie doch, um dieses Richteramt zu erlangen, so jämmerliche Kriege führen, und so viele unschuldige Menschen auf die Schlachtbank liefern?

- - - O fragilis damnosa superbia
scepti!
O furor! o nimium dominandi cœca
libido!

Es gibt im übrigen, in Ansehung der Erbfolgen, wo solche eingeführet sind, noch glimpflichere Mitteln, als der Krieg, die darüber entstehende Streitigkeiten zu entscheiden: Wir haben im teutschen Reich eine weise Verfassung, vermög deren keinem Stand des Reichs erlaubet ist, durch Rügung seiner eigenen Gerechtsamen, die gemeine Ruhe und den Landfrieden zu stören; die Reichsgrundgeseze weisen ihn dahin an, seine Sachen vor den Kaiser und das Reich zu bringen, und darüber eines rechtlichen Urtheils gewärtig zu seyn. Gehet es damit gleich zuweilen etwas langsam her, so schaden doch hundert solche Rechtsstreite nicht so viel als ein einziger Krieg.

Wo nun eine solche Verfassung, wie bei uns im teutschen Reich, unter freimächtigen Staaten, nicht eingeführet ist, da können dergleichen Streitigkeiten füglich durch Vermittelung anderer Staaten durch Schiedsrichter geschlichtet und beigeleget werden. Dieses Mittel ist zu allen Zeiten üblich gewesen. Am natürlichsten solte das Volk selbst in einer Sache sprechen, welche ihre eigne Wohlfart betrift: Wie solches Recht kürzlich noch die Schwe-

den, in Ansehung ihres neuerwählten Thronfolgers, glüklich ausgeübet haben. Allenfalls könnten auch die Zweikämpfe, wo es ja solte und müste gekämpfet seyn, hier noch einigen Nuzen haben; wie man dann vor alten Zeiten schon durch dergleichen einzele Gefechte das unnöthige Blutvergiessen und den Umsturz der Länder zu verhüten suchte. Man findet auch in denen Geschichten viele Exempeln von Christlichen Potentaten, die aus gleicher Absicht ihre Feinde zum Zweikampf haben ausfordern lassen. So forderte im Jahr 700. der Longobardische König Cunibert den Herzog von Friaul Alachis; im Jahr 708. Edmund König von Engelland, Channut den Grossen, König in Dännemark: im Jahr 1283. Petrus von Arragonien, Carolum von Anjou: im Jahr 1468. der Böhmische Georg Podiebrad den Ungarischen König Matthiam Corvinum: im Jahr 1528. Kaiser Carl der Fünfte den König Franciscum I. in Frankreich: im Jahr 1611. der König von Dänemark Christian der Vierte, Carl den IX. König in Schweden: Und endlich 1674. Carl Ludwig, Churfürst von Pfalz den Französischen Marschall von Turenne zum Zweikampf heraus.

Bei Anführung dieser Durchlauchtigen Exempel habe ich keinen andern Endzwek, als dem Leser darzuthun, daß auch selbst grosse Könige und Fürsten obige Geseze eingestanden haben: indem sie von sich selbst und aus eigner Uberzeugung erkannten, daß es ungerecht und grausam sey, um ihrer eignen Streitigkeiten halber, ganze Städte und Länder zu verwüsten, und so viele unschuldige Menschen wie das Vieh zu schlachten. Die Worte Carls des Fünften, wie solche ein Französischer Geschichtschreiber anführet, sind hier besonders merkwürdig: Es ist viel vernünftiger, sagt er, daß sie ihre Händel gegen einander durch einen Zweikampf ausmachten, als daß sie damit die ganze Christenheit in Waffen bringen, und das Blut so vieler unschuldigen Menschen vergiessen solten, denen ihre Streitigkeiten nichts angiengen. Kein Volk ist heut zu Tag eifriger für seinen König, und unbilliger gegen sich selbst als die Franzosen. Ihr König mag unternehmen was er will, so sind sie bereit Leib und Leben für ihn aufzuopfern. So waren ihre Vorfahren nicht: sie zogen zwar mit zu Feld; so bald sie aber sich in der Feinde Gegenwart sahen, so liessen sie ihrer Vernunft Raum, und riethen ihren Königen zum Vergleich, oder, daß sie ihren Streit durch einen Zweikampf entscheiden solten. Wolten ihre Könige, sprachen sie, mit andern Händel anfangen, so möchten sie solche auch unter sich ausmachen; denn es wäre weder recht noch billig, noch dem alten Herkommen gemäs, ihrer eignen Angelegenheiten halber die gemeine Wohlfart zu Grund zu richten.

Endlich so gehören auch die bürgerlichen und einheimischen Kriege mit unter die Zahl der ungerechten Kriege. Solche sind nach den verschiedenen Staatsverfassungen auch verschieden. In einer Monarchie äussern sich solche 1) Wenn die vornehmsten Herren und Stände sich wieder ihren König empören, und gegen ihn zu Felde ziehen. Wie solches in Frankreich zu Zeiten der Ligisten und der Prinzen geschahe. 2) Wann das Volk überhaupt aufrührisch wird. Von dieser Art war der Hussitenkrieg in Böhmen, der Hugenottenkrieg in Frankreich, der Krieg der Misvergnügten in Ungarn ꝛc. In Republiken werden dergleichen Kriege entweder zwischen dem Magistrat und dem Volk, oder zwischen den vornehmsten Geschlechtern allein geführet: Jene wegen gewiser Beleidigungen und Gerechtsamen, welche das Volk hergestellet wissen will; diese aber, weil sie sich des Regiments und ihrer Vorzüge halber unter einander nicht vergleichen können. Also war zu Rom immer Streit zwischen dem Römischen Volk; bis die 3 gröste Männer in Rom, Antonius, Pompejus und

und Cäsar, durch ihre Herschsucht der Republik ein Ende machten.

In Ansehung des Adels ist es ein Frevel und stafbarer Eingrif in der Majestätsrechte, wenn er mit Vorbeigehung des hochrichterlichen Amts oder Oberhaupts seine Streitigkeiten unter einander mit dem Degen auszumachen, und durch solches eigenmächtige Faustrecht den Landfrieden zu stöhren, mithin allerhand Unordnungen und Feindseligkeiten dadurch zu veranlassen sucht. Wozu diente der König und dessen höchste Gewalt, wo jeder sein eigner Richter seyn und mit dem Schwerd drein schlagen wolte?

In Ansehung der Empörung des Volks gegen ihre Regenten, mus man einen Unterscheid machen, zwischen einem Regenten von absoluter Gewalt, und zwischen einem andern, dessen Macht durch gewise vorher bedungene Geseze eingeschränket ist. Im ersten Fall sind die Hände dem Volk gebunden; und werden diejenigen als Aufrührer gestraft, welche ihrem angebohrnen Landesherrn den Gehorsam versagen und seinen Absichten sich widersezen. Müssen hier die Unterthanen gleich noch so viel Unrecht und Drangsal von einem bösen Fürsten leiden, so stehen ihnen doch keine andere Wege offen, als daß sie suchen, denselben durch vernünftige Vorstellungen und Bitten und Flehen zu erweichen. Hilft dieses nicht, so müssen sie die Sache GOtt befehlen, das üble Regiment als eine gemeine Landplage so lange gedultig tragen, bis es GOtt gefallen wird, sie von der Wuth der Tyrannei zu befreien. Wiewol ich nicht läugnen kan, daß eine solche absolute Gewalt, wo sie zur völligen Unterdrükung des Volks und aller Gerechtigkeit ausschweiffen solte, nach dem Recht der Natur nimmer unter vernünftigen Menschen statt finden kan. Will man sich aber derselben widersezen, so mus man solche Mäsigung und solche Klugheit gebrauchen: daß die Cur nicht gefährlicher wird, als der Schaden ist, den man heilen will.

Der grausame Nero fand niemand, der ihn auf sein Begehren umbringen wolte, weil die Römer es für unerlaubt hielten, die Hand an einen Kaiser zu legen. Im andern Fall aber, da ein Fürst die höchste Gewalt nur unter gewisen Bedingungen von dem Volk empfangen hat, da ist auch das Volk befugt, ihn, wo er darwider handelt, zur Rechenschaft zu fordern, und nach Masgebung der Landgeseze, die gemeine Freiheit und Gerechtsame zu schüzen. So wehlten sich vormals die Arragonier ihren König. Wir, sprachen sie, die wir so gut sind als du: wir machen dich zu unserm König; daß du unsere Geseze und Freiheiten handhabest: anders nicht.

Es ist merkwürdig, was der Ritter Temple zu Carl dem II. sagte: nemlich, daß ein König von Engelland, welcher es mit seinem Volk hielte, der gröste König in der Welt wäre; wenn er aber mehr seyn wolte, so wäre er gar nichts. Gegen einen so ehrlichen Mann gibt es immer hundert Schmeichler an den Höfen, welche wie Anaxerxes sprachen, der den Alexander über den schändlichen Mord, welchen er an Clyto verübet, mit diesen Worten tröstete: Du bist König, du kanst thun was du wilst: Alles ist gerecht und gut, so bald es dir gefällt. Für welche Höflichkeit aber Alexander sich schlecht bedankte.

Die Umstände des im vorigen Jahrhundert in Engelland mit Carl Stuart vorgegangenen Blut-Processes, sind überaus merkwürdig. Er hatte wider die Reichsgrundgeseze und wider alle darüber von Seiten des Parlaments an ihn gelangte Vorstellungen, einige sehr nachtheilige Veränderungen in der Regierung vorgenommen, welche allesamt deutlich dahin zieleten, das Volk um seine Freiheit zu bringen, und sich zu einem freimächtigen König zu machen. Da er sich

nun darinnen auf keine Weise wolte rathen lassen, griffen die Engelländer zu den Waffen, stiessen ihn vom Thron, hielten Blutgericht über ihn, und liesen ihm den Kopf herunter schlagen. Diese That machte alle hohe Häupter bestürzt. Man betrachtete die Engelländer als Aufwiegeler und als Königsmörder. Der gelehrte Salmatius war hier gleichsam das Sprachrohr der Fürsten: Er schrieb eine Schuzschrift für den unglüklichen König. Er fand aber an dem scharfsinnigen Milton einen so starken Vertheidiger des Englischen Volks, daß auch diejenigen selbst, die es nicht mit ihm hielten, davon urtheileten: er hätte eine üble Sache gut; Salmasius aber eine gute Sache übel vertheidiget.

Wir gehen in diesen Betrachtungen noch weiter, weil sie uns zu sehr von unserm Hauptzwek abführen, welcher ist, den Soldaten diejenigen unumgängliche Pflichten zu zeigen, zu welchen sie von der Ehre, als ihrer allgemeinen Grundregel, angewiesen werden. Wann wir demnach allhier von ungerechten Kriegen das nöthige angemerket haben, so entstehet daraus für sie die Frage: ob auch ein redlicher Mann, ohne Beflekung seiner Ehre, in einem solchen ungerechten Krieg dienen könne?

Wir müssen in Beantwortung dieser Frage eben denjenigen Unterscheid beobachten, welchen wir zwischen einem eigenmächtigen Regenten und zwischen einem freien Staat voraus gesezet haben. Diejenigen, welche unter dem Scepter eines absoluten Monarchen leben, die sind entschuldiget, wann sie demselben gleich in einem ungerechten Kriege dienen;

- - Ad auctores redit
Sceleris coacta culpa.

Dann sie können, als blosse Unterthanen, von der Gerechtigkeit gewisser Handlungen und Unternehmungen ihres Herrn nicht urtheilen; weil sie die Ursachen und den Zusammenhang davon nicht wissen. Magistratus de privatis, Principes de Magistratibus, Deus de Principibus judicat. Der Fürst befiehlt, die Staatsdiener rathen, die Unterthanen gehorsamen.

Doch so weit auch hier die harten Pflichten des Gehorsams gehen, so haben sie doch ihre vorgesezte Schranken. Es sind Fälle, da wir GOtt mehr gehorsamen müssen, als den Menschen. Es sind Umstände, da unsere Ehre und unser Gewissen durchaus keinen Gehorsam gestatten. Kein Bubenstük schikt sich für einen ehrlichen Mann. Ist ein Soldat überzeugt, daß ihn der Fürst zu einer offenbaren bösen und unanständigen That gebrauchen will, so mus er, GOtt zu Ehren und sein Gewissen zu retten, sich deswegen entschuldigen, und lieber alles dran sezen, als sich darzu entschliessen. Also wird kein ehrliebender Mensch sich, was man ihm auch darüber für Vergeltungen versprechen solte, zu Verrathereien und dergleichen Sachen gebrauchen lassen. Er wird auch eben so viel Bedenken tragen, einen Spionen, Freibeuter, Mordbrenner, oder Meuchelmörder abzugeben. Von unserm Dienst haben wir unserm Herrn, von unserer Ehre uns selbst, von unserm Gewissen aber GOtt allein Rechenschft zu geben.

Lebet aber ein Kriegsmann in einem freien Staat, wo die Geseze über den Regenten sind, und die Wohlfart des Volkes mehr als alle Hoheit gilt: da darf, da kan man schon etwas mehrers reden: da werden die Sachen nicht so geheim, als in der Fürsten Cabinetten abgehandelt: da darf die Regierung keinen Krieg anfangen, das Volk mus davon Erkenntnis und Wissenschaft haben; und da soll sich folglich kein ehrlicher Mann entschliessen, wissentlich einer bösen und ungerechten Sache zu dienen. Die Ehre gründet sich auf die Gerechtigkeit; alle Ungerechtigkeit aber ist schändlich, und macht einen

nen Menschen ehrlos. Weg mit solchen Kriegen, die sich auf nichts als Herschsucht, Geiz, Unordnung und Meyneid gründen!

Noch was Wichtigeres hievon ist im 4ten Theil unter dem Artikel Heldenmuth zu finden.

Ein versuchtes Mittel, wie man dem Erfrieren der Bäume im Winter vorbeugen könne.

DAs Erfrieren der Bäume geschiehet also: Wenn die wässerichte Feuchtigkeit, die in den Bäumen ist, zu Eise wird; so mus sie nothwendig, wie die Erfahrung lehret, einen grössern Raum einnehmen. Sind nun die Gefässe des Baums so enge und nicht so stark, daß sie der Gewalt des Eises widerstehen können; so werden sie zerrissen und der Baum erstirbt. Kiefern und Tannenbäume pflegen nicht leicht zu erfrieren, weil sie viel fette und ölichte Theile haben: Dahingegen die Nusbäume und alle Bäume die viele Blätter haben, von dem Froste desto leichter beschädiget werden. Herr Hales hat gezeiget, daß ein Baum mit seinen vollen Blättern zwanzig bis dreisig mal mehr Wasser in sich sauge, als einer, der ohne Blätter ist. Folglich tragen die Blätter sehr vieles zu dem Erfrieren der Bäume bei. Diesen Schaden zu verhüten, darf man nur der Natur mit eben den Mitteln zu Hülfe kommen, die sie selbst gebrauchet, und die Blätter etwas frühzeitiger, als sie sonst abzufallen pflegen, von dem Baume abnehmen, wobei man die Vorsicht brauchen mus; daß man, weder die Knospen beschädige, noch alle Blätter auf einmal abpflüke, damit der Baum nicht aus andern Ursachen verderbe.

Die Religion.

WIr müssen die Religion ansehen, als wie die Seele des Lebens. Sie ist das erste, was den Menschen einnimmt, wenn er gebohren wird; sie ist auch das lezte, was ihn verläst, wenn er stirbt.

Es ist was rares, daß man ihr sein Lebenlang diejenige Hochachtung unausgesezt gebe, die man ihr schuldig ist; Was rares, daß man sie nicht als etwas beschwerliches auf die Seite seze, oder wohl gar so mit ihr umgehe, wie gewisse Leute thun, die man zwar zuweilen vor Augen sehen mus, die uns aber zum Ekel werden würden, wenn wir sie immer solten vor uns sehen müssen.

Und hie rede ich von einem gewissen Widerstreben gegen die Grundregeln der Religion, welches sie ganz augenscheinlich zu Grunde richtet, und bei welchem es unmöglich scheinet, daß sie sich in den Herzen, die doch allein ihr wahres Reich sind, erhalten solte. Denn die Religion hört sogleich auf, das zu seyn, was sie ist, so bald man sie nicht mehr liebet. Indes sind es doch diejenigen, die solchergestalt mit der Religion um-

umgehen, sie sind noch diejenigen nicht, die ihr das meiste Unrecht anthun. Sie mus noch weit grössere Schmach von solchen Leuten ausstehen, die da verwegen genung sind, sie zu verachten; thöricht genung, sie zu bekämpfen, und auf eine recht gezwungene Weise rasend genung, sich zu rühmen, sie hätten gar keine Religion.

So abscheulich diese Ausschweiffungen sind; so werden sie doch in einer gewissen Welt geduldet, und zwar so leicht geduldet, daß man es vor hundert Jahren nicht einmal würde geglaubet haben.

Man hat zu allen Zeiten wieder ein und andern Punct der Religion verstossen. Man hat sich Unordnungen erlaubt, welche sie verdammte. Diejenigen selbst, die da Gutes thaten, thaten auch Böses, und glaubten, sie könten eins durchs andre vergüten. Höchst irriger Weise gründeten sie sich auf eine gewise Art von Gleichgewichte, welches man sich blos nur darum ausgesonnen hatte, daß man sich das Joch der Tugend erleichtern möchte.

Sie künstelten also blos nach ihrem Kopfe an einer Regel, die eben darum keinen menschlichen Ausleger dulden kan, weil sie ihren Ursprung nur von GOtt empfangen hat. Ein unendliches Wesen ist der Urheber davon. Beides ist ihm gleich genau bekannt: sowol die Kräfte derer, die diese Regel annehmen; als auch die Natur derjenigen Geseze, welche sie ausmachen.

Ich erstaune allezeit darüber, daß man sich zu einer so aufgeklärten Zeit, eine Art von Vergnügen machen kan, sich in den allerwichtigsten Angelegenheiten zu verblenden: und daß man sich eben so weit, als die Vernunft vollkommener worden, auch von demjenigen entfernet, was doch ihr einziger und fürnehmster Zwek seyn solte.

Wenn ich die besten Schriftsteller aus Rom und Griechenland lese, die etwan zu denjenigen Zeiten geschrieben haben, da ihre Völker noch durch die Wunder, die sie überal thaten, die Augen der ganzen Welt auf sich zogen; Wenn ich die besten Schriftsteller von dieser Art lese: so finde ich, daß sie nie anders als mit Ehrerbietigkeit von ihrer Religion und von ihren Göttern geredet haben. Und indes, was hätten sie gleichwol nicht vor wichtige Ursache gehabt, jene recht handgreifliche Mährlein zu verachten, aus welchen ihre ganze Theologie bestand.

Nimmt man diejenigen Schriften aus, welche die Religion selbst zum Gegenstande haben; so haben wir wohl wenig Bücher, die mit dem, was die Alten in diesem Stüke geschrieben haben, in gleichem Paare gehen könnten.

Die

Die Staatskunst dieser alten Zeiten schien besorgt zu seyn, man möchte wohl gar die guten Sitten mit weg werffen, wenn man alle Religionsgedanken weg würffe. Die allgemeine Zerrüttung, welche Frechheit und Gottlosigkeit sodenn würde angerichtet haben, schien ihnen weit fürchterlicher zu seyn, als dergleichen Irrthümer, welche die Laster misbilligten, und die Tugend aufrecht hielten. Ich gebe es zu ihre Elyseischen Felder und ihre Hölle waren nichts als Gedichte. Allein diese Gedichte machten doch, daß man sich vor Straffen fürchtete, und auf Belohnungen hofte. Furcht und Hofnung aber sind die wahren Handleiter aller Völker.

Die Religion war die Beschüzerin der Könige. Hätte Numa nicht das noch zarte Reich von Rom, durch die Religionsgeseze unterstüzet, die er einführte; nimmermehr würde er dieses kriegerische Volk gezähmet haben. Nie würde auch Rom seine Macht bis an die Enden der Erde haben ausbreiten können.

Sieht man nun dagegen die Werke unsrer heutigen Schriftsteller an; so mus man auf die Gedanken fallen, es sey uns heut zu Tage eben so viel daran gelegen, alle Gründe der Religion zu untergraben, als jenen Alten dran gelegen war, alle Gründe der Ihrigen in Sicherheit zu stellen. Ein so widersinnisches Wesen, mus uns auch desto wunderlicher vorkommen, da ja gewis kein einziger Deiste, noch irgend ein Materialiste, noch ein Atheiste ist, dem nicht angst und bange werden solte, wenn er alle Leute so denken sähe, wie sich.

Man mag die Menschen auch noch so wenig kennen, so mus man sich doch entsezen, wenn man an die abscheuliche Zerrüttung denket, welche die Abschaffung der Religion anrichten würde. Unter allen Nationen, ist diejenige allemal am fruchtbaresten an Aufruhr und Empörung, deren Religion keine feste und bestimmte Einrichtung hat, und die, in dem sie ohne Unterscheid alle Religionen zuläst, in der That auf gewise Weise bekennet, daß sie gar keine habe.

Die erste Verwirrung, welche dem alten Rom den Weg zum Untergange bahnete, das war die Ankunft alle der fremden Gözen, welche die Römer in so gar grosser Menge unter sich einführeten, daß es auch viel leichter war einen Gözen bei ihnen anzutreffen, als einen Menschen. Aber eben diese Menge ward auch unvermerkt die Ursache, daß man öffentlich anfieng, gar keine GOttheit zu glauben.

Da nun dieser Zaum der Religion einmal zerrissen war, der sonst der stärkste unter allen ist; so war nun auch kein Damm mehr übrig, den man der Ehrsucht, der Gewaltthätigkeit, dem Eigennuze hätte vorbauen können. Alle Arten von Leiden-

denschaften fielen sodann über dieses grosse Reich her, welches sonst alle andre Reiche verschlungen hatte. Und endlich stürzten sie dasselbe, nach vielfachen Erschütterungen, und wiederholten Stössen, in einen solchen Abgrund, daß unsere erstaunenden Augen, wenn sie dieses Reich noch jezo suchen wollen, dasselbe sonst nirgends mehr als nur noch in den Geschichtsbüchern anzutreffen.

War nun schon der Verlust einer handgreiflich falschen Religion, die Hauptursache von dem Untergange jener Herren der Welt: Was sollen wir jezo wohl nicht von jenem Geiste der Feindseligkeit wider die Religion fürchten, den wir so stark anwachsen sehen? Was würde wohl aus uns werden, wenn er fortfahren solte, sich noch immer weiter auszubreiten? Und dennoch, mein lieber Ariste / man mag das Bild noch so fürchterlich machen, was man davon entwerffen kan, so drükt es doch den elenden Zustand noch lange nicht aus, den wir zu gewarten haben würden, im Falle uns das Unglük aufgehoben wäre, dis Bild wahrhaftig eintreffen zu sehen.

Alles was ich Ihnen durch diese Unterhaltung von einer Sache beizubringen suche, die so vielmal der Innhalt unserer Gespräche gewesen, das besteht nun darinne, daß wenn man es auch durch die heutige Fertigkeit, übel von der Religion zu reden, so weit gebracht habe, daß man eine Sprache vor schön hält, derer sich unsre Väter geschämt haben würden; so sey es doch wenigstens was unmögliches, nichs thörichtes und ungereimtes mehr an ihr zu finden.

Die Empfindung von Religion ist was allgemeines. Wer keine hat, der ist ein schädlicher Mensch; ja ich wolte auch wohl gar sagen, er ist ein verachtungswürdiger Mensch. Er verdienet nicht, daß ihm ein einziger Mensch traue. Nehmen sie sich ja, mein lieber Ariste / nehmen sie sich vornemlich vor solchen Leuten in Acht, die ihre Ehre darinn suchen, keine Religion zu haben. Ein solcher Umgang würde wenigstens ihrem guten Namen schaden, wenn er auch ihrer Aufführung nicht schaden könte. Man mus auf gewise Weise alle Meinungen solcher Leute mit verantworten helffen, mit welchen man Umgang hat.

Auch nur die Welt selbst hält es schon vor ausgemacht genung, daß der kein rechtschafner ehrlicher Mann seyn könne, der keine Religion hat.

V. L.

Von Leuten, die sich immer gerne was wünschen.

Ich halte keine Art von Leuten vor unseliger, als die ohn Unterlas was zu wünschen haben. Ach hätte ich doch nur dieses, ach hätte ich doch nur jenes; oder, wenn ich es doch so weit gebracht hätte, als dieser oder der, so wolte ich mich

mich glüklich schäzen! Das ist die gemeine Sprache aller derer, die zu dieser Gattung gehören. Ihr täglicher Seufzer ist reicher, und vornehmer zu seyn, als sie sind, oder doch nur in andern Umständen zu leben, als sie sich würklich befinden. Sie suchen auch ihrem Misvergnügen einen guten Schein zu geben. Wenn ich das Geld dieses Geizhalses hätte, heist es, o wie herrlich wolte ichs anwenden! Wenn ich dieses jungen Verschwenders Erbschaft in Händen hätte, o wie fleisig wolte ich studiren! Wann ich dieses vornehmen Mannes Ehrenamt und Stelle hätte, o wie viel Gutes wolte ich darinnen dem gemeinen Wesen stiften!

Herr Nimmersatt ist ein solcher ewiger Wünscher. Nichts von demjenigen gefällt ihm, was er selbst hat und besizet: Nur was andern zu Theil wird, das, das möchte er so gerne haben, als er das Leben hat. Die Vorsehung hat ihm nichts recht gemacht. Er wünschet sich immer andre Gaben der Seelen, andre Gliedmassen des Leibes, ein andres Glük, andre Freunde, eine andre Vaterstadt, ja was das thörichteste ist, auch sogar andre Eltern. Man wundre sich nicht, daß ich auch der Leibes- und Seelenbeschaffenheit erwehne; Da doch die Selbstliebe jederman zu überreden scheinet, seine Seele sey die klügste, und sein Leib der geschikteste von der ganzen Welt. Es ist in der That nicht anders. Er klaget über sein Gedächtnis, weil er so leicht was vergisset; Er klagt über sein Gesichte, über seinen Magen und über seinen kränklichen Leib. Und es ist fast kein Mensch in der Stadt, mit welchem Herr Nimmersatt nicht sehr gerne tauschen möchte; wenn es sich nur thun liese.

Fraget ihr, ob er denn so gar von allem Glüke und guten Eigenschaften entblösset sey? So mus ich mit Nein antworten. Er ist ein Mensch, dem GOtt viel mehr Gutes, als vielen tausend andern, verliehen hat. Er erkennet es aber nicht. Er vergleichet sich immer mit andern, die seiner Einbildung nach glüklicher sind, als er. Hier sieht er ihre geringste Vortheile durch eine Brille, und ihre dabei befindliche Beschwerden durch ein verkehrtes Fernglas an. Daher kommts, daß ihm jene sehr gros, diese aber ganz klein vorkommen; oder wohl gar unsichtbar werden. Er glaubt immer, andre Leute seyn glüklicher, als er; ob sie es gleich, seiner Meinung nach, nicht werth sind. Das Glük ist, seiner Redensart nach, blind. Es gehet die Würdigsten ganz unvermuthet vorbei, und überhäuft hingegen die grösten Thoren mit den grössesten Gütern. Hierüber murret sein unvergnügtes Herz. Mit diesen Gedanken martert sich Nimmersatt Tag und Nacht. Wenn er des Morgens aufstehet, so wünscht er sich ein paar Cammerdiener, die ihn ankleiden solten. Wenn er ausgehet, eine Schwimmerkutsche: Wenn

es Mittag ist, eine herrliche Fürstentafel; Nachmittage einen angenehmen Zeitvertreib; und des Abends eine prächtige Schlafkammer. Kurz, alle seine Gedanken, die er den Tag über hat, sind nichts anders, als eine Kette von unzehlichen Wünschen.

Es besuchte ihn leztlich ein guter Freund, den ich seiner tugendhaften Gemüthsbeschaffenheit halber, Gutherz nennen will. Sie redeten anfänglich von verschiedenen Dingen bis sie schlüssig wurden, einen kleinen Spaziergang anzustellen. Kaum traten sie zum Hause heraus, als ihnen der einzige Sohn des reichen Trax begegnete. Er sas in einer Kutsche, und die davorgespannten Hengste hatten so viel Feuer und Muth, daß ihnen der junge Herr im Wagen, nebst dem hinten aufstehenden Diener, fast gar keine empfindliche Schwere zu verursachen schien. Sie trabeten so schnell über die Strasse, daß die Funken unter den Rädern aus den Steinen fuhren, und ehe man dem Wagen recht nachsehen konte, war er schon etliche Gassen lang vorbei. Seht doch! Gutherz! sprach Nimmersatt, seht doch, ich bitte euch um GOttes willen, diesen jungen Menschen an! Wie so? versezte jener, es ist der einzige Sohn eines unsrer vornehmsten Kaufleute; kennet ihr ihn nicht? Was werde ich ihn nicht kennen, erwiderte dieser; aber was meint ihr? ist er eines solchen Glükes wohl würdig, als er vor so vielen tausenden besizet? Der Müsiggänger weis von keiner Arbeit. Von Jugend auf ist er in aller Zärtlichkeit erzogen. Hernach ist er mit vollen Beuteln und offenen Wechselbriefen durch alle polite Provinzien von Europa gereiset. Jezo ist er zurüke gekommen. Sogleich hat er vor Geld alle Titel, die er sich nur gewünschet, erlangt, und nunmehro heirathet er auch eines der artigsten Frauenzimmer, die wir bei uns haben. Was dünket euch wohl davon?

Herr Gutherz hörte diese Rede mit Gelassenheit aus; doch als er aufhörete, und ihm steif ins Gesichte sahe, um seine Meinung darüber zu vernehmen; wuste er nicht, was er ihm antworten solte. Ich weis nicht, mein Freund, sagte er deswegen, was ihr eigentlich haben wollet. Erkläret also eure Gedanken etwas besser. Nimmersatt ward fast ungedultig über diese vermeinte Einfalt seines Gefehrten; Darum fieng er mit einer etwas ungestümern Sprache an: Begreiffet ihr denn nicht, daß andre ehrliche Leute dieser überaus glükseligen Umstände weit würdiger wären, als der junge Trax? Womit hat er sich in der Welt hervor gethan? Womit verdienet ers, daß ihm jezo alles Reverenze macht? Was hat er vor ein Recht in vergüldeten Kutschen zu fahren, da andre seines gleichen zu Fusse gehen? Ja, daß ich es rund heraus sage, warum hättet ihr, oder

ich selbst nicht eben die Geschiklichkeit, ein solches Ansehen zu machen? Genug, genug, gab Herr Gutherz zur Antwort: nun verstehe ich schon, was ihr meinet. Ihr seyd misvergnügt, daß ihr nicht an seiner Stelle sizet: Denn was mich anbetrift, so glaube ich nicht, daß es euer Ernst ist, mir diese Umstände des jungen Trax anzuwünschen. Ihr selber wünschet euch sein Glük, und hierinnen seyd ihr sehr von mir unterscheiden. Ja ich glaube, das ihr etwas unbedachtsam geredet habt, wenn ihr auf ihn so sehr losgezogen.

Gesezt, Trax wäre nichts besser als wir: Gesezt, er hätte nichts gelernet, womit er sein Brod verdienen könte, wenn er an unsrer Stelle wäre: Genug, daß ihn die Vorsehung in alle diese Umstände gesezet hat, die vor ihn so vortheilhaftig sind. Ihr werdet ja wissen und glauben, daß die Schikung eines vollkommen weisen Wesens die Welt regieret. Ist dieses gewis, wie es denn wahrhaftig ist; so kommt ja nichts von ungefehr. Alles was ihr und Trax besizet; alles was euch, mir und allen übrigen Menschen begegnet, das ist uns so zugedacht. Wolt ihr nun wider den allerhöchsten Geist murren, der dieses so, und nicht anders, vor gut befunden hat? Glaubet nicht, daß es euch nüzlich seyn würde, wenn ihr selbst in den Umständen dieses jungen Herrn wäret. Wäre dieses; gewis, derjenige der allezeit das Gute gern austheilet, und seine Geschöpfe so glüklich macht, als es ihm möglich ist; würde euch dieses eingebildete Glük nicht versagt haben. Könt ihr es gleich nicht zuvor sehen, was euch bei einer solchen Lebensart vor Beschwerden würden betroffen haben, die eure gewünschte Glükseligkeit gänzlich gehindert hätten: Was ist es Wunder? Wie viel Dinge sind nicht schon geschehen, die ihr nicht zuvor gesehen? GOtt sieht weiter als ein Mensch. Euer Zustand ist so bequem vor euch; als der Zustand dieses reichen Junkers vor ihn ist. Gebet nur auf das Gute acht, so ihr würklich besizet. O wie vieles werdet ihr antreffen, welches auch euch, ohn euer Verdienst wiederfahren ist. Geniesset desselben mit einer ruhigen Zufriedenheit; und quälet euch nicht mit vergeblichen Wünschen. Erkennet die Güte dessen, der euch so viel Gutes ertheilet hat; Lasset aber seiner Vorsehung die Freiheit, einem jeden zu geben so viel sie will.

Wenn ich selber ein so misvergnügtes Herz durch gute Vorstellungen zurechte bringen solte, so wüste ich mich keiner bessern Gründe zu bedienen, als derjenigen, die Herr Gutherz seinem Freunde vorgetragen. In der That wissen diejenigen, die so wie Nimmersatt gesinnet sind, nicht was ihnen zuträglich oder gut ist. Sie wünschen sich, wie Midas, daß alles, was sie anrühren, zu Golde werden möge. Wenn es nun geschieht, was sie wünschen; so sehen sie allererst, daß sie Hunger sterben müssen, wo nicht ihr thörichter Wunsch bald widerruffen wird. Durch diese Fabel haben die klugen Alten das unbesonnene Verfahren der Misvergnügten abgeschildert; und in der That vollkommen getroffen. Alle diejenigen, die sich wünschen, was sie nicht haben, auch nach ihren Umständen nicht erlangen können: die wollen klüger seyn als der Herr über alles. Zum wenigsten meynen sie, er sey nicht gütig genung gegen sie, da doch der allerunglüklichste Mensch unter der Sonnen, noch weit mehr gutes aus seiner Hand empfängt als er verdienet.

Epictetus der bekannte Griechische Weltweise schreibet in seinem güldenen Handbuche im dreizehnden Capitel: Verlange nicht, daß alles, was geschiehet, nach deinem Wunsche geschehen solle; sondern wenn du klug bist, so wolle vielmehr, daß alles so geschehe,

wie es würklich geschiehet. Konte nun ein weiser Mann: durch die blose Vernunft eine so herrliche Vorschrift geben; da er doch gewis lange nicht so gut von der weisen Regierung GOttes über die Welt unterrichtet war als wir Christen: Was solten wir nicht thun, die wir ein grösseres Licht haben? Ich enthalte mich der Gründe, die eigentlich vor die GOttesgelehrten gehören. Ich will nur noch mit dreien Worten zeigen, wie unvernünftig diejenigen an sich selbst handeln, die sich fast jeden Augenblik Dinge wünschen, die sie doch, ihrem eigenen Begriffe und Geständnisse nach, niemals erlangen werden.

Niemand ist glüklich, als wer ein beständiges Vergnügen empfindet. Niemand empfindet ein beständiges Vergnügen, als wer an sich wahrnimmt, daß er täglich an Seelen- Leibes- und Glüksgütern mehr und mehr zunimmt, und also von einer Vollkommenheit zur andern ungehindert fortschreitet. Daß dieses die wahre Quelle eines rechtschaffenen Vergnügens sey, ist leicht zu begreiffen. Denn weil wir uns selbst natürlicher Weise alles gutes gönnen; so erfreuen wir uns über nichts so sehr, als wenn uns dasselbe wirklich zu Theil wird. Wie kan nun derjenige diese Freude, und dieses beständige Vergnügen empfinden, der auf diejenigen Güter, deren er täglich theilhaftig wird, nicht acht hat; der es nicht mit Aufmerksamkeit erweget, was ihm nach den Umständen, darinnen er sich befindet, nach und nach vor Erkenntnis, Klugheit, Vernunft, Tugend, Gesundheit, Schönheit, Stärke, Ehre und Vermögen zu Theil geworden. Dieses thut aber ein solcher Nimmersatt nicht. Auf das Gute was er besizet, siehet er nicht; folglich empfindet er auch das Vergnügen nicht, so ihm daraus entstehen könte. Er sieht nur auf das Glük andrer Leute, welches er nicht erlangen kan; weil es sich nach dem Zusammenhange aller Dinge, vor ihn nicht schiket. Darüber quälet er sich nun. Er macht sich sein Leben ohne Noth verdrüslich. Denn jeder vergeblicher Wunsch, den er thut, ist eine neue Marter vor ihn; und jedes fremde Gut, so er selbst nicht haben kan, geht ihm als ein zweischneidig Schwerd durch die Seele. O wenn sich doch diese Midasbrüder nicht selbst ins Unglük stürzen möchten!

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein grosser Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebiethrischen Geberden
Der Grossen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehen;
Bald wünscht er sich das Glük, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewis, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Lies sich, zu alles Volks Entzüken,
In Läufern und Heiduken bliken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedekte sich, und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Gek, der ihn gebükt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam so gleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm as, ihn lobt, und ihn bestahl,

Und,

Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schaz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergas bei seinem grossen Schaz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Saz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlassen.

Wie der beste Mörtel zu Madras in Ostindien gemacht wird:

(Aus den Philos. Transactionen, 422. N. 3. Art.)

Man nehme fünfzehen Scheffel frischen Grubensand, der wohl gesiebt ist, und thue dazu eben so viel Steinkalk: dieses lasse man mit Wasser auf die gewöhnliche Art durchnezt, zwene oder drei Tage beisammen liegen.

Alsdenn löse man 20. Pf. Jaggery (welches unreiner Zuker oder dike Zukerhefen sind,) in Wasser auf, und sprenge dieses Wasser über den Mörtel, stampfe es unter einander, bis alles wohl vermengt ist, und lasse es alsdenn auf einem Hauffen liegen.

Weiter siede man einen Viertelsscheffel **Gramm**/ (welches eine Art Feldfrüchte, wie = = = (a Tare) oder das Mittel zwischen diesen und der Erbse ist) zu einer Gallerte, und drüke solches durch groben Cannefas durch: die Feuchtigkeit, die sich ausdrükt, hebe man auf.

Man nehme auch einen Viertelsscheffel Mirobolanen (eine Art Pflaumen) und koche sie gleichfalls zu einer Gallerte, hebe auch dieses Wasser ebenfalls auf: Wenn man ein Gefäs hat, das gros genug ist, kan man alle drei, das Jaggerywasser, das Grammwasser und das Mirobolanerwasser zusammen thun. Die Indianer thun ordentlich ein wenig feinen Kalk hinein, damit ihre Arbeiter es nicht trinken.

Wenn der Mörtel gestampft ist, und zu troken wird, so besprengt man ihn mit dieser Feuchtigkeit, da er denn ungemein gut zu Verbindung der Ziegel und Steine wird; der Arbeiter hat allezeit etwas solcher Feuchtigkeit bei der Hand, seine Ziegel damit zu benezen, und wenn sie zu dike wird, verdünnt er sie mit frischem Wasser.

Man merke auch, daß der Mörtel nicht nur wohl gestampft und vermengt, sondern auch wohl aufgetragen werden mus, daß jeder Ziegel, oder jedes Stüke Ziegel, mit dem Mörtel eingesezt, und jede Lüke damit ausgefüllt wird, obwohl

nicht so dike als der Englische Mörtel: Uber jede Schicht Ziegel wird auch etwas davon sehr dünne aufgetragen. Hat die Arbeit einige Zeit geruhet, wenn es auch nur so lange gewährt hätte, als das Frühstük oder das Mittagsmahl gedauert hat, so fange man nicht eher wieder an, bis der Mörtel, vermittelst eines Löffels, mit dieser Feuchtigkeit von neuem benezt worden ist, und lege alsdenn erst frischen Mörtel auf. Denn ob dieser Mörtel gleich so durchnezt ist, troknet er doch viel eher, als jemand, der ihn nicht unter Händen gehabt hat, sich einbilden solte, besonders in heissem Wetter.

Zu starker Arbeit wird eben der Mörtel folgender massen noch verbessert:

Man nehme groben Hanf, und winde solchen loker in Bündel, so dike als ein Mannsfinger, (in Engelland bedient man sich Ochsenhaare statt dieses Hanfes) alsdenn schneide man in die Stüken, etwa einen Zoll lang, und wikele ihn wieder auf, daß er loker ligt: alsdenn streue man ihn leichte über den andern Mörtel, der zu gleicher Zeit mus umgewand, und folglich diese Materie mit hinein getrieben werden. Man mus Arbeiter halten, die ihn in einem Troge beständig stampfen, und alles wohl untereinander mengen, bis der Hanf mit dem Mörtel vollkommen verbunden ist. Weil es sehr schnell troknet, mus man es fleissig mit vorerwähnten Jaggery-Gramm- und Mirobolanenwasser befeuchten, dazu man auch schlecht Wasser nehmen kan: Wenn es so durchfeuchtet und gestampft ist, wird es sich wohl untereinander mengen, und damit bauen sie (ob es wohl bei den gemeinen Hausmauern nicht gewöhnlich ist,) wenn der Bau sehr stark werden soll, z. E. den Kirchenthurn zu Madras, an dem gebaut wurde, wie ich mich zulezt dort befand. Auch machen sie einige Zierrathen, als Säulen, Bogen oder Bildwerke, die sie in Gärten aufsezen, auf diese Art.

Zu den gemeinen Gebäuden in Madras, wo die Regenzeit nicht über drei Monate im Jahre anhält, und bisweilen noch von kürzerer Dauer ist, legen sie ordentlich die gemeine Ziegelarbeit in leimichten Thon, und überstreichen sie auf beiden Seiten mit diesem Mörtel, der noch kan verbessert werden. So viel von dem Mörtel zum bauen.

Wenn man den Mörtel vorbeschriebener massen zubereitet hat, mus man etwas davon absondern, und zu jedem halben Scheffel das Weisse aus fünf oder sechs Eiern und 4. Unzen Ghee (oder ordentliche ungesalzene Butter,) nebst einer Kanne Buttermilch thun, auch solches alles wohl unter einander rühren: Mit diesem vermenge man ein wenig von dem Mörtel, bis er alle Ghee, Buttermilch und Eiweis eingesogen hat:

hat: das übrige mache man mit schlechten frischen Wasser gelinde, menge es so alles unter einander, und lasse es eine Kelle voll auf einmal auf einem Steine, vermittelst einer steinernen Walze, zermalmen, auf eben die Art, wie die Chokelate ordentlich in Engelland gemacht oder zertrieben wird: dieses lasse man in einem Troge bis zum Gebrauche stehen. Wenn man sich desselben bedient, und es zu troken seyn solte, so beneze man es mit ein wenig Wasser oder vorerwähnter Feuchtigkeit. Dis ist der andere Uberzug, beim Ubertünchen.

Man merke / wenn der erste beim Tünchen ist aufgetragen worden, so mus solcher mit einer Kelle, oder einem glatten Steine wohl überrieben, und mit Griessande, der, nachdem es die Umstände erfordern, mit Wasser oder vorerwehnter Feuchtigkeit benezt ist, bestreut werden, darauf man ihn denn wieder harte drukt. Wenn dieses halb troken ist, nehme man vorerwehntes Mengsel zum feinen Tünchen, und wenn er ganz troken ist, trage man den Firnis zum Weissen auf. Soll es aber bald troken werden, mus man den Chinamsaft mit einem Pinsel aufstreichen.

Die beste Art des Firnisses zum Weissen wird folgendergestalt gemacht: Man nehme eine Gollone **Toddy**, eine Pinte Buttermilch und so viel feinen **Chinam**, oder Kalk, als genug ist, es zu färben; man thue darunter etwas von vorerwehntem **Chinamsafte** / und überstreiche damit gelinde, wenn alles eingetroknet ist, wiederhole man solches. Eine solche Tünche ist dauerhafter, als manche weiche Steine, und hält das Wetter in Indien besser aus, als alle Ziegel, die sie daselbst verfertigen.

Zu einigem von dem feinen **Chinam**, das viel üble Witterung und Regen aushalten soll, nehmen sie statt der **Ghee** Senföl, bisweilen kochen sie auch die Rinde des Mangobaums und andere anhaltende Rinden, auch Aloes, die hier in Menge am Seeufer wachsen; zu allem feinem Chinam aber, das zu dem auswendigen Tünchen dienen soll, nehmen sie Buttermilch, die hier **Toyre** heist. Zur Arbeit, die inwendig bleibt, brauchen sie sehr dünn und schwach-gemachten Leim, statt des Kleisters zum Ueberweissen, und thun manchmal ein wenig Gummi dazu.

Zu merken. Da einige der erwähnten Sachen in Engelland nicht zu haben sind, so wird es nicht undienlich seyn, etliche hier zu erwähnen, die, meinen Gedanken nach, von eben der Beschaffenheit sind.

Was alle anhaltende Rinden betrift, halte ich Eichenrinde so gut, als einige andere.

Statt **Aloes** können **Terpenthin**/ oder Rinde und Aeste des wilden Pflau-

Pflaumenbaums dienen. Ob der Terpenthin gleich nicht so stark ist, kan er doch, in grösserer Menge gebraucht, zu eben der Absicht dienen.

Es gibt eine Art von Aloes Hepatica, die oft sehr wohlfeil ist. Statt der Mirobolanen kan Saft von wilden Pflaumen, und statt des Jaggery unreiner Zuker, oder Zukerhefen, gebraucht werden. Statt des Toddy, welches eine Art von Palmwein ist, wird der Birkensaft zimlich dienen.

Anmerkung. In China und andern Orten, machen sie den Mörtel mit Blute von allerlei Arten Thiere ein, aber man sagt, die vorerzehlten Ingredientien bänden eben sowol, und thäten vollkommen so gute Dienste, ohne dem Mörtel eine so dunkle Farbe zu geben, wie das Blut.

Man hält in Indien dafür, vorerwähntes Tünchwerk übertreffe alles, was bei uns die Stoccaturarbeiter brauchen, und ich habe ein Zimmer mit solchem Mörtel ausgetüncht gesehen, der dem besten Täfelwerke an Glätte und Schönheit gleich kam.

J. P.

Abhandlung von der rechten Einrichtung des Getränks sowohl überhaupt, als insonderheit in den Curen menschlicher Krankheiten.

§. 1.

So wenig wir ohne Speisen leben können, eben so wenig mögen wir auch ohne Getränke, oder flüssige Dinge bestehen. Dieses lehret einem jeden nur blos die Empfindung des Durstes, wer solches nur irgends erfahren hat; oder wenn ja diese Erfahrung fehlet, der darf nur an die in der Wüsten ehedem schmachtenden Israeliten denken, wie die sich aus innigst bewegter Seele nach einem erquikenden Trunk sehneten, und durch ihr anhaltendes Bitten um Wasser ihrem Heerführer, Mosen, fast seine eigne Säfte ausgesauget hätten. Man hat es auch daher als ein besonderes und recht überzeugendes Merkmal der Göttlichen Vorsorge anzusehen, daß er alle Oerter der Welt, wo Menschen und Thiere ihren Aufenthalt finden, mit einigen Vorrath und Feuchtigkeiten versehen; ja, so gar, wo würklich quellende Wasser und Flüsse fehlen, andere Mittel dargereichet hat, deren sie sich zu eben dem Ende bedienen können. Zum Beweise dessen stellen uns zwar die Naturgeschichte überflüssige Exempel vor Augen; besonders aber hat Happelius gar artig erwiesen, daß an vielen Orten; insonderheit aber auf Ferre, einer von den Canarischen Insuln, wo es nimmer regnet, auch sonsten kein süsses Wasser zu bekommen ist, ingleichen in Brasilien neben dem Hafen Allerheiligen, an dürren und Wasser-losen Orten, der Mangel des Getränks durch Saftreiche Bäume ersezet werde: wie er denn von gedachten Brasilianischen Wasserbäume unter andern also redet: *Der Baum ist sehr gros, und hat breite Aeste. Seine Zweige haben tiefe Löcher, welche Sommer und Winter über voll sind, eines klaren und wohlschmekenden Wassers, so nimmer überflüsset, auch niemals abnimmt, vielweniger verseihet, so daß wohl 500. Personen auf einmal drunter sizen, und sich satt trinken können.* Alleine dieses alles ist noch nicht hinlänglich, uns von der Nothwendigkeit des Trinkens zur Erhaltung der Gesundheit zu überführen: deshalb ich noch folgendes davon gedenken will: ohnerachtet dieser Erweis einigen Zech-

brüdern ganz unnüze und überflüssig vorkommen mögte.

§. 2.

Es ist eine nicht nur unter den Naturkündigern ausgemachte; sondern auch fast allgemein bekannte Sache, daß uns die Speisen eigentlich zur Nahrung dienen, und den Abgang, welchen wir unaufhörlich auf vielfältige Art an uns bemerken, wiederum ersezen müssen. Dem ohngeachtet aber würde dieses keineswegs füglich geschehen können, wenn die Speisen, die wir zu uns nehmen, nicht gebührend verdauet, und die nährenden Theile derselben zu allen Puncten des Körpers hingebracht werden könnten. Da aber in den Speisen selbst nicht allemal so viel Feuchtigkeit vorhanden, als zu ihrer gehörigen Verdauung, und zu Austheilung des Nahrungssafts erfordert wird: so mus man dieselbe billig ersezen: welches durch ein gnugsam dünnes Getränke am füglichsten geschehen kan. Und obwohl dasselbe ebenfalls bisweilen eine nährende Kraft hat: so wird doch diese von dem Getränke eigentlich nicht erfordert; sondern es kan solches alsdenn in so ferne schon unter die Nahrungsmittel mit gezehlet werden. Es ist artig, was davon Vallesius lib. I. cap. 10. de method. med. saget: Potus per se duo usus sunt. vehere alimentum, & solari sitim; quem tenuem & fluxilem esse decet, ut deducat alimenta, Alere vero, non est potus per se, etsi aliquibus accidit potabilibus, non qua talibus. Nam, quæ alunt, fami occurrunt potius, quam siti, aut non huic soli. " Das Getränke hat an sich " zweierlei Nuzen. Es löschet nemlich " den Durst, und hilft auch den Nahrungssaft im Körper austheilen, und " wenn es dieses verrichten soll: so mus " es dünne und flüchtig seyn. Daß aber " ein Getränke zugleich nähret, das thut " es nicht als Getränke; weil nährende " Dinge vielmehr vor den Hunger, als " vor den Durst helffen, oder doch so" dann diesen nicht alleine stillen.

§. 3.

Wenn man noch weiter gehet: so erhellet die Nothwendigkeit des Trinkens zum Leben und der Gesundheit noch viel deutlicher. Denn erwäget man, woraus unsere so künstliche Maschine zusamen gesezt ist, so findet man, daß sie aus vesten und flüssigen Theilen bestehet, und daß diese allezeit den grösten Theil ausmachen, auch selbst unser Geblüte dreimal mehr Feuchtigkeit als vestes Wesen in sich enthält. Da nun die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit einig und alleine einen freien ungehinderten, und gemäsigten Umlauf des Geblüts, und aller Säfte durch den ganzen Leib zum Grunde hat; dieser Umlauf aber theils von der Würkung der festen Theile in die flüssigen, theils von der gehörigen Flüssigkeit des Bluts und der Säfte selbst, und von der daraus entspringenden Gegenbewegung unterhalten wird: so folget, daß sowohl die vesten Theile mit einer zur Bewegung bequemen Geschiklichkeit, die sie von den wäsrigen Theilen erhalten, versehen seyn, als auch das Blut selbst gnugsame Feuchtigkeit bei sich haben müsse, damit es durch alle, und sogar auch durch die kleinsten Gefäsgen unsers Leibes fortfliessen, dieselben hinlänglich anfüllen, und also ihre Lebenshandlungen unterhalten könne: widrigenfalls allerdings entweder von langsamer Bewegung und Stokung des Bluts allerhand Krankheiten; oder von dessen gänzlich aufgehobenen Umlaufe der Tod endlich selbst entstehen mus.

§. 4.

Da aber auch ein erwünschter Gesundheitszustand hauptsächlich mit einer gehörigen Absonderung des unnüzen von den reinen und guten Säften durch die dazu verordneten Abführungswege zuzuschrei-

ben ist: so entdeket sich in diesem Falle der Nuze und die Nothwendigkeit des Getränks ebenfalls zur Gnüge. Denn sollen die nach ausgezognen Nahrungssafte von den Speisen zurük gebliebene unnüzen Theile aus dem Körper durch den Stuhlgang ausgeführet werden: so ist allerdings gnugsame Feuchtigkeit vonnöthen, damit nicht die in Gedärmen befindliche natürliche Wärme gedachten Unrath austroknet, und eine mit Schaden der Gesundheit verknüpfte Leibesverstopfung zuwege bringet. Sollen die unreinen salzigten, und zum Theil schweflichten Theile von dem Geblüte nicht nur gehörig abgesondert; sondern auch durch den Urin und Schweis ausgeführet werden: so wird hoffentlich ein jeder leicht begreiffen, daß dazu ebenfalls eine gehörige Flüssigkeit und Bewegung des Bluts erfordert werde, welche durch das Getränke zum besten erhalten wird.

§. 5.

Ja, da endlich, wie bisher gezeiget worden, ein dünnes Getränke zu einem freien und ordentlichen Umlaufe des Bluts und der Säfte, und zur gebührenden Reinigung des Körpers von seinem Unrathe das vornehmste beiträgt: so ist kein Zweifel, daß es auch alles übrige, was davon herrühret, nach Wunsche befördern hilft. Denn so haben alsdenn die Glieder ihre rechte Bewegungskraft, die Seele thut ihre gehörige Handlungen, und kurz zu sagen, es gehet alles nach der von GOtt bestimmten Ordnung im Körper gebührend von statten.

§. 6.

Hieraus fliesset nun von selbst, daß das Getränke, so wir zu uns nehmen: 1) dünne seyn müsse; weil es eigentlich nicht zur Nahrung beiträgt: es sey denn, daß es, wie bei armen Leuten wegen ihrer schlechten Speisen, die Nahrung mit verrichten müsse. (§. 2.) 2) Daß wir eine gnugsame Menge desselben zu uns nehmen müssen, wann wir davon erwarten wollen, was wir allererst erfordert haben. Was nun das erste betrift: so ist unstreitig das Wasser, das die wenigsten gröbern Theile bei sich führet, zu Erhaltung besagten Endzweks am geschiktesten. Freilich aber ist in diesem Falle billig eins dem andern vorzuziehen, und man hat bis dato diejenigen Wasser am besten befunden, die recht klar, reine, und leichte seyn, und wenig irrdisches bei sich führen, dergleichen man balde erkennen kan, wenn man mit der Wasserwage, oder durch Destilliren, Abrauchen, und Beimischung verschiedener Dinge eine Probe damit anstellet: wie dieses hin und wieder von andern schon ist beschrieben worden, und also hier zu wiederholen überflüssig seyn würde. Es haben sich daher des Wassers nicht nur die Väter alten Testaments mit dem grösten Nuzen und zu Verlängerung ihres Lebens zum Getränke bedienet; sondern wir sehen auch noch bis diese Stunde viele Wassertrinker, die bei dessen Genus vor andern eine dauerhafte Gesundheit geniessen, und nicht nur besondere Lebhaftigkeit, weisse Zähne, und guten Appetit; sondern auch eine gute Verdauungskraft haben; weil das Wasser am bequemsten ist, die Speisen aufzulösen, und aus demselben die nüzlichen, und zur Nahrung dienlichen Theile auszuziehen. Dahero der seel. Geh. Rath Hofmann kein Bedenken getragen, in seinem von Wasser geschriebenen sehr gelehrten Tractat frei zu bekennen, und mit bündigen Gründen zu erweisen, daß wenn auf der Welt noch irgends ein allgemeines Hülfsmittel, oder eine Universal-Medicin zu hoffen stünde, solche am ersten und besten von einem reinen und guten Wasser erlanget werden könne; weil dasselbe wegen seines zarten und flüchtigen Wesens alle Theile des Leibes durchdringet, die im Blute befindlichen salzigten und hizigen Theile mäsiget, die erdichten und schleimichten verdünnet, und vermöge seiner Kälte auch die festen Theile des Körpers

gewisser

gewisser massen stärket, davon in diesem Theil als auch im vorhergehenden ausführlich gehandelt worden.

§. 7.

Wie schlechtes Wasser zu verbessern?

Da aber nicht aller Orten ein reines, klares und von irrdenen Theilen sattsam gesäubertes Wasser angetroffen wird; man auch nicht allemal ein gutes unter freien Himmel aufgefangenes Regenwasser bekommen kan, welches sonst wegen seiner Leichtigkeit, und da es gleichsam ein natürlich destillirtes Wasser vorstellet, das beste ist: so mus man freilich, zumal an sumpfigten Orten dahin bedacht seyn, wie man dasselbe verbessern, und den dadurch zu befürchtenden Nachtheil abwenden wolle, welches nach Beschaffenheit der Umstände nicht besser, als durch Vermischung mit Wein, Brantewein, Citron- und Pomeranzensaft, ingleichem durchs Abkochen, mit und ohne Zimmet oder Citronschale, durch Zuthuung eines geröstetē Stük Brods, oder auch durch eine Destillation geschehen kan, dergleichen die Schifleute durch besondre dazu verfertigte Instrumente auf offenbarer See zu thun pflegen.

§. 8.

Vom Biertrinken.

Aus eben dem Grunde, weil die Wasser nicht aller Orten von guter Art sind, nachgehends aber auch aus Einführung unnöthiger Gewohnheit ist es geschehen, daß man in den Nördlichen Gegenden, und wo kein sonderlicher Wein wächset, aus Gerste, Weizen, und andern Früchten eine Art von Getränke, welches man Bier nennet, mit Wasser durch das Kochen bereitet hat, dessen Nuzen oder Schaden man nach der oben §. 6. von rechter Beschaffenheit des Getränks gegebenen Regul leicht wird urtheilen können. Denn je mehr nahrhafte und gröbere Theile es vermöge seiner Ingredientien bei sich führet, desto weniger kan es nothwendig zur Flüssigkeit und Verdünnung des Bluts beitragen. Vornemlich aber hat man bei den Bieren auf das Wasser zu sehen, daraus sie gebrauet werden. Denn ist solches an sich leichte und rein gewesen, so pflegt auch das Bier leichter, und der Gesundheit zuträglicher zu seyn; weil durch dergleichen Wasser nicht nur die Kraft aus den dazu genommenen Früchten besser herausgezogen wird; sondern auch die Gährung besser von statten gehet, welche allerdings höchst nöthig ist; weil sonst die nicht gnugsam ausgegohrnen und von den Heffen befreiten Biere vieles Unheil im Leibe, als Aufblehung der Gedärme, Durchfall, Colik, kalte Pisse, und dergleichen verursachen.

§. 9.

Uberhaupt ist bekannt, daß man die Biere in weisse und braune einzutheilen pflegt, und daß diese nicht nur eher klar werden, als jene; sondern sich auch, we-

gen des bei sich habenden Hopfens, länger halten, und nicht so leichte sauren. Beide aber bestehen aus Wasser, welches das meiste ausmacht, aus etwas Spiritus, und aus klebrig-harzigen und schleimigen Theilen. Nachdeme nun das Verhältnis dieser Bestandtheile in einem Biere beschaffen ist: so ist auch dasselbe entweder stärker, oder schwächer, und pflegt daher mehr, oder weniger zu nähren. Woraus denn zugleich der Unterschied der Biere entstehet, der gewis ungemein gros ist. Wie denn hieher auch die mit gewissen Kräutern und Gewürzen angemachte Biere zu rechnen sind, die man nach dem Nuzen und Schaden dieser beigemischten Dinge hauptsächlich beurtheilen mus; weil in der That öfters schädliche Kräuter dazu genommen werden.

§. 10.

Eigenschaften eines guten Bieres.

Da aber hier nicht sowol überhaupt von den Bieren; sondern vielmehr von denenjenigen die Rede ist, die ein tägliches Getränke abgeben können: so fragt sichs billig, wie ein Bier beschaffen seyn müsse, wenn es dazu dienen, und den Vortheil an der Gesundheit zuwege bringen soll, den ich §. 3. seqq. beschrieben habe? Worauf zur Antwort dienet, daß die Kennzeichen eines guten Bieres diese sind: wenn es dünne und leichte ist, keine Blähungen verursachet, und durch den Urin wohl abgehet, nicht leichte sauer wird, und den Kopf nicht so gleich einnimt oder berauschet. Denn ist es zu fett und stark: so nähret es zu sehr, und schikt sich also vor solche Leute gar nicht, die sonst schon gute Speisen geniessen, und es nicht wieder ausarbeiten können; daher es bei ihnen auch gerne nach und nach Verstopfungen des kleinen Geäders in den edlen Eingeweidē verursachet; blähet es den Leib auf, und geht nicht wohl durch den Urin wieder fort: so legt es den Grund zur Hypochondrie, und Stein; wird es leichte sauer: so zieht es die kleinsten Röhrgen zusammen, schwächet die Verdauung des Magens und hinterläst viele schädliche saure Cruditäten; wenn es aber endlich leichte berauschet: so betäuselt und schwächet es den Kopf zu sehr, und gibt mit der Zeit zu allerhand Zufällen an demselben Anlas. Wie denn überhaupt bekannt ist, daß die Bierrausche länger, als andere anhalten, und eine mehrere Schwachheit des Körpers zurük lassen, vermuthlich deswegen; weil die klebrigt schleimigen Theile etwas schwer aus dem Körper wieder wegdämpfen können.

§. 11.

Nun mögte man vielleicht von mir fordern, daß ich die verschiedenen Sorten der Biere, und deren rechten Gebrauch genauer bestimmen solte. Da aber dieses bereits viele vor mir gethan haben; und ich auch hier keinesweges den besondern Gebrauch aller und jeder Getränke in allen vorkommenden Fällen darthun will; so lasse es billig bei Seite gesezet, und glaube, es werde immittelst gnug seyn, daß ich doch wenigstens die wahren Eigenschaften eines gesunden Getränkes überhaupt angezeiget habe. Wie ich denn auch deshalb von dem Weine, der ohnedem nicht eigentlich unter die ordentlichen Getränke gehöret, keine besondere Untersuchung anstelle; sondern mich vielmehr zu meinem Hauptzweke wende, und aus

Ver-

Vernunft und Erfahrung zu erweisen suche: daß man bei den Curen der menschlichen Krankheiten vor allen Dingen auf die Beschaffenheit des Getränkes sehen, und dasselbe nach den Ursachen und Umständen der Krankheit wohl einrichten müsse. Und diese Abhandlung scheint um so nöthiger und nüzlicher zu seyn; weil man ohnedem leider! dieses höchst nöthige Stük der Cur gemeiniglich aus den Augen läst: oder nur als ein Nebenwerk ansiehet.

§. 12.

Nuzen des Getränks in hizigen Fiebern überhaupt.

Wenn ich aber dieses erweisen will: so werde es hoffentlich nicht besser thun können, als wenn ich die vornehmsten Krankheiten kürzlich durchgehe, und ihre Ursachen untersuche, auf deren Wegräumung doch alle Curen eigentlich gerichtet werden müssen. Man pflegt aber bekannter massen die Krankheiten in hizige und heftige, und sodann auch in langwierige und anhaltende einzutheilen; daher ich jede besonders betrachten, und von den hizigen zuerst reden will. In diesen findet man eine heftige und schnelle Geblütsbewegung, wodurch die Feuchtigkeiten unsers Körpers gar sehr verzehret werden. Derowegen man nothwendig suchen mus, diesen starken und geschwinden Trieb des Bluts bestmöglichst zu mäsigen, und die verlohrne Feuchtigkeit zu ersezen, mithin also zugleich das Blut und die Säfte in ihrer Flüssigkeit zu erhalten: welches, wie jedermann leicht erachten wird, durch ein sattsam dünnes Getränke am allerbesten geschehen kan.

§. 13.

Ja wir wissen endlich, daß die Fieber selbst öfters ein gutes Hülfsmittel wider allerhand Krankheiten des menschlichen Leibes sind. Welches Hippocrates und andere weise Aerzte dadurch haben anzeigen wollen, da sie behauptet, daß die Natur selbst vielfältig in Krankheiten den besten Arzt abgebe; indem nemlich durch die vermehrte Geblütsbewegung die hier und da im Körper verborgenen Verstopfungen der kleinsten Gefäsgen glüklich gehoben, und das zähe oder überflüssige Blut verdünnet, und verzehret wird. Wenn aber dieses erfolgen soll: so mus man billig in dem Falle der Natur zu Hülfe kommen, und durch sattsames Trinken die von der Hize ausgetrokneten Feuchtigkeiten nicht nur wieder ersezen; sondern auch dadurch zugleich die zu stark gespannten Häutgen der kleinsten Gefäße befeuchten und beugsamer machen, damit das Blut desto besser in dieselben eindringen, und die Eröfnung bewerkstelligen könne. Man hat auch dahero vorlängst in allen Arten der hizigen Fieber wahrgenommen, daß diejenigen Patienten, die viel trinken, viel eher und leichter, als andere, die solches nicht thun, von ihrer Krankheit befreiet werden.

§. 14.

Wie das Getränke beschaffen seyn müsse.

Nun fragt sichs aber, wie das Getränke eigentlich beschaffen seyn müsse, wenn es den jezt beschriebenen herrlichen Nuzen gewähren soll? Ich antworte: da es hauptsächlich darauf ankommt, daß die übrige Hize dadurch gedämpfet, und die Flüssigkeit des Bluts erhalten werden soll: so sieht man ohne Mühe daraus, daß man weder hizige, noch nahrhafte schwere Ge-

tränke dazu nehmen müsse. Und die Wahrheit zu sagen: so ist in dieser Absicht ein bloses reines und leichtes Wasser billig allen andern Getränken weit vorzuziehen. Da es aber gleichwol nicht alle Patienten vertragen können; oder sich doch nicht dazu verstehen wollen: so thut man allerdings wohl, wenn man dasselbe womit abkochet, und es sonderlich mit Gerste, Scorzonerwurzel, und geraspelten Hirschhorne zu einer Ptisane macht, die schon von den ältesten Zeiten her bekannt gewesen, und mit dem grösten Nuzen gebrauchet worden ist; weil sie nicht nur das Blut befeuchtet und flüssig hält; sondern auch mit ihren schleimigen Wesen die von der Hize erzeugte Schärfe desselben, einiger massen lindert.

§. 15.

Doch da sich öfters verschiedene Umstände und Zufälle einfinden, denen man billig zugleich mit entgegen gehen mus: so verfährt man in der That vernünftig, wenn man besagte Ptisane mit solchen Dingen versezet, die sich zu den besondern Umständen schiken. Denn also kan man zum Exempel in Brustfiebern etwas Feigen, Süsholz, Fenchel, oder Stern-Anis dazu thun, und in hizigen Gallenfiebern, zu Dämpfung der scharffen Galle, etwas gereinigten Salpeter, süssen Salpetergeist, und Citronsaft, oder den daraus bereiteten säuerlichen Syrup damit vermischen; oder auch, wenn der Leib zugleich geöfnet, und der gallige Unrath durch den Stuhlgang gelinde ausgeführet werden soll, die Tamarinden damit abkochen. Und wer weis nicht, daß auch das mit frischen Citronen abgekochte Wasser (decoctum citri e toto) das Mynsicht in seinem armamentario beschreibet: eine ausnehmend kühlende Kraft habe, und daß dergleichen säuerliche Getränke in bösartigen hizigen Krankheiten, sonderlich gute Dienste thun; weil sie der zu besorgenden Fäulnis, und schädlichen Trennung der im Blute befindlichen Bestandtheile kräftig widerstehen: wie man denn auch dieserwegen die mit Vitriolgeist gemachten säuerlichen tincturas florum bellidis, rosarum &c. und den clyssum antimonii sulphuratum, der zugleich den Leib offen erhält, mit sehr guten Nuzen in das Getränke zu tröpfeln pflegt.

§. 16.

Ursachen der kalten Fiebern.

Betrachtet man nun die langwierige Krankheiten: so findet man ebenfalls, daß das Getränke, wenn es wohl eingerichtet ist, zu einer glüklichen Cur ein grosses beitrage. Die kalten abwechselnden Fieber gründen sich, wie die meisten dreitägigen, hauptsächlich auf schleimige, und scharfe gallichte Unreinigkeiten, die in dem Magen, und sonderlich dem darauf folgenden Gedärme (duodenum) ihren Siz haben, und den darüber gehenden Speisesaft mit gleicher Verderbnis anfüllen, daß er hernach, wenn er ins Geblüte komt, demselben neue Fiebermaterie zuführet. Oder wir sehen auch in täglichen und viertägigen Fiebern, daß viele dike und zähe Feuchtigkeiten, und davon entstandene Verstopfungen der kleinsten Röhrgen in den Eingeweiden zum Grunde ligen. Überhaupt aber bestehen diese Fieber in

in einer krampfhaften Zusammenziehung der Nerven und Blutgefässe, wodurch ein Fieberfrost erreget, und das Blut von aussen einwerts getrieben; nachgehends aber von der Gegenbewegung des Herzens und der grossen Pulsadern wieder nach den äussern Theilen gestossen, und eine Hize zuwege gebracht wird.

§. 17.

Nuzen des Getränks, weñ sie von Schleim u. Galle entstehen.

Will man nun die Cur vernünftig anstellen: so mus man allerdings bemühet seyn, die zähen und scharfen gallichten Feuchtigkeiten, welche sich an die Häutgen des Magens und des ersten Gedärmes ansezen, und den Einflus des zum Appetit und zur Verdauung höchst nöthigen Magensafts verhindern, bestmöglichst zu temperiren, loszuweichen und abzuspülen: welches in der That nicht besser vollbracht wird, als wenn man hinlängliche dünne Feuchtigkeiten zu sich nimmt, dergleichen nicht sowol starke nährende Biere, als vielmehr ein reines gutes Wasser darreichen kan. Ja ist auch das Blut, wie bei vielen Cholerischen Leuten, die das dreitägige Fieber von Aergernis bekommen haben, von den schweflichten Theilen der Galle allzu sehr erhizet; so ist gleichfalls kein besser Mittel dieselben zu dämpfen, und durch bequeme Wege auszuführen, als das jezt besagte Getränke, oder auch die säuerliche Molken. Da aber insonderheit in der Fieberhize die Natur beschäftiget ist, die schädliche Fiebermaterie durch den Schweis, Urin u. s. w. aus dem Körper wegzuschaffen; und zur Gnüge bekannt ist, daß je besser dieses geschieht, desto eher auch die Hize und das Fieber selbst endlich vorüber gehet: so hat man auch in diesem Falle billig grosse Ursache, sich um ein rechtes Getränke zu bekümmern; weil dadurch das Geblüte verdünnet, und in seinem Fortgange befördert wird, daß es desto besser nach denen von der Natur gesezten Abführungswegen hingehen, und daselbst seine unreinen Theile von sich lassen kan.

§. 18.

Wenn allzu dike und zähe Feuchtigkeiten am Fieber schuld sind, und wohl gar schon hier und da einige Gefäsgen verstopfet haben: so ist ein dünnes Getränke nicht minder nüzlich und heilsam; weil es am geschiktesten ist, die zähen Säfte aufzulösen, und die festen Theilgen des Bluts aus einander zu treiben; und zwar um so mehr, wenn es noch überdem mit einer eröfnenden und zertheilenden Kraft versehen ist. Daher alsdenn in dem Fieber selbst die aus den eröfnenden Wurzeln bereitete Tränke, ingleichen das Selter-Toennsteiner- und Wildungerwasser; ausser demselben aber auch stärkere, und mit allerhand auflösenden Salzen begabte Gesundbrunnen sehr zuträglich zu seyn pflegen. Welches man unter andern daraus erkennen kan; weil Exempel gnug vorhanden sind, daß die hartnäkigsten Fieber an denen Gesundbrunnen sehr zuträglich zu seyn pflegen. Welches man unter andern daraus erkennen kan; weil Exempel gnug vorhanden sind, daß die hartnäkigsten Fieber an denen Gesundbrunnen

nen endlich glüklich sind curiret, oder auch die schlimmen Zufälle verhütet worden, die sich nicht selten einzufinden pflegen, wenn man sie zur Unzeit gestopfet hat. Wiewol ich weiter davon jezo nichts gedenken will; weil diese Wasser so dann nicht sowol ein blosses Getränke, sondern vielmehr eine Art der Medicin abgegeben haben; woraus man aber immittelst dennoch so viel einsiehet, daß die flüssigen Sachen bei der Cur dieser Fieber viel vermögen.

§. 19.

Getränke verkürzt den Paroxysmum.

Ja, da die Fieber eigentlich in einer krampfartigen Spannung der Nerven und Blutgefässe bestehen; (§. 16.) welche auch im Anfange der Hize nicht gleich nachläßt: so kan der Paroxysmus nicht besser gebrochen werden, als wenn dieselbe bestmöglichst gelindert wird; da denn hernach das Geblüte sich freier auswerts bewegen, und einen heilsamen Schweis hervor bringen kan. Da aber die Feuchtigkeiten die Kraft haben, die Fleischzasern unsers Körpers zu erweichen und schlaf zu machen: so können sie auch folglich dazu dienen, daß der Fieberkrampf nachläßt, und der Paroxysmus eher zu Ende gehet. Daher diejenigen Patienten allerdings sehr wohl thun, die in der Hize fleisig trinken; wenn sie nur dieses dabei beobachten, daß sie den Magen nicht zu sehr überschütten, sondern ofte, und wenig auf einmahl von einem dünnen Getränke zu sich nehmen.

§. 20.

Man bemerket sodann, daß die Langwierigkeit der abwechselnden Fieber bei vielen insonderheit davon mit herrühren, daß an dem sogenannten guten Tage die Unreinigkeiten durch die Haut und sonst nicht gebührend weggehen. Denn weil nach allen starken Bewegungen in unserm Körper eine proportionirte Schwachheit nachfolget: so ereignet sich solches auch bei den Fiebern. Daher geht der Puls schwach, das Geblüte, wenn es zumal dike ist, beweget sich langsam durch die Adern, und mithin geht auch die höchstnöthige Absonderung des im Körper verhaltenen Unraths nicht recht von statten, und kurz zu sagen, es sammlet sich wieder neue Materie, die dem Fieber Nahrung und Unterhalt gibt. Wenn man nun dieses verhindern will: so ist in der That kein besserer Rath, als daß man durch ein dünnes Getränke, insonderheit aber bei trägen und schwachen Personen, oder bei kühlen und feuchten Wetter, durch warme Feuchtigkeiten, den schweren Lauf des diken Bluts befördert; wozu unter andern ein guter Kräuterthee, aus Melisse, Ehrenpreis, Cardebenedicten, Hollunderblüthen, etwas süssen Holz, und Saßafrasrinde dienen kan.

§. 21.

Getränke von Fleischbrühen; zumal in schleichenden Fiebern.

Sonderlich aber pflegt sodann ausser andern, der Selterbrunnen mit Milch, ingleichen die säuerliche und süsse Molken gut zu thun; oder wenn man zuweilen frühe dünne Fleischbrühen, die nicht fett, noch sehr gesalzen, und mit eröfnenden frischen Kräutern und Wurzeln, als mit Lactuk, Sauerampf, Kerbel, Endivien,

divien, Spargel, Haber-Zuker Hindläuft-Petersilien-Pastinakwurzeln, Sellerie, und frisch gestossenen Krebsen abgekocht, wie auch wohl mit etwas Citron-oder Pomeranzensaft vermischt sind, statt eines andern Getränkes geniesset. Sintemal dieselben nicht nur die verstopften Gänge eröfnen; sondern auch zugleich einiger massen die von der schleichenden Hize erzeugten Schärfe der Säfte temperiren, und der zunehmenden Auszehrung des Körpers durch ihre nährende Kraft Einhalt thun. Daher sie auch allesamt im Anfange der Hectik, wenn noch einige Hülfe zu hoffen stehet, mit den grösten Nuzen gebrauchet werden können.

§. 22.

Einrichtung des Getränks in der Hectik.

In Hectischen Fiebern, wenn sie erst überhand genommen haben, darf man zwar an keine wirkliche Cur denken. Dem ohnerachtet aber kan man einige Linderung verschaffen, und die schlimmen Zufälle erträglicher machen: welches gleichwol lobenswürdig genug ist; dennoch aber auf keine Weise besser, als durch ein gutes Getränke ins Werk gerichtet werden kan. Denn weil die fast beständige Hize die gute Nahrungssäfte verzehret, und die Kräfte ungemein schwächet: so mus man nothwendig suchen, theils durch nährende, theils aber auch durch kühlende Getränke dem abgematteten Körper zu Hülfe zu kommen. Hierunter mus nun billig gerechnet werden die Milch, sowol mit als ohne Wasser vermischt, der abgekochte Hirschhorn-und Citronentrank; oder wenn man eine Portion Hirschhorn-Gallerte in der gewöhnlichen Ptisane auflöset, oder aus dieser mit abgekochten und samt den Kernen klein gestossenen Sauerkirschen einen angenehmen und etwas säuerlichen Trank bereitet. Wohin auch endlich billig das sogenannte Brodwasser gehöret, das also gemacht wird, wenn man nemlich auf zwei Pfund klein geriebenes schwarzes Rokenbrod, oder noch besser auf Pompurnikel, und ein wenig frische Citronschaale, drei Maas Wasser giesset, und in einer Blase über destilliret; nachgehends aber davon sowohl des Morgens warm, als die übrige Zeit des Tages kalt trinket.

§. 23.

Getränke in Blutflüssen stillen die Aufwalung des Bluts.

Untersucht man ferner, wie es mit den Curen der Blutergiessungen stehet: so wird man ebenfalls inne, daß dieselben den grösten Theil ihres guten Ausschlages dem Getränke mit zu danken haben. Man bemerket aber, wenn sich eine Blutstürzung ereignet, daß das Geblüte in grosser Wallung ist, und seinen Trieb nach denenjenigen Theilen stark hinrichtet, aus welchen es hervor bricht. Man hat daher zuförderst Ursache zu sorgen, daß diese heftige Geblütsbewegung in

zu Zeiten gestillet werde: deshalb man auch verschiedene niederschlagende Pulver und säuerliche Dinge mit guten Nuzen zu rathen pflegt. Alleine, da jene bei allzuoften Gebrauche endlich den Magen schwächen; diese aber nach und nach das Geblüte verdiken: so kan man diesen sich ereignenden Schwierigkeiten nicht besser abhelfliche Mase geben, als wenn man zugleich durch ein kühlendes leichtes Getränke zu statten kommt, unter denen allen ein reines frisches Wasser mit Recht den Vorzug verdienet; wie denn verschiedene Exempel vorhanden sind, daß die gefährlichsten Blutergiessungen öfters nicht eher haben können gestillet werden, als wenn man sich ans Wassertrinken gewöhnet hat. Es erweiset aber das Wasser nicht nur an sich selbst die besten Dienste; sondern man thut auch nicht übel, wenn man zuweilen im Nothfalle, auch andere kühlende Dinge, als Salpeter, Vitriolgeist, und Klatschrosensaft ꝛc. damit vermischet, oder einige male glühenden Stahl darinne ablöschet, und es dadurch zugleich mit einer stärkenden Kraft versieht; oder es auch, wenn Schärfe im Blute vorhanden ist, mit Mandeln und andern ölichten Saamen zu einer Milch macht. Wobei endlich die Molken und gelinde Gesundbrunnen keinesweges auszuschliessen seyn.

§. 24.

Hiernächst so gründen sich die Blutflüsse hauptsächlich auf eine unordentliche Circulation des Bluts, wodurch nemlich mehr Blut an einen Ort hingetrieben wird, als hinkommen sollte, bis es endlich gar daselbst seinen Durchbruch suchet und findet. Dieser unrichtige Umlauf des Geblüts aber entstehet entweder von Verstopfung einiger Blutgefässe, oder von einem in gewissen Theilen unsres Leibes vorhandenen Krampfe, wie dieses sich leichte erweisen läst. Denn wenn das Blut durch einige verschlossene Gefässe nicht durchfliessen kan: so gehet es hernach, wie wir aus der Hydraulik wissen, mit desto stärkerer Kraft nach andern Gefässen, und zerreisset endlich dieselben, wenn sie dem andringenden Blute nicht gnugsam widerstehen können: welches gleichfalls auch nothwendig geschehen mus, wenn die Adern an gewissen Orten von Krampfe zusammen gezogen sind. Da nun aber ein dünnes Getränke sowohl zu Eröfnung der verstopften Röhrgen, als zu Linderung des Krampfs besonders dienlich ist: (§. 18. 19.) so erkennet man folglich daraus, daß es zur glüklichen Cur dieser Krankheiten allerdings viel beitrage. Und weil auch dieselben, wenn sie lange währen, oder ofte wieder kommen, gemeiniglich von einigen Verstopfungen der kleinsten Röhrgen in der Lunge, Mutter, dem Unterleibe u. s. w. unterhalten werden: so darf man sich also nicht wundern, warum alsdenn einige mineralische Wasser, wenn sie unter gehöriger Diät getrunken werden, fürtreflich zuschlagen.

§. 25.

Findet man endlich nöthig, diesen gefährlichen Blutstürzungen durch stärkende Mittel auf eine sichere Art Einhalt zu thun: so verfährt man ebenfalls weise, wenn man zu seiner Zeit durchs Trinken ihre stopfende Kraft in etwas zu mäsigen suchet. Ja man kan selbst auch mittelst des Getränkes die Blutstillung am besten verrichten, wenn man nemlich theils einen guten Thee, aus heilsamen und gelinde

linde anziehende Wundkräutern bereitet, theils auch zum ordentlichen Getränke einen stärkenden Trank brauchen läst, zu welchen man Chinawurzel, rothen und gelben Sandel, Mastixholz, Eichenmispel und dergleichen nehmen; beides aber nach den besondern Umständen, und nach Beschaffenheit der Blutflüsse selbst einrichten kan; indem freilich einige Dinge sich besser im Blutspeien, andere aber besser in Blutharnen u. s. w. schiken. Und eben solche Getränke pflegt man auch nach bereits gestillten Blutstürzungen in der Absicht zu gebrauchen, damit nicht nur die zerrissenen Blutgefässe ihre verlohrne Kraft wieder bekommen; sondern auch ein neuer Anfall dadurch abgewendet werde.

§. 26.

Getränke lindert den allgemeinen Krampf.

Sieht man auf die krampfhaften Krankheiten: so wird man bei ihrer Cur von dem Nuzen des Getränks das ebenfalls gestehen müssen, was ich bisher behauptet habe. Nun gründen sich zwar diese Krankheiten in der That auf einerlei Ursachen: weil sie nemlich allesamt von einem krampfhaften Zusammenziehen der Nerven und nervichten Theilen herrühren: sie bekommen aber dennoch verschiedene Benennungen, nachdem nemlich der Krampf entweder allgemein ist, oder nur gewise Theile des Körpers einnimmt. Was die erste Art betrift: so rechnet man hierunter vornemlich die böse Noth, und das convulsivische Ziehen der Glieder. Wenn man nun diesen üblen Zufällen abhelffen will: so mus man zuförderst diesen allgemeinen Krampf zu lindern suchen; welche Absicht man durch verschiedene krampflindernde Mittel erhalten kan: worunter aber nach §. 19. vornemlich ein dünnes und flüssiges Getränke mit gehöret; weil solches ausser seinen andern guten Tugenden, die unvergleichliche Kraft hat, die widernatürliche Spannung der festen Theile unsres Körpers zu besänftigen. Da aber dieser Krampf eigentlich deswegen den ganzen Körper einnimmt; weil theils ein häufiges, theis aber ein scharfes und hiziges Blut stärker nach dem Kopfe hingehet, und daselbst die Nervenhäute drüket und angreift: so sieht man daraus, daß die flüssigen Dinge; weil sie das Blut verdünnen, und dessen Schärfe und Hize mäsigen, vor allen andern mit gebrauchet werden müssen. Man pflegt auch daher entweder blosses reines Wasser mit guten Erfolg zu verordnen, oder dasselbe mit solchen Dingen abkochen zu lassen, die, wie die Sarsaparille-China-Pöonien-Hindläuftwurzel; oder wie das geraspelte Hirschhorn, wegen ihres schleimigen Wesens, die scharfen Theilgen des Bluts und der Säfte zu temperiren vermögend sind.

§. 27.

Wenn aber diesen allen ein Gnüge geschehen ist: so mus man auch die nach dem Krampf zurük gebliebene Schwachheit des Haupts, und der Nerven bestmöglichst zu verbessern suchen; da denn zu Erreichung dieses heilsamen Zweks; ausser andern stärkenden Mitteln, ein bequemes Getränke insonderheit mit geschikt ist. Sintemal die Erfahrung sehr ofte gewiesen,

hat, daß in diesen heftigen Krankheiten ein recht gutes frisches Brunnen- oder Regenwasser, wenn es statt andern Getränks ist getrunken worden, die zuverläsige Hülfe gewähret, und die neuen Anfälle derselben besser, als alle übrige durch die Kunst bereitete Mittel abgewendet hat.

§. 28.

Getränke helfen im Krampf, der gewisse Theile einnimmt.

Diejenigen krampfartigen Krankheiten, so nur gewise Theile des Leibes einnehmen, wie die Hypochondrie, Mutterbeschwerung, Brustkeuchen, Husten, Brechen, Schluken, Durchfälle, u. s. f. beweisen ebenfalls zur Genüge, daß sie von einem wohl eingerichteten Getränke am besten gelindert, und gehoben werden. Denn eines theils hilft dasselbe, wie bereits verschiedene male ist angeführet worden, den Krampf lindern; andern theils aber auch die wahren Ursachen desselben wegnehmen; worunter vornemlich diese gehöret, daß sich das Geblüte, wenn es zumal dike und schleimig ist, durch die leidenden Theile nicht ordentlich circuliret. Denn also beobachtet man dieses unter andern vornemlich an der Hypochondrie und Muterplage, wo die Bewegung des Bluts durch den Magen, Gedärme, Leber und andere Eingeweide des Unterleibes, ingleichem bei dem weiblichen Geschlechte durch die Mutter, sehr ungleich und verhindert ist; daher es auch geschiehet, daß diese beide Krankheiten zu den meisten übrigen langwierigen Beschwerungen den Grund legen. Was ist aber wohl bei so bewanden Umständen besser geschikt und vermögend, das zähe Blut zu verdünnen, und wieder in bessern Lauf zu bringen, als ein dünnes und flüssiges Getränke; dergleichen ich vorhin vorgeschlagen habe? Und es ist auch um so weniger daran zu zweifeln; weil wir sehen, daß eben sowohl in diesen, als in andern bereits angezeigten Krankheiten, allerlei Gesundbrunnen, und zwar vor allen andern das Carlsbaad, bis dato die herrlichste Würkung erwiesen haben.

§. 29.

Nun verwerffe ich zwar damit weder andere dienliche Arzeneien, noch auch die übrigen diätetischen Hülfsmittel; gleichwohl aber trage ich kein Bedenken zu behaupten, daß ein gutes Getränke ein wahrhaftig Hauptstük bei der Cur dieser Krankheiten abgebe, und daß derjenige glüklich zu nennen sey, der das rechte gefunden hat, welches nemlich die schlechte Verdauung des Magens befördert, und keine Aufblähung der Gedärme verursachet, welche ohnedem schon die Patienten überaus sehr beunruhiget, und bei ihnen sowohl von den meisten Bieren, als von andern sonst unschuldigen Getränken gar leichte erreget wird.

§. 30.

Fernerer Beweis des vorigen.

Mit der Engbrüstigkeit, u. dem krampfhaften troknen Husten hat es gleiche Bewandnis. Denn wem ist unbekannt, daß darinne die Habergrüze, der Selterbrunnen

mit Milch, die süsse Molken, ein guter Brustthee, oder eine Ptisane mit süssen Holz, Klatschrosen und Fenchel bereitet, sehr gut bekomme; weil sie nemlich allesamt die zusammen gezogen und zu sehr ausgetrokneten Luftbläsgen der Lunge befeuchten und schlapper machen. Das Brechen, da es von verschiedenen im Magen befindlichen unreinen Feuchtigkeiten, und von allerlei andern Ursachen herrühret, erfordert auch verschiedene darauf eingerichtete Getränke; die ich aber hier nicht weitläuftig benennen, sondern zum Beweise meines Sazes nur so viel gedenken will, daß es öfters, wenn es bei Cholerischen Leuten, von hiziger Galle nach vorher gegangenen Aergernis entstanden ist, durch blosses kaltes Wassertrinken glüklich ist gehoben worden; wie man denn auch Exempel weis, daß ein glühender, und mit einigen kräftigen Gewürzen angemachter Wein, oder wenn man Wein und Wasser getrunken hat, sowohl das von Schwachheit des Magens entstandene schleimige Brechen; als auch das davon zurük gebliebene sehr beschwerliche Würgen, nach Wunsch gestillet hat.

§. 31.

In Schluken; sonderlich aber im Durchlauf, und selbst in der rothen Ruhr, beruhet nicht minder vieles auf dem Getränke, und es mus so beschaffen seyn, daß es die angreiffende Schärfe dämpfet, und den Krampf lindert. Daher pflegt man auch diejenigen Tränke mit dem grösten Nuzen zu verordnen, die einige Gallerte und Fettigkeit, oder sonst ein schleimiges Wesen bei sich haben, als die abgekochten Brühen von Fleisch und Kälberfüssen, den Trank von Hirschhorn, Reis und Graupen, und bei denen, die keine übrige Säure im Magen haben, eine gute Milch, wenn sie zumal abgesotten, oder mit Wasser vermischt ist. Will man aber endlich anhalten, und die geschwächten Gedärme wieder stärken: so weis man, daß ausser andern Mitteln z. E. das Stahlwasser gut thut; ingleichem wenn ärmere ein gutes Magenstärkendes braunes Bier, reichere aber einen reinen alten Wein, und zwar unter den rothen Weinen insonderheit einen guten Pontak, mit gnugsamen Wasser vermenget trinken.

§. 32.

Nuzen und Einrichtung des Getränks in Kopfwehe, Colik rc.

Geht man noch etwas weiter, so findet man, daß die in den Nervenhäutgen vorgehende Veränderungen, welche den Schmerz verursachen, entweder von vielen stokenden Blute zuwege gebracht werden, wie man an der von verstopfter güldnen Ader entstandenen Colik und Magenkrampfe wahrnimmt; oder, daß sie, wie in der Gicht und andern davon herrührenden Krankheiten, von einer mit Schärfe angefüllten schleimigen Feuchtigkeit (serum acre) herkommen. In beiden Fällen aber mus nothwendig ein dünnes Getränke ungemein zuträglich seyn; weil es nicht nur das stokende Blut zertheilet, und wieder in seinen ordentlichen Gang bringet; sondern auch die scharfen salzigen Theile einwikelt, abspühlet, und durch die gehörigen

Gänge ausführen hilft. Man weis dahero, daß sowohl kalte als warme Getränke in Kopfwehe, Magenkrampfe, und andern Leibschmerzen die Cur nicht wenig erleichtern, und daß sonderlich in diesen leztern, wenn sie von einem fressenden Gift veranlasset werden, die in zimlicher Menge getrunkene Milch und Fettigkeiten am besten vom Tode erretten.

§. 33.

Nuzen bei Abwendung des Steins und Podagra.

Vor allen andern aber kan man die unvergleichliche Würkung des Getränks in Nieren- und Blasensteine, im Podagra und allen Arten der Gicht recht offenbar erkennen. Denn wenn irgend etwas vermögend ist, diese peinliche Krankheiten abzuwenden zu lindern, oder zu vertreiben: so ist es ein bequemes Getränke; indem solches vornemlich in die Harngänge würket, und aus denselben die groben tartarische und salzig-schleimigen Unreinigkeiten ausführet, welche an Stein und Podagra Schuld seyn; massen doch ausgemacht ist, daß alle diese Krankheiten von einerlei materiellen Ursache eigentlich herkommen. Es dienen also zu erwünschter Abwendung derselben, unter den Bieren alle diejenigen, die gelinde auf den Urin treiben, wie z. E. der bekannte Dukstein, und das Löbejinerbier zu thun pflegt. Unter den schlechten Wassern aber sind die weichen, und leichten, die nicht viele irrdische Theile bei sich führen; und unter den mineralischen, wo nicht zum beständigen, doch zum öftern Gebrauche, das Selter-Spa-Wildunger-und Carlsbaadwasser, besonders zuträglich. Und wer will endlich zweifeln, daß die aus eröfnenden Wurzeln, und andern Urintreibenden Ingredientien bestehende Tränke, ingleichem die Molken, und die aus Ehrenpreis, Petersilie, Kerbel, Schaafgarbe, süssen Holz, Jüdenkirschen, Fenchel, Möhrensaamen und dergleichen bereitete Kräuterthee, in eben dieser Absicht sehr nüzlich seyn; ja in den Steinschmerzen selbst den Abgang des Grieses und Steins befördern helffen, wenn vorher die vom Krampfe zusammen gezogenen Harngänge (vretheres) durch innerliche und äusserliche Mittel gehörig sind erweitert worden.

§. 34.

Sollen aber hingegen in der Cur selbst die Schmerzen gestillet werden: so dienen nicht nur die gewöhnlichen Mandelmilchen; sondern es schaffen auch die aus der Althee-Scorzoner-Hindläuft-Engelsüswurzel und dem süssen Holz rc. gemachte Tränke die beste Linderung; oder sie helffen doch die Würkung der übrigen Arzeneien fürtreflich befördern; weil sie die heilsamen Kräfte derselben im Körper desto besser austheilen, und an ihre bestimmte Orte hinbringen. Und dieses gilt auch ausser dem Steine, Gicht und Podagra, eben sowohl von dem höchst beschwerlichen Blasenkrampfe, der durch dergleichen milde Getränke gleichfalls gute Besserung erhält.

§. 35.

§. 35.

Nuzen in Krankheiten von Schwachheit der Nerven.

Doch ich wende mich nunmehro zu den Krankheiten, die von einer Schwachheit der Nerven, und anderer festen Theile des Körpers herkommen. Unter welche ich zuförderst die Lähmungen der Glieder (paralysis) rechne, in denen man billig suchen mus, die von dem stekenden Blute häufig abgeschiedene, und auf dem Gehirne, Rükenmark und denen davon abstammenden Nerven sizende schleimige Feuchtigkeit zu zertheilen und auszutroknen, damit solchergestalt den geschwächten Nerven, so viel möglich, ihre vorige Kraft, und dem subtilen Nervensafte sein gebührender Einflus in dieselben wieder verschaffet werde. Dieses aber kan, wie die Erfahrung lehret, keinesweges durch blosse Medicamente, sondern vornemlich mit durch ein bequemes Getränke geschehen, dergleichen die Holztränke aus Sassafras-Sandel-Franzosenholz 2c. zu seyn pflegen; welche nicht minder auch in andern Nervenkrankheiten, wie im schwarzen Staare, Taubheit und schweren Gehöre, einen fürtreflichen Nuzen erweisen: weil hier ebenfalls eine stokende Feuchtigkeit vorhanden ist, die theils die Gesichtsnerven drüket, und den natürlichen Einflus des Nervensafts in dieselben verhindert, theils auch die Nervenhäutgen des Ohres zu sehr schlaff, und zur Empfindung des Schalles untüchtig macht: wie man denn überhaupt auch wahrnimmt, daß diese Zufälle bei feuchten und aufgedunstenen Leuten am längsten anhalten.

§. 36.

Nuzen im Schwindel.

Der Schwindel ist, wie andere Beschwerungen des Haupts entweder eine selbständige Krankheit, und entsteht von einer würklichen Schwachheit des Gehirns, und der Gesichtsnerven; oder er ist nur ein Zufall der Hypochondrie, da nemlich durch Krampf und Blehungen im Unterleibe das Blut häufiger aufwärts steiget, und eine Ausdehnung derjenigen Pulsadern verursachet, durch welche es sonst nach dem Kopfe hingetrieben wird. (carotides). Weil nun diese an den Augennerven liegen, so werden dieselben gepresset, und es geschieht darinne eine unordentliche Bewegung des Nervensafts, mit welcher eine Verwirrung der äusserlich umstehenden Sachen verbunden ist, und es den Patienten nicht anderst vorkommt, als wenn alles im Creise mit ihnen umgienge. Ist nun das erste; so ist vor sich klar und ausgemacht, daß man allerdings Ursache habe, auf die Getränke zu sehen; weil sich alsdenn diejenigen, die den Kopf einnehmen, und das Gehirne samt den Nerven noch mehr schwächen, wie z. E. starke gehopfte Biere thun, gar nicht dazu schiken; sondern es müssen leichte und stärkende seyn, wie ein reines Wasser, oder ein

ein aus stärkenden Hauptkräutern bereiteter Thee ist. Liegt aber im Gegentheil die Hypochondrie zum Grunde: so wird hoffentlich niemand, der den §. 28. einräumt, in Zweifel ziehen, daß alsdenn ebenfalls vieles aufs Getränke ankomme, und daß selbiges so beschaffen seyn müsse, wie ich daselbst gelehret habe.

§. 37.

Nuzen in Melancholie und Raserei.

Unter der Zahl der Kopfkrankheiten stellen sich nunmehro auch die Melancholie und Raserei dar, welche beide von einer Schwachheit der Hirngefässe, von einem diken schwarzen Blute, und von einem stärkern Triebe desselben nach dem Haupte herkommen. Ist aber dem also: so ist auch ganz gewis, daß der gröste Theil einer glüklichen Cur auf der rechten Einrichtung des Getränks beruhe. Denn also mus dasselbe 1) den Kopf keinesweges schwächen, sondern vielmehr stärken, 2) mus es sattsam flüssig seyn, damit es die erdigten und schweren Theile des Bluts von einander sondern, und zu dessen Verdünnung dienen könne, 3) mus es auch nicht hizig, sondern kühlend seyn, damit es nicht noch mehrere Aufwallung des Bluts verursachet, und dessen Trieb nach dem Kopfe vermehret. Und alle diese Kräfte sind in einem guten reinen Wasser enthalten, so daß alle übrige sonst hoch-gepriesene Hülfsmittel wenig, oder gar nichts ausrichten, wenn man nicht dasselbe, oder auch einige Gesundbrunnen, die eben sowohl eine heilsame Würkung haben, mit zu Hülffe nimmt. Will man aber auch einen abgekochten Trank gebrauchen: so kan folgende kühlende Ptisane zum Exempel dienen: Rec. raluræ C. C. rad. Scorzoner. ana unciam unam semis, cremor. tartari drachmas tres. Coque in aquæ commun: mensuris IV. adde syrupi acetositat. Citri uncias duas. Um so mehr aber ist dieses alles zu beobachten nöthig; wenn diese Krankheiten, wie es ofte geschiehet, von der Milzsucht und Muterplage entstehen. So wenig sich nun in diesen allen Getränke ohne Unterschied schiken (§. 28.) eben so wenig mögen auch dieselben in denenjenigen kränklichen Zufällen statt finden, die davon ihren Ursprung haben.

§. 38.

Nuzen in Krankheiten von verstopften Eingeweiden.

Von einigen Fiebern, daran eine Verstopfung, oder sonst eine üble Beschaffenheit der edelsten Eingeweide schuld ist, habe ich zwar bereits gehandelt. Es sind aber noch verschiedene andere Krankheiten übrig, die eben diese Ursachen zum Grunde haben, und annoch einige Betrachtung verdienen. Hierunter zehle ich nun die gelbe und schwarze Sucht, das von vielen in der Lunge gesamleten Schleim entstandene Keuchen, wie auch die Cachexie, Wind- und

Wassersucht; in welchen allen die vorhandenen Verstopfungen der Lunge, Leber, Milze und des Gekröses nothwendig eröfnet werden müssen. Da nun aber die flüssigen Dinge insonderheit vermögend sind, die kleinsten Röhrgen von dem darinne anhängenden, oder eingepfropften zähen Schleim zu befreien: so erhellet daraus deutlich, wie heilsam in diesen Falle ein dünnes Getränke seyn müsse, wenn es zumal mit solchen Dingen versezt ist, die eine Schleim zertheilende Kraft haben. Daher man überhaupt in diesen Krankheiten die mit eröfnenden Kräutern und Wurzeln gemachte Tränke, wie auch die meisten mineralischen Wasser, als das Carlsbaad, den Egrischen-Pyrmonter-Schwalbacher-und Selterbrunnen rc. mit dem grösten Nuzen zu rathen pflegt; indem dieselben, ausser ihren subtilen wässerigen Elemente, zugleich allerhand gute Schleimlösende Salze bei sich führen. Um so mehr aber sind diese feuchte Mittel nöthig und heilsam; weil sie zugleich die Unreinigkeiten durch den Stuhlgang und Urin fürtreflich ausführen, die doch gleichwohl bei solchen Patienten gemeiniglich sehr sparsam abgehen, oder gar bisweilen auf einige Zeitlang zurük gehalten werden.

§. 39.

Nuzen in der gelben Sucht und Keuchen.

Besonders aber hat die Erfahrung bisher erwiesen, daß in der gelben Sucht diejenigen Tränke gut gethan haben, die aus den fünf eröfnenden Wurzeln, aus der Rhabarber, Curcuma, Färberröthe, Tausendgülden-und Leberkraut, gelben Violen, Fenchel, und tartaro tartarisato mit Wasser bereitet werden. In dem schleimigen Keuchen hingegen, da man sich besonders bemühen mus, den zähen Schleim in der Lunge zu zertheilen, und zum Auswurf geschikt zu machen, dient unter andern auch ein Trank, der aus einen Maas Wasser, aus Weinessig und Honig, von jeden 3. Loth, und aus einer Unze sauren Meerzwiebelsaft bestehet, davon man, obgleich nicht beständig, dennoch aber des Tages etliche mal ein gut Theeschälgen voll zu sich nehmen kan.

§. 40.

Nuzen in der Cacherie Wind-und Wassersucht

In der Cacherie, Wind-und Wassersucht sind diejenigen Getränke vor andern heilsam, die aus eröfnenden und zugleich stärkenden Ingredientien bereitet werden; wie ich denn weis, daß folgender Trank z. E. gut bekommen ist, wozu man annoch nach Gefallen etwas Pimpinellwurzel und Ingber thun kan. Rec. rad. sarsaparill. uncias IV. quinque aperientium ana unciam unam, rasuræ ligni santali rubri, citrini ana uncias duas, baccar. junip, cort. I. sassafras ana unciam semis, sem. fœniculi drachmas duas. M. C. C. D. S. Species, davon drei

Loth in drei bis vier Maas Wasser zu kochen. Und da man in diesen Krankheiten vornemlich suchen mus, den Abgang des Urins zu befördern, und mittelst denselben das angelaufene Wasser auszuführen: so thut man wohl, wenn man in dieser Absicht von Bieren den Dukstein, sonst aber den Selterbruñen mit etwas Rhein- oder Moselwein vermischt trinken läst, oder bisweilen unter ein Maas des gewöhnlichen Getränkes den vierten Theil von besagten Wein und ein Quentlein eines eröfnenden Salzes thut, wozu das Carlsbaader Salz am bequemsten ist; weil es den Leib zugleich offen erhält. Ja ich weis auch, daß das mit Klettenwurzel und Kannenkraut abgekochte Wasser, oder auch dieser jezt folgende Trank von herrlicher Würkung gewesen ist: Rec. cremor. tartari unciam unam, lap. cancr. unciam dimidiam, nitri purif. drachmas duas. M. C. Que & solve in aquæ commun: mensura una semis, Colaturæ adde: vini boni Mosellani, vel Rhenani mensuram unam & dimidiam, wovon des Tages über der vierte Theil zu trinken. Freilich aber finden dergleichen Getränke nur alsdenn statt, wenn noch Hofnung zur Besserung vorhanden, und nicht etwa schon ein hektisch Fieber zugegen ist; widrigenfalls sodann diejenigen in Gebrauch müssen gezogen werden, die ich §. 19. angegeben habe.

§. 41.

Nuzen in Krankheitē von unreinē Säften.

Sieht man auf die Krankheiten, die von unreinen und verdorbenen Säften, oder zum Theil von übler Beschaffenheit der Drüsen herkommen, als der Scorbut, die Kräze, Franzosenseuche, der weisse Flus, und das Friesel ꝛc. so ist vollends gewis und ausgemacht, daß die Cur derselben durch ein gebührendes Getränke hauptsächlich vollführet werde. Denn dieses ist vor allen andern geschikt, den Drüsenschleim zu erweichen, die davon verstopften kleinsten Röhrgen zu eröfnen, und die groben scharfen Salze abzuspühlen, und durch die dazu bestimmten Werkzeuge auszuführen. Daher überhaupt alle flüssige Sachen, und die schlechten sowol, als mineralischen Wasser, die Wurzeltränke, Molken, und auch einiger massen die dünnen Biere ꝛc. den besten Nuzen bringen; oder doch so viel helffen, daß die übrigen sonst dienlichen Mittel desto besser anschlagen.

§. 42.

Nuzen in Kräze und Scorbut.

Was aber die Kräze und den Scorbut insbesondere betrift: so ist bekannt, daß die Tränke aus der China-Scorzoner-Knoten-Bardenwurzel, Sassafras- und Wachholderholz ꝛc. mit Wasser bereitet, und die Molken, die beste Linderung und Hül-

Hülfe verschaffen, sonderlich wenn diese mit dem ausgepresten Safte der frischen, und gegen den Scorbut dienlichen Kräuter, als des Löffelkrauts, Erdrauchs, Brunnenkresse und Bachbungen eine Zeitlang unter gehörigen Verhalten getrunken werden. Ja da überhaupt die Gesundbrunnen in diesen Krankheiten sehr zuträglich seyn: so helffen sie bisweilen noch ungleich besser, wenn zu desto besserer Dämpfung der in den Säften befindlichen Schärfe wenigstens die halbe Cur derselben mit guter Küh- oder Eselsmilch vermischt gebrauchet wird. Will endlich jemand die Curen mit eröfnenden Brühen, deren §. 18. Erwehnung geschehen ist, oder die bekannte Vipercur hieher rechnen: so thut er nicht unrecht; ohnerachtet noch zu zweifeln ist, ob von dieser leztern so viel gutes zu erwarten stehet, als man insgemein davon zu rühmen pflegt. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist und bleibts doch gewis, daß die flüssigen Dinge in gedachten Krankheiten das vornehmste ausmachen. Denn wie das scharfe Salzwasser durch sattsame Beimischung eines süssen Wassers am allerbesten temperiret wird; eben so geschieht es auch in unsern Körper. Und es ist daher nicht nur lächerlich, sondern auch schädlich, wenn einige Aerzte nach dem Schlendrian die Reinigung des Bluts und der Säfte blos durch wenige Tropfen einer Harntreibenden, oder Schweis befördernden Essenz bewerkstelligen wollen: indem dadurch gemeiniglich das Blut noch stärker erhizet, und mehrere Schärfe in demselben erzeuget wird.

§. 43.

Nuzen im Friesel und Ausschlag des Gesichts.

Das Friesel, weil es eine grosse Aehnlichkeit mit dem Scorbute hat; erfordert zum Theil eben solche Getränke, wie ich jezo beschrieben habe; insonderheit aber hat man bis dato wahrgenommen, daß wenn es zugegen ist, eine Ptisane, oder ein andrer gelinder Wurzeltrank sehr gut thut; ausserdem aber zu Linderung und Abscheidung der scharffen Frieselmaterie, der vor belobte Selterbrunnen mit Milch am besten bekommt. Und eben so pflegt auch in andern scorbutischen Ausschlägen, wie z. E. im Ausfahren des Gesichts, das blosse kalte Wasser, der bekannte Habertrank, die Molken, oder auch dieses Getränke dienlich zu seyn, wenn man nemlich eine Portion cremor tartari in Wasser kocht, und zulezt, zum angenehmen Geschmake, etwas Zuker, frische Citronschaale, oder einige Tropfen Cedroöl auf Zuker getröpffelt darzu thut.

§. 44.

Nuzen in der Franzosenseuche u. geschwollenen Drüsen.

In der Franzosenseuche mus die gelieferte und anfressende lymphatische Feuchtigkeit,

die in den Drüsen und kleinsten Gefäsgen feste sizet, wohl abspühlet, und durch den Schweis, Urin oder Speichel aus dem Körper gebracht werden. Zu welchem Ende die Tränke aus den Sassafras- und Franzosenholze, ingleichen aus der China-Sarsaparill- oder auch wohl Pimpinell- und Liebstökelwurzel unvergleichlich sind, und nebst wenigen andern dienlichen Arzeneien nicht nur diese scheusliche Krankheit, ehe sie noch eingerissen ist, glüklich curiren; sondern auch die Speicur mit dem Queksilber, wenn dieselbe anzustellen nöthig ist, fürtreflich erleichtern. Und eben so heilsam sind sie auch in allerhand Geschwulsten der Drüsen des Gemächts, des Halses, und hinter den Ohren, ja selbst auch im Krebs; weil nemlich diese Beschwerungen eben solche Ursachen zum Grunde haben.

§. 45.

Nuzen in dem weissen Flusse und Saamenflüssen.

In dem weissen Flusse der Weiber sowohl, als in den langwierigen Saamenflüssen des männlichen Geschlechts, dienen die gegen die Blutstürzungen §. 25. verschriebenen Tränke; und weil in dem ersten ein unrichtiger und verhinderter Umlauf des Bluts durch die Mutter vorhanden ist, der vor allen Dingen befördert werden mus: so ist klar, daß auch andere dünne und eröfnende Getränke hier statt finden, wenn sie zumal mit auf den Urin treiben, und durch denselben die schleimige Feuchtigkeiten gelinde abführen; wie der Selterbrunnen, oder dieser Trank thut, wenn er eine Zeitlang statt des ordentlichen Getränks gebrauchet wird: Rec. rad. chinae uncias duas, rad. pareirae brav. unciam unam, rasur. l. sassafras c. corr. unciam semis. M. C. D. S. Species davon 3. Loth in drei Maas Wasser zu kochen. Oder es pflegt auch die blosse radix pareir. bravae nüzlich zu seyn, wenn man ein paar Quentl. davon in einen Nössel Wasser aufsiedet, und wie Thee davon trinket.

§. 46.

Biere, warum sie selten in Curen statt finden.

Da ich bisher von der rechten Einrichtung des Getränks in den meisten Krankheiten des menschlichen Leibes gehandelt habe: so wird man finden, daß ich bei der Cur derselben denen Bieren nicht sonderlich viel zutraue: und zwar mit Recht: weil nicht nur sehr wenige darunter die §. 8. erzehlte Eigenschaften haben, und entweder zu fett, und nahrhaft, oder zu stark und hizig seyn; sondern weil sie auch mit Hefen angemacht sind, und deshalb gar leichte, wenn sie schon gnugsam ausgegohren haben, einige Gährung im Leibe erregen, und mithin also die Krankheiten verschlimmern, oder doch ihren ordentlichen Verlauf stöhren.

§. 47.

§. 47.

Und fast eben so mus man von den übrigen durch die Kunst bereiteten Tränken urtheilen. Denn gesezt auch, daß sie bisweilen den Magen schwächen; so kan man doch theils einige Gewürze am Ende des Kochens hinzu thun, theils aber auch in langwierigen Krankheiten mit Magenstärkensen Arzeneien zu Hülfe kommen, oder etwas Wein über der Mahlzeit dabei trinken lassen. Nechstdem aber wird man befinden, daß an der Verdünnung und Reinigung des Bluts gemeiniglich unweit mehr gelegen ist, als wenn der Magen etwas geschwächet wird. Ja es ist vielmehr gewis, daß dieser dennoch hernach stärker wird, wenn das Geblüte nebst den übrigen Säften, seine gehörige Vermischung und Circulation wieder bekommt; weil diese zu einem guten Magen vornemlich erfordert wird. Denn widrigenfalls, wenn man sich an die Schwächung des Magens alleine kehren wolte, dürfte man fast gar keine Gesundbrunnen brauchen, bei denen doch, weil sie in zimlicher Menge getrunken werden müssen: der Magen gemeiniglich im Anfange Noth leidet. Wer weis aber nicht, daß sie dem ohnerachtet die allerherrlichste Würkung thun, und daß die Patienten einige Zeit nach deren Gebrauch recht guten Appetit und eine bessere Dauungskraft bekommen.

§. 48.

In wie weit Biere in Krankheiten zu gestatten.

Doch damit man sieht, daß ich das Bier keinesweges gar verwerfe: so will ich von dessen Gebrauch in Krankheiten noch etwas gedenken, und sodann zeigen, daß einige Biere in gewissen Arten derselben besonders zuträglich seyn. Ich lasse also das Bier allerdings gelten; wenn es so beschaffen ist, als es die Ursachen einer Krankheit erfordern; weil es sonst, wenn es zu dike ist, die Verdünnung des Bluts wenig befördern, oder wenn es zu hizig ist; eine schlechte Kühlung abgeben würde. Hiernächst kommt auch dabei vieles auf die Gewohnheit an. Denn wenn das Biertrinken erst zur andern Natur geworden ist, oder sich die Leute in ihren ganzen Leben über daran gewöhnet haben: so läst sich nicht allemal wohl eine Aenderung damit vornehmen, wenn man nicht allerhand schlimme Zufälle, als Erbrechen, Magenkrampf, Leibesverstopfung und dergleichen mehr zuwege bringen will. Und hierbei fällt mir der seel. Geh. Rath Hofmann ein, der, ob er wohl ein grosser Freund von Wasser, Gesundbrunnen und andern medicinischen Tränken war, dennoch allezeit versicherte, daß er in seinem ganzen Leben niemals dergleichen hätte vertragen können. In dem Falle aber, wenn in einigen Krankheiten das Bier nicht gar kan abgeschaffet werden, mus man doch diese Vorsicht dabei gebrauchen, daß man alsdenn, wenn es nöthig ist, statt eines hizigen starken Bieres, ein dünnes und leichtes verordnet, oder andere kühlende und dünne Getränke mit unter nehmen läst.

 §. 49.

§. 49.

Nuzen in Beförderung der Monatszeit.

Daß einige Biere in gewissen Krankheiten sehr nüzlich, und andern Getränken fast vorzuziehen seyn, läst sich bereits aus dem abnehmen, was ich §. 33. von dem Dukstein und Löbejiner angeführet habe, und von diesen berichtet auch der seel. Geh. Rath Hofmann in seiner von Wasser gehaltenen Disputation, daß diejenigen, die es ordentlich trinken, selten oder gar nicht mit dem Stein und Podagra beladen wären. Eben so habe ich auch mehr als einmal wahrgenommen, daß die monatliche Reinigung bei Frauenzimmer weder durch decocta, noch durch Gesundbrunnen und andere Mittel hat können hergestellet werden; sondern das gute braune und bittere Biere, wie Zerbster, Merseburger und dergleichen die beste Hülfe geleistet. Nun kan die gute Würkung unmöglich davon hergeleitet werden, daß sie das Blut solten flüssiger gemacht haben; weil man dieses durch andere Getränke viel leichter verrichten könnte. Dahero vielmehr zu glauben steht, daß sie deswegen geholffen, weil sie den schwachen Magen gestärket, und mit ihrer Bitterkeit den Mangel einer guten balsamischen Galle ersezet haben, daß hernach ein beßrer Speisesaft, (chylus) und mithin auch ein besser Geblüte hat können erzeuget werden; welches ohnedem gemeiniglich bei solchen Personen, weil es ihm an den nöthigen schweflichten Theilen fehlet, mit vielen wässerigen Schleim angefüllt zu seyn pflegt. Es ist auch dieserhalb keinesweges zu verwundern, daß einige aus Engelland zu uns gebrachte, oder auch anderwärts nachgemachte Biere, deren sich die Dames bisweilen gegen die Zeit des innstehenden Monatsflusses bedienen, aus eben dieser Ursache eine gelinde treibende, und der Natur zuträgliche Kraft erweisen: wiewohl dieselbe auch ohne Zweifel mit von andern darinne befindlichen Zusäzen herkommt; weil man ohnedem in Engelland sehr im Gebrauche hat, allerhand Kräuterbiere zu machen, und dieselben statt anderer Medicin zu brauchen. Und hieraus läst sich auch leichte begreiffen, in wie weit solche Biere überhaupt in der Cachexie dienlich seyn; indem in derselben auf die Verbesserung des Magens und des schleimigen Geblüts ebenfalls viel ankommt.

§. 50.

Nuzen in Magenschwachheiten und Durchfällen.

Ferner, da wir viele Biere haben, die man mit allerhand Gewürzen und balsamischen Dingen zu verbessern und kräftiger zu machen pflegt: so kan man dieselben füglich auch zu der Zeit in Krankheiten gebrauchen, wenn der Magen soll erwärmet und gestärket werden; welches insonderheit bei einigen alten Leuten, oder am Ende der Krankheiten,

ten, ingleichen in Durchfällen, die von Schwachheit des Magens und der Gedärme herrühren, sehr nöthig und nüzlich ist. Und was diese leztern ins besondere angehet, so sind mir verschiedene Exempel bekannt, daß sie nicht eher gänzlich nachgelassen haben, als bis man das Getränke verändert, und statt eines dünnen Tranks, oder leichten Bieres, ein stärkeres, und zwar vornemlich ein braunes und bitteres getrunken hat.

§. 51.

Nuzen in Husten.

Da aber sodann die Kraft der Biere von den beigemischten und zu ihrer Verbessernng abzielenden Ingredientien hauptsächlich herkommt: so mus auch nothwendig nach verschiedener Beschaffenheit derselben annoch vieles andere Gute dadurch können erhalten werden, welches ich jezo nicht eben mit vielen Exempeln, sondern nur mit der bekannten Braunschweiger Mumme erläutern will, dieweil sie unter andern mit Alantwurzel bereitet wird, ausser ihrer Magenstärkenden Würkung, annoch diese erweiset, daß sie in langwierigen Husten gut thut, wenn sie bisweilen, und zwar sonderlich Abends vor Schlafengehen, unter ein ander dünnes Getränke gemischet, oder alleine zu ein bis zwei Spizgläsern voll genommen wird.

§. 52.

Nuze in der Schwindsucht und Blutspeien.

Endlich kan ich auch nicht unerinnert lassen, daß man das weise und braune Bier bisweilen zu einigen medicinischen Getränken mit grossen Nuzen gebraucht, und viel besser befindet, als wenn man Wasser dazu nimmt; wie man insonderheit in dem Blutspeien und der Schwindsucht wahrnimmt. Denn wenn die zerrissenen Lungengefässe wieder zusammen gezogen, und geheilet werden sollen: so werden in der That die gewöhnlichen Brust- und Wundkräuter, wenn das Fieber nicht entgegen ist, am allerbesten mit Biere bereitet, vermuthlich deswegen; weil dasselbe, wegen seiner klebricht schleimigen Theile, die Heilung desto eher befördern hilft. Doch gnug hiervon.

§. 53.

Erinnerung wegen des Weins.

Den diätetischen Gebrauch des Weins zur Gesundheit habe ich zwar oben §. 11. mit Fleis vorbei gelassen, welches ausser der daselbst angeführten Ursache, auch deswegen geschehen ist; weil man bei den heute zu Tage eingerissenen Misbrauche desselben mit den besten Lebensregeln wenig ausrichtet, sondern vielmehr dahin sehen mus, wie man den davon zu befürchtenden Schaden klüglich verhüten wolle, welches ich auch ehe-

ehedem in einer gewissen Abhandlung, die den Proben einer prüfenden Gesellschaft eingerüket ist, gewiesen habe. Dem ohnerachtet aber kan ich doch nicht umhin, bei dieser Gelegenheit von dem nüzlichen Gebrauche des Weins in Abwendung und Cur einiger Krankheiten etwas zu gedenken; weil nach unserer jezigen Lebensart allerdings zu wissen nöthig ist, welche Sorte unter den üblichsten Weinen sich vor diesen oder jenen Patienten am besten schike, und seine Besserung befördern helfe, wenn sie in gehörigen Maase getrunken wird.

§. 54.

Eigenschaften der Weine.

Daß die Weine einen Spiritus, Wasser, ölich-klebrigte, und Weinsteinsalzige Theilgen bei sich haben, und daß aus der verschiedenen Vermischung dieser Bestandtheile verschiedene Arten der Weine entstehen, ist durch viele damit angestellte Proben von dem **Herrn Geh. Rath Hofmann**, von dem **Herrn Prof. Neumann** zu Berlin, und von andern bereits sattsam erwiesen. Da sich aber nicht eben alle und jede Weine zum Arzneigebrauche schiken: so werde ich in folgenden, wo ich allgemein rede, unter den süssen und weissen, den Ungarischen, Spanischen- und Franzwein; ingleichen den Palm- und Maderasec; unter den säuerlichen weissen, den Rhein- Stein- Mosel- Franken- Nekarwein; unter den rothen aber den Burgunder, Pontak, vin d'eremitage, de grave und cote rotie begreifen. Wobei überhaupt zu merken ist: daß die rothen nicht nur etwas mehr anziehen oder anhalten, als die weissen; sondern daß auch die säuerlichen weisen Weine, ausser ihren spirituösen Wesen vornemlich mit ihren Weinsteinsalze (tartarus) würken, und deshalb stärker auf den Urin treiben, oder gar laxiren; die süssen aber hingegen vermöge ihrer klebrigt-schleimigen Theile, eine mehrere nährende und lindernde Kraft erweisen. Freilich aber verstehe ich dieses eigentlich von guten, reinen, und unverfälschten Weinen; weil sonst z. E. bekannt ist, daß ein schlechter Rhein oder Frankenwein die tartarischen Unreinigkeiten nicht sowohl, wie gesagt worden, durch den Urin ausführet, als vielmehr vermehret, und daher zu Stein und Podagra eher den Grund legt, als daß er davor helffen solte. Davon in dem 2ten Theile dieser auserlesenen Sammlungen das Mehrere entdeket und erkläret worden. Doch ich will nun meinem Zweke näher tretten, und diese Lehre auf einige Krankheiten, und derer Cur anwenden.

§. 55.

Nuzen des Rheinweins in Flekfiebern u. der Pest.

Unter die hizigen u. anstekenden Krankheiten gehören vornemlich die Flekfieber, und die Pest selbst. Wenn man sich nun davor verwahren will: so sind die säuerlichen Weine, und unter

diesen ein guter aufrichtiger Rheinwein am allerbesten; weil derselbe die Kräfte ungemein stärkt, die Circulation des Bluts; nebst der davon abhängenden Reinigung des Körpers, fürtreflich unterhält, die Dauung des Magens befördert, und wegen seines säuerlichen Wesens der Fäulnis der Säfte kräftig widerstehet: welches doch alles zu glüklicher Abwendung dieser gefährlichen Krankheiten unumgänglich nöthig ist. Ja in den Flekfiebern selbst, wenn die Natur die Unreinigkeiten nach der Haut hintreibt, und durch einen heilsamen Schweis ausführen will; gleichwohl aber dazu nicht vermögend gnug ist, pflegt dieser Wein, da er zugleich stärket, in der That besser zu seyn, als alle sonst berühmte Giftessenzen, wenn man ihn entweder alleine bisweilen zu einem Löffel voll, oder mit Wasser vermischt gibt. Wie er denn auch in Poken und Masern zum Austreiben keinesweges ganz zu verwerffen ist, wenn er anders zur rechten Zeit, nemlich alsdenn gereichet wird, wenn die starke Wallung des Bluts (tempus ebullitionis) aufhöret; und die Natur selbst zwar beschäftiget ist, die giftige Materie an der Haut abzusondern, dennoch aber nicht Kräfte gnug hat, solches gebührend ins Werk zu richten. Ja er findet sogar auch in andern hizigen Fiebern statt, wenn erst der Puls weicher und gelinder schlägt, und die Schweislöcher offen sind, da er denn nicht nur ungemein erquiket; sondern auch den Schweis nach Wunsche befördert. Und wer will endlich zweifeln, daß er auch nach diesen überstandenen Krankheiten eine unvergleichliche Stärkung abgebe.

§. 56.

Nuzen in Ohnmachten und Magenschwachheiten.

Und eben das gilt auch von den Ohnmachten, in denen ein Trunk guter alter Rheinwein billig alle andere Herzstärkungen weit übertrift; wie er denn auch in Schwachheit des Magens fürtreflich bekömt; weil er denselben stärket, die Dauung befördert, und den verlohrnen Appetit, wegen seiner subtilen Säure, wieder erweket. Wiewohl alsdenn auch andere gute säuerliche Weine nicht auszuschliessen seyn. Nur hat es zuweilen damit einige Ausnahme, wenn die Hypochondrie zugegen ist, oder wenn man dem Magen bei alten Personen zu Hülfe kommen will. Denn in dem Falle wird dadurch die vorhin schon vorhandene Säure nur noch stärker vermehret; und man thut daher besser, wenn man einen süslichen Wein davor trinken läst, wie der Ungarische, der Sect, ein alter Franzwein, oder der Burgunder ist, welcher unter den rothen Weinen die wenigste Säure bei sich führet.

§. 57.

Nuzen in der Cachexie, Gelbensucht, Wassersucht.

In Verstopfungen der Leber, Milze, des Gekröses, und denen davon herrührenden Krankheiten, als der Cachexie, Gelbensucht, Wassersucht ꝛc. erweisen die säuerlichen Weine, und zwar sonderlich der Rhein-Mosel-Stein-Franken- und Nekarwein, vor andern einen herrlichen Nuzen; welches auch billig alsdenn gesaget werden mus, wenn man diejenigen Krankheiten, die sich auf Unreinigkeit des Bluts und der Säfte gründen, geschikt abwenden will, worunter vornemlich Scorbut, Stein, Gicht und Podagra gehören. Denn wenn diese Weine gut und aufrichtig, und von mittlern Alter seyn, so besizen sie ein zartes, und durch die spirituösen Theile sattsam gebrochenes Weinsteinsalz, vermöge dessen sie die scharfen salzigen und schleimigen Partikeln, die sonst zu diesen Krankheiten Anlas geben, sowohl durch den Schweis und Stuhlgang, als insbesondere durch den Urin ausführen. Und obschon viele von dem Genusse derselben in besagte Beschwerungen verfallen: so geschieht es doch nur bei ihrem Misbrauche, und keinesweges bei dem rechten Gebrauche; sintemal aus der Erfahrung bekannt ist, daß vielmehr im Gegentheil die süssen Weine dazu beitragen; weil sie hizig seyn, stark ins Geblüte gehen, und die Vollblütigkeit vermehren. Ja es finden auch die angezeigten säuerlichen Weine billig nach überstandenen Paroxysmo statt, in so ferne sie nicht nur stärken, sondern auch neue Anfälle verhüten. Doch kan ich nicht läugnen, daß einigen Leuten von dieser Art die süssen besser bekommen; welches aber von ihrer besondern Natur herkömmt, und selten geschieht.

§. 58.

Nuzen in Krankheiten der Brust und Harngänge.

So herrlich aber die säuerlichen Weine sind: so können sie doch von Leuten, die den Husten und die Schwindsucht haben, nicht wohl vertragen werden; indem ihre zarte durchdringende Säure die Lunge sehr angreift, und zum Husten reizet. Und eben das befindet man im Magenkrampfe und in denen Krankheiten, wo die Nieren, Blase und übrige Harngänge von den durchgegangenen Steinen verwundet, oder gar mit einem Geschwüre versehen seyn, da nemlich ein guter Ungarischer und Spanischer Wein, oder Sect, und unter den säuerlichen, ein aufrichtiger Steinwein am zuträglichsten ist.

§. 59.

Nuzen in Verblutungen und andern Flüsen.

In Blutflüssen ist zwar das Weintrinken, weil es das Blut in Aufwallung bringt, meistentheils mehr schädlich, als nüzlich. Dem ohnerachtet aber findet

es

es gar wohl statt, wenn sie lange währen, und der Magen nicht nur soll gestärket, sondern auch das Blut selbst gestillet werden. In dem Falle aber dienen besonders die rothen Weine, wenn man sie mit Wasser vermischet, oder sonst ein bequemes Getränke dabei geniesset (§. 25.) Und eben so pflegen sie auch in andern Flüssen, wie im weissen Flusse, im Durchlaufe und langwierigen Dripper 2c. sehr gut zu thun, wenn man nöthig findet, dieselben zu mäsigen oder anzuhalten, wie dieses schon §. 31. ist erinnert worden.

§. 60.

Nuzen in Lähmungen.

In Lähmungen der Glieder hat man sich vor allen jungen, gährenden und geschwefelten Weinen besonders inacht zu nehmen; dagegen aber ist ein guter Ungarischer- und alter Rheinwein zur Stärkung am geschiktesten. Sonst aber gibt es eben nicht viele Krankheiten, da das Weintrinken recht statt fände, und ich mag sie auch jezo nicht weitläufig durchgehen; weil ein jeder schon überhaupt aus dem §. 55. erkennen kan, welche Weine sich vor diesen oder jenen Patienten, vermöge ihrer Eigenschaften, am besten schiken.

§. 61.

Allgemeiner Nuzen des Thee u. Caffee.

Nun weis ich zwar wohl, daß es noch verschiedene durch die Kunst bereitete Getränke, wie z. E. den Meth, oder die von Obst gemachten Weine gibt. Da sie aber hier zu Lande nicht gebräuchlich sind: so übergehe sie lieber mit Stillschweigen, und gedenke nur noch etwas weniges von dem Thee und Caffee, als denen heute zu Tage sehr zur Mode gewordenen warmen Getränken, die in der That, wenn sie vernünftig gebrauchet werden, theils die Gesundheit mit erhalten, theils auch viele Krankheiten curiren helffen: indem sie den Schleim im Magen und dem Geblüte auflösen, und dieses in seiner Flüssigkeit erhalten, die groben Salze abwaschen, und die vornehmsten Reinigungsarten unsers Körpers, ich meyne die Ausdünstung der Haut, und den Abgang des Urins fürtreflich befördern; mithin also die Verstopfungen der Eingeweide verhindern und wegnehmen, das Geblüte unvergleichlich reinigen, und folglich in allen denenjenigen Krankheiten sehr heilsam seyn, die sich, wie der Stein, Scorbut, Gicht, Podagra, Kräze, Engbrüstigkeit, Cachexie, Wassersucht, Flüsse und dergleichen mehr, auf dike und unreine Säfte gründen.

§. 72.

Vornehmste Würkung des Thee, wo sie herzuleiten?

Da aber das Theetrinken, von welchen ich hier zuerst reden will, einen so herrlichen Nuzen erweisen soll: so ist allerdings zu glauben, daß die vorzüglichste

lichste Würkung desselben nicht sowohl von dem Thee selbst, als vielmehr von der Menge des warmen Wassers herzuleiten sey, und daß die davon ausgezogene Kraft nur hauptsächlich das Wasser verbessere, und zum Trinken bequemer mache. Daher man auch allezeit wohl thut, wenn man nicht nur ein gutes leichtes Wasser dazu nimmt; sondern auch diese Vorsicht dabei gebrauchet, daß man dasselbe nicht allzu lange kochen, und seine zarten Lufttheilgen davon verfliegen läst. Doch bin ich keinesweges ganz in Abrede, daß man nicht auch gute Arzneikräfte mit dem warmen Wasser solte vereinigen, und es als Thee gebrauchen können. Wie denn in dieser Absicht nach der unterschiedenen Art der Krankheiten verschiedene heilsame Kräuter statt des ordentlichen ausländischen Thees mit heissen Wasser können aufgegossen und ausgezogen werden; dergleichē in **Hauptkrankheiten** die Melisse, Betonica, Basilicum, in **Brustbeschwerungen** der Ehrenpreis, Ysop, Salbei, Scabiose und andere Wundkräuter, in **Stein- und Nierenkrankheiten** der Gundermann, Kerbel, Petersilie, Fenchel und Möhrensaamen, in **Verblutungen** die Schaafgarbe und andere anhaltende Kräuter, in der **Colik** die Chamillenblumen, in **Scorbut und Kräze** der Erdrauch und Fieberklee, im **Wehethun**, und wo das geronnene Blut zu zertheilen ist, die Arnike u. s. w. zu seyn pflegt, wie ich dieses schon vorher hin und wieder angezeiget habe.

§. 63.

Rechter Gebrauch des Thees.

Die Bestandtheile des gewöhnlichen Indianischen Thees kan man in der Chymie des Herrn Prof. Neumanns nachlesen. Doch damit ich etwas genauer rede: so will ich nur einer Haupteigenschaft desselben Erwehnung thun. Man befindet nemlich, daß sowohl der grüne Thee, als der Theeboy, der von jenen nur in Ansehung der Zubereitung unterschieden ist, etwas anziehendes bei sich habe, wie man insonderheit an der Dintenhaften Farbe erkennet, wenn etwas von einer Tinctur des Eisen-Vitriols darungethan wird. Ist aber dem also: so darf man sich nicht wundern, warum nicht allen Leuten, wenn sie zumal empfindlich seyn, das Theetrinken bekommt, und warum es bei Kindern ofte geschieht, daß sie sich gar darnach brechen. Da aber diese anziehende Kraft durchs Kochen, oder wenn man zu viel Thee nimmt, nothwendig ungleich stärker ausgezogen wird: so erhellet also daraus, daß man unrecht thut, wenn man ihn kochen läst, oder wenn man ihn allzustark macht. Vornemlich aber müssen sich diejenigen davor inacht nehmen, die ohnedem schon zum Magenkrampfe geneigt, oder damit befallen sind.

§. 64.

Schaden des Thee-trinkens.

Ausserdem aber kan auch der Thee schädlich seyn, wenn er nemlich nicht wie sichs gehöret, warm, sondern nur lau getrunken wird. Denn solchergestalt verursachet er Blehungen, und macht den Magen und die Gedärme schlapp: wie er denn auch denen nicht allzu wohl bekömmt, die viele Säure und gallichte Schärfe im Unterleibe haben, welche hernach dadurch flüchtiger gemacht, und mit ins Geblüte getrieben; mithin also zur Unreinigkeit desselben der Grund geleget wird. Und eben dieses geschieht auch, wenn man die Ausdünstung bei diesen warmen Getränke verhindert, und wenn die nach der Haut getriebene unreine Partikeln durch die Schweislöcher nicht gehörig ausdämpfen können. Ja selbst das überflüssige Theetrinken, wenn das häufig eingeschüttete Wasser durch den Urin nicht sattsam wieder abgehet, kan bei aufgedunstenen und dem Sizleben ergebenen Personen die Wassersucht, oder einen übermäsigen Harnflus (diabetes) zuwege bringen, wie man dieses schon mehrmal angemerket hat.

§. 65.

Nuzen des Caffees.

Was den besondern Gebrauch und Nuzen des Caffees anlanget, so pflegt derselbe, wegen seiner ölich-schweflichten Theile und angenehmen Bitterkeit den Mangel einer guten Galle zu ersezen, und zur Bereitung eines guten Speisesafts beizutragen. Und weil er auch solchergestalt die Säure dämpft: so bekömmt er denen besonders wohl, die dergleichen viel im Magen haben, wie den alten Leuten, oder die hypochondrisch, und mit dem Magenkrampfe beschweret seyn. Nur mus man den Leib dabei offen halten, und sehen, daß die Transpiration nicht verhindert wird, damit nicht das schweflichte Wesen zu sehr mit ins Geblüte geht, dasselbe erhizet, oder wenn es nebst andern scharfen Partikeln unter der Haut sizen bleibt, zum Friesel Anlas gibt.

§. 66.

Wenn er aber der Gesundheit recht zuträglich seyn soll: so kommt zuförderst viel auf das Rösten an. Denn ist er zu wenig geröstet: so bleibt noch viel rohes dabei, das die übrige Annehmlichkeit benimmt. Ist er aber zu sehr und lange, und noch dazu in ofnen Geschirren gebrennet: so ist das beste und zärteste davon geflogen, und das rükständige ist widerlich und rauchrig, schwächt die Nerven, und gibt zu Herzklopfen, Beängstigung, und Zittern der Glieder Gelegenheit; und eben das geschieht auch, wenn man ihn zu stark gemacht trinket, da denn ebenfalls viele empyrevmatische Theile, die auch in gelinde gerösteten Caffee enthalten sind, ausgezogen werden. Ja da der meiste Theil des Caffees in erdigten Theilen bestehet; so ist er auch alsdenn mehr schädlich, als nüzlich, wenn man ihn nicht recht abkläret, sondern zu dike trinket; weil er sodann das Blut nothwendig mit solchen irrdenen Theilen anfüllet und verdiket, wenn er zumal von müssigen Personen, und in Menge getrunken

trunken wird. Daher es auch kein Wunder ist, daß das müssige Frauenzimmer blaß davon wird, und in Unordnung der monatlichen Reinigung, oder in den davon herrührenden weissen Flüssen verfällt. Zum Beweis dessen, und wie derselbe schädlich oder nüzlich seyn kan? beliebe der Leser in dem 2ten Buch p. 212. nachzuschlagen, da was Mehreres hievon angemerkt worden.

Bericht, wie die Küchlein in der Stadt Cairo in Egypten durch Ofen ausgebrütet werden.

Die Häuser, welche dazu besonders erbauet sind, haben einen langen Gang, an dessen beiden Seiten 14. Oefen neben einander gebauet sind. Der untere Boden und die Seidenwände dieser Oefen stehen auf dem freien Felde und sind von Ziegeln aufgemauert, die nur an der Sonne getroknet sind. Ueber diesen untern Oefen sind wieder eben so viel gewölbte Oefen von Ziegeln aufgemauert, die durch einige Löcher mit den untern und durch Kapfenster an den Seiten mit allen übrigen Oefen Gemeinschaft haben. Jeder von diesen Oefen hat zween, drei bis vier Feuerheerde, auf welchen das Feuer lieget, welches sowohl diese als die untern erwärmet. In der Mitte des Januars fängt man an die Oefen zu heizen, wozu man jeden Morgen hundert Pfund Kamels- oder Büffelsmist und eben so viel jede Nacht gebrauchet und damit bis um die Helfte des Hornung anhält. Wenn alsdenn die Oefen so heis worden sind, daß man an dem Mauerwerk keine Hand leiden kan; so leget man die Eyer zum Ausbrüten zuerst in die untern Oefen zu sieben bis acht tausend Stük auf Matten in zwo Schichten übereinander. Das Feuer wird in dem obern Ofen, um den untern zu erwärmen, also eingerichtet. Am ersten Tage wird am stärksten eingeheizet, am andern etwas gelinder, am vierten stärker als am dritten, rc. Auf solche Art wird mit der Feuerung abgewechselt, weil sonst die Eyer zerspringen würden. Man gibt dabei fleisig acht, daß die Eyer nicht wärmer werden, als es das Augenlied vertragen kan, wenn man ein solches Ey daran hält. Nach vierzehen Tagen werden die Eyer in die obern Oefen gebracht, wo sie alle vier und zwanzig Stunden viermal umgekehret werden. Wenn die Küchlein aus der Schale gekrochen sind, welches in ein und zwanzig bis zwei und zwanzig Tagen geschiehet; werden sie wieder in die untern Oefen gebracht. Diese werden mit Matten bedekt, worunter Kleien liegen, damit die Küchlein desto besser abgetroknet werden. Den Tag darauf werden sie abgeholet und mit Schrotmehl gefüttert. Der berühmte Französische Naturforscher, Herr Reaumur hat von der Ausbrütung der Eyer verschiedene ähnliche Versuche mitgetheilet; Davon wir schon in den vorigen Theilen dieser auserlesenen Sammlungen Meldung gethan.

Woher das Wort, Maut, komme?

Wem bei den Belehnungen die Muthscheine oder Zettel bekannt sind, und weis, daß diese eine recognition bedeuten, der sollte fast auf die Gedanken kommen, ob stammete das Wort, Maut, von muthen her. Wenn ich aber bedenke, daß der Maut vornemlich von den nassen Sachen, als Wein, Bier u. d. g. ehedem entrichtet worden, und aber ex medio aevo bekannt ist, daß *matum* oder *madum*, an statt madidum, etwas Nasses, Fliessendes und Erweichendes bedeutet: (Siehe *Isidor.* in gloss. und *Vossium* de vitiis sermonis lat. barbar. p. 499. edit. Amstel.) so wollte ich wohl das Wort Maut hiervon ableiten. Daß es nachgehends auch von andern Gütern und Waaren gebraucht worden, darinn hat es mit vielen andern Worten ein gleiches

Schik-

Schiksaal. Wer alte Exempel von Entrichtung des Mauts zu lesen verlanget, kan die schöne Sammlung von Kaisers Friderici III. diplomatibus in *Schilteri* script. rer. Germ. nachschlagen. C. D.

Neuer Versuch von der Electricität.

Ein Französischer Naturforscher, Monsieur de Sauvages, hat einige electrische Versuche, die er mit Gekähmten angestellet, durch den Druk bekannt gemacht. Er hat den Kranken einige Tage nacheinander, jeden Tag eine halbe oder Viertelstunde lang, electrisiret. Nach drei oder vier Tagen hat er einige Personen zugleich electrisiret, so, daß ihre Körper durch den Schlag eines herausgelokten electrischen Funkens erschüttert. Dieses hat er des Tags einigemal wiederholet. Die Wirkung dieser Operation kommt darauf an, daß durch das Electrisiren die Kraft in der Bewegung des Nervensafts, welche bei Gelähmten sehr verdiket ist, und sehr träge durch die Nerven lauft, vermehret wird, so, daß er die Poros in den Wurzeln der Nerven eröfnet und sich mit Gewalt einen Weg machet, wodurch die Flüssigkeit des Nervensafts wiederhergestellet, und die Lähmung gehoben wird. Diese Theorie hat der Hr. de Sauvages mit sieben Proben bestärket. Drei gelähmte Personen, wovon zwei über siebenzig Jahr alt waren, hat er völlig, die übrigen aber gröstentheils wieder hergestellet. Nächstdem versichert er, daß er an keinem Kranken die geringste schlimme Würkung von der Electricität wahrgenommen habe, ungeachtet man sie in unzählig vielen Fällen gebrauchet, ausgenommen bei Schwindsüchtigen, die schon lange mit dieser Krankheit behaftet gewesen. Denn bei diesen beschleuniget sie die Zeitigung der Geschwüre, mithin den Tod.

Mittel, wider die Schwindsucht.

Die Herren Aerzte sind gemeiniglich nicht gut auf diejenige Arzeneien zu sprechen, die man Hausmittel zu nennen pfleget. Es ist wahr, daß der Fleis und die Kunst des besten Arztes öfters zu Schanden wird, wo man von seiner vorgeschriebenen Diät auf das blose Anrathen eines alten wolerfahrnen Mütterchen abweichet, und die verordnete Medicin durch allerlei Quaksalbereien und Schmirereien entweder unterbricht, oder auch gar vermischet.

Allein mancher Arzt will nur deswegen von keinem Hausmittel das geringste hören, weil es entweder seiner Narung Abbruch tuht; oder weil er glaubet, es wären solche der Ehre seiner Kunst zuwider; oder weil er gesehen, daß 10. Hausmittel entweder nichts geholfen, oder wol gar die Krankheit verschlimmert. Hieraus machet er den Schlus, daß auch das 11te 12te und alle übrige Hausmittel zu verwerfen wären. Hierin gehet er zu weit. Das Hausmittel ist und bleibet auch eine Arzenei, oder eine förmliche Medizin. Sie wird nur deswegen ein Hausmittel genennet, weil sie von uns selbst im Hause, und nicht auf dem kostbaren Tische der Herren Apotheker zu rechte gemachet wird. Die Natur ist allemal geneigt, bereit und dazu gemachet, sich selbst zu helfen. Sie brauchet nur in den Fällen, wo sie stille stehet, oder verkehrt läuft, durch ein gewisses Hülfsmittel oder Werkzeug wieder in die rechte Bewegung oder in den gehörigen Lauf gesezzet zu werden. Dieses Hülfsmittel mag Hausmittel oder Medizin heissen; es mag in dem Laboratorio des Herrn Doktors, oder von der Köchin auf dem Herde zubereitet werden: genug, wenn es hilft, und meine Gesundheit wider herstellet.

Es wäre zu wünschen, daß es patriotische Aerzte gäbe, die sich eben so sehr auf die

die Wissenschaft der Hausmittel legeten, als auf die Fertigkeit, auf einem Beine 100. Rezepte verscheiben, und 1000. Tinkturen von der Apotheke verordnen zu können.

Aber die ehrliche Männer, die sich auf jene Wissenschaft legen, können für den leztern nicht aufkommen. Sie werden für Pedanten und Quaksalber ausgeschrien, sobald sie Hausmittel verordnen, und keine Wurzeln aus Arabia, Konchi, China und aus der Gegend vom Hellespont verschreiben. Ich glaube daß durch die einfältigen Hausmittel eben so viel methodische Kuren angestellet werden können, als methodische Lieferungen von der Apotheke geschehen. Wir reden zu einer andern Zeit davon weiter.

Folgendes Recept sol wider die Schwindsucht dienen. Diese und das leidige Podagran sind Dinge, bei denen den Herren Aerzten gar nicht wol zu Muthe wird, wenn sie davon anheben hören. Aber je schlimmer und unheilbarer diese Krankheiten sind, desto mehr Ursache hat man, diejenigen Arzeneien bekant und gemein zu machen, welche dagegen als diensam ausgegeben werden. Gegenwärtiges Mittel wider die Schwindsucht rühert von einer vornehmen Person her, deren wesentlicher Charakter eine ächte Menschenliebe ist. Selbige versichert, daß sie nicht nur selbst mit der Schwindsucht im höchsten Grade behaftet gewesen, und blos durch dieses einzige wieder hergestellet worden, sondern auch nach der Zeit an unterschiedlichen andern eine gleiche Probe der Genesung von dieser Krankheit damit gemachet habe. Aus Liebe zu seinem leidenden Nächsten wünschet dieser Freund, daß gedachtes Mittel dem Publico hiedurch bekant gemacht werden möge. Das Rezept bestehet, wie es mitgetheilet worden, unverändert in folgenden:

Mittel wider die Schwindsucht.

Nehmet einen neuen glasirten Topf, in welchen 3. Maas gehen, nebst einem Dekkel dazu, der wohl schliesset. Tuht diesen Topf und Dekkel 24. Stunden lang in kaltes Wasser, damit der Erdengeruch herausgehe. Giesset darauf 3. Maas starkes braunes Bier hinein, und tuht dazu eine kleine Hand vol Ehrenpreis, wenn er frisch ist; und eine grosse Hand vol, wenn er dürre ist. (z. E. im Winter)

Alsdann verklebe den Dekkel mit Mehl und Wasser, daß kein Dunst herausgehe.

Lasset das Bier mit dem Ehrenpreise bei einem mittelmäsigen Feuer so lange kochen, bis ein Drittel davon eingekochet ist.

NB. Damit man wisse, wie lang es kochen müsse, so merket man das erstemal die Zeit, da es ans Feuer gesezzet worden. Uber eine Stunde öfnet man den Topf wieder, und siehet zu, ob der 3te Theil eingekochet sei. Ist es nicht, mus man sich die Mühe geben, den Dekkel noch einmal zu verkleben, und über eine halbe oder Viertelstunde abermals nachsehen, und so lange damit fortfahren, bis man die Zeit lernet, die zum Kochen erfordert wird.

Wenn der 3te Theil eingekochet ist, nimt man den Topf vom Feuer, und sezzet ihn an einen kühlen Ort. Man mus aber, weil der Dekkel alsdan nicht mehr verklebet wird, eine oder 2. Servietten darüber dekken, damit das Bier nicht verrauche.

Gebrauche dieses Mittel auf folgende Art:

Des Morgens eine Stunde ehe man aufzustehen gewohnet ist, wird etwas mehr als ein Viertelmas mit einem reinen Glase, welches just so viel hält, von dem Biere aus dem Topfe geschöpfet. Dieses giesset man in einen reinen Topf, oder in ein Kruggelchen, oder in einen Napf, und lässet es auf Kohlen ganz heis werden, nicht aber sieden.

Alsdan tränket man es im Bette so heis, als man es nur leiden kan, aus einem Becher, oder starkem Glase, so viel möglich, auf einmal hinunter. Hierauf bleibet man noch eine Stunde im Bette liegen, und hält sich warm: denn man pfleget auf den Trank ein wenig zu duften.

Wenn die Stunde meist vorbei ist, nimt man eine Suppe zu sich, welche man alle Tage verändern kan. Es ist gut, solche im

Bette

Bette zu essen, weil man noch eine halbe Stunde darauf duften kan.

The oder Kaffe ist des Morgens verbotten.

Alsdan kan man aufstehen, seine Geschäfte tuhn, das Mittagmahl zu sich nehmen, des Nachmittags Kaffe trinken, welcher Nachmittags der Kur nüzlich ist, (nicht aber The, als welcher ihr zuwider), und im Sommer darauf spazieren gehen.

Des Abends wird eine leichte Mahlzeit, und zwar frühe, gehalten; und wann man zu Bette gehet, trinket man wieder ein Viertelmaas, oder ein wenig darüber von dem Biere auf dieselbige Art, wie des Morgens.

NB. Wann der Topf so weit ledig, daß man nicht mehr schöpfen kan, so neiget man ihn, und giesset das Bier heraus. Aber man mus behutsam seyn, daß die Blätter, oder das Dikke nicht mit heraus laufen.

Wenn man merket, daß nur noch einmal zu trinken in dem Topfe ist, so kochet man den Trank von neuem in demselbigen Topfe, und auf eben dieselbige Art.

Um den 7ten Tag werden zu dem Biere 2. bis 3. Kerner Sternanis, in der Mitte von einander geschnitten, hinein gethan. Wenn die Brust sehr schwach ist, kan dieses öfter geschehen.

Diese Kur wird 14. Tage, 3. bis 4. Wochen fortgesezzet, sonderlich im Maimonate, da der Ehrenpreis frisch ist, auch im August. Sie kan alle Jahre zum Präservativ wiederholet werden.

Man kan bei dieser Kur zwar essen und trinken was man sonst gewöhnt ist; doch mus auch folgende Diät dabei beobachtet werden:

Diät bei dieser Kur.

Die Stükke, davon man sich enthalten mus, sind gesalzene, gepäkelte, saure und Milchspeisen. Insonderheit sind gute Bouillons vom Kalbfleische oder Hünern sehr zuträglich.

Des Abens mus man wenig, und frühe, als um 6. oder 7. Uhr essen. Sonderlich ist des Abends allerhand Brei, nur kein Milchbrei, dienlich; fürnemlich der so genante Rokkenbrei vom groben Rokkenmehle, mit ein wenig Butter darüber. Diesen Brei kan man bei der Kur nicht zu ofte essen. Rosinen, sowol grosse als kleine sind sehr dienlich, sonderlich des Abends zur Nachtkost.

Vom Getränke kan man trinken, was man gewohnet ist, nur nicht scharfe Weine, als neue Rheinwein, oder geschwefelten Franzwein. Die ersprieslichsten Getränke dabei sind gutes Braunbier, Ptisane, alter Rheinwein, und rother Franzwein, der nicht sehr herbe ist.

Eine grosse Wohlthat des Schöpffers, daß der Mensch die Stunde seines Todes nicht weis.

Es ist überal eine grosse und wesentliche Vollkommenheit des Menschen, daß ihn der weise Schöpffer nur mit so kurzsichtigen Augen erschaffen, die gar nicht in die Ferne der künftigen Zeiten schauen können, es sey denn, daß er aus ein oder andern Begebenheiten in der Welt durch Verstand und Erfahrung muhtmaslicher Weise schliese, was für ein Ausgang und was für Würkungen daraus entstehen werden. Übrigens sind ihm, wie künftige Dinge überhaupt, also auch seine künftigen Schiksale ganz unbekannt: und dieser Mangel an Einsicht und Erkenntnis des Menschen gehöret unter seine gröste Güter, und unter die vornehmsten Wohlthaten GOttes.

Diese Welt ist nun einmal so, daß das Ubel nicht davon zu trennen ist. Der Mensch aber ist von Natur so gemachet, daß er sich immer das Beste vorstellet und wünschet. Sein beständiger Trieb ist, glükselig zu seyn. Die Hofnung immer zu meh-

mehrern oder zu neuen Glükseligkeiten zu gelangen, ist die gröste Nahrung seines Lebens. Ein Armer machet sich die Hofnung, reich zu werden, oder in bessere Umstände zu kommen. Ein Kranker hoffet bald wieder gesund zu seyn. Ein Gefangener, der auf ewig verurtheilet ist, lässet dennoch die Hofnung nicht fahren, die Freiheit einmal wieder zu erlangen. Der Streitende hoffet auf den Sieg. Der Geizige hoffet auf den baldigen Ubergang der nahrlosen Zeiten, wie er spricht, das ist: auf eine Zeit, da seine Capitalien mehr Zinse tragen, und seine Früchte auf dem Boden theuer werden. Der Jüngling hoffet alt zu werden. Der Alte hoffet lange zu leben. Mit einem Worte: ein jeder hoffet; und die Hofnung, daß es einmal besser um uns stehen werde, machet, daß wir das vergangene Ubel vergessen, und das gegenwärtige leichter ertragen.

Wie würde es aber mit uns aussehen, wenn wir das künftige Ubel, das uns begegnen wird, vorher wüsten; die vornehmste Stüze unsers Lebens, die Hofnung, würde mit uns umfallen. Schwermuth, Verdrüslichkeit, Leid, Kummer und wohl gar die Verzweifelung würde ihre Stelle einnehmen, und unser Leben würde nichts als eine beständige Marter seyn.

Ich will mich jezt nicht darüber einlassen, daß ausserdem eine ganz widersprechende Welt daraus entstehen würde, wenn der Mensch seine künftigen Begebenheiten wüste. Er würde dem Schiksale trozen, und tausend Dinge unterfangen, woraus grössere Ubel und Verwirrungen für ihn entstehen würden, als aus demjenigen, was über ihn verhänget war. Wenn ich z. E. vorher wüste, daß ein Gewitter entstehen, und mir mein Haus anzünden würde, würde ich alsdann wohl darinn wohnen bleiben? Ich würde ausziehen, und diesem Ubel würde ein neues, nemlich die marterhafte Sorge hinzu kommen, wo ich bleiben, wo ich ein neues Haus wieder bekommen solte, u. s. f.

In allen diesen wird man gern mit mir einig seyn. Aber man wird sagen: "Es wäre doch gut, wenn der
" Mensch von allen seinen künftigen
" Schiksalen nur dis einzige, seine
" Todesstunde, vorher wüste. Die-
" sen Gefallen hätte der liebe GOtt
" dem Menschen ja leicht erzeigen
" können; er wäre ja die höchste
" Güte; wie vieles aber wäre dem
" Menschen an diesem Zeitpuncte
" gelegen? dieser wäre ja das Züng-
" lein, welches den Ausschlag gäbe
" von unserm ewigen Wohl und
" Wehe. Es könnte sich alsdenn
" ein jeder darnach einrichten, und
" sein Haus bestellen. Der gütige
" Schöpffer würde dadurch verhü-
" tet haben, daß nicht leicht ein
" Mensch verdammet würde u. s. f.

Thörichter und schwacher Mensch, der du so denken kanst! welche Wol-

that ist grösser als diese, daß der weise Schöpfer dem Menschen die Stunde seines Todes verborgen? Ich will dessen nicht gedenken, daß er darüber eine gewisse angenehme Empfindung, ein gewisses Gut, nemlich die Hofnung länger zu leben einbüssen würde, wenn er die Stunde des Todes wüste: denn dieses ist noch das wenigste. Sondern es sind wichtigere Umstände, welche diese Unwissenheit des Menschen zu einer grossen Wohlthat für ihn machen. Was behielte der Mensch, der zur Thorheit und Eitelkeit und Sünde so geneigte Mensch, für Bewegungsgründe zur Tugend, wenn er den Termin seines Lebens vorher wüste? würde er nicht denken: du hast nun bis in 50, 60, 70, 80, 90ste Jahr Zeit, dreist und sicher zu sündigen; den lezten Tag, oder die lezte Stunde solst du zur Bekehrung anwenden. Welch eine zerrüttete menschliche Gesellschaft, welch eine Republik, welch eine Welt würde daraus entstehen?

Und wie sollen doch die Begriffe zusammen bestehen: **Mensch seyn, und die Stunde seines Todes vorher wissen**? würde dieses nicht eben so viel heissen, als: Creatur und GOtt zugleich seyn? oder es müste GOtt dem Menschen dieses Vermögen wenigstens durch ein Wunderwerk oder eine übernatürliche Kraft mittheilen.

Nein, bethörte Menschen! rechnet es unter eure Güter, daß ihr in so manchem Stüke, und auch in der Nachricht von einer Todesstunde so unwissend seyd. Ihr wisset, daß ihr sterben müsset. Darum richtet euren Lebenswandel so ein, daß ihr allemal freudig sterben könnet. Die Freudigkeit allemal sterben zu können, sezet ein gutes Gewissen, ein Herz voller Glauben und Liebe, und alles dasjenige voraus, was auf der Welt eure Gemüthsruhe unterhält, und ein Vorschmak von demjenigen ist, was ihr ewig zu gewarten habet.

Der ehrliche Mann, entworfen von Christian Ernst Simonetti.

(So hier auf Verlangen eingerukt worden:)

Der Grund der Ehrlichkeit ist die Menschenliebe, diese erläutert der Herr Verfasser nach ihrer Entstehungsart und natürlichen Nothwendigkeit. Der Innhalt derer hiervon handelnden Absäze ist, nach der Anzeige des Herrn Verfassers, folgender:

§. 1. In dem Menschen herrschen vergnügte und verdrüsliche Triebe, welche die angenehmen Empfindungen hervor bringen.

2. Der Mensch besizt eine natürliche Neigung zu dem Guten und Abneigung von dem Bösen.

3. Der Mensch hat einen natürlichen Trieb, sich fortdauernd glükseelig und nie unglükselig zu sehen.

4. Der Mensch besizt einen natürlich-angenehmen Trieb, sich zu erhalten, und nicht zu zernichten.

5. Der Mensch hat einen natürlichen Trieb, sich selbst zu lieben.

6. Der seinen Untergang befördert, handelt wider die Selbstliebe auf eine un-

natürliche Art. Hierbei zeigt der Herr Verfasser die Unmenschlichkeit der Selbstmörder.

7. Ein Mensch kan sich ohne Weisheit und Klugheit nicht recht lieben, und besizt einen natürlichen Trieb, die Werkzeuge seiner Glükseligkeit, wie sich selbst, zu lieben.

8. Der Mensch hat von Natur ein Gefühl der Menschheit; und wer menschlich und unmenschlich handelt.

9. Der Mensch hat einen natürlichen Trieb, andere Menschen zu lieben, wozu ihn die Menschheit reizet.

10. Was die *Menschenliebe* ist? nemlich *die reizende angenehme Empfindung, sich an der Glükseligkeit seines Nebenmenschen zu belustigen.*

11. Viele spielen mit den Worten *Menschheit* und *Menschenliebe*, um andre zu berüken.

12. Hobbes Meinung von dem natürlichen Triebe, den andern zu bestreiten, wird vorgetragen. Es entdekt derselbe 3. Ursachen seiner kriegerischen Natur. 1) das Verlangen, vor andern etwas zu haben. 2) Die Vertheidigung. 3) Die Ehre. Alle drei Ursachen widerlegt Herr Simonetti.

13. Hobbes Meinung wird untersucht, und widerlegt, in Ansehung der ersten Ursache.

14. Die Widerlegung wird fortgesezt, wegen der andern Ursache.

15. Gundlings Vertheidigung des Hobbes wird geprüft.

16. Hobbes wird ferner widerlegt in Ansehung der dritten Ursache seiner kriegerischen Natur.

17. Die Gründe, welche Hobbes für seine Meinung von der Erfahrung genommen, werden geprüft und verworfen.

18. Hierauf folgt die oben angeführte Beschreibung der Ehrlichkeit und des ehrlichen Mannes. Diesen Begrif der Ehrlichkeit desto genauer zu bestimmen, führet der Verfasser einige Arten der Ehrlichkeit an, und erklärt dieselben.

So zeigt er in den folgenden Absäzen:

19. Was das Wort ehrlich bedeutet, wenn man es dem Namen, der Geburt und dem Geschlechte beileget.

20. Die Ehrlichkeit theilet sich in die äusserliche und innerliche. Was zu der äusserlichen gehöret, und wie sie beide unterschieden seyn.

21. Das Gesez der Natur bestimmet durch die Vernunft den ehrlichen Mann.

22. Das Sinnliche kan den ehrlichen Mann wohl munter, eifrig, lebhaft, aber niemals wirklich machen.

Nunmehro kömmt der Herr Verfasser auf *die Eigenschaften des ehrlichen Mannes*, welche er aus der gegebenen Beschreibung desselben erweiset:

23. Der ehrliche Mann ist tugendhaft, ohne Zwang und eitle Absichten.

24. Der ehrliche Mann gehet mit seinen Nebenmenschen aufrichtig in Worten, Geberden und Werken um.

25. Der ehrliche Mann ist in allem gewissenhaft, gerecht und billig.

26. Der ehrliche Mann ist gesellig und eingezogen, nachdem die äusserlichen Umstände sind, darinnen er sich befindet.

27. Der ehrliche Mann ist gütig, mitleidig, barmherzig und versöhnlich.

28. Der ehrliche Mann ist sehr empfindlich, und wird leicht böse, aber auch bald wieder gut.

29. Der

29. Der ehrliche Mann wird leicht betrogen, und keiner eher, als der ehrliche Mann.

30. Der ehrliche Mann ist in seinem Unglüke unerschroken, muthig, standhaftig, und findet in seiner Ehrlichkeit und Unschuld die stärksten Mittel, die ihn beschüzen und rechtfertigen.

31. Der ehrliche Mann bleibet in seinem Glüke ein ehrlicher Mann, und verfällt niemals in den Misbrauch der Glüksgüter.

32. Der ehrliche Mann ist ein vernünftiger Mensch.

33. In dem Beschlusse der ganzen Abhandlung zeigt der Herr Verfasser die Nüzlichkeit dieser Betrachtung des ehrlichen Mannes. Es wird nemlich hierdurch eine Vorschrift zur Erlangung und Ausübung der Ehrlichkeit gegeben, zugleich auch manchem Betrüger, welcher sich einen honnet homme nennt, der Schafspelz ausgezogen. Es gibt der Herr Verfasser diesen Entwurf des ehrlichen Mannes nicht für ein vollständiges Gemälde aus, welches er aber vielleicht noch künftig verfertigen werde. Er hat für diesesmal den ehrlichen Mann nur als Mensch betrachtet, und das vorzügliche und angenehme Sittenbild desselben entworffen. Es hat sich aber der geschikte und fleisige Herr Verfasser, wenn GOtt Leben, Kräfte und Gnade verleihet, vorgenommen, den ehrlichen Mann auch so, wie er im gemeinschaftlichen Leben handelt, zu betrachten, und, wie er seinen Dienst GOtt widmet, zu erwägen. Wir erwarten diese gelehrte Abhandlungen mit gröster Begierde, indem wir glauben, es werden dieselben mit eben so grosser Einsicht und Munterkeit aufgesezet werden, als die gegenwärtige. Es werden diese Bilder des ehrlichen Mannes dem ehrlichen Herrn Simonetti desto leichter zu entwerfen seyn: da er an seinem werthen Freunde, dem Herrn Hofrath Ayrer, (welchem er gegenwärtige Abhandlung gewidmet hat) und an seiner eignen Person, ein vortrefliches Urbild des ehrlichen Mannes findet.

Abhandlung von der Würkung der Luft, auf und in die menschlichen Körper.

(Aus dem Englischen übersezt.)

Es ist die Materie bisher von den Aerzten noch nicht genugsam untersucht worden. Die Philosophen, Mathematici, Chymici, und diejenigen, welche den Land- und Gartenbau untersuchet, haben die Würkungen der Luft auf die verschiedenen Gegenstände ihrer Künste weit genauer nachgeforscht, als die Aerzte, welche sich gemeiniglich mit der Untersuchung solcher Dinge beschäftigen, die lange nicht so wichtig und so nothwendig sind. Man spüret den Eigenschaften einer Arzenei mit der grösten Sorgfalt nach, die doch selten genommen wird, und niemand bekümmert sich um die Würkungen einer Substanz, die wir täglich in uns ziehen, und in der wir leben. Die grösten Männer, deren Name bei den Aerzten heilig ist, haben mit vielem Fleise auf die Würkung der Luft in der Oeconomie der Krankheiten Acht gegeben. In einer Rede, die der Herr Arbuthnot vor einigen Jahren vor dem Collegio der Aerzte gehalten, gab er den Rath, ein Journal von dem Wetter und den herrschenden Krankheiten zu verfertigen, als wodurch man insonderheit der Nachkommenschaft sehr nuzen werde. Die nachfolgende Abhandlung des Herrn Arbuthnot wird ebenfalls ein grosses dazu beitragen können. Es sind lauter Erfahrungen, so darinnen vorkommen, und worauf er sein Urtheil blos gründet. Diesem gelehrten Manne haben wir nun folgende Abhandlung zu danken:

Das I. Hauptstük.

Von dem, was in der Luft enthalten ist.

Die Luft ist dasjenige flüssige Wesen, welches die Erde umgibt, auf welcher wir leben und Athem holen. Sie ist nicht sichtbar. Denn was wir in einem Lichtstrale sehen, der durch eine kleine Oefnung in ein Zimmer gelassen wird, ist nicht Luft, sondern Staub; es sind nur andere in der Luft schwimmende Körper. Die Luft wird von dem Gefühl empfunden, indem sie sich beweget, und den Körpern, die in ihr beweget werden, widerstehet.

Die Luft ist das vornehmste Werkzeug der Natur in allen ihren Würkungen, auf und in der Oberfläche der Erden, ausgenommen die magnetische Kraft und die Schwere. Kein Gewächs, kein Thier, es mag im Wasser oder auf Erden leben, kan ohne Luft hervor gebracht werden, leben, oder wachsen. In einem luftleeren Raume können weder Eyer ausgebrütet werden, noch Pflanzen wachsen. Wasser, das von der Luft gereiniget ist, kan den Wachsthum der Pflanzen nicht befördern, wenigstens geschiehet es sehr langsam, und noch dazu vermittelst einiger Luft, die im Wasser zurük geblieben ist. Die Luft ist das vornehmste Werkzeug in der Erzeugung der Fossilien. Alle natürliche sowohl als künstliche Arbeit, so an denselben geschiehet, kommt auf die Luft an. Ohne die Hülfe der Luft höret das Feuer und die Hize auf. Mit einem Worte, die Luft ist das vornehmste Werkzeug zur Zeugung zum Wachsthum, zur Auflösung und zur Verderbung aller irrdischen Körper. Sie vermischet sich mit demjenigen, woraus alle flüssige und dichte Körper zusammen gesezet werden, in grosser Quantität, welche alle Luft zeugen, oder von sich geben. Eine Eiche enthält den dritten Theil ihres Gewichtes an Luft. Erbsen enthalten eben so viel. Oelichte und klebrichte Substanzen geben entweder nicht so viel, oder lassen die Luft auch nicht so leicht fahren. Antimonium gibt ohngefehr 28mal so viel als sein Gewicht. Scharfe Spiritus geben bei Auflösung der Metalle eine grosse Menge. Thierische Körper sind stärker, als andere, mit Luft erfüllet. Blut gibt 33mal so viel Luft, als es Raum einnimmt, und dichte thierichte Körper geben mehr Luft, als flüssige. Ein menschlicher Calculus oder Stein gibt 645. mal so viel Luft, als er gros ist; wovon aber unten ein mehreres vorkommen wird. Jezt wollen wir nur kürzlich die hauptsächlichsten Dinge erzehlen, die in diesem wunderbaren flüssigen Wesen enthalten sind. Die Luft, so nahe an der Oberfläche der Erde ist, worauf alle Thiere leben und Athem holen, enthält die Ausdünstungen, Ausflüsse, und alles, was von den Körpern auf der Fläche der Erden abgerieben wird, wenn

diese Dinge so klein und leicht sind, daß sie in der Luft schwimmen können. Hieraus folget deutlich, daß die in der Luft enthaltene Dinge an verschiedenen Oertern der Oberfläche der Erde auch unterschieden seyn müssen.

Die Luft enthält Wasser, welches täglich ausdünstet, und täglich aus der Luft herab fällt. Wasser, welches offen in die Luft gesezt wird, dünstet in 13. Tagen einen Zoll aus. Erde dünstet in der Hize des Sommers innerhalb 40. Tagen gleichfalls einen Zoll aus. Das Wasser, wenn die Luft damit beschweret ist, fällt zurük, und in Regen und Thau auf die Erde, welches nach einer Bemerkung, die auf diesem Theile der Erdkugel angestellet worden, in einem Jahre ohngefehr 22. Zoll Regen und 3 ein halben Zoll Thau ausmachet. Der Thau fällt hauptsächlich, wenn die Sonne unter dem Horizonte ist, und bei nahe gedoppelt so stark im Winter, als in den Sommernächten. Es ist also klar, daß beständig eine grosse Menge Wasser in der Luft schwimmet. Verschiedene andere Versuche bezeugen auch eben dasselbe.

Die Luft ist vielleicht am meisten mit Wasser beladen, wenn sie klar ist. Denn wenn die Luft am schwersten ist: so steigen die Dünste am höchsten. Wenn sie aber am höchsten sind: so sind sie um so viel gereinigter, und werden besser mit den Lufttheilgen vermischet. Sie steigen wenigstens so hoch, als die Gipfel der höchsten Berge, welches aus den Wolken und dem Schnee erhellet, so man allda siehet, wo die Dünste öfters Quellen verursachen. Wenn die wässerichten Dünste sich ein wenig schwerer, als die Luft, bewegen: so sammlen sie sich in Dampf oder Wolken, und wenn die Schwere derselben von der Luft nicht länger kan unterstüzet werden; so fallen sie in einem dünnen Regen herunter. Wenn nun diese Theilgen von grösseren Höhen herab fallen: so vereinigen sie sich, und machen grosse Regentropfen; und wenn sie durch die äusserste Kälte der Luft erfrieren: so machen sie Schnee und Hagel. Wiewohl, es hat die Zeugungsart dieser Früchte der Luft mit meiner gegenwärtigen Materie keine Verbindung. Wenn vermittelst der Schwere der Luft die Dünste am höchsten steigen, und am genauesten mit der Luft vermischt sind: so kan die niedrige Gegend, darinn wir Athem holen, in Absicht auf die menschlichen Körper troken genennet werden.

Der Thau ist gleichfalls ein Theil, den die Luft enthält. Der Thau ist nicht blos Wasser, sondern ein Zusammensaz aller wässerichten, flüchtigen, öligten, salzigten Dünste, die von der Erde aufsteigen, welche man, so lange sie die Sonne beweget, nicht sehen kan, die aber, so bald die Luft kühle wird, sichtbar werden. Weil die Luft ein dünner Körper ist: so wird sie viel eher kühle, als die Erde, welche auch noch, wenn

die Sonne untergegangen, fortfähret, diese Substanz auszuschwizen, und durch die Kälte der Nacht fällt ein grosser Theil davon in Gestalt des Wassers wieder herunter. Man kan allezeit, wenn kein Wind ist, gleichsam einen Rok von diesem Dunste nahe an der Fläche der Erden bemerken. Der Thau ist eine Sammlung aller der Substanzen, die von einem gewissen Stüke Erde ausdunsten, und ist also nach dem Unterschied der Orte sehr verschieden, welches auch (wie der gelehrte **Boerhave** bemerket) die Ursache ist, daß die Chymici wegen der Theile, so der Thau in sich hält, niemals übereinstimmen, weil ihre Versuche mit dem Thau an verschiedenen Oertern angestellet worden; daher denn auch die darinn enthaltene Theile unterschiedlich sind. An einigen Orten enthält er gar sehr flüchtige und plazende Theilgen, so daß auch bei der Destillation das Glas darüber zerbrochen ist; an andern Orten ist das Glas dadurch mit den Farben des Regenbogens dergestalt bemalet worden, daß man sie nicht wieder hat heraus bringen können. Es kan also vielleicht die genaue Untersuchung des Thaues von einem jeden Orte das beste Mittel seyn, alle die Theile, so ein Boden enthält, ausfündig zu machen, die die Hize der Sonne erreichen kan.

Die Luft enthält gleichfalls die wässerichten Ausdünstungen, nebst dem riechenden und volatilischen Geiste der Pflanzen. Der Geruch vom Gewürze wird sehr weit von den Ländern empfunden, wo es wächset. Diese Ausdünstugen der Pflanzen müssen im Sommer sehr stark seyn. Nach den Versuchen des sinnreichen und fleisigen Herrn Hales dunstet.

Ein Weinstok in einem Tage	$\frac{1}{191}$	eines Zolles die ganze Fläche aus.
Eine Sonnenblume	$\frac{1}{165}$	
Ein Kohlkopf	$\frac{1}{186}$	
Ein Apfelbaum.	$\frac{1}{104}$	

Dieses macht $\frac{1}{161}$ eines Zolles in einem Tage, oder einen ganzen Zoll in 161. Tagen, so lange nemlich der Sommer währet. Nach einem Versuche desselben sinnreichen Mannes, dunstet ein Hopfengarten auf einem Morgen Landes so viel aus, als den ganzen Morgen bedeken könnte, einen Zoll in 101. Tagen. Ein Zoll dieser ausdünstenden wässerichten Substanz, die in der Luft verdünnet wird, würde also eine vegetabilische Atmosphäre (wie man es nennen mögte) von 71. Fus hoch ausmachen. Im Sommer ist die Erde ganz mit Pflanzen bedekt. Sogar das Gras stellet der Sonne eine grosse Fläche blos, und es fehlet demselben nicht an Ausdünstung. Die Hize, so von einer Ausdünstung der Pflanzen entstehet, ist an einem heissen Tage nahe bei einem Kornfelde sehr

sehr empfindlich. Blos aus dieser einzelnen Ursache, nämlich der Ausdünstung der Gewächse, mus die Luft des Sommers von der Winterluft ganz unterschieden seyn. Der Geruch einiger Pflanzen hat bei vielen Leuten ganz merkliche Würkungen. Die Oele, Salze, Saamen, und was sich unvermerkt von den Gewächsen abreibet, schwimmet in der Luft. Daß Pflanzen an einigen Oertern hervor kommen, wo sie nicht eigentlich zu Hause gehören, hat die Weltweisen sehr beunruhiget. Vielleicht kan man aus den beiden Arten der Hervorbringung der Pflanzen, nemlich aus dem Saamen und aus dem Stengel, die Ursache davon angeben; beide können in der Luft schwimmen. Da die Grösse des Stengels, aus welchem die Pflanze hervor gebracht wird, nicht eigentlich bestimmet ist; sollte denn das, was unvermerkt von einer Pflanze abgerieben worden, nicht solche Würkung haben köñen? Doch dieses erinnere ich nur beiläufig.

Erde ist auch ein Theil, so die Luft in sich enthält. Erde, die zu Asche gemacht worden, flieget in die Luft. Die Asche der brennenden Berge wird, wenn sie Feuer speien, weit weggeführet.

Salz von allerlei Art gehöret gleichfalls zu den Theilgen, so die Luft in sich fasset. Figirtes ausgegrabenes Salz kan digeriret, volatilisch gemacht werden, und in der Luft ausdunsten. Vitriolsteine müssen an die Luft geleget werden, wenn sie Vitriol hervor bringen sollen. Wenn man das Salz vom Alaun abreibet: so bekommt er in der Luft wieder frisches. Man kan an den meisten Orten von allen Wänden nitröses Salz bekommen. Die Luft gibt das Salz entweder als ein Ingrediens her, oder bringet es als ein würkendes Wesen hervor. An einigen Orten zerfrist die Luft die Ziegelsteine. Es sind gleichergestalt in der Luft die Theilgen von allen Mineralien. Gold, als das schwerste davon, kan flüchtig gemacht werden, und Quecksilber gleichfalls. Aller Rauch, so von natürlichem oder künstlichem Feuer erreget wird, verschwindet in der Luft. Die vergifteten Ausdünstungen der Bergwerke haben dieselbe Würkung, als beim Distilliren. Aller Rauch vom Küchenfeuer und alle Ausdünstung von gährenden Flüssigkeiten verschwindet in der Luft, und gehöret zu den Theilgen, die in demjenigen Wesen enthalten sind, darinn wir Athem holen.

Noch eine andere Art von Dingen, so die Luft füllen, ist die ausdünstende Materie der Thiere. Die Ausdünstung eines Menschen beträgt ohngefehr das 34ste Theil eines Zolles innerhalb 24. Stunden über die ganze Fläche des Körpers, und folglich in 34 Tagen einen Zoll. Die Oberfläche der Haut eines Menschen von mittelmäsiger Grösse beläuft sich ohngefehr auf 15. Quadratfus. Es wür-

würde folglich die Fläche der Häute von 2904. solcher Menschen einen Morgen Landes bedeken, und die ausgedünstete Materie würde diesen Morgen Landes in 34. Tagen einen Zoll tief bedeken, die, wenn sie in der Luft verdünnet würde, über dem Morgen eine Atmosphär von den Ausdünstungen ihrer Körper, die beinahe 71. Fus hoch wäre, ausmachen müste. Die grosse Menge von thierischen Ausdünstungen, die in der Luft sind, lässet sich ferner daraus abnehmen, daß alle Excremente und aller Aeser der Thiere in der Luft verschwinden, welches bei denen, die verbrannt werden, bald, bei denen, die man blos hinwirft, etwas später, und bei denen, die man begräbt; erst mit der Länge der Zeit geschiehet. Alle Theile der Aeser verschwinden doch endlich in der Luft, und vielleicht wird nur etwas weniges von den Knochen zu Erde. Eyer von Insecten schwimmen in der Luft. Fleisch, so man an einem Faden an einem Orte aufgehänget, wo keine Fliege hinkommen konnte, ist mit Maden angefüllet worden. Raupen und andere Insecten, die die Blätter der Bäume so geschwinde verzehren, werden vielleicht aus den Eyern solcher Würmer hervor gebracht, die in der Luft schwimmen. Zum wenigsten siehet man doch nicht leicht ein, wie sie in den Pflanzen selbst ihren Aufenthalt finden können. In Africa fallen Regen, die den Körpern der Menschen eine scharfe Empfindung verursachen, und man findet, daß die Tropfen derselben Insecten in sich halten. Vielleicht sind Insecten in der Luft, die das menschliche Auge nicht sehen kan. Man kan in den Theilen eines Zimmers, die von den Sonnenstralen erleuchtet sind, bemerken, daß die Fliegen bisweilen wie Habichte gleichsam als auf einen Raub schiessen.

Aus vielen Theilen der Erde steiget Schwefel in grosser Menge in die Höhe. In Bergwerken findet sich stinkender, öligter und entzündbarer Rauch. Wenn diese schwefelichten Ausdünstungen mit einigen Salzen oder metallischen Theilgen verknüpffet sind: so verursachen sie ein Plazen, und alle Würkungen des Schiespulvers, durch Erdbeben, durch Donner rc. Man hat Exempel, daß nach dem Donner schwefeligte brennende Regengüsse gefallen. Wie wir vor 3. Jahren allhier in Augspurg erfahren haben. Einige von diesen schwefeligten Dünsten scheinen durch eine von sich werffende Bewegung sehr hoch zu steigen, wie solches denn auch in einem luftleeren Raume mit grosser Geschwindigkeit geschiehet.

Die Luft, so der Oberfläche der Erden am nächsten, ist mit allen dergleichen Theilgen von verschiedener Art, und noch vielen andern, die sich unmöglich erzehlen lassen, angefüllet; und dennoch hat der weise Urheber der Natur diese so verschiedene Vermischung dergestalt eingerichtet, daß er sie den Thieren, so darinn leben,

ben, einige wenige ungefähre Zufälle ausgenommen, heilsam gemacht. Vielleicht wäre auch eine reine Luft, ohne diese darinn enthaltenen Theilgen, zur Unterhaltung der Thiere und Gewächse unbequem. Um dieses Element heilsam zu machen, hat es der weise Urheber der Natur so geordnet, daß die ganze Maase desselben mit diesen Theilgen niemals überladen wird. Zum Exempel, da die menschlichen Körper so gebauet sind, daß sie keine Ubermaase, von was für Art dieselbe auch seyn mag, als gar zu grosse Trokenheit, oder gar zu grosse Flüssigkeit, ertragen können: so findet sich ein beständiger Umlauf des Wassers in der Luft, und die Luft eines jeden Ortes enthält beinahe dieselbe Quantität davon. Die Würkung der Sonne, oder ihre äusserste Kraft auf dieselbe Fläche Landes und Wassers, und die Hize der Erdfläche innerhalb des Jahres ist einander sehr gleichförmig, und folglich ist die Quantität der Ausdünstung einerlei. Die Luft hat eine Kraft, blos eine gewise Quantität von diesem Wasser einzusaugen und zu erhalten, und die Summe dieser Quantität, die von der Luft über die ganze Fläche der Erde in Regen, Schnee oder Hagel herab fällt, ist dieselbe, obgleich durch zufällige Ursachen der Winde und Hemmung der Wolken, durch grosse Reihen Gebirge mehr von solchen Dünsten an einen Ort hingeführet werden, und allda herab fallen, als an einen andern. Dieses Wasser wird wiederum durch seine natürliche Schwere in Strömen in die See und andere Wasserbehältnisse geführet, von da es wiederum ausdünstet. Es wird blos so viel davon zurük gelassen, als zur Nahrung der Gewächse und Thiere zureichend ist. Die Feuchtigkeit dieser Körper dünstet wiederum aus, und dieser Umlauf wird beständig beibehalten. Es bleibt nur blos ein Zweifel übrig. Nemlich, da die dichten Theile der Thiere, der Gewächse, und vielleicht auch der Fossilien, meistentheils aus wässerichten Flüssigkeiten hervor gebracht werden; eine gewise Quantität aber von diesen dichten Theilen durch die gemeinen Kräfte der Natur sich nicht wieder in Wasser verwandeln lassen: ob daher nicht die dichten Körper der Erde vor den flüssigen den Vorzug bekommen, indem die ersten zu- die andern aber abnehmen? Eine gleiche Einrichtung findet sich bei den andern Dingen, die in der Luft enthalten sind. Die ausdünstende Materie der Gewächse und Thiere, die Oele, Salze und Schwefel fallen wieder herab, und kommen wieder zu den Körpern, die auf oder nahe an der Fläche der Erden sind.

Die Natur bedienet sich aller möglichen Wege, diese aus so heterogenischen Theilen bestehende Flüssigkeit in einem heilsamen Zustande zu erhalten. Ihre Theile werden durch die Hize digeriret und verdünnet; sie werden durch die Winde umgetrie-

ben und beständig beweget, als welche die Luft von verschiedenen Gegenden mit einander vermischen? es finden Gährungen unter ihnen Statt, auf welche heftige Bewegungen und Zerplazungen vermittelst des Blizens und Donnerns folgen, welches sich durch Vermischung gleicher Ingredientien in chymischen Versuchen nachahmen läst. In diesen Stürmen werden die überflüssigen und schädlichen schwefelichten Theilgen verzehret. Man hat Exempel, daß einige Oerter durch Erdbeben und Überschwemmungen bewohnbar geworden, die es vorhin nicht gewesen. Die Ausdünstung der Erde wird wechselsweise gehemmet und wieder hergestellet. Das Gefrieren der überflüsßgen Wassergüsse, und viele andere Würkungen, die der Kunst unbekannt sind, verursachen eine grosse Verschiedenheit von Würkungen. Die Luft ist das Werkzeug zu allen diesen Operationen, wenn sie durch die Kunst verrichtet werden, diese Körper von unterschiedenen Arten würken in der Luft selbst auf mancherlei unbegreifliche Weise auf einander. Viele Versuche und Bemerkungen beweisen die abwechselnde Würkung der in der Luft schwimmenden Körper auf einander, wenn sie sich einer dem andern nähern. Einige chymische Processe gehen in einer Art Luft gut von statten, und werden hingegen in einer andern Art umsonst versucht.

Ob die Natur gleich den ganzen Haufen dieser Flüssigkeit in einem heilsamen Zustande erhält: so mus es doch nothwendig geschehen, daß die Luft besonderer Gegenden, Jahrszeiten und Oerter in Ansehung des Verhältnisses der Vermischung der gedachten Theile gar sehr von einander unterschieden ist. Dergleichen Luft mus nun durch solchen Überflus oder Mangel verschiedene Würkungen auf die menschlichen Körper haben. Gar zu grosse Feuchtigkeit verursachet denselben eine Art von Krankheiten, und gar zu grosse Trokenheit eine andere: denn die Kräfte der merschlichen Körper sind eingeschränkt, und können nichts, das die Maase überschreitet, ausstehen. Eine Luft, die mit Ausdünstungen von Thieren, insonderheit von solchen, die gefaulet, angefüllet gewesen, hat oft pestilenzialische Fieber erreget, wovon man viele Exempel hat, dahin auch das gehöret, dessen Ambrosius Pareus 1562. gedenket, da dergleichen Krankheit durch Aeser erreget worden, die man in eine Grube geworffen. Eben dergleichen sind auch von einer grossen Menge toder Heuschreken oder von toden Wallfischen verursachet worden. Die Ausdünstungen einer grossen Menge verdorbener Gewächse haben in ihrer Nachbarschaft dieselben Würkungen hervor gebracht. Die Ausflüsse aus den Körpern lebendiger Menschen sind sehr verderblich. Das Wasser, worinn sich Menschen baden, stinket wie ein Aas, wenn man es aufbehält. Nach dem

Vori-

Vorigen würden weniger als 3000. Menschen, die sich in dem Umfange eines Morgen Landes aufhalten, von ihren eigenen Ausdünstungen eine Atmospär von 71. Fus hoch ausmachen, die in einem Augenblike eine Pest verursachen würde, wenn die Winde sie nicht wegführten. Hieraus läst sich herleiten, daß bei Erbauung neuer Städte die erste Absicht dahin gehen mus, sie so einzurichten; daß sie offen und luftig sind, und wohl durchwehet werden können. Vor anstekenden Krankheiten ist öfters ungemein stilles Wetter vorher gegangen. Aus dieser Ursache erreget die Luft in den Gefängnissen öfters tödliche Krankheitē. Das Schifsvolk wird in den Häven krank, das doch auf der offenbaren See gesund bleiben würde. Diejenigen, so die Aufsicht über Krankenhäuser haben, müssen hauptsächlich dafür sorgen, daß die Luft in denselben einen freien Durchzug haben könne. Da die faulenden Theile der Aeser, nach dem obigen, obgleich langsam, in die Luft geführet werden: so fragt sichs, ob dieses nicht zu einem Grunde dienen könne, daß in Kirchen keine Begräbnisse seyn sollen, und ob es nicht gut wäre, daß alle Begräbnisörter ausserhalb der Städte in die freie Luft verleget würden? Wir haben davon in dem 2ten Theil dieser auserlesenen Sammlungen p. 21. gehandelt. Nach dem obigen ist die Sommerluft von der Luft des Winters gar sehr unterschieden. Im Sommer ist die Luft oft mit der ausdünstenden Materie der Gewächse angefüllet; die eine Menge flüchtiger Spiritus und Oele hat, die vielleicht die Geister küzeln und ermuntern. Die Ausdünstung von gewisen Pflanzen ist einigen Leuten gar zu stark, und sie können den Geruch derselben nicht leiden.

Aus den Anmerkungen des Vorigen folget, daß die Luft grosser Städte von der Landluft gar sehr unterschieden ist. In den Städten findet sich mehr von der ausdünstenden Materie der Thiere, die niemals gänzlich weggewähet wird. Es sind in denselben mehr Ausdünstugen von dem Küchenfeuer. Die Erde kan darinnen nicht so stark ausdünsten, weil sie gepflastert ist, und folglich ist die Würkung dieser Ausdünstungen, sie mögen schädlich oder heilsam seyn, in beiden Fällen geringer. Obgleich die Landluft vermittelst der Winde in die Städte gebracht wird: so sind doch niemals so viele Ausdünstungen der Gewächse in den Städten, als auf dem Lande.

Von allen Theilgen, die die Luft enthält, sind den menschlichen Körpern keine schädlicher, als die schwefelichten. Der Dampf von Holzkohlen erstiket in einem Augenblike. Wenn nun die schwefelichsten Ausdünstungen gar zu überflüssig sind: so sezet die Natur sie durch den Bliz in Feuer. Einige Leute werden, ehe ein Donnerwetter oder Sturm kommt, von der Luft empfindlich gerühret.

rühret. In heissen Ländern wird das Schreken, so die Gewitter mit sich führen, durch den Nuzen verringert, denn die Einwohner davon geniessen. Es gibt schwefelichte Dünste, welche die Gewächse anzünden, und das Gras dem darauf weidenden Viehe ungesund machen. Bergleute werden oft von diesen Dünsten beschädiget. Die Anmerkungen, so über einige von den Bergwerken zu Derbyschire gemacht worden, beschreiben vier Arten von diesen Dünsten. Die erste nennen die Bergleute die gemeine Art. Man wird sie zuerst daran gewahr, daß die Flamme der Lichter rund wird, und abnimmt. Die Würkungen derselben in menschlichen Körpern sind Ohnmachten, Convulsionen und Erstiken. Die andere Art nennen sie Erbsenblütedampf. Die Bergleute halten dafür, es seyn die Ausdünstungen einer Pflanze, die tiefer wächset, als der Boden ist. Die dritte ist die schädlichste. Die Bergleute sagen, sie sehen ganz oben an dem Boden derjenigen Gänge, die von der Hauptgrube abgehen, ein rundes Ding, so gros als ein gemeiner Ballon, so mit einem Felle oder einer Haut umgeben ist. Wenn dieselbe durch einen Zufall zerbrochen wird: so zerstreuet sich die Materie, und erstiket alle, die zugegen sind. Die Bergleute, die eben keine feine Philosophen sind, glauben, es seyn dieses die Ausdünstungen ihrer eignen Leiber. Es ist solches auch nicht unmöglich, und das Oel dieser Ausdünstungen kan vielleicht das Fell oder die Haut verursachen. Die vierte Art ist der donnernde Dampf, der seiner Natur und Würkung nach dem Schiespulver, oder der Materie, die den Donner hervor bringet, gleichet. Wenn dieser Dampf sich entzündet: so tödet er mit einem Plazen, wie der Donner und das Schiespulver. Die Mittel der Bergleute dawider sind dieselben, deren sich die Natur in gleichen Fällen bedienet. Sie suchen mit der äussern Luft Gemeinschaft zu erhalten. Sie machen Löcher in den Bergwerken, bringen durch künstliche Winde und Blasbälge einen Durchzug zuwege, und sezen diese schwefelichte Dünste in Feuer. Und wenn solches geschehen; so können sie wieder in ihrer Arbeit fortfahren. Es finden sich gleichfalls in tiefen Brunnen schwefelichte Dünste, die sich von einem Lichte entzünden. In einigen ist der Schwefel mit sale ammoniaco verbunden, welcher nicht knallet. Der Schwefel selbst ist der Lunge eben nicht schädlich. Die Ausdünstungen eines schwefelichten Bodens in der freien Luft wird als eben so gesund angepriesen, wie der Luft um der Stadt Neapolis. Man mus aber dabei bedenken, daß diese Ausdünstungen, die sich in der freien und offenen Luft finden, nicht so überflüssig, und vielleicht mit andern schädlichen Salzen unvermischt sind, die sich aber bei den obgedachten häufig finden. Aus dem folgenden Theile dieser Abhandlung wird erhellen,

daß

daß der Schwefel der Luft die Elasticität benimmt.

Metallische scharfe Salze, die von gewissen Stüken Erde ausdünsten, und ihrer Schwere wegen nur zu einer gewissen Höhe hinan steigen, sind äusserst schädlich, wenn sie mit dem Athem angezogen werden. Sie ziehen die Bläsgen zusammen, oder machen das Blut den Augenblik in den ganz feinen Aedergen gerinnend, die längst den Flächen der Lungenbläsgen hinkriechen, welche sehr dünne Häute haben, und von der äusserlichen Luft unmittelbar berühret werden. So ist der tödliche Dampf in der **Grotto del Cane** nahe bei Neapolis beschaffen.

Einige haben geglaubet, die Pest käme von unsichtbaren Insecten. Dieses kömmt mit vielen Dingen überein, die man in dem Fortgange oder der Fortpflanzungsart dieser Krankheit gewahr wird; es kan aber hergegen mit vielen andern nicht zusammen geräumet werden. Dieses sind einige wenige Folgerungen, die mir zuerst eingefallen, die sich auf die gegenwärtige Materie beziehen, und die aus der Betrachtung von denen in der Luft enthaltenen Theilgen hergeleitet sind. Da die Luft ein aus vielen von einander unterschiedenen Theilgen bestehender Körper ist: so könnten noch viele andere von gleicher Art gemacht werden, welches aber die Kürze dieses Versuchs nicht verstatten will. Ich schreite zur Betrachtung der Eigenschaften der Luft.

Das II. Hauptstük.

Von den Eigenschaften der Luft.

Die erste Eigenschaft der Luft ist die Flüssigkeit, welche durch keine bisher noch bekannte Kraft der Kunst oder Natur kan aufgehoben werden. Sie behält ihre Flüssigkeit auch in einer Kälte, die 44. Grade stärker ist, als eine natürliche Kälte. Von dem Funkeln, welches **Boerhaave** in der Luft, die von den Sonnenstrahlen erleuchtet war, bemerkte, glaubte derselbe zwar anfänglich, daß es von einer Erfrierung in der Luft herrührte; er hat aber nachgehends entdeket, daß es von wässerichten Theilgen entstanden, die in der Luft geschwommen. Keine Verdichtung, Gährung, noch Gerinnung von Vermischungen hat jemals da, wo sich Luft befindet, die Flüssigkeit derselben aufgehoben, welche Eigenschaft einem Elemente schlechterdings nöthig ist, worinn Pflanzen und Thiere wachsen. Kein Gewächs und kein Thier kan seine Fäsergen in ihrer natürlichen Gestalt anderswo ausbreiten, als in einer Flüssigkeit, die der Verlängerung seiner Fäsergen auf gleiche Art widerstehet. Der Druk der Dunstkugel hält die Fäsergen sowohl der Gewächse, als auch der Thiere, in gewise Gränzen ihres Wachsthums. Da sie allezeit flüs-

sig ist: so ist ihr Druk auf jeden Theil der Flächen derselben gleichen. Wenn man also einem menschlichen Geschöpfe die gehörige Gestalt geben will, wornach die Natur sich bestrebet: so mus es von dem Druke aller harten Körper so frei, als möglich, gehalten werden. Weil menschliche Geschöpfe den grösten Theil ihres Lebens sich auf den Füssen befinden, welche nur einen kleinern Theil der äussern Fläche des ganzen Körpers ausmachen: so erhalten sie eine bessere Gestalt, und die Füsse, so den Druk des ganzen Körpers aushalten, bekommen Schwielen. Wenn ein menschliches Geschöpf allezeit läge: so würde es seine ordentliche Gestalt nicht bekommen. Einschränkung durch Schnüren oder enge Kleider mus die natürliche Gestalt verderben oder verändern. Wie solches in dem 1sten Theil dieser auserlesenen Sammlungen p. 315. ausführlich bewiesen worden. Weil das Wasser eine weit dichtere Flüssigkeit ist, als die Luft: so läst es Körper weit grösserer Thiere zu, trägt sie, und hält sie zusammen, als die Luft.

Die Theilgen der Luft lassen sich durch kein Vergrösserungsglas erkennen, ob sie gleich grösser seyn mögen, als die Theilgen des Lichts. Sie reflectiren das Licht nicht in sichtbaren Winkeln.

Ohngeachtet der Kleine der Lufttheilgen gehen doch verschiedene Flüssigkeiten, so dichter sind, als die Luft, da herdurch, wo die Luft nicht durchkommen kan. Oel dringet durch Leder, welches die Luft abhält.

Eine andere Eigenschaft der Luft ist diese, daß sie schlüpfrig ist, oder durch die kleinste Gewalt kan getheilet werden; vermittelst dieser Eigenschaft bewegen sich die Thiere in derselben, ohne sonderlichen Widerstand. Wenn man Versuche von der Geschwindigkeit der Bewegung der Vögel und Fische hätte: so könnte man das Verhältnis ihrer Kraft bestimmen. Vögel und Fische bewegen sich durch ihre beiderseitige Elemente auf einerlei Weise. Die Fische sind die Vögel des Wassers. Fische gehen durch ein Element, welches 800mal dichter ist, als die Luft. Aus dieser Ursache müssen sie auch eine Kraft anwenden, die dem stärkern Widerstande des Medii gemäs ist. An der andern Seite wird ein grosser Theil der Kraft der Vögel angewand, ihre Körper in einem weit dünnen Medio zu unterstüzen; dahingegen die Fische mit dem Wasser, darinn sie schwimmen, ein gleiches Gewichte haben. Es hat aber auch die Luft einen gewisen Grad der Zähigkeit, vermittelst welcher die Theile einander anziehen, wie solcher aus der spärischen Figur der Wasserblasen erhellet, die sich einander anziehen, und zusammen laufen. Zu gleicher Zeit scheinen auch die Theilgen der Luft, vermöge ihrer Elasticität, in andern Umständen eine Kraft des Abreibens oder Voneinan-

einanderfliehens zu besizen. Die beiden Eigenschaften können wohl mit einander bestehen, wie man am Lichte siehet.

Der Widerstand der Luft ist sehr merklich in Körpern; die geschwinde durch sie beweget werden, oder wenn sie sich geschwinde gegen die Körper beweget. Der Widerstand im ersten Falle nimmt in einem gedoppelten Verhältnisse gegen die Geschwindigkeit des sich bewegenden Körpers zu, das ist, der Widerstand ist 100 mal so gros, wenn die Geschwindigkeit nur 10mal ist. Wenn also leichte Körper mit grosser Geschwindigkeit beweget werden: so wirft sie der Widerstand der Luft in eine andere Richtung wieder zurük.

Da die Luft flüssig und schwer ist: so drüket sie auf die äussere Fläche eines menschlichen Körpers mit eben demselben Gewichte, als eine Säule von Mercur, deren Basis der äussern Fläche eines menschlichen Körpers gleich ist, und deren Höhe des Barometers etwa eines mittelmäsig grossen Menschen, mit einem Gewichte von 32,000 Pfund; und da es möglich ist, daß die Luft ihr Gewicht um 1. Zehentheil verändert: so mus ein solcher menschlicher Körper zu verschiedenen Zeiten mit 3200. Pfund mehr oder weniger gedrüket werden; und wenn die Höhe des Mercurs nur auf einen Zoll verändert wird: so macht der Unterschied über 1000. Pfund aus. Dergleichen Veränderungen haben beides auf flüssige und dichte Körper starke Würkungen. Da aber das Gegengewicht zwischen der Luft inn- und ausserhalb des Körpers, durch die freie Gemeinschaft, so zwischen ihnen ist, gar geschwinde ersezet wird: so leidet man dergleichen Veränderungen, ohne einige empfindliche Unbequemlichkeit.

Die Luft ist ein flüssiges Wesen, so beständig beweget wird. Man kan in dem Theile einer Stube, so von einem Sonnenstrahle, der durch ein kleines Loch hinein kommt, sehen, daß die Körper, so in der Luft schwimmen, in beständiger Bewegung sind. Wenn man durch Teloscopia siehet: so bemerket man eine beständige wellenförmige Bewegung. Diese Wallungen der Luft würken auf kleine und zarte Körper, wiewohl nicht so sehr, daß ihre Figur dadurch verändert würde. Wenn die Luft in Körper dringet, oder aus denselben heraus gehet: so theilt sie sich anfänglich nicht in ihre kleinste Theilgen, sondern sammlet sich in Blasen. Und die Natur der Luft ist so beschaffen, daß die kleinste Quantität davon, vermittelst ihrer Elasticität, die Kraft der ganzen Atmosphär hat. Wenn Luftblasen in den Hölungen der Gefässe menschlicher Körper entstehen: so müssen sie erstaunliche Würkungen hervor bringen.

Die Luft ist ferner von der Beschaffenheit, daß sie sich zusammen-

drüken läst, und ist elastisch. Sie kan in Räume zusammengedrüket werden, die mit den auf ihnen liegenden Gewichten ein abwechselndes Verhältnis haben, und sie breitet sich wiederum aus, nachdem die drükende Kraft weggeräumet wird. Haben die drukenden Gewichte ein Verhältnis, als 1, 2, 3: so haben die Räume, darinn die Luft zusammengedrükt ist, ein Verhältnis, als 1, ein halb, 1. Viertel, folglich nimt die Dichte der Luft in richtigem Verhältnisse mit den drukenden Gewichten zu. Je näher man also bei der Fläche der Erde ist, desto dichter ist die Luft, wegen der grössern Höhe der Säule der darauf liegenden Luft. Kömmt man höher: so breitet sich die Luft vermittelst ihrer elastischen Kraft aus, und wird dünner, indem allda so viel von der darauf liegenden Last weniger ist. Wenn die ganze Luft von gleicher Dichte wäre: so würde die Höhe der Atmosphär nicht über 5. Meilen ausmachen, und wenn man 900. Fus hoch gestiegen; so würde der Mercur einen Zoll sinken, u. s. w. Ich würde den erstern nur dasjenige wiederholen, was sie schon wissen, und mich vergeblich bemühen, die andern dasjenige zu lehren, was sie nicht begreiffen können.

Aus der verschiedenen Dichte der Luft in höhern oder niedrigen Gegenden entstehen eben dieselben Würkungen auf die Einwohner dieser Länder, als die aus den obgedachten Veränderungen der Schwere der Luft herrühren.

Die Elasticität der Luft ist eine Kraft, die ihrer Schwere gleich kommt. Die kleinste Luftblase hält vermittelst ihrer Elasticität der ganzen Atmosphär von gleicher Dichte das Gegengewicht. Vermittelst dieser beiden Eigenschaften, der Schwere und der Elasticität, und der Veränderungen derselben bringet die Luft grosse Würkungen auf die menschlichen Körper hervor. Hierdurch geschiehet das Athemholen, hierdurch wird das Gleichgewicht zwischen der äusserlichen Luft, und der, so sich innerhalb der Gefässe der Körpers befindet, erhalten.

Wahre Luft verlieret ihre Elasticität niemals, ob sie gleich dieselbe blos alsdann auslässet, wenn sie durch ihre Elasticität in eine Maase gesammlet ist. Sie dringet in die Räume der Säfte, die nicht genugsam mit Luft gesättiget sind, und da bleibet sie in ihren kleinsten Theilen, gleichsam als in einem befestigten Zustande, vertheilet. Wenn sie aber durch Hize ausgedehnet, oder der darauf liegende Druk weggenommen wird: so sammlet sie sich in grösseren Maasen, und äussert ihre Elasticität nach dem Verhältnisse der Verminderung des daraus liegenden Drukes.

Die flüssigen und dichten Theile der Thiere enthalten nach Proportion mehr Luft, als einige andere Substanzen. Hirschhorn gibt ein

Sie-

Siebentheil seiner ganzen Substanz, oder 234mal so viel als seine Grösse in der Luft. Ein menschlicher Stein kan durch Feuer fast ganz ausdunsten. Die flüssigen Theile der Thiere enthalten nicht so viel Luft, als die dichten; doch enthalten sie mehr Luft; als alle andere wässerichte Flüssigkeiten. Blut enthält 1 Sieben und zwanzigsttheil seines Gewichts in der Luft, und 33mal so viel als seine Grösse, dahingegen 54. Zoll Brunnenwasser nur 1. Zoll Luft gibt.

Eine gedoppelt dichte Luft hat auch eine gedoppelte Kraft. Denn wenn Luft von einer gewisen Dichte den Mercur in dem Barometer 28. Zoll in die Höhe treibet: so treibet ein gleicher Raum, der mit gedoppelt dichter Luft angefüllet wird, den Mercur auf 56. Zoll. Hize vermehret die Elasticität der Luft.

Die Hize kochendes Wassers vermehret die elastische Kraft der Luft ein Drittheil, wenn die Luft verschlossen ist, oder dehnet sie in einem Raum aus, der um 1 Drittheil grösser ist, wenn sie Freiheit hat. Ist die Luft noch einmal so dicht: so würket derselbe Grad Hize mit einer gedoppelten Kraft auf sie. Kälte vermehret gleichfalls die Elasticität der Luft, indem sie ihre Dichte oder ihr Gewicht vermehret, womit ihre elastische Kraft ein Verhältnis hat.

Aus dem, was bisher von der Elasticität der Luft gesaget ist, welche auch die kleineste Maase derselben hat, und zwar so, daß sie fähig ist, dem Druk der ganzen umher liegenden Atmosphär zu widerstehen, kan man die grosse Kraft der heissen und elastischen Luft in den Hölungen des menschlichen Leibes einsehen. Ob aber Luftblasen in den Gefäsgen der menschlichen Körper können erzeuget werden? das will ich eben nicht gänzlich bestimmen. Man hat indessen grosse Wahrscheinlichkeit, daß Luftblasen in Röhren dringen können, die allerlei Flüssigkeiten selbst denen Röhren zubringen, die Wasser führen, und ihre Würkungen sind bekannt genug. Es ist gleichfalls gewis, und man weis es aus häufiger Erfahrung, daß sich an den äussersten Theilen des Körpers Schmerzen finden, die von Blähungen herzurühren scheinen, und ich habe oft wahrgenommen, daß, wenn diese Theile gerieben worden, eine grosse Menge Winde aus dem Magen durch den Mund hervorgegeben worden, wornach der Kranke sich gebessert. Die Luft ist nicht an den Gesezen der Circulation gebunden. Sie bricht aus, wo sie ein Luftloch findet. Die Kraft einer Luftblase ist stark genug, eine Spannung und einen Schmerz zu erregen, wie solches aus dem, was schon gesaget worden, erhellet.

Es ist gleichfalls wahrscheinlich, daß durch eine heisse und elastische

Luft Spasmi und Convulsionen oder verschlossene Dünste erreget werden können. Die Zufälle der Thiere in einem luftleeren Recipienten sind Convulsionen. Sobald als solche Thiere, durch alle in ihnen befindliche Oefnungen, die Luft in so weit von sich gegeben haben, daß die Luft, so noch in ihren Gefässen ist, der dünnern Luft, so sie umgibt, das Gleichgewicht hält, schienen sie sich einen Augenblik wieder zu erholen, bis sie durch eine neue Aussaugung der Luft wieder in den vorhin gemerkten Zustand gerathen. Einige zärtliche Personen pflegen bei einem plözlichen Fallen des Mercurs in dem Barometer ohnmächtig zu werden, welches sie in eben den Zustand als die Thiere bei der ersten Aussaugung der Luftpumpe sezet.

Menschliche Creaturen können in einer Luft von verschiedener Dichte leben. Die Luft kan an einem Orte 1 Sechzehntheil an der Dichte oder Schwere unterschieden seyn, so viel verändert sich die Höhe des Mercurs. Was aber noch mehr ist, menschliche Creaturen können so gar in einer Luft leben, da die Veränderung ihrer Dichte noch einmal so stark ist. Nemlich unten in den Bergwerken, wo der Mercur auf 32. Zoll stehet, und oben auf den Spizen der höhesten Berge, allwo, wenn ihre perpendiculaire Höhe 3 Meilen ausmachet, der Mercur nicht viel über 16. Zoll stehen mus.

Obgleich Menschen einen solchen Unterschied des Druks ausstehen können, indem bei der gemeinen Veränderung der Schwere der Luft an demselben Orte, der Unterschied des Druks auf einen Körper von ordentlicher Grösse 3600. Pfund, und der Unterschied der Höhe unten in den Bergwerken, und oben auf der Spize der Gebirge 18,000. Pfund ausmachet: so mus doch ein solcher Unterschied des Druks auch eine grosse Veränderung in der Spannung der Fibern, und der Ausdehnung der flüssigen Theile eines menschlichen Körpers verursachen. Bei einem schwereren Gewichte der Luft werden die Fibern stark gepresset, und die Flüssigkeiten werden dichter. Und wenn, wie ich vorhin bemerket, keine freie Gemeinschaft zwischen der äussern Luft, und der, so in den thierischen Flüssigkeiten enthalten ist, wäre: so würden diese Veränderungen unerträglich seyn. Der Mensch würde in eben denselben Zustand gerathen, als ein Thier in der Luftpumpe, wann die Luft halb heraus gesogen worden, das Blut würde aufkochen, und sich, nachdem sich der Druk der äussersten Luft verminderte, ausdehnen. Allem diesem aber wird durch die geschwinde Austreibung und Zulassung der Luft aus und in den Körper vorgebeuget.

Es ist wahrscheinlich, daß die Verminderung der Kraft des Drukes der äussersten Luft, wenn die Fibern gespannet werden, eine Schwäche

in

in der Bewegung der Muskeln verursachen mus, welches die Ursache ist, warum einige Leute geglaubet, sie hätten einen kürzern Athem, wenn sie auf die Gipfel der Erde hinauf stiegen; die wahre Ursache aber ist die Verminderung des Druks der Luft auf die Muskeln; die einen auch bei einer geringern Bemühung ausser Athem sezet, und vielleicht kan auch das Ubergewichte der Luft in der Brust einige Würkung haben.

Der Druk der Luft auf die Lunge ist nicht so stark, als er von einigen berechnet worden. Er hat aber doch beständig einige Stärke, und die Veränderung 1 Zehntheil seiner Kraft auf die Lunge mus einigen Unterschied in der Sauberung des Bluts, wenn es durch die Lunge gehet, verursachen, als welche das Hauptwerkzeug zu der Hervorbringung des Bluts ist. Die Veränderung des Druks der Luft in ihrer Schwere und Elasticität mus gleichmäsige oscillirende Bewegungen in den flüssigen und dichten Theilen der menschlichen Körper hervor bringen. Und wenn die Ausflüsse stark und häufig sind: so müssen solche grosse Bewegungen der flüssigen und dichten Theile grosse Veränderungen in den menschlichen Körpern würken. Weswegen man aber gar nicht nöthig hat, zu verborgenen Eigenschaften der Luft seine Zuflucht zu nehmen. Es ist eine Art von Tortur, deren man sich (wo ich mich recht besinne) bei der Inquisition bedienet. Man lässet nemlich den Körper sehr stark schwizen, und deket ihn alsdann plözlich auf, welches die heftigsten Schmerzen und fieberhafte Zufälle zuwege bringet. Weil die Berührung der Luft nur sanft und gelinde ist: so schadet solches den animalischen Fibern nur wenig. Wenn aber die Fibern wechselsweise stark gepresset und wieder losgelassen werden: so kan solches Veränderungen hervor bringen, die dieser Tortur ähnlich sind. Und dergleichen Veränderungen lassen sich nicht nur durch die Abwechselungen der Schwere und Elasticität der Luft; sondern auch durch ihre Hize, Kälte, Feuchte und Trokene verursachen, als wovon ich in dem Folgenden handeln werde.

Das III. Hauptstük.
Von den zufälligen Eigenschaften der Luft.

Ich nenne die Flüssigkeit, Schwere, Elasticität 2c. wesentliche Eigenschaften der Luft, weil sie in ihrer ganzen Maase, und in einem jeden Theile derselben ihren beständigen Siz haben. Hize, Kälte, Trokene und Feuchte, nenne ich lieber zufällige Eigenschaften, weil sie, wenn man es in dem gewöhnlichen Verstande nimmt, veränderlich sind, und weder dem Ganzen, noch dem Theilen beständig anhangen.

Die Luft mus vermittelst dieser veränderlichen Eigenschaften der Hize, Kälte, Trokene und Feuchte nothwendig eine grosse Menge Veränderungen in den menschlichen Körper zuwege bringen.

Man stelle sich vor, daß eine beständig warme Flüssigkeiten, wie das menschliche

che Blut ist, in einer dünnen und biegsamen Maschine von Röhren, zu welchen die äusserliche Luft durch unzähliche Gänge kan zugelassen werden, eingeschlossen sey. Man stelle sich ferner vor, daß diese Maschine mit seiner eingeschlossenen Feuchtigkeit, so durch unzähliche Gänge heis heraus dünstet und rauschet, seine Lage verändere, sich bald inn- bald ausserhalb Hauses befinde, der kalten, heissen, trokenen, nassen Luft, und der ganzen Menge Veränderungen, so in diesem Elemente vorgehen, blos gestellet werde. Es machen alsdann die Veränderungen, so dieser Maschine wiederfahren, noch nicht den zwanzigsten Theil von denenjenigen aus, welche den menschlichen Körpern begegnen. Diese werden ausser den würklichen Einflus der umher befindlichen Luft durch die Veränderungen noch von einer schmerzhaften oder angenehmen Empfindung gerühret, deren Vermeidung oder Genus aber nicht allemal in ihrer Macht stehet.

Ein gewiser Grad Hize, der noch nicht stark genug ist, dichte thierische Theilgen aufzutroknen, oder zu verderben, macht die Fiebern länger und schlaffer. Daher kommt die Empfindung der Mattigkeit und Schwachheit an einem heissen Tage. Die vorhin gedachte Würkung, daß die Fiebern durch die Hize schlaff und die Flüssigkeiten ausgedehnet werden, kan man deutlich sehen und fühlen: denn in heissen Wetter schwellen die äusserlichen Theile der menschlichen Leiber, und sind diker als in kaltem. Man hat verschiedene Versuche, die eben dasselbe beweisen; es ist aber unnöthig, sie allhie zu berühren.

Sehr heise Luft ist fähig, thierische Substanzen zu einem Stande der Fäulung zu bringen, und ist insonderheit der Lunge schädlich. Das Blut ist kälter in den Venen, als in den Arterien, und läuft in den rechten Ventriculum des Herzens zurük, wo es durch eine frische Vermischung mit dem Chylo noch kälter gemacht wird, welcher kälter ist, als Blut; allein wenn es wieder durch die Lunge läuft: wird es dermassen erhizet, daß es an zu schäumen fängt. Die äussere Fläche der Lungengefässe ist der äusserlichen Luft blos gestellet, welche einen freien Zugang zu denselben hat. Die Abkühlung durch eine kalte Luft ist der eine Gebrauch der Luft beim Athemholen, wiewohl nicht der hauptsächlichste. Wenn aber diese äusserliche Luft um viele Grade heisser ist, als die Substanz der Lunge, so müssen dadurch nothwendig beides die dichten und flüssigen Theile verderbet werden und verfaulen. Und dieses wird durch einen Versuch wahr befunden. Denn in eines Zukerbekers Trokenkammers, wo die Luft 146, oder 54 mal heisser als ein menschlicher Körper war, starb ein Sperling in 2, und ein Hund in 28. Minuten. Davon in den vorhergehenden Theilen ausführlich gehandelt worden.

Man hat einige Versuche, welche anzuzeigen scheinen, daß Luft, die auf einem gewisen Grad und zwar noch stärker als siedend Wasser erhizet und abgekühlet worden, und dabei alle ihre gemeinen Eigenschaften der Schwere und Elasticität behält, etwas verlieret, so daß sie zur Respiration unbequem gemacht wird. Ich sollte aber mit dem sinnreichen Herrn Hales wohl glauben, daß in den gemachten Versuchen die Luft durch die giftigen Dünste der Körper, wodurch sie beim Erhizen gegangen, angesteket worden. Denn Luft, die durch heisses Glas gegangen war, hat kein Thier getödet, wie die that, welche durch Holzkolen gegangen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist gewis, daß Luft, die durch schwefelhafte Strahlen von Lichtern, oder thierischen Körpern erhizet worden, einen Theil ihrer Elasticität verlieret, und zu animalischen Verrichtungen ungeschikt wird, wie zum Exempel die Luft, darinn vornehme Leute einen grossen Theil ihrer Zeit zubringen. Doch hievon nachgehends ein mehrers.

Eine

Eine andre grosse Würkung der Luft auf menschliche Körper ist diese, daß nach den Graden derselben die Quantität der Ausdünstung merklich und unmerklich eingerichtet wird. Aus gehaltenen Tagebüchern erhellet, daß die Ausdünstung in Engelland allen andern Excretionen kaum gleich kommt, und daß die Ausdünstung des Sommers beinahe gedoppelt so stark sey, als des Winters; da hingegen die Ausdünstung der Luft in Padua das ganze Jahr herdurch sich gegen alle andre Excretionen wie 5 zu 3 verhält. In heissern Ländern ist das Verhältnis vielleicht noch grösser. Dis mus nach verschiedenen Himmelsgegenden einen grossen Unterscheid der Beschaffenheit menschlicher Körper und Krankheiten verursachen. Da der wässerichte Theil des Bluts durch Schweis, oder in die Sinne fallende Ausdünstung weggeführet wird, welches in heissen Ländern viel stärker geschiehet, als in kalten und gemäsigten; so mus dadurch das Crassamentum, oder die rothe Maase des Bluts desto mehr zunehmen; und ein Arzt, der seine Wissenschaft in solchen Ländern getrieben, hat mich versichert, daß das Blut allda, wenn es durch Aderlassen abgezapfet worden, gemeiniglich schwarz und dicht ist. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß die Menge Gewürze, deren sich die Einwohner heisser Länder bedienen, ihnen keinen Schaden verursachet. Ich habe aber auch hinwiederum erwogen, daß die Natur weise ist, und diese einheimische Pflanzen nicht würde hervorgebracht haben, wenn sie nicht nüzlich u. nöthig wären, und zwar vielleicht das Blut zu verdünnen, welches durch die grosse Quantität einer sichtbaren Ausdünstung seiner Flüssigkeit beraubet wird, und die volatilischen und ölichten Theile wieder zu ersezen, die dem Blute beides durch merkliche und unmerkliche Ausdünstung abgehen.

Ich möchte gleichfalls wohl bemerken, daß die würkliche Quantität einer animalischen Flüssigkeit, so durch die Ausdünstung weggeführet wird, niemals gewogen werden kan. Denn da es klar ist, daß die äusserliche Luft in die Poros des Körpers dringet, und zuweilen von dem Thiere eingesogen und verschluket wird: so ist die Quantität der ausdünstenden Materie blos die Differenz von dem, was über die ordentliche Quantität der Luft eingesogen wird. Ein mehreres davon in dem folgenden Theile dieses Capitels.

Winde machen die Luft nicht durch ihre Bewegung kalt, sondern dadurch, daß sie die Luft kälterer Gegenden mit sich bringen. Das Thermometer wird durch keine Winde, noch durch das starke Blasen eines Blasebalges verändert, wenn nicht durch Eis, oder einen andern Körper, der kälter, als die Luft ist, geblasen wird. Ein solches Blasen verursachet, daß das Thermometer fället. Die reissende Bewegung grosser Stürme beweget und erhizet die Luft vielmehr. Allein Winde kühlen thierische Körper ab, indem sie die heissen Ausdünstungen wegtreiben, die sie umgeben. Man seze, die Hize eines thierischen Körpers sey 90, und die Hize der Luft 48. Grad: so wird der thierische Körper dadurch, daß der heisse Dunst weggetrieben wird, mit einer Atmosphär von 48. umgeben, da denn mehr als die Helfte seiner natürlichen Hize innerhalb einer Stunde weggenommen wird. Wenn man also nach starken Leibesübungen in einer kalten Luft bleibet, so kan solches eine Ursache grosser Krankheiten und insonderheit dererjenigen werden, welche die Lunge angreifen, als Entzündungen, Engbrüstigkeit, Flüsse. Da diese Veränderung ihrer Atmosphär, wie gesagt, bei jeder Secunde geschiehet; so ist es eben so gut, als wenn zu einer jeden solchen Zeit ein kaltes Kleid angezogen würde.

Da nun an der andern Seite menschliche Körper durch eine Luft können abgekühlet werden, die kälter ist als ihre eigene Mischung, welches vielleicht hiedurch

noch eher, als durch sonst ein andres Mittel geschehen kan: so kan die äusserliche Luft zur Mäsigung einer fieberhaften Hize mit grossem Nuzen angewendet werden, und zwar so, daß es mit Sicherheit geschehen kan. Dis ist aus der Erfahrung bei entzündenden Krankheiten, z. E. bei den Kinderblattern, bekannt. Keine innerliche genommene Feuchtigkeit kan das menschliche Geblüt so bald kühlen, als eine kalte Luft. Kochendes Wasser kan durch kalte Luft gar bald wieder zu seiner eignen Temperatur gebracht werden. Wenn zwo Flüssigkeiten von gleicher Dichte, und ungleichen Graden Hize in gleichen Quantitäten vermischet worden; so wird dadurch die Hize des Ganzen den Augenblik auf die Helfte herunter gebracht. Eine nicht so dichte Flüssigkeit, als Luft, brauchet länger Zeit, diese Würkung hervor zu bringen, und die Luft kühlet das Blut durch ihre Berührung oder Zulassung zu der äusserlichen Fläche der Haut, oder der Lunge. Es entstehet ein unsäglicher Schade daraus, wenn man die Luft in dem Zimmer einer fieberhaften Person zu heis hält; denn der Patient wird dadurch des Vortheils beraubet, durch kalte Luft sich von den üblen Würkungen der animalischen Dünste zu erholen, die die Luft verderben und ihre Elasticität aufheben, wie aus dem, was ich nachhero sagen werde, erhellen wird. Es ist aus der Erfahrung bekannt, daß Patienten in Fiebern sich nach der kalten Luft sehnen, und ihre äussersten Kräfte anwenden, an dieselbe zu gelangen, wenn sie auch nur blos desfalls aus dem Bette kommen. Ich bin der Meinung, es sey eines der Hauptstüke eines guten Verhaltens bei entzündenden Krankheiten, wenn die Luft in dem Zimmer eines Patienten oft verneuert und abgekühlet wird, wenn man derselben durch Oefnung der Thür, der Bettvorhänge, und in einigen Fällen auch der Fenster einen freien Zutritt gibt, oder sie auch durch Röhren herein läst, und dadurch die heisse Atmosphär und den Patienten verändert, so daß dadurch die Absicht eine gehörige Quantität von Perspiration beizubehalten, erreichet werde. Durch eine ängstliche Sorgfalt einfältiger Ammen in diesem Stüke wird die Krankheit heftiger, langwieriger und gefährlicher. Dieser Irrthum ist aber noch weit gefährlicher bei starken, gedrungenen und schweren, als bei schwachen Körpern; denn die Hize wird nach Verhältnisse der Dichte der Körper beibehalten.

Die Würkungen der kalten Luft können aus demjenigen, was von der heissen Luft gesagt ist, geschlossen werden. Da die Kälte eine Beraubung, oder eine Erniedrigung gewiser Stuffenhize ist: so verursachet sie auch eine gleichmäsige Verminderung der Hize, oder der gegenseitigen Eigenschaften. Kalte Luft ist die unmittelbare Ursache des Frierens. Es fänget zuerst in der Luft an, indem die wässerichten Theilchen in derselben gefrieren. Die Würkungen dieser Kälte reichen bisweilen nicht so weit als bis an die Oberfläche der Erde, so daß das Wasser auf derselben frieren sollte; wie im Sommer der Hagel und dergleichen Ungewitter, als derjenige zum Exempel, der 1672. in Sommersetshire und Oxfordshire fiel, und den Gewächsen so schädlich war, wobei sich aber auf der Erde kein Frost fand. In Fahrenheits Thermometer fängt das Frieren bei 32. an. Nimmt es zu, so fällt der Spiritus Vini bis 0, welchen Grad thierische Körper kaum aushalten können. Ein künstliches Frieren bringt den Spiritus noch tiefer herunter. Pflanzen können grössere Graden von Kälte aushalten, als Thiere, und dennoch leiden dieselben bisweilen durch die Winterkälte gar sehr, wie zum Exempel 1685. und 1750. in einigen Ländern geschahe. Dis kommt aber daher, weil menschliche Geschöpfe wider die rauhe Luft Schuz zu finden wissen.

Die Kälte verdiket die Luft nach dem Verhältnisse ihrer Grade. Sie ziehet die animalischen Fiebern und Flüssigkeiten zusam-

zusammen, welche, so weit die Kälte reichet, dichter sind als sonsten. Die Kälte presset die Fiebern nicht nur durch ihre verdichtende Eigenschaft, sondern auch durch das Gefrieren der Feuchtigkeit der Luft, welches schlaff machet. Eine heftige Kälte hat auf menschliche Körper die Würkung eines Stachels, sie bringet anfänglich eine anstekende Empfindung hervor, und nachgehends eine glühende Hize, oder einen kleinen Grad einer Entzündung in den Theilen des Körpers, welche denselben blos gestellet sind. Wenn sie die Fiebern stärker presset, die Flüssigkeiten verdichtet und sticht; so bringet sie Stärke und Lebhaftigkeit zuwege, wie solches bei einigen in klarem Frostwetter sehr merklich ist. Sind die Würkungen der kalten Luft auf der äussersten Fläche des Körpers so beträchtlich; so können sie solches um so vielmehr bei der unmittelbaren Berührung der äussern Luft der Lunge seyn, als worinn das Blut viel heisser ist, und welche eine viel dünnere Haut hat. Und wenn durch die Exspiration die warme Luft gänzlich heraus getrieben würde: so würde die Berührung der kalten Luft unerträglich seyn. Es ist auch in der That die Würkung der kalten Luft sehr merklich, indem sie Entzündungen der Lunge verursachet, zumal in Westindien, wenn allda in unsern nördlichen Plantationen kalte nordwestliche Winde wehen. Die Kälte verdichtet alle Flüssigkeiten, ausgenommen Wasser, welches sie so verdünnet, daß es um $\frac{1}{9}$ grösser wird. Das Eis erhebet sich so weit aus dem Wasser. Da der Frost die Luft vom Wasser absondert, und in Blasen sammlet; so kan man daher auf die Gedanken gerathen, daß die kleine eigentliche Schwere des Eises nicht von den unsichtbaren Sammlungen der Luft in dem Eise herrühre. Denn Luft, die von einer Flüssigkeit abgesondert ist, nimmt einen grössern Raum ein, als wenn sie in der Flüssigkeit ist, und macht daher dieselbe Häufung Luft und Wasser eigentlich leichter. Hierdurch können vielleicht die Schwierigkeiten aufgelöset werden, die der Herr Boyle bei dieser Materie findet.

Die Kälte unterdrüket durch das Zusammenziehen der Fiebern, und durch das gar zu starke Kühlen des Bluts in denen Gefässen, welche der Luft blos gestellet sind, einige von den gröbern Theilen der ausdünstbaren Materie, wodurch viele Salze, die in einer warmen Luft ausdünsten würden, zurük gehalten werden. Die kalte Luft reizet und entzündet diese Gefässe gleichfalls durch ein Stechen, und bringet Scorbut mit sehr unglüklichen Zufällen zuwege. Scorbut ist eine Krankheit kalter Länder. Die unglüklichen Würkungen desselben kan man in den Tagebüchern derer sehen, die man den Winter über in Grönland und andern kalten Ländern gelassen. Die Kälte, so ihre spirituosen Flüssigkeiten gefrieren machte, hatte beinahe dieselbe Würkung auf ihr Blut. Sie brachte die animalische Substanzen in einen gangränösen Zustand, verursachte Ersterbung der Glieder und des Zahnfleisches, so daß das verfaulte Fleisch abgeschnitten werden muste. Es machte sie unfähig zum Kauen, verursachte Unbeweglichkeit und unerträgliche Schmerzen in verschiedenen Theilen des Körpers, nebst gelben Fleken und Blattern an der Haut. Sie erregte durch die Aufhaltung der Bewegung des Geblütes, und die Unterdrükungen der Perspiration, Schwindel, Schläfrichkeit, Schmerzen in dem Eingeweide, Bauchflüsse und Blutflüsse, und was das seltsamste war, niemals Abgang des Appetits. Alle diese Dinge waren nicht blosse Würkung der gesalzenen Speisen, zumal da sie öfters frische Speisen sowohl von Pflanzen, als von Thieren hatten. Solte es möglich gemacht werden, an solchen kalten Oertern zu leben; so müste solches so tief unter der Erden seyn, dahin der Frost nicht reichen kan, welcher selten über 10. Fus tief durchdringet. Die Luft in der Grotte des Observatorii zu Paris von 130. Fus tief, ist

einerlei und gemäsiget. Es gibt eine gewise Weite, in welcher die natürliche Hize der Erde durch die äusserliche Luft nicht kan verändert werden. Ein solcher Grad des Frostes, der animalische Flüssigkeiten nicht gefrieren läst, kan eine unmerkliche Perspiration befördern. Flüssigkeiten verlieren ihre flüchtigen Theile in frostigen Wetter stärker, als in heissem, wenn die wässerigten Theile verdichtet werden, fliegen die flüchtigen davon. Riechende Sachen verlieren nichts durch die Kälte, es werden blos, wie ich vorhin gesagt habe, einige von den gröbern Salzen in der Perspiration zurük behalten.

Die heftigste Hize und die heftigste Kälte verderben animalische Substanzen, und bringen sie zu einem gangränösen Zustande mit diesem Unterscheide, daß die Kälte, welche Ersterbungen in lebendigen Körpern verursachet, die Toden für die Fäulung bewahret. Denn diese Veränderung hervor zu bringen, mus Hize und Bewegung in den animalischen Säften mit dem Stechen der Kälte zusammen kommen. An einem toden Körper können wir keine Blase verursachen.

Die Abwechselungen der Hize und Kälte, und die beständige abwechselnde Bewegungen (motiones oscillantes) des Zusammenziehens und Ausdehnens, so dadurch verursachet werden, sind zur Oeconomie der Thiere und Pflanzen nothwendig, sie können aber beide die äussersten Grade derselben nicht aushalten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist seit der Schöpfung beständig einerlei Grad von Hize um die Erde gewesen. Die Ursachen, so dieselbe hervor bringen, sind einerlei. Thiere und Pflanzen sind hervor gebracht worden, und beständig nach einerlei Art gewachsen. Dis ist ein Zeichen, daß die Hize auf eine gleichförmige Weise gewürket habe, und daß die Quantität derselben auf der Oberfläche der Erden beständig einerlei gewesen sey. Es kan dieselbe zwar an besondern Oertern vergrössert werden; allein wenn die Nahrung, so dieselbe verursachet, verzehret ist: so wird der übrigen Materie keine Hize mehr mitgetheilet. Es scheinet sich keine Ursache zur Vermehrung der Hize auf dem Körper der Erden zu finden, es mögte denn durch die Annäherung eines Kometen geschehen. Die Flekken, die an der Fläche der Sonnen erscheinen und wiederum verschwinden, können keine grosse Veränderungen verursachen. Hievon ist was mehreres in dem 2ten Theil zu finden.

Das IV. Hauptstük.

Von der Beschaffenheit der Luft in verschiedenen Lagen, Gegenden und Jahrszeiten.

Da wir in den vorhergehenden Hauptstüken von dem, was die Luft in sich enthält, von ihren wesentlichen und zufälligen Eigenschaften und von ihren Würkungen überhaupt etwas gesagt haben; so müssen wir uns auch um die Eigenschaften derselben bekümmern, die von dem Orte und der Zeit herrühren, welche nicht blos aus Muthmassungen, sondern aus überzeugenden Gründen, aus dem, was vorhin gesaget worden, hergeleitet werden können. Es ist augenscheinlich, daß dasjenige, was in der Luft enthalten ist, nach der Beschaffenheit der Oberfläche der Erde oder des Wassers, wo es heraus dünstet, unterschieden seyn müsse; und dieser Unterschied würde auf einer jeden Stelle der Erdkugel beständig seyn, wenn nicht der ganze Haufen der Luft als ein flüssiges Wesen eine Gemeinschaft mit einander hätte, und wenn die Theile derselben nicht durch die Bewegung der Winde und durch andere dem weisen Urheber der Natur beliebige Arten hin und her getrieben und vermischet würden. Doch ist die Mischung nicht so vollkommen, daß sie nicht einen Unterschied in der Natur der Luft zurük lassen solte, denn die Einwohner von einerlei Striche Landes, wo die Ausdünstun-

dünstungen beständig und allezeit mit der Luft vermischt sind, empfinden könnten. Der Thau ist eine Ausdünstung der Erde, so wieder zurük kömmt, und auf dieselbe ausgegossen wird. Folglich scheinet die Natur des Thaues eines jeden Orts, und was derselbe in sich enthält, das beste Merkzeichen der Ausdünstungen des Bodens eines solchen Orts zu seyn. Durch chymische Versuche erhellet, daß der Thau verschiedene Dinge enthält, nachdem nemlich der Ort und der Boden wässerig, salzig, fettig, salinisch und mineralisch ist; der Unterschied desselben bestehet blos in der Quantität der Hize: dadurch er entweder von der Sonne, oder innwendig von der Erde erreget wird. Die Eigenschaften der Luft, so vom Orte herrühren, sind dauerhafter bei ruhigem als bei windigem Wetter. Dis erhellet aus den Nebeln, welche eine Folge solcher stillen Witterungen sind. Die Luft behält daher die jeztgedachten Eigenschaften länger in Minen, Grotten und Gruben, welche nicht durchwehet werden, und länger in Thälern, als auf den Spizen der Berge.

Die Ausdünstungen grosser Flächen Wasser, als zum Exempel der See, sind kaum etwas anders, als Wasser, indem die Sonne weder auf den Grund würket, noch das Salz heraus ziehet. Winde erregen etwas vom Salz durch den Schaum, wie man solches aus der Erfahrung in grossen Stürmen weis. Fensterriegel und Eisen nehmen Rost an, wenn sie der Seeluft blos gestellet sind. Dieses Salz ist der menschlichen Natur nicht undienlich. Die grosse Maase der Ausdünstungen aber ist frisches Wasser, und wenn nicht beständige Winde die Deke der Dünste abweheten, welche die See umgibt; so bin ich der Meinung, daß die Seeluft den menschlichen Körpern unerträglich seyn würde.

Die Dinge, so die Luft enthält, müssen im Frost und in gelindem Wetter sehr unterschieden seyn. Grosse Fröste verstopfen die Ausdünstung der Erde, und berauben folglich die Luft der Ingredientien dieser Ausdünstungen. Dem zufolge hat man durch Erfahrung gefunden, wenn schädliche Ausdünstungen in der Luft gewesen, woraus vielleicht anstekende Seuchen hätten entstehen können, daß solche durch Frost gehemmet worden. Der Frost scheidet durch das Gefrieren das Wasser von der Luft. Wenn hingegen bei Thauwetter die Ausdünstung der Erde wieder hergestellet und häufiger wird; so sind dergleichen Witterungeu öfters ungesund. Eine solche Bewandnis hatte es vor der lezten Pest in London. Es war ein harter Winter, dem ein plözliches Thauwetter folgte. Es war eine grosse Menge Wasser auf der Erde, so mit Hize begleitet ward. Eine solche Luft muste nothwendig grosse Krankheiten hervor bringen, indem die Menschen nicht anders, als in einem nassen Keller bei einem grossen Feuer, lebten. Die Sommerluft ist gar sehr von der Luft des Winters unterschieden, indem sie mit der ausgedunsteten Materie der Pflanzen erfüllet ist. Regen müssen, nach einer grossen Dürre, gewissermassen eben dieselbe Würkung, als Thauwetter nach grossen Frösten haben. Die Stadtluft ist von der Landluft aus vielen Ursachen unterschieden.

Die Dinge in der Luft eines jeden Orts sind, nach der Lage desselben, und zwar in Ansehung der daran liegenden Oerter, von welchen die Luft durch die Winde hergebracht, unterschieden. Ein hoher, trokener, und natürlich gesunder Boden, der an einem niedrigen Marschgrund lieget, mus nothwendig ungesund werden, wenn die Winde über die Marschländer wehen. Uber dieses so ziehet ein hoher Grund die Ausdünstungen an sich, wenn sie von niedrigem Erdreich in die Höhe steigen. Wenn man eine Lage eines Ortes erwählen will, so mus man nicht nur auf die Beschaffenheit des Bodens, auf welchen man bauet, sondern

auch auf die Beschaffenheit desjenigen sehen, der daneben lieget.

Ein reicher fruchtbarer Boden, der einen Uberflus an vielerlei activen, flüchtigen und schmierigten Theilgen hat, und wobei sich ein zimlicher Grad Hize findet, mus nothwendig anstekende Seuchen in den menschlichen Körpern hervor bringen. Dergleichen sind fruchtbare Wiesengründe an den Gestaden der Flüsse, welche, nebst der anwachsenden Hize des Frühlings, Fieber, und insonderheit abwechselnde Fieber zuwege bringen. Solche fruchtbare Gründe in sehr heissen Gegenden sind höchst ungesund, wie man solches in den Reisebeschreibungen findet. Da hingegen ist ein kiesigter Boden an dem Ufer eines laufenden Stroms gemeiniglich heilsam.

Gebürgigte Oerter haben einen Ueberflus an wässerigten Ausdünstungen. Hügel und Wälder ziehen Dünste an, und verstopfen die Durchwehung der Winde. Kalkigte und kiesigte hohe Erdreiche aber, die keine unschädliche Ausdünstung haben, auch nicht nahe an niedrigen und Marschgründen liegen, sind gemeiniglich heilsam.

Beides die obern Ausdünstungen der Erde und die Ausdünstungen der Mineralien, welche tiefer liegen, wirken auf die Luft, wie aus der Erfahrung bekannt ist. Leute, die über einen Boden gehen, wo viele Minen sind, empfinden verlezende Dünste. Die Averni in Ungarn töden, Thiere, und auch Vögel, die darüber fliegen. Der Herr Boyle ist der Meinung, daß mehrere Oerter an Mineralien, und insonderheit an Marcasite einen Uberflus haben; als man meinet. Mineralien müssen nothwendig auf die Luft würken, zumal da sie selbst in die Substanz der Pflanzen dringen, deren sehr wenig sind, die nicht Eisen in sich haben. Die aufsteigende Dämpfe der Minen in Devonshire haben alle Pflanzen, als Gras, Farrenkraut u. d. gl. versenget. Alle mineralische Dünste sind nicht unheilsam. Der Herr Boyle führet Exempel an von einigen, die einen süssen und erfrischenden Geschmak von sich geben, wie in einem Bergwerke in Ungarn, welches ein Erz hervor bringet, das Rothgülden Erz genennet wird, dessen Dunst so erfrischend ist, daß die Leute in der Gegend, wo es zu finden ist, spaziren gehen, um frische Luft zu schöpfen. Leute die mit Zinn umgehen, sind nicht ungesunder, und haben auch kein kürzer Leben, als andere Menschen. Der Kalkstein wird für heilsam gehalten. Er ist warm, zerschmelzet gar bald den Schnee, und verursachet vortreflich und heilsames Gras. Herr Boyle hat aus einer weissen Erde einen reichen volatilischen Spiritus heraus gezogen. Es gibt gewise Mittel, wodurch man entdeken kan, was für Arten von Dünsten in der Luft sind, und es könnte bisweilen von nicht geringen Nuzen seyn, dieselben zu versuchen.

Die Mittel, welche Herr Boyle anräth, um zu entdeken, was für Salze die Luft enthält, bestehen darinn, daß man solche Körper, auf welche dergleichen Salze würken, der freien Luft blos stelle. Gefärbte Seide von besondern Farben z. E. wird von nitrösen Salzen schmuzig. Sachen, die aus Schwefel bereitet sind, werden von vitriolischen Salzen schwarz. Es läst sich versuchen, was für Veränderungen weissem Leinen, darinn weder Seife noch Lauge ist, von Dünsten oder vom Thau widerfahren. Es können Versuche mit entfärbten, oder solchen Körpern angestellet werden, worauf verschiedene Spiritus sonst ihre Würkungen gehabt haben. Spiritus Nitri auf Kupfer verursachet ein blasses Blau, Spiritus Salis ein Grün, Urinspiritus ein tiefes Blau. An einigen Oertern, als z. E. in Amsterdam, werden silberne und zinnene Schüslen und Teller bald schmuzig. Die Kupferbergwerke in Schweden haben auf das Silber, so ihnen

nen nahe ist, ihre Würkung, und machen es schwarz. An einigen Oertern verfaulet das Hausgeräthe, und das Metall rostet. Ich glaube aber, es sey kein besser Mittel, die Luft an einem jeden Orte zu beurtheilen, als vermittelst des Wassers, welches nothwendig die Salze, Schwefel und andere Mineralien an sich nehmen mus, durch welche es fliesset. Wenn es nun von allen Geschmake dieser Substanzen frei ist, so ist es wahrscheinlich, daß es mit dem Erdboden eine gleiche Bewandnis hat. Schwefelichste Dünste, die vermittelst einer unterirrdischen Hize aufsteigen, machen das Wasser der Quellen weis, und sind gewise Vorboten eines Erdbebens. Und ich glaube, es lasse sich der Schlus machen, wo das Wasser gut ist, da sey auch die Luft gut. Schwefel in der Luft kan durch den Geruch empfunden werden, wie man solches bei feuerspeienden Bergen und Stürmen gewahr wird. Schwefelichte Luft kan durch ein Licht angezündet werden.

Feuchtigkeit in der Luft wird durch Hygroscopia entdeket. Und eine Luft die von Natur feucht ist, verräth sich selbst durch ihre Würkungen auf Hausgeräth, zinnerne Gefäße und verschiedene andere Körper, und daß bisweilen in solchem Grade bei Thauwettern nach einem grossen Froste, daß Treppen, Täfelungen, Gemählde und anderes Hausgeräth ganz naß davon werden.

Die Hize der Luft beruhet gewisermassen auf der Beschaffenheit und der Mischung der Oberfläche der Erde, welche die Hize an einigen Orten besser, als an anderen, zurük behält. Schwarze Erde verschluket die Sonnenstrahlen. Man lege eine weise und eine schwarze marmorne Kugel an einem klaren und heissen Tage an die Sonnenstrahlen. Die weise wird ganz kalt bleiben, da hingegen die schwarze eine Hize bekömmt, davon ein Ey weich gesotten werden kan. Sandigter Boden, der die Sonnenstrahlen allenthalben zuruk wirft, erhizet die Luft, ist den Augen schädlich, und ist wegen der Hize des Sandes den Füssen unerträglich. Die Hize der Insel Ormus, welche jenseits des Windezirkels des Krebses lieget, ist wegen der Zurükwerfung der Sonnenstrahlen von den weisen Salzgebürgen, zu gewisen Zeiten des Tages so unerträglich, daß die Einwohner gezwungen sind, sich ins Wasser zu tauchen.

Heisse Dünste, die von der Oberfläche der Erde aufsteigen, erhizen die daran stossende Luft. Die Hize besonderer Tage rühret öfters von der Zurükwerfung und Brechung der Sonnenstrahlen von den Wolken, nach dem cadoptrischen und dioptrischen Regeln, her. Der grösseste Grad Hize wird durch Reiben hervor gebracht. Die Theile, so durch das Reiben des Feuersteins an den Stahl abgeschabt werden, sind Glas, welches die äusserste Würkung der Hize der Brenngläser, und noch geschwinder als dieselbe ist. Und es ist möglich, daß die grösten Graden-hize in der Luft, als Stürme und Donner, durch das Zusammenstossen und den Fall eisigter Körper in der Luft verursachet werden.

Die Hize nimmt mit den aus der Oberfläche der Erde herrührenden Würkungen ab, und ist schwächer auf den Spizen der Berge, als in Thälern, weil die Luft, die eine sehr dünne Flüssigkeit ist, die Hize nur eine kurze Zeit zurük behält. Der Einfall der Sonnenstrahlen verursachet nicht die geringste dauerhafte Hize in der Luft. Die Luft in einer kleinen Entfernung von dem foco eines Brennglases, das Metall zu Glas machet, ist nicht heisser als andere Luft. Die Hize, welche in der Luft durch die Sonnenstrahlen erreget wird, verlöschet den Augenblik durch Auffangen derselben. In einem Gewächshause werden die Theile, die von den reflectirten Sonnenstrahlen nicht berühret worden, eher kalt, als die äusserliche Luft. Dichte Körper be-

halten die Hize, so durch die Sonnenstrahlen erreget worden, länger, je dichter sie sind, die Luft aber behält sie nicht einen Augenblik, wie z. E. auf den Spizen der Berge, wo sie der Hize und der Zurükwerfung von der Oberfläche der Erde beraubet ist. Mitten in dem hizigen Erdstriche auf der Insel Ceylon wird die Luft, je höher man gehet, immer kälter. Die Spizen der Berge sind in sehr heissen Ländern mit Schnee bedeket. Wenn man von dem rothen Meer in Aethiopien in die Höhe kömmt, so wird die Luft immer gemäsigter, bis sie auf den Spizen der Berge unerträglicher, als die Hize in den Thälern, wird. Von der heissen Luft, und nicht von der Würkung der Sonne, kommt es her, daß das Eis schmelzet. Die Hize der Sonnen hat an einem klaren kalten Tage auf eine Fläche Eis nur eine geringe Würkung. Joseph von Acosta saget uns, daß auf einem sehr hohen Berge in Peru die Luft beim ersten Anblasen tödlich sey, und durch ihre Kälte von toden Körpern die Verwesung abhalte. Er berichtet uns, daß er auf der Spize eines Berges in Peru, der vielleicht der höchste in der Welt sey, nebst seinen Gefehrten ein Erbrechen bekommen, wobei sie die Galle von sich gegeben, welches vielleicht von der Dünne sowohl, als auch der Kälte der Luft hergerühret.

Weil die Luft in höhern Gegenden kälter ist, so scheinet die Kälte allda anzufangen, und bis an die Oberfläche der Erde herunter zu steigen. Sie würket auf das Wasser zuerst auf den Höhen, welches bei der äussersten Kälte in 24. Stunden 3. Zoll tief frieret. Daß die Ansezung des Frostes durch nitröse Theilgen in der Luft verursachet werde, läst sich nicht wol behaupten. Nitröse Dünste haben in Hervorbringung der Kälte keine grössere Würkung, als die Dünste von andern salzigten Flüssigkeiten. Spiritus Nitri löset Eis auf. Kurz, es ist dieses den Versuchen zuwider, in welchen Nitrum das Eis viel eher auflöset, als hervor bringet.

Was die Feuchtigkeit und Trokenheit anbetrift, in so ferne solche auf die menschlichen Körper würket; so ist dieselbe in der Gegend der Luft zu betrachten, in welcher wir leben und Athem holen. Wo eine Wolke ist, da ist feuchte Luft, oder etwas, das dem Gefühle des menschlichen Körpers so vorkommt. Ist sie aber so hoch, daß man nicht an sie reichet: so wird der Körper auch nicht gerühret.

In trokenem Wetter ist das Wasser in der Luft innerlich mit derselben vermischet; und da die Dünste höher sind, so haben die menschlichen Körper keine Empfindung der Feuchtigkeit. Allein wenn wässerichte Dünste haufenweise aufsteigen oder herunter fallen; alsden empfinden menschliche Körper dieselben, und sie werden wahrscheinlicher Weise mit der Luft eingesogen, welche dem Gefühle feuchter vorkommt, wenn das Wasser herunter fällt, als wenn es in die Höhe steiget. Auch ist die Luft feuchter, wenn das Wasser in kleinen, als wenn es in grossen Tropfen, wenn es in feinen Staubregen, als wenn es in grossen Plazregen herab fällt. Die Würkungen der Feuchtigkeit sind den menschlichen Körpern empfindlicher vor grossen Regengüssen, als nach denselben.

Feuchte Luft dringet durch die Poros der dichten Körper, und, wie vorhin bemerket worden, ziehen menschliche Körper die Feuchtigkeit mit der Luft ein. Vielleicht ist auch eine gehörige Quantität derselben zu dem vollkommenen Zustande sowohl der flüssigen als vesten Theile nothwendig. Schafleder nimmt die Feuchtigkeit der Luft in grosser Menge an. Auch Knochen ziehen die Feuchtigkeit an sich. Die Räude unter den Schaafen wird durch eine gar zu grosse Feuchtigkeit der Luft verursachet. Vermittelst Hygroscopien, und insonderheit solcher, die von Schwämmen gemacht sind, können verschiedene nüzliche Anmerkungen in Ansehung der Witterungen und deren Einflus

in

in die menschlichen Körper angestellet werden. Durch Hygroscopien hat man bemerket, daß Winde öfters die Feuchtigkeit der Luft vermindern, indem sie die Dünste wegblasen, daher sie die Luft austroknen, und so verursachen sie gleichfalls, daß die Quantität der Ausdünstungen zunimmt, indem sie den Uberzug von Dünsten, welche eine Fläche Wasser bekleidet, wegblasen, und einen neuen an dessen Stelle entstehen lassen.

Feuchtigkeit vermehret das Gewichte und die Grösse aller Pflanzen, und macht, wie man bemerket hat, alle einfache Fibern sowohl an Pflanzen als Thieren schlaff; folglich können von einer feuchten Luft alle Krankheiten verursachet werden, die von schlaffen Fibern herrühren, und so müsten auch die Krankheiten und Naturen der Menschen in feuchten Ländern und Witterungen beschaffen seyn. Eine sehr trokene Luft hingegen sauget alle Feuchtigkeit aus thierischen Körpern heraus. Hize macht schlaff, noch weit stärker aber, wenn sie mit Feuchtigkeit verknüpffet ist.

Das V. Hauptstük.

Vom Gebrauch und den Würkungen der Luft beim Athemholen.

Um diese Untersuchung zur möglichsten Deutlichkeit zu bringen, müssen wir uns nach demjenigen richten, was wir durch Versuche und Bemerkungen sehen. Alle Thiere leben in der Luft, oder im Wasser, oder bisweilen in dem einen und bisweilen in dem andern dieser beiden Elemente. Sie können daher Luftthiere, oder Wasserthiere, oder Amphibia genennet werden. Alle Thiere haben ein gewisses Werkzeug, vermittelst dessen sie von der Flüsigkeit, darinn sie leben, 'eins ums andere etwas einziehen und zuruktreiben. Die Luftthiere ziehen Luft, und die Wasserthiere Wasser durch ein. Bei den Luftthieren heist dieses Werkzeug die Lunge, bei den Fischen aber die Blase. Fische, die bisweilen Luft schöpfen, und nicht allezeit unter Wasser leben können, als die von der Wallfische Art, haben Lungen, und keine Blasen.

Kein Thier, welches einmal dieser abwechselnden Bewegung der Lunge oder Blase gewohnt ist, kan ohne Fortsezung derselben eine Zeitlang leben.

Die Luft ist zu dem Leben eines jeden sowohl Wasser- als Luftthieres so nothwendig, daß ohne dieselbe das Leben in mehr oder weniger Zeit, nachdem nämlich der Bau ihrer Körper beschaffen ist, aufhören mus.

Wenn Fische in die Luftpumpe gebracht werden, und man die Luft aus ihrem Wasser herauszziehet: so schwellen sie, werfen Luftblasen aus, schwimmen auf ihren Rüken und sterben endlich. Wenn aber, ehe sie völlig tod sind, frische Luft wieder hinzu gelassen wird, so verschwinden alle diese Zufälle, und sie erholen sich wieder. Einige Fische, als Karpfen, Schleie, Aale, leben länger in der Luft, als in Wasser ohne Luft. Einige von der Schnekenart und den Schaalenfischen leben lange in einem luftleeren Recipienten. Eine Ende hält in einem luftleeren Recipienten länger aus, als eine Henne. Ein Otter kan zwei ein halbe Stund darinn leben, und ein Frosch eben so lang. Eine Schlange hält 10. Stunden aus. Wenn einige von diesen Thieren scheinen, als ob sie tod wären; so leben sie doch wieder auf, so bald als frische Luft hinzu gelassen wird. Kein Thier aber lebt wieder auf, das in einem vollkommenen luftleeren Raum gewesen.

Junge Thiere leben länger in der Luftpumpe, als ältere. Eine junge Kaze länger als eine alte, so wie eine Frucht in Mutterleibe, oder die eben erst aus dem-

demselbigen heraus gekommen ist, ohne Luft leben kan, ehe sie Athem geschöpfet.

Wie kein Thier ohne Luft leben kan; so kan es auch nicht lange leben, wenn es eine und dieselbe Luft durch den Athem an sich ziehen soll. Ein Stübchen Luft kan einen Menschen nicht eine Minute lang unterhalten. Nach einem Versuche des Hrn. Hales kan er in einer Luft von 74. Cubikzoll keine halbe Minute ohne Unruhe leben, und keine ganze Minute darinn seyn, ohne in Gefahr zu erstiken. Wenn ein Mensch auch mit einer gehörigen Quantität Luft eingeschlossen würde, die folglich nicht nur durch die Ausdünstung der Lunge, sondern auch des ganzen Körpers, würde verderbt werden, so würde auch diese Quantität Luft ihn nicht einmal so lange erhalten köñen.

Die Lunge ist das Hauptwerkzeug, wodurch das Blut gemacht wird. Sie wirket gleichsam auf die Art einer Presse, indem sie das Blut und den Chilus durch die abwechselnde Ausdehnung zusammenstößet und vermischet, welches ohne Zulassung und Austreibung frischer Luft nicht geschehen kan. Eine Frucht, in welcher das Blut, so schon in der Mutter zubereitet worden, umläuft, hat eines solchen Werkzeugs nicht nöthig: allein so bald als das Thier der Zubereitung des Blutes, die in seinem eigenen Körper geschieht, betarf, so bald bedarf es auch des Gebrauchs der Lunge. So bald also ein neugebohrnes Kind der Luft blos gestellet, und aus den gemeinschaftlichen Einwiklungen heraus ist; so mus die geringste Bewegung der Brust und des Zwerkfells den Umfang der Brusthöle verändern, auf deren Erweiterung die Luft durch die Luftröhre in die Höle der Lunge hineingehet, die aus einer Häufung von Luftblasen bestehet, welche sich durch die Zulassung der Luft ausdehnen, durch die Austreibung derselben aber zusammenziehen. Der ganze Mechanismus gleichet der Wirkung eines Paars Blasebälge. Durch diese Ausdehnung der Lunge werden die Lungengefäse entwikelt; es wird ein neuer Weg für das Blut, von dem rechten ventriculo des Herzens durch die Lungenader geöffnet, und das Foramen ouale, wodurch das Blut von einem ventriculo zum andern gieng, wird durch eine Valvel verschlossen, und verlieret sich allmählig. Durch diesen Mechanismus fähret das Blut, so in den rechten ventriculum des Herzens zurükflüst, fort, durch die Lunge umzulaufen, so lange als das Athemholen, oder die abwechselnde Bewegung der Ausdehnung und Zusammenziehung der Luft währet. Wenn aber diese aufhöret; so mus auch der Umlauf durch die Lunge, der mit dem Athemholen anfängt, zugleich mit demselben aufhören, und das Blut wird alsdann in Quantität der Helfte des ganzen Körpers seines Durchganges durch das foramen ouale beraubet, und bei solcher Verstopfung mus das Thier sterben. Wenn also ein Thier der Luft gänzlich beraubt ist, daß es nicht Athem holen kan, wie in einem luftleeren Recipienten, so mus es sterben.

Der Inhalt einer völlig gewachsenen Menschenlunge, oder die Summe des Inhalts aller Luftblasen, ist zum wenigsten 220 Cubikzoll; denn so viel Luft kan bei einer Anziehung zugelassen werden, welches aus einem Versuche des gelehrten und aufmerksamen Doct. Jurins erhellet. Die Quantität der Luft, so durch eine gemeine Anziehung zugelassen wird, ist bei verschiedenen Körpern und Zeiten unterschiedlich, sie erstreket sich aber kaum auf 40. Zoll. Die Oberfläche der Gefäse einer menschlichen Lunge ist viel gröser, als die ganze Fläche der Haut; wie solches der Herr Hales abgemessen und berechnet.

Das Blut der Lunge ist wärmer, als das Blut in der Oberfläche der Haut; die Haut der Gefäse ist sehr dünn, und sie

sie sind der äuserlichen Luft blos gestellet, und doch ist die Perspiration von der Lunge nicht halb so stark, als die Perspiration von der Haut. Was ist die Ursache von diesem geringen Verhältnisse; Wird die Luft verschlungen; Deñ die Quantität der Perspiration ist der Unterschied zwischen der verschlungenen Luft, und der zubereiteten Feuchtigkeit. Es lassen sich viel Dinge für und wider das Hineintreten der Luft in die Blutgefäse der Lunge in der Respiration sagen. 1) Aus dem welken Zustande der Lungen der Thiere, die in einem Luftleeren Raume sterben, scheinet es deutlich zu seyn, daß die Lunge sich nicht ausdehnet, wenn die Luft herausgesogen wird, folglich wird die Luft aus den Blutgefäsen der Lunge herausgesogen, oder entwischet durch dieselben, denn wenn sie zurük behalten würde, so würde sie dieselbe ausdehnen und aufschwellen. Wenn die Luft einen freien Ausgang durch die Häute der Lungengefäse hat, so kan sie auch einen freien Eingang haben. Versuche hingegen, Luft in die Blutgefäse der Lunge mit Gewalt durch die Luftröhre hineinzubringen, sind nicht gerathen, und die Lungen der Thiere, die im luftleeren Raume gestorben, sind nachgehends in der Luftpumpe oft geschwollen. Es können Dinge an einem lebendigen Thiere geschehen, die bei einem Toden nicht angehen. Die Luft gehet durch eine jede Membran, wenn sie feucht ist. Die geschwinde Wiederherstellung des Gleichtgewichts der Luft inn- und auserhalb der menschlichen Körper, zeiget, daß eine freie Gemeinschaft sey. Und es ist wahrscheinlich, daß sich solches in der Lunge eben so, als in allen andern Theilen des Körpers, finde.

Nach obigem wird die Luft gar bald durch die Dünste der Lunge verderbt, so daß sie zur Respiration ungeschikt gemacht wird. Dies mus von verschiedenen Ursachen herrühren. Die Grobheit der Dünste hindert den Eingang der feinern Theile der Luft in die Blasen, welche so klein sind, daß man sie kaum durch ein Mikroscopium sehen kan. Weñ sich das geringste Salz in einiger Art von Dünsten findet; so mus solches die Blasen zusammenziehen, und vieleicht greift auch die damit angefüllte Luft die Lunge durch ihre Hize an. Ein andere Ursache ist die Unterbrechung der Elastricität der Luft durch schwefelichte Dünste. Thierische Dünste sind schwefelicht, und dahero auch entzündbar. Die Empfindung die wir haben, wenn wir die Luft an uns ziehen, die schon mit unserm eignen Athem angefüllet ist, ist der Empfindung nach einer starken Exspiration gleich, und die Lunge fühlet, da sie sehr gefallen ist, daß die Luft durch den Verlust der Elasticität nicht in sie hineingehet, wodurch sie sonst in jeden leeren Raum dringet. Wenn wir 20. Inspirationen für eine Minute und 20. Cubikzoll Luft für jede Inspiration zugeben, so macht dieses 24000. Cubikzoll Luft in einer Stunde. Etwas von der elastischen Kraft der Luft verlieret sich bei jeder Inspiration durch die schwefelichten Dünste, so sich in den Luftblasen aufhalten. Wenn man nun sezet, daß eben dieselbe Luft so viel von ihrer Elasticität, daß sie zum Athemholen ungeschikt werden.

Der Herr Hales hat das beste Mittel ausfündig gemacht, der unmittelbaren Erstikung von ungesunder Luft zuvorzukommen, und einen Menschen fähig zu machen, im Fall der Noth länger darinn auszuhalten. Es bestehet darinn, daß man durch wollene Binden Athem holet, welche diese Dünste an sich ziehen. Dieses kömmt auch mit der Erfahrung überein; denn diese Binden werden durch die Dünste, welche sie annehmen, schwerer. Salze ziehen gleichfalls schwefelichte Dünste stark in sich. Er verknüpfte also diese beide Dinge mit einander, und wenn er seine Binden in eine Auflösung von Seesalz, Sal tartari, oder weissen Weinessig tunkte, so konnte er in dieser diken

Luft noch länger Athem holen. Ausdünstungen von Weinessig werden als Mittel wider die Pest angesehen; und eben dieselbe Ursache findet sich bei den Salzen, indem sie die schädlichen Theile einsaugen. In Salzgruben leben sehr viele Leute in vollkommener Gesundheit, die niemals die Luft über der Erden an sich ziehen. Es scheinet gleichfalls aus diesem Experiment zu folgen, daß ein Zimmer, so mit Wollenzeugen bezogen ist, gesund seyn mus, indem sie die Dünste von Thieren, vom Feuer, von den Lichtern, nebst andern schädlichen Dünsten, in sich ziehen.

Frauenzimmer und andere zärtliche Leute bringen einen grossen Theil ihrer Zeit in Zimmer zu, die so feste sind, daß sie sehr wenig äusserliche Luft zulassen, ausser wenn die Thüren und Fenster geöfnet werden. Die Luft des Zimmers wird von den Ausdünstungen der Thiere und der Lichter gar sehr angefüllet. Es fragt sich daher, ob nicht einige von ihren Nervenkrankheiten aus dieser Ursache entstehen? Feuer und Lichter greiffen die Luft an; ein mittelmäsiges Licht thut solches eben so stark, als ein Mensch. Sie werden auch gar bald von schwefelhaften Dünsten, und durch die Aufhebung der Elasticität der Luft ausgelöschet. Feuer, das bei kalter Lüft angezündet wird, brennet daher am frischesten, am allerfrischesten aber in scharfem Froste. Hize schwächet, indem es den Flus der Luft schwächet, und die Stärke des Feuers. Das Licht der Sonnen kan ein Feuer auslöschen; und ein kleines Feuer brennet nicht bei einem grossen. Das Feuer scheinet durch die abwechselnde Würkung des Schwefels und der Luft auf einander zu entstehen; denn Salz, Wasser und Erde sind nicht entzündbar. Es findet sich etwas ähnliches von diesem in den Menschen. Luft, die in ihrem Flusse geschwächet ist, ist nicht so geschikt zum Athemholen, noch auch vielleicht zu einigen andern thierischen Endzweken. Wir finden durch die Erfahrung, daß Asthmatici die Luft heisser Stuben und Städte, wo viel Feurung verbrannt wird, nicht so wohl ertragen können, als im Sommer, wenn man nicht so viel Feurung verbrauchet.

Was die Kraft oder den Druk der auswärtigen Luft auf die Lunge betrift, so ist derselbe nicht so stark, als einige ihn berechnet haben, deren Rechnungen aber durch den Herrn D. Jurin auf einen richtigen Fus gebracht worden, der den Druk der Luft auf die Lunge nicht stärker angibt, als den Fall des Thaues. Die Kraft eines Schmidblasebalges treibet den Mercur in die Höhe. Ein Blasebalg hat nur eine Luftblase, und eine menschliche Lunge Millionen, und erfordert eine grössere Kraft, die Luft durch einen Raum von 220. Cubikzoll, der in Millionen kleiner Flächergen abgetheilet ist, aus- und einzutreiben, als durch ein einziges Fach, welches 220 Cubikzoll hält. Das Reiben in dem ersten Falle mus sehr stark seyn. Die Ausdehnung der Lunge durch das Athemholen ist zum Umlauf des Geblüts durch die Lunge nöthig. Dieser Umlauf ist, nachdem sich diese Ausdehnung verhält, bequemer; was hingegen den Umlauf durch die Lunge aufhält, mus auch die Ausdehnung hindern, woraus deutlich erhellet, daß das Athemholen einen Einflus auf den Puls, in Ansehung seiner Geschwindigkeit, seiner Stärke, seines harten und sanften Schlagens, haben müsse. Ob es auch in Ansehung der Zeit ein gewises Verhältnis habe, davon mus ich die Entscheidung noch künftigen Bemerkungen überlassen. So viel als ich bemerket habe, verhält sich das Schlagen eines natürlichen Pulses zu dem Athemholen ungefehr wie 10. zu 3. Ich führe dieses nur blos als eine Sache an, die eine weitere Untersuchung verdienet. Wenn die Lunge gar zu voll oder gar zu ledig ist, so verursachet beides einen geschwinden Puls. Das Zunehmen des Pulsschlagens bei Thieren, die durch den Verlust des Blutes sterben, ist ein sehr merkwürdiges Experiment des Herrn Hales. Ei-

ne geringere Quantität laufet mit grösserer Mühe durch die Lunge, in welchem Falle das Herz gleich als ein freiwillig wirkendes Ding verfähret, und kan, wenn sich weniger Gewicht der Flüssigkeit findet, die, vermittelst des Pumpens, durch Röhren getrieben werden soll, seine Schläge verdoppeln. Die Versuche und Berechnungen der Kraft des Herzens, das Blut wegzutreiben, bestimmen nicht die eigentliche Kraft desselben, sondern nur die, welche sich bei einem gewisen Umstande zeiget. Das Herz gebraucht verschiedene Grade von Kraft, den Umlauf des Geblüts im Gange und das Leben des Thieres zu erhalten, welche sich nach der Quantität des Widerstandes richten.

Die Ursachen eines mangelhaften Athemholens sind vielerlei. Alles, was einen Grad der Unbeweglichkeit in der Brust verursachet, als Steifigkeit in der Bewegung der Rippen oder Knörpel, und was folglich die Quantität der Ausdehnung verringert, nach deren Verhältnis auch eine kleinere Quantität Luft in die Lunge dringen mus; Erfüllungen, wovon sie auch herrühren mögen, selbst von Winden in dem Unterleibe, welche auf das Zwerchfell drüken, widersezen sich seiner Zusammenziehung, wodurch die Ausdehnung der Brust befördert wird; die fernern Ursachen der Engbrüstigkeit sind Anfüllungen oder Verstopfungen der Lungengefässe; Feuchtigkeit von aller Art in den Hölungen der Luftblasen; Zusammenziehung ihrer Fiebern von allem salzichten Stechen. Da diese Ursachen die Höhlungen der Luftblasen kleiner machen; so müssen sie auch die Quantität der Luft, die eingezogen wird, verringern. Hieher gehören auch alle entzündende und stechende Ursachen, welche die Bewegung der Muskeln, Membranen und anderer Werkzeuge des Athemholens, in Unordnung bringen. Diese sind Hinderniße des Athemholens, indem sie ein völliges Athemholen, schwer machen.

Endlich solche Ursachen, die von den Eigenschaften der Luft herrühren, als schwefelichte Dünste, oder zu grosse Hize, die ihre Elasticität stöhren, oder sie zu grob machen, in die Luftblasen hinein zu gehen. Wässerichte Dünste müssen, wenn nur die geringste Quantität Wasser in die Luftröhre kömmt, den Augenblik durch Husten wieder zurük getrieben werden. Scharfe mineralische Dünste, welche die Fibern in den bronchiis gleich zusammen ziehen, und das Blut gerinnen machen, und noch viele andere Dinge, die zu weitläuftig zu erzehlen seyn würden, die sich aber vielleicht alle unter die oberwähnten Hauptstüke bringen lassen.

Das mangelhafte Athemholen mus auch ein unvollkommenes Geblüte verursachen. Das Blut von Asthmaticis ist klebricht, und unvollkommen gemischt, indem es durch die Würkung der Lunge nicht genugsam verdünet worden, und da es unvollkomen gemischt ist, so läst sich der wässerichte Theil gar leicht von dem kugelförmichten absondern; denn eine langsame Bewegung nähert sich dem Stande der Ruhe, in welcher das serum gänzlich von dem crassamento abgesondert wird. Der nächste Gebrauch der Luft im Athemholen, um die Stimme und Rede hervor zu bringen, das Saugen oder die Annehmung der Nahrung zu verrichten, die Excremente auszutreiben rc. kühlet das Blut in der Lunge ab, und zwar nach demjenigen, was oben schon bemerket worden. Thiere können keine Luft an sich ziehen, die wärmer ist, als die natürliche Hize ihres Körpers, denn solche Luft bringet ihre Flüssigkeiten in den Stand der Fäulung. Wenn ein Mensch dieser Erfrischung durch kalte Luft auf einen Augenblik, durch Anhaltung seines Athems beraubet wird: so wird er nach Proportion heis; die ganze Maase des Geblüts läuft in 10. Minuten durch die Lunge; das Blut bewegt sich in den kleinen Gefässen der Lunge 43 mal geschwinder, als in den

feinsten Aederchen oder allen andern Theilen des Körpers; das Reiben in der Lunge ist grösser, als in einem der andern Eingeweide, indem die Lunge als eine Presse würket, und das Blut beständig knetet, oder stösset; das Reiben des Blutes durch die Oberflächen der feinen Gefässe, wodurch es fliesset, ist cæteris paribus in umgekehrter Verhältnis der Durchmesser; allein durch dieses Reiben wird das Blut aufgehalten, und die kleinen Gefässe werden voller, welches zu vielen Endzweken der Natur dienet. Ohne diese Erfrischung durch kalte Luft würde das Blut in der Lunge gar sehr heis werden.

Die Lunge kalter Thiere, als Schlangen, Frösche u. s. w. bestehen aus grössern und nicht so zahlreichen Luftblasen, als die Lungen der warmen Thiere, aus dieser Ursache ist in diesen das Reiben an der Lungen stärker, das Blut wärmer, die Perspiration grösser, und folglich eine öfftere Ersezung durch Nahrung nothwendig. Schlangen köngen lange ohne Nahrung leben. Ein Grad Hize mehr, als das Element hat, worinnen sie leben, ist für alle Thiere nothwendig. Das Blut der Fische hat einen Grad Wärme mehr, als das Wasser, worinnen sie leben. Ein gewisser Grad Hize ist nöthig, das Blut vom Gerinnen abzuhalten, und gar zu grosse Hize macht wirklich gerinnen; die Hize eines Menschen ist dem Grad des Gerinnens sehr nahe. Diese Hize des Bluts aber kommt nicht blos von den salzichten Theilen her, die darinn sind; denn Fische haben mehr Salz und Oel in ihrem Blute, als Landthiere. Die Hize des Geblüts ist die Würkung der Bewegung und Reibung der elastischen Theilchen, und ist aus dieser Ursache grösser in der Lunge, als in einem andern Werkzeuge; kein Zweiffel aber ist, daß die salzigen und ölichten Theile, woraus das Blut bestehet, es fähiger machet, die Hize durch die Bewegung anzunehmen, als eine blose wässerigte Flüssigkeit.

Da die Lunge aus einem sich erweiternden und zarten Gewebe bestehet, deren Oberfläche sich weiters ausdehnet, als die Oberfläche der ganzen Haut, wenn sie der äusserlichen Luft blos gestellet wird, und auch von einer viel heisern Mischung ist; so mus sie, in Ansehung der Eigenschaften der äuserlichen Luft, sehr empfindlich seyn, und durch dieselben, als durch ein äuserliches Anrühren, angegriffen werden. Es kömmt daher sehr viel darauf an, was Leute von zarten Lungen für eine Luft wählen. Denn was erstlich die Feuchtigkeit derselben anbetrifft; so mus die geringste Quantität davon einen Husten zuwege bringen. Was hiernächst die heise Luft anlanget, so kan die Lunge keine heisere Luft vertragen als die animalischen Flüsigkeiten sind. Hize und Feuchtigkeit zusammen verursachen Fäulung. Schwindsüchtige Leute sterben oft an einem heisen Tage. Allein diese beiden Eigenschaften bleiben selten lange in der Luft zusammen. Man sollte gleichfalls in Betrachtung ziehen, daß gehizte Stuben, wenn die Dünste aus denselben nicht können hinausgelassen werden, der Lunge gefährlich sind. Hingegen Luft, die sehr kalt ist, kan durch ihre Berührung das Blut durch die dünnen Häute der Gefäse verdiken und gerinnen machen, so daß solches Entzündungen verursacht, die hier im Winter und in vielen Ländern nach kalten Winden regieren. Wir haben die Wirkungen einiger kalten und feuchten Ausdünstungen an zwei epidemischen Catharrfibern gesehen. Trokene und eben nicht gar zu heise Luft mus für die Lunge gut seyn; daher finden sich in Ländern, wo die Luft diese Eigenschaften hat, sehr wenig Lungenkrankheiten.

Auser diesen empfindlichen und veränderlichen Eigenschaften der Luft können auch salzichte Ausdünstungen seyn, welche die Lunge noch stärker angreifen müssen, indem sie nicht nur die Luftblasen zusammenziehen, sondern auch die dichten Theile aufressen, und die flüsige gerinnen machen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich in Britanien viele dergleichen Ausdünstungen finden, denn es hat dieses Land einen Uberflus an mineralischen Wassern, und wie das Wasser ist, so ist auch die Luft. Die Luft in Holland ist für zarte Lungen schon besser, als die in Engelland, ob sie gleich nothwendiger Weise feuchter seyn mus. Sie ist aber von mineralischen Dünsten frei, wovon sich keine in dem ganzen Lande findet. Da die Lunge das Hauptwerkzeug ist, wodurch das Blut gemacht wird; so mus eine gute Luft der andern Verdäuung sehr beförderlich seyn, und wir fühlen öfters die Wirkungen guter Luft sowohl in Magen- als auch in Brustkrankheiten. Kurz, die Luft hat einen so grosen Einflus beides in die dichten und flüsige Theile des menschlichen Körpers, daß man aus der Erfahrung siehet, daß Leute sich in einer Art von Luft und Wetter sehr schlecht, in einer andern aber vollkommen gut befinden; die Ursache hievon läst sich gar leicht von einem jeden entdeken, der die Phisiologie der Luft verstehet, und die Natur des Patienten kennet,

und blos aus dieser einzigen Ursache mus man die Natur und die Wirkungen der Luft wohl kennen lernen, indem die Wahl derselben öfters einen nothwendigen Theil des Raths für den Patienten ausmacht.

In dem 4ten Theil dieser auserlesenen Sammlungen werden wir von dem Einflusse der Luft in die menschlichen Constitution und Krankheiten ausführlich reden.

Von einer glüklich verrichteten chirurgischen Trepanation und Perforation.

DEr geschikte Regimensfeldscherer bei dem löbl. Infanterie-Regiment Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen und Marggrafen Carls, Herr Pistor, verdienet das Lob, welches aus der Seltenheit dieser Cur erwächset.

Ein Grenadier von obgedachten Regiment hatte, als er unvermuthet von einem furore melancholico überfallen wurde, dem Grobschmidgesellen Nonnenberg, mit einer stumpfen Holzaxt rükwärts zweimal den Kopf von einander gespalten, dergestalt, daß nicht nur alle integumenta, nebst dem osse frontis und bregmatis längs der sutura frontali & sagittali schräge 5. Zoll von einander gehauen; sondern auch der sinus longitudinalis superior duræ matris mit aufgehauen, ingleichen die Lamina externæ duræ matris dermassen zerrissen und meurtrisirt worden, daß den 13ten und 17ten Tag nach der empfangenen Blessur der sinus longitudinalis superior duræ matris an zwei unterschiedenen Stellen durch die erfolgte heftige Supparation aufsprung, und zu dreienmalen eine heftige Hæmorrhagia entstund; dem allen unerachtet ist nicht allein die Hæmorrhagia sistirt worden, sondern es haben sich auch die sämtlichen drei Oefnungen, obgleich die zwei leztern rund wie eine Erbse in sinu waren, wieder vereinigen und zuheilen lassen. Die vielen Splitter vom fronte und bregmate waren zwischen der superficie interna cranii & duræ matris mit Gewalt herunter geschoben, die fissura ungefehr in der Mitte vom pregmate gieng von der sutura sagittali bis ad punctum ossificationis huius ossis, und von da bis ad suturam coronalem, so, daß auch die ganze Portion vom bregmate wakelte. Die zweite Blessur war am Occipite, und nebst allen integumentis, eine Portion vom osse occipitis, in der Grösse eines Reichsthalers, in der Gegend des lobi posterioris cerebri & cerbelli separiret und abgehauen, so, daß die dura mater, und sinus lateralis dexter ganz frei lagen. Diese abgehauene Portion hieng noch an einigen fibris osseis fest, welche der Herr Regimentsfeldscherer so bald, als möglich, separirte, und die häufigen Splitter heraus nahm, auch die scharfen Winkel egal und glatt machte, damit die dura mater, hauptsächlich, in der Gegend des Cerebelli, nicht weiter irritiret und comprimiret werden möchte. Wegen der förderen ersten Blessur, sahe sich der Herr Pistor genöthiget, weil der Patient aller Sinnen beraubet und paralydisch lag, selbigen in drei Tagen 6 mal zu trepaniren und 5 mal zu perforiren, um die abgehauene und unter die laminam internam cranii geschobene grosse Splitter, deren der gröste, so duram matram mit comprimirte, einen guten Zoll lang, und einen halben Zoll breit war, heraus zu bekommen. Die andern fünf und sechzig Splitter, welche nach ued nach heraus genommen worden, sind nach Proportion des erstern, kleiner. So bald der erste Splitter nach der dritten Trepanation heraus genommen wurde, lies der Patient das erste Wort: Ach GOtt! von sich hören, da er zuvor in 9. Tagen keinen Laut von sich gegeben hatte, auch von einem Toden blos dadurch noch unterschieden war, daß er ein wenig Athem schöpfte. Nach der sechsten Trepanation fand sich in der Hand die erste Bewegung, und in der Folge die mehrere Bewegung und das Gefühl wieder. Diese, allen Observationen nach, höchstgefährliche und abso-

lut letale Verlezung ist demnach durch die Geschiklichkeit des Hrn. Pistors glüklich curiret worden, so, daß der Patient schon seit einiger Zeit wieder ausgehet, auch gut isset, trinkt und schläft.

Vorschlag, wie der gemeine Kühnrus könnte zugerichtet werden, daß er zum Tuschen tauge.

DJe Zurichtung der Dinte hält man in Sina vor eine grosse und sonderbare Kunst, wie Neuhof berichtet in seiner Sinischen Reisbeschreibung p. 264. Man machet sie daselbst aus einer schwarz-harzichten Erde, oder wie andere dafür halten, aus dem Rus und Rauch von Baumöl. Weil die Sinenser alle andere Nationen und Völker im Schreiben mit schönen zierlichen Figuren übertreffen, so werden bei denselben diejenige hoch gehalten, welche dergleichen Dinte verfertigen.

Anfänglich machen sie diese Farbe in harte lange vierekigte Stüklein, reibē sie zum Gebrauch auf einer glatten marmorsteinenen Scheiben, thun ein wenig Wasser hinzu, bis sie ihre Schreibpinsel, so von Haasenhaar gemacht sind, darein eintauchen können.

Man kan bei den Farbenhändlern heut zu Tag genug sogenannte Sinesische Dinte bekommen, entweder in länglich schmalen Täfelein ohngefehr zwei Zoll lang und einen breit, oder auch in runden Küchlein mit ihren Characteren bezeichnet. Vielleicht ist sie aber nicht weit her. Die Holländer suchen sie zimlich nachzumachen. Der Unterscheid ist daran zu erkennen, daß die Holländische graulicht-schwarz und meist aus blatten Stüken bestehet, da hingegen die rechte Sinesische schön glänzend-schwarz und in Fingersdiken Stüken kommt, wie Pomet in seiner Französischen Materialkammer P. III. schreibet.

Wie bequem diese schwarze Dinte auf Reisen, und auf was Art selbige die Mahler brauchen? das zeiget das artige Tractätlein l'Art de laver, oder die Kunst zu tuschen, 8. 1746. desgleichen Abr. Bossens Anweisung zur Radier- und Ezkunst.

Wer aber ein Liebhaber vom Mahlen und besonders vom Tuschen ist, der wird wohl wissen, was ein rechtes Täfelein von dem Sinesischen Tusch kostet. Ich lasse ihn in seinem Werth. Kauft man schlechten, so ist er oft in der That so schlecht, daß man mit aller Mühe doch keine rechte Farbe wegen seiner Härtigkeit herab bringen kan. Aus dieser Ursache probirte ich einige Zeit vielerlei Recepten, um eine dergleichen Farbe zuwege zu bringen, z. E. ich nahm schwarzgebrannte Bohnen, Indigo, Fischschwärze. Ein ander mal gebrannte Endivien- Nusschaalen- Pfersich- und Apricosenkern, die in einem Ziegelofen gebrannt worden mit halb Feigenwasser und Milch angerührt; unter allen aber fand ich den folgenden Kühnrus am besten:

Der

Der Kühnrus führet von seinem Ursprung her ein ölichtes Wesen bei sich, und weil er überdas sehr leicht ist, so braucht es bekannter Massen viele Mühe, bis man ihn mit dem Wasser vereiniget, und zulezt kan man ihn doch nicht als eine Wasserfarbe auf das Papier gebrauchen.

Mithin nehme guten reinen Kühnrus so viel als beliebig ist; lasse eine Ofenschaufel glüend werden; schütte ihn darauf; halte sie sofort über die Glut, so wird sich das ölichte Wesen entzünden, und im Kühnrus gleich denen Fünklein in abgebranntem Papier zeigen. Lasse alles wohl abrauchen, und schütte den Rus auf eine eiserne Blatten oder Stein zum erkalten.

Wilt du nun davon eine Art von Tusch machen, so verfertige zuvor eine gute Quantität recht zähes Gummiwasser; bringe den Rus auf einen Mahlerreibstein; giesse nach und nach währendem Reiben von obigem Wasser hinzu, daß die Farbe allezeit so dik bleibet, daß sie noch wohl gerieben kan werden. Je länger man reibet, je besser ist es. Ist dir das Arbeiten bald verleidet, so thue etwas Ochsengalle noch hinzu, und reibe sie ebenfalls wohl ein (man kan diese recht rein in der Apothek haben,) welche aber zuvor in Gummiwasser aufgelöst wird. Diese Farbe kan man hernach in Muscheln bringen, in runde Küglein oder sonst beliebige Formen giessen und eindrüken, und darinn troknen lassen.

Mit diesem Kühnrus lasset sich recht gut tuschen; er übertrift alle andere Dinten an Schwärze; läst den Augenblik, wenn er mit einem nassen Pinsel berühret wird, die Farbe gehen, und rust doch nicht; er last sich verlohren hinaus ziehen und verwachsen, wie der beste Tusch. Vielleicht ist es möglich, solchen zu verbessern, wenn man von den oben erzehlten Stüken etwas im Reiben darunter mischet.

Anmerkung.

Von Bereitung der trokenen Indianischen oder Chinesischen Dinte gibt uns Hr. du Halde in Beschreibung des Chinesischen Reichs, allbereit eine Nachricht; und glaubt, daß selbige von Lampenschwarz mit Leim gemacht werde. Weilen aber dieses Lampen-schwarz in genugsamer Quantität zu erhalten, allzu viel erfordern würde, so kan man gar wohl unsern Kühnrus dazu anwenden. Dieser ist aber also, wie man ihn zu Kauf findet, sowohl übelriechend als fett. Das erstere ist unangenehm, das 2te verhindert, daß er das Wasser nicht annehmen will, und das Papier, worauf damit geschrieben oder gemahlt worden, durchschlägt und wird flekend.

Deswegen wohl nöthig, daß man demselben, sowohl den üblen Geruch, als auch die Fettigkeit benehme. Der Herr N. hat zwar wohl gerathen, daß man selbigen auf einer glüend-heissen Schaufel also bereiten könne. Doch wo die Schaufel nicht heis genug, so thut selbige auch den Effect nicht, ist sie aber ein wenig zu heis, so verliert man zu viel von der Farbe, und läst sich die Sache nicht sowohl in dem grossen als kleinen in Ubung bringen. Dahero wohl besser, daß man 1. bis 2. Pf. Kühnrus in einem erdenen unglasir-

glasirten Hafen etwas eingedrukt, mit einem Dekel bedekt, und mit gutem Leim, welcher nicht springt, wohl verkleibet, gelind glühen lässet. Wann der Kühnrus wieder kalt worden, reibet man ihn auf einnem Farbstein mit Zugiessung Bier oder Wassers zart ab, und lässet selbigen auf einem Papier wieder troken werden. Wann solches geschehen, so stöst man den Kühnrus aufs neue mit eingeweichten Tragant und Dintengummi, oder starken Leim in einem Mörsel wieder zu einem vesten Teig oder Massa an, drükt diese Massa in beliebige Formen oder Mödel, lässet selbige bei gelinder Wärme troknen, und behält sie zum Gebrauch.

Fabel von dem Storchenneste.

Ein junger Storch, der in dem Neste lag,
Und wenig noch von dieser Welt gesehen,
Lies einen Blik an einem schönen Tag
Zum ersten mal auch in die Ferne gehen.
Er schaute bald den blauen Himmel an;
Doch, als er kaum dis grosse Werk erbliket,
So rief er: Ach! Es ist mit mir gethan.
Wir werden bald, so viel wir sind, erdrüket.
Schaut, welche Last auf unsern Köpfen schwebt!
Wie leicht kan sie auf uns doch niederstürmen!
Auf, Brüder, auf! Wir haben ausgelebt,
Wo wir uns nicht mit einem Dekel schirmen.
Die Menschen sind doch keine Narren nicht.
Seht, wie so schön sie ihre Nester deken,
Um, wenn einmal das blaue Wesen bricht,
Sich unverlezt darunter zu verstehen!
Der Rath gefiel. Sie griffen auf ihr Haus;
Und wollten es mit einem Dache zieren.
Bald rissen sie die besten Reiser aus,
Den schönen Bau nach Würden aufzuführen.
Wie sehr doch wird das arme Nest verheert.
Ein Jeder wollt in seinem Reise wühlen.
Doch, als sie es zu lange durchgestört,
So musten sie der Thorheit Strafe fühlen.
Das Nest zerbrach. Der Stifter fiel zu Tod.
Die Ubrigen, mit banger Furcht umgeben,
Erwehrten sich mit ungemeiner Noth,
Und blieben noch an einer Eke kleben.
Zulezte kam der Vater auch herzu,
Der, als er kaum das Elend angehöret,
Voll Kummers sprach: Du armer Hauffe, du!
Welch tolles Wahn hat deinen Sinn bethöret?
Ach stünde nur dein eingerissnes Haus
So feste noch, als wie des Himmels Mauren!
So dörft ich nicht in diesem harten Straus
Um einen Sohn und einer Wohnung trauern.
Armselige! der Meister dieser Welt
Versorget ihn mit allzu guten Stüzen.
Drum fällt er nicht. Doch, wahrlich, wenn er fällt,
Mag weder Dach noch Festung Jemand schüzen.

***　　***

***

So sucht und findet noch ein mancher seine Noth;
Er künstelt sie sich selbst, auch eh sie ihn bedroht;
Und meynt, mit seinem Fleis der Fürsicht Hand zu bieten.
Wie ruhig würden gros und klein
In ihrem Stand und Neste seyn,
Wenn sie sich weniger bemühten,
Und sich nicht immer selbst beriethen!

Von der Gefälligkeit, und dem Charakter einiger Gefälligen.

Das Bestreben, sich jedem vorkommenden Menschen, so viel die Tugend erlaubt, gefällig zu erweisen, ist nicht nur löblich und nüzlich, sondern auch unentbehrlich nothwendig, und als ein wesendliches Stük der Geselligkeit anzusehen. Es ist dieses nebst Verstand und Tugend die Seele und das Leben des Umgangs. Sondert man nun das gefällige Wesen aus Gemächlichkeit, oder nach eigenem Gutdünken, beim Umgange ab, und wird es nicht in gehörigen Schranken beobachtet: so fält zugleich das Angenehme des gesellschaftlichen Lebens hinweg, und selbst Tugend und Verstand verlieren dadurch zu gleicher Zeit nicht ein kleines Theil von ihrem Glanz, ja ihr Band. Denn Gefälligkeit macht den Verstand angenehmer, und verbindet die Tugend mit dem Verstand, und macht sie beliebt. Gefälligkeit ist, so zu reden, der Saft, in welchem das Ernsthafte des Verstandes und das Bitterscheinende der Tugend sich beliebt und einschleichend macht. So bekannt und angenehm nun gleich dieser Saz zu seyn scheinet, indem man wol schwerlich eine Person unter der Sonnen antreffen wird, welche hierinnen widersprechen, und nicht ein Prätendent oder Prätendentin vom gefälligen Wesen abgeben solte: so findet man doch unter diesen, theils solche Personen, die unter dem Vorwande, sich gefällig zu machen, die allerniederträchtigsten Handlungen begehen; da sie entweder Vernunft und Gewissen verleugnen, um sich nach einem jeden thörichten und lasterhaften Menschen zu bequemen, oder aber den Mantel nach dem Wind hängen; also daß sie jederman, der ihnen vorkomt, nach dem Munde reden, allerlei Gestalten an sich nehmen, und je nach dem die Veränderung der Person sich zuträgt, auch eine Veränderung der Meinungen und Sitten an sich erbliken lassen. Anderntheils findet man auch solche, welche in einem beständigen Erwarten der Gefälligkeit stehen, die nur ihr Wohlgefallen bezeigen, wenn sie das angenehme Wesen bei andern wahrnehmen; niemals aber bereit und willig sind, noch sich die geringste Mühe geben, es an ihrem Theile hinwiederum zu leisten: vielmehr fahren sie hoch her, und halten sich für berechtiget, jederman durch ihr grobes Verhalten ungescheut zu beleidigen; indem, nach ihrem Bekentnis, ihr angebornes natürliches und freies, man solte sagen freches Wesen, eine solche ungezwungene Ceremonie nicht an sich nehmen könte.

Diese zwei Gattungen von Menschen gehören zu den äussersten Dingen, und schiken sich so wenig zum geselligen Leben, daß sie mit Recht niemal hier in Betrachtung kommen müssen. Ich gehe demnach zu einer dritten Art von Personen über, nemlich zu solchen, die man in weiterem Verstande eben nicht ungesellig nennen kan, welche den guten Willen und die Ehrbegirde haben sich angenehm zu erzeigen; die aber durch ihre Lebensart und schlechte Aufführung dahin gebracht sind, daß sie die rechte Art, Weise und Mittel verfehlen, folglich sich mit grosser Mühe und ihren guten Meinungen höchst misfällig machen. Ich werde dieses in Folgenden durch ein Exempel suchen deutlich zu geben:

Herr Ehrlich ist, nach seiner guten Seite betrachtet, ein vortreflicher Mann: er besitzet einen grossen Geist, und ein gutes Herz. Allein, er gehöret zu den Veränderlichen und Nachlässigen. Heute siehet man ihn freundschaftlich, munter, lebhaft, wizig und gesprächig; morgen trift man ihn eigensinnig, murrisch, kaltsinnig und lau an: welche gestern seine beste Freunde waren, denen kehrt er jezt den Rüken zu; er hält sie seines Anschauens und der Unterredung unwürdig; ihre Gespräche dünket ihm zu gezwungen und einfältig. Wird er angeredet, so wird querfelden geantwortet, und zwar mit solchem Ton, wobei er versichert ist, daß er nicht öfter oder weiter in seinem übel aufgeräumten Zustande beunruhiget werden wird. Da nun dieses Betragen des Herrn Ehrlichs nicht sowol aus Unbeständigkeit oder Mangel des gesezten Wesens, sondern aus einer menschlichen Ungleichheit des Gemüths herrühren mag: so sind doch wenige Menschen so scharfsichtig und grosmüthig, daß sie dieses einsehen, und dergleichen Begegnungen mit kaltem Blut annehmen solten. Es ist also Jammer und Schade, daß Herr Ehrlich nicht einigermassen die Regeln des äusserlichen Wohlstandes beobachtet: und in solchem Fall bin ich gewis versichert, daß er bei seinen übrigen seltenen und herrlichen Eigenschaften die allernüzlichste und angenehmste Gesellschaft seyn würde; da ausser dem bei allen seinen Vorzügen er dennoch das Unglük hat, daß sich viele von ihm beleidigt zu seyn halten; folglich ist sein nachlässig und kaltsinnigscheinendes Betragen hinlänglich genug, daß er sich misfällig machen kan.

Herr Gern kommt sehr fleissig, und mit dem Vorsaz, sich gefällig zu machen, in Gesellschaft; aber niemals hat jemand seinen Zwek weniger erreicht als dieser Herr. Er kehret die mehreste Zeit mit höchstem Verdrus und Widerwillen al-

ler Anwesenden zurük; jeder siehet ihn gleich anfangs mit solchen Augen an, welche ihm zu verstehen geben, ob er noch nicht fort wolle; und so bald er sich zur Stubenthüre wendet, machen sie ihm sämtlich ein Creuz hinten nach, und wünschen ihm glükliche Reise, weil, so lange als er gegenwärtig ist, keine Seele zu Worten kommen kan. Er hat sein Gehirn und Gedächtnis mit lauter alten Histörchen und Prozessen angefüllt: weil er nun dieses täglich und stündlich zu wiederholen pflegt, so ist er auch im Stande zu allen Stunden des Tages, seinen guten Schaz hervor zu bringen. Er gehet zu dem Ende mit brennendem Verlangen, andern einen lustigen Tag und sich angenehm zu machen, in Gesellschaft. Wenn er nun sich kaum niedergesezet, so hebt er seinen Spruch mit heiterem Gesichte und freudigen Geberden von vorne an, fähret so lange in der besten Ordnung, unter kleinem abwechselnden eigenem Gelächter, fort, bis ihm von ohngefehr ein anderer in die Rede fält, und ihm einige Einwendung machen will. An statt nun, daß er vorhin allein das gröste Vergnügen bei seinen Erzehlungen empfunden, so verändert sich jezt augenbliklich die Scene; er wird stum und misvergnügt, er sieht den Tag als verlohren und verdorben an: und da er zuerst den Anwesenden Verdrus und Langeweile verursachet, so fält er nunmehro in eine zweite Unannehmlichkeit. Er macht solche Geberden und Gesichtszüge, deß das blose Anschauen seines Antlizes Ekel und Widrigkeit zuwege bringen mus. Er runzelt die Stirne in tausend Falten, wirft ergrimmte und wilte Blike um sich, verzieht den Mund, oder beisset ihn ein, knirschet mit den Zähnen, schleudert den einen Fus über das andere Knie, und endlich steht er voller Unmuth reissend und schmeisend auf, und läuft, indem er mit polternder Stimme die Worte gesagt: Ich will nicht ihr Narr seyn, aus der Gesellschaft hinweg. Zu Hause beklagt er sich über die Ungeschliffenheit der Menschen, und wie die Gesellschaften bei jezigen Zeiten so sehr verdorben wären, daß nichts mit ihnen anzufangen sey, und wie er beständig an statt lebhafte, verständige und aufgewekte, eitel Sauertöpfe, dumme und schläfrige Köpf anträfe; es würde ihm aller Umgang balde verleidet werden. Indessen wagt er doch den andern Tag einen neuen Versuch, fängt da wider an, wo ers gestern gelassen, und endigt auch so wieder.

Herr Compan hat mit dem ersten dieses gemein, daß er ein geselliger Mensch seyn, und beim Umgange ununterbrochen das Wort führen will; doch mit dem Unterschid, daß er nicht etwan alte, sondern spannagelneue Sachen zu Unterhaltung der Gesellschaft vorzubringen weis. Die geheimsten Consilia oder Rathschläge, welche in den königlichen Kabinettern vorgehen, sind ihm nicht unbekant. Er versteht die Staatsklugheit; er weis besondere Familienumstände, ihre Einkünfte und Ausgaben sehr genau und punktuel. Er ist ein Kenner der Näherei, Puz und Schmuks des Frauenzimmers. Hierzu komt noch die Erkenntnis von seiner eignen Wissenschaften und Verdiensten, und überhaupt ist nichts so hoch, oder niedrig, welches er sich nicht auf allen Seiten bekannt gemacht haben solte. Da er nun ein so weites Feld von Materien vor sich hat, wie solte es ihm dann am Stoff zu Gesprächen mangeln? Er unterläst demnach nicht, denen Anwesenden die Langeweile auf eine einnehmende und zeitkürzende Art, nach

seiner Meinung, zu vertreiben. Sein Vortrag ist munter und lebhaft, indem er nicht, wie andere, mit dem Munde allein redet, sondern seine meiste Beredsamkeit in allen Gliedern des Leibes lieget. Er redet nicht, wie sich viele angewöhnet, mit einer oder zweien Personen in Gesellschaft allein; vielmehr, da sein Zwek ist, allen Menschen nüzlich und lehrreich zu seyn, so lässet er sich auch alle, solte die Gesellschaft auch noch so stark seyn, Theil daran haben. Er ist demnach in beständiger Bewegung und Herrumdrehung des Leibes begriffen, und jedes Wort wird mit einem angenehmen Blik von Person zu Person begleitet; um einer jeden zu zeigen, daß es auch ihr gelte, und auch sich selbst von ihrer gehörigen Aufmerksamkeit und gutem Aufnehmen zu überzeigen. Er redet nicht zu laut, sondern annehmlich, langsam, lächelnd und beständig: und zwar also, daß, da er die Unwissenheit und das Unvermögen anderer einsiehet, er daher eine ewige Stille und Aufmerksamkeit fordert. Bei diesem allen hat Herr Compan das Unglük, daß er sich, gleich dem ersten, höchst zuwider macht. Denn da ein jeder Gesellschafter nicht eben deswegen allein Umgang suchet, um nur einen Zuhörer oder stummen Bewunderer eines sich Beliebtmachenwollenden abzugeben, sondern dann und wann auch an seinem Theil ein Wörtgen mit beitragen will: so ist auch dieser Herr denen, die reden können, und nicht stumm geboren oder vom Schlage an den Zungen gelähmet sind, eine sehr widerwärtige Gesellschaft.

Die Frau Immerda und ihre fünf Töchter trift man nicht selten bei allen Zusammenkünften an; und ungeachtet sie 30., 40. und mehrere Jahre bei einander gehauset und gewohnet, und noch jezo wohnen; so ist doch nichts gewöhnlicher, als daß sie ihre brennende Beredsamkeit nur unter sich selbst verschwenden, daß ein Fremder wol schwören solte, diese gute Leute hätten sich in vielen verlaufenen Jahren nicht einmal gesehen. Sie betrachten alle andre, ausser sich, als Abwesende; daher nehmen sie sich allerlei Freiheiten, unter sich viele besondere Fälle recht lächerlich zu machen, in der Hofnung, durch ihre eingebildeten wohlangebrachten Satiren einander angenehm und gefällig zu seyn. Wolte man ihren Schärz und Gespräche eigentlich bestimmen, so müste man sich mit einem tönenden Erz oder klingenden Schelle vergleichen, indem sie nichts als einen Klang von Worten in sich enthalten: wobei, der da redet, und der da zuhöret, weniger als nichts denken kan. Es ist ein Mischmasch von den allernichtswürdigsten Kleingkeiten, und wenn sie alle sechse gesunde Lunge haben, und nicht mit der Schwindsucht behaftet sind; so höret man auch beständig 6. Töne der Stimme auf einmal, und zwar mit einem solchem Schall, daß auch Vorrübergehende aus Neugier vor ihren oder auch fremden Häusern öfters stille stehen.

Die Materie der misfälligen Gesellschafter ist von so weitem Umfange, daß ich unter dieser Rubrik fast eine Legion von Menschen anführen könnte, wenn mir nicht die Gedult der Leser Grenzen sezten. Denn hieher gehörten die Uberklugen und Widersprecher, die nicht leicht das lezte Wort andern überlassen; die Argwöhnischen, die jedes Wort für einen Stich auf sich halten; die Allzuvorsichtigen, welche in sich und andere ein Mistrauen sezen; die Ungezogenen und Familiairen, welche bei allem ihrem Thun und Lassen ihr grobes Wesen verrathen, u. s. w. Uberhaupt alle diejenigen, welche die Schranken des äusserlichen Wohlstandes nicht in Betrachtung ziehen. Es läst sich hieraus ganz natürlich das Gegentheil schliessen; nemlich: daß zum gefälligen Wesen die Bescheidenheit insbesondere erfordert werde, welche die Gesellschafter in einem gewisen Gleichgewicht erhält: daß man weder in gleichgültigem oder hochmüthigem Bezeigen, noch durch Niederträchtigkeit ausschweife: das man jedem mit einer Art

von

von Ehrerbietung zuvor komme; daß man sich niemals vor sich allein, sondern im Zusammenhange der übrigen betrachte, auch sich ein jeder insbesondere in etwas nach der schwachen Seite des andern bequeme und herunterlasse: daß man sich, so viel wie möglich, in einer beständigen Gleichheit und Gegenwart des Gemüths finden lasse, u. s. w. Wird man dieses wenige, bei einem guten ehrlichen Herzen, in Ubung bringen: so wird ein jeder erfahren, daß auch die Gefälligkeit ihre Verehrer und Ausüber belohne.

Von den Lastern, und Rechtfertigung einer zu Besserung der Sitten dienliche satyrische Schreibart, wie sie sich mit den Begriffen einer gesunden Morale zusammen schiket?

Die Laster sind ihrem Wesen nach was abscheuliches; Deñ wer sie mit einem erleuchteten Gemüthe betrachtet, der findet, daß sie die Quelle alles Unglüks sind, so unter dem menschlichen Geschlechte herrschet. Dieses allein solte einem jeden, der sich vor vernünftig gehalten wissen wollte, bewegen, ein Liebhaber der Tugend zu werden; so wie wir alle Liebhaber der Glükseligkeit seyn. Doch siehet man, daß unzehliche Menschen das abscheuliche Wesen der Laster nicht wahrnehmen. Der Verstand des grossen Hauffens ist nicht durchdringend genug, eine Wahrheit einzusehen, die nicht in die Sinne fällt, sondern nur durch Schlüsse und gründliche Einsicht in dem Erfolg der Handlungen begriffen wird: Daher dient ihnen auch diese innerliche Abscheulichkeit der bösen Handlungen nicht zum Bewegungsgrunde, dieselben zu unterlassen. Nichts hat eine Kraft den Willen zu lenken, als ein Urtheil, welches vorher im Verstande von der Natur einer Handlung gefället worden. Halten nun die meisten Menschen nicht davor, daß das Laster was abscheuliches sey; so werden sie auch nicht bemühet seyn, sich vor der Ausübung desselben zu hüten.

Es gibt noch andere Bewegungsgründe, dadurch sich die Menschen von tadelhaften Sitten abhalten lassen. Wie mancher unterläst das Fressen und Sauffen und andere Arten der Wollust, nicht weil sie an sich selbsten was schändliches sind; sondern weil gar zu viel Ausgaben dazu gehören. Wie viele sind geschworne Feinde des Geizes und der unermüdeten Eselsarbeit, die zum Gewerbe grosser Güter gehöret; nicht weil es was unvernünftiges ist, seine Gesundheit vor etliche hundert Thaler hinzugeben: sondern weil es ihrer Gemächlichkeit zuwider ist. Und wie gros ist endlich nicht die Anzahl derer, die sich gewiser Laster nur darum enthalten, weil es in ihrem Stande, in ihrem Alter, an dem Orte, wo sie leben, und unter denen Personen, mit welchen sie umgehen, schimpflich und schändlich seyn würde, dergleichen zu begehen.

Es fraget sich nun, ob ein Sittenlehrer sich der lezten Art von Bewegungsgründen bedienen könne, um

die Menschen zu bessern? Ich weis nicht, was andere darauf antworten möchten; ich aber will es weder schlechterdings bejahen, noch verneinen. Es ist wahr, daß die Pflanze einer rechtschaffenen Tugend auf keinem so seichten Grunde gepflanzet werden kan, als diese lezteren Vorstellungen seyn. Ein Laster mit dem andern dämpfen, das heist die Leute nicht tugendhaft machen. Wer aus des Harlequins Maske in einem Scarmuzhabit kriechet, der höret darum nicht auf eine lustige Person vorzustellen. Und was wäre das vor ein Rath, wenn man die Schellen von der Narrenkappe abzunehmen anmahnen möchte, an ihrer Stelle aber einen Fuchsschwanz an dieselbe zu heften bewegen wolte. Die Tugend gründet sich auf einen wahren Begrif von dem, was gut oder böse ist. Wer diesen Begrif einmal erlanget hat, wird alle Laster auf einmal verabscheuen. So ist dann die Vorstellung von der Schönheit des Guten und der Heslichkeit des Bösen der beste Bewegungsgrund, dessen sich ein philosopischer Moralist in Beförderung der rechtschaffenen Tugend mit Vortheil bedienen kan.

Andern Theils aber ist es nicht zu läugnen, daß man auch durch andere Vorstellungen die Menschen, wo nicht tugendhaft machen, doch zum wenigsten viel böses hindern kan. Es ist sehr gut, daß die Laster untereinander so einstimmig nicht sind, als die Tugenden. Denn um wie viel tausendmal ärger würde es nicht in der Welt zugehen, wenn diejenigen, so jezo nur einer einzigen Gattung böser Handlungen ergeben sind, allen Arten derselben zugleich zugethan seyn möchten? Nun aber ist dieses nicht möglich, ihr Reich ist uneins, und eine böse Begierde hindert den Ausbruch der andern. Die Laster sind der menschlichen Gesellschaft nicht alle gleich schädlich. Das eine verursachet mehr Unheil in der Welt als das andere unterdrüket, wenn nur das lezte nicht so schädlich ist als das erste. Der übermäsige Pracht in der Hofstaat ist sowohl ein Laster an einem Fürsten, als die unzeitige Herschsucht: und die Verschwendung in Gebäuden ist eben so wenig was rühmliches, als der Blutdurst eines Tyrannen: Doch glaube ich, wer einen Alexander zu jenem, und ein Nero oder Domitian zu diesem hätte bewegen können: so daß der erste niemals ausser Macedonien gezogen, die leztern aber kein Todesurtheile gefället hätten: der hätte vielen tausenden das Leben erhalten, und also dem menschlichen Geschlechte viel gutes gestiftet.

Vor allen Dingen ist die Ehre und Schande ein solcher äusserlicher Bewegungsgrund, den man mit Nuzen in der Sittenlehre brauchen kan. Es wäre sehr gut, wenn man im Stande wäre zu zeigen, daß alle Tugend Ruhm, alle Laster aber Schimpf zuwege brächten. Wie glüklich wäre ein Land, oder eine Stadt, wo dieses allezeit richtig einträffe? Denn da alle Menschen einen gewissen Trieb zur Ehre, und einen Abscheu vor der Schande

de haben, so würde man bald keine bürgerliche Straffen mehr nöthig haben, die Ubelthäter im Zaume zu halten. Die öffentlichen Urtheile von der Unvollkommenheit der Lasterhaften, die Verlachung ihrer Thorheit, und die Verachtung ihrer Personen, so lange sie sich nicht änderten, würden mehr ausrichten als Schwerd, Galgen und Rad, und alle Marter der Henkerknechte. In der That mus sich alle wahre Ehre auf die Tugend gründen: Diese allein ist es, die einem Menschen einen rechtschaffenen Ruhm zuwege bringen kan. Alles andere Lob ist eine unächte Münze, die nur bei Unverständigen gilt. Aus diesem Grunde haben auch die besten Philosophen davor gehalten, daß man nicht nöthig habe, die uns allen eingepflanzte Ehrliebe zu erstiken. Sie haben gerathen, man solle sich derselben in Fortpflanzung der wahren Tugend zu Nuze machen, und sich ihrer als eines Sporns bedienen, die Menschen zum Guten zu lenken. Dieses geschiehet, wenn man ehrliebenden Gemüthern zeiget, daß die wahre Ehre nichts anders sey, als das Urtheil vernünftiger Leute von unserer Vollkommenheit. Daneben aber darthut, daß die Tugend die grösseste Vollkommenheit des Menschen ausmache.

Auf solche Weise werden unsere Leser leicht schliessen können, was von der satyrischen Schreibart zu halten sey, und ob sie sich mit den Begriffen einer gesunden Morale zusammen schike. Eine vernünftige Satyre läst sich angelegen seyn, die Laster als auslachenswürdig vorzustellen, und die Liebhaber derselben zu Spotte zu machen. Diese Absicht ist ja ohne Zweifel sehr löblich, denn darum bemühet sich der Verfasser solcher Schriften die Lasterhaften dem Gelächter der ganzen Welt zu unterwerffen? Darum daß sie sich ihrer Thorheit schämen, und ihre böse Handlungen unterlassen sollen. Die richtigen Begriffe von tugendhaften und lasterhaften Handlungen seze ich zum voraus, denn wenn der Satyricus entweder aus Unverstand oder aus Bosheit das Löbliche lächerlich machen wolte; so würde er vor einen Feind der Tugenden anzusehen, u. als ein schädlicher Scribent zu bestraffen seyn.

Nach dieser Regel haben wir bisher unsere Blätter einzurichten gesuchet; so oft hier und dar etliche satyrische Stellen mit untergelauffen sind. Ob nun dieses Nuzen schaffen könne; oder nicht? das lassen wir von Vernünftigen beurtheilen: Die Superklugen mögen so lange sie wollen, uns selbst vor Spötter ausschreien. Wir haben zwar in den vorigen Theilen von einigen im Schwang gehenden Lastern zerschiedene satyrische Abhandlungen geliefert, und über den Geschmak der Satyren oder sinnreichen Spottschriften im 1sten Theil, p. 1, Betrachtungen angestellt, so daß es überflüssig zu seyn scheinen würde, wann wir hier noch was zusezen wollten. Allein wir müssen nun zeigen, wie solche von der schlechten Kinderzucht herrühre? Daß viele von denen, die böse Gewohnheiten an sich haben, sich selber mit gutem Bedachte daran gewöhnet; Und daß solche es meistens der sorglosen Auferziehung ihrer Eltern zu verdanken haben, dahero eben die so mannigfaltige Gewohnheitslastern herrühren. Solches haben wir schon in denen vorigen Theilen dieser auserlesenen Sammlungen ausführlich berührt. Es ist also nur noch nöthig, eine Abhandlung zu liefern

1) Von den Folgen einer schlimmen Kinderzucht.

Was vor ein Unheil entsteht nicht oft dem gemeinen Wesen, ja dem ganzen Vaterlande, aus einer bösen Kinderzucht? Eine wollüstige Aggrippina erziehet sich an ihrem liebsten Schoskinde Nero ein giftige Otter, die sie selbst um das Leben

brin=

bringet: und durch tausend tyrannische Thaten verdienet, eine Geisel des menschlichen Geschlechts genennet zu werden. Wie manches verzährtelte Söhngen wächst nicht seinen unvorsichtigen Eltern zu Kopfe, und bestraft sie nachmals durch seine Unart, wegen ihrer nachläsigen Auferziehung. Ein Knäbgen, welches in seinem andern und dritten Jahre, mit seidenen und sametnen Kleidungen, ja in Gold- und Silberstüken einher gegangen; eine Feder auf dem Hute und einen Degen an der Seite getragen: wird gemeiniglich das Herzeleid seiner thörichten Eltern, wenn es heran wächst. Man hat ihm in der Kindheit allezeit den Willen gelassen, und in der Jugend nicht weniger nachgegeben; Wenn es aber männlich geworden, ist es vermögend, sich die Freiheit mit Gewalt zu nehmen. Gewise Gattungen des Unkrautes lassen sich schwerlich ausrotten, wo sie einmal überhand genommen haben: Und wie will man Leuten, die Wollust, den Eigensinn, den Stolz, die Grausamkeit, die Rachgier, die Lästerungen, den Ungehorsam, ja die Verachtung menschlicher und Göttlicher Gesäze aus dem Sinne bringen: indem diese Unart von der zärtesten Kindheit an gepflanzet, und durch eine nie unterbrochene Gewohnheit befestiget worden. Man wird eher einen Mohren weis baden, als diese Laster aus einem Herzen jäten, darinnen sie von so langer Zeit her gewurzelt hatten. Wohl derowegen dem Kinde, welches von vernünftigen Eltern wohl erzogen wird!

2) Von den Regeln einer guten Kinderzucht.

Kein Anblik rührt mich empfindlicher, als wenn ich sehe, daß ein Kind von guter Art und grosser Fähigkeit, unter der Aufsicht unvernünftiger Eltern verwahrloset wird. Eine jede vernünftige Creatur bringt den Saamen zu vielem Guten und Bösen mit sich ans Licht: und obwohl man nicht sagen kan, daß sie zu beiden ganz gleichgültig sey, weil sich das Böse viel leichter lernet, als das Gute: so ist es doch gewis, daß sie zum Guten nicht ganz und gar ungeschikt sey. Den Augenblik, da wir gebohren werden, wissen unsre Seelen noch von sich selber nichts. Die Sinne machen den allerersten Eindruk in die leeren Tafeln unsers Gemüthes, und legen den Grund zu allem unserm künftigen Erkänntnisse. Die Seele erstaunet gleichsam, wenn sich die Augen zum erstenmale öfnen, und in ihr die bis dahin unbekannten Begriffe von Licht und Farben erweken. Sie erstaunet, wenn sie zum erstenmal einen Schall in den Ohren vernimmt, dadurch sie die Vorstellungen von mancherlei angenehmen und widrigen Thönen bekommt. Sie erstaunet, wenn ihr durch den Geruch und Geschmak allerhand neue, theils belustigende, theils verdrüsliche Empfindungen erreget werden.

Ja

Ja das Gefühl selber verursachet ihr viel ungewöhnliche Eindrükungen; indem der zarte Körper nunmehro in freier Luft, und aus der Berührung andrer Körper tausend Zufälle erdulden mus, davon er in Mutterleibe nichts empfinden können.

Ich beschreibe diesen ersten Zustand unsrer Seelen mit Fleis etwas umständlich, um denen, die demselben noch niemals nachgedacht haben, dadurch zu Hülfe zu kommen. Durch die Geburt wird ein menschlicher Körper aus einer Pflanze ein Thier; und die Seele erwachet gleichsam aus einem tiefen Schlafe, darinnen sie vorhin begraben war. Da es bis dahin stokfinster in ihr gewesen; so wird es nunmehr, durch den Gebrauch der Sinnen, in ihr auf einmal Licht. Und ist gleich dieses Licht, im Absehen auf den künftigen Gebrauch des Verstandes, nur noch vor eine schwache Morgendemmerung zu halten: so ist es doch den ungeübten Kräften einer so zarten Seele viel zu lebhaft, als daß sie solches ohne einige Blendung ertragen könnte. Neugebohrne Kinder schlaffen die meiste Zeit. Ihr Gemüthe thut nur zuweilen einen kleinen Blik in die Welt; und gewöhnet sich allmählich den starken Eindruk der Sinnen zu ertragen. In einem Vierteljahre kommt es ohngefehr damit zum Stande. Alsdann fängt es an, die vorkommenden Sachen zu unterscheiden. Es wird aufmerksam auf die Mannigfaltigkeit der empfindlichen Dinge. Es bemerket endlich die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit; die Verknüpffung und Widerwärtigkeit gewiser Begriffe. Endlich gibt es auch auf die Wörter acht, womit die Erwachsenen ihm zureden, und die vorfallenden Dingen benennen. Es lernet dieselben erstlich verstehen: hernach lallend nachahmen: endlich auch verständlich aussprechen. Und dann geht allererst der Gebrauch ihrer Vernunft recht an. Sie fangen an deutlich zu urtheilen; Sie schliessen eins aus dem andern, und werden also zu würklichen Menschen: da sie vorher den allerunvernünftigsten Creaturen weit ähnlicher waren, als vernünftigen Geschöpfen.

In dieser Morgenröthe unsers Lebens ist, meines Erachtens, von unzehlichen Eigenschaften unsers Gemüthes und Körpers der Grund zu suchen. Hier formirt sich diejenige Beschaffenheit unsers Wesens, welche man das Naturell zu nennen pflegt. Hier leget man den Grund zu allen Gemüthsneigungen und Begierden; zu Gesundheit und Krankheit; zu Tugenden und Lastern. Die Seele weis sich noch selbst nicht zu helffen: Darum läst sie sich ganz durch äusserliche Dinge lenken, die vermittelst der Sinne in sie würken. Der Körper ist zart und schwach, darum empfindet er die allergeringsten Veränderungen der Luft, der Speise, des Tranks, und andrer Dinge, die ihn berühren. Aus vielmaligen Empfindungen entstehet eine

Fertigkeit zu empfinden; und aus öfters wiederholten Bewegungen eine Gewohnheit der Gliedmassen. Und hieraus fliessen die sogenannten angebohrnen Fehler und Schwachheiten. Meines Erachtens ist uns nichts angebohren, als eine grosse Schwachheit des Verstandes; ein Mangel alles Erkänntnisses; eine Unwissenheit aller Wahrheiten, und eine Fähigkeit, leichter falsche als wahre Begriffe zu fassen; leichter übel als gut urtheilen zu lernen; leichter unrichtige als richtige Schlüsse zu machen. Wenn sich also in anwachsenden Jahren mehr Böses als Gutes an uns bliken läst; so rührt solches alles von der ersten Auferziehung her: das ist von den Fertigkeiten, die wir in den zärtesten Jahren erlanget, und von den Gewohnheiten, die schon vor dem Gebrauch der Vernunft in uns Wurzel gefasset haben. Ein jeder siehet hieraus wohl, daß ein Kind selber am wenigsten; diejenigen aber am meisten daran Schuld haben, die es aus Unverstand oder Unfürsichtigkeit in diejenige Verderbnis stürzen, daraus es sich oftmals seine ganze Lebenszeit nicht wieder reissen kan.

Sehen wir indessen, wie nachläsig mit diesen armen Creaturen umgegangen wird; ja, wie sorgfältig man gleichsam ist, die zärtesten Kinder zu verderben: so hat man Ursache sich zu verwundern, wie es darunter noch bisweilen wohlgeartete Gemüther geben könne, die sich leicht zum Guten ziehen lassen. Man vertrauet das höchst wichtige Werk der ersten Auferziehung den unverständigsten und lasterhaftesten Personen an. Die Ammen sind mehrentheils die wohllüstigsten; und die Kindermumen die einfältigsten Weibsbilder. Diese gehen mit uns nach ihrem unverständigen Eigensinne um. Sie küzelen unsere Sinnen zu viel; sie straffen, sie schmeichlen uns auch zur Unzeit: Wenn wir wachen sollten, zwingen sie uns zum Schlaffen; und wenn es uns gut wäre zu fasten, so füllen sie uns mit den lekerhaftesten Speisen an. Was thut ein thörichte Wärterin nicht, ein weinendes Kind zu stillen? Was vor närrisches Zeug schwazet man uns nicht vor? Mit was vor ungereimten Possen erfüllet man uns nicht die Gedanken? Ja, wenn das alles keinen Eindruk im Gemüthe machte! wenn unsre Herzen nicht wächsern wären, alle Bilder anzunehmen, die ihnen zuerst eingepräget werden! wenn wir in früher Kindheit Gutes und Böses zu unterscheiden, und uns vor dem lezten zu hüten wüsten! Nun aber müssen wir mit uns handeln und umgehen lassen, wie es das unbedachtsame Gesindel gut befindet. Wir werden verdorben und verwahrloset, ehe man sichs einbildet, daß wir fähig sind, verderbet und verwahrloset zu werden.

Welche Redensart ist gemeiner, denn diese: **Es ist ein Kind; es verstehts noch nicht?** Aber welche Redensart ist uns auch schädlicher, als

als eben diese? Darum eben, weil wir noch Kinder sind, und es noch nicht verstehen, sollte man am allerbehutsamsten mit uns umgehen. Weil wir noch selbst nicht vor uns sorgen können: sollten andere desto sorgfältiger für uns seyn. Weil wir noch nicht durch die Vernunft regieret werden können: sollte man auf unsere Sinne besser acht haben, und ihren Gebrauch so einrichten, daß er eine Vorbereitung zum Verstande und zur Tugend, Nicht aber eine Hindernis derselben würde. Wann uns in der Kindheit das Böse einmal, als was angenehmes, eingepräget worden: so werden wir es schwerlich wieder ausrotten. Und wenn uns das Gute einmal, als was verdrüsliches, ins Herz gedrüket ist: so würden wir alle Mühe vergebens anwenden, unsern Abscheu davor zu dämpffen.

Ich will nur etlicher Dinge erwehnen, die ich an jungen Kindern sehr tief eingewurzelt gefunden habe. Das erste ist die Rachgier. Das geringste, was einem gewisen Knaben böses widerfuhr, brachte ihn in Harnisch, und er ruhete nicht ehe, bis er sich gerächet hatte. Er drohete nicht nur Vater und Muter, wenn sie ihm nicht seinen Willen erfülleten; Er schlug nicht nur seine Brüder und Schwestern über die geringste Beleidigung: sondern zerbrach und zerschlug oft seine Spielsachen in kleine Stüken, wenn sie nicht nach seinem Sinne stehen oder liegen wolten. Das Messer, womit er sich etwa geschnitten hatte, warf er mit Ungestüm zur Erden, und trat es mit Füssen. Ja sogar wenn er fiel, und sich Beulen an den Kopf schlug, war er nicht eher zu stillen, als bis man eine Ruthe nahm, und damit auf die Stelle peitschete, wo er gefallen war; um dieselbe, dem Scheine nach, zu bestraffen.

Allein woher kam diese Begierde, sich auf eine so unvernünftige Weise zu rächen? Nirgends anders her, als von einer thörichten Amme. Diese hatte ihm die Hand geführet jemanden zu drohen, ehe das Kind gewust hatte, was Beleidigung wäre. Sie hatte ihm Schimpf und Schmähworte beigebracht, und ihm die Ruthe iu die Hand gegeben, z. E. das Licht zu peitschen, darinnen es sich den Finger verbrannt hatte.

Das andre ist die Eitelkeit. Ein Mädgen von 2. Jahren hat zuweilen so viel Einbildung auf ihren Puz und ihre Schönheit, als eine erwachsene Person. Es sieht überaus gern in den Spiegel; es hört sich gern ein schönes Kind, ein allerliebstes Kind nennen: Aber es wird böse, wenn man sagt, es sey ein hesliches oder garstiges Mädgen. Wenn es seine beste Kleidung an hat, kennet es sich fast selber nicht, und komm[illegible] wie ein Pfau daher gezogen. Wie geht das zu? Hat das Kind seine Laster mit auf die Welt gebracht? Mit nichten. Die Wärterin ist eine Närrin gewesen. Diese hat dem unschuldigen

Kinde die Eitelkeit in den Kopf gebracht. Sie hat es in währendem Ankleiden und nach vollendetem Puze sehr gelobet. Sie hat allezeit von schönen Kleidungen, neuen Hauben, von allerhand andern Kleinigkeiten, als von herrlichen Dingen geredet. Sie hat das Kind vor den Spiegel gestellet, und ihm befohlen zu sehen: ob dis oder jenes nicht schön lasse? Sie hat endlich demselben so viel von Schönheit und Heslichkeit vorgeschwazet, daß es zu seinem eigenen Schaden endlich ihre Thorheiten begreiffen gelernet.

Das dritte ist der Eigensinn. Wie manches Kind schreiet sich fast den Hals ab; wenn es nicht alsofort seinen Willen kriegt. Sobald ihm etwas in dem Sinn kommt, so mus mans ihm geben; sonst wird es auf keine Weise zu befriedigen seyn. Auch dieses Laster kommt aus einer bösen Gewohnheit. Hätte man ihm seine erste Begierde nicht erfüllet; Hätte man zum ersten und andern mal das Herz gehabt, sein Geschrei entweder auszuhören, oder mit Drohungen und Straffen zu dämpfen: So würde es so weit nicht kommen seyn. So aber hat man das Kind nicht wollen weinen lassen. **Gebet ihm**/ hat es geheissen. **Gebet ihm alles was es haben will/ damit es nur stille werde.** Dadurch ist es der Sache so gewohnt worden, daß es nunmehro eine Nothwendigkeit zu seyn scheinet, seine unordentlichsten Begierden zu erfüllen.

Um nun diesem und dergleichen anderm Unwesen mehr vorzukommen, wäre wohl kein besser Mittel; als wenn erstlich alle Eltern die Beschaffenheit der menschlichen Natur wohl erkennen, und sonderlich begreiffen möchten, wie viel an der Auferziehung ihrer Kinder, schon in ihren ersten zwei Jahren, gelegen ist. Zum andern wäre es zu wünschen, daß die Mütter ihre Kinder selbst nähren, nicht aber den unverständigen Weibern in die Hände liefern möchten. So wenig kluge Mütter es geben mag: so ist doch auch mittelmäsigen allezeit mehr zu trauen, als übel gesitteten Ammen. Wenn dieser Anschlag, nach der bei uns eingeführten Zärtlichkeit, verworffen würde: So müste doch zum allerwenigsten in der Wahl der Wärterinnen und Säugammen eine besondere Sorgfalt angewendet werden. Hievon kan ich keine bessere Regeln haben, als vor vielen hundert Jahren ein Griechisches Frauenzimmer, **Musa**, einer von ihren Freundinnen, in gleichem Falle ertheitet hat. Diese war eine Tochter des Weltweisen **Pythagoras**, und der gelehrten **Theano**/ von welcher neulich ein Schreiben mitgetheilet worden. Ich weis, daß solches meinen Lesern nicht unangenehm gewesen: also mache ich mir jezo eine gleiche Hofnung. Ja ich schmeichle mir, das man vor Mutter und Tochter desto mehr Hochachtung bekommen werde. Vor jene, weil sie an ihrem eigenen Kinde eine Probe derjenigen Re-

Regeln abgelegt, die sie andern vorgeschrieben: vor diese aber, weil sie so löblich in die Fusstapfen ihrer klugen und philosophischen Mutter getretten.

Muja wünschet der Phillis alles Wohlergehen.

Nachdem du eine Mutter etlicher Kinder geworden bist, gebe ich dir folgende Erinnerungen:

Wähle dir eine solche Amme, die sich in allen Stüken dazu schiket; insonderheit aber ein reinliches und ehrbares Weib; ja ein solches, so weder dem Sauffen noch dem Schlafe ergeben ist. Denn solche Weiber werden von jedermann vor die geschiktesten gehalten, ein Kind zu erziehen, ohne ihm ein niederträchtliches Exempel zu geben. Sorge, daß ihre Milch allezeit gesund sey, und daß sie sich in währender Zeit von ihrem Manne gänzlich enthalte. Auf diese Dinge mus man sehr scharf halten; sintemal die Wahl einer Amme, und ihre Art, mit uns umzugehen, einen sehr augenscheinlichen und wesentlichen Einflus in unser ganzes Leben hat. Eine gute Amme wird alles zu rechter Zeit zu thun wissen. Sie wird dem Kind die Brust, Brei, oder sonst ein Gemüse, nicht überflüssig geben, auch nicht so oft, als es schreiet. sondern mit einer besonderen Fürsichtigkeit; angesehen dieses sehr viel zu seiner Gesundheit beiträgt. Will sie es auch nicht allzeit schlaffen lassen, wenn es will; sondern nur, wenn sie meynet, daß es der natürlichen Ruhe bedürftig sey: so wird dieses gleichfalls seine Gesundheit stärken. Laß deine Amme kein zorniges Weibsbild seyn: sie mus in ihrer Sprache nicht stammeln, es mus ihr auch nicht gleichgültig seyn, wenn oder was sie isset; sondern sie mus mäsig und nüchtern in ihren Mahlzeiten seyn. Ferner, wenn es möglich ist, mus sie eine Griechin und nicht eine Ausländerin seyn. Die beste Zeit, ein Kind schlafen zu legen, ist, wenn es sich an Milch recht gesättiget hat: Denn die Ruhe ist alsdenn nicht nur den Kindern angenehm; sondern auch die Verdauung geschieht so am leichtesten.

Mus dem Kinde noch sonst was, ausser der Milch, gegeben werden, so sey es von der schlechtesten Art Speisen. Wein mus man ihm gar nicht geben; denn er ist ihm zu stark und zu hizig: doch wenn es ja Wein haben soll, so mus es ihn sehr selten bekommen, und zwar nur solchen, der der Natur der Milch am nechsten kommt. Der Leib desselben mus nicht gar zu oft gewaschen werden: denn je seltener man es badet, und je sorgfältiger man die Bäder zubereitet: desto besser ist es. Gehet die Amme mit ihm aus, so mus es in einer mäsigen Luft, die weder zu kalt noch zu warm ist, geschehen: wie denn auch das Haus weder an einem gar zu freien, noch gar zu enge eingeschlossenen Orte stehen mus. Das Wasser, so man bei ihm brauchet, mus weder zu kalt noch zu warm seyn: Gleichergestalt mus auch sein Windelband, und was es sonst vor Kleider bedarf, von einer mittlern Gattung, das ist, weder sehr grob noch ganz klar; doch allezeit seinem Körpergen gerecht seyn. Die Natur erfordert in allen diesen Dingen eine gewise Einfalt und Geschiklichkeit, aber nicht eine Weichlichkeit und Pracht.

Wir werden in dem 4ten Theil uns Mühe geben, aus guten in fremder Sprache geschriebenen Schriften, zumalen von einem berühmten gottseligen Cardinal, eine solche gute Anleitung zur Auferziehung der Kinder zu liefferen, die noch in wenig Händen seyn wird. Von denen jezo im Schwang gehenden Lastern selbsten aber haben wir in dem ersten Theil dieser auserlesenen Sammlungen, p. 132. 307. und 343. in dem 2ten Theil, p. 1. 177. 185. und 311. in dem 3ten Theil, p. 32. u. 103. und in dem 4ten Theil, p. 9. u. 24. zerschiedene nüzliche Abhandlungen mit-

mitgetheilt, die zu Beförderung einer guten Kinderzucht, wohl verdienen gelesen zu werden.

Die verschwenderische Väter.

Nächst dem Triebe der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung des Geschlechts, ist den lebendigen Geschöpfen kein stärkerer Trieb von der Natur eingeprägt, als die Erhaltung und Versorgung der Ihrigen. In der Thierischen Welt, die keine Vernunft zum Führer hat, bringen diese drei Triebe fast alles allein in Bewegung; denn wir sehen ein Vieh durch nichts in stärkere Leidenschaften gerathen, als wenn es darauf ankommt, sein Leben zu beschüzen, sein Geschlecht zu vermehren, und seine Jungen zu versorgen. Das kleinste Gewürm, dessen Leben uns sonst kaum merklich wird, zeigt eine bewundernswürdige Lebhaftigkeit, so bald es von einem dieser Züge gereizt wird; alle Emsigkeit, Hize und Wuth der grösseren Arten ist hieraus herzuleiten, ja alles was wir von Nachahmungen des Wizes und Verstandes bei den Thieren bemerken, bekommt hiervon seine Stärke. Die Fliege und die Spinne sowohl, als der Biber und Elephant, suchen mit einer unglaublichen Schlauigkeit und Wahl die Mittel ihr Leben zu erhalten, vertheidigen sich bis zur Verzweiflung, werden durch die Jahrszeiten an die Fortpflanzung erinnert, und warten ihrer Brut und zarten Nachkommenschaft mit unglaublicher Sorgfalt und Treue. Man will bemerkt haben, daß dieser Triebe überhaupt bei den Thieren, vielleicht weil sie keine Vernunft und Freiheit haben, weit einförmiger und standhafter sind, als bei den Menschen. Nach dieser Anmerkung konnte es unter den Thieren unmöglich Selbstmörder, und unnatürliche Eltern geben, und man mus dieses nur für Gattungen von Menschen halten. Ich will jezt bei der einzigen Erfahrung stehen bleiben, daß die thierischen Eltern ihren Jungen mit ausnehmender Treue die Versorgung gewähren, bis diese derselben nicht mehr nöthig haben; ja daß sie sogar diese Versorgung über die ordentliche Zeit hinaus ziehen, wenn Schwachheit oder Zwang die eigene Nahrung der Jungen verspätet; denn man siehet sehr oft, daß die alten einen jungen Vogel der im Kefich eingesperret ist, von neuen Futter bringen, nachdem sie ihn schon einmal aus ihrer Kost gestossen hatten. Es wäre zu wünschen, daß unser Geschlecht hierinn nicht oftmals den Thieren nachzusezen seyn möchte.

In menschlichen Eltern solte dieser Naturlehrtrieb durch die Vernunft deutlich gemacht und in Pflichten verwandelt werden, ohne deswegen das geringste von seiner Stärke zu verlieren. Denn wenn diese sich als Gevollmächtigte des grossen Vaters und Erhalters aller Dinge zur Hervorbringung und Versorgung ihrer Nebenmenschen anzusehen haben, so sind sie nach eben diesem Amte, sowohl zur aufrichtigsten und zärtlichsten Liebe, als zur möglichsten Weisheit und Vorsicht gegen die Ihrigen verbunden. Dis leztere mus ihre Wohlthaten sonderlich auf die Folgezeit ausbreiten, und ein *Vater* ist daher allerdings verpflichtet, die Seinigen *auch was das Vermögen und gute Auskommen betrift* auf die Zukunft, so viel er kan, zu versorgen.

Es gibt Leute die nicht viel besser leben, heirathen, Eltern werden und sterben, als sie gebohren worden sind; das heist, die dis alles ohne alle Gedanken und Überlegung thun: Diese sieht man ihrem armen Nachkommen selten die Hauptstüke einer wahren Versorgung, nemlich die gute Erziehung und einen ehrlichen Namen hinterlassen, und eben so selten sind sie klug genug, denselben ein gutes Auskommen zu erwerben, oder es nur, wenn es schon einmal da ist, zu erhalten. Der berühmte Schwelger *Midas* erbte nicht viel weniger als eine Tonne Goldes: er schien

schien sie aber zu keinem andern Ende ererbt zu haben, als um der Welt zu zeigen, wie unnüz und schädlich der Reichthum in den Händen eines Thoren ist. Er baute, spielte, trank und handelte mit Pferden und Rittergütern. Seine Frau ward plözlich zu einer Gemahlin, und seine kleine bürgerliche Nachkommenschaft zu einer jungen Herrschaft. Die Söhne lernten jagen, Weine auskosten und fluchen, die Töchter aber in Carossen fahren, befehlen und nichts thun. Dis Schauspiel währte noch keine zehen Jahre bis zur Catastrophe. Alsdenn war Midas für seine Person von den Spanischen und Englischen Pferden bis auf die ordentlichen Landhengste, und von dem Tokayer auf den guten aufrichtigen Kornbrandwein herunter. In seinem Rittersize regnete es ein, die ausländischen Thiere und Canarienheken waren verfroren, die Bedienten für Hunger davon gelauffen, und die getreuen Jagdhunde erholten sich kaum an einigen wenigen Capaunen, die sie sich selbst fiengen. Midas starb plözlich ehe ihn auch die Aerzte verliessen, und man kan sagen, daß dis die einzige Begebenheit seines Lebens gewesen, die zu rechter Zeit geschehen zu seyn scheint. Meine Kinder betreffend, sagte er sterbend, die mögen es sich auch einmal so sauer in der Welt werden lassen, als ich. Diese Unglükseligen aber hatten diese Gelegenheit sichs sauer werden zu lassen, gar nicht. Der älteste Sohn der vollkommen so ungeschikt als ein würklicher junger Herr ward, ward mit grosser Noth nach einigen Jahren ein solcher Aufwärter, als er in seiner Kindheit selbst gehabt hatte; über die Töchter aber, die noch mit einigen Erbzinsen und Kirchstühlen ausgestattet wurden, erbarmten sich einige gewesene Informatores und Pachters des weiland Hochwohlgebohrnen Herrn Midas.

Diese unglükliche Sorglosigkeit nun, wodurch Väter zu Unholden und Verwüstern ihres eigenen Geschlechts werden, hat zwar nicht allemal eben diese Gestalt; sie mag aber entspringen aus welchen Quellen sie will: so glaube ich werden folgende Betrachtungen allen Eltern, welche die Natur nicht verläugnen, dagegen wafnen können.

Erstlich ist den Eltern die Besorgung der ganzen Glükseligkeit ihrer Kinder anvertraut, und wie sie dieselben durch eine gute Erziehung, gottesfürchtig, weise und zufrieden machen müssen, so sind sie verbunden, sie durch Erwerbung und Erhaltung eines guten Vermögens glüklich zu machen. Man mus die Welt sehr schlecht kennen, wenn man nicht weis, daß zeitliche Güter Mittel zum äusserlichen Wohlstande sind, daß sie nur durch den Misbrauch schädlich werden, und daß sie erst in Vergleichung und im Widerspruche mit höhern Gütern zu verachten sind; man mus aber auch die Vorschriften der Moral sehr schlecht verstehen, wenn man glauben kan, daß durch diese Pflicht den Eltern Eigennuz, Geiz, Ränke, ängstliche Sorgen oder gar ein Mistrauen gegen die Vorsehung des Höchsten auferlegt werde. Ein redlicher Fleis, Sparsamkeit, Unschuld, Gelassenheit, ja selbst Wohlthun, Freigebigkeit, und ein wahres Vertrauen auf die Vorsehung GOttes erbauet die Häuser und Geschlechter viel sicherer. Ja da alle Pflichten die Einschränkung haben: *So viel als möglich ist*, so bleibt selbst die Armuth aller rechtschaffenen Eltern, die den Ihrigen ausser einer vortreflichen Erziehung, nichts als ihren Seegen und den Ruhm und das Beispiel ihrer Tugend hinterlassen können, unschuldig und liebenswürdig; Eine willkührliche und verschuldete Versäumnis aber ist um so vielmehr wider die Natur und Gewissen, je mehr die Eltern dadurch alle Mühseligkeiten des Lebens ihren Nachkommen vervielfältigen. Diese Vorstellung würkt auf die Menschlichkeit und Barmherzigkeit der Eltern. Wenn der Verschwender *Nomentan*, der den Seinigen nicht nur nichts erwirbt, sondern ihnen auch das ihrige durchbringt, be-

bedenken möchte, daß diese Unschuldigen vielleicht einmal Dürftigkeit, Frost und Blösse, oder welches noch schwerer ist, die Herrschsucht, Unbesonnenheit und Grausamkeit der Menschen erdulden werden, weil ihr Vater in Seiden und Sammet geht, weil er die Lekerbissen aller Jahrszeiten verschlingt, und so viele Bedienten als Stühle um seine Tafel her stehen hat; so würde vielleicht die Erbarmung dasjenige bei ihm ausrichten, was die Liebe allein nicht ausrichten konnte. Wenn die *Donna Olympia*, die kleinen Pantoffel ungestikt trägt, in die Zukunft sähe, wo vielleicht ihre armseligen verlassenen Töchter mit Verfertigung einer solchen Arbeit als ihre Muter in den Koth tritt, ihr dürftiges Brod anwerben werden, so würde sie die Empfindungen einer Mutter erlernen, und ihre Kinder ihren Bändern und Pantoffeln vorziehen. Ich weis daß auch arme und verlassene Menschen glüklich werden; ich weis aber auch daß es ihnen meistentheils sehr schwer wird. Sie müssen sich durch unzehliche Bedrängnisse, Sorgen und Verachtungen hindurch drängen, die nach dem heutigen Laufe der Welt, der Tugend selbst in der Armuth nicht schonen; und wenn ihr Glük die Göttliche Vorsehung verherrlichet, so rechtfertigt es die Sorglosigkeit der Menschen nicht, die dasselbe so viel an ihnen war, verwahrloset hätten. Der Verfall vom Glük in die Noth des Lebens ist überdem weit empfindlicher, als eine beständige und gleichförmige Noth. Wie bedaurenswürdig sind daher die Wittwen und Waisen die mit dem Verlurst eines Mannes und Vaters zugleich diesen betrübten Wechsel erfahren müssen, und wie grausam handeln die Väter, welche an solchen betrübten Wechsel schuld sind?

Zweitens sind Eltern diese Versorgung der Ihrigen dem Vaterlande und der bürgerlichen Gesellschaft schuldig, deren Glieder sie sind. So wenig ein Mensch für sich allein gebohren ist, so wenig sind es die Kinder allein für die Eltern. Sie tretten in die allgemeine Verbindlichkeiten ihres Geschlechts ein, und die Erziehung sowohl, als die Besorgung ihres äussern Wohlstandes soll dahin abzielen, sie zum Dienste der Welt brauchbar zu machen. Denn wie unläugbar ist es nicht, daß die Dürftigkeit viele tausend vortrefliche Köpfe zurük wirft und sie dem gemeinen Wesen entziehet? Man findet allemal daß die Werke die schönsten sind, die von dem ungezwungenen Naturell des Werkmeisters herrühren. Diesemnach könnte man sagen, daß mancher Vater der Welt vielleicht an eben dem Sohn, der jezt ein schlechter Kaufmann ist, einen vortreflichen Gelehrten würde erzogen haben, wenn er ihm ein Vermögen gelassen hätte, seinem Geiste den vollen Sprung zu geben; und daß aus eben dem Grunde mancher Gelehrter, der jezt alle seine Fähigkeit nur zum Brodverdienen brauchen mus, sie zum unglaublichen Besten der Wissenschaften würde gebraucht haben, wenn er bei Erfindung einer Wahrheit nicht immer zugleich an die Erfindung eines Mittagessens oder eines neuen Kleides hätte denken dürfen. Das gemeine Wesen selbst wird also von Eltern beleidigt, die ihr Geschlecht zu Grunde richten, und dasselbe an statt es dem Staate brauchbar zu machen, vielmehr dem Staate als eine Last aufbürden. Denn ist die Nachkommenschaft des wollüstigen *Wilibalds* für etwas anders anzusehen, der in aller ersinnlichen Uppigkeit sein Leben beschlossen, auf dem Todenbette aber seine verarmten Kindern allen Freitischen, Jungfernstifteren und Stipendien gleichsam gemacht hat? Die Armuth ist ein würdiger Gegenstand unserer Barmherzigkeit und Menschenliebe; sie ist aber kein Vortheil eines Staats. Ein Stifter eines tugendhaften und redlichen Hauses verewigt daher seine Wohlthaten an seinen spätesten Nachkommen und Mitbürgen doppelt, wenn er die Seinen im Wohlstande hinterläst, und ihnen nebst den väterlichen Grundsäzen der Unschuld, Grosmuth und Ehre auch das Vermögen

wohl zu thun, und das Ansehen seines Namens zu erhalten, vererbet.

Dis führet mich auf den Dritten Bewegungsgrund, der sich von der Selbstliebe hernehmen läst. Es mus das niederträchtigste Gemüth von der Welt seyn, den Ruhm und die Schande nach dem Tode gleichgültig ist, und dem es nicht einfällt, daß kein Adel ächter ist, als die Ehre vortreflicher Voreltern an vortreflichen Kindern, daß aber auch kein sichtbares Denkmal zur Schande eines Vaters seyn könne, als eine verwahrloste Nachkommenschaft.

Zu dem allen mag man endlich noch die Rechenschaft sezen, welche alle Eltern vor dem grossen Wesen dessen Bevollmächtigte sie hier seyn sollen, nach ihrem ganzen Charakter dereinst werden abzulegen haben. Ich will ein Schreiben beifügen, welches diese Betrachtungen veranlast hat.

Mein Herr!

Eine Sorge die mir alle Freude des Lebens vergället, veranlast mich zu diesem Schreiben. Ich bin eine Muter vieler unversorgten Kinder deren Vater sich ihnen schon bei seinem Leben so viel an ihm ist, entziehet. Er ist ein Mann in einem ansehnlichen und beträglichen Amte, welches aber mit meinem Vermögen zu seinem genommen, zu demjenigen was er einen schönen Aufwand nennt bei weiten nicht hinreicht. seine Lebensart ist, daß er des Vormittags seinem Amt abwartet, alsdenn mit mir speiset, und darauf in einem ordentlichen Hause seinem Vergnügen nachgeht, bis ihn gegen Mitternacht ein sehr ordentlicher kleiner Rausch nach Hause zu kehren nöthigt. Ich Unglükselige mus also ausser der ganzen Last des Hauswesens und der Erziehung meiner Kinder, die mir allein überlassen wird, mich noch in der Einsamkeit mit den erschröklichen Vorstellungen quälen, daß das Unserige allgemach zu Grunde gehet, und sein oder mein Tod unsere armen Kinder einmal auf das allergewiseste an den Bettelstab bringen wird. O mein GOtt! ist es möglich, daß man sein Vergnügen auf Unkosten seines eigenen Geblüts führen kan? Ich wolte gerne schweigen, wenn sein schöner Aufwand täglich bei einem Thaler bliebe, ich wolte es an mir wieder ersparen. Aber mein werther Herr! man trinkt ausser dem Hause den besten Rheinwein, man wagt grosse Spiele, und verwettet Abendessen von Schnepfen und Austern, ohne dabei an ein armes Geschlecht zu gedenken, welches sich kaum so lange erhalten wird, bis die Unordnung und Schwelgerei ihm einen unbarmherzigen Vater wird geraubet haben. O daß wir um sein Leben nur nicht schon jezt umsonst bäten, indem er es selbst aufopfert. Meine Noth ist die Noth vieler vieler Weiber, deren Männer bei den hohen Landes-Collegium, Stiftern und Rathshäusern in so guten und ansehnlichen Diensten stehen. Ich mus den Meinigen alle Zeitungen und kurzweilige Schriften, die nur zu kauff kommen, in das Weinhaus schiken. Ich wünschte daher mein Herr! ihr schreibet uns betrübten Weibern zu gefallen ein Blat. Ich insonderheit verbleibe

Euer ergebene

Sophonisbe.

Das Glük der Gotlosen,

nach Anleitung
des 73. Psalmens.

Ists denn umsonst, das ich in Unschuld lebe,
Umsonst, daß ich Beleidern vergebe,
Umsonst, daß ich, will mich die Last ermüden,
Sie trag in Frieden?
Der Böse lacht; es steht sein trozend Glüke
Auf sicherm Grund gelungner Bubenstüke,
Und lasterhaft umlobert seine Jugend
Der Lohn der Tugend.
Die Kühnheit geht für seinen frechen Schritten
Gebietrisch her; stolz, daß er nie geglitten,
Scheut er kein Eis, und wagts, auf steilen Höhen
Schlüpfrig zu gehen.

Er ist, O HErr, der Liebling Deiner Güte,
Und sie miskennt sein undankbar Gemüthe;
Sein Hochmut glaubt, die milden Gnadengaben
Verdient zu haben:
Indessen, da Dein Knecht nach den Gesezen
Unsträflich lebt; aus Furcht, sie zu verlezen,
Ins öde flieht; verborgne Opfer schlachtet,
Die er verachtet.
Und dannoch stürzt Dein ausgegosner Seegen
Auf ihn herab, gleich einem Abendregen,
Der Felder nezt; den Dunst der Aehren stillet;
Der Trauben füllet:
Und doch blüht er, wie von Aurorens Zähren
Betreuffelt sich erwachte Rosen nähren,
Und lieblicher als dann in lauen Lüften
Balsame düften.
Je mehr ich forsch; je tiefer wird mein Kummer;
Umsonst vergist der Mitternächte Schlummer
Mein wachend Aug; den strachlenden Gedanken
Bestimmst Du Schranken.
Dum̃, wie ein Thier, mus ich vor Dir mich biegē;
Du schreibst, o Herr, Dein unbegreiflich Fügen,
Mit feurigen, doch mir unlesbarn Lettern
Auf ewgen Blättern.
Allein Du sendst von Deinem heilgen Lichte
Mir einen Stral, daß er mich unterrichte;
Noch zweifelnd, noch erstaunt seh ich behende
Der Bösen Ende.
Wie, wenn das Eis auf hohen Bergen schmelzet,
Ein Frühlingsstrohm sich schwer herunter wälzet,
Und fallend braust, doch endlich trokne Spuren
Verläst den Fluren:
So sinken sie; so stürzen sie hernieder;
So singen sie, noch fallend, Trauerlieder;
So wirst du sie, bis auf ihr Angedenken,
Ins Nichts versenken!
Und dann wird Dich erst der Gerechte kennen;
Dann wird er Dich erst heilig, heilig nennen;
Dann lösest Du von Deiner Schlüsse Riegel
Das feste Siegel:
Dann schwingt sein Geist sein zitterndes Gefieder,
Und legt vor Dir die Lobgesänge nieder,
Und dann stimmt er mit in die höhre Töne
Der Himmelssöhne:
Und dann wirst Du, umglänzt von eignem Lichte,
Mit göttlichem, huldreichem Angesichte
Auf ihn, auf ihn, als den Geliebten bliken,
Und ihn erquiken:
Und dann geht er in den gewölbten Fernen
Mit Pracht einher; steht zwischen Morgensternen
Anbetend still; sein majestätisch Funkeln
Wird sie verdunkeln.

Von der Haberkur.

Obwohlen Galenus 1. de alim. fac. cap. 14. und Oribasius lib. collect. cap. 14. den Haber mehr unter das Viehfutter zehlet, wird doch auch eine Grüze und Mehl daraus gemacht, welche auch in die Kuchen der Menschen kommen, und gute nährende Müsse, wann sie wohl gekochet und geschmälzt, davon bereitet werden. Und mus der Haber vor Zeiten mehr zur Speise seyn beliebet worden, als jezo, weil Plinius H. N. lib. 18. c. 17. schreibet, daß die Teutsche kein ander Gemüse geessen, als Haberbrei, worvon sie auch so leibig wurden, wie man noch an denen Kindern im Algöw, Turgöw und mitlern Schwaben, so mit Haberbrei oder sonst einfacher Speis auferzogen werden, siehet.

Und ist ohne einige Widerrede wahr, daß viel Krankheiten aus denen allerlei, auch manchmalen widerwärtigen Speisen und Delicatesse oder Fricasie entspringen.

Und damit auch dieser Nuzen vor die Hausmütern eingeschaltet werde, so ist zu wissen, daß man das Lagerobs den Winter durch vor der Fäulung in dem Haber bewahren und frisch erhalten könne.

Im Haberstroh gebadet, thut wohl denen, welche am Griesstein und Harnwinde leiden, und stärket die abgemattete Glieder, machet auch die Haar gelb, oft darmit genezt.

Nach des Hipp. Tod ist dieser Getrank wieder in die Ungewohnheit kommen, bis bei wenig Jahren ihn hervor gezogen der berühmte Medicus, D. Johannes de S. Catharina, und nur vor sich selbsten als ein unvergleichlich Arcanum behalten, wie er dann durch dessen Kraft sein Leben, als uns der weltberühmte Englische Medicus Rich. Lovverus glaubwürdig berichtet, auf 120. Jahr gebracht.

So viel man aber aus dem Hippocrate vernehmen kan, hat er nur von frischem Haber ein Decoctum gemacht, und zu trinken befohlen. Doctor de S. Catharina aber that die Cichorienwurz darzu, und versüste das Decoctum mit Zuker. Doctor Richardus Lovverus aber, damit es auch diene in Krankheiten, wo aufwallende Hizen sich zeigen, fügete bei die Salpeterküchlein.

Dieweilen aber diese mit Schwefel præparirt, wie gemeiniglich geschiehet, ein sal salsum compositum, welches im Leib nicht viel Nuzen mehr bringet, habe ich das Nitrum Antimoniat. substituiret, welches nicht nur in febribus intermittentibus, sondern auch continuis und mali moris, auch andern Krankheiten, wo die Patienten mit einer aufwallenden Hize und Plogosi gequälet werden, treflich Nuzen bringet; ich aber, damit dieser Getrank angenehm in seinen Würkungen und Gebrauch wäre, habe das rothe Sandelholz darzu gethan, wie hiermit folget:

I. Die Zubereitung.

Nimm 12. Hand-voll frische wilde Wegwartwurz, roth Sandel 5. Loth, nitri antimoniati ein Loth, Brunnenwasser 12. Maas; siede alles mit einander bis auf den halben Theil, laß etlich mal durch ein Tuch lauffen, versüsse es mit weissem Zuker, und seze es in Keller wohl zugedeket, so ist dieser Getrank zum Trinken fertig.

1. Allhier ist aber wohl zu merken, daß der Haber durch viel Wasser müsse gewaschen werden, sonsten bleibet der Getrank immer trübe.

2. Er mus auch frisch seyn, und nicht übel riechen, sonst benimmt er alle Anmuth im Trinken.

3. Wird im Sieden auch Fleis anzuwenden erfordert, damit der Getrank seine schöne Röthe behalte, und nicht, wie es zum öftern geschiehet, blau werde, und kan zum Ende des Siedens eingeworffen werden.

4. Wird diese Ptisana in steinern Geschirren wohl zugedekt an einem kalten Ort aufbehalten und niemalen gerüttelt, man kan auch wohl andere Species nach erheischender Noth, darzu thun.

Es ist auch gar nöthig angemerket worden, von einem Plastonymo über den Habergetrank, daß man auch selbigen vor dem Sieden gerben könte; ist wohl erinnert und geschiehet,

wann man die Mühle erhebet, heisset sonst bei uns und auch anderswo trennlen, grob schroten, grössen, und wie ich das oben geredet, brechen, dann da fället aller Staub davon, und kommt auch die Kraft besser heraus.

II. Dessen Würkung und Nuzen.

Es dienet dieses Getränk in heftigen langwierigen Kopfschmerzen, sie mögen herkommen, von Verstopfung des Leibs, oder Aufsteigen der Muter, oder von Unverdaulichkeit der Speisen im Magen, Blähung im Leib, so meistens von Schwachheiten der Gedärme herkommen.

Sie ist auch dienlich in Augenmängeln, von unterschiedlichen Ursachen. In Zahnschmerzen, Ohrenwehe, Flüssen und bösem Kopf.

Es ist dieser Getrank in allerlei Fiebern, hizigen und kalten, sehr nuzlich, und bei männern, als Frauen, auch an kleinen Kindern bewähret erfunden.

Er verbessert auch das faulmachende fermentum, so es in das Geblüt eingedrungen, und bösartige Fieber erreget hat; es zertheilet und treibet aus die Unreinigkeit und Schleim der Lymphæ, die Schärfe des Seri benimmt, und der fiebrischen Hize wehret. Ist vortreflich in auszehrenden Krankheiten, Husten, Lungenentzündungen, Schwindsucht, Engbrüstigkeit, Herzklopfen, Seitenstechen 2c.

Dieser Getrank ist auch vor diejenige, so eine hizige Leber, und rothe kupferichte Angesichter haben, auch vor Kräze bei Jungen und Alten. Item, vor die rothe Fleken, die um sich fressen, auch den Haarwurm und Erbgrind; wie auch böse giftige Raude der Halbaussäzigen, und allerhand andere Zufälle der Haut.

Was diese Kur vor kräftige Würkung habe in Reissen und Schmerzen der Glieder, in paroxysmis convulsivis, im Krampf der Kinder, insonderheit an der Gicht in Händen und Füssen, wissen diejenige gar wohl, so diese Kur mit Beistand GOttes durchgebracht und zuruk gelegt: ich weis Leute, welche in Scharbokischen Gichtschmerzen diese Kur, weil der Schmerzen sich schon oft eingefunden, bis auf einen Monat continuiret.

Item, in Engbrüstigkeit, kurzem Athem, Husten von Flüssen, oder vom Magen, und andern Brustbeschwerungen, und in allerhand Blutauswerffen, was auch nur dessen Ursach seyn mag, ist dieses ein herrlich Mittel, und oftmal bewährt befunden, wo nur fleisig darmit angehalten, und nicht bald ausgesezt wird.

In Sand- und Steinbeschwerung, sowohl von Nieren- als Blasenstein, erweichet dieser Getrank die verstopfte Harngänge, mildert

den scharfen Harn, gibt gute Linderung in denen Paroxysmis des Griesses, befördert den Urin, und manchmahlen zermalmet es den Stein.

In der Darmsucht, Schwermüthigkeit oder Traurigkeit von der Milz, sie mag entstehen von Verstopfung des Gekrösses, Magen oder Gebährmuter, dann durch diese wird das Flüswasser sauer, dik und scharf die Geister aber in ihren Ideis wunderlich gestaltet, welche durch die Haberkur in seine Richtigkeit gesezt wird, nemlich das Saure versüst, und die Verstopfung geöfnet.

Wo sich viel sauerer Tartarischer Feuchtigkeit, wegen verhinderter unempfindlicher Durchwähung in der Haut des Leibes gesammlet, frist es nach und nach um sich, und gibt, wie schon oben gedacht, Rauden und kleine fliessende Geschwärlein, welche diese Haberkur aus dem Fundament curirt, und schon oftmal nach Wunsch gethan hat, wie dann der berühmte Paracellus, welcher in Heilung offener Schäden sehr glüklich war, in einem Manuscripto eines Habergetranks selbst gedenket, dienlich in solchen Zuständen.

Dieser Getrank corrigirt auch die hizige und gallichte Theile im Geblüt, daraus viel Unheil im Leib entstehet, worunter auch das Rothlauffen, die Halsbräune, Colica, von Schärfe der Gallen, 2c. zu zehlen.

Es kan auch diese Ptisana gar füglich von alten Leuten gebraucht werden, Schlagflüsse zu verhüten, oder so je die gute Hand GOttes einen gerühret, und ein Glied entweder zitternd oder gar gelähmt worden, es wird durch GOttes Seegen und dieser Ptisana zurecht kommen, wie dann Doctor R. Lovverus selbsten ein Exempel erzehlet von einer vornehmen Frauen, so mit männiglicher Verwunderung wieder genesen.

III. Dessen rechter Gebrauch.

Wer dieses Getranks bedarf, kan alle Tag durch das ganze Jahr, auch im Winter in warmen Stuben, sichs bedienen. Sonsten ist er gut im Frühling und Herbst zu nehmen, wann Tag und Nacht gleich ist.

Aber in den Hundstagen zu trinken, da die grösseste Hize, und man keine andere Arznei, wegen besorgender Gefahr, so daher entstehen konnte, gebraucht, thut er unglaublichere Kuren als sonst in keiner Zeit des Jahrs, und erneuert alle menschliche Kräften ungemein, wie dann oben belobter Doctor de S. Catharina durch Tugend dieser Arznei auf diese Zeit zu brauchen erfunden, das 120. Jahr erreicht.

Sie machet nicht dünnleibig, wie es etliche gern haben wollen, und nicht wahrnehmen, daß alle purgirende Arzneien ein Gift bei sich haben, und daher die Natur schwächen, und

allmählich gar übern Hauffen werffen; sondern sie reiniget genugsam die innerliche Theil des Leibs durch den Harn, Ausspürzen und Nasenschneuzen ohne einige Empfindlichkeit und Schmerzen, so, daß man kaum einige Bewegung fühlet, und an statt daß sie den Leib schwächen sollte, stärket sie denselbigen, macht das Gemüth frölich, bringet guten Schlaf, und den besten Appetit, wie oben schon etlich mal Erwehnung gethan.

So aber der Leib voller böser Feuchtigkeit und verstopft wäre, können vorhero die Pilulæ Polychrestæ, ehe diese Ptisana zu trinken angefangen, genommen werden.

Man trinket aber diese Ptisanam Morgens nüchtern, 3. Stund vor der Mittagsmahlzeit, und Abends, 3. Stund vor dem Nachtessen, jedesmal ein Quärtlin, kalt oder warm, wiewohl ich sonderlich des Morgens, um des Magens willen, zum Gewärmten rathe.

In währender Zeit, da die Arznei gebraucht wird, darf man sich nicht so zärtlich tractiren mit Speisen, sondern wie gewöhnlich, jedoch ist alle Ubermas im Essen und Trinken höchst schädlich, und zu straffen.

Und dieses wäre, was man von Würkung dieser vortreflichen Ptisanæ angemerket und erinnern wollen, mehrere Nachricht wird ein jederman, der sie vernünftig gebrauchet, und weiter untersuchen mag, geben können.

Zufällige Gedanken von dem Zugang junger Leute zur Gesellschaft der Damen.

Es ist überhaupt sehr zu beklagen; daß unsere Landesleute, die Teutschen bei dem Umgange unsers Geschlechtes mit dem Frauenzimmer so argwöhnisch und mistrauisch sind. Es dürften sich zwo ledige Personen beiderlei Geschlechtes nur ein oder zweimal begegnet seyn, oder gesprochen haben, so saget man gleich: sie wollten sich einander heirathen; oder sie hätten ein Liebesverständnis mit einander aufgerichtet. Auf Universitäten gehet das Ding vollends gar zu weit. Wenn da ein Student zu Abend spät in ein Haus gehet, und man siehet ihn früh Morgens von ohngefehr wieder heraus kommen, so meinen die Leute gleich, er sey die ganze Nacht da gewesen.

Nun will ich zwar nicht allemal bestreiten, daß dergleichen nicht bisweilen geschehe. Ubrigens aber und im Ernste von der Sache zu reden, so däucht mich, daß man den Gesezen des Umgangs in diesem Stüke gar zu enge Schranken gesezet habe.

Ich bin gut und Bürge dafür, daß in dem freien und öffentlichen Umgange mit dem schönen Geschlechte die wenigsten Unzuläßigkeiten vorgehen. Ich rede von Personen, die diesen Namen verdienen: denn ausserdem höret gleich der ganze Begrif des Umgangs auf.

Die Gesellschaftlichkeit ist einer der vornehmsten Triebe unserer Natur; und wer kan sich wundern, daß dieser Trieb in dem jüngern Alter am stärksten sey?

Je mehr diesem Triebe Thor und Mauren vorgesezet werden, je begieriger und sinnreicher wird sowohl Kleon als Luzinde, solche zu übersteigen, und das kostbare Geschenk des Lebens, den Umgang, auf

auf eine unzuläsige, wenigstens gefährliche Weise zu geniessen, daß sie vorhin bei wenigerer Strenge zu ihrer Besserung und zu ihrem Vortheile geniessen konnten.

Daß man auf einigen Universitäten gleich übel davon spricht, sobald ledige Personen einige Bekanntschaft mit einander haben, oder sich nur einmal nach Hause begleiten, rühret entweder davon her, daß der Student den andern in dem Genusse seines Gutes aus gleichem Triebe sofort beneidet, und mit schelem und eifersüchtigen Blike es ansiehet, wenn *Kleon* an der Seite der artigen *Luzinde* gehet: oder aber es rühret daher, daß diejenigen, die für ihnen zu dem öffentlichen Umgange mit Frauenzimmer berechtiget sind, demjenigen gar zu nahe kommen, was man haseliren nennet.

Das erstere bestättiget meine Meinung. Die Eifersucht, und ihre Tochter, die Verfolgung würde nicht so grosse Wirkung für die Ehre beiderlei Geschlechts thun, wenn junge Leute, sowohl die Söhne als die Töchter unsers Vaterlandes, mehr berechtiget würden, mit einander umzugehen. Was wir täglich geniessen oder haben können, erweket kein so grosses Verlangen, als dasjenige, worzu zu gelangen nur schwer und mühsam fällt.

Ich billige daher die Moden derjenigen hohen Schulen vollkommen, wo jungen Leuten der Zugang in die Gesellschaft der Damen sowohl frei stehet, als zu dem Umgange mit ihren Lehrern und guten Freunden. Wie mancher würde nach Beschaffenheit unsers jezigen Jahrhunderts selbst in den Geschäften des gemeinen Wesens weit brauchbarer seyn, wenn er ein wenig mehr durch die Schulen des artigen Frauenzimmers gegangen wäre?

Ich lobe deswegen den Rath ihrer Freunde, und ihren Entschlus, selbigem nachzuleben. Die artige *Lucilie* wird nicht so strenge seyn, Ihnen allen Zutritt zu versagen. Sie wird ihnen vielmehr manche gute Lehre, oder wenigstens Gelegenheit geben, manche Lehre aus dem Umgange mit ihr zu ziehen.

Die Betrachtung von Armuth und Reichthum.

Ich kan es nicht sattsam mit Worten ausdrüken, wie sehr es mich jammert, wenn ich sehe, daß Verstand, Tugend und Geschiklichkeit bei Unverständigen gar nicht geachtet werden; daferne sie nicht mit Gold und Silber verbrämet einher gehen. Ich sage mit Bedacht bei Unverständigen. Die wahren und vernünftigen Kenner dessen, was Liebens- und Lobenswürdig ist, wissen freilich die rechtschaffenen Verdienste in ihrem gebührenden Werthe zu halten. Sie verachten mit gutem Rechte einen jeden Thoren,

> Der für ein jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
> Ein Pfund des eiteln Glüks und schnöden Goldes zehlt.

Allein je kleiner die Anzahl dieser Vernünftigen ist, desto grösser ist die Menge derjenigen, die den ganzen Werth eines Menschen nach seinem vollen oder leeren Beutel beurtheilen. Ich beschwöre alle meine Leser, ob nicht, wann in Gesellschaften etwa von einem Unbekannten die Rede ist, die allererste Frage dessen, der sich um seine Umstände bekümmert, diese sey: *Hat er denn Geld?* oder: *Wie hoch belauft sich das Seinige?* Nicht nur Männer lassen sich auf eine so niederträchtige Art gegen einander vernehmen: sondern auch das weibliche Geschlecht hat sich durch diesen Strom dahin reissen lassen. Die Sache ist so gemein, daß ich kein Exempel anführen darf, die Sache zu bestättigen. Wehe nun demjenigen, dem das Glük seine Gunst in diesem Stüke versaget hat! Wehe dem, der nicht einen reichen Vater hat, und blos durch seine eigene Geschiklichkeit in der Welt fortzukommen suchet! Man verlachet sein Begehren: Man schäzet ihn kaum des Ansehens würdig, und spottet sein in allen Gesellschaften. Was ist indessen wohl gewöhnlicher, als was Heräus in seiner Beschreibung der Lappländer saget:

Daß

Daß Tugend betteln geht, der Thor in Kutschen sizt,
Weit stolzer, als sein Roß, das sie mit Koth bespritzt.

Die Quelle alles dieses Unwesens stekt in dem falschen Urtheile, daß man durch Geld und Gut alles erlangen, oder glük- lich werden könne; ohne Geld aber noth- wendig darben und unglüklich werden müsse. Dieser Wahn ist so ungegründet, daß selbst diejenigen, so darinnen steken, ihn nicht lange vor wahr halten können; wenn sie sich nur ein wenig in der Welt umsehen wollen. Man sehe doch unsre reichsten Kaufleute, Gelehrten und ande- re an, und sage mir: ob dieselben nicht von geringem, oder wohl gar keinem Vermögen gewesen, als sie angefangen, durch eigene Verdienste ihr Glük zu ma- chen? so sehr dieses zu ihrem Lobe gerei- chet, so kräftig widerlegt es die Thorheit dererjenigen, die immer Geld! Geld! schreien. Geschiklichkeit ist allzeit Geldes und Goldes werth, und trägt ihre Zinsen weit richtiger ab, als alle Capitale und liegende Gründe. Wie seltsam ist es hin- gegen, daß reiche Erben, die von ihren fleisigen Vätern und Anverwanden erwor- benen Reichthümer im Wesen erhalten; ich will nicht sagen vermehren. Es ist be- reits ein Sprüchwort worden, daß das grosse Vermögen selten auf den dritten Erben komme. Wir wollen hier nicht weitläufig werden, sondern zu Ausführung dieses Capitels den Beschlus machen mit folgender Fabel.

Das Pferd und der goldene Esel.

Es traf von ohngefehr ein fremder Wan- dersmann
Im Reisen, einen Gaul und einen Esel an.
Der lezte war sehr schön geschmüket,
Das Sattelzeug gar reich gestiket,
Kaum hatte der vergülde Zaum,
Der ihm nicht nöthig war, im trägen Maule Raum.
Ein Scharlach überschlug die seltnen Kost- barkeiten,
Die unsern Reisenden um desto mehr erfreuten:
Insonderheit da auch des schlaffen Hal- ses Haar
Mit Bändern ausstaffirt und schön ver- schnitten war.
Der Gaul hingegen war ganz schlecht,
Das eiserne Gebis war seinem Maule recht,
Geschwindigkeit und Muth und Jugend,
Das war sein ganzer Schmuk und seine ganze Tugend;
Denn sonsten sah man überall
Kein herrliches Gewand, kein köstliches Metall.

Was that der Wandersmann mit den gefundnen Thieren?
Er dachte sie aus Geiz zwar beide zu entführen;
Doch sah er auf den Esel mehr,
Und achtete das Pferd nicht sehr.
Indessen zieht er fort, und kommt an ei- nen Wald;
Darinnen ein Geschrei verwegner Räu- ber schallt.
Aus Furcht ergreift er einen Steken,
Und sucht sein reiches Thier dardurch zur Flucht zu weken.
Er droht, er schreit und schlägt. Um- sonst! der Esel steht,
Und als ger Räuber Heer ihm immer nä- her geht,
Mus er zulezt aus Noth den Faulen gar verlassen,
Und seines Rosses Zügel fassen.
Kaum schwang er sich hinauf, so schos es als ein Pfeil,
Und trug mit ungemeiner Eil,
Den Wanderer den Räubern aus dem Rachen.
Hier fieng er endlich an sich selber aus- zulachen,
Und sprach zulezt: Fürwahr! ist doch das ärmste Pferd,
Mehr als ein güldner Esel werth.

General Plan der projectirten Haubt plantage

Inventirt, gezeichnet und radiret von J. W. G. Edelen Herrn von Brahm S.r Weyland Kays: Maj: Caroli VII. Ingenieur Haubtmann.

ad pag. 297. III. Theil.

Entwurf, einer neuen nuzbaren Plantage.

Dieses Seculum wird besonders merkwürdig, in Erfindung und Anbauung mehrerer Ländereien. Engelland, Preussen und Dännemark haben uns hievon schon viele Beispiele gegeben. Und es scheinet, daß auch andere Staaten heutiges Tages sich solches zu Nuzen machen wollen, indeme es einen besondern Scopum hat. Es hat seithero nur an einer bessern Einrichtung gefehlet, wo ein dergleichen Anlegung nicht so viel Kosten und Gefahr ausgesezet ist, gleichwie die gemeine Klage der meisten Colonisten solches sattsam bezeiget. Dieses hat dem so berühmten Ingenieur-Hauptmann, Hrn. Johann Wilhelm Gerhard v. Brahm, demnach Anlas gegeben, solche Joconvenienzien durch diesen seinen neu-inventirten Plan zu heben, und aus dem Wege zu raumen; und anbei zu erweisen, daß auch eine solche Plantage so gar in Grafschaften, wo ein Flus, und nur eine Meile breites Land ist, mit Nuzen anzurichten wäre. Ja, auch denen Colonien, die denen Raubereien der Wilden ausgesezet seynd, gibt dieser Plan einen bequemen Schirm ab, wodurch sie sich, ohne kostbare Mauren aufzuführen, genugsam sicher stellen. Die Klagen derer im Americanischen Georgien angesezte Colonisten haben ihn am meisten bewogen, diesen Plantage-Entwurf zu inventiren, als deren ihre Wohnungen zu enge, und folglich ihre sonst gute Situation durch allerhand Krankheiten ihnē schädlich; Und auch wegen denen entlegenen Waiden, Waldungen ꝛc. die Nation der Wilden ihnen unerträglich wird, und was dergleichen Beschwernissen mehr, die hier zu weitläuftig fallen würden, alle anzuführen. Diesem nun, wie auch allen denen, die ebene Länder haben, hat er zu Gefallen, und dem Nächsten zum Besten, folgenden Plan heraus gegeben, samt diesen zweien Kupfferen, die er gezeichnet und selbst gestochen, welche durch nachstehende Erklärung von ihme also erläutert worden:

Erklärung.

Es begreift diese General-Plan der projectirten Haupt-Plantage überhaupt, nebst Kirchen, Amtswohnungen, Gemeinhäuseren, Fabriquen, Mühlen, Weiheren, Schwemmen, Wiesen, Angeren, Weiden, 112. particulaire (Bauren) Plantagen und 120. Tagwerkerhütten: wie folgender massen, als

1) Ein Centri-Quadrat bestehend aus einer Hauptkirchen, samt Kirchhof, 4. Filial-Kirchen, 4. Oberamts- und 8. Unteramtswohnungen.

2) Einen Wildanger Nr. 3. mit Wassergräben Nr. 2. u. 4. eingefast.

3) Drei Plantationstheile, nemlich einen innern sub Nr. 10. mitleren sub Nr. 18. und äusseren sub Nr. 27. der innere bestehet aus einem Bauhof, Nr. 6. Lagerhof, Nr. 7. Armen- und Waisenhaus, Nr. 8. Lazaret, Nr. 9. 16. particulaire Plantagen jeden sub Nr. 10. und 4. Gemeinwiesen sub Nr. 12, dann 4. Schwemmen oder Tränken Nr. 11. Der mitlere Theil begreift eine Metall-Fabrique Nr. 14. eine Seiden-Woll- und Leinen-Fabrique Nr. 15. eine Leder- und Holz-Fabrique Nr. 16. dann ein Preuhaus, Fleischbank und Bekerstatt Nr. 17. 4. Schwemmen innerhalb denen Fabriquen, 4. Gemeinwiesen, Nr. 29. 64. particulaire Plantagen, sub Nr. 27. und 59. Tagwerkerhütten sub Nr. 28. und der äussere enthält 4. Fischweier, sub Nr. 29. 64. particulaire Plantagen sub Nr. 27. und 56. Tagwerkerhütten Nr. 27.

4) Einem Viehanger, Nr. 23. mit Wassergräben Nr. 22. und 24. eingefast liegend zwischen dem mitleren und äusseren Plantationstheil.

5 und leztens) Zwei Canäle, die beide mit Schleussen versehen, deren einer Lit. L. das Wasser aus dem Flus, der andere aber Lit. K. wieder in den Flus führet; an welchen Canälen die Mahl- Stampf- Seeg- und andere Mühlen appliciret sind.

Dieser Plan ist anzusehen nach dem Maasstab einer halben Englischen Meile. NB. Die Englische Meile aber halt 32 dreiviertels Minuten und 28. Schuh, 8. Zoll! an Schuhen allein 5454. Rheinlän-

ländische Schuh; diesem sind um der Proportionirungs willen dem geneigten Liebhaber zu mehrerer Einsicht noch zwei Maasstäbe zugesezet, als einen von einem Viertel einer Teutschen Meile, NB. die Teutsche Meile aber halt 120. Minuten, und an Schuhen 20,000. Rheinländische Schuh; den anderen aber von einem Viertel einer Holländischen Meile, NB. die Holländische Meile begreift 144. Minuten, oder 24,000. Rheinländische Schuh. Also kan man auf jeden Maasstab alle Längen und Breiten erforschen, wie viel nemlich eine jede Distance nach der Englischen, Teutschen oder Holländischen Meile austrage. Der äussersten Seiten einer dieser Haupt-Plantage ist lang 18,648. Rheinländische Schuh, so viel als 3. Englische Meilen 13 und zweidrittels Minuten und 24. Schuh, 8. Zoll. Nach der Teutschen Meilen Maasstab eine halbe Meil, $51\frac{7}{8}$ Minuten und 17. Schuh, 4. Zoll. Nach der Holländischen aber eine halbe Meil, $39\frac{7}{8}$ Minuten und 17. Schuh, 4. Zoll. Die ganze Plantation begreift en quarré einen District Landes von 7,056 Morgen, dessen Radix oder Seite 84. quarrè Morgen Länge ausmacht. Der Morgen aber ist ein Quadrat, bestehend aus 49,284. Quadrat-Schuh, dessen Radix 222. Schuh ist. Derlei Morgens besizet jeder Baurenhof 44; als 4. Morgen Garten Lit. a. auf dessen Plaine der Hof auch liegt; Der Hof ist ein quarré, enthält 8,496. Quadrat-Schuh, dessen Radix oder Seite 32. Quadrat-Schuh betragt. Hinter dem Garten hat er ein Hausfeld Lit. b. 4. Morgen gros, hinter diesem Feld fangt die Plantage an, abgetheilet in 2. Zelten, jede à 16, zusammen 32. Morgen Lands begreiffend. Leztlich hat der Baurenhof auf der Gemeinwiesen 4. Morgen Grasboden. Der Tagwerker aber hat nur 8. Morgen Lands, davon 4. Morgen zum Garten Lit. d. gehören, auf dessen Plaine seine Hütte stehet. Die Hütte ist ein Rectangulum, enthält 4,248. Quadrat-Schuh, dessen Länge 92, die Tieffe aber 46. Schuh hat. Hinter dem Garten hat er ein Hausfeld Lit. e. 4. Morgen gros, an welchem eine Zelte seines benachbarten Baurenhofs stehet. Nun betragt sich die ganze Plantage eines jeden Baurenhofs, samt Garten, Hausfeld und Wiesen auf 2,168,496. Quadrat-Schuh; dahingegen die 50. Morgen, die einem jeden angesessenen zu Ebenezer zugetheilet worden, mit samt der Wohnung, welche ein Rectangulum 90. Schuh lang und 60. tief, 5,400. Quadrat-Schuh begreiffend, 2,165,400. Quadrat-Schuh ausmachen. Die Ebenezerische Morgen sind auch Rectangula à 240. Schuh lang, und 180. breit, 43,200. Schuh Innhalts; also ist jeder Ebenezerische Morgen 6,084. Quadrat-Schuh kleiner, als einer der Meinigen. Wann ich nun eine Ebenezerische particulaire Plantage gegen eine der Meinigen proportionire: als 2,165,400. Quadrat-Schuh von 2,168,496. decortire, so findet sichs, daß eine der Meinigen particulaire Plantagen um 3,096. Quadrat-Schuh grösser ist, als eine der jezigen Ebenezerischen; welchen Uberflus ich jedem Baurenhof zuseze, und also einen geräumigen Hof bekomme, der um 3,096. Quadrat-Schuh grösser ist als ein der jezigen NeuEbenezerischen; wie es dann weiter die Particulaire-Plans von Baurenhof- und Tagwerkerhütten zu Genügen geben werden. Nun sind im Plan 12. Gemeinwiesen angedeutet, deren die 4. innere, und 4. mitlere, jede à 64, zusammen 512. Morgen; die 4. äussere aber, jede à 100. mit einander 400. Morgen inne haben: Summa summarum aber aller Wiesen ist 912. Morgen. Wann ich nun jedem Baurenhof seine 4. in toto 448. Morgen davon abschneide, so bleiben noch 464. Morgen Wiesen denen Dieneren an GOttes Wort, Ober- und Unterbeamten, Armen- und Waisenhaus, Lazaret, Fabriques, Preuhaus, Fleischbank, Bekerei und Mühlen, dann denen Tagwerkeren jeden (nachdeme ihme

zu

zu Erhaltung seines Viehes nöthig seyn will) einzutheilen übrig. Denen Tagwerkeren habe darumen keine Plantagen, sondern nur 4. Morgen Garten, und 4. Morgen Hausfeld zugetheilet, weilen sie an diesem ihren jährlichen Nahrungsunterhalt anzubauen genug haben, gestaltsamen ihnen kein Negotium gebühret, dann sie sind lediglich darzu, denen Bauren unter die Armen zu greiffen, wovor sie ihren Taglohn haben, daß sie ohne zu negotiren ihnen dannoch ein Stuk Geld ad Cassam legen können; wie nothwendig nun einer Gemeinde die Tagwerker sind, lasse ich einem jeden Oeconomo selbsten beurtheilen, ich meines Orts halte davor, daß ein Dorf eher ohne Knechte, als ohne Tagwerker bestehen könne; darum wäre sehr nöthig, die künftig ankommende Colonisten durchs Loos in zwei Theil zu theilen, dem einen Plantagen, dem andern aber als Tagwerker 8. Morgen Landes auszusteken, weilen aber dieses die Liebhaber vielleicht abhalten mögte solcher Orten hinzuziehen; so kan inskünftige dem ältesten Baurensohn die Plantage nebst dem Hof, dem 2ten, und (wo er mehrere hat) denen übrigen allen so lange nur Tagwerkerhütten gegeben werden, bis die nöthige Anzahl der Tagwerkeren erfüllet ist. Nun hat meine Hauptplantage nicht mehr, als 4. Eingänge Lit. i. einen von Osten, den andern von Süden, den dritten von Westen und den vierten von Norden, welches Bruken sind, die über den lebendigen die ganze Hauptplantage umgebenden Wassergraben geführet sind, und alle Abend aufgezogen werden; Der Graben wird mittelst dem Canal (welcher das Wasser aus dem Flus führet, und mit einer Schleusen versehen ist) mit Wasser unterhalten, aus diesem Graben werden die Seen (Fischweiher) Gräben des Viehangers, der Graben Nr. 13, so den innern von dem mitlern Plantations-Theil separiret, die 4. Tränken oder Schwemmen des mitlern, und die 4. Tränken oder Schwemmen des innern Plantations-Theils; Leztlich die Gräben des Wildangers durch die gehörigen Communications-Gräben Lit. F. & C. mit fliessendem Wasser angeloffen, welches durch den anderen, das Wasser in den Flus leitenden, ebenfalls mit einer Schleusen verwahrten Canal wieder abgeführet wird. Die 4. Bruken können nächtlicher Weile mit 24. das ist, jede mit 6. Tagwerkern ohne grosser Beschwernus der Gemeine besezet, von 4. zu 4. Stunden eine jede Seite durch 2. Mann recognosciret, und die böse räuberische Leute ohne Gewalt und Gegenwehr leicht abgehalten werden; Das Wild wird sichs ohnehin nicht gelüsten lassen, durchs Wasser zu sezen, solte es aber als v. g. von denen Hirschen dannoch geschehen, so darf man nur ihre Wechsel observiren, des Abends da anstehen, und sie niederschiessen oder auffangen, und in den Wildanger sezen. Nun liegt bei mir ein Hof und eine Hütte von der anderen 352. Schuh, oder 58. Klafter 4. Schuh, welches ich erachte, eine hinlängliche Distance zu seyn, um zu verhüten, das bei entstehendem Brand oder grassirender Seuche das Ubel nicht leichterdings weiter reissen kan. Zum Wildanger hab ich jenen Ort ausgesehen, welcher zwischen dem Centri-Quadrat, und dem innersten Plantationstheil lieget, mit Wassergräben eingefast ist, und einen schönen Anger formiret, wohinein man Wild sezen und ziehen kan, um die dahin kommende Herren Commissarien zur Visitationszeit, und andere Vornehme zu regaliren; wovon auch die geistliche Lehrer, Ober- und Unterbeamte ihr Deputat haben, der Uberflus aber der Gemeine um einen billichen Preis zugelassen wird. Zum Viehanger aber erwähle ich jenes Spatium, welches das äusere und mitlere Plantationstheil unterscheidet, und mit 2. Gräben eingeschlossen ist; Ein jedes Viertel dieses Angers wird in 7 Theil eingetheilet, und mit Parces (Geländer) separiret; daß also das Rindvieh täglich in eine frische Parce kan getrieben und eingeschlossen werden, also ohne Hüter den Tag über waiden kan: und ohne minde-

ster Gefahr etwas zu verlieren, jedes Stük stündlich zu haben ist. Ein jedes Viertel der gänzlichen Plantation hat darinnen 105. 1 V. Q. M. und 12113. Q. S. bestehend aus 7 Parces Viehweide gemeinschaftlich, das Vieh wird täglich in eine besondere Parce getrieben, hat also eine jede Parce 7. Täg ruh, ein frisches Gräsel hervor zu bringen, das halb Abgefressene höher zu schieben, und das Niedergetretene wieder aufzurichten, der hinterlassene Firch aber soll gleich mit Rechen auseinander gebreitet werden, damit die ganze Parke von dessen Salz profitire, und kein Gräsel bedekt bleibe, wodurch ansonst des Grases nur weniger würde. Ein jeder Bauer schließt seine Plantage mit Obst-oder Maulbeerbäumen ein, und leget an jeden Baum 2. oder 4. Reben; ziehet solche an denen Bäumen hinauf, und wo ihre Schüsse 14. 15. oder mehr Schuh lang worden, so werden sie in einer Höhe von 4. 5. oder mehr Schuhen an die Bäume geheftet, die übrige Länge aber von 2. Bäumen gegen einander gezogen, und als ausgespannte Strike zusammen gebunden; wie ich in Italien gesehen. An diesen ausgedehnten Reben wachsen die besten Trauben, dann die Sonne kan ihre Beeren in freier Luft wohl umgeben und auskochen, die Bäume machen ihnen durch ihre (auch fast unvermerkliche) doch beständige Bewegung ein wenig Refrigirung, und verhinderen die allzu vehemente Hize, die durch ihr starkes und zur Zeit des Löwens (nachdeme ein Land nahe an dem Æquatore lieget) fast perpendiculaires herabfallen, auf der Erden ein starkes Zurukprellen verursachet, welches dann um denen Gegenden, wo sich Körper befinden, ein sehr confuse, unordentliche, contraire und verzehrende Bewegung, folglich (wo die Körper Früchte sind) die eine Diät und temperirte Auskochung prætentiren, solchen statt dessen ein Verbrennen verursachet; die Kälte und Frost kan ihnen auch so leicht nicht schaden, weil sie von denen Bäumen bedeket sind. Wo nun ein Bauer um seine Plantage von 20. zu 20. Schuh einen Baum mit Reben auf seine Gränzranken anlegen wird, so kan er (ausser denen, so er etwa um und in seinen Garten sezet) 333. Stuk Bäume haben, ohne einen besonderen Obst- oder Weingarten anlegen zu dörfen, der ansonsten (aus so viel Bäumen bestehend, mit solchem ihrem Raum, als einem Quadrat von 400. Quadrat-Schuhen zu einem jeden Baum (ausser denen auf der äussersten Umfangslinie stehenden) erforderliches Spatium) $2\frac{17}{36}$ Morgen Lands und 66. Quadrat-Zoll gros seyn müste. Der Nuzen dieser Einfassung ist vielfach, 1) macht sie den Augen einen angenehmen Prospect, 2) gibt sie denen armen Arbeitern in heissen Tägen Schatten, um ihre Mahlzeiten unter denen Bäumen in der Kühle halten zu können; 3) hat man den Genuss und Nuzen von Wein, Ziweben, Obst und Maulbeerblättern vor die Seidenwürm, wann derlei Plantage nicht in allzu kalte zum Seidenbau nicht geschikte Länder angeleget werden. Was machte ansonsten Italien zu einem so angenehmen Land, (als dessen Schönheit ihme von manchen Fremden den Titul eines irrdischen Paradises erschmeichelt hatte) wann diese Einrichtungen darinnen nicht wären? Ob nun wohl im Anfang die Mühe etwas gros, so nimmt sie doch von Jahr zu Jahr ab, und bedarf à Proportion der ersteren, nur einer wenigen Arbeit, welche aber der Seegen GOttes durch die jährliche Ernde wohl belohnet: Solchermassen könnten sie in Ebenezer ihre wilden Reben gebrauchen, welche durch das Versezen und jährliche Pflegen endlich zu zahmen, geschlachten und ergiebigen Weinstöken mittels GOttes Seegen zu bringen wären: die sich auch von Jahr zu Jahr mit Zunehmung des Stoks reichlich vermehren würden. Bei diesem Project geben die Wassergräben einen grossen Nuzen, 1) schliessen und garantiren sie die ganze Hauptplantage vor vielen Ungemach böser Leuten, wilden Be-

stien

stien und Ungezieffer rc. 2) Befeuchten sie die Landschaften als die Particulair-Plantagen, Wiesen, Gärten, Vieh- und Wildangers. 3) Wo eine Dürre einfallen sollte, könnte man mit Schöpfrädern (die durch das Wasser umgetrieben werden) Wasser aus denen Gräben schöpffen, und durch verschiedene Rinnen auf die Wiesen, und Plantationen, auch Gärten und Hausfelderen leiten, besonders aber die Reisfelder beständig unter Wasser halten, das dem Reis sehr schädliche Unkraut zu verhüten; wie ich dann dergleichen Schöpfräder in Tyrol fast aller Orten angetroffen. 4) Kan man das Vieh zur Erndezeit mit Einführen menagiren, und das Getraid füglicher auf Fahrzeugen bis vor die Hausthür bringen. 5) Fourniren sie bei auskommenden Feuer gleich Wasser zur Hand. 6) Kan man in denen Fabriquen allerhand Maschinentreiber machen. Enfin der Vortheile kan man mit der Zeit mehrere haben, als auf solche Blätter (wie dieses) können aufgezeichnet werden. Ich geschweige des grossen Nuzens, den man mit der Fischerei noch haben kan. Mit diesem achte ich nun die 5. ersten Beschwerungspuncten in etwa gehoben zu haben. Nun will ich alle erstbenennte Glieder meines Generalplans nochmalen recapituliren, mit seinen Numern oder alphabetischen Caractere nach der Ordnung aufziehen, eines ieden Aream berechnen, in eine Hauptsumm zusammen werffen, und zeigen, wie auch kein Schuh breit Landes ohne zu Nuzen übergeblieben, sondern die 7056. Morgen der gänzlichen Haupt-Plantage Inhalt wohl angebracht worden. Weilen aber das Center-Quadrat allzu klein, und die viele Numeri solches nur confundirten, so will ichs vor diesmal nur überhaupt nehmen, die vollständige Erklärung aber auf einen besonderen Particular-Plan vom Centri-Quadrat beifügen, bei welchem die kurzangeführte Explication dem Leser einen deutlichen Begrif machen wird. Aus was vor Gliedern solches aber hauptsächlich bestehe, wird der Anfang dieser Abhandlung einen jeden zweifelsohne schon zu Genügen erläuteret haben; damit mich aber der geneigte Leser nicht bei meinem Wort nehmen könne, als der ich in meinem Vorbericht von denen Kirchengebäuden, und dessen Ordnungen (als welche in dem Centri-Quadrat das Merkwürdigste enthalten) den Anfang zu machen versprochen, so will ich als ein Homme de parole & d'honneur den Anfang dieses, als die ganze Einrichtung des Centri-Quadrats (so viel es nur hier thunlich) weitläuftiger machen; und also im Centro anfangen, welches sich befindet in der Cathedrali, diese heist die Zionskirche, Ursach dessen, weilen von Zion das Gesez *Jes.* 2. v. 3. und der schöne Glanz GOttes *Psalm* 50. v. 2. durch das Evangelium (beschrieben von denen 4. Evangelisten) ausgegangen, und darum nenne ich die 4. Filialen mit denen 4. Nahmen: Die erste Matthäus- die andere Marcus- die dritte Lucas- und die vierte Johannes-Kirche, welche 4. Kirchen zusammen so gros sind, als die Zionskirche allein. An Sonntägen soll man von der leiblichen Arbeit nach Göttlicher Verordnung in heiligen Betrachtungen und GOttes Lob ruhen, wozu sich dann, besonders an einem ordentlichen Ort Fremde von entfernten Orten, und zwar zu verschiedenen Zeiten einfinden, dann ihre Entfernung verursachet, daß sie zum Theil früh und zum Theil spät kommen, und also auch wieder abgehen; ohne sich an die gewise Stunden eines einzelen Kirchendiensts binden zu können, darum zertheile ich solchen in eine grosse, und vier kleine Kirchen, von Frühe 6. bis Abends 6. Uhr; also zwar, daß, wann der Dienst in einer aufhöret, solcher gleich in einer anderen wieder anfange, ohne Aussezung (ausser zweier Stunden von 12. bis 2.) daß also niemand gezwungen werde, ohne geistlichen Trost wieder abzureisen. Nun könnten wohl diese Verrichtungen in einer einzelen Kirchen geschehen, weilen aber

manchmal insonders beim Früh- und Abend-Kirchendienst der Leute wenig wären, so möchte es ihnen sowohl, als denen Lehreren, besonders Winterszeit, allzu unerträglich fallen in einer grossen Kirche 2. Stunden zu beharren, zudeme auch die Leute bei Reparirung einer einzelen Kirchen, der Zeit über ohne Kirchen seyn müsten; doch stehets in jedes Belieben die Zionskirche allein anzulegen, und die Pläze der Filialkirchen zu Gärten vor die Unterbeamten zu appliciren. Inzwischen will ich doch bei 5. Kirchen verbleiben und derer Ordnungen angeben, um auf mein ferners à propos zu gelangen. Es wird demnach an Sonntägen von 6. bis 8. Uhr Morgens in einer Filial mit GOtt danken und Predigen der Anfang gemacht; von 8. bis 10. dauret der Dienst mit GOtt loben und seine Wege lehren in der 2ten Filial. Von 10. bis 12. ist der Dienst in der Zionskirche, da wird mit GOttes Lob und Verkündigung seines Wortes zum Tisch des HErrn gegangen. Von 2. Nachmittag bis 4. Uhr werden in der 3ten Filial die Kinder und Unwissende in des HErrn Lehr und Wege informirt, hienächst auch GOtt gelobet. Der Beschlus geschicht von 4. bis 6. in der 4ten Filial mit einer Abendpredig und Danksagung. Die geistliche Vorsteher (deren an der Zahl 3) verrichten alternative ihr Amt in der Zionskirche und Filialen, als der Dienst von 6. bis 8. in der Ostlichen Früh, und von 2. bis 4. in der Westlichen Filial Nachmittags verricht einer; dann von 8. bis 10. in der andern Ostlichen, und von 4. bis 6. in der andern Westlichen versiehet der andere; der dritte aber (doch mit Handreichung des ersten) bedienet die Zionskirche von 10. bis 12., in welcher Zeit der Zweite sich zu Haus gefast haltet, etwa aufstosende Amtsgeschäfte, als bei Kranken &c. zu verrichten, zu diesen 5. Kirchen sind 4. Kirchendiener, deren jeglicher vor beständig eine gewise Filial Morgens und, und eine Abends zu versehen hat, und die wochentlich zum Dienst der Zionskirchen aber umwechseln, 2. von diesen 4. sind auf dem Chor, und die zwei andere besorgen die übrigen Kirchenverrichtungen. Diese 4. theilen auch die Information der Jugend unter sich, als einer gibt Information im Lateinischen, der andere in der Musik, der dritte instruirt im Rechnen und Schreiben, der vierte aber gibt Unterricht in der Litteratur. Weilen nun die Lehre des HErrn wie die Sonne vom Aufgang gegen Niedergang gehet *Psalm. 19. v. 7.* und seinen Apostelen und Jüngeren solche fortzupflanzen anbefohlen worden, die 1750. Jahr aber ziemlich langsam der Sonnen nachgeruket worden, da sie doch vermög alligirten Psalms so lange fortgepflanzt werden soll, bis sie wiederum an ihren Ort (wo sie ausgegangen) gekommen, und ihren Zodiacum auf der Erden, wie die Sonne am Firmament durchgeloffen, darum ordne ich blos zu dessen öfterer Erinnerung, deren geistlichen Herren Vorsteheren ihre Wohnungen gegen Abend, als den Fortpflanzungsweeg des Evangelii, nemlich zwischen zwei Westlichen Filialen; zu ihrer Rechten und Linken aber die zwei Kirchendiener, die den Chordienst versehen, lateinische und musicalische Information geben. Die zwei andere Kirchendiener aber logiren einer gegen Mittag neben der einen Westlichen Filial, der andere gegen Norden neben der andern Westlichen Filial. Den Friedensbeamten placire ich gegen Morgen, dessen ganze Bemühung soll dahin gehen, das Hadern und Klagen zwischen Christ und Christen abzustellen, bei denen jedoch kommenden Klagen aber die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person also handhaben, damit ihn nicht der Aufgang Göttlicher Raache (wie die aufgehende Sonne) schnell überfalle; rechter Hand neben ihm wohnet der Forster, linker Hand der Amtschreiber, gegen Mittag hat seine Wohnung der Factor, welcher das Negotium besorget; der erinnere sich, daß er seine Handlung mit gröster Aufrichtigkeit (gleich wie der Tag am Mittag, da er am klärsten) treiben soll; neben

den ihme linker Hand logiren die 4. Amts-diener; rechter Hand aber der schon vor-benennte vorlezte Kirchendiener. Gegen Abend wohnet der Medicus, samt dem Apotheker und Chirurgo; die seyen be-ständig eingedenk, daß sie sowohl bei Mitternacht, als Tage der Gemeine mit ihrer Hülf prompt und ohne Verzug bei-springen, auch beständig in solcher Nüch-terkeit des Tages seyn müssen, als ein Mensch, der zu Mitternacht vom Schla-fe aufgewekt von keinem Rausch geschwä-chet seyn kan; neben diesen rechter Hand ist eine Wohnung vor 2. Bader, linker Hand aber der leztere erwehnte Kirchen-diener. Um die Zionskirche ist ein grosser freier Plaz, den man zum Kirchhof choisi-ret. Nun begreift dieses Cent. Quad. über-haupt 13. 2 Viertels Quadrat-Morgen und 3790. Quadrat-Schuh.

Nr. 1. ist ein Spatium 35. Schuh breit, dienet zur Strassen ums Centri-Qua-drat, begreift 2. 1 Viert. Quadrat-Morgen und 8531. Quadrat-Schuh.

Summa des Centri-Quadrats 16. Qua-drat-Morgen.

Nr. 2. ist ein Wassergraben 20. Schuh breit, enthält 1. 1 Viert. Quad. M. und 11035. Quad. S.

Nr. 3. ist der Wildanger seines Inhalts 43. 2 Viert. Q. M. und 8758. Q. S.

Nr. 4. ein Wassergraben 20. Schuh breit 2. 3 Viert. Q. M. und 4849. Q. S.

Summa des Wildangers samt den Grä-ben 48. Quad. M.

Nr, 5. Gassen des innern Theils der Plantage 35. Schuh breit, 5. Q. M. und 2220. Q. S.

Nr. 6. der Bauhof hat 9. Q. M.

Nr. 7. das Lagerhaus vor die Waaren, als Getraid rc. zum Verkauf aufzu-schütten, 9. Q. M.

Nr. 8. Waisen- und Armenhaus 9. Q. M.

Nr. 9 Lazaret 9. Q. S.

Nr. 10. sind 16. Baurenhöf samt ihren Plantagen, bestehend aus 2. Zelten, jede à 16 M. Lit. a) weilen aber die Strassen und Gassen von denen Bauren- und Tagwerkergärten und Felderen genom-men werden, als wird jeder Garten verringert, ist also der Hof (Lit. a.) samt Garten 3. 2 Viert. Quad. M. und 9102. Quad. S. Das Hausfeld aber (Lit. b.) machet 4. Morgen; Hof, Gar-ten, Hausfeld und die zwei Zelten zu-sammen 39. 2. Viert. Q. M. und 9102. Q. S. betragen also die Baurenhöf alle 16. insgesamt 634. 3. Viert. Quad. M. und 10101. Q. S.

Nr. 11. sind 4. Viehschwemmen oder Tränken, jede à 7. Morgen 28. Q. M.

Nr. 12. 4. Gemeinwiesen, jede à 64. Morgen 256. Q. M. NB. darzu sind aber die Einfasgräben (Lit. c.) mitge-rechnet.

Summa des innern Plantationstheils 960. Quad. M.

Nr. 13. ein Graben 20. Schuh breit, welcher den innersten Plantatioustheil von dem mitleren separiret, wird aber von denen Feldern mitlern Planta-tionstheils genommen, und von darum nicht berechnet.

Nr. 14. ist eine Metall-Fabrique, beste-hend aus Geschmeidmacheren, Gürt-leren, Rothgiesseren, Kupfer- und Waffenschmieden, Trathziehern, Flasch-nern, Zinngiesern, Glaser und Schlos-sern, begreift (samt der Schwemme die 5. Morgen, und Garten der 7. Morgen halt) 14. 3 Viert. Q. M. und 670. Q. S.

Nr. 15. ist eine Seiden- Woll- und Leinen-Fabrique, bestehet aus Seidenwebern, Tuch- und Zeugmachern, Stümpfwür-kern, Schneidern und Leinenwebern, begreift wie die Metall-Fabrique 14. 3. Viert. Q. M. und 670. Q. S.

Nr. 16. ist ein Leder- und Holz-Fabrique, bestehend aus Roth- und Weisgerberen, Kirschnern, Seklern, Riemern, Satt-lern, Schustern; dann Drechselern, Kistlern nnd Küfnrn, gleichfalls 14. 3. Viert. Q. M. und 670. Q. S.

Nr. 17. das Preuhaus, wobei zugleich die Bekerei und Fleischbank, begreift, wie eine Fabrique. 14. 3 Viert. Quad. Morgen und 670. Q. S. NB. eine jede Fabrique, wie ingleichen das Preu-

haus

haus hat ihren Inspector, der auch zugleich eine offene Schenk halten, und Frembde übernachten darf.

Nr. 18. sind 32. Baurenhöf samt ihren Plantagen gleicher Art conditionirt, wie die Nr. 10. begreiffen insgesamt jeder à 39. 2. Viert. Q. M. und 9102. Q. S. zusammen 1269. 3 Viert. Q. M. und 7881. Q. S.

Nr. 19. sind 64. Tagwerkerhütten, jede Hütte (Lit. d.) samt ihrem Garten machet 3. 2. V. Quad. M. und 9102. Q. S. das hinter dem Garten liegende Feld (Lit. e.) aber 4. Morgen, ein jeder also hat 7. 2. Viert. Quad. M. und 9102. Q. S., die machen insgesamt 491. 3. Viert. Q. M. und 3441. Quad. S. NB. unter diesen Tagwerkern sind 4. Hufschmied und 4. Wagner. 16. von ihnen gehören zu denen 16. Höfen inneren Plantationstheils, 8. gehören zu denen 8. Höfen, die in dem äussersten Plantationstheile links und rechts an denen Seen (oder Fischweihern) an liegen, die übrige 32. aber zu jenen Baurenhöfen, denen sie mit Garten und Feld von der Seite gegen die 4. Haupt-Passagen (Lit. h.) sowohl im mitleren als äusseren Plantationstheil angränzen.

Nr. 20. sind 4. Gemeinwiesen, jede à 64. Morgen 256. Quad. M. NB. hierzu sind aber die Einfasgräben mitgerechnet.

Nr. 21. Strassen des mittleren Plantationstheils 35. Schuh breit, 35. Quad. M. und 10640. Q. S.

Summa des mitleren Plantationstheils 2112. Quad. M.

Nr. 22. ist der innere Wassergraben des Viehangers 20. Schuh breit, macht 20. Q. M. ung 10480. Q. S.

Nr. 23. ist der Viehanger, begreift 421. 3 V. Q. M. und 11489. Q. S.

Nr. 24. ist der äussere Graben des Viehangers auch 20. Schuh breit, enthält 21. 3. Viert. Q. M. und 2673. Q. S.

Summa des Viehangers, samt denen Gräben 464. Quad. M.

Nr. 25. ist die Strase des äussersten Plantationstheils 35. Schuh, hält 37. 3 Viert. Q. M. und 9229. Q. S.

Nr. 26. sind 4. Seen oder Fischweiher, jeder à 12. Quad. M. und 1275. Q. S. zusammen 48. Q. M. und 5100. Q. S.

Nr. 27. sind 64. Baurenhöf, samt ihren Plantagen, jeder conditionirt, wie die sub. Nr. 10. & 18. 2539. 3. Viert. Q. M. und 3441. Quad. S.

Nr. 28. sind 56. Tagwerkerhütten samt ihren Gärten und Feldern, wie die in dem mitleren Plantationstheil qualificirt, jeder à 7. 2 V. Q. M. und 9102. Q. S., zusammen 430. Q. M. und 6872. Q. S.

Nr. 29. sind 4. Gemeinwiesen, jede à 100. Morgen, machen zusammen 400. Q. M.

Summa des äussersten Plantationstheils 3456. Quad. M.

Summa summarum 7056. Q. M.

Lit. f. sind Communications-Gräben breit 40. Schuh.

Lit. g. sind Feldwege 20. Schuh breit.

Lit. h. sind die Haupt. Passagen 40. Schut breit.

Lit. i. sind Aufzugbrüken über den Hauptgraben.

Lit. k. ist ein Canal mit einer Schleusen verwahrt, 100. Schuh breit, das Wasser aus der Haupt-Plantation wieder in Flus zu führen; an diesen sind Mühlen appliciret.

Lit. l. ist der Canal, der das Wasser in die Plantation leitet, 100. Schuh breit, ebenfalls mit einer Schleusen versehen, an den auch Mühlen angeleget sind.

Im Ruken dieser Plantage lässet man lauter Waldungen anfliegen, und kan mit der Zeit längst dem Graben Schmelz- Glas- Salitter- Schwefel- Ziegel- und Taarhütten, auch Kalchöfens, jedoch in guten Distanzen von einander längst dem Hauptgraben angeleget, und mit besonderen Gräben wieder eingefast werden. Der mit dem Hauptgraben communiciret. Das Spatium (was nun bei Anstekung derlei Plantage zwischen dem Flus und der Plantagen Hauptgraben liegen bleibet) gehöret lediglich zur Schaaf- und f. v. Schweinweide. NB. Die Schaaf treibet man Sommerszeit Abends auf die Prachfelder, und schlaget alle Nacht neue Parcen, bis die Felder überdunget sind. Mit diesem verhoffe dem geneigten Leser eine Haupt-Ideé von meiner gänzlichen Plantage zu Genügen gemacht zu haben, was aber daran noch ermangeln sollte, wird der andere Plan, worinnen die ganze Haupt-Plantage zergliedert worden, im Grossen mit mehrerem Vergnügen ersezen, an welchen nicht minderer Fleis als am jezo bereits geendigten sehr mühsamen General-Plan erspahret worden.

Explication

Explication der weiteren Fortſezung der entworfenen Plantage, mit Erklårung der beiden Particulair-Plans Nro. 1. und Nro. 2.

Ich ſchreite demnach fort, und lege, meinem Verſprechen gemås, dem geneigten Leſer das erſte, und zwar Hauptglied meiner entworfenē Plantage nach einem gröſſeren Maasſtab vor Augen in zweien Plans ſub Nris. 1. und 2. begreifend das Centri-Quadrat, und Wildanger, nebſt denen anliegenden Gemeinhåuſern, als: Armen-und Weiſenhauſe, dann denen 16. Baurenhöfen, innern Plantations-Theils. Der Plan Nr. 1. zeiget alles erſtbenamſte in ſeiner Laage in Grund beiſammen; Der andere Nr. 2. aber nur ein Sechstel der Anlage, nebſt dem Aufzug des halben Plans N. 1. nach einem ums alterum tantum den in Nr. 1. angezeigten überſteigenden Maasſtab, damit ja alle Kleinigkeiten aus dem Weg geråumet werden, dem Auge alles genau darzuſtellen. Im Plan Nr. 1. zeiget Lit. A. die halbe Laage der Zionskirchen an.

Im Plan Nr. 2. iſt ſolche mit ihren 4. Thůrnen, 8. Stiegen, Dachkuppel, Galeries de Pourtour, Fenſter und Thůren in Grund und Aufzug halb angedeutet, die Urſach, warum ich der Kirchen 4. Thůrne gebe, werde ich bei dem nåchſtfolgenden Particulair-Plan von der Kirchen und Kirchhof, in Grund und Profil, der darzu nöthigen Explication einverleiben, weilen dorten von nichts, als von der Kirchen allein ſoll gehandelt werden. Lit. B. Nr. 1. iſt die Lage der Matthæus, C. der Marcus, D. der Lucas, und E. der Johannes Filial, welche aber auch, als Plåze zu Gårten nach Gutachten eines Plantatoris denen Unterbeamten mögen angewieſen, am beſten aber vor Schulen können employret werden, beſonders in einem.

Solchen Lande, wo Univerſitåten rar, oder die ſubſiſtirenden allzu entfernet ſind, da mag wohl auf dieſen 4. Plåzen eine in 4. Theil zerglie-dertes Palæſtra aufgeführet werden, die Jugend darinne in Sprachen, Wiſſenſchaften, und leiblichen Ubungen zu unterweiſen: als zum Exempel, im erſten Lit. B. in Sprachen Arithmethica und Muſik, im zweiten C. in Theologia und Jurisprudentia, im dritten D. in der Medicin, Botanique und Matheſi, im dritten E. aber in Reuten, Fechten, und andern nůzlichen Leibesůbungen.

Lit. F. Nr. 1. iſt die Wohnung des Friedensbeamten, nebſt ſeinem Garten, deſſen Hålfte Nr. 2. deutlicher in Grund und Aufzug angezeiget.

Lit. G. Nr. 1. iſt die Wohnung der Geiſtlichen Lehrern, eben alſo qualificiret, wie des Friedensbeamten Wohnung.

Lit. H. Nr. 1. iſt abermal ein dem Friedensbeamten gleiches Gebåu vor den Medicum, Chirurgum in Grund und Aufzug anzuſehen.

Lit. I. Nr. 1. zeiget wieder eine ſolche Wohnung, an und vor den Negotianten.

Lit. K. Nr. 1 ist die Wohnung und Garten vor den Forster.

Lit. L. Nr. 1. ein gleiche, vor den Amts- und Bauschreiber, welcher sich Nr. 2. distrikter in Grund und Aufzug exprimiret.

Lit. M. N. O. P. N. 1. sind eben wie Lit L. conditionirte Wohnungen vor die Kirchendieners, die zugleich als Magistri in der Palæstra ihren Dienst leisten.

Lit. Q. Nr. 1. & Nr. 2. ist eine Wohnung nach der Einrichtung, wie Nr. L. &c. vor 2. Bader.

Lit. R. Nr. 1. ist abermal eine solche Wohnung vor 4. Amtsdiener, die auch zugleich Bothendienst verrichten müssen.

Lit. S. Nr. 1. ist ein in 4. Theil durch einen lebendigen Zaun von der Kirchen, Gärten und Wohnungen separirter Kirchhof, deren jeder 96. zusammen 384. gevierte Gräber in sich fasset. Jedes Grab ist ein quarrer, und hat 144. Quadrat-Schuh Grundfläche videatur Nr. 2.

Lit. T. Nr. 1. sind Communications-Gassen in dem Centri-Quadrat, wie Nr. 2. besser zu erkennen giebet.

Lit. U. Nr. 1. sind Communications-Brüken aus denen Plantagen ins Centri-Quadrat, wie Nr. 2. deutlicher zu ersehen.

Lit. W. Nr. 1. sind Communications-Brüken in die Wildängers, wie Nr. 2. nachzusehen.

Lit. X. Nr. 1. ist das Lagerhaus dessen Aufzug in Nr. 2. zu betrachten.

Lit. Y. Nr. 1. ist das Waisen- und Armenhaus, eben also aufgeführet, wie das Lagerhaus.

Lit. Z. Nr. 1. ist der Bauhof und L. a. Nr. 1. das Lazaret beide conditionirt, wie X. und Y.

Lit. b. Nr. 1. sind die 16. Baurenhöf nebst 2. Stüker, jedes Gartens Rechts und Links anzusehen, ihre Construction ist in der Lage und Aufzug nachzusehen, im Plan Nr. 2.

Lit. c. Nr. 1. ist eine Communications-Brüke, von denen Südischen zu denen Östischen Höfen.

Lit. d. Nr. 1. ist eine Communications-Brüke, von denen Nordischen zu denen Westischen, und

Lit. e. Nr. 1. ist eine Communications-Brüke von denen Westischen zu denen Südischen Höfen.

Lit f. sind Creuzstrassen, führende in das Centri-Quadrat, und die äussere Plantations-Theile, wie auch in die 16. Höfe innern Plantations-Theils, uti Nr. 2.

Da nun die Glieder des Centri-Quadrats in der Erklärung meines General-Plans, nicht particulariter berechnet, sondern nur summarisch angesezet worden, als will ich deren Innhalt zum Beschlus noch hinzu fügen.

Die Zionskirche Lit. A. hat im Grund 1. Morgen Landes.

Der in 4. Theil getheilte Kirchhof Lit. S. hat 3. Morgen, das in 4. Theil Lit. B. C. D. E. versezte Palæstra hat 1. Morgen NB. davon aber kommt ein halber Morgen und 8906. Quadrat-Schuh zum Weg, der um das Centri-Quadrat führet.

Die Oberamts-Wohnungen F. G. H. I. haben zusammen samt Gärten 8. Morgen Landes, davon aber gehen ab zum Weg 1. Morgen und 7964. Quadrat Schuh.

Die 8. Unteramts-Wohnungen, haber samt Garten zusammen 3. Morgen Landes, davon aber wird zum Hauptweg um das Centriquadrat abgerechnet 1. halben Morgen und 3982. Quadrat-Schuh.

Summa der Kirchen Palæstræ, und Wohnungen 13. und 1. halben Morgen Landes, und 3790. Quadrat-Schuh.

Summa des Hauptwegs, nebst Centri-Quadrat 2. und 1 Viertel Morgen Landes, und 8531. Quadrat-Schuh.

Summa Summarum 16. Morgen Landes, bis an den Graben der das Centri-Quadrat von den Wildanger separiret.

Das

Particulair plane des centri quadrats, und Wildangers nebst denen anliegenten gemeinhäuseren, als Armen und Weisenhauses, Lazarets, Bauhoffs und Lagerhauses, dann denen 10. Baurenhöffen ineren plantations Theils. N°. 1.

ad pag. 306. III. Theil.

Maastab von 700. Rheinlandischen Schuhen.

20 60 100 200 300 400 500 600 700

De Brahm inv. et Sculp.

Lit.
t
Lit.
v
c
p
Lit.
c
d
i
Lit.
n
v
Lit.
n
g

Lit.
n
C
K
Z
D
L
N
Lit.
se
b
Lit.
ke
O
h
Lit.
ke
zu
Lit.
A
Lit.
h
L
Lit.
N
w
Lit.
ne
u
ist
in

Aufzug des halben Centri-Quadrats
nebst einem Sechstel des Grand Plans.
No. 2.

ad pag. 306.
III. Theil.

X B L F A H B L F b T A b g W H

5 20 40 60 80 100 200 300 400 500 Rhein. Sch.
10 30 50 70 90

invente et gravé per
Gul. De Brahn.

Lit
t
Lit
t
l
Lit.
c
c
i
Lit.
n
t
Lit.
n
g
Lit.
n
G
F
3
d
L
N
Lit.
s
b
Lit.
f
C
h
Lit.
f
z
Lit.
A
Lit.
h
L
Lit.
N
w
Lit.
n
u
is
in

Das Studieren.

Cicero hat schon gesagt, und du weist es, mein Freund! das Studieren schikt sich vor alle Zeiten und Alter: es vermehret alle Freuden, und lindert alle Plagen. Wenn unser Glük nicht allezeit von demselben abhängt, so trägt es doch aufs wenigste was dazu bei: oft führet diese Kentnis alle Handlungen eines Mannes, und wir sind ihm allen Ruhm und allen Pracht schuldig, die unsern Stand begleitẽ.

Kein Verstand ist so gros, den nicht das Studieren um vieles vermehret: ohne dasselbe würde unser Geist nichts vollkommenes zeugen: Es sezt einen grossen Unterscheid unter die Menschen.

Der Krieg selbsten ist dem Studieren nicht entgegen. Die grösten Feldherrn, die Rom und Griechenland gezählt, haben ihren Geist durch die Wissenschaften gezieret. Sie waren Schiedrichter im Kriege, an der Spize ihrer Armeen; und im Schoose des Friedens beurtheilten sie die Werke des Wizes und des Geschmaks.

Wir bewundern noch heut zu Tage, die Nachrichten von den Kriegen Cäsars: unsere Nation hat vortrefliche Muster von dieser Art. Der beste Kriegsmann hat noch allzeit nöthig zu lernen. Der grosse Prinz von Conde sagte, das seye ein Meisterstük, einen Sieg gewinnen, an dem die Wissenschaft nicht weniger Theil habe, als die Tapferkeit.

Die schönsten Thaten hangen oft nur von einer Stunde ab: aber man mus vor dieser Stunde, wenn sie so herrlich seyn soll, eine Reihe Tagen den schönen Wissenschaften gewidmet haben, die dieselbe zeugen. Der geschikteste Staatsmann, oder Bevollmächtigte kan die Absichten der Fürsten nicht errathen, er kennt die Laage ihrer Staaten, ihre Verbindungen, ihre Verhältnisse gegen einander, und die Geschichte ihres Landes nicht: er wandelt in der Finsternis, wo die schönen Wissenschaften ihm nicht vorleuchten.

Es schiket sich nicht vor jedermann, gelehrt zu seyn. Man verknüpfet vielleicht mit Unrecht, mit diesem Titel eine Untüchtigkeit, und Abneigung andere Stellen zu bekleiden, die der Gesellschaft oft nothwendiger sind, als die Gelehrtheit selbsten. Doch steht es jedermann an, zu studieren und nachzudenken; weil es jedermann ansteht, etwas zu wissen, und man nicht weis, was man nicht gelernet hat.

Du wirst liebenswürdige Leute finden, die liebreich sind, und die, wie man zu sagen pflegt, weder schreiben noch lesen können; aber derselben sind wenig, und sie gefallen uns nicht lange. Wenn ihnen ein Unglük begegnet, so sind sie ohne Hülfe, sie seufzen vergeblich. Was ist ihr Schiksaal, wenn sie alt werden? Sie schleppen abgelebte Körper in Gesellschaften, die sie nicht mehr achten; die zürnen, wenn sie den Wiz in Bosheit verkehrt sehen, der, weil er keiner Freude mehr fähig ist, sich eine Lust macht, andere zu beissen, und zu verleumden, die besser sind. Und wenn sie auch nur langweilig wären; so sollte dieser elende Zustand genugsam seyn, die Unwissenheit verhaßt zu machen, in der sie leben wollen.

Wir glauben, Männer seyen nicht blos bestimmt, zu gefallen; man fordert wesentlichere Eigenschaften von ihnen; alles, was uns einem Weibe gleich macht, erniedrigt uns. Die Weiber lieben auch diese nicht am meisten: sie nehmen Theil an dem Ruhm, der ihren Lieblingen zukömmt: sie finden einen Gefallen an ihren Verdiensten, und die Hochachtung, die andere vor dieselben haben, schmeichelt sie; sie finden bei ihnen eine Hülfe, die sie nöthig haben, und welcher sie ihr Stand

unterwirft. Uberdis thun wir einen Eingrif in ihre rechtmäsige und natürliche Rechte; nur ihnen stehet es zu, sich zu berühmen, alles gethan zu haben, wenn es ihnen gelungen hat, zu gefallen.

Wenn ich von dem Studiern rede, so schränke ich dasselbe nicht in das Kenntnis ein, welches die verschiedenen Stände des Bürgerlichen Lebens von uns fordern; dieses ist verschieden und nothwendig; es ist wesentlich, und kan auf keine Weise ersezt werden. Das Lächerliche derer, die alles wissen, ausser dem, daß sie wissen solten, ist grösser und schädlicher, als derer, die, weil sie nur eine Sache verstehen, allzeit davon reden, und allen Leuten dardurch beschwerlich fallen.

Durch das Studieren verstehe ich dasjenige, das allen Leuten anstehet, von welchem Stande und Alter sie seyn mögen; durch das man sich von den ernsthaftesten Beschäftigungen erholet; das unsere Reden angenehm machet; das unsern Geist, unsern Character, und unsere Sitten zieret; daß uns mit den goldenen Zeiten der Römer und der Griechen bekannt macht; daß uns die grossen Männer aller Völker als Beispiele vorstellet; daß uns die verschiedenen Gaben des Geistes prüfen, und beurtheilen läst; das uns endlich den Trieb zu grossen und rühmlichen Dingen einpflanzt, der zwar den natürlichen Verstande seinen Ursprung zu danken hat, seine Vollkommenheit aber den schönen Wissenschaften allein schuldig ist.

Dieses ist die Wissenschaft, welche die Welt mit allem zu gesellen weis; die sie liebet, die man darf bliken lassen: die übrigen mus man vor ihr auf eine gewise Art verbergen. Sie fliehet den Gram der Gelehrten; auch ist es selten, daß kein Stolz damit verknüpft ist. Die Anführung vieler Stellen ermüdet die Zuhörer, oder schlagt sie nieder.

Die Bescheidenheit begleitet die Wissenschaft, von der ich rede, sie ist ein sicheres Kennzeichen derselben: sie gleichet derjenigen gar nicht, mit welcher Pedanten prangen, die ohne Annehmlichkeit allem widersprechen; die ihre Machtsprüche nicht begründen, und bei denen junge Leute einen gewisen entscheidenden Thon sich angewöhnen, mit dem die Welt Mitleiden tragen wird, bis sie Zeit gehabt, den Schulstaub abzuschütteln, der sie deket, und sie hindert zu erkennen, wie man zuerst mus zweifeln können, um einsten sicher zu urtheilen.

Man läst keinem die Urtheile zu, die auf Stolz und Eigenliebe gegründet sind: es stehet jungen Leuten noch weniger an, zu entscheiden. Die Lehrjünger des Pythagoras dorften 5. Jahre lang nicht redē.

Gute Lehren verbessern unzählige Mängel, die keine Verwandschaft mit ihnen zu haben scheinen. Man lernet nicht blos, um etwas zu wissen, sondern um sich zu bessern: man gelanget dahin, wenn man gern will. Es ist kein Nuzen, den man nicht in den Büchern finde.

Verlasse dich, auf den Weisen, den ich angeführt habe; ich überlasse dich ihm. Seine eigene Erfahrung lehrte ihn von allem richtig urtheilen; du kanst nicht besser thun, um glüklich zu seyn, als seinen Lehren folgen: Et cognovi, quod nihil esset melius, nisi lætari & facere bene in vita sua.

E N D E.

Der aus dem Reiche der Wissenschaften wohlversuchte Referendarius,

oder

auserlesene Sammlungen

von allerhand

vermischten Schriften und Versuchen

aus

der Naturlehre, Arzeneiwissenschaft, natürlicher Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, Politic, Haushaltungskunst, und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen Wochenschriften und neuen Büchern von wirthschaftlichen, Policei- und Finanz-Sachen, Vorschläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der Historie und Critik, zumal aus denen schönen Wissenschaften, Gutes und Nüzliches vorgekommen.

---

welches

in einer beliebten Kürze

samt denen Gelehrten Sachen

des hiesigen Intelligenzwesens,

mit

Einrukung einiger seithero eingeschikten curiosen Anmerkungen,

sorgfältigst zusammen getragen.

und verlegt worden

von Joh. Andreas Erdmann Maschenbauer.

IV. Theil.

(Mit zerschiedenen Kupferstichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfassers Schriften

1752.

Innhalt

derer Schriften, welche in dem vierten Theil dieser Sammlungen vorkommen.

Kurzer

Kurzer Philosophischer Auszug
von den Pflichten gegen unsern Leib,
Aus der Sittenlehre
eines der vortrefflichsten Weltweisen
unserer Zeiten.

Orandum est ut mens sana, in corpore sano.

Viele der heidnischen Weltweisen haben sehr ausschweiffende Gedanken von dem Leben der Pflege des Leibes gehabt. Weil sie den Cörper für nichts höhers als ein Gefängnis hielten, dessen Bande sie nicht zu zeitig brechen könnten, so war die Verachtung und Gewalthätigkeit gegen denselben, in ihren Augen eine Pflicht, oder wenigstens eine Nothwehr: und selbst die Ubungen ihrer Sittenlehre, die sie telestisch nennten, hatten die Absondrung von der Materie und dem Leibe auf eine zimlich grobe Art zum Zweke. Das Lustigste bei einer Narrheit ist allemal, wenn sie mit Gründen beschüzt und mit einer philosophischen Mine gesagt wird. Auch meine ungelehrten

Leser können daher leichtlich erachten, was für ein Ansehen ein ganzes Lehrgebäude dieser Art haben muste.

Die gereinigte Weltweisheit und Religion hat diesen Theil der Pflicht viel heller aufgeklärt, und eben dadurch unsre Empfindungen von uns selbst weit menschlicher gemacht. Das erste Grundgesez aller unsrer Thaten, nemlich das Gebot der Vernunft unser Bestes zu befördern; macht uns für das Beste unsrer ganzen Person, für die Wohlfahrt unsres Geistes und Leibs zugleich besorgt. Die höhre Weltweisheit lehrt ihre Liebhaber die natürliche Nothwendigkeit, die ein jedes endliches denkendes Wesen in eine gewisse materielle Wohnung einschliest; der Augenschein aber, nebst der Naturlehre und Zergliederungskunst zeigt uns allen deutlich, daß wir diese vortreffliche und bequeme Wohnung unsers unsterblichen Geistes aus der Hand des Allweisen und Allmächtigen selbst empfangen haben müssen. Wir suchen daher die Volkommenheit dieses Leibes mit Recht, und sezen dieselbe in seiner Ubereinstimmung mit der Seele, und in der Harmonie aller seiner Gliedmasen untereinander zu diesem Zweke. Unser Cörper verdient daher um so viel bequemer für uns genannt zu werden, zu je mehreren und je bessern gemeinschaftlichen Handlungen er mit seiner Seele übereinstimmt, je natürlicher und leichter ihm diese Ubereinstimmung wird, und je allgemeiner sie sich durch alle seine Theile erstreket. Man siehet hier gleich die Verschiedenheit der Urtheile des Philosophen, des Pöbels und ich möchte hinzu sezen, der artigen Welt. Climene wird zu der Vollkommenheit ihres netten Cörpers zu allererst den schönen Anstrich, die sanfte Mischung des Weissen und des Rothen, nebst der schulrechten Stellung sich wünschen; das Volk aber, welches einen langen Mann und einen grosen Mann für einerlei hält, wird noch einen andern Maasstab vorschreiben.

Aus dem Obigen folgt nun schon die Pflicht der möglichsten Erhaltung unsres Lebens, und Vermeidung aller ihm drohenden Gefahren. Wir wissen daß durch den Tod dieses künstliche Wohnhaus unsres Geistes zerrüttet wird, daß die Ubereinstimmung seiner Veränderungen mit den Veränderungen seiner Seele unterbrochen, und der Cörper selbst also alles Wohlstandes eines menschlichen Cörpers mit dem Leben zugleich beraubt wird. Wir lieben also die Quelle alles Wohlstandes des Cörpers, wenn wir das Leben lieben. Wollte man hier auch nicht einmal der höheren Verbindlichkeiten gedenken, die von dem moralischen Zustande des Menschen, und seinem Verhältnisse gegen das höchste Wesen

sen hergenommen werden, so ist der grobe und feine Selbstmord, nebst der Verwahrlosung des Leibes doch schon unerlaubt. Der Tod ist ein Ubel, welches wir nur als weise Leute ertragen müssen, wenn es die Natur, oder eine überlegene Gewalt gebeut; und das Leben ein Gut, welches wir nur verläugnen, das heist auf Befehl höhrer Pflichten gegen ein noch grösres Gut vertauschen dürfen. Dies ist keine Verachtung zu nennen. Wir sollen keine Verschwender unsers Lebens, aber auch keine irrdische und niederträchtige Zärtlinge seyn, die nicht weiter denken, als auf den Besiz der Handvoll Jahre, die uns auf Erden zugedacht sind. Der Tod ist um so viel schreklicher, je unzeitiger er ist, das heist, je weniger wir die Zweke dieses Lebens erreicht haben; und wir sterben um so viel getroster, je mehr wir überzeugt sind, daß wir diesen Zweken ein Genüge gethan haben, oder daß wir lebenssatt sind.

Der Genus des Lebens erfordert die Gesundheit des Leibes, oder die Fertigkeit aller seiner Theile zu denen ihnen zukommenden natürlichen Verrichtungen, welches die Vollständigkeit dieser Theile in sich fasset. Wir begreifen also die Verbindlichkeit, für unsere Gesundheit zu sorgen, alle Gegentheile derselben, nemlich die Krankheiten zu verhüten, und gewisser massen unsere eigne Aerzte zu seyn. Eine der Gesundheit gemässe Lebensart nennen die Aerzte die Diät, und den Inbegrif der Regeln dazu die Diätetic. Es diente also zum unaussprechlichen Nuzen der menschlichen Gesellschaft, wenn ein jeder Mensch eine Art von Diätetic lernte, die er nach seinen eignen Erfahrungen, für sich besonders eingerichtet hätte. Man wird mir zutrauen, daß ich hierdurch den eingebildeten kränklichen Herrn Gottfried Schwach nicht rechtfertige, der medicinische Bücher lieset, um sich alle Krankheiten einzubilden, die er lieset; der sich die Speisen und den Schlaf abwiegt, und aus groser Aengstlichkeit für sein Leben gar nicht Zeit hat, dasselbe zu geniessen. Ich suchte nur meinen Nebenmenschen eine allgemeine Kenntnis von den Regeln einer guten Diät, und eine genaue Beobachtung ihrer eignen Natur anzupreisen. Ein fröliches Herz, gesunde Nahrung, gehörige Wärme, Ruhe, Bewegung und Reinigung, dies sind schon Hauptstüke genug, die wir zur Pflege unsers gebrechlichen Cörpers zu beobachten haben, und deren Grade und besten Gebrauch uns die Aufmerksamkeit auf unsere eigne Empfindungen schon ziemlich lehren kan.

Ein höhrer Grad der Gesundheit gibt die Lebhaftigkeit und Munterkeit des Cörpers; so wie hingegen ein geringer Grad derselben, der schon der Krankheit ähnlich ist, die

die Schwächlichkeit des Leibes ausmacht. Wir sehen daß wir diese fliehen, und jene durch eine gute Diät, und alle andre Mittel suchen müssen. Mich dünkt die alten Völker waren hierinn geschikter und sorgfältiger als wir. Cicero sagt an einem Orte ausdrüklich, die Aerzte gäben einem nur die Gesundheit, die Alipten aber die Lebhaftigkeit, die Stärke und die rothe Farbe. Wenn man aus den Alterthümern den ganzen Inbegrif desjenigen so die Lateiner corpus curare nennen, einsieht, und sich dabei alles des Badens, Salbens, Reibens, Bewegens, Tragens u. s. w. erinnert, so sie darunter verstehen, der wird mir vielleicht Recht geben. Ich bemerke nur noch, daß, weil es Schwächlichkeiten gibt, die unheilbar und angeerbt sind, oder wenigstens mit unsrer Wahl und Freiheit nicht die geringste Verbindung haben, eine philosophische und christliche Gleichmüthigkeit dagegen die beste Cur ist.

Die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, mit welcher unser Cörper seine Handlungen vollzieht, macht die Geschiklichkeit desselben aus; die Fertigkeit, grose und schwehre Handlungen durch seine Kräfte zu bewerkstelligen, ist die Stärke desselben; und die Vollkommenheit des ganzen Leibes endlich, in so fern sie den Augen merklich wird, ist die Schönheit. Geschiklichkeit, Stärke und Schönheit sind also wahre Güter des Leibes, und verdienen unsre Aufmerksamkeit. Der Inbegrif derjenigen Handlungen, wodurch die Geschiklichkeit und Stärke des Leibes befördert wird, heissen eigentlich Leibesübungen, und man begreift auch dazu unsre Verbindlichkeit. Das Ubermaas in der Bestrebung nach diesen Vollkommenheiten, kan indessen oft grössere Pflichten hindern, und anbei uns lächerlich werden. Ob also Herr Jobst ein Candidat des heiligen Predigamts sich um die Stärke eines Klopffechters; und Herr Schnell ein Sachwalter, sich um die Biegsamkeit eines Sailtänzers bewerben dürfe, läst sich hieraus beurtheilen. In den meisten Umständen des Leibes wird es zulänglich seyn, die Ungeschiklichkeiten des Leibes zu verhüten, welches eine neue Lehre für die fetten und schwerfälligen Menschen abgibt. Die Schönheit hat fast die wenigsten Pflichten, denn sie hangt am wenigsten von unsrer Wahl ab. Die gehörige Schäzung, Erhaltung und Erhebung einer schönen Gesichtsfarbe, oder eines schönen Wuchses, ist vielleicht alles was man fordern kan.

Die Dauer des Lebens und der Gesundheit erfordert den Gebrauch mehrerer Cörper, die dem unsrigen durch die Verdauung seinen Nahrungssaft geben; diese nennen wir zusammen genommen Nahrungsmittel. Die Aerzte bemerken,

ken, daß der Nahrungssaft dem ganzen Cörper das Wachsthum gebe, und daß eine der vornehmsten Behutsamkeiten bei der Pflege des Leibes dahin gehen müsse, daß dieser Nahrungssaft aus gesunden Speisen, auf gehörige Art bereitet werde, daß daher alles schwer zu verdauende, und alles die Verdauung hindernde zu verhüten sey. Doch die Mässigung und Tugend bei dem Gebrauch der Nahrungsmittel gehört eigentlicher, in die Sittenlehre.

Aus der Beobachtung der gehörigen Grade beim Gebrauch der Nahrungsmittel, erwächst die Mäsigkeit. Die Sorge für die Gesundheit und Munterkeit des Leibes verpflichtet uns zu dieser Tugend, und zu Vermeidung aller ihrer Gegentheile. Diese sind die Ubermaas in der Speise, die Gefräsigkeit, im starken Getränke, die Trunkenheit, und in beiden, wenn hauptsächlich die sinnliche Wollust des Geschmaks uns hinreist, die Schwelgerei. Die Anmerkung ist hierbei nöthig, daß die Beurtheilung dieser Laster in einzelnen Fällen nicht nach einerlei Maasstabe geschehen kan. Milo der Kunstabler kan ohne unmässig zu seyn vielleicht zweimal so viel trinken, als der kleine Rechenmeister Herr Detri, der bei dem dritten Glase schon unmässig wird, weil er billig nur eins trinken solte. Eben so ist das Fasten, oder die längre Enthaltung von den Nahrungsmitteln, als ein Gegenmittel, der Unmässigkeit nicht in einerlei Grade, vielen unbedingt vorzuschreiben.

Die Cörper zusammen genommen, mit welchen wir den unsrigen zunächst zu umgeben pflegen, nennen wir die Kleidung. Die Gesundheit, die Erhaltung der natürlichen Wärme, und die Bequemlichkeit bei den Bewegungen des Leibes, ist daher wol das nächste, so bei den Kleidern in Betrachtung kommt. Der Geschmak hat die Verzierungen und die Moden hinzugesezt. Die Ausschweifung in der Menge und Kostbarkeit der Kleider, wird den Namen der Uppigkeit verdienen. Meine Leser werden von selbst sehen, daß diese kein Werk der Natur ist, sondern daß sie eine künstlichere, aber auch thörichtere Erfinderin haben mus.

Geschäfte sind Handlungen dabei wir Zweke haben. Wenn sie also von merklichen Bewegungen des Leibes begleitet werden, so ist klar, daß ihre Stärke und Dauer das Gemüth und den Leib zugleich ermüden; und daß hingegen eine weislich gemäsigte Unterhaltung derselben die Munterkeit des Geistes, und die Lebhaftigkeit des Cörpers befördre. Die Geschäfte selbst also, wenn sie wol geordnet werden, dienen der Gesundheit: und wir sind aus diesen Gründen so wol zur Geschäftigkeit, als zur weislich gemäsigten

Ruhe, ja selbst zu derjenigen Ruhe aller unserer äusern Empfindungen, die wir den Schlaf nennen, verbunden. Die schöne Siebenschläferinn Niobe, die von 32. Jahren 19. Jahr verschlafen, und in ihrem ganzen Leben die Morgenröthe noch nicht gesehen hat, Herr Stephan Nachteule, der Algebraist, der eine Zahl aufzulösen drei Nächte nach einander auf dem Grosvaterstul sizen bleibt; Frau Hilaria Nichts die Müsiggängerin, und Meister Asinius Kummer, der sich aus Nahrungssorgen vor dem vierzigsten Jahre krumm gearbeit hat, finden hier alle auf einmal ihre Lehre.

Ob das kalte Wasser die bösen Säfte zurük treibe.

Nichts hält die Patienten vom frischen Waschen ab, als die Furcht, daß sie die durch die Haut, vermöge der Ausdämpfung, oder des Schweisses oder gewisser Ausschläge (als der Kräze, Blattern, Friesel, Ansprings ꝛc.) von der Natur auszutreibenden bösen Feuchtigkeiten nicht nur hieran verhindern, sondern gar wieder zurüke in die innern viel edlern aber desto gefährlichern Theile treiben und also Ubel ärger machen möchten. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die an die Haut geschmierten fetten und ölichten Dinge die Ausdämpffung abhalten, weil die Schweislöcher dadurch verstopft werden, die in ihnen aber befindliche Säfte solche Fettigkeiten nicht auflösen und also auch dieselben von den Poris nicht abschweifen, noch durch dieselben füglich ausdünsten können, wovon viel schlimmes entsteht. Ferner ist auch gewis, daß durch eben dergleichen Salben die an der Haut sich endigenden und öfnenden Canäle, durch welche die materia morbifica ausgefegt werden soll, wenn sie bereits von deren Schärfe zerrissen und daher mancherlei Ausschläge entstanden sind, also verkleistert werden, daß weil sie ihre Feichtigkeiten nicht mehr an die Haut auslassen können, die vorhin gewordenen Blattern, Finnen, Gründe ꝛc. geschwinde dürre werden und abfallen, die aber nicht mehr heraus können den schädlichen Säfte im Leibe zurük bleiben müssen, da sie denn freilich sich leicht durch einen andern gesuchten Weg in solche Theile begeben können, in welchen sie viel Unheil anzurichten fähig sind, wie denn von solchen Einschmierungen bald Blind- oder Taubheit, bald Athemstekên, Seitenstechen, Brustentzündung (wovon mir, da diese Blätter das erstemal unter der Presse waren, noch zwei notable Exempel vorgekommen sind) bald eine Epilepsie oder Lähmigkeit ꝛc. ganz offenbarlich sind verursacht worden, ob zwar einige Naturen so hart und unempfindlich seyn mögen, daß ihnen dieses angethane Unrecht eben keinen sonderlichen Schaden zufüget. Es ist aber eine ausgemachte Sache, daß auf diese Weise das frische Wasser nichts zurüke halten oder treiben kan, sondern dasselbe vielmehr, wie schon vorhin deutlich erwiesen worden, die Poros und Canäle, wenn sie auch von allerlei Unreinigkeit verstopft seyn solten, reinige und aufschlüsse, damit sie die Feuchtigkeiten, sie seyn gute oder schädliche, ohne Hindernis von sich lassen können. Darum wenn es die von vielen befürchtete schlimme Würkung haben solte, so müste sie von seiner zusamenziehenden Kraft herrühren, durch welche die durch die Haut ausführenden Gefäsgen also constringirt würden, daß sie die materiam morbificam, so etwan da ihren Ausgang durch Schweis oder Ausschlag nehmen wolte, nicht ausschütten könnten, sondern dieselbe wieder mit sich zurük-

zurüke und wer weis wo in Leib hinein führen müsten. Allein diese Furcht ist unnöthig, wenn wir bedenken, wie diese Zusammenziehung der abführenden Canälgen nicht so heftig sey, daß dieselben ganz und gar nichts mehr könnten durchlassen: Alsdenn dauret sie auch nicht lange, sondern wenn das kalte Wasser wieder von der Haut weg ist, so läst sie allmählich nach, und die geprésten Theile restituiren sich gemählich; ja von der Constringirung der Haut und der Gefäsgen werden diese leztre gar in ihrer Kraft die in sich habenden Feuchtigkeiten auszudrüken gestärket. Bedenken wir hierbei vollends das Cap. VI. sattsam erwiesene Vermögen des frischen Wassers in Erwärmung erkälteter Glieder, so sehen wir ganz deutlich, wie dieses dem von ihm besorgten Zurüktreiben völlig widerspreche: Denn ob zwar anfänglich, wenn man das Wasser an den Leib bringet, es durch seine Schwere und Kälte die Haut etwas abkühlet, die Adern drüken und das Geblüt ein wenig von den äusserlichen Theilen abhält, so wird man doch in weniger Zeit wahrnehmen, daß das erstlich kalt gewordene Glied, zumal wann man sich beim Baden wol bewegt und die gewaschenen Theile ein wenig anreibet, wieder warm, ja meistentheils wärmer werde als es vor dem Waschen oder Baden gewesen: Denn man siehet ja, besonders in einem was kalten Zimmer, wie das kalt gewaschne Haupt, oder Schenkel oder Armen anfangen zu rauchen und also die Transpiration befördert werde, ja daß, wenn man sich bald aufs Waschen oder Baden ins Bette gelegt, gemeiniglich ein ziemlicher Schweis sich einfindet. Dieses bezeuget nun unstreitig, daß das durch die äusserliche Zusammenziehung inwendig angehäufte Geblüte nunmehro (wie ein gehemmter Flus nach weggenommener Schuzwehre) mit desto grösrer Gewalt durch seine Arterien den gewöhnlichen Gang gegen die äusserlichen Theile nehme, und sich theils in und unter der Haut ausbreite, theils aber sich durch dieselbe heraus arbeite, da denn vermöge solcher vermehrten Ausdämpfung auch zugleich diejenigen Säfte, welche die Natur bei mancherlei Krankheiten ausdämpfung auch zugleich diejenigen Säfte, welche die Natur bei mancherlei Krankheiten auszuwerfen intendiret, können füglich fortgeschafft werden, zumal wenn man dabei fleissig trinket, und also damit die zurük und inwärts hinein dringenden Feuchtigkeiten wieder nöthigt, ihren Marsch dahin zu nehmen, wo sie her gekommen sind und guten Raum finden. Hieraus erhellet nun, daß das kalte Waschen den Ausflus der bösen Feuchtigkeit eher befördre als hindre; und wir können auch darthun, daß es so gar den aus andern Ursachen billig besorgenden Zurükflus derselben gegen das Innere des Leibes zu hintertreiben geschikt sey, besonders, wo Grinde nnd Schurffen an der Haut zugegen sind. Diese Ausschläge zeugen, daß an der Haut in den zerrissenen und zerfressenen Mündungen der Pororum und Vasorum eine ausgetrettene scharfe, zehe Feuchtigkeit anzutrefen, welche immer heraus sikert und an der Luft verdikt und ausgetroknet wird. Unter diesen äusserlich grossen Grinden und Schurffen bleiben die bösen Säfte zwar stokend, doch noch flüssig, und weil überall an der Haut einsaugende Gefäsgen gefunden werden, so können dieselben das subtilste von der extravasirten Materie einnehmen, und es wieder dem übrigen Geblüte communiciren, dadurch denn solches aufs neue verunreinigt, und also die Ursache des Übels unterhalten und die Cur verzögert wird. Wenn man aber die Grinde und Schurffen fleissig mit Wasser anfeuchtet, so werden sie erweichet, daß sie entweder abgehen oder doch die hinter ihnen stokenden Feuchtigkeiten Luft bekommen heraus zu brechen, da sie denn vom Wasser abgespühlt werden, daß sie nicht in die Vasa resorbentia sich ein- und durch dieselben weiter zu den inwendigen Theilen fortschleichen.

Wenn

Wenn und warum die Krebs ihre Schalen, und die Schlangen und Raupen ihre Haut ablegen?

Das geschiehet meistentheils im Frühling, da die Natur alles verjüngert und verneuret. Doch nicht alle Jahr, wie Schonckius in Sachsii Gammarol, p.468. dafür hält. Denn er meint, daß nur die alten Krebs ihre Schalen verliehren, und nicht die Jungen. Von den Schlangen schreibt Cardanus de subtilitate, Lib-IX. daß die Ablegung ihrer Haut herkomme von dem lang erlittenen Hunger, dadurch die Haut vertrokne und also abfiele. Aber das ist noch nicht genug; weil auch die Thiere, so an feuchten Orten leben, und ein feuchtes Temperament haben, ihre Haut ablegen, und andere thun dergleichen nicht, die doch trukner Natur sind; Darum hält Senguerdius Exercit. IX. dafür, daß man die Ursache davon vielmehr sehen müsse in der Zunehmung des Leibes, und Ungeschiklichkeit der Haut, welche so beschaffen wäre, daß sie sich nicht weiter ausdehnen liesse, da doch der zunehmende Leib einen grössern Raum erfordere. Denn erstlich sagt er, wann diese Thiere gebohren werden, oder wenn sie die Haut verändern, so hätten sie eine weite schlaffe Haut, welche nicht grösser wuchse, sondern nur nach des innerlichen Leibes Wachsthum sich ausdehnete, wie an den Seidenwürmern zu sehen, hernach, wenn sie sich so weit ausdehnete, als ihre Grösse zuliese, der Leib aber mehr und mehr zunehme, so bräche die Haut und wüchse eine neue darunter, daher sähe man, was die Ursache seye, daß die Raupen auf den Köpfen ein Flekgen hätten, wenn sie die Haut verändern solten. Nemlich das wäre die neue Haut, die darunter hervor käme, und die alte wäre geborsten. Fr. Baco Sylv. Cent. I. obs. 732. p. 434. gibt 2. andere Ursachen, theils weil diese Thiere viel Materie hätten, daraus die Haut wüchse, theils weil die Haut so weit wäre, und dem Fleisch nicht glatt anläge. Wie nun bei andern Thieren die neue Hörner die alten, und die neuen Federn die alten abstiessen, also stiesse auch bey diesen die neue Haut oder Schalen die alte hinweg. Tossius de origine processu Idololat. Lib. IV. cap. 53. p. 1487. erkläret dieses ganz anders, und meinet, daß es keine rechte Haut sey, die die Schlangen abstreiffen, sondern lauter Unrath, der sich um sie herum gesezt und angedorret, seit der Zeit, daß sie in ihren Löchern gelegen und gefaulenzet. Liesse aber wie eine Haut, weil dieser Unrath hart um den Schlangenleib angebaken. Wenn sie nun aus ihren Löchern kröchen, so suchten sie einen engen Ort, da sie solchen Unrath abstreiffen könten. Und das sehen die Leute für eine rechte Haut an. Ob dem also, wie es wol glaublich scheinet, stehet aus der Erfahrung zu erlernen. Die meisten halten es sonst für eine rechte Haut, und meinen, daß dieselbe aus der balsamischen Materie, die in den Thieren sey generiret werde, wie beym Quercetano in Physiolog. Zoolod· cap. IV. p. 830. Locutelli in Theatro Arcari p. 277. Sachsio in Gammarol. cap. XX. p. 453. und andern zu sehen.

Warum die Gartenbäume nicht so dauerhafftig als die Wilden.

Wir sehen es, daß eine Eiche oder Fichtenbaum viel länger dauret als ein Apfel- Birn- oder Pflaumenbaum, also daß dieses keines Beweises bedarf. Nur die Ursache ist zu erörtern, woher dieses komme, dabei denn dieses zu wissen, daß das Leben eines Baums in seinem Safte bestehe, wenn der weg ist, so wird er alt, und verdorret, das lange und kurze Leben aber bestehet in des Safts Beschaffenheit, denn ist der Saft dik, ölich und zähe, so kan auch der Baum eine gute Zeit davon leben, ist er aber wässericht und dünne, so kan

kan er nicht gar zu alt werden. Die Ursache ist, weil jener mehr den verzehrenden Dingen kan wiederstehen als dieser. Dahero schlagen auch jener Art Bäumen langsamer aus, und verliehren ihre Blätter später als diese. Denn aus dem langsamen Ausschlagen kan man schliessen, daß ihr Saft beständiger, und sich nicht so leicht zerstreuen lasse als dieser ihrer. Man kan es auch an den guten Bäumen sehen, unter welchen die Johannesbeeren viel eher ausschlagen, als die Kirschbäume, aber diese gehen in der Dauer jenen weit für.

Abschilderung dererjenigen Leidenschaften, die das Leben der Menschen verkürzen.

Von dem Selbstmord.

Wenn ich die Gemüthsfassungen untersuche die den Selbstmord, hervor bringen können, so ist vielleicht eine natürliche Schwermuth und Tieffsinnigkeit unter allen noch die unschuldigste; Leute dieser Art sehen die Welt in einer immerwährenden Dämmerung. Ihre Seele leidet von der Unbequemlichkeit ihrer Wohnung, und der ängstliche Umlauf ihrer schwarzen Säfte, beklemet alle ihre Gedanken. Die schönen Morgen und die Frühlinge scheinen ihnen umsonst. Ein diker Nebel verfinstert die ganze Schöpfung, und ihr Herz verschliest sich auf ewig der Ruhe, der Frölichkeit, der Hofnung und dem erleichternden Scherze. In diesem Zustande darf eine Sorge sie beunruhigen, eine Noth des Lebens sie trefen, oder nur ein Wunsch ihnen misrathen, so scheint das ganze Leben ihnen nicht mehr der Mühe werth. Der Grund ihres Herzens wird aufrührisch, und bricht in die unholde Schwermuth und Verwirrung aus, die sich nur verhalten hat. Ihre Wuth ist der Paroxismus einer Krankheit, und ihre Entschliessungen gleichen den Gesprächen eines Mondsüchtigen. Die Welt ist menschlich genug, diese Unglükseeligen zu bedauren, und in jener Welt finden sie einen Richter, der bey der höchsten Gerechtigkeit zugleich allwissend und barmherzig ist.

Eine zweite Gattung geben die Selbstmörder aus Grundsezen ab. Die Lehrgebäude dieser Unglükseeligen beruhen auf verkehrten Meinungen von ihrer eigenen Natur. Wenn die eine Secte derselben, die unter den wizigsten Völkern des heidnischen Alterthums herrschte, der Seele eine chimärische Hoheit und Abhängigkeit gab, und den Leib dagegen als ein armseeliges Sclavenhaus betrachtete, auf dessen Zerstöhrung der Zuwachs unserer Freiheit und Tugend beruhte; so erniedrigen die heutigen Freigeister insgemein die Seele, verwandeln dieselbe in einen Haufen Materie, die durch die Trennung vom Leibe verfliegt, und gewähren dem Selbstmorde die lezte Zuflucht aus der Noth dieses Lebens in eine völlige Vernichtung. Es zeugt von einem sehr schlechten Fortgange der Vernunft und Wissenschaft, von einer vorsezlichen Verachtung des göttlichen Wortes, und von einer verworffenen Niederträchtigkeit des Herzens, daß man noch in unsern Zeiten so zu denken im Stande ist. Je deutlicher und gewisser aber die Wahrheiten von einem künftigen Leben und von den natürlichen und willkührlichen Strafen oder Belohnungen unserer Werke, durch die Vernunft und Offenbahrung erkannt werden, je leichter ist die Grundlosigkeit dieses Systems einzusehen, und je bedaurenswürdiger ist das Schiksal derer die es annehmen. Wenn unser Cörper ein wundervolles Kunststük eines allweisen und allmächtigen Wesens ist, welches durch eben die gütige Hand die es erbauet hat, zu den weisesten und erhabensten Zweken erhalten wird; wenn die Gründung und Zeitigung unserer Einsicht, Tugend und Glükseeligkeit an dis zeitliche Leben gebunden ist, und die guten oder bösen Folgen dessel-

desselben uns in der Ewigkeit erwarten, so ist nichts entsezlicher in der ganzen Natur als der Anblik eines Rebellen der dis Werk des Allmächtigen in seiner eignen Natur zerstöhret, den Fortgang seiner Erkenntnis, der Tugend und Glükseeligkeit auf ewig abschneidet, und sich, um einigen betrübten Augenbliken zu entgehen, dem Tode, der Rache und Verzweiflung in die Arme wirft. Keine Wuth ist unmenschlicher, denn keine betrift uns selbst näher, keine Zagheit ist niederträchtiger, denn keine entsagt grösseren Hoffnungen. Selbst unter den Heiden kam der Selbstmord nie in den Character eines wahren Helden, und wann ich mich in alle die Empfindungen eines Cato oder Prutus einlasse, so finde ich im Grunde nichts als die Ziereneien eines feigen und ungeschikten Grossprechers. Muth, Klugheit, ein gutes Gewissen und die überlegene Stärke eines wahrhaftig grossen Geistes hat tausendmal den Sieger entwafnet, und dem Tugendhaften mitten im Unglük eine gewisse Höhe über den Zufall und alle Gewalt der Menschen gegeben. Socrates, Porus und Regulus sind erlauchte Beispiele dieser Art. Sie hatten einen Vorrath von Tugenden und Entschliessungen den sie dem Unglük, der Ubermacht ihrer Feinde und dem Tode selbst entgegen sezen konten! ein wenig Gifft oder Eisen hätte sie in kurzem des Anbliks ihrer siegenden Feinde, ja zum Theil der gewissen Beschimpffung und Marter überheben können; wodurch aber solte sich die gründliche Tugend unterscheiden, wenn sie sich bis zu einer Ausflucht herab liesse, die jedem Niederträchtigen und verzweifelten offen steht? Ich habe die Todesbereitung des Cato allemal auf einer Seite betrachtet, die vielleicht neu ist. Er las, sagt man, ehe er sich erstach, den Paedon des Plato von der Unsterblichkeit der Seelen, das heist, er suchte Gründe zu einer That die er schon beschlossen hatte. Man kan behaupten, daß dis immer die Lehrart der Selbstmörder ist. Wenn das Laster und die Unbändigkeit ihres Herzens sie zur Verzweiflung zwingt, so fordern sie den Rest ihrer Vernunft auf, dieselbe zu rechtfertigen. Wie es nun einem Kriege den man beschlossen hat, nie an einer Deduction fehlt, so ist es auch sehr begreiflich, daß es der Bosheit und dem Leichtsinn nie an Freigeisterei, und einem zaghaften oder trozigen Herzen nie am Stoizismus fehlen werde.

Meine Leser werden von selbst einsehen, daß gegen diese unglükliche Gemüthsfassung das einzige Hülfsmittel von der sorgfältigen Aufklärung und Gründung unserer Erkenntnis, und von der Aufrichtigkeit unseres Herzens zu erwerben steht. Ein Mensch legt den Grund zu der Verwahrlosung seiner ganzen Natur, wenn er die Warheit verabsäumt, und die Vernunft solte daher hauptsächlich in einer deutlichen und zusammenhängenden Einsicht derjenigen Grundwarheiten bestehen, ohne welche wir nie glükseelig sind. Wie weit aber mus diese Vernunft verfallen, wenn man unter tausend mühsamen Untersuchungen davon das Leben voll ist, nur die Frage von der Unsterblichkeit, von den Strafen und Belohnungen jenes Lebens, von den Verbindlichkeiten unserer Natur und von der Göttlichkeit unseres Glaubens entscheiden läst; ich will nicht sagen, wenn man alle diese Warheiten läugnet. Ist es Wunder daß ein Mensch ohne diese Uberzeugung ein Raub der Verzweiflung und des Tods wird, und ist diese Gefahr hingegen möglich, wenn man davon gewis ist, daß der Schlus dieses Lebens uns weder vernichten, noch der Bottmäsigkeit des Allmächtigen entziehen kan, und daß der Selbstmord, indem er uns von einem geringen Ubel befreit, uns dafür der Quaal des Gewissens, und der Rache des Allmächtigen auf ewig übergibt? Diese Gewisheit ist leicht zu erhalten, wenn man aufrichtig ist; die Kraft der Vernunft und des göttlichen Worts aber findet vielleicht weniger Widerstand, an der Blödigkeit unseres Verstandes als an den Unarten unsers Herzens.

Endlich

Endlich gibt es Zwischenzeiten im Leben, daselbst die deutlichste Erkenntnis durch die Leidenschaften verfinstert, und der Mensch einem Ohngefehr übergeben zu seyn scheinet. Die Gefahr ist in dieser Verwirrung doppelt, dann man ist geneigt, Widersinnisch zu wählen, und eine schlechte Wahl mit Ungestümm zu verfolgen. Keine Art zu denken aber ist aufgelegter einen Menschen vollkommen zu verderben. Sorge, Furcht, Liebe, Wuth, Verzweiflung, alle an sich gefährliche Begierden dürfen nur noch einen Schritt thun, um nach der Redensart der Schrift eine Traurigkeit der Welt zu werden, die den Tod würkt. Tausend Selbstmörder haben in diesem Schwindel Warheit, Tugend und Natur vergessen, und sich erst wieder besonnen, wenn der tödliche Stos schon geschehen war. Sie haben einer Kleinigkeit und Thorheit ihr Leben aufgeopfert, und diese Kleinigkeit und Thorheit erkañt, ehe sie noch gänzlich starben. Man mus einem vernünftigen Wesen auf diese Art die Augen gleichsam verbinden, wenn man begreifen will, wie es sich eines Spieles, einer Buhlerin, einer Erbschaft oder eines Tituls halber in das Grab stürzen, und überhaupt eines zeitlichen Guts wegen, gesezt auch, daß es ächt und wichtig wäre, sich selbst ewig unglüklich machen kan. Alle Schäze dieser kurzen und flüchtigen Zeit, sind sowol als die Sorgen und Schmerzen dieses Lebens unendlich klein und unerheblich, wenn man sie gegen die Glükseeligkeiten und Qualen jener Welt berechnet. Wenn daher Vernunft, Glaube und Hofnung die Widerwärtigkeiten der Zeit übersteht, und die Vergnügungen derselben verläugnet; so erligen die Sclaven der Leidenschaften und des Unglaubens unter der gegenwärtigen Noth und verläugnen in der Sättigung ihrer stürmischen Begierden ein unsterbliches Glüke. Wuth und Selbstmord gibt ihnen ein gewisses finstres Vergnügen, welches allemal den Fortgang der Begierde begleitet; dieses Vergnügen aber ist, ihren Feinden, der Welt und GOTT zum Troze den Willen zu haben, indem sie sich das Leben nehmen.

Heilsame Vorschläge, wie sich die Menschen vor einem lasterhaften Misvergnügen über gegenwärtiges Leben bewahren können?

So fürchterlich der Vorsaz seyn mag, die Tage unsers Hierseyns zu verkürzen; so unedel und kindisch ist oft der Wunsch dieselben zu vervielfältigen. Das gegenwärtige Leben mit allen den erhabenen Zweken, die den Werth desselben ausmachen, erschöpfft dennoch die ganze Bestimmung unserer Natur bei weitem nicht. Die Absichten der ewigen Vorsehung gehen mit uns so weit, als unsere Unsterblichkeit, und die Möglichkeit neuer Verbesserungen unsers inneren und äusseren Zustandes reichen. Der handelt niederträchtig, der nicht die erhabensten Zweke zu seinem Augenmerk machet; und der denkt kindisch, der geringerer Vortheile nicht vergessen kan, wo es auf die Vollendung einer ewig daurenden Glükseeligkeit ankommt.

Es würde zu weitläuftig seyn, die Gründe nach der Zahl zu untersuchen, wodurch das gegenwärtige Leben uns so unschäzbar und der Verlust desselben so unerträglich wird. Es läuft alles dahin aus, daß wir nach Grundsäzen leben, die mit der Ehre unserer Natur nicht bestehen können; daß wir das Sichtbare und Gegenwärtige, dem Unsichtbaren und Zukünftigen vorziehen; daß wir ein dürftiges, mühseeliges und hinfälliges Leben für den Zwek unsers Daseyns und für die ganze Glükseeligkeit halten, die für uns bereitet ist. Demjenigen der den ganzen Entwurf seiner Bestimmungen und Veränderungen niemals untersucht und aus Uberzeugung genehmigt hat, kan man es so gar nicht einmal verdenken, wenn er dis Leben uneingeschränkt liebt, und vor dem Verlust desselben trostlos erzittert.

Man bringt seine Hochachtung für die gegenwärtige Welt nicht anders in die rechten Schranken, als wenn uns die zukünftige rühret und tröstet. Doch dis gehört zu den Anfangsgründen der Kunst zu sterben, und ich bin nicht Willens, meine Leser damit zu unterhalten.

Es gibt eine Anhänglichkeit an das gegenwärtige Leben die aus so edlen Gründen herrührt, daß sie heroisch und alles Ruhmes würdig seyn würde, wenn sie nicht übertrieben wäre. Es sind gar nicht die Leute deren Leben keines edlen Todes werth ist, die entweder als Trunkene oder als Wahnwizige die Schranken ihres Lebens durchtaumeln, und entweder als Verzweifelte oder als Narren sterben. Menschen, die beim Beschlus ihrer Jahre nicht sagen können, daß sie gelebt haben, sondern nur daß sie gewesen sind, äussern in ihrer Furcht vor dem Tode blos die Gegenwehr eines Thieres, welches seinen Untergang vor Augen sieht. Die Anhänglichkeit dieser Unglükseeligen ist eine Schande der Menschlichkeit, und ihr Tod die Strafe eines thierischen Lebens. Aber auch in edlen Herzen regt sich die Liebe zum Leben, und Seelen höherer Art schaudern bei dem Anblik des Todes. Sie kennen den Werth ihres Daseyns, und fühlen die Ehre ihrer Natur. In ihren Empfindungen rein und erhaben, in ihren Grundsäzen weise und tugendhaft, in ihren Entschliessungen patriotisch und grosmüthig, leben sie zum Segen der Welt. Gütigkeit und Menschenliebe füllen ihr beglüktes Leben aus, und ihr Blut wallt für Ungedult ihren Mitbürgern wol zu thun. Mit einer edlen Unersättlichkeit häufen sie Entwürfe mit Entwürffen an, dazu ein unausdenkliches Alter nicht hinreichen würde, sie mit Nachdruk auszuführen. Und, mitten in diesen Veranstaltungen, Geschäften und Vorsäzen schlägt die Stunde da sie die Welt verlassen sollen.

Ich kan diese ganze Beschreibung nicht nachdrüklicher und rührender beschliessen als mit dem lezten Theil der Lebensbeschreibung eines Röm. Monarchens, dessen Name noch jezo eine Lobrede guter Fürsten ist. Titus, der den Tag für verlohren hielt, welchen er nicht durch eine Handlung der Grosmuth und Menschenliebe merkwürdig gemacht hatte; der von den lebhaftesten Empfindungen der Gütigkeit so beherrscht wurde, daß er statt eines Todesurtheils über seine Feinde den heroischen Schwur that, daß er eher selbst umkommen als andern den Untergang bestimmen wolte: Titus, der von einem freien und zum herrschen gebohrnen Volk, die Lust des menschlichen Geschlechts genannt wurde, stuhnd in der Blüthe seiner heiteren Tage und schien grösser durch seine Vorsäze die er zum Heil der Welt noch ausführen wolte, als durch die unsterblichen Verdienste, die er bereits erworben hatte. Auf einmal umgeben ihn die fürchterlichsten Vorbedeutungen seines nahen Todes. In dem er dem Himmel seine Gelübde bezahlen will, so entflieht das Opferthier wütend von den Stufen des Altars; und ein röchlender Donner, der sich zu seiner Linken am heitern Himmel hören läßt, scheint im Namen der Götter das Todesurtheil über ihn aussprechen. Diese Vorstellungen erfüllten sein gütiges Herz mit einer Art von Verzweiflung, daran diese Tugend selbst gearbeitet zu haben scheint. Nachdem er bei dem Beschlus der Schauspiele, welchen er selbst beigewohnt, im Angesicht des ganzen Volks strohmweise Thränen vergossen hatte, so geht er schwermüthig aus Rom. Er war kaum an dem Ort seines ersten Nachtlagers angekommen, als er schon in ein Fieber fiel und den Tod im Anzuge sahe. Man trug ihn in einer Sänfte, darinn Einsamkeit und Dunkel seinem Gram Vorschub thaten. Titus schlägt die Deke seines Tragsessels zurük, sieht mit halbstarren Augen den Himmel an, und bricht unter hundert Seufzern in die Klage aus: Daß ihm das Leben unverdienter Weise entrissen werde; indem er sich keiner einzigen That erinnere,

nere, die er bereuen dürfe, *eine einige ausgenommen.* Er starb, und erfüllete die Welt mit Wehklagen, und mit einem so einträchtigen Trauren, als ob ein einiges Geschlecht seinen Vater begrübe. Niemals gewis, hat die Verzweiflung schön geschienen, als nur bei dem Verlust eines so schönen Lebens. Wie glüklich würden wir uns schäzen, wenn die Trostgründe, die wir wider die Verkürzung eines edlen Lebens nunmehr anweisen wollen, einer so schönen Traurigkeit gewachsen wären.

Einmal: Da die Absicht meines Aufenthalts auf Erden ohnfehlbar dahin geht, daß ich zuförderst mich selbst und alsdenn auch meine Nebengeschöpfe glükseelig zu machen suche: so sehe ich gar wol ein, daß es mir gleichgültig seyn müsse, wie lange oder wie kurz mein Leben auf dieser gegenwärtigen Welt daure. Ich würde nur alsdenn zu beklagen seyn, wenn meine eigene Glükseeligkeit nothwendig eine lange Reihe von Jahren erforderte, und wenn die Verbesserungen meiner Natur von der Zeit abhiengen. Nur alsdenn würde der Anblik eines frühen Todes mich trostlos machen, wenn das Wachsthum meines Geistes an die Auswiklung meines Leibes schlechterdings gebunden wäre, und wenn die Jahre, die meinen Cörper bilden, auch meinem Herzen die Gestalt gäben. Aber nein, ich bin über Zeit und Unglük erhaben, und die die Veränderungen meines Geistes sind geschwinder als die Flucht der Augenblike. Warheit und Tugend binden sich an die Zahl meiner Monden nicht, und machen mich in jedem Alter, nach meiner Fähigkeit glükseelig. Ich weis es, daß ich die Glükseeligkeit meiner Nebengeschöpfen befördern soll: Aber ich sehe zugleich überzeugend ein, daß nichts als der aufrichtige Vorsaz es zu bewerkstelligen, in meiner Gewalt stehe. Ich bin zu ohnmächtig mir die Gelegenheiten dazu zu veranstalten, und meine Stellung in der Welt so zu verändern, daß ich in die allgemeine Glükseeligkeit nach dem Wunsch meines Herzens einfliessen kan. Folglich habe ich das meinige gethan, wenn ich Menschenliebe und allgemeine Gütigkeit in meinem Herzen angebauet habe, gesezt auch, daß sie der Welt niemals sichtbar geworden wären. Ich sterbe also schon unschuldig und zufrieden, wenn ich mich selbst glükseelig gemacht und die Wohlfahrt meiner Mitbürger aufrichtig gewünschet habe.

Zweitens: Vernunft und Religion überzeugen mich, daß kein Tod er sei so frühzeitig als er wolle, das Wachsthum meines Geistes und meiner Glükseeligkeit unterbreche. Solte ich wol Ursach zu klagen finden, daß ich den Schauplaz meiner Veränderungen vertausche, ohne im geringsten etwas dabei zu verlieren? Ich bleibe der, der ich hier gewesen, und mein innerer Zustand erfährt keinen Wechsel. Selbst meine äusseren Verhältnisse, weit gefehlt, daß sie eine nachtheilige Veränderung erfahren solten; so habe ich vielmehr Hofnung, daß sie in der zukünftigen Welt auf das vortheilhafteste für mich eingerichtet seyn werden. Die Warheit die ich hier in der Dämmerung erblikt, soll mir dort aufgedekt vor Augen ligen; und die unerfüllten Vorsäze die ich hinüber bringe, finden ohne Zweifel ihre Gelegenheit in der Stadt GOttes. Wie sicher und glüklich werden da meine ersten Versuche seyn, die Glükseeligkeit meiner Mitbürger zu befördern, und die Pflichten der allgemeinen Gütigkeit thätig zu erfüllen!

Drittens: Da die Welt in allen ihren Scenen, unter der genauesten Aufsicht und Anordnung des ewigen und allgemeinen Beherrschers aller Dinge stehet; so überlasse ich es seiner Einrichtung ohne Bedenken, für welchen Auftritt der Wesen er mich eigentlich aufgehoben habe. Könte die Zeit mit den unendlichen Jahren v. Ewigkeit im geringsten in Vergleichung kommen; so würde ich mit mehrerm Rechte sagen können, daß Greise mehr als ich, für die gegenwärtige Welt

bestimmet worden. Mein Leben gehört für den folgenden Aufzug, den mir mein Tod eröfnet. Es ist gleich viel für mich, in welchem Aufzuge meine Rolle begrifen ist; genug wenn ich sie gut spiele. Die Welt verliert dabei eben so wenig; denn alle Scenen derselben stehen in der genauesten Verbindung, und die Ubereinstimmung aller, bringt die allgemeine Vollkommenheit zu Stande.

Viertens: Da ich es mit einem OberHErrn zu thun habe, der ein Vater der Welt und auch eines jedweden seiner Unthanen ist; so überzeuge ich mich, daß er es nicht allein dem allgemeinen Besten der Welt, sondern auch meiner eigenen besondern Glükseeligkeit zuträglich gefunden habe, meinen Aufenthalt auf Erden zu verkürzen. Es ist mir nicht erlaubt in die Gründe seiner heiligen Rathschlüsse zu dringen; aber das sehe ich überzeugend ein, daß er die allerwichtigsten und liebreichsten Ursachen gehabt haben könne, meinen Tod zu beschleunigen. Vielleicht sahe er eine unglükseelige Stunde voraus, da ich meiner Unschuld vergessen, und meinen Untergang finden würde. Vielleicht überwog die gegenwärtige Aufrichtigkeit meines Herzens, mein bevorstehendes Vergehen, von mir zu entfernen. Vielleicht erforderte es die Vollkommenheit des Ganzen, daß ich bei einem längern Leben in Versuchungen und Verlegenheiten gerathen müsse, die meiner Glükseeligkeit nachtheilig seyn würden. Ich bin es überzeugt, daß oft eine frühe Tugend, einen frühen Tod zu ihrer Belohnung, und eine vermehrte Ruchlosigkeit ein spätes aber verdrossenes und unglükliches Alter zur Strafe erhalten könne. Vielleicht bewahrt mich mein früher Hingang für Anbliken voll Grausens und Schrekens, die mir unerträglich gewesen seyn würden. Alle diese Gründe zusammen genommen, wafnen mich überflüssig wider die Schreken eines frühen Todes, und es kommt mir vor, daß ich entweder kindisch oder unedel handeln würde, wenn ich die Welt mit Unzufriedenheit oder aufrührischen Klagen verlassen wolte. Meine gröste Tugend ist, nach dem allervollkommensten Willen des grossen und weisesten Beherrschers der Welt mit Gelassenheit zu leben und mit Unterwerffung zu sterben. So erfülle ich die Absichten meines Daseyns, und schike mich in den entzükend schönen Plan der allgemeinen Vollkommenheit, der eigentlich einmal meinen Werth bestimmen, und meinen Ruhm entscheiden wird.

Vom Ursprunge des Namens Schulfuchs, Petant.

Man könte zwar eben so vieles von der Schulfüchserei des Hofes, des Kriegesstandes, des Frauenzimmers und so weiters, schreiben und sagen, als man bisher von der Schulfüchserei der Gelehrten geschrieben und gesaget hat: denn alles, was man in den Eigenschaften und Handlungen der Gelehrten unter diesem Namen begreifet, das findet man in seiner Art eben so häufig am Hofe, im Kriege u. s. w., als man es bei den Gelehrten antrift. Die Gelehrten haben aber desfals das Unglük gehabt, diesen Namen bisher vorzüglich zu führen, weil sie den vornehmsten und beträchtlichsten Stand in der ganzen Welt ausmachen. Man hat deswegen ihre Fehler und Schwachheiten zu allererst aufgedeket; jederman vermuthet unter dem Namen eines Gelehrten das gröste, so er sich vorstellen kan. Es ist also kein Wunder, wenn ihre Mängel auch zu allererst in die Augen leuchten. Wenn ich eben gesaget, daß die Gelehrten den allervornehmsten und ansehnlichsten Orden in der Welt vorstellen, so verstehe ich nicht die äusserlichen Vorzüge darunter, die an den bügerlichen Rang gebunden sind: denn dieser ist öfters mehr durch ein blindes Schiksal, als nach den Verdiensten ausgetheilet. Sondern ich verstehe den innerlichen Werth, den ein jeder

jeder dem Stande der Gelehrten beileget.

Ein Regent, den Cronen und Scepter schmüken, und der auf der Welt die höchste Ehre hat, weil keiner, wenigstens in seinem Lande höher und vornehmer ist, als er, machet sich dennoch eine Ehre daraus, wenn er selbst das Verdienst der Wissenschaften besizet.

Liesebetgen, ein Stuzer am Hofe, schilt auf die Petanten, nemlich die Gelehrten, aus allen Leibeskräften, und spottet ihrer bei aller Gelegenheit: weil dis die vertiefelten Kerls sind, die die Schuld haben, daß von Liesetchen bisweilen etwas mehr erfordert wird, als einen steifen Reverenz zu machen; eine Gesundheit nach den besten Nürnbergischen oder Augsburgischen Gesundheitskarten auszutrinken; ein Frauenzimmer an die Hand zu nehmen und herumzuführen u. s. f. Aber es solte sich bei allen dem nur einer unterstehen, ihm den Namen streitig zu machen, daß er selbst nicht studiret hätte, d. i. auf Universitäten gewesen wäre, mein Liesebetchen würde das hizige und kalte Fieber in einem Augenblike bekommen.

Koriander hat Rang, Geld und Uberflus. Aber dennoch bedauret er, daß er kein Gelehrter sei.

Sind dieses nicht Beweise genug für den vornehmen Orden der Gelehrten? Es ist also kein Wunder, daß eine gewise Nation von Leuten, die nicht weis, was ein Gelehrter ist, und worunter viele selbst von denen gehören, die auf Universitäten gewesen sind (denn studiret haben, kan ich nicht sagen) eine Gelegenheit mit Freuden ergreifen, wodurch sie jene nach ihrer Meinung beschimpfen können, die klüger sind, als sie. Das Wort Schulfuchs und Petant mus hier alle Augenblik herhalten.

Von dem Ursprunge dieses Wortes finde eine artige Nachricht in des Paulini geist- und weltlichen Merkwürdigkeiten. Dieser meldet uns in dem Kap. vom Ursprunge der Schulfüchse, zweibeinigten Hasen, und academischen Schafkäse p. 179. (I. Th.) folgendes:

"Die hohe Schule Jena hat manches "Sprichwort in die Welt gepflanzet, derer "ich für dismal nur 3 anführen will, und "zwar erstlich von den Schulfüchsen. M. "Casp. Arnurus, auf teutsch Lämmerzahl "von Ilmenau gebürtig, Prof. Log. & "Ethices, ein frommer gelehrter Mann, "der mehr im Gehirne hatte, als ihm "eben forne an der Pfanne herausgukete, "dabei aber ein blödes Thier, so immer "sorgete, der Himmel möchte bersten, "und ihm auf die Platte fallen. Nun trug "dieser schlecht und recht einen Mantel "mit Fuchsbälgen gefüttert; damit wan"derte er nach dem Katheder. Die Stu"denten, so dergleichen Habits nicht ge"wohnt waren, sonst auch des guten "Manns Wiz und Verstand, wie gemei"niglich, nur nach dem äuserlichen Schei"ne abmasen, und ihn also nicht für voll "achteten, gaben ihm den Namen eines "Schulfuchses, welches Wort durch ganz "Teutschland ausgestreuet, wiewol der "zehente kaum den eigentlichen Ursprung "weis, und so ferner.

Hiernächst liefert Hr. Paulini auch die Nachricht von den zweibeinigten Hasen, und academischen Schafkäsen. Von dem Worte Philister finde ich nichts bei ihm: da sonst bekannt ist, oder wenigstens dafür gehalten wird, daß die Herren Bürger auf Universitäten diesen leidigen Namen ebenfalls demselbigen Orte zu danken haben, wo das Wort Schulfuchs nach Hrn. Paullni Zeugnisse entstanden ist. Wo man das lateinische oder französische Pedant hin rechnen sollen, darüber haben sich die Gelehrten selbst lange gestritten (S. Heider. Orat. I. de vulpec. Scholast.) Der grosse Göttingische Polyhistor, Hr. D. Heumann, hat uns den Ursprung desselben zuerst entdeket, und zwar mit solcher Wahrscheinlichkeit, die wol für eine Gewisheit gelten kan. S. dessen Epist. de tit. petantæ ad B. Stoll. Poec. T. II. L. I. p. 80.

p. 80. Er leitet diese Benennung her von einem gelehrten und berühmten Italiänischen Grammatico, dem Pedanus. Wie man von dem Orbilio mehrere Orbilios gemachet, so haben die Franzosen von dem Pedano auch andere Pedanos genennet, die mit jenem eine Gleichheit der Sitten u. s. w. gehabt; wie sie denn auch zuerst geschrieben; un pedan. Hieraus haben sie nachher Pedant gemachet.

Die Misbräuche.

Die Klagen über die herrschende Misbräuche sind allgemein: niemand aber hat das Herz sich ihnen entgegen zu sezen, da doch ein jeder auf gewisse Art darunter leiden mus. Brächten es die Geseze so mit sich, daß man gewisse Thorheiten mitmachen müste, so könte man kein redlicher Burger seyn, ohne einen Thoren mit abzugeben. Allein, GOTT Lob! dergleichen Gesez haben wir nicht.

Der Gebrauch macht unterdessen den Wohlstand. Wer diesen nicht beobachtet, ist nicht klug, der weis nicht zu leben. Dieses sind starke Beweggründe, ich mus es bekennen, alle Narrheiten in der Welt mitzumachen.

Ein Weiser, spricht die Vernunft, der den Werth der Tugend kennet, verachtet den Beifall der Thoren. Er liebt das Gute nicht, weil es gelobt wird, sondern, weil es gut ist. Was aber gut ist, das hat die Art der Glükseeligkeit; deswegen ist die Weisheit stets mit dem Guten beschäftiget: sie richtet ihre Handlungen nicht nach dem Wahn der Menschen, sondern nach dem wahren Werth einer jeden Sache selbst. Die Probe von der Richtigkeit ihrer Schlüsse bezeiget sich an unserem Herzen durch die Empfindung einer wahren und beständigen Zufriedenheit.

Alle im Schwang gehende Misbräuche, haben etwas thörigtes: sie sezen uns in einen unnöthigen Zwang, sie zerstreuen unsre Sinnen, sie beschäftigen uns mit unzehligen nichtswürdigen Kleinigkeiten, und stöhren durch die Menge ihrer eitlen Vorwürffe die Zufriedenheit unseres Gemüths.

Last und demnach hier kürzlich untersuchen 1) was eigentlich Misbräuche sind, 2) wie und auf was Weise ihnen könte begegnet werden.

I.

Unter dem Wort Misbrauch versteh ich alle diejenige Handlungen, da man gewisse Gebräuche die ein allgemeiner Wohlstand eingeführet hat, dergestalt übermachet, daß einem dadurch allerhand Weitläuftigkeiten, Schaden und Verdrus zuwachsen: sie sind freiwillige Handlungen, und darinn von den Pflichten unterschieden, daß uns zu diesen gewisse Geseze verbinden.

Die Mode, wie man das närrische Ding nennet, hat die Misbräuche auf die Welt gebracht: sie äussern sich in dem ganzen menschlichen Leben auf verschiedene Weise, vornemlich in Essen, Trinken, Kleidern, Ceremonien und andern dergleichen Umständen, wo der menschliche Hochmuth sich zu zeigen Gelegenheit findet.

Der Misbrauch im Essen und Trinken ist zu unsern Tagen sehr weit gestiegen. Alle Vertraulichkeit und Freundschaft scheinet dabei aufgehoben zu seyn. Es ist wahr, das schändliche Laster der Trunkenheit, darüber das fromme Alterthum so billiche Klagen geführet, ist nun ziemlich ausser der Mode gekommen: man würde es für etwas grobes und ungeschliffenes halten, wenn einer bei einer so delicaten Lebensart sich besauffen, oder seine Gäste darzu nöthigen würde: diese schweinische Aufführung ist nur noch unter dem Pöbel anzutreffen: unsere durch zärtliche Speisen und warme Getränke verdorbene Mägen haben uns zu einem Laster untüchtig gemacht, welches sonst die Vernunft schwerlich allein würde aus

der

der Ubung gebracht haben. Allein, statt dieser gezwungenen Mässigkeit im Trinken, herrschet im Gegentheil die gröste Schwelgerei in der Art Tafel zu halten, und allerhand Speisen aufzutischen. Alles hat sich hier in ein künstliches Gemengsel von seltsamen Gerüchten verwandelt. Die Gäste werden mehr zu Zeugen einer verschwenderischen Pracht, als zum Genus einiger schmakhaften Speisen eingeladen. Die Kunst, die ich sonst allenthalben verehre, ist hier so übel angebracht, daß sie uns schier um Gesundheit, Leib und Leben bringt. Seneca sagte schon zu seiner Zeit, daß die vielerlei Speisen auch vielerlei Krankheiten verursachten. Die Folgen davon waren nicht minder unglüklich für den Staat: dieser wurde mit krank: Die mächtige Römer, die grosmüthige Bezwinger der Welt, wurden nicht so bald durch ihre Wollüste verzärtelt, so machte sie auch diese Verzärtlung weichlich, furchtsam, und niederträchtig: sie wurden von ihren Kaisern, und diese wiederum von barbarischen Völkern aufgerieben. Wir haben vor diesem ihren Tugenden nachgeahmet; was können wir uns für ein Schiksal versprechen, da wir ihren Lastern folgen?

Wie unschuldig, wie vergnügt kamen vor Zeiten gute Freunde zusammen! Es stöhrte deswegen keiner den andern in seinen Geschäften; sah einer, daß der andere zu thun hatte, so gieng er wieder weg. Man nahm sich einander nichts leicht für übel; man as miteinander, à la fortune du beau, wie es die Franzosen nennen: Dieses geschah ohne Gepränge, ohne Weitläuftigkeit, mit wenig Kosten ohne Uberflus; keine Frau verzog leicht darüber das Gesicht, wenn etwa ein Gast von ungefähr sich meldete. Die Bande der menschlichen Gesellschaft wurden durch solche Vertraulichkeit noch immer stärker, und in dem man ohne Zwang und ohne Ungemächlichkeit beisammen seyn konte, so empfand man auch dasjenige Vergnügen, welches das gesellige Wesen schenket, und welches uns heut zu Tag schier unbekannt ist. Alle unsere Gesellschaften und Zusammenkünfte sind abgezirkelt. Man macht die Anstalten darzu viele Tage voraus: Man erschrikt, wenn jemand unangemeld ins Haus tritt: Man ängstiget sich über ein Stäubgen, daß der Besen verschonet hat, oder über einen Fleken, den niemand wahrnimmt. Man bittet sehr um Verzeihung, daß man nicht völlig angekleidet, frisiret und geschmieret ist; nicht anders, als ob man ein groses Verbrechen begieng, daß man sich nicht vortreflicher antreffen lies, als einem Stand, Glük und Natur gemacht haben.

Doch die Zeit kommt, da man sich in der Gesellschaft zeiget: Welcher Zwang! Alle Worte, alle Minen, alle Gebehrden, alles ist hier abgemessen: Man sezt sich in einen Zirkel, man betrachtet sich einander von oben bis unten. Das sonst geschwäzige Volk, unterhält sich so lang mit einigen Grimassen, bis das Spiel beginnet anzufangen. Wann dieses zu Ende ist, so gehet man in eben solchem Gepränge wieder von einander, wie man zusammen gekommen ist.

Einmsalen wurd ich in einer solchen Zusammenkunft ein paar alten Damen zu theil: Sie spielten scharf, und sahen mich für lauter baar Geld an; ich hätte mich gern mit 1. paar Ducaten losgespielet; allein so gut wurd es mir damalen nicht. Die Zimmer waren krell geheizt: Alle Fenster und Thüren wol verwahrt: ich schöpfte vergebens nach frischer Luft. Mit einem Wort: ich wurde recht warm gehalten. Verlohr eine von meinen Damen ein Spiel, so hatte ich nicht recht gespielt; ich muste darüber die Wirkung ihres Zorns empfinden, die Scharfsinnigkeit ihrer Urtheile bewundern, und um Vergebung bitten. Dieses war nicht genug: Eine von diesen klugen Spielerinnen bediente sich beständig eines Fernglases, und indem sie that, als ob sie damit anders wohin sehen wolte, drukte

te sie das eine Auge zu, und schikte das andere mit einem schnellen Blik in ihres Nächsten Charte auf Kundschaft. Das schlimste bei diesen verjährten Gesichtern war dieses, daß das Spiel kein Ende nehmen wolte. Diese Lust war allem Ansehen nach die einzige, die ihnen der Wohlstand ihrer Jahre noch zu erlauben schien. Armseliger Zeitvertreib! dacht ich bei mir selbst, sind dieses die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, so will ich mich derselben gerne entziehen.

Man nenne mich einen Eigensinnigen, einen Grillenfänger, einen Menschenfeind: Man thut mir recht: Ich finde die Menschen abgeschmakt: was kan mir gleichgültiger seyn, als was sie von mir halten, da ich so wenig von ihnen halte. So sprach, so urtheilte ich damals bei mir selbst, als mich meine Höflichkeit so viel Zeit und so viel Gedult kostete, um die Ehre zu haben mit zwei alten vornehmen Damen zu spielen.

Dieser Unmuth daurete bei mir doch nicht lange. Ich kam zu andern artigen Leuten, und wurde wieder gesellig. Ich sah, daß man ein kleines Spiel wol mitmachen konte, ohne dabei einer so grosen Gedult vonnöthen zu haben. Allein unsern ganzen Umgang in ein bloses Spiel zu verwandeln, ist eine schlechte Kurzweil für Leute, die keinen Mangel an V rstand und Empfindung haben.

Was die Art sich zu kleiden betrift, so kan man die Menschen überhaupt darum nicht schelten, daß sie dabei, nebst der Nothdurft und Bequemlichkeit, auch auf die Zierde und Wohlanständigkeit des Leibes bedacht sind. Dann ob wol diese Geflissenheit sich zierlich und nett zu kleiden auf unsre Eitelkeit sich gründet, so ist sie darum doch nicht allezeit etwas Böses; denn wer die Eitelkeit den Menschen verbieten wolte, der müste ihm auch verbieten zu leben. Ich bin kein Vertheidiger derjenigen allzuweit getriebenen Sittenlehre, die alles was eitel ist zur Sünde macht. Ich weis, daß es der Jugend nichts benimmt, wenn man dasjenige was schön und reinlich ist auch in den Kleidern liebet; Allein man mus darinn die Regeln der Ehrbarkeit beobachten, und sich dabei mit keinem närrischen Stolz über seinen Stand und über sein Vermögen heraus sezen.

Insonderheit sind die ausschweifende und stets veränderende Moden in Ansehung der Kleidertracht, ein recht närrischer und schädlicher Misbrauch. Diese Moden schleppen einen in unendliche Weitläuftigkeiten, wenn man sich einmal mit ihnen eingelassen hat. Will man es aber halb mit der Vernunft und halb mit der Mode halten, so wird man dadurch weder der einen noch der andern es recht machen. Eine halbe Gefälligkeit in Ansehung der Misbräuche ist mehr ein ganzer Beifall, als ein halber Widerspruch. Ein Frauenzimmer, welches z. E. einen Reifrok von 8. Elen breit trägt, unterstüzet dadurch die Mode derjenigen die darzu 12. Elen brauchen; so ungeheuer und närrisch auch diese Maschine an einem menschlichen Cörper läst; so hat doch gleichwol in Ansehung derjenigen die 4. Elen weniger darzu brauchet, 4. Grad mehr Vernunft. Wolte man aber diese lächerliche Tracht abbringen, so müste man solche weder mit sechs noch mit acht Elen nachahmen.

So trugen vor ungefähr 20. Jahren, die Mannsleute grose aufgestürzte Aufschläg einer ganzen Pariser Elen breit. Als anfänglich diese Tracht aus Paris kam, sezten die Schneider in Sachsen derselben noch ein paar Zoll hinzu, dergestalt, daß die Aufschläge, wie die Flügel der gemahlten Cherubinen, an den Schultern hiengen. Als nun damit die Gläser und Schüsseln bei Tische in Gefahr stunden, entweder umgestossen oder verwischt zu werden, so machte man sie wieder kleiner, und paste sie glatt an. Diese Mode aber währte nicht lang: Sie lies zu schlecht: Man schnitt also die Aufschlä-

ge wieder auf, und läst nun solche zum Troz der Gläser und Schüsseln noch weiter herunter hängen als zuvor.

Diese Modenveränderung herrschet in allen Dingen, und verursacht einen nicht geringen Schaden in den Haushaltungen, z. E. in dem Silbergeschirr, welches man immer nach der Mode wieder neu herum schmelzen, und bald kraus, bald glatt, bald durchbrochen, bald erhaben, bald gebunden, bald oval, bald wieder auf eine andere Art arbeiten lässet. Vor Alters machte man sich eine Ehre daraus, dergleichen Geschirr von seinen Vorfahren aufzuweisen und damit zu brangen. Heut zu Tag schikt man aus einer blosen Modenarrheit, das alte, von seinen Eltern geerbte, und öfters auf das künstlichste ausgearbeitete Silberwerk in die Münze, und kauft dafür ein neues, welches, wenn es ein paarmal gebraucht ist, nicht selten bei einem Juden versezt wird.

Noch alberer, und eben so schädlich sind diejenige Misbräuche, die man bei Gelegenheit der Kindtaufen, Hochzeite, Leichenbegängnussen und dergleichen, als einen Wohlstand zu beobachten pflegt. Seit dem die Menschen die Aufrichtigkeit verlohren haben, treiben sie alles auf den blosen Schein, und auf ein äuserlich verstelltes Wesen. Dieses gibt im bürgerlichen Leben Anlas zum Pracht und zur Hoffart; im geistlichen Leben aber, zur Heuchelei und zur Scheinheilichkeit. Wir übermachen es in allen äusserlichen Geprängen, und lassen es lieber an dem nöthigen und nüzlichen ermangeln, um, wie wir Teutsche sprechen, einen grosen Wind zu machen. Hier hat ein ehrlicher Mann zu thun, daß er mit Ehren durch die Welt kommt. Ich sage nicht, daß er sich als ein wirklich ehrlicher Mann sich betrage, Treu und Zusag halte, niemand beleidige noch unrecht thue, den Seinigen wol vorstehe, und zugleich als ein wahrer Patriot mit auf die Wohlfahrt des gemeinen Wesens denke: Dieses sind nur Kleinigkeiten, die kaum ins Auge fallen, und davon man eben so wenig spricht; Es sind weit andere Dinge, die uns das Ansehen der Welt, und den Beifall der Menschen erwerben. Hier mus alles glänzen und in die Augen fallen: Palläste, Zimmer, Geschirr, Leibdiener, Pferd und Wagen, Titel, Würden, Wappen, Ahnen, geborgt oder eigen, wer nur das Herz hat sie zu führen; Sehet, das bringt Ehre, und gibt einen Rang vor allen armen Tugenden und Wissenschaften.

Wolte man aller Misbräuche hier erwehnen, so müste man ein eigenes Buch darüber schreiben, und doch würde man kaum damit fertig werden. Theils sind durch eine lange Gewonheit privilegirt worden; Theils ziehen ihren Ursprung von der Clerisei und von alten Weibern, die solche zu ihrem Nuzen erfunden haben. Theils haben wir solche denen eitelsten und hochmüthigsten Leuten zu danken. Allesammt aber, rühren dieselbe von einer närrischen Nachahmung her, da immer einer es dem andern sucht nach zu machen, ja in gewisen Fällen aus Ehrgeiz noch vorzuthun. Je weniger man sich hier den Gewonheiten widersezet, je stärker werden sie in ihren Fortgängen, dergestalt, daß wo die Obrigkeit nicht selbst eine Ordnung in solchen Fällen gemacht hätte, welche den Wolstand des gemeinen Wesens betrefen, so wären die Misbräuche zu einer solchen Weitläuftigkeit gediehen, daß endlich lauter Unordnung daraus entstanden wären.

Bei allem dem aber ist zu verwundern, daß man noch nicht die unverschämte Betteleien bei den Kindtaufen abgeschaft hat. Ich will nicht sagen, wie wenig die dabei übliche Ceremonien mit den einfältigen Gebräuchen der ersten Kirchen übereinstimmen. Es ist löblich, daß man damit so andächtig und christlich zu Werke gehet, als möglich. Allein, was sollen dabei die Gevatterleute? sie sollen versprechen, sich des jungen Taufpaten in Er-

mangelung der Eltern anzunehmen, und solches, so sehr unartig es immer mag erzogen seyn, zum Christenthum und zum Catechismo anhalten? Sind dieses nicht liebe Kirchenförmelgen? Es ist ja bekannt daß die wenigste Gevaterleute sich eines Taufkindes auf obige Weise annehmen können: Zumal wann sie eines andern Glaubens sind, oder an andern Orten wohnen, oder auch mit sich und den Ihrigen genug zu thun haben

Ein gewisser Cavalier, der diesen Misbrauch nicht leiden konte, pflegte seine Kinder selbst zu heben, oder sand einen seiner Bedienten mit seiner Kutschen an eine Kirche, und lies den ersten den besten Bettler zu Gevattern bitten. Ein wolhabender Burger in Fr. hatte über etliche 40. Taufpaten, denen er jährlich auf den Neujahrstag, nach der Gewonheit desselbigen Orts, Geschenke zu schiken pflegte. Die Frau erkaufte solche mit Seufzen: Der Mann aber tröstete sie damit, daß sie solches thun müsten, weil sonst die Leute sagen möchten: sie wären verdorben. O du guter Mann! versezte das bekümmerte Weib: Verdirbst du dann nicht, wann es die Leute nicht sagen? Du brauchst darzu nicht mehr als noch ein paar Duzend Gevatterschaften.

Sind dieses nicht tolle und abschaffungswürdige Misbräuche? Ja, sagt man die Kinder wollen doch einen christlichen Namen haben. Ich habe nichts dargegen: Man geb ihnen zehen, wann einer nicht genug ist; Zu Taufzeugen aber wären ja die nächste Freunde und Nachbarn genug, wenn man dabei nicht andere Absichten hätte, und durch das Heben gern etwas erheben wolte.

Ich erinnere mich hier noch eines andern Misbrauchs, der zwar von einer andern Art, doch eben so wenig aufrichtig ist. Solcher betrift die falsche Titel-Erhebungen und Verdemühigungen, deren wir uns besonders im Brief schreiben bedienen. Man versichert darinn die jenige Personen an die man schreibet, so vieler Ehrfurcht, Hochachtung, und Freundschaft, da man doch solche entweder gar nicht, oder doch gar selten, in dem Grad wie man es vorgibt, zu haben pflegt. Man unterschreibet sich ohne Unterscheid gehorsamster und ergebenster Diener. Will nun ein ehrlicher Mann hier die Worte gelten lassen, was sie gelten, so mus er einen halben Quaker abgeben, und sich derselben enthalten; oder er mus ihnen einen andern Sinn beilegen, und sie für nichts bedeutende tode Buchstaben halten, denen die ausschweifende Höflichkeit unsrer Zeit alle Bedeutung benommen hat; nicht anders als wen man vor einem den Hut abziehet, oder eine Verbeugung macht. Ob diese leztere Auslegung zulänglich sey, und ob wir uns damit so schlechterdings entschuldigen können, daß wir alle diese Maskeraden so mit spielen, das mögen unsere Casuisten entscheiden. Weit lieber wär es mir, wann man diese aus Italien und Frankreich gekommene Höflichkeiten, diesen eitlen Völkern alleine überlies, und als Teutsche und des H. Römischen Reichs Bürger, die alte Römische Schreibart auch bei uns einführte, die gewis so vernünftig und so artig war, daß man keine bessere Muster der Schreibart uns vorlegen kan. Da hies es unter den grösten Leuten: Cicero Attico. Plinius Trajano; Und unten: *Vale.*

Die Heiden sind also viel aufrichtiger gewesen als wir. Wie dann von dem Epaminonda gesagt wird, daß er dergestalt die Warheit geliebet hätte, daß er solche auch aus Scherz nicht einmal hätte verstellen können.

Doch dieses sey genug: Last uns zur andern Betrachtung schreiten, und eine kleine Untersuchung anstellen, wie, und auf was Weise die Misbräuche könten abgeschaffet werden?

II.

Die Hofnung der Besserung unserer Zeiten und Sitten, beruhet vornemlich auf dem edlen Entschlus einiger grosmüthigen Seelen, welche das Herz haben dem gemeinen Wahn zu widersprechen, und eine Lebensart zu erwehlen, nicht wie der thörichte Gebrauch uns solche vorschreibet, sondern wie es der wahre Wohlstand und eine von Vorurtheilen gereinigte Vernunft von uns erfordert.

Es ist zu verwundern, daß da in der Welt schon so viele Ordens-Gesellschaften sind aufgerichtet worden, noch niemand den Einfall gehabt hat, eine Gesellschaft zu Abstellung der Misbräuche einzuführen. Unser eigner Vortheil solte uns darzu bereden, wenn wir auch auf den gemeinen Nuzen nicht denken wolten. Denn alle Misbräuche, wie wir solches im vorhergehenden gesehen, haben einen heimlichen Zwang, und nähren dabei einen gewissen Verdrus; Alle Menschen sind nach ihrer Art damit geplagt, und die wenige, die davon einen Nuzen haben, sind kaum eine Ausnahme von der Regel.

Will man damit so lang zusehen, bis eine vernünftige Policei denen verderblichen Misbräuchen Maas und Ziel sezet, so weis man aus langwieriger Erfahrung, daß es der Obrigkeit ihre Sache nicht ist, mit so vielerlei Kleinigkeiten sich abzugeben: Sie sind damit zufrieden, wenn sie nur denen Ausbrüchen der gröbsten Laster begegnen und die daher rührende Verbrechen, durch ihr richterliches Strafamt, in die Ahndung nehmen können.

Lasset uns demnach die edle Kühnheit fassen, einer närrischen Mode, welche die alberste und oft schädlichste Dinge zu einem Wohlstand macht, uns herzhaft zu widersezen. Lasset uns dagegen eine Lebensart unter uns einführen, die so angenehm als vernünftig, und so leicht als tugendhaft sey. Warum solten wir uns nicht mehr Ehre daraus machen, durch etwas guts uns auszuzeichnen, als etwas thörichtes mitzumachen.

Allein was werden die Leute sagen? Dieses ist der gemeine Einwurf. Ich mus bekennen, daß in vielen Stüken die Auszeichnung etwas lächerliches hat, und daß wir deswegen anderer Menschen Urtheil mit nichten verächtlich halten sollen.

Wir müssen in vielen Umständen des Lebens, uns nach den überhaupt angenommenen Meinungen richten, und nicht zur Zeit einen Klügling abgeben wollen. Wo aber viele vernünftige Leute mit einander übereinstimmen, da kan man sicher den Meinungen eines leichtsinnigen Volkes entgegen handeln, und zur Noth sich ihren nichts bedeutenden Urtheilen Preis geben; Dann diesen ist man ohnedem unterworfen. Man mache es wie man wolle, so kan man es doch niemals nicht allen Leuten recht machen.

Die Vernunft aber hat deswegen doch noch immer ihren starken Anhang unter den Menschen, die wenigste können derselben ihren Beifall versagen. Nur mus man damit behutsam zu Werk gehen, und indem man einigen Thorheiten sich widersezet, nicht auf andere verfallen, die noch lächerlicher sind.

Also gibt es gewisse Leute, die durch ihre Auszeichnungen sich mit Fleis denen Spöttereien der Welt aussezen, um desto frömmer und andächtiger zu scheinen: Sie seufzen, wenn andre lachen, und lachen wenn andre seufzen: Sie lehren den Reichen die Verachtung der zeitlichen Güter, und helfen ihnen solche andächtig mit durchbringen. Die Sorgen der Nahrung beschweren sie nicht, denn sie nehmen allenthalben vorlieb mit dem was sie finden. Sie kleiden sich schlecht und bekümmern sich um keine Moden. Sie verachten andere, und halten sich desto höher. Sie gehen müssig, um an den Seelen zu

arbeiten, dann dieses ist, wie sie sagen, ihr Beruf.

Diese Leute haben wol das Herz sich auszuzeichnen, allein sie beleidigen dadurch die Vernunft, und machen das Gute selbst verdächtig, indem sie der Religion ein wunderliches und zweideutiges Ansehen geben, und ihr diejenige Aufrichtigkeit benehmen, die sie verehrungswürdig macht.

Man mus also nicht gewisse Thorheit unterlassen, und dargegen andere einführen. Man mus so wol auf gute Ordnung und gute Sitten halten, als sich über die kindische Kleinigkeiten eines eingebildeten Wohlstandes empor sezen. Man mus nicht minder ein guter Bürger als ein guter Christ seyn, und die Andacht nicht zum Nachtheil der menschlichen Gesellschaft misbrauchen.

Eine Gesellschaft von einigen vernünftigen Leuten, welche ein gewisses Ansehen, und dabei den Ruhm haben, daß sie wol zu leben wissen, solte sich zur Aufhebung der Misbräuche am besten schiken. Denn wo diese es unter sich mit einander verabredeten, gewisse Gebräuche und Kleidungsarten zu unterlassen, so würden sie dadurch auch andere zu einer vernünftigen Nachahmung bewegen; Mithin, durch ihr Exempel dem bisher in vielen Stüken zu einem Ubelstand gewordenen Wohlstand, einen ganz andern Schwung geben.

Nichts kan die Misbräuche verhaster machen, als wenn die darauf gehende Unkosten denenjenigen beschwerlich fallen, die solche mit zu machen pflegen. Ich kenne Leute von einem hohen Rang, die jährlich über 10. bis 20. tausend Thaler Einkünfte haben, und die sich nichts desto weniger stets mit Nahrungssorgen grämen. Eine gewisse vornehme Gräfin, ängstigte sich auf diese Weise Tag und Nacht über ihr Auskommen, und gleichwol hatte ihr Gemahl über 50. tausend Thaler jährlich einzunehmen; Allein er hielt so prächtig Hof, daß ihm beinahe noch einmal so viel drauf gieng: Er muste also Schulden machen; und die gute Gräfin sah im Voraus dem traurigen Schiksal entgegen, daß ihre Kinder dermaleins hochgräflich arm seyn würden. Ich bin versichert, daß eine solche Dame am ersten ihr Wort darzu geben solte, um diejenige Misbräuche abzuschafen, welche so wol die grosen als kleinen Häuser ruiniren.

Unzehlich viel Männer, die durch den Puz und Eitelkeiten ihrer Frauen in ihrem Aufkommen gehindert werden, solten sich als unfehlbare Mitgliedere einer solchen Gesellschaft angeben. Ja die meiste vornehme Leute, die ein unerträglicher Wohlstand stets mit unnöthigen Visiten, Ceremonien, Grimassen und hunderterlei dergleichen nichtwürdigen Kleinigkeiten zu peinigen pflegt; und die sowol in ihren Geschäften, als in ihrer häuslichen Ordnung und Ruhe dadurch gestöret werden; die würden vieles darum geben, wann alle diese vermeinte Höflichkeiten, und unartige Artigkeiten nach Utopia könten verwiesen werden.

Ich sage hier nichts von den Misbräuchen, die im Regiment, in der Kirche und in allen Ständen ins besondere herrschen. Wer wolte sich damit abgeben? Denn wie uns der Eigennuz die Abschafung der Misbräuche im gemeinen Leben leicht und angenehm machen könte, so würde hingegen derselbe allen dergleichen Absichten, bei den verschiedenen Ständen, unüberwindliche Hindernüsse in Weg legen. Denn alle ihre Misbräuche gründen sich auf gewisse Vortheile, die sich niemand gerne wird nehmen lassen.

Ich begnüge mich also damit, denen artigsten und belebtesten Leuten nur solche Warheiten hier empfindlich zu machen, die zur Beförderung ihres eignen Vergnügens dienen; Indem ich ihnen rathe alle diejenige Misbräuche abzustellen, welche ihnen ihre Lebensart schwer, unbequemlich und unangenehm machen.

Es solte allerdings ein schönes und löbliches Werk für einen grosen Landesfürsten seyn, wann er eine eigene Ordensgesellschaft, zu Abstellung der im gemeinen Wesen herrschenden Misbräuchen errichten würde, und selbst davon der Stifter und das Haupt abgeben wolte; Denn die Misbräuche verursachen in einem Land grosen Schaden. Man darf zu dessen Beweis nur die einzige Französische Moden-affereien anführen. Was aber einem Land schädlich ist, das ist auch einem Fürsten schädlich. Ich bin versichert, eine solche Ordensgesellschaft solte von einem ausnehmenden Nuzen seyn.

Zum Ordenszeichen könte man ein gewisses hieroglyphisches Sinnbild, zum Exempel, eine rund gekrümte Schlange, mit einem Dreiek in der Mitten erwählen; und dadurch die Richtigkeit der Vernunft, und den Zusammenhang der Weisheit in dem Leben eines klugen Menschen anzudeuten. Man könte den Orden nach einer üblich Französischen Benennung l'Ordre du Bonsens, oder den Orden der Vernunft betiteln; Wie man dann dergleichen neuere Orden verschiedene hat, die allesammt doch keinen weitern Nuzen im gemeinen Wesen haben, als daß sie ein Knopfloch, woran sie mit einem Bändgen hängen, zu zieren pflegen, dergleichen sind z. E. die kleine Orden de la Fidelité, du Merite, de la Generosité, de la Noble passion, de la Sincerité &c.

Man müste es aber bei diesem neu zu stiftenden Orden, nicht wie allhier, bei dem blosen Ehrenzeichen bewenden lassen, sondern es müsten sich auch die Glieder desselben ernstlich bestreben, denen Sazungen und Statuten des Ordens gemäs sich aufzuführen.

Diesen Orden müsten nicht allein das männliche Geschlecht führen, sondern es müsten insonderheit die Damen auch damit beehret werden; Dann dieses in Beobachtung des heiligen Wohlstandes so eifrige Geschlecht, hat (wann ich es anders sagen darf, ohne einen Krieg mit ihnen zu bekommen,) eben dadurch die meiste Misbräuche aufgebracht. Weil sie aber zugleich darunter auch das meiste leiden müssen, ohneracht unsere Unachtsamkeit öfters so gros ist, daß wir ihnen kaum die Ehre erweisen, alle Artigkeiten, die sie in Zwang sezen, zu bemerken; So solte derjenige bei ihnen billig einen Dank verdienen, der es dahin bringen könte, daß der Wohlstand für sie nicht mehr so peinlich wär. Denn ich seze voraus, daß man bei Abschafung der Misbräuche, auch auf ihre Gemächlichkeit mit sehen, und ihnen die Freiheit lassen würde, sich so gemächlich und vernünftig zu kleiden, als sie immer wolten. Die Französische Modenschneider, als die Henker ihrer zarten Leiber, würde man ins Stokhaus verweisen, und die verzweifelte Haarfrisirer, welche mit ihrem Sängen und Brennen die arme Köpfe so jämmerlich handthieren, würden gleichen Lohn bekommen. Unsere Küchen, Haushaltungen und Visitten, die uns bisher in so manchen Zwang, und in so viele unnöthige Kosten gesezt haben, würden allem Vermuthen nach auch einen andern Wohlstand bekommen. Die Verliebten würden einander ehlichen können, ohne sich vor den grausamen Weitläuftigkeiten und Unkosten zu fürchten, die den Stand neuer Verlobten zu ängstigen pflegen. Die Toden würden gemächlich in die Erde kommen, ohne zu guter Lezt durch allerhand Crimassen den Lebendigen noch beschwerlich zu seyn. Die Ankunft der Neugebornen, würden eben so wenig Lermen machen, als der Abschied der Verstorbenen. Man würde Mittel finden, einem Kind die heilige Tauf zu geben, wenn auch gleich die Eltern zu blöde wären, ein paar Gevatterleute darzu zu erbetteln. Den Geistlichen würde es auch nicht mehr so übel lassen, wann sie weniger um ihren Rang, um ihre Titel, und um ihre Einkünfte bekümmert wären. Die Franzosen würden ihre leichte Waaren und silberne Lümpergen,

pergen, die Teutschen aber, ihre baare Münzen, behalten. Man würde eine Kleidungsart erwählen, die der Natur so viel Ehre machen solte, als sie den menschlichen Cörpern bequem seyn könte.

Mit einem Wort, wir würden einer solchen Ordens-Gesellschaft, welche sich bemühen wolte, die gemeine Misbräuche abzuschaffen, unendlich viel Vortheile und Annehmlichkeiten zu danken haben.

Abschilderung des Müssiggangs, mit moralischen, phisicalischen und medicinischen Anmerkungen.

Vitanda est improba Siren Desidia.

Es kan wol nicht leicht eine verächtlichere Sache auf der ganzen Welt seyn, als ein schläfriger, müsiger Mensch. Wir sind zur Thätigkeit und Würksamkeit erschaffen, mit Kräften versehen, und in eine Welt gesezet worden, die uns zu Geschäften Anlas gibt; und das Daseyn ist daher fast kein Leben zu nennen, wenn es nicht aus einer Reihe von edlen und nüzlichen Handlungen bestehet. Mein Nachbar, der ehrbare und namhafte Herr Peter Kamm, ein Perükenmacher, dient unserer ganzen Strassen, die meist aus fleissigen und arbeitsamen Leuten bestehet, zu einem grossen Aergernisse. Er gleicht den alten Teutschen auf der schlechtesten Seite, ohne die Güte zu haben. Er jagt nicht, er kriegt nicht, er faullenzt und schläft nur. Er hat so viel Geld ererbt und erheurathet, daß er seit geraumer Zeit keine Handthierung mehr treibt, sondern von seinen Renten lebt, das heist, isset und trinket. Er ist ein sehr groser Mann, in seinen besten Jahren, mit einem diken Bauche, und kirschbraunen Angesicht. Seit zehen Jahren, ist er regelmässig um 9. Uhr aufgestanden und zu Bette gegangen, und hat dazwischen täglich zwei Stunden nach Tische geschlafen. Ich konte anfänglich nicht begreifen, was er alle Morgen machte, wann er sich mit vielen Stöhnen aus dem Bette geholfen, und am Fenster in der frischen Luft viermal gegähnt und sich geräuspert hatte. Es war eine Art von zerrissner Melodie mit oftmaligen viertelstündigen Unterbrechungen. Endlich sahe ich, daß er würklich ein Gesangbuch, ein Glas mit Brandwein und einige Schnitte Kümmelbrod vor sich hatte, und daß die seltsamen Pausen im Liede daher rührten, weil er dazwischen as und trank. Die Länge seiner Morgenandacht war also zugleich ein Zeichen seiner guten Gesundheit. Sie daurt oft bis nach zehen Uhr, da er sich mit der Tobakspfeife in den Grosvaterstuhl sezt, das Mittagmahl zu erwarten, nach dessen Einnehmung er sich dahin zurük begibt, Athem holet, schläft, einige Kannen alt Bier trinkt, und Tobac raucht, bis es im Sommer kühle wird, da er sich im Hemdeärmeln auf den Stein vor seiner Hausthür sezt, mit einem paar erschreklich grosen Augen, die vorbeigehenden starr ansieht, und Tobac schmaucht bis er wieder zu Bette geht. Ich kan nicht läugnen, ich bin recht sorgfältig gewesen zu erfahren, ob denn dis Geschöpf sich gar auf der Welt nichts zu thun machte. Ich habe gefragt, ob er nicht etwa Blumenstöke begöse, oder Vögel fütterte, oder mit einer Kaze spielte, oder Zeitungen läse, und mit seinen Nachbarn oder Gevattern von Staatssachen spräche. Er thut aber von dem allen gar nichts. Ich habe einen Bären zwischen vier Mauren eingesperrt gesehen, der doch den ganzen Tag unaufhörlich auf zween Tazen an den Wänden herum gieng, um zu thun zu haben. Dieser Mensch thut nicht einmal so viel, und ich kan ihn daher nicht höher achten, als etwa einen grossen Kürbis, dessen Leben nur im Wachsthum bestehet.

Die Geschäftigkeit läst sich von dem Leben in der ganzen Natur so wenig absondern, daß sie vielmehr das erste Triebrad

rad derselben abgibt. Die Kräfte der Cörper und einfachen Wesen sind in so weit tod und abgestorben als die Bestrebung und der Hang zu würken, nebst dem Daseyn der ihnen eignen Handlungen aufhört; so wie hingegen die Menge, die Gröse und der Adel dieser Handlungen, die Gröse und Vortreflichkeit des Lebens und der Kraft beweiset. Der Tod hat in allen seinen Bedeutungen etwas ödes und schrökliches, und das Leben hingegen den beständigen Nebenbegrif einer gewissen Zulänglichkeit, Munterkeit und Freude. In dem Verstande lebt die ganze Schöpfung. Alle Kräfte derselben würken zur Ordnung und Schönheit des Ganzen, zur Glükseeligkeit der Geschöpfe und zur Ehre des Schöpfers. Nur die freigeschafne Creatur macht hiervon eine unglükliche Ausnahm. Sie erniedriget ihr Leben durch Müssiggang oder Kleinigkeiten; die indessen die fühllose Materie von dem Weltkörper an, bis auf die Ameise, ein jedes in seiner Sphäre würksam ist; da die Thiere, die Pflanzen und Metalle sich in ihrer Ordnung lebendig und thätig erzeigen. Ich weis daher nicht wie ich einen Menschen nennen soll, der gar nichts von demjenigen thut, um dessentwillen er eigentlich ein Mensch ist. Er ist gewissermassen an sich ein Selbstmörder, und an der übrigen Welt ein Betrüger. Da ich indessen bemerke, daß es unter sehr vornehmen und begüterten Leuten viele solcher Kürbisse gibt, als mein Nachbar der Perükenmacher; so glaube ich daß folgende Betrachtungen nicht unkräftig seyn möchten, vielleicht einige derselben wieder in lebendige Menschen zu verwandeln.

Erstlich schwächt der Müssiggang und die Unthätigkeit unsre Natur ofenbar, wogegen der Fleis und eine edle Arbeitsamkeit dieselbe erhöhet. Man darf die Stärke der Ubung und der Gewonheit nebst dem gewöhnlichen Wege des Abnehmens, des Vergessens und Verfalls nur ein wenig kennen, um dis zu begreifen. Je mehrere und je grössere Handlungen wir würklich vornehmen, je mehrere und je grössere werden uns möglich, je grösser wird folglich unser Vermögen unsere Kraft, und unsere Natur. Der Fleis und die Ubung gibt daher die Leichtigkeit, die Geschwindigkeit und das Vergnügen bei dem Fortgange unsrer Handlungen, wodurch sie uns wie natürlich werden. Je weniger wir hingegen würklich thun, je mehr wird uns mit der Zeit schwer, unmöglich und verdrüslich, je mehr verfällt also unser Vermögen, unsere Kraft und Natur. Wer kennet nicht vortrefliche Köpfe, die durch Fleis und Bemühung aus dem untersten Pöbel aufgestanden sind; gewesene Gelehrte, die durch Versäumnis Bauren worden; und Gemüther von der edelsten Anlage, die sich fast in Thiere verwandelt haben? So belohnt sich ein vernünftiger Fleis selber, und die Unthätigkeit und Faulheit ist die Rächerin ihrer eigenen Thorheiten.

Zweitens wolte ich alle abgestorbene Menschen zu erwägen bitten, daß sich ihr künftiger Zustand nach dem Gegenwärtigen wird richten müssen, und daß der Müssiggang ihnen alle vortheilhafte Folgen ihres Daseyns abschneidet. Wie es einer der vortreflichsten Bewegungsgründe zur geschäftigen und unermüdeten Tugend ist, daß keine unserer Thaten unfruchtbar seyn kan, sondern daß die Folgen derselben ihr gleichen, und ins unendliche fortlaufen, so mus es hingegen eine unaussprechlich trostlose Aussicht für einen Müssiggänger seyn, wenn er sich sein künftiges Daseyn als eine grose ungeheure Wüste vorstellt, die aus seinem ganzen Leben keinen Vortheil gezogen hat; die mit keinen Belohnungen nüzlicher Hanglungen und redlicher Absichten angefüllt ist, sondern vielmehr den öden und ungebahnten Gegenden gleichet, in welchen selbst die Stille und Einsamkeit ein Grausen verursacht. Es scheint gleichviel zu seyn, ob ein solcher Mensch gar nicht gelebt hätte, wenn man ihn in Absicht auf seine künftige Glükseeligkeit, auf das Wohlwollen seiner Nebenmenschen, und

und auf das Andenken seines Namens betrachtet. Ein unbeklagter Tod beschliest sein unnüzes Leben. Die Dankbarkeit, die Sehnsucht und die Ehre weis von dem Grabe eines Müssiggängers nichts; und eben der träge Staub, der seinen Cörper bedekt, verschüttet sein Gedächtnis.

Doch es wäre noch ein Glük für ihn, wenn sein künftiger Zustand nichts schreklicherers, als den Mangel und die Beraubung zu fürchten hätte. Ich mus Drittens hinzufügen, daß, weil keine seiner Kräffte selbständig, und sein Eigenthum, sondern vielmehr nur ein Darlehen gewesen, eine Rechenschaft und Untersuchung unausbleiblich auf ihn warten mus, die ihn nicht unbestraft lässen kan. Cicero vergleicht das Leben mit einem Posten, dahin wir als Soldaten, von einer höheren Macht gestellt worden. Die Gleichnisse von dem anvertrauten Pfunde und der abzulegenden Rechnung, so die Schrift braucht, sind noch stärker: Die ganze Sache aber wird dadurch wichtig, ja erschröklich, daß der Höchste Eigenthümer und Lebensherr nicht nur allwissend, sondern auch allmächtig und gerecht ist.

Vom Nuzen der Buchdrukerei, wie auch des Buchhandels zum geselligen Leben.

Sit bona librorum - - -
Copia.

Die Geselligkeit ist eine so vortrefliche Tugend, daß sie nicht nur unendlich viele Tugenden als ihre Theile in sich fasst; sondern daß man auch alle Tugenden ohne Ausnahme, und folglich auch alle Laster, aus dem Gesichtspuncte der Geselligkeit betrachten kan. Ja was noch mehr ist, alle Lebensarten, die der Tugend nicht widersprechen, alle dem menschlichen Geschlechte nüzliche Künste und Professionen sind der Geselligkeit gemäs, und erhalten dadurch eine neue Schäzbarkeit, wenn man sie aus der Geselligkeit herleitet und betrachtet. Ich unterredete mich neulich in der Leipziger Ostermesse mit einem Manne, der ein wahrer Geselliger ist, und der sich durch den Druk und Verlag vieler vortreflicher und nüzlicher Schriften um die Gelehrsamkeit schon sehr verdient gemacht hat. Unser Gespräch kam unvermerkt auf den Buchhandel, und er wolte meine Gedanken über die Frage wissen, ob ein Verleger ungesellig sey, wenn er einen Gelehrten, der ihm den Verlag einer Schrift anbietet, in seinen gelehrten Wehen und Kindesnöthen steken läst? Dadurch gerieth ich auf den Einfall, den ich jezo ausführen will. Die Buchdrukerkunst ist schon auf eine mannigfaltige Art gelobt worden; ich will sie aber diesesmal im Verhältnis gegen die Geselligkeit betrachten.

Zuerst ist offenbar ein Buchdruker und Verleger nüzlicher und angenehmer Schriften die Geselligkeit bei andern, nemlich dem Verfasser einer Schrift und seinen Lesern, ganz ungemein befördere. Ein Gelehrter von Profession, der sein Amt emsig und treulich verrichtet, mus die meiste Zeit seines Lebens auser der Gesellschaft mit seinen Nebenbürgern verbrauchen. In dem er die Wissenschaften untersucht, mus er in der Einsamkeit leben, und sich in seine Studierstube einschliesen. Er könte des Tages hundert Gelegenheiten haben, gesellige Tugenden auszuüben; allein, er mus dieselben vorbeistreichen lassen, weil er zu studieren verbunden ist. Wenn er nun keine Bücher verfertigte, so würde diese Lebensart sündhaft und der Geselligkeit zuwider seyn. Ein solcher Gelehrter würde als ein misanthropischer Einsidler zu betrachten seyn, welcher aus Ungeschiklichkeit, oder aus Faulheit, oder aus Bosheit ungesellig, die Gesellschaften der Menschen fliehet, und sich völlig in den engen Bezirk seines eigenen Seyns, wie eine Schne-

ke in ihr eigen Haus, verschliest. Wenn aber ein Gelehrter mitten in seiner stillen Einsamkeit eine Schrift ausarbeitet, in welcher er Warheit und Tugend auf eine angenehme Art vorträgt, einschärft und beliebt macht; so ist er mitten in seiner Entfernung von dem Umgange der Menschen geselliger, als tausend andere, die beständig mit ihren Nebenmenschen umgehen. Ich kan ja kein besserer Gesellschafter seyn, als wenn ich vielen andern Leuten diene. Kan ich aber wol jemanden besser dienen, als wenn ich ihn zur Erkänntnis der Warheit bringe? als wenn ich ihn tugendhaft mache? als wenn ich ihn ergöze? Ich mag noch so gesellig seyn, so kan ich doch unmöglich mit sehr vielen Leuten einen geselligen persönlichen Umgang pflegen. Wenn ich aber ein nüzliches Buch schreibe, so gehe ich mit vielhunderten lehrreich, erbaulich und angenehm um, auch so gar mit solchen, mit denen ich unmöglich der Entfernung der Oerter wegen persönlich umgehen könte. Es ist also augenscheinlich, daß ein Schriftsteller viel gelliger seyn kan, als ein anderer, wenn nur seine Schrift vielen in die Hände gebracht wird. Nun thut dieses der Buchdruker und Verleger. Ein vernünftiger Schriftsteller, der ein wahrer Menschenfreund ist, wird also diese Leute ungemein hoch schäzen, weil er durch ihren Dienst den Pflichten der Geselligkeit auf eine so ausnehmende und reizende Art ein Genügen leisten kan. Wenn ich eine Schrift verfertiget, und ich kan ohne Eitelkeit annehmen, daß dieselbe lehrreich, erbaulich und angenehm sey; so werde ich entzükt, wenn ich gedenke, daß einige hundert meiner Nebenmenschen mein Buch lesen, und grose Vortheile erlangen. Dieses Vergnügen halte ich für meine schönste Belohnung meiner Arbeit, und ich bin deswegen auch meinem Buchdruker und Verleger verbunden.

Auf eine ähnliche Art befördert der Buchdruker und Verleger eines nüzlichen Werks die Geselligkeit bei den Lesern. Hundert Leser würden einen Gelehrten weder gesehen noch gesprochen haben, und folglich würden sie niemals Gelegenheit gehabt haben, die geselligen Pflichten gegen ihn auszuüben. Wenn sie aber die Schrift eines Gelehrten in die Hände bekommen, und dieselbe mit Nuzen und Vergnügen lesen, so lernen sie ihn kennen, fangen an ihn zu lieben, befördern sein Bestes, zum allerwenigsten durch die rühmlichen Urtheile, die sie von ihm fällen. Ein Gelehrter, der viele nüzliche Bücher geschrieben hat, kan viele hundert Meilen in der Welt herum reisen, allerwegen findet er Bekannte und Freunde, allerwegen bemühet man sich mit ihm zu reden, allerwegen erweiset man ihm tausend kleine Gefälligkeiten. An vielen Orten berathschlagt man sich, wie man ihn glüklich machen könne; kurz, es ist wahr, was die Alten sagen: Artem quævis alit terra. Der Buchdruker und Verleger kan hier abermals sich die Ehre zuschreiben, daß er er eine Mittelsperson sey, wodurch Leute, die dem Orte nach sehr weit von einander entfernet sind, in eine genaue gesellige Verbindung, gleichsam als in der unsichtbaren Kirche, gesezt werden.

Zum andern, ist die ganze Profession eines Buchdrukers und Buchhändlers ungemein gesellig. Ich will nicht einmal weitläuftig ausführen, daß ein solcher Mann Handel und Wandel befördert. Wie viel Bürger in der Republic bekommen nicht durch ihn Brod und Nahrung? Der Papiermüller, der Schriftgiesser, der Buchbinder, und ich weis selbst nicht, wie viele andere Handwerker. Man nehme den Verleger aus der Republic weg; hundert Menschen werden nicht wissen, wie sie sich ernähren sollen. Ich will nur sagen, daß er den Gelehrten einen unendlichen Liebesdienst erweist. Die Verdienste eines grosen Gelehrten um die gelehrte Welt, um die freien Künste und Wissenschaften, sein Ruhm, sein Glük und seine Beförderung, ja wol gar sein tägli-

tägliches Brod und seine Bequemlichkeit, sammt dem unaussprechlichen Vergnügen über seine gelehrten Kinder, sind insgesamt Vortheile, zu deren Erlangung ein Buchdruker und Verleger das Seine beiträgt. Mus man nun denjenigen gesellig nennen, der andern grose und wichtige Dienste leistet, so kan ein Buchdruker und Verleger, wenn er anders nicht aus blosem Interesse seine Profession treibt, und wenn er edel und tugendhaft genug gesinnt ist, aus den wahren und grosmüthigen Bewegungsgründen der Geselligkeit angetrieben werden, den Gelehrten zu dienen, und nüzliche Schriften zu verlegen. Ein arbeitsamer Kaufmann wird schon für gesellig und zwar mit Recht gehalten, weil er seinen Nebenmenschen alle Nothdurft, Bequemlichkeit und Ergözlichkeit des Cörpers verschaft. Wie vielmehr mus also ein Kaufmann gesellig seyn, welcher andern Menschen mit den Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Ergözlichkeiten der Seele versorgt? Der Verlag oder Buchhandel ist eine Kaufmannschaft in der Geisterwelt, und für dieselbe; und ist also auf doppelte Art nüzlich.

Beweis, daß man in der Arzneiwissenschaft vieles von den Thieren und gemeinen Leuten erlernet habe.

Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wolte, daß die Medicin in den ältern Zeiten so beschafen gewesen wäre, wie sie jezo ist. Nein: sie hat, wie andere Wissenschaften einen ganz geringen Anfang gehabt: und sie bestund erst, wie uns Celsus berichtet, nur in einer blosen Kenntnis einiger wenigen Kräuter, bis hernach die Menschen von ihrer eignen Noth gedrungen worden, immer mehrere Heilmittel zu suchen, und sich nicht nur eifriger darauf geleget; sondern auch vielfältig zufälliger Weise theils von den Thieren, theils von schlechten Leuten dergleichen erlernet haben. Und dieses leztere hat sich insonderheit der Altvatter unserer Medicin, Hippocrates, wol zu Nuze gemacht, welcher seine Erfahrung, ausser seiner eignen grosen Aufmerksamkeit, vornemlich dadurch sehr bereichert hat, daß er fleissig aufgezeichnet, was er hier und da von Krankheiten und deren Cur gehöret, und was man davon in dem Tempel des Aesculapius an die dazu bestimmten Säulen geschrieben hatte. Und was hat man auch unter der sonst üblichen Aussezung der Todencörper an die Scheidewege anders gesuchet, als daß man dadurch hat erfahren wollen, an welchen Krankheiten sie gestorben, und was man dawider gebrauchet? Nun ist zwar hier mein Absehen nicht, die verschiedenen Arten zu zeigen, wie die Arznei Wissenschaft nach und nach gestiegen, und zu ihrer gegenwärtigen Gröse gediehen sey: dieses aber kan ich doch bei dieser Gelegenheit nicht unberühret lassen, daß dieselbe in Ansehung ihres Wachsthums, so wol den Thieren, als vielen schlechten Leuten, sehr vieles zu danken habe. Welche Betrachtung uns vielleicht dazu dienen kan, daß wir uns hinführo des Lernens auch bei den geringsten nicht schämen, wenn wir anders etwas nüzliches von ihnen erfahren können.

Wenn wir zuförderst die Thiere betrachten: so gibt es allerdings sehr viele Hülfsmittel, die wir von ihnen gelernet, oder aber bei ihnen gesehen, und nachgehends als heilsam bei den Menschen selbst in Gebrauch gezogen haben. Denn also gehöret zuförderst das Aderlassen hieher, welches wir nach dem Berichte einiger Historienschreiber, zuerst dem Elephanten sollen abgelernet haben, der wenn ihm die Last seines ungeheuren Cörpers zu schwer wird, ins Schilf gehet, seine Adern an dessen Spizen aufrizet, und sich solcher gestalt von einem Theil seines überflüssigen Bluts entledigen soll. Und eben so sagt man auch, daß uns ein gewisser Vogel, Ibis genannt, zu den Clystiren An-

Anlas gegeben habe: weil derselbe, wenn er zu viel gefressen hat, oder auch sonst, salziges Seewasser eingesauget, und sich damit, vermöge seines langen spizigen Schnabels, gleichsam clystiret.

Die Kenntnis der vornemsten Wundkräuter haben wir von den Hirschen und Bären überkommen, die, wenn sie mit einem tödlichen Geschos verwundet seyn, gewisse heilsame Kräuter aussuchen, solche in ihre Wunden stopfen, und sich damit heilen. Und ob man schon nachgehends nach der Aehnlichkeit mag geschlossen, und mehrere davon ausgelesen haben, als sie uns zuerst gelehret: so haben sie uns doch ohne Zweifel die erste Gelegenheit dazu gegeben, und eine Spur gezeiget, der wir leichte haben nachgehen können.

So haben uns auch ferner die Hunde durch ihr Beleken der Wunden und Geschwüre gelehret, daß der Speichel heilsam sey, und eine zertheilende und reinigende Kraft habe: daher man vermuthlich Gelegenheit genommen hat, auch bei den Menschen, z. E. in bösen Augen, oder wenn man sich gestossen, sich dessen äusserlich zu bedienen. Und wer weis nicht, daß wir gleicher gestalt an den Pferden abgemerket haben, daß Knoblauch und Teufelskoth gegen die Würmer helfen, und daß wir dieselbe nunmehro auch bei den Menschen in dergleichen Fällen mit guten Nuzen gebrauchen?

Auf gleiche Weise hat man einsehen lernen, daß die frisch ausgepresten Säfte verschiedener Kräuter, ja das Gras und die Graswurzel selbst, eine trefliche Kraft haben, die angehenden Verstopfungen der Eingeweide zu heben, und die darinne stokenden zähen Feuchtigkeiten zu zertheilen. Denn da, wie uns Sylvius und Boerhave berichten, die Kühe und Schaafe von dem schlechten Winterfutter, gemeiniglich verstopfte Lebern, oder auch wol Steine darinne bekommen, und solche hernachmals, wenn sie im Frühjahre und Sommer Gras und frische Kräuter fressen, wieder verlieren: so hat man daher nicht ohne Grund geschlossen, daß auch bei den Menschen eine heilsame Würkung davon in denjenigen Krankheiten zu erwarten stehe, die sich, wie die gelbe Sucht, Cachexie und Wassersucht, auf Verstopfungen der Eingeweide gründen.

Vor allen andern aber kan man an dem Gebrauch der Elendsklaue in der Bösennoth wahrnehmen, daß man in Curen der menschlichen Krankheiten den Thieren vielfältig nachgeahmet, und von denselben allerhand Arzneimittel erlernet habe. Denn da man gesehen, daß das Elendthier zuweilen mit einer gewissen Krankheit befallen wird, die dem bösen Wesen zimlich nahe kommt, und daß dieselbe in kurzem nachläst, wen̄ es sich mit seinen Klauen hinter den Ohren reibet: so hat man diese erfolgte Besserung von der Klaue selbst hergeleitet, und diese hernach auch den Menschen gegeben, die mit der Bösennoth befallen worden. Und obgleich der dabei angebrachte Schlus leider! sehr schlecht ist; und überhaupt auch diesen Medicamente gemeiniglich mehr zugeschrieben wird, als wol billich seyn solte: so erkennet man doch immittelst daraus, daß dasjenige in der That gegründet sey, was ich hier zu erweisen suche.

Endlich hat man auch in dem Stüke von den Thieren vieles erfahren, daß man einige Mittel, die man vor schädlich, oder gar vor giftig gehalten, an ihnen zuerst probiret, und aus der erfolgten Würkung hernach beschlossen hat, was man sich davon bei den Menschen zu versprechen habe. Und ohnerachtet einige, wie die bittern Mandeln und Krähenaugen, die blindgebornen Thiere würklich töden, und es also scheinen möchte, daß man in Bestimmung der medicinischen Kräfte von den Thieren auf die Menschen gar nicht wol folgern dürfe: so gilt dieses doch nicht von allen, sondern nur von einigen Dingen; indem zur Gnüge bekand

 ist,

ist, daß diejenigen Gifte, die eine subtile angreifende Schärfe, wie das Ratenpulver, (Arsenicum) bei sich haben, bei den Hunden, Kazen und andern dergleichen Thieren eben so wol, als bei den Menschen, den heftigen Krampf und tödliche Entzündungen der edelsten Eingeweide zuwege zu bringen pflegen.

Doch, wenn wir auch sogar die verschiedenen Hülfsmittel ganz bei Seite sezen: so haben die Thiere annoch ausserdem vieles zu desto besserer Kenntnis des Menschen so wol im gesunden, als kranken Zustande beigetragen. Ich führe hier zum Beweise zuförderst dieses an, daß man nemlich in den ältern Zeiten, ehe die Anatomie mehr empor gekommen ist, sich meistentheils mit der Zergliederung der Thiere beholfen, und aus deren Betrachtung vieles erlernet hat, was sonst noch lange Zeit würde verborgen geblieben seyn. Denn wer nur irgends in den Schriften der Alten einiger massen bewandert ist, und einige Wissenschaft hat, wie die Zergliederungskunst nach und nach gestiegen ist, der wird sattsam überzeuget seyn, daß man anfänglich nicht nur von der Lage und Beschafenheit, sondern auch von dem Nuzen und Gebrauch der Theile in Thieren auf die Menschen geschlossen, und darauf die Erkäntnis des menschlichen Cörpers am meisten gegründet habe; wie dieses unter andern aus des Galeni Büchern de administrationibus anatomicis, de facultatibus naturalibus, de usu partium &c. hinlänglich zu ersehen. Ja man hat auch aus dem Unterschiede, den man zwischen den Theilen des Menschen und der Thiere bemerket, desto füglicher hernach die vollkommnere Structur des menschlichen Leibes, und den rechten Endzwek derselben einzusehen vermocht.

Vornemlich aber hat man bei Erklärung der in uns vorgehenden natürlichen Handlungen sehr vieles von den Thieren erlernet; weil man nemlich diese lebendig hat aufschneiden dürfen, dergleichen im Gegentheil bei den Menschen nicht wol angegangen ist; ohnerachtet einige wenige, wie Erasistratus und Herophilus, und nach ihnen Carpus und Vesalius, diese grausame und fast unmenschliche Zergliederungsart würklich unternommen haben. Da sich aber dennoch wie gesaget, dieses am besten mit den Thieren hat thun lassen: so ist es daher nicht zu verwundern, daß man durch fleissige Eröfnung derselben die Bewegung des Herzens, und der Pulsadern, das Athemholen, den Umlauf des Geblüts, die elastische Kraft der Fleischzasern, Nerven und nervigter Häutgen, den Weg des Milchsafts, und den Nuzen der Milze durch künstliches Ausschneiden derselben rc. am bequemsten entdeket hat; welches man bei toden Cörpern alleine, und bei der seltnen Gelegenheit die noch lebenden Menschen zu zerlegen, bei weitem nicht so gut würde eingesehen haben. Wer aber hiervon noch weiter überführet werden will, der kan mit leichter Mühe den ungemeinen Nuzen in Erwegung ziehen, den die Zootomie in Beförderung der Arzneigelahrheit zu allen Zeiten erwiesen hat, da er denn Überzeugung gnug bekommen wird.

Hieher gehören annoch viele andere Schlüsse, die man von den Thieren auf die Menschen zu machen pflegt, worunter ich z. E. nur dieses einigen gedenken will. Wenn die Frage von der Erzeugung der Milch entstehet: so sieht man dabei unter andern auf die Kühe, oder andere melkende Thiere; und weil man bemerket, daß bei ihnen die Milch von fetter Weide nicht nur sehr häufig zufliesset; sondern daß auch dieselbe wol 6. bis 8. Maas täglich ausmachet: so urtheilet man daraus nicht ohne Grund, daß sie nicht blos von dem Geblüte abgesondert werde, sondern daß der aus den Speisen ausgezogene Milchsaft vornemlich dazu beitrage; da man zumal wahrnimmt, daß auch bei den Weibern bald nach genossenen Essen

sen und Trinken, die Milch stark in die Brüste einschiesset. Ob ich nun schon nicht in Abrede bin, daß man dieses auch aus andern Umständen füglich erweisen könne: so erhellet doch daraus wenigstens so viel, daß man aus genauer Betrachtung der Thiere verschiedene Veränderungen im menschlichen Cörper erklären und herleiten könne.

Nicht weniger hat man auch bis dato in der Lehre von den Krankheiten sehr vieles von den Thieren hergeholet. Denn also ist zur Genüge bekand, daß man wegen Erzeugung der Wassersucht allerhand Versuche mit den Thieren angestellet, und daraus bewiesen hat, daß diese Krankheit von dem verhinderten Fortgange des Bluts durch die Blutadern eigentlich herrühre; wie dieses insonderheit *Bartholin* gezeiget, der bei Hunden die vasa cruralia gebunden, und solchergestalt durch die Kunst eine Wassersucht zuwege gebracht hat. Und wer weis nicht, daß man auf eben diese Art, nemlich durch Unterbinden der Nerven erwiesen hat, worinne eigentlich die Lähmungen der Glieder bestehen, und daß man auch durch verschiedene mit dem Gehirn der lebendigen Thiere vorgenommene Versuche erkläret hat, worauf es bei tödlichen Hauptverlezungen vornemlich ankomme. Wohin endlich auch dieses gehöret, daß man zugleich an den Thieren mit abgenommen hat, wie die Steine im Cörper erzeuget werden, und zwar, daß allezeit eine feste Materie zum Grunde liege, woran sich sodann nach und nach immer mehre schleimigte und erdigte Theile ansezen, und zur Vergrösserung des Steins beitragen.

Doch ich mag jezo eben keine mehrere Exempel zu Festsezung meines Beweises, beibringen; weil ein jeder, wenn er sich nur ein wenig umsieht, allenthalben dergleichen antrift. Vielmehr will ich nun auch kürklich darthun, daß man in der Arznei gelahrheit ebenfalls sehr vieles von den gemeinen Leuten erlernet habe, und noch jezo lernen müsse. Hier stelle ich nun vor allen andern die sogenannten Hausmittel zum Beispiele dar, deren sich der gemeine Mann in Krankheiten mehrentheils bedienet, und von deren Würkung er also auch die beste Erfahrung erlangen kan. Da nun aber gute Hausmittel, wenn sie vernünftig gebrauchet werden, in der That den allerherrlichsten Nuzen erweisen, und auch deshalb vielen gekünstelten Arzneien billig vorzuziehen seynd; weil sie mehrere Aehnlichkeit mit unserm Blut und Säften haben: so sieht man daraus, wie viel nüzliches man in diesem Falle von den gemeinen Leuten erfahren könne, wenn man von ihnen die Kraft und den Gebrauch besagter Mittel erlernet.

Den sonderbaren Nuzen der Hausmittel vor jezo weitläuftig zu erweisen, würde überflüssig seyn; indem der seelige Herr geheimde Rath *Hofmann* bereits vor langer Zeit in einer besondern Abhandlung gründlich gezeiget hat, daß man durch eine gute Diät, und durch wenige gute Hausmittel die meisten Krankheiten des menschlichen Leibes glüklich abwenden, davon der gen. Leser in unserem curiosen u. in allen Wissenschaften nüzlichen Dollmetscher p. 171. ausführlichen Bericht finden wird. Wer aber damit noch nicht zufrieden ist, der darf nur im gemeinen Leben ein wenig aufmerksam seyn; da er denn vielfältig erfahren wird, daß durch ganz schlechte Mittel nicht selten die hartnäkigsten Krankheiten nach Wunsche gehoben werden, bei denen die allerbesten und durch die Kunst bereiteten Arzneien vorher nichts haben verfangen wollen: wie denn z. E. zur Gnüge bekand ist, daß kalte Fieber durch Eßig, Pfeffer, und durch ausgepresten Säfte von Raute und Fieberklee ꝛc. oder daß ofne Schenkel durch Kalkwasser und aufgelegten süssen Quarkkäse, und so weiter, von den gemeinen Leuten sehr ofte curiret werden.

Hierbei erinnere ich mich, daß der seel. Herr Geh. Rath *Hofmann* denen neu angehenden Medicis zur guten Lehre öfters

zu

zu erzehlen pflegte: daß ohnweit Minden, allwo Er ehedem als Land-Physicus gestanden, eine gewisse Bauerfrau gewesen wäre, die vielen schwindsüchtigen, hypochondrischen und cachectischen Personen, welche andere Aerzte schon verlohren gehalten, glüklich wieder zu rechte geholfen, oder ihnen doch grose Linderung verschaffet hätte. Ohnerachtet nun die dasigē Medici ihr sehr zuwider gewesē wären, und ausdrüklich darauf gedrungen hätten, daß man diesem unwissenden Weibe das fernere Curiren gänzlich verbieten möchte: so hätte er es doch deswegē mit gutem Gewissen nicht thun können; weil er vernomēn, daß sie mit einem blosen Tranke diese herrliche Curen verrichtete, der aus lauter heilsamen Brust- u. Wundkräutern in Wasser oder Bier abgesotten, und mit etwas Honig versüsset bestunde, und den sie in zimlicher Menge trinken liese. Ja er hätte vielmehr selbst die gute Lehre daraus gezogen, daß es in dergleichen langwierigen Krankheiten gar nicht auf viele Pulver und Tropfen; sondern hauptsächlich auf die Erösnung der etwa vorhandenen Verstopfungen, durch gnugsame Feuchtigkeiten ankäme: daher er auch diese Methode beständig hernach beibehalten hätte.

Gesezt aber, daß dem allen so ist: so fragt sichs doch billich, wie der Medicus eine hinlängliche Wissenschaft und Käntnis dienlicher Hausmittel erlangen solle, da er gleichwol in seinen Lehrschulen gemeiniglich nur so viel lernet, wie die Curen nach der Kunst, durch weit her geholte Mittel angestellet werden müssen? Ich antworte: er thut bei so bewanden Umständen allerdings wol, wenn er die schlechten Mittel geringer Leute nicht verachtet; sondern sie gelassen anhöret, und diejenigen darunter zuläst, oder selbst in Gebrauch zieht, von denen er sich nach den Grundlehren der Medicin einigen Nuzen versprechen kan. Will er dabei zugleich nachlesen, was hier und da davon geschreben ist; wie denn Pauli medicina stercoraria, und des berühmten Herrn Justizrath Carls Armenapotheke billich hieher zu rechnen sind: so wird er zwar vieles nüzliche daraus erlernen, dennoch aber befinden, daß er auser dem noch vielmehr erfahren könne, wenn er den gemeinen Leuten, oder überhaupt denenjenigen fleissig Gehör gibt, die von der Medicin sonst keine Profession machen, und so von den Aerzten, wie die Laien von den Geistlichen unterschieden sind.

Nun läugne ich zwar nicht, daß auch der gemeine Mann die ihm etwa bewusten Hülfsmittel nicht sowol blos von andern seinesgleichen; sondern selbst erst von den Aerzten erfahren habe. Da aber gleichwol ein Medicus nicht alle mögliche Mittel wissen kan: so verfährt er dennoch weise, wenn er sich darinne belehren läst. Und unerachtet auch überdem hier eingewendet werden könte, daß mit den meisten Hausmitteln der gröste Schade angerichtet würde, und daß man sich dieserhalb nicht sonderlich darnach sehnen dürfte: so ligt doch dieses nur an dem ungerechten Gebrauche, den hernach ein verständiger Arzt, wenn er gründlich studiret hat, gar leichte besser einrichten kan, da er zumal dadurch Gelegenheit erhält, den einmal verursachten Schaden zu andrer Zeit desto vorsichtiger zu verhüten.

Sonst kan man auser den sogenannten Hausmitteln auch noch viele andere erfahren, die wider gewisse Krankheiten besonders gut seyn pflegen, wenn man nemlich im gemeinen Leben fleissig nachfragt, was diesem oder jenem gefehlet, und was ihm am besten geholfen habe. Denn wer z. E. am Steine oder Podagra krank gelegen hat, der kan einem gewis am besten sagen, was ihm gut, oder schlecht bekommen ist, und kan also dem Arzte theils unbekande Mittel lernen, theils ihm aber auch von dem gehörigen Gebrauche derselben guten Unterricht geben. Ja, wir sehen auch, daß verständige Matronen in Weiber- und Kinderkrankheiten den Arzt

Arzt in vielen Stüken belehren; weil sie nemlich Gelegenheit gehabt haben, sowol an sich selbst, als auch an den ihrigen, manches genauer zu bemerken, als er selbst hat thun können. Daher auch vorlängst das Sprichwort aufgekommen ist: **Guter Weiberrath ist nicht allzeit zu verwerfen.** Und in der That hat es ja Frauenzimmer gegeben, und gibt auch noch einige, die sich recht viele Erfahrung in medicinischen Sachen, und sonderlich in der Beurtheilung und Cur gewisser Krankheiten erworben, mithin also zur Verbesserung der Medicin allerdings gewisser massen was beigetragen haben. Wovon unter andern die ehedem in Leipzig gehaltene dissertation de feminis ex arte medica claris nachgelesen werden kan.

Und überdem hat man auch in Erkänntnis der Krankheiten, und derer dabei vorgehendeu Abwechselungen, dem weiblichen Geschlechte so wol, als auch andern Leuten deswegen vieles zu danken; weil sie sonderlich geschikt sind, auf dergleichen Dinge wol Acht zu geben, und sich dieselben zimlich lebhaft vorzustellen. Denn sie haben sich meistentheils nur an sinnliche Begriffe gewöhnet; und können also die bei Kranken vorkommende Veränderungen, die eigentlich in die Sinne fallen, am besten einsehen und unterscheiden; welches nicht eben allemal ein jeder Medicus, wenn er zumal viel mit abstracten Dingen umgehet, zu thun vermögend ist. Daher man auch diejenigen vor die besten Aerzte zu halten pflegt, die zwar in ihrer Wissenschaft, in so weit sie auf richtigen Vernunftschlüssen beruhet, gehörig gegründet sind, zugleich aber auch die Erfahrungskunst wol verstehen; und sich also die Umstände und Zufälle der Krankheiten recht sinnlich vorstellen, und sie hernachmals nach ihren erlernten Grundsäzen vernünftig beurtheilen können.

Damit ich aber dieses desto besser beweise: so beziehe ich mich deshalb auf diejenigen Exempel, die uns fast täglich im gemeinen Leben vorkommen. Denn so weis man, daß die Krankenwärter oder andere Personen, wenn sie öfters bei Patienten von einerlei Art sind, vielmals mit zimlicher Gewisheit sagen können, wie diese oder jene Krankheit beschaffen ist, wozu sie ausschlagen werde, ob z. E. Friesel oder Fleken dahinter steken, was sie vor einen Ausgang gewinnen werde, und so weiter. Denn wenn man von diesen Umständen urtheilen soll; so pflegt man verschiedene Kennzeichen dazu zuerwählen, und sie von dem Urin, von der Gestalt und Farbe des Gesichts, von dem Schweisse und dessen Geruch, und von dem Bezeigen des Patienten in und auser dem Schlafe 2c. herzunehmen. Da aber dieses alles sinnliche Dinge sind: so ist kein Wunder, daß Leute, die damit beständig umgehen, sich auch deutlichere Vorstellungen davon machen, und gewissere Merkmahle daraus nehmen können, so daß im geringsten nicht zu zweifeln ist, daß man von gemeinen Leuten auch in diesem Falle bis dato vieles erlernet habe, und noch erlernen könne.

Da man nun suchen mus, auf alle nur ersinnliche Art seine Wissenschenschaft zu vermehren: so ist es auch billig, wenn man sich keineswegs schämet oder verdriessen läst, auch von den Thieren und schlechten Leuten dasjenige zur Lehre anzunehmen, was nur irgends einigen Nuzen gewähren kan; dergleichen aber, wie ich bisher erwiesen haben, sehr vieles ist. Nur mus freilich ein vernünftiger Arzt die nöthige Behutsamkeit dabei gebrauchen, und zusehen, daß er sich nicht etwa in den Verdacht der Unwissenheit sezet; weil man ohnedem gewohnt ist, vieles an den Aerzten auch ohne Ursache zu tadeln.

Abbildung eines vollkommenen Mannes nach Anleitung der von dem Herrn von S. Evremond entworfenen Idée de la femme, qui ne se trouve point, et qui ne se trouvera jamais.

Die äuserliche Gesichtsbildung eines Menschen ist eine verborgne Schrifft der Natur, sie hat allerdings ihre gewisse Beziehung auf den ganzen Menschen. Wenn wir diese Sprache verstünden, so könten wir viele Geheimnisse lesen. Wer entziefert uns die verwirrte Zahl in einen Brief, ohne darzu den Schlüssel zu haben? Wer wolte sagen diese Zahlen hätten nichts zu bedeuten?

Die ganze Natur hat einen wundervollen Zusammenhang: das mindeste Stäubgen reget sich nicht ohne Ursache, diese Ursache aber hat wieder eine andre Ursache, die auf sie wirket und einflieset. Also beweget das Wasser die Luft, und diese hinwiederum das Wasser; beide aber beweget das elementarische Feuer, in welchem gleichsam der erste Stos zu allen Bewegungstrieben scheinet verborgen zu seyn. Nichts entstehet von ungefehr: eines folget immer aus dem andern; diese Aufeinanderfolgung der einzelen Theile macht die Haltung und den Zusammenhang im Ganzen. Die allerkleinste Dinge, die kaum unser Auge fasset, sind in dieser Ordnung dergestalt mit eingeflochten, daß sie in Ansehung ihrer eine gleiche Bewegungsursache nöthig haben.

Dieser wundervolle Zusammenhang aller Dinge, da eines auf das andere wirket, auf dasselbe folget, und die Ursache von der Entstehung eines andern ist, bringet uns überhaupt einen Begrif von der Gröse des göttlichen Verstandes bei, der alles nach gewissen Regeln bestimmet, und sowol in den kleinsten als in den grösten Dingen, seine Weisheit und seine Güte offenbaret.

Die Gestalt des Melintes bekräftiget alles, was wir hier von dem Zusammenhang der Dinge gesagt haben. Die Augen, deren blizender Mittelpunct mit einem klar durchwirkten Stern umzogen, und mehr feurige als wässerige Theilgen haben, zeigen eine der glüklichsten Vermischung der Elementen. Ihre Stralen sind voller Geist und Leben; ihre Blike sind reizend und holdseelig, und die zarte Deke, welche sich über dieselbe aufschlägt, lässet uns in denselben alle Bewegungen, die in seinem Herzen vorgehen, deutlich beobachten. Hier spricht die Demuth, der Eifer und das Mitleiden: hier lachet die Freude, die Hofnung und die Liebe. Kurz, man kan mit Warheit sagen, daß dem Melintes die Tugend und der Verstand aus den Augen leuchtet.

Auf seiner Stirne lieset man eben so wol, als auf seinen Lippen und Wangen, eine gewisse Sprache, die man verstehet, ja gar, die man fühlet, ohne daß man solche in Buchstaben und Wörter versezen darf. Hier spricht der Geist, und entdeket uns mehr, als der Mund selbst, wenn er uns seine Gedanken und Empfindungen offenbaren will.

Alle Züge in seinem Angesicht zeigen eine so feine und ordentliche Bildung, daß der geschikteste Mahler sie nicht vollkommener entwerffen könte. Es leuchtet daraus ein so edles und grosmüthiges Wesen, daß man von ihm eingenommen wird, auch wenn man ihn nur siehet.

Melintes ist nicht weniger auch wol gewachsen: alle seine Gliedmasen sind gegen einander in einer vollkommenen Verhältnis. Er ist schlank von Leibe, stark, gelenksam und zu allen Leibesübungen überaus geschikt. Seine Geberden sind natürlich, seine Stellungen ungezwungen, und alles, was er thut, begleitet eine gewisse Anständigkeit, die gleichsam seinen Handlungen einen neuen Werth beileget.

Von

Von der äuserlichen Gestalt seines Leibes, komme ich auf die innerliche Beschaffenheit seines Gemüths. Diese hat nichts verborgenes, nichts zweideutiges. Melintes zeigt sich in allen Dingen gleich redlich, gleich tugendhaft: Sein Verstand macht ihn nicht allein das Gute erkennen, sondern sein Herz lässet ihn wirklich auch solches empfinden. Die Tugend ist bei ihm ihre selbsteigne Belohnung, und seine gröste Glükseeligkeit bestehet in dem steten Vergnügen solche auszuüben. Kein schnödes Laster, keine übertriebne Lust, keine unordentliche Begierden stöhren die Ruhe dieses Weisen. Er lebet mit seinem Zustand zufrieden: der Genus des Guten macht bei ihm den Werth der Güter aus. Auser diesem Genus dünken ihm alle Schäze und Reichthümer dieser Welt gering, und unsres Bestrebens unwürdig zu seyn.

Es ist schier eine gemeine Schrafe der Reichen, daß sie dasjenige, was sie besizzen, am wenigsten geniesen. Harpax siehet keine Schäze in andrer Leute Händen, die er nicht mit gierigen Augen und einem seufzenden Herzen betrachtet. Er möchte gern alles haben, und alles verschliesen. Er entziehet dadurch den Genus nicht nur andern, sondern sich selbst. Er besizet einen schönen Pallast, und wohnet in einem Winkel. Er hat den prächtigsten Hausrath; in seiner Stube aber siehet man nichts als Rechentische und Schränke. Er hat die besten Weine, er trinkt sie aber nicht ehender, als bis sie anfangen sauer zu werden. Und also geniesetHarpax nicht sein eigenGut, sondern verwahret solches mit ängstlichen Sorgen für lachende Erben. Melintes hoher Geist weis nichts von einer so niederträchtigen Neigung: er gönnet gern andern ihren Reichthum und freuet sich, wenn es ihnen wol gehet. Er hält es für eine Schuldigkeit, seine jährlicheEinkünfte znm Besten des gemeinen Wesens auszuüben. Er verwendet solche auf Künste und Wissenschaften, er gönnet seinen Uberflus denen Handwerkern und Arbeitsleuten; er hat eine Freude ihnen etwas verdienen zu lassen; aber übernehmen dörfen sie ihn nicht, denn er hasset das Unrecht. Er will, daß ein jeder, der mit ihm zu thun hat, redlich und gewissenhaft handeln soll. Er weis, daß keine Leute dem gemeinen Wesen schädlicher sind, als solche, die keine Ehre und kein Gewissen haben.

Alle seine Ausgaben sind ordentlich eingetheilet. Er sucht sich mit lauter solchen Dingen zu belustigen, welche Kunst und Wiz und Schönheit beleben. Er liebet in allem die Reinlichkeit, und ein sinnreiches artiges Wesen. Sein Hausgeräth, seine Kleider, seine Kunstsachen, seine Kutschen und Pferde, seine Art Tafel zu halten; Alles hat ein gewisses Wesen, das gefällt, das rühret und das nicht sowol prächtig als reizend und schön ist.

Viele, die nicht die menschliche Laster und Tugenden zu unterscheiden wissen, halten den Melintes für hochmüthig. Sie nennen dasjenige einen Ehrgeiz, was bei ihm die Würkung eines guten Gemüths und eines erhabnen Geistes ist: sie sagen, der äuserliche Glanz könte keinen andern Ursprung haben, als die Liebe der Eitelkeit: sie wollen, man soll den Uberflus an die Armen geben, und selbst armselig leben. Allein diese Leute wissen nicht, daß es ein groses Uebel in der menschlichen Gesellschaft ist, wenn man viele Arme hat. Diese Armuth wird durch nichts mehr genähret, als durch Scheinheiligkeit und Müssiggang. Arbeit und Ordnung im Gegentheil, sind die besten Mitteln, der einreissenden Armuth und schändlichen Bettelei zu steuren. Nichts aber unterhält den Fleis und die Arbeitsamkeit der Menschen besser, als wann ein jeder einen solchen Aufwand macht, wie es sein Vermögen mit sich bringet. Der Arme mus sparsam leben, und arbeiten, so wird er nie kein Bettler werden; und der reiche mus nach Masgebung seines Vermögens seine Ausgaben einrichten, so werden dadurch

durch die Armen Mittel finden, sich zu nähren. Wären keine Geizhälse, keine Müssiggänger, und keine Verschwender, so gebe es auch keine Armen.

Ein Mensch mus in der Welt durch andere leben. Die Armen und Nothdürftigen müsten im Elend schmachten, wann die Reichen und Begüterten ihnen nichts von ihrem Uberflus wolten zufliesen lassen. Solten sie aber solches thun, ohne ihnen Arbeit zu geben, so wäre dieses dem gemeinen Wesen noch viel schädlicher. Wie solten aber alle Menschen Arbeit bekommen, wann nicht Künste und Wissenschaften befördert würden; und was solte die Reichen bewegen, Geld und Güter zu verwalten, wann sie nicht dadurch gewisse Vorzüge zu geniessen hätten? Die Natur ist zwar mit wenigem zufrieden; allein sie leidet auch einen unendlichen Zusaz von Annehmlichkeiten. Gibt man dem Armen Brod, so gebe man ihm auch Arbeit, damit es ihm gedeihe; das ist löblich. Man lasse aber auch dem Reichen die Vortheile seines Guts geniesen; das ist billich.

Der freigebige Melintes lässet es an nichts ermangeln, was seinem Nebenmenschen zur Aufnahme, und zur Nahrung dienen kan. Er gibt vielen Leuten etwas zu schaffen, die mehr seiner Hülfe bedürfen, als er ihrer Arbeit vonnöthen hat. Er thut nichts lieber, als ihnen, was sie verdienet haben, bezahlen; und indem er darinn sein Vergnügen sucht, andern etwas von seinen Gütern mitzutheilen, so gebraucht er zugleich alle nur mögliche Vorsichtigkeit, sich stets in dem Stand zu erhalten, um andern nüzlich, und niemanden beschwerlich zu seyn. Nichts wird deswegen bei ihm liederlich verwahrloset; nichts aus Uppigkeit verdorben; nichts aus Leichtsinnigkeit verschwendet; und nichts aus Geiz zurük behalten. Er verzehret zwar jährlich die Einkünfte, so seine Ländereien ihm auswerffen, die Ländereien aber an und für sich selbst, sucht er nicht nur weislich zu erhalten, sondern auch so viel möglich, noch immer mehr und mehr zu verbessern. Viele meinen, da er sonst ein so trefflicher Naturkündiger ist, er müsse den Stein der Weisen besizen; denn man siehet gleichsam mit seinen Ausgaben seine Einkünfte wachsen; allein, wenn man betrachtet, wie klug er seine Sachen einrichtet, wie fleissig er dieselben besorget, wie vorsichtig er damit umgehet, und welche Ordnung er in allen Dingen beobachtet, so siehet man, daß die Sachen ganz natürlich zugehen, und daß GOttes Seegen in solche Mittel bei ihm mit einflieset, welche sich auf seine Geseze gründen. So hält Melintes Haus. Seine Sitten sind eben so ordentlich. Er liebt zwar alle erlaubte Veränderungen und Ergözlichkeiten; allein sein Verstand mus immerdar an demselben den meisten Antheil haben. Wo andere Menschen ihre gröste Lust suchen, da hört insgemein die Seinige auf; Was ihn ergözen soll, mus ihm nicht nur gegenwärtig ein Vergnügen geben, sondern auch dem Künftigen nicht schaden. Es mus nichts alberes, nichts unflätiges, nichts ausschweiffendes, sondern etwas artiges, etwas angenehmes, und würklich etwas Gutes seyn.

Sein Umgang ist so leutselig und rührend, daß man ihn niemals verläst, ohne neue und lebhafte Eindrüke von ihm in seinem Gemüth zu behalten. Er weis in seinen Gesprächen unsre Gedanken so geschikt auszuschliesen, und ihnen zu begegnen, daß man ungleich mehr Verstand bei ihm als bei andern Leuten hat, deren albere Reden uns öfters mit alber machen. Sein Wandel ist unschuldig, so ehrbar, so ordentlich; seine Sitten sind so gleichförmig, so natürlich, so angenehm, so aufrichtig; und sein ganzes Wesen begleitet eine so hohe Weisheit, daß auch der Neid selbst mit allen seinen sinnreichen Einfällen nichts an ihm lächerlich oder verdächtig zu machen weis. Ja es ist allerdings ein Kennzeichen von einem sehr übelbestellten Gemüth, wenn man für ihn nicht eine vollkommene Hochachtung

achtung empfindet. Da man im Gegentheil sich und seine Handlungen nicht besser rechtfertiget, als wenn man ein Beispiel von dem Melintes darüber anführen kan.

Man glaube inzwischen nicht, daß alle diese Tugenden und Vollkommenheiten ein zusammengesezetes Gebäude von einem langwierigen Fleis, und einer strengen Sittenlehre; noch vielweniger, daß es blose Gaben der Natur seyen, die mit dem Melintes wären gebohren worden; Wer so urtheilet, der kennet nicht die gefährliche Abfälle, wohin öfters die blose Weltweisheit führet. Wir müssen hier unsre Abhänglichkeit von einem höhern Wesen erkennen. Von GOtt kommt Erkenntnis und Warheit; Er allein leidet uns zum Guten, und lässet uns wandeln auf dem Pfad der Frommen. Hier ist das Geheimnis, wodurch Melintes alle seine herrliche Gaben und vortrefliche Eigenschaften erlanget. Es solte billich dieses den Christen kein Geheimnis seyn; Allein, da wir leider meistentheils noch so weit davon entfernet sind; so mus wol folgen, daß wir entweder solches nicht wissen, oder nicht wissen wollen; dann es ist an und für sich selbst ein einfältiges Ding, um darzu zu gelangen. Es ist der Glaube, der uns von Jugend auf gelehret wird, und der bei uns eben so wenig fruchtet, als ob wir von ihm nichts wüsten. Melintes hat davon den rechten Aufschlus bekommen, und dessen Kraft empfunden. Er ist durch ein demüthiges und aufrichtiges Wesen, welches ihm das Leere und Mangelhafte aller menschlichen Tugenden hat einsehen lernen, zu dieser grosen Gnade gelanget.

In Ansehung der Religion hält es Melintes nur allein mit dem allgemeinen christlichen Glauben, nach der Einführung des Stifters; Er verachtet aber deswegen mit nichten die äuserliche Kirche: er erkennet bei ihren vielen Mängeln und Gebrechen, ihre Nothwendigkeit und ihren Nuzen. Alle Pläze und Häuser sind würdige Tempel seiner Andacht. Er findet allenthalben reizende Vorwürfe, GOttes Allmacht, Güte und Weisheit zu loben, zu verehren und zu verherrlichen. Er weis nichts von Aberglauben und gottsdienstlichen Werken. Der beste Gottesdienst, spricht er, ist der Glaube, und die Aufrichkeit, zu thun, was der HErr will. Mehr fordert GOtt nicht von uns armen Menschen. Die Trennungen und Zwiespalten, welche die Christen durch das stets fortwährende Gezänke ihrer Geistlichen unter sich nähren, sind schröckliche Gerichte, die wir uns durch unsern Unglauben und unsern Hochmuth zuziehen.

Melintes will, daß man nach dem Hauptgeseze unsers Heilandes, welches die Liebe ist, sich einander dulden und einer des andern Fehler und Irrthümer ertragen soll. Im übrigen bezeiget er seinen Glauben durch seine Werke; Er ist demüthig, gedultig, grosmüthig, liebreich, mildthätig, aufrichtig, mässig; liebet Recht und Warheit, und GOtt in allem was gut ist.

Die Kräfte des Verstandes zeigen sich bei dem Melintes in gleicher Vortreflichkeit: sie dienen nicht allein, die Empfindungen und Erkänntnisse seiner Seelen deutlich an den Tag zu geben, sondern sie sind auch fähig in die Verborgenheiten der Menschen und der Natur einzudringen, und solche mit einer lebhafften Scharfsinnigkeit zu entwikeln. Die Wissenschaften kosten ihm nichts: er findet die Züge davon in seinem eigenen Verstand eingegraben, und er braucht weiter nichts als Wörter, um sie zu erklären. Eine Warheit bringt ihn auf die Spur einer andern; er entdeket in einer Reihe vieler Folgen, eine Menge von Warheiten, die er auf das geschikteste miteinander zu verbinden, und daraus ein ordentliches Lehrgebäude zu verfertigen weis. Er besizet die Kunst zu denken, so vollkommen, daß er niemals einen Zwang spüret, einen Beweisgrund oder einen Vernunftschlus zu fin-

den, wo er ihn nöthig hat. Sein Gehirn ist gleichsam eine Schazkammer aller nur möglichen Vorstellungen und Bilder, welche nie durch unordentliche Bewegungen der Nervengeister, oder durch allzuheftige Leidenschaften, verwirret werden. Mässigkeit, Gelassenheit und Demuth sind die Mittel, den Verstand in seiner natürlichen Kraft und Munterkeit zu erhalten. Es ist gewis, daß unsere Unordnungen das Geblüt und unsre Affecten entzünden, und daß dadurch auch der beste Verstand in seiner Wirksamkeit gestöret, und öfters, wie in ausserordentlichen Gemüthsbewegungen, gar unbrauchbar wird.

Aus der deutlichen Vorstellung, die der Verstand des Melintes fähig ist, sich von allen Vorwürfen zu machen, fliesset dessen ungemeine Beredsamkeit: seine Reden, seine Aufsäze, seine Schriften führen die Deutlichkeit und die Uberzeugung mit sich; alles schmeket darinn nach einem scharfen Wiz, nach erhabnen Gedanken, nach edlen Empfindungen: Er zeichnet, er mahlt, er schildert alle Sachen so natürlich und lebhaft, daß man sich solche, als ob sie gegenwärtig wären, vorstellen kan. Er schreibet eben so leicht, als er denket, ja er hat Mühe die Feder so hurtig zu führen, als ihm die Gedanken einschiessen.

Niemahls hat man bei einem Menschen einen lebhaftern Begriff, und eine bündigere Art zu schliesen wahrgenommen. Melintes hat dabei sich seine Erfahrung in allen Vorfällen dermassen zu Nuzen gemacht, daß ihm wenig Sachen, die einem in der Welt vorzukommen pflegen, fremde scheinen. Er kennet die Menschen, ihre Leidenschaften, ihre Art zu denken, ihre heimliche Bewegursachen; ja es ist als ob er ihnen aus den Augen lesen könte, was sie leiden, was sie für Anschläge machen, und was sie vor ihm am meisten zu verbergen suchen.

Weil er selbst niemals nichts Böses denkt noch vor hat, so braucht er keine politische Klugheit sich zu verstellen. Seine Aufrichtigkeit sich so zu zeigen, wie er ist, macht ihm allezeit Ehre; und da er jederman liebet, jederman wol begegnet, und jederman sich gefällig zu erweisen trachtet; so müste man sich sehr wundern, wie er doch Feinde haben könte, wenn man nicht wüste, daß die Bösen keine andre Ursache des Hasses nöthig haben, als wenn man gut ist.

So genau er die Laster der Menschen kennet, und so empfindlich ihn auch ihre Bosheit rühret, so sucht er doch immer alles zum Besten zu deuten, oder zu entschuldigen; niemals aber wird er von jemand übel sprechen: es sey dann, daß er ein Zeugnis der Warheit geben soll, jemanden für böse Menschen zu warnen. Man trauet seinen Worten ohne Handschrift und ohne Eidschwur. Wenn er mit jemanden einen Handel vorhat, so überlegt er so genau des andern Nuzen, als seinen eignen. Er handelt lieber gar nicht, wann er siehet, daß der andere dadurch Schaden leiden mus. Er ist ein Feind aller Zänkereien, und suchet, so viel an ihm ist, Frieden zu halten, mit jederman. Wenn man ihn beleidiget, so sucht er solches zu vergessen; und wenn er ja sich rächet, so geschiehet es durch eine gewisse Unachtsamkeit, welche denen die ihm übel wollen, das Vergnügen berauben ihm Verdrus zu machen. Er bezeiget eine gleiche Kaltsinnigkeit in Ansehung dessen, was die Leute von ihm reden. Es ist kein bessres Mittel, sagt er, die böse Nachrede zu widerlegen, als nichts böses thun. Weil er nun auch zugleich allen Schein des Bösen behutsam zu vermeiden sucht, so haften auf ihm weder Lügen noch Stachelreden.

Bei einer so ruhigen und vergnügten Lebensart ist Melintes in allen Zufällen gefasst. Sein Herz achtet die zeitliche Dinge nicht höher, als ihre Flüchtigkeit, und ihr geringer Werth es verdienet. Er betrachtet dieses gegenwärtige Leben als einen

nen Durchgang in das Zukünftige. Alle Güter dieser Welt gebrauchet er als Mittel zu den himmlischen zu gelangen. Er will nichts als was GOtt will; weil nun alle Begebenheiten, die uns vorkommen, dessen Willen zu erkennen geben, so unterwirft er sich denenselben mit Demuth und Gelassenheit. Der Glaube und die tiefe Ergebenheit, seinen eignen Willen dem Willen GOttes zu unterwerfen, erfüllet sein Herz mit stetem Trost. Der Tod komme wann er will, so ist er ihm nicht zuwider; und sein Leben daure, so lang es wolle, so ist es ihm angenehm.

Der vernünftige Soldat.

Summos posse viros & magna exempla daturos
Vervecum in patria crassoque sub aëre nasci.

Iron macht zwar von dem Degen sein Handwerk; er weis aber die Feder nicht minder geschikt zu führen. Er hat etwas groses und edelmüthiges in seinem Wesen; man ehret ihn weñ man ihn siehet; u. man mus ihn hochschäzen, weñ man ihn nur ein wenig hat keñen lernen. Die Natur hat ihn geadelt, und nicht der Stammbaum seiner Vätter. Seine Tugenden sind seine Ahnen, und sein Wohlverhalten macht ihn rittermässig. Er hat eine gründliche Vernunft, einen hurtigen Begrif, eine lebhafte Beredsamkeit, eine reiche Erfindungskraft und ein glükliches Gedächtnis. Er hat so viel Wiz und Scharfsinnigkeit, daß er nothwendig einen Verächter der kleinen Geister und einen Spötter der herrschenden Thorheiten abgeben mus. Er hat die muthwilligste Einfällen von der Welt, und versteht die Kunst, die Menscheu nach dem Leben abzuschilderen. Er kan ihre Worte, ihre Gebèrden und alle ihre Minen nachahmen. Er macht eine ganze Gesellschaft lachen, er selbst aber siehet dabei so ernsthaft aus, als ob er eine Predigt hielt. Die Erfahrung hat ihn klug, und sein widriges Schiksal weise gemacht. Sein Muth hat ihn über alles erhoben: sein Glük aber ist allzumittelmässig und weit unter seinen Verdiensten geblieben. Er hat ungefehr ein paar hundert müssige Soldaten unter seinem Befehl, die er stets durch ein duzend Prügelvögte mus in Ordnung zu halten suchen. Er hat eine solche Gewalt über sie, daß er sie wie ein Zaubrer nach seinem Wink bewegen kan. Es kostet ihm mehr nicht als ein Wort, eine rasche Handlung bei ihnen zu verursachen, und solche auch wieder mit einem Wort zu hemmen. Er ist so ernsthaft, daß man ihn fürchten mus; so bald aber befiehlt ihm nicht der Wohlstand höflich zu seyn, so kan er jederman durch einen freundlichen Blik einnehmen. Er ist so leutseelig als streng; diese beiden Eigenschaften äussern sich bei ihm, nachdem es Zeit und Umstände von ihm erfordern. Er bezeigt durch sein Belspiel, daß man ein guter Soldat seyn kan, ohne seinen Muth durch Wildheit, Wut und Fluchen an den Tag zu legen. Er hält dafür, ein rechtschafner Kriegsbefehlshaber müste selbst die gröste Exempel von der Gerechtigkeit und der wahren Ehre geben, weil darinnen sein ganzes Geschäfte bestehet, beide zu erhalten und zu beschüzen.

Mittel die Kornwürmer zu vertreiben.

Daß es höchst nöthig sey, bei Ländern und grosen Städten, allezeit einen Vorrath von Früchten oder Korn aufzubehalten, ist eine ausgemachte Sache.

Aber, obwolen diese Vorsicht an denen mehresten Orten angewendet wird, und man fast in allen Städten Kornhäuser und Fruchtböden antrift, so hat man doch auch die Ungelegenheit, daß sich zu diesem Vorrath, öfters ungebeteue Gäste finden, welche dasjenige, was sie nicht verzehren, verderben; und das ärgste ist, daß wo ein Fruchtkasten einsmalen mit

mit diesen schädlichen Creaturen angestekket worden, daß man derselben nicht mehr los werden, oder solche vertreiben kan.

Dieser schädlichen Thierlein sind vornemlich zweierlei Arten bei uns bekannt, und macht man den Unterscheid gemeiniglich mit Benennung des schwarzen und weisen Wurms. Unsere Landesleute nennen selbige, besonders die schwarzen, Korn-Vögel.

Die schwarze Kornwürmer sind kleine Käfer, werden von denen Lateinern Curculiones oder Gurguliones, von denen Holländern Klander, Engelländern Calender genennt. Sie haben sechs Füsse und laufen damit sehr schnell. Ihr Maul ist als eine besondere Kneipzange formirt, mit welchem sie nagen, und die Fruchtkörner anbeisen und aushöhlen, daß nichts als die äusere Haut überbleibet. Sie kriechen von aussen an denen Wänden, auf die Fruchtböden, kommen in dem ganzen Haus herum, ja gar in die Betten, und zwiken die Schlafende.

Finden sie kein Korn, so sezen sie sich in Mehl, in Reis, gerollten Gerste ꝛc. Ja sie sind auch Näscher, und kommen an den Zuker, Confect und dergleichen.

Bleiben also nicht an einem Ort beständig, und wann der Nachbar dieserlei Gäste in seinem Hause hat, so mus man allerdings besorgt seyn, daß man von diesem schädlichen Insect auch eine unangenehme Visite bekomme. Dann sie kriechen, wie vorgemeldet, von unten an denen Häusern hinauf, und dieses besonders im Frühjahr, daß dahero einige glauben, sie hätten ihre Winterherberge in der Erde.

Sie sind fruchtbar und vermehren sich bald in groser Anzahl. Sie entstehen nicht, wie einige geglaubt haben, und noch glauben, durch Fäulung oder generationem æquivocam; sondern durch Begattung des Männ- und Weibleins.

Dieses leztere, wann die Zeit seiner Fortpflanzung herbei kommt, suchet ein weiches Körnlein, beiset mit seiner Freßzange ein Loch in dasselbe, und leget darein nicht mehr als ein, selten aber auch zwei Eier, und dieses macht es, mit fünf oder sechs Körnern etlich Tag nacheinander.

Diese Eilein sind nicht grösser als ein kleines Sand- oder Mohnsaamenkorn. Aus jedem derselben kommt in sieben Tagen eine kleine Made oder Wurm, welcher sich zusammen krümmt, und nicht in dem Stande ist fortzukriechen. Dieses hat er auch um so weniger nöthig, als er vor etliche Tage Speise genug in seinem Nest findet; und dieses ist die Ursache, daß der Kornwurm nicht mehr, als ein, oder höchstens zwei Eier in ein Korn sezet; denn wo deren mehr wären, hätten sie nicht Nahrung genug.

Nach einigen Tagen verändert sich diese Made oder Wurm in eine Puppe, gleichwie andere Insecten; aus dieser kommt nach vierzehen Tagen ein brauner Käfer, wie oben beschrieben worden.

Der weisse Kornwurm ist eine Art kleiner Maden, ein schädlich und gefräsiges Thierlein, welches die Holländer deswegen den Wolf nennen.

Sie haben sechs Füsse, und in dem Fortkriechen schleppen sie zugleich einen Faden als Spinnengewebe nach, womit sie sich aller Orten anhängen, und gegen das Herabfallen versichern. Diesen Faden zieht der Wurm aus dem Maul, andere glauben aus einem besondern Röhrlein nächst an demselben. Er ist mit einer braunrothen Zange an dem Kopf bewafnet, womit er nicht allein das Korn anbeiset, sondern dieser schädliche Wurm sezet sich auch in die Balken des Hauses, durchnaget Schachteln, Bücher und alles was ihm vorkommt.

Zu Ende des Sommers kan man diese Thierlein in groser Menge an denen Wänden

den kriechen sehen, indem selbige einen Ort zu ihrer Verwandlung suchen.

Sie verlassen deswegen zu erst gemelder Zeit ihre Nahrung, das Korn, und verbergen sich in die Spalten derer Balken, zwischen die Schindeln und Ziegel der Dächer; ja wo sie sonsten keine geschikte Gelegenheit finden, machen sie durch Hülfe ihres Gebises oder Freszange sich selbsten ein Nest, bedeken sich mit ihrem eigenen Gespünste, und verwandeln sich wie andere Rauppen in Puppen.

Diese Puppen bleiben den ganzen Winter, ohne sich zu bewegen, ligen; aber im April oder Maymonat, wann es anfänget warm zu werden, so kommt ein geflügelter Wurm oder Motte heraus, auf deren silberfarben Flügeln kleine schwarze Fleken zu sehen.

In diesem Stand thun sie keinen Schaden, denn sie essen nichts; aber sie paaren sich, und leget das Weiblein sodann Eier, und zwar jedes sezig bis siebenzig.

Sie haben an dem hindern Theil des Leibes einen besondern Stachel, welcher ein Röhrlein formirt; mit diesem können sie in die Schrunden oder Spalten des Korns kommen, und ihre Eier daselbst ablegen und verbergen.

Ohngefehr nach sechzehen Tagen gehet die Plage an. Denn die aus den Eiern hervor kommende Würmlein, beissen sich durch, leeren das Körnlein, worinn sie gebrütet, aus, hängen vermittelst ihres Gespünstes ein anderes daran, und wann sie mit diesem fertig das dritte, und so fortan. Sie überziehen den ganzen Fruchthaufen, als mit einem Spinnengewebe; und weil dieses Ungeziefer sich so häufig mehret, (denn, wie oben gedacht, aus einem sechzig bis siebenzig gezeuget werden,) als ist leichtlich zu erachten, was in kurzem vor ein groser Schade daraus entstehen könne.

Man hat gegen beiderlei Art dieser Kornfeinde, allerhand Mittel erdacht, und viele Vorschläge und Versuche gemacht, wie mit bittern Kräutern, Heringslak, Vitriol und Salzwasser, Knoblauch, &c. diese Diebe zu vertreiben wären; Es hat aber nicht aller Orten, oder doch sehr wenig gefruchtet: oder wo man es zu stark gemacht, hat das Korn einen üblen Geruch und Geschmak davon angenommen.

Die Königlich- und Churfürstliche Cammer zu Hannover hat den 22. Januarii 1747. einen besondern Unterricht, wie diesem schädlichen Ungezifer zu begegnen, publiciren lassen, von welchem, ob derselbe zwar allbereits von den Herren Hamburgern in ihre Sammlungen oder Magazin gebracht worden, unsern Landesleuten zu gut, hier in der Kürze, das Nöthigste bekannt machen wollen.

Es wird erstlich eine besondere Construction derer Luftlöcher auf denen Fruchtböden angegeben, nach welcher Angebung diejenige, welche man auf unsern Fruchtböden hat, viel zu hoch sind, deswegen kan die Luft die Früchte nicht bestreichen. Dieser sollen nur einen Fus, höchstens einen und ein halben über dem Boden, worauf die Früchte ligen, stehen, und nur einen Fus hoch und breit im Lichte seyn.

Die zu diesen Luftlöchern gehörige Läden werden nicht an der Seite, sondern oben an dem Querholz oder Schedel des Luftlochs angeschlagen, und mit einem eisernen oder andern Stänglein hinauswärts aufgesperret, daß sie die Gestalt eines herab hängenden Daches haben, und dadurch sowol das Einfallen des Regen und Schnees verhindern, und demnach genugsame und zwar kühle Luft auf den Boden bringen. Das Licht aber mus man durch kleine Fenster, welche man hier und da nach Nothdurft machet, hereinbringen, und denen Vögeln, den Eingang, durch einige vor die Läden gestellte Gitter oder Garne verwehren.

Auf denen Fruchtböden, welche unter denen Dächern ligen, kan man ebenfalls dergleichen Luftlöcher anbringen, und wo das Dach genug überschiesset, kan solches zwischen denen Sparren geschehen, wo man alsdann keine Klappen nöthig hat, sondern nur Gitter oder Garne vorsezen darf. Wann man dergleichen Kornhäuser neu anleget, sind die gebrochene Dächer dazu sehr vortheilhaftig, und kan man solchergestalten beständig kühle und frische Luft auf denen Kornböden haben.

Nach oben belobtem Unterricht, soll ferner vom ersten April an bis Ausgang des Septembers, alle Wochen zweimal, in denen übrigen Monaten aber wochentlich nur einmal, die Frucht gewendet oder umgeschlagen, und die Böden rein gefeget oder gekehret werden.

Ist die Frucht würklich von dem schwarzen Wurm angestekt, so wird dieselbe von weiterm Verderben bewahret, wann man solche durch die Rolle laufen lässet. Dergleichen Machinen hat man auch hier zu Land hin und wieder auf denen Fruchtböden, wodurch das Korn von dem Staub und Spreu gereiniget wird.

Die zur Seiten herausfallende leichte ausgefressene Körner, und die hinten hervor fliegende Spreu, werden mit denen ebenfalls ausgeworfenen Würmern oder Kornvögeln, sorgfältig zusammen gekehret, leztere in einen Zuber Wasser geschüttet, und die Käferlein verhindert, daß sie nicht herausschwimmen, bis sie tod sind.

Die ausgehohlte Früchte und Spreuer kan man noch vor die Schweine nuzen.

Das also gereinigte Korn lässet man zwei oder drei Wochen ligen; doch solle dasselbe alle Tage umgestochen werden. Denn das Umstechen incommodirt diese Kornwürmer oder Käfer so sehr, daß sie weglaufen, und viele tod gefunden werden. Und darf man nur in Obacht nehmen, nach welcher Seite diese Käfer sich ziehen, so kan man selbige zusammen kehren, und also in kurzer Zeit völlig vertilgen.

Es befördert aber die Ausrottung dieses schädlichen Ungeziefers gar sehr: wann man die Seitenwände auf denen Kornböden etwan zwei oder drei Fus hoch rings herum weis anstreichen lässet, so wird man die schwarze Käfer desto eher gewahr, kan sie abkehren, vertretten, oder dem Feüer übergeben.

So mus man auch zu Anfang des Frühjahrs, im Martio oder folgenden April, besonders wann es warme Täge gibet, darauf sehen, daß diese Käfer oder Kornvögel, welche sich im Herbst oder vor dem Winter in die Mauren vornen, oder gar herab in die Erde gezogen haben, nicht wieder an denen Wänden oder Mauren hinauf kriechen, und das weitere Hinaufsteigen verhindern.

Oder wo es die Gelegenheit erlaubet, und das Kornmagazin frei stehet, ziehet man mit Theer, Wagenschmier oder Terpentin einen drei bis vier Zoll breiten Strich um das ganze Gebäude herum, so bleiben die Käferlein daran hängen, und vergessen das Hinaufsteigen; was noch echappirt, wird durch fleissiges Wenden oder Umschlagen des Getreides, völlig vertrieben.

Dieses Mittel solle an dem Kornmagazin zu Berlin, welches vor dem Spandauer Thor stehet, guten Nuzen geschaffet haben.

Mit dem weisen Kornwurm hat es eine andere Beschaffenheit; denn er dringet nicht so tief in die Fruchthaufen. Dahero darf man von demselben nur die oberste Haut, welche als mit Spinnengewebe überzogen, etwan eine Queerhand hoch, abnehmen, das an einander hängende Getraid auf einen besondern Ort ausbreiten, mit stumpf abgehauenen Besen von Birkenreisern stark zerreiben, und alsdann über die Rolle oder Fruchtmühle laufen lassen. Wird die Frucht dadurch nicht zum ersten mal rein, so repetirt man den

Pro-

Proces wie erst gemeldet. So fället alles unreine ab, und das Kurn wird wiederum Kaufmannsgut.

Wäre aber der ganze Hauf also angestekt, so daß alles zusammen hänget, so mus man das Getraide, wie erst gemeldet, tractiren, zuvor wol mit dem abgehakten stumpfen Besen zerreiben, und die Rolle passiren lassen.

Wo dieses in Zeiten geschiehet, ist der Abgang nicht gar sonderlich gros, und man glaubt, auf diese Art, und durch Anlegung luftiger Getraidkästen, die Früchte in gutem Stand zu erhalten, und die angestekte zu reinigen.

Es ist auch kein Zweifel, daß alles vor angeführte, bei fleissiger Aufsicht seinen Nuzen habe; doch kan nicht geläugnet werden, daß es bei grosem Getraidvorrath wegen der vielen Leute, die man darzu nöthig hat, kostbar fällt, und wo man des schädlichen Ungeziefers will los seyn, öfters wiederholet werden müsse; dahero wir auch die Erfindung, welche Monsieur Hales, Doctor Theologiæ und würdiges Mitglied der Königl. Englischen Societät der Wissenschaften zu Londen, in dem vor etlichen Jahren heraus gegebenen Tractätlein, Instructions pour les Mariniers, beschreibet, schon in dem vorigen Theil, dieser auserlesenen Sammlungen eingerükt haben: Es ist selbige, wo man sie mit Vorsichtigkeit anbringet, ohnfehlbar, und werden zugleich die Ratten und Mäuse dadurch vertrieben.

Eben dieser Proceß wird auch von Monsieur Des landes in den Recueil de differents Traités de Physique & d' Histoire naturelle gelobet, und Herr Baker in Beschryving van de beste en nieuwste Microscopen, aus welchem wir die Historie derer Kornwürmer genommen, gedenket ebenfalls davon.

Es ist zwar die Erfahrung, daß man alle Insecten, ja alle Thiere mit Schwefelrauch erstiken oder töden könne, schon alt; aber man ist noch nicht darauf gefallen, daß auch im Grosen die Sache zu practiciren. Monsieur Hales aber thut Vorschläge ganze Fruchtböden zu durchschwefeln, und also alles Ungeziefer dadurch zu töden. Es solle aber folgender gestalten damit verfahren werden:

Wann die Fruchtböden nur mit Brettern beleget, und unter denenselben Kammern oder dergleichen Böden befindlich, so will er, daß man in diese Löcher machen solle: damit aber das Korn nicht durchfalle, und doch der Schwefeldanpf durch passiren kan, müssen die Löcher mit grober Leinwand, oder mit einem Blech, welches als ein Durchschlag durchlöchert ist, bedeket werden. Und diese Löcher müssen vornemlich unter denen Fruchthäufen, und deren nach Beschafenheit des Vorraths, mehr oder weniger, seyn.

Hat man aber die Gelegenheit, und es kan ohne sonderlichen Schaden oder Mühe geschehen, so wird der Bretterboden gar aufgehoben, und an dessen Stelle starke Latten, und auf diese grobe Tücher gelegt, folglich das angestekte Getraid darauf geschlagen, doch so, daß es nicht gar zu hoch auf einander lige.

Man könte auch ein Stük Boden mit dünnen vielmalen durchbohrten Brettern, als die Malzdarren, belegen, und also dem Schwefeldampf den Weg in die Frucht bereiten.

Unter diesem Boden, und zwar unter dem Fruchthaufen, leget man eine Art von einem Feuerherd an. Dieses thut ein Haufen Sand, einen Fus hoch, mit Bachsteinen überleget.

Oder man darf nur einen grosen Kasten oder Küste mit nassem Sand anfüllen, und so fort den Topf, worinn der Schwefel brennen solle, darein sezen.

Wäre der Boden von einem Ypsgus, oder mit Steinen belegt, so könnte man das

Getraide zu Haufen schlagen, doch nicht höher, als wie oben gedacht worden, einen Fus hoch, und es also antragen, daß auf zwölf Fus in das Gevierte ein dergleichen Topf mit Schwefel komme. Dieser mus aber ebenfalls zu Vermeidung Feuersgefahr in eine Küste oder Kessel, worinnen nasser Sand, gestellet werden. Diese Schwefelnäpfe sollen nicht allzunahe an der Wand stehen, und wann zwei, drei oder mehr Böden über einander mit Früchten ligen, so darf man doch nur auf denen untersten die Schwefeltöpfe ansteken; doch müssen die Böden auf oben gemelde Weise durchlöchert oder bereitet werden, daß der Schwefdampf sich durch, und in das Getraid ziehen könne.

Dahero auch das beste, daß man bei denen mit Stein belegten oder von Jps gegossenen Böden, hin und her etliche Stein aufhebe, oder Löcher mache, welche nach der Operation mit geringem Kosten und Mühe können zugemacht werden.

Zu dieser Schweflung ist am dienlichsten, daß man gegossene eiserne Töpfe bis sechs oder acht Zoll weit, und eben so tief nehme, oder man lässet dergleichen starke Näpfe von guter Erde, welche nicht springet, machen.

In diese Töpfe stellet man zwei oder drei Dachte von gelind zusammen gerollter alter Leinwand in gewisser Weite von einander, und giesset sodann den in einer eisernen Pfanne geschmolzenen Schwefel darein, und bringet diese Töpfe sodann an ihren Ort.

Will man den Schwefel oder die Dachte anzünden, so müssen zuvor alle Läden, Fenster und Thüren zugemacht werden: deswegen auch noch diese Vorsicht nöthig, daß etliche Personen die Dachte oder den Schwefel anzünden, und sich alsobald retiriren, dann sie sonsten von dem Schwefeldampf erstiken könnten.

Ehe man diese Räucherung vornimmt, thut man wol, daß man das Getraid mit der Schaufel umschläget, damit die Würmer beunruhiget werden, hervor kriechen, und alsobald von dem Dampf erstiken.

Und auf diese Art wird in wenig Stunden alles, was von lebendigen Thieren, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, sich auf den Kornböden und in dem Korn findet, getödet.

Nach 24. Stunden oder zwei Tagen, kan man etliche Läden, von aussen an denen Böden öfnen, oder auch durch die Thüren versuchen, ob der Schwefeldampf sich gesezet, und man also ohne Gefahr auf die Böden kommen dörfe. Da man dann nach etlichen Tagen das Korn umstechen, und über die Rolle oder oben beschriebene Machine laufen lassen kan, so werden alle Würme und Käfer nebst dem Angefressenen wegfallen, und das Getraid wird völlig gereiniget.

Diese Schweflung bringet dem Korn keinen üblen Geschmak. Es tödet aber die wachsende Kraft, und kan solches nimmer zu dem Aussäen gebraucht werden. So tauget auch die also geschwefelte Gerste nicht zum Malz, denn sie wächset auch nicht. Daß also diese Operation nicht auf solchen Böden, wo Korn zum Saamen ligt, vorgenommen werden darf.

Wo der Vorrath von Früchten nicht gar zu gros, kan ohne weniger Feuersgefahr zu besorgen, das Korn von denen Würmern gereiniget werden, wann man dergleichen Oefen, als die Bierbräuer zum Malzdörren haben, gebraucht, und unten, anstatt des Holzes, dergleichen Schwefeltöpfe einsezt, die Darre aber oben mit Brettern zudeket.

Ja es verdient, daß man an an einem offenen Ort einen dergleichen Dörrofen anlegte; dieses kan aber auf dem Land viel füglicher als in denen Städten geschehen. Doch wo man alle Vorsicht wegen des Feuers gebraucht, so ist allezeit besser, daß man die Frucht auf denen Böden schwefle, so wird der Boden selbst von

von allem Ungezieffer, auch Ratten, Mäusen und Fledermäusen gesäubert, und kan also auf einmal eine grose Menge Früchte, auf etlich über einander ligenden Böden von denen Würmern gereiniget und errettet werden.

Die Würmer, sowol der schwarze als der weise, greifen selten das alte recht trokene Korn an. Dahero wo man einen nassen Sommer gehabt, oder die Früchte nicht troken eingebracht worden; so sind solche allezeit dem Angrif der Würmer mehr unterworffen.

Dieses aber kan verhindert werden, man wann die Früchte öfters umschläget, und daß man etliche kleine Töpfe mit Lampen, in welche anstatt des Fettes oder Oels gelber Schwefel gegossen worden, in eine Schüssel oder Beken mit Wasser zwischen die Fruchthaufen stellet, und den Schwefel anzünden. Dieses hält alle Kornwürmer ab, und vertreibet zugleich die Ratten und Mäuse, besonders wo es von Zeit zu Zeit wiederholet wird.

Wann man diese Schweflung auch sonsten zu Reinigung alter Gewölbe, Keller, Gefängnisse und Lazarethen gebrauchen will, so wird man guten Effect davon finden.

Es müssen aber, nachdem der Schwefeldampf 24. oder mehr Stunden darinn gewesen, alle Luftlöcher geöfnet werden, damit der Dampf sich wieder hinausziehe, weil sonsten diejenige, welche hinein kommen, sich der Gefahr des Erstikens unterwerfen.

Die beste Frucht zum aufbehalten oder aufschütten, ist diejenige, welche in trokenen Jahren oder in heissen Ländern gewachsen. Will man also Magazine oder Vorrathshäuser aufrichten, so mus man vor gute, reife und trokene Frucht besorget seyn. Kan man diese nicht allezeit haben, so mus man jene nicht zu hoch aufschütten, fleissig rühren oder umschlagen, und wo man Früchte abgibet, soll man lieber die neue in nassen Jahren gewachsene fort schafen, und hingegen die Abgab mit andern in heissem Sommer gesammleten, wieder ersezen.

Tübingen.

Beschreibung einer ausserordentlichen und besonderen Misgeburt.

Von E. F. B.

Wir haben zwar eine grose Menge von Beschreibungen der Misgeburten, welche sich an vielen Orten zugetragen, und die gewis auch aufgezeichnet und beschrieben zu werden, verdienten; allein ich zweifle fast, ob unter dieser so grosen Menge eine so merkwürdig, als diese, deren Beschreibung folget, gewesen seye.

Den 20. Oct. 1744. wurde in dem Dorf Reisten, Bebenhäuser Amts, folgende Misgeburt männlichen Geschlechtes, zur Welt gebracht, und hernach in Gegenwart des Physici, Herrn Prof. Bakmeisters und des Chirurgi Jurati legaliter untersuchet und zergliedert.

Was den Leib dieses Kindes und dessen Glieder anbetrift, so ware dem ersten Anblik nach nichts ausserordentliches daran zu sehen; indem dieselbe ihre gehörige Gröse, Anzahl und Gestalt bekommen; auch sowol die vollkomen ausgewachsene Nägel an denen Händen und Füssen, als die Haare auf dem Kopf genugsam zeigten, daß dieses Kind seine Vollkommenheit erlanget habe.

Damit ich aber dasjenige, was dieses Kind zu einer Misgeburt gemacht, beschreibe, so ware erstens der Mangel des ganzen Halses, also daß das Kinn auf der Brust aufgelegen, und fast angewachsen zu seyn schiene, so daß weder von hinten noch von fornen einige Anzeige von dem Hals zu sehen ware. Ausser diesem ware auch der Kopf so sehr zurük und hinterwärts gebogen, daß die äussere Fläche des Stirnbeines nicht in dem Gesicht, sondern in der Höhe stunde, indem dieses Bein denjenigen Ort, wo sonsten die Seitenbeine zu stehen pflegen, eingenommen; mithin ware die Fontanella erst da zu sehen, wo sonsten gewönlicher Weise das hintere Hauptbein mit denen Seitenbeinen durch die Suturam Lambdoideam vereiniget wird. Der hintere Theil des Hauptes, ware so weit zurük- und eingebogen, daß man ihn anstatt derer Halswirbelbeine sahe.

Ferners kamen die Werkzeuge der äusserlichen Sinnen, mit der gehörigen Ordnung, auch nicht überein. Anstatt der Stirne sahe man von vornen nichts, als eine, in der Mitte zwar etwas erhabene, sonsten aber breit gedrukte Nase, also daß der obere Theil der Nase, oder deren Wurzel, in dem obersten Theil des Gesichts, und auf beeden Seiten die Augen sehr weit hervor stunden, so daß sie oben gleichsam zwei kleine Hörner vorstellten. Nach Aussage der Hebammen waren die Augen Anfangs nach der Geburt offen, die wir aber hernach ganz zugeschlossen gefunden. Der Mund nahme den gewöhnlichen Plaz der Nase ein, und die Ohrläpplein, welche auch gröser als sonst waren, lagen auf denen Achseln, weil der Hals fehlte, auf.

Die Fontanella, welche ganz mit Haaren umgeben ware, hatte von dem zusammen geronnenen Blut eine von Himmelblau und grün vermischte Farbe bekommen; ja man sahe auch noch würklich Blut heraus schweisen, und etwan sechs Querfinger lang von der Fontanalla an, einen Strich von obgemelder Farbe, daß auch die äussere Glieder und das Tuch, worein das Kind eingewikelt worden, von dem Blut besprizet gewesen. Das Blut ist gleich nach der Geburt, wie die Hebamme gemeldet, aus dieser Gegend heraus geflossen.

Diese bishero beschriebene Stüke, welche in der That sehenswürdig, beobachtete man äusserlich; allein, wie oben angeführet worden, so ware die innerliche Beschaffenheit dieses Kindes noch viel Verwunderungswürdiger, welches gleich hernach auch angeführet werden solle.

Was die Ursache der so ausserordentlichen Gestalt dieses Kindes, und Beschaffenheit der wiedernatürlichen Lage derer inneren Theile anbetrift; so glaube ich fast, daß man solche in denen äusseren und vesten Theilen suchen könne; indem, da man die Zusammenfügung oder Gelenke des hintern Hauptbeines untersuchte, dasselbe nicht mit dem Atlante oder erstem Halswirbelbein, noch sonsten einem andern verbunden gewesen, denn es ware kein einiges Wirbelbein weder des Halses, noch des Rükens, noch der Lenden zu finden, sondern das heilige Bein, welches eine ganz ungewonte Gröse hatte, dienete anstatt des ganzen Rukrads. Der hindere Theil des Hauptes also wurde an demjenigen Ort mit dem heiligen Bein vereiniget; an welchem sonsten bei natürlich gewachsenen das lezte Lendenwirbelbein mit gedachtem Bein zusamen hangt; und zwar dergestalten, daß das ganze Haupt ohne Bewegung war, auch nicht mit Gewalt konte beweget werden. Ubrigens hatte dieses sogenannte grose oder heilige Bein seine gewöhnliche Gestalt und gehörige Absäze, fehlete ihm auch nichts, es ware aber viel gröser und länger als sonsten gewönlich, so daß auf jeder Seite zwölf Rippen heraus giengen, und nur unten an der Spize, wo das Os coccygis (Schwanzbeinlein) anfänget, mit

Fig. I.

Fig. II.

b a b
c d
e
f. f.
g.
h. i. k.

Fig. III.

a
b

ad pag. 47.
IV. Theil.

mit denen ungenannten Beinen verbunden ware. Lezteren, nemlich den ungenannten Beinen, fehlete sonsten im geringsten nichts; obschon dieselbe mit dem heiligen Bein eine nicht sehr tiefe Höhlung oder Beken, wie es natürlicher Weise seyn sollen, ausmachten.

Die Erklärung derer Figuren.

Fig. I. Zeiget die Gestalt dieser Misgeburt von vornen an.
Fig. II. Zeiget die hintere Gestalt an; davon
- a. Die Wurzel oder den obern Theil der Nase bedeutet.
- b. Die, wie zwei kleine Hörner hervorragende Augen.
- c. Die Fontanelle und den gleich einer mittelmäsigen Haselnus grosen Eindruk.
- d. Die Vereinigung des hintern Hauptbeins mit dem heiligen Bein.
- e. Das heilige Bein selbsten.
- f. Die auf jeder Seiten herausgehende 12. Rippen.
- g. Die Vereinigung derer ungenannten Beinen.
- h. Die Vereinigung derer ungenannten Beine mit dem zwischenligenden Knorpel.
- i. Das Schwanzbeinlein.
- k. Den Knorpel selbsten.

Fig. III. Stellet die doppelte Leber vor, und zwar
- a. Den in der Brust noch über dem Zwerchfell gelegenen Theil der Leber.
- b. Den in dem untern Leib gelegenen Theil der Leber.

Was die innerliche Beschaffenheit des Kindes anbelanget, so war bei der vorgenommenen Zergliderung folgendes am merkwürdigsten; Dann nachdeme die äusserliche Bedekungen des Kopfes sammt dem Hirnschalenhäutlein zuerst auf- und abgelöset wurde, so entdekte man einen zimlich tiefen Eindruk oder Höhle in derjenigen Gegend, wo gemeiniglich das Stirnbein an die Seitenbeine durch die Kranznath befestiget wird, woselbst, wie erst oben gesagt worden, die Fontanella eine von Himmelblau und grün vermischte Farbe bekommen. Diese Eindrükung ware so tief, daß man eine mittelmäsige Haselnus hätte hinein legen können. Wir fielen bei dieser Entdekung auf die Gedanken, ob dieses Kind etwan nicht durch Gewalt und Vorsaz, weilen es unehlich erzeuget worden, solchen Schaden empfangen habe. Zu dem Ende wurde die beeidigte Hebamme gefragt, ob das Kind nach der Geburt noch einige Zeit gelebet habe oder nicht? welche diese Frage zwar bejahete, aber vorgab, daß das Kind nach der Geburt nur noch ein paar mal Athem geholet habe, und denn gleich darauf verschieden seye. Was aber diesen Eindruk in dem Kopf betreffe, so müsse solcher nur von der schweren Geburt hergekommen seyn.

Nach diesem wurde die Hirnschaale selbsten eröfnet, deren Höhle mit denen Hirnhäutlein zwar umgeben, aber unter diesen weder Gehirn, noch sonsten etwas demselben ähnliches gefunden; sondern die Beine, welche die Hirnschaale formiren, lagen zu unserer allergrösten Verwunderung ganz allein darunter.

Nachdeme man also die Theile des Hauptes untersuchet, wurde mit der Brust continuirt, die Knorpel derer Rippen entzwei geschnitten, und das Brustbein aufgehoben. Allhier fanden wir, was sich niemand vermuthet hätte.

Das Mittelfell theilte zwar die Brust wie gewöhnlich in zwei gleiche Höhlen; diese aber enthielten solche Theile in sich, welche man wol weder gesucht hatte, noch vermuthen konnte: Dann in der rechten Höhle lage das Herz mit dem Herzfell um-

umgeben, unmittelbar auf dem Zwerchfell, und zwar also, daß der unterste Theil oder die Spize des Herzens gegen das Mittelfell gerichtet, und die rechte Seiten des Herzens in dem Herzfell auf denen Rippen aufgelegen, die linke Herzkammer aber einen Theil der Lungen berühret hat. Doch kame das Herz in Ansehung der Gestalt, Gröse, und anderer Beschaffenheit mit dem natürlichen Zustand überein.

Die Lunge füllte den übrigen Theil dieser rechten Höhle in der Brust völlig an, als welche gleich unter dem untern Kinnbaken angefangen, und unter dem Herzen bis an das Zwerchfell sich erstreket. Wobei insonderheit merkwürdig, daß der Anfang der Luftröhre nicht durch die Luftröhre selbsten mit ihren Zweigen verknüpfet, sondern die fünf Knorpeln, woraus der Anfang der Luftröhre bestehet, unmittelbar mit der Lungen vereiniget waren.

An dem äusersten Rand ware ein Theil der Lunge mit der Rippenhaut, dem Mittel- und Herzfell zusammen gewachsen, daß man auch mit dem schärfesten Messer, ohne etwas zu verlezen, dieselbe nicht davon trennen konnte. Doch ware die Lunge so wol in Ansehung der natürlichen Farbe, als auch sonsten gesund; und ist dieses dabei zu bewundern, daß nur ein einiger Lungenflügel zu sehen gewesen, der zwar, durch die an dem Rand befindliche leichte Einschnitte mehrere und besondere Abtheilungen zu zeigen scheinte, aus welchen einer unter dem Mittelfell von der rechten zu der linken Höhle der Brust gienge; da hingegen von der linken, zu der rechten Seite ein wiewol kleiner Theil derer Gedärme, welche in der linken Seiten der Brust lagen, herüber getretten, wovon dieser Theil, nachdem er gleichsam einen halben Circul beschrieben, gerade in die linke Seite der Brust zurük gekehret. Die linke Seite der Brust enthielte solche Theile in sich, denen sonsten die weise Vorsicht des Schöpfers den untern Leib, als einen gewöhnlichen Plaz und Stelle angewiesen; denn der Magen lag unten in der Brust, noch über dem Zwerchfell, und dessen obere Oefnung gienge mit dem Grund hinaufwärts, die untere aber hinunterwärts. Von diesem lezteren an, breiteten sich die kleine Gedärme gleichsam in einem verlängerten Circul gegen der Höhe aus, von welchen der Zwölffinger Darm, oder Duodenum, mit Galle angefüllt, und von derselben gefärbet war. Die kleine Gedärme nahmen den untern Theil der linken Brust bis an das Schlüsselbein, fast gänzlich ein. Weiter unten sahe man gleichfalls noch über dem Zwerchfell, das Milz, und waren diese Theile an der Gestalt, Farbe und anderer Beschaffenheit vollkommen natürlich.

Die Leber wurde theils von der Brust, theils aber von dem untern Leib beschlossen, daß wir also dieselbe füglich in den obern und untern Theil unterscheiden können. Der obere gienge unter denen Rippen rechter Seits hervor, und bedekte einen Theil des Zwerchfelles. Diese Helfte ware allein genommen schon an sich selbsten gros genug, daß man sie als die ganze Leber ansehen konnte. Wer hätte also glauben oder vermuthen sollen, was der untere Leib oder der Saccus Peritonæi enthalte? Nachdem man aber im Begrif ware, den obern Theil der Leber heraus zu nehmen, so entdekte man erst linker Seits der Brust, die Gemeinschaft derer oberen Theile mit denen in dem untern Leib befindlichen, und zwar durch eine ganz besondere Oeffnung des Zwerchfelles, wo solches sonsten mit denen falschen Rippen pflegt verbunden zu seyn. Diese besondere und ungewöhnliche Oefnung des Zwerchfelles verursachte, daß man mit desto grösserer Begierde weitere Untersuchung fortsezte, und die Eröfnung des untern Leibes vornahme; worauf sich denn zuerst der andere Theil der Leber, welcher noch viermal gröser, als der obere Theil über dem Zwerchfell ware, unsern Augen vorstellete.

lete. Dieser leztere Theil der Leber breitete sich nicht nur von der linken bis zu der rechten Weiche, sondern auch bis in die Gegend des untern Schmeerbauches aus.

An dieser auserordentlich grosen Leber lage die Gallenblase, welche zwar gros genug, aber leer gewesen, gleichwie auch die dike Gedärme; der Mastdarm aber war mit dem sogenannten Meconio angefüllt. Die kleine oder dünne, sowol als dike Gedärme wurden in Ansehung der Länge oder Gröse des Kindes viel zu gros erfunden.

Die Nieren sammt denen Nebennieren, oder Renibus Succenturiatis, deßgleichen die Harnblase hatten weder wegen der Lage noch der Gestalt und Farbe etwas ausserordentliches. Das übrige lässet sich in der vorhin erwehnten Explication beurtheilen.

Der Löwe.

In einer Poesie.

Ihr Räthe, merkt in diesem Jahre,
Merkt, was die treue Fabel schreibt,
Der Clio Schwester, die das wahre
Auch diesem Mährgen einverleibt.
Daß sie den Hochmuth nicht verleze,
Nimmt sie den Schein der Einfalt an,
Obgleich die Weisheit ihrer Säze
Orakel übertrefen kan.

Es herrschte, Stolz auf Stand und Ahnen,
Der grose Sultan Leopard,
Der, stark durch Reich und Unterthanen,
Durch Bundsgenossen stärker ward.
Ihm huldigten die schwächern Thiere,
Vasallisch und mit banger Pflicht;
Das Wollenvieh und Hirsch und Stiere
Gehörten vor sein Halsgericht.

Dem Löwen ward ein Prinz gebohren.
Der Ruf erscholl im Augenblik.

Es ward auch keine Zeit verlohren;
Man schikt Gesanden und wünscht Glük,
Das Schreken mächtiger Regenten,
Der Vater, starb, nicht sehr betagt.
Man übte sich in Complimenten,
Man schikt Gesanden, lobt und klagt.

Der Sultan läst den Brandfuchs kommen,
Denn dieser Schalk war sein Vizir.
Du weist, spricht er, was wir vernommen:
Der Löw ist tod: was fürchten wir?
Der Waise mus sich schon bequemen,
Und ihn beklag ich in der That:
Uns kan er auch kein Ziklein nehmen;
Er hüte das nur, was er hat.

Herr, sagt der Fuchs, spart eure Güte
Für andre Waisen, als für ihn.
Ihr zieht wol nicht in sein Gebiete,
Er kan, vielleicht, in eures ziehn.
Entschmeichelt euch dem nahen Rachen,
Macht ihn zum nachbarlichen Freund.
Wollt ihr ihn nicht zum Freunde machen.
So eilt, und schwächet diesen Feind.

Zwar bin ich kein Aspectenmesser,
Allein ich wittre Zank und Krieg,
Und unsre bärtgen Menschenfresser
Verhindern nicht des Löwen Sieg.
Ihm ist das Klük der Waffen eigen,
Nie wird er, eingeschläfert, ruhn,
Und, wann sich seine Rotten zeigen,
Ach! so behalten wir kein Huhn.

Der Sultan hält die Furcht für eitel
Und, so wie Mupf die Lehrer hört,
Vernimmt er Worte, krazt die Scheitel,
Jähnt und entschlummert unbekehrt.
Bald aber zeigt die schnelle Strafe
Die Folgen groser Sicherheit.
Der Löwe wekt ihn aus dem Schlafe:
Er kömmt, und mit ihm Muth und Streit.

Man meldet das den Bundsgenossen,
Macht Lärm und schreit verwirrungvoll.
Lang ist der Divan unentschlossen,
Wie man den Einfall hemmen soll.

Man fragt den Fuchs. Wie sehr gewöhnen
Wir uns zur blinden Zuversicht!
Spricht er. Last uns den Feind versöhnen,
Und fremder Hülfe trauet nicht.

Thun viele Helfer Wunderwerke?
O nein. Der Löwe hat nur drei:
Den Muth, die Wachsamkeit, die Stärke,
Und siegreich stehn ihm diese bei.
Gebt ihm, daß er nicht mehr entführe,
Ein Schaaf, ein Reh, ein feistes Rind:
Kurz, eines der geringern Thiere,
Die unserm Reich entbehrlich sind.

Sein Vorschlag wird verzagt befunden:
Der Reichsrath dachte nicht wie er.
Man rüstet sich, wird überwunden
Und macht sich Krieg und Frieden schwer.
Dis lehrt uns eine Warheit fassen,
Die Regel der Regierungskunst:
Wollt ihr den Löwen wachsen lassen,
So suchet zeitig seine Gunst.

Nachricht von Goldproben.

Es wird vielleicht manchem wunderlich vorkommen, daß in einer Materie, wovon Schriften in Menge vorhanden sind, noch jemand sich unterstehe eine Erinnerung zu thun, oder eine Feder anzusezen: Allein wenn man erweget, daß einestheils viele solcher Schriften aus einem Buch ins andere geschrieben und gedrukt, und dadurch in manchen Stellen sehr undeutlich und mit Drukfehlern angehäufet sind; anderntheils die darinne befindlichen richtigen Sachen durch Länge der Zeit zum theil aus der Observanz komen, und von einigen derer= jenigen, welche der Kunst Meister seyn solten, so unachtsam, ja wol gar in groser Unwissenheit zu Werke gegangen werde; dennoch aber an der Richtigkeit der Sache selbst, dem gemeinen Wesen viel gelegen ist: so wäre zu wünschen, daß ein Mittel beliebet werden möchte, wodurch dem Ubel abgeholfen, und unter denen artis peritis eine genauere Ubereinstimmung hergestellet werden, und bevor man zum Messen schritte, man sich erst über der Ehle vergleichen könte. Daß aber hierinne der Fehler steke, ist daraus klar genug, daß so gar in einigen Kreisen des Röm. Reichs, der Hinterhalt vom Scheidewasser, vulgo die Wasserschwere (welche nichts anders als etwas vom Scheidewasser beim Golde zurük gelassenes Silber ist) nicht abgezogen, folglich die Proben angegeben werden, wie solche aus Feuer und Wasser, auf der Wage sich ergeben; Dannenhero selbige nach Unterscheid der Stärke oder Schwäche des Scheidewassers nothwendig sehr ungleich ausfallen müssen; wie mir denn Exempel bekannt sind, daß in einer namhaften Reichsstadt ein geschworner Wardein, mehrmalen wol 4. bis 5. Gren in seinen Proben geschlägelt hat; welches aber bei jezigen Zeiten um so weniger zu bewundern, da bereits im vorigen Seculo, als die obern Kreise so grosen Fleis auf die Untersuchung derer Münzen, durch öftere Haltung derer Probationstage gewendet, solche dennoch zuweilen fruchtlos abgelaufen, weilen die Wardeins sich über dem Gehalt nicht vereinigen können, und seit solcher Zeit die Sache an vielen Orten noch mehr in Verfall gerathen ist.

Zwar weis ich wol, daß noch an vielen Orten erfahrne Männer sind, deren keinem ich hierdurch zu nahe treten will; es werden aber diese selbsten gestehen, daß wenn bei denen Goldproben auf obige Art zu Werke gegangen, und auf den Hinterhalt des Scheidewassers nicht reflectiret wird, ohnmöglich etwas Ganzes oder Richtiges zum Vorschein kommen könne; Weilen aber die Entscheidung dieser Frage keinem Theologo oder Juristen rc. angemuthet werden mag, sondern man sich bei denen der Probierkunst Erfahrnen Raths erholen mus, diese deñoch theils von einerlei Gehalt so gar ungleich lautende Probierscheine ausstellen, so möchte wol nöthig seyn, daß an manchem Ort der Probierer erst

erst selbst besser probiret, und denn nach Befinden zum Probieren zugelassen würde. Wenn auch ein oder ein anderer, der auf seinen Scheinen die Achtelsgren anzugeben weis, seine gemachte Probe wiederholen, und so denn das Ausbringen gewissenhaft angeben solte: so möchten vielleicht die Subtilitäten zum Theil wegfallen, weilen das Theilen auf der Probierwage mit so kleinem Gewicht seine enge Gränzen hat, ob es sich schon auf dem Papier mit Zahlen ins Unendliche thun lässet. Die Hauptsache aber kommet auf eine richtige Gegenprobe an. Ob nun zwar die meisten Probirer solche etwa ein mal (wenn sie nemlich neues Scheidewasser bekommen) machen; so ist doch dabei der Unterscheid, daß einer darzu Scheidegold nimmt, der andere fein Gold etwa einmal durchs Antimonium giesset, und es sodenn vor fein hält; wovor aber dieses gemeiniglich so wenig als das vorige passiren kan, weilen (den Unterscheid des Antimonii zugeschweigen) darinnen so vielerlei Umstände zu betrachten vorfallen, daß entweder selten oder gar niemalen das Gold von einem mal durchs Antimonium zu giessen, fein werden kan; damit man aber dieses auf den Fingern nachzehlen könne, will ich es mit einem Exempel erläutern. Ich nehme etwa eine Mark Rheinisch Gold, oder wie solches an denen sogenannten Carolinen à 18. Karat 6. bis 7. Gren ist, und will dasselbe durchs Antimonium fein machen, nehme dessen darzu 4. Mark, seze es zusammen in einem Tiegel vor dem Gebläs, oder in einem Windofen ein, schmelze und giesse es 5. bis 6. mal nach einander in den gewärmten und mit Fett geschmierten Giesbukel, schlage jedes mal den gefallenen König davon ab, welche zusammen (gesezten Falls) eine Mark oder etwas wenigers mehr wiegen, und mit 4. höchstens 5. Loth gutem Salpeter (wenn solcher nach und nach im Flus darauf geworfen wird) fein gemacht werden können, bei gedachten Königen ist also noch præter propter 4. Loth oder 6. Karat vom Antimonio; die übrigen Schlaken möchten etwa noch drei und ein halb Mark höchstens wiegen, so machet jenes bei dem Golde noch befindliche den 15ten Theil von der ganzen Massa derer Schlaken aus, folglich mus auch der 15te Theil von dem bei solchem Golde befindlich gewesenen Silber á 3. Karat 6. Gren (wenn auch die Sache mit dem Durchgiessen zum allerbesten von statten gegangen wäre) noch würklich seyn, welches gleichwol auf diese 18. Karat 6. Gren, drei Gren, und also in der ganzen Mark, fast 4. Gren Silber beträget, mithin bei weitem kein Gold ist, welches man zu einer Gegenprobe gebrauchen kan.

Ich will ein paar Einwürfen begegnen, welche vielleicht einer oder anderer machen möchte. 1) Könte jemand einwenden, man solte den zuerst gefallenen König allein fein oder schmeidig machen, und das daraus erhaltene Gold zur Gegenprobe gebrauchen. Antw. So wenig die folgende Könige ohne Antimonium sind, so wenig ist auch der erste frei davon, folglich auch nicht ohne Silber, als welches durch die ganze Massa ausgebreitet, und weder durchs Verpuffen, noch Verblasen, von dem Golde zu bringen ist. 2) Man könne Gold zum Durchgiessen nehmen, welches besser an Gehalt sey. Antw. auch dieses will jemanden, der rechte Gewisheit haben will, dennoch nicht befriedigen; und so auch Holländische Ducaten zum Durchgiessen genommen würden, so kan aus der Proportion, welche der oder die Könige gegen das Gold und die Schlaken an Gewicht haben, augenscheinlich demonstriret werden, daß dennoch von denen bei denen Holländischen Ducaten befindlichen 5. Gren Silber, ein Drittel oder ein Viertel Gren nach Proportion der Mark bei dem Golde bleibe, und wer hierauf acht geben will, und den Silbergehalt seines durchzugiessenden Goldes weis, kan allemal durch Gewicht und Rechnung den Gehalt des durchgegossenen Goldes, auf

ein halb Gren vor der Probe wissen. Der beste und sicherste Weg aber, um recht fein Gold zur Gegenprobe zu erlangen, ist, daß man nach Kunkels Manier (im Laboratorio Chymico) das laminirte Gold, im aqua Regis durch mähliche Zuwerffung Salmiacs über gelinder Wärme auflöse, die klare Solution behutsam abgiesse, welche hernach durch gemeinen in warmem Wasser solvirten und filtrirten Vitriol, im grossen Zukerglas durch dessen Zugiessung so lange präcipitiret wird, bis das fernere Zugiessen des solvirten Vitriols die Solution nicht mehr trübe macht, und man fein Gold alle auf dem Boden des Glases ligend hat, daß denn ferner in Porcellainen Geschirr mit heissem Wasser etliche mal abgesüsset, getroknet, und mit Salpeter im Tiegel zusammen geschmolzen werden kan, als wobei so wenig einiger Verlust, als etwas von fremdem Metall bei dem Golde noch zu besorgen ist. Wenn nun dessen wie gewöhnlich eingewogen, und mit Scheidesilber auf die Quart geschiket, und neben der zu machenden Goldprobe cupelliret wird, so können hernach die Körner im Laminiren, zum Unterscheid eins rund das andere länglich gemacht, auch wol (so man viel Proben zu machen hat) mit einem Körner an einem Ende mit 1, 2, 3, 4. und mehr Puncten oder Grüblein gezeichnet, und solche auswendig gerollet, hernach die Röllchens zusammen in einem Kölbgen gescheiden, abgesüsset, im Goldtiegelein aufgeglüet, und sodenn die Gegenprobe statt des Gewichts gebrauchet, und die andern Röllchens dagegen aufgezogen, und der richtige Gehalt zuverläsig angegeben werden, weilen fast nicht möglich ist, daß auf diese Weise ein Fehler vorgehen könne, da das Scheidewasser (es mag solches stark oder schwach seyn) bei einer Probe so viel als bei der andern lassen mus, wenn nur bei allem, sonderlich aber beim Ein- und Auswiegen, gehörige Behutsamkeit vorgekehret wird.

Auszug aus einer Abhandlung des Monſ. Reneaume von denen Mitteln, das Getreide eine lange Zeit gut zu erhalten, welche in Herrn Fontanelle seiner Histoire de l'Academie Royale des Sciences befindlich, so 1709. in med. 12. zu Amsterdam heraus gekommen.

Der Herr Reneaume zeiget darinne, wie das Getreide eine lange Zeit gut beizubehalten sey. Die Gelegenheit zu dieser artigen Untersuchung hat demselben sein Bruder gegeben, welcher ihm etwas von sehr altem Korne übersendet hat, so ehemals der Herzog von Espernon unter Henrico IV. Könige in Frankreich in der Citadelle zu Mez aufschütten lassen; welches auch seit 1578. dergestalt gut verblieben, daß man dem König in Frankreich, und dem Regenten der Provinz, bei ihren Durchzügen davon hat Brod auf die Tafel legen können. Da nun dieses etwas sehr seltsames ist, und die Dauerhaftigkeit des Getreides auch von den listigsten Kornjuden kaum etliche Jahr kan erhalten werden; so hat der Herr Reneaume es vor würdig erachtet, dabei seine scharfsinnige Muthmassungen an den Tag zu legen.

Uberhaupt bemerket er, daß die Erhaltung alles Getreides auf zwei Dinge ankomme; nemlich dasselbe wol zu troknen und reinlich zu halten. Dannenhero erfordert er von einem sorgfältigen Haushalter, 1) ein gelegenes Kornhaus, dessen Oefnung nach Morgen oder Mitternacht zugemachet seyn müste, damit die feuchten und warmen Winde nicht darinne eine Unordnung verursachen können; 2.) Gute Dielen, die absonderlich zu Vertreibung des Ungezifers mit gekochten und wilden Cucumern zu bestreichen. 3.) Eine

3.) Eine fleissige Umarbeitung der aufgeschütteten Haufen, welche die ersten 6. Monate alle 15. Tage einmal geschehen müsse, damit die aus demselben aufsteigende hizige Ausdünstungen durch die Luft abgeführet werden. 4.) Eine gute Kruste oder Bedekung über dasselbige, dabei er denn sonderlich diejenige nachzumachen anrathet, welche zu Chalons gebräuchlich sey. Man schüttet nemlich allda sehr grose Haufen von wol gereinigtem Korne auf, die man mit ungelöschtem Kalke drei Zoll hoch bestreuet, und hernachmals befeuchtet; worauf denn der Kalk, der sich mit dem Korne genau vereiniget, eine Kruste machet, und verschaffet, daß das oben gelegte Korn ausschlägt, und einen Stengel anderthalb Schuh hoch hervor bringet, der aber bei anbrechendem Winter abfället. Darunter nun, sagt er, verbleibet das Korn viele Jahre in seiner beständigen Kraft.

Weil aber nebst dieser Sorgfalt die Gelegenheit des Orts, die Beschafenheit der Sonne, und der Unterscheid der Luft viel zu dieser Beibehaltung thun kan, so zeiget er, daß dieses alles bey der Citadell, zu Mez eingetroffen, und man sich dahero über die grose Dauerhaftigkeit des daselbst ligenden Kornes nicht zu verwundern, sintemal der Ort hoch gelegen; die Luft reine, und vor den schädlichen Winden verwahret sey.

Er handelt hierauf von der Nuzbarkeit dieser Vorsichtigkeit, und machet dieselbe so gros, daß er die damals in Frankreich gewesene Hungersnoth blos aus derselben Unterlassung entstanden zu seyn vorgibt. Dabei bemerket er, daß Frankreich am Getreide zum wenigsten dreimal mehr hervorbringe, als es zum Unterhalt seiner Einwohner brauche: daher es auch in den nicht allzu fruchtbaren Jahren, die Seinigen zu versorgen, vermögend sey, wenn nur nicht von dem aufgeschütteten Getreide jährlich so viel auf den Böden umkomme.

Damit er aber alles aus natürlichen Ursachen deutlich darthun möchte, so sezet er zuvoraus, daß man in Beibehaltung des Getreides, sich müsse angelegen seyn lassen, die Bewegung der Vegetation in demselben zu mäsigen, und ihre Principia gleichsam im Zaume zu halten, damit sie ihre thätige Kraft zu bezeigen nicht Gelegenheit bekämen. Er sezt aber dabei voraus, daß in einem jeden Saamenkorne die ganze Pflanze schon in seiner Schaale bereitet ligt, und verstehet also durch die Vegetation die Bewegung und Ordnung derer Säfte, die durch die Gefässe (vasa) der schon in dem Saamen organisirten Pflanze laufen, und zu ihrer Auswürkung und Wachsthum dienen. Indem aber der Herr Reneaume begierig gewesen, zu entdeken, ob die Vegetation auch in dem übersendeten Korne zu finden, so hat er unterschiedliches davon in die Erde vergraben. Darauf er nach drei Wochen einiges davon aufgelaufen, einiges aber unverändert davon angetroffen. Nach 6. Wochen aber hat er bei nochmaliger Nachsuchung kein Körngen mehr wahrnehmen können, ob er gleich dieselbe in zimlicher Menge ausgestreuet hatte: Daraus macht er nun den Schlus, daß alles alte Korn zum Säen untüchtig sey, ja wenn es auch gleich aufgehe, so sey dieses doch eine Misgeburt der Natur, die wegen ermangelnder Kraft zu ihrer Reiffe nicht gelangen werde.

Doch will er des Herrn Morissons Vorgeben nicht beifallen, welcher in seinen Präludiis Botanicis behaupten wollen, daß kein Saamenkorn nach 10. Jahren, wenige aber nach dem 5ten ihre Vegetation behielten. Denn er merket an, daß doch eines länger als das andere dauren könne, nachdem dessen Wesen von leichtern oder fettern Theilgen bestehet, oder nach-

nachdem es weniger und mehr in seine Hülsen eingeschlossen ist. Zum wenigsten hält er vor rathsamer, daß man hierinnen nichts gewisses ausmache, als daß man hernachmals auf eine ohngefähr geschehene Formirung sich beruffe, die durch die Zusammenkunft des Salzes, des Oeles und anderer Chymischen Principiorium vorgehe, wenn auch etliche 100. Jahr gelegenes Korn, dennoch ausgeschlagen hat: wie selbst Morisson berichtet, daß er eine Art von Erysimus unter den Ruinen, der abgebrannten Stadt Londen 1660. 8. Monat nach dem Brande gesehen, die so häufig hervor gesprosset, daß man sie abmeihen können, obgleich dieser Ort etliche 1000. Jahr mit Häusern bedeket gewesen; weswegen er in diesem Fall davor hält, daß der Saame in der Erde verborgen gelegen, und alsobald hervor gebrochen sey, als er von der Luft einigen Eindruk erhalten.

Es wird endlich nicht unangenehm seyn, seine Gedanken von der ganzen Vegetation der Pflanzen zu lesen, die er in einer scharfsinnigen Kürze vorträgt.

Wir wollen daher einen kurzen Begriff davon hieher sezen. In einer jeden Pflanze ligt seinen Gedanken nach ein Germen, die ersten Blätter oder Zweige, und dann die Schaale oder Hülse. Durch das Germen verstehet er die Pflanze oder Wurzel, so mit einander verknüpfet sind, und die einen kurzen Abris von der Pflanze in sich tragen: Diese Theile ligen an der Spize des Korns, und zeiget sich unter ihnen die Plantula am allerersten. Die ersten Zweige nehmen, nach seiner Meinung den grösten Theil des Umfangs an dem Korne ein, und sind in den Pflanzen dasjenige, was die Placenta uterina bei der menschlichen Zeugung ist, indem sie eine zubereitete Nahrung in sich halten, durch welche die Pflanze in ihrem Zustande so lange unterhalten wird, bis sie sich anders woher ernähren, und ihren Saft aus der Erden ziehen kan. Endlich sind gewisse Häutgen oder Tunicä vorhanden, die alles mit einer artigen Bedekung umschliessen, welches ihm die Schaalen zu seyn vorkomen. Hierauf findet er in dem Germine wiederum unterschiedene Vasa, welche allbereits zubereitet, und in dem Stande sind, sich zu eröfnen, und die Nahrung anzunehmen, die ihm die ersten Zweige alsdenn geben, wenn sie sich wegen der Feuchtigkeit oder aus Antriebe der Luft ausbreiten; wie sich denn die Vasa, vermöge der Theilgen, die sie in sich halten, ausdehnen können, so bald sie in eine Bewegung gebracht werden. Die Häutgen aber oder Tunicä, die alles umgeben, haben zwar einige Härte, wenn sie troken gemacht worden, allein sie geben sich doch von einander, wenn sie auf eine gewisse Maasse ausgedehnet werden. Alle diese Theile, deren Structur sich auf einen einzigen Endzwek, nemlich die Vegetation, beziehet, halten viel von einer ölichten, fetten und balsamischen Feuchtigkeit in sich, und sonderlich die vasa germinis. Und eben daher scheinet dem Autori alle vis vegetativa zu kommen. Denn diese Materie dienet, die Fäsergen (fibras) aus welchen die vasa germinis bestehen, in ihrer Biegsamkeit oder Flexibilität zu erhalten, damit sie sowol der Nahrung einen Zugang verstatten, als auch den Eindruk der thätigen Theile, so auch darinne enthalten sind, auffangen können. Es bildet sich aber der Autor diese thätige Theile also ein, daß sie die von der Luft empfangene Bewegungen den übrigen Theilen communiciren, und also die Plantulam aus ihrem Volumine gleichsam auswürken können; wie er denn auch denen harten Theilen der Plantulä eine Elasticität beigelegt, kraft deren sie sich, so gleich bewegen können, so bald sie die Feuchtigkeit weich machet, oder dasjenige hinweg nimmt, so sie zusammen hält. Es wird aber die Schaale von dem Germine durch ein Aufblasen abgesondert, so diejenige Feuchtigkeit hervor bringt,

bringt, die in den ersten Zweigen liget, welches ihm auch als eine Würkung einer verborgenen Elasticität scheinet, sintemal die thätigen Theile in dem Mehle durch den Durchgang der Luft dünne gemacht würden; und da sie sich vor der durch die Feuchtigkeit geschehenen Dissolution nicht bewegten, so würden sie nach dieser in ihren natürlichen Zustand versezet, in welchem sie sehr beweglich wären, und zur Vollziehung der Germination sich in diejenige Canäle einzudringen pflegten, welche ihnen keinen Widerstand thäten. Sonst beweiset er, daß solche thätige Theilgen würklich verhanden, mit dem aus Korn gebrannten Bier und Brantewein; gleichwie ihm hingegen das leimichte und zähe Wasser, welches man in denen Fabriquen des Kraftmehls siehet, zu einem Beweis der balsamischen und ölichten Theile dienet. Und also machet er den Schlus, daß Luft und Feuchtigkeit diejenigen Sachen sind, davon einig und allein die Erhaltung des Korns herrühret. Denn wenn diese hinein kommen, so machen sie grose Unordnung, weil die Körner zur Auswikelung ihres Germinis und zum Wachsthum des Pflänzgens allezeit arbeiten. Hingegen wo die Feuchtigkeit heraus kömmt, so gehet sogleich das Beste von den thätigen Theilen hinweg, und das übrige bleibet in den ölichten Theilen eingeschlossen, welche sich nach und nach sezen und austroknen. Dahero er auch die Unfruchtbarkeit in dem Korne deutlich beweiset; Denn wenn sich die vasa germinis sezen, so verlieren ihre fibræ die gehörige Biegsamkeit, und werden zu fernerer Ausbreitung und Wachsthum untüchtig: Darauf sich denn die Seitentheilgen der vasornm dergestalt zusammen ziehen, daß sie eher zerreissen, als einen Saft durch sich dringen lassen.

Von dem Theerwasser, als einem vor die Kinderblattern ausgegebenen Verwahrungsmittel.

Das Theerwasser ist in unsern Zeiten so beruffen, daß man es eine Zeit her vor ein fast allgemeines Genesungsmittel gehalten, und damit bei nahe alle mögliche Krankheiten, ja den Tod selbst zu vertreiben gesuchet hat; wie solches aus denen darvon heraus gegebenen Schriften zur Genüge erhellet. Nun will ich zwar die Kraft und Tugend dieses Wassers hier keinesweges untersuchen und beurtheilen; sondern sie vielmehr an ihren Ort gestellet seyn lassen. Dennoch aber kan ich nicht umhin einer besondern Würkung zu gedenken, und davon eine kurze Untersuchung anzustellen, welche man demselben nicht so wol ganz neulichst; sondern bereits vor 10. Jahren zugeschrieben, und es vor ein Präservativ vor die Kinderblattern ausgegeben hat.

Es haben uns aber so wol von der Zubereitungsart, als von dem Gebrauch und Nuzen des Theerwassers die ZeitungsBlätter ehedem folgenden Bericht ertheilet, den ich zuförderst hier anführen will. Charlestown im südlichen Carolina vom 9. Octob. 1738. Die Kinderblattern haben dismal so stark gewütet, daß nicht nur sehr viele Menschen davon befallen, sondern gar hinweggeraft worden, Doch haben einige Personen sich eines Präservativs dargegen bedienet, und ist nicht ein einziger damit behaftet gewesen. Solches Mittel bestehet im Gebrauche des, auf folgende Weise zugerichteten Theerwassers: man nimmt nemlich etwa ein halb Stübgen Theer, welches für 6. Personen zureichet, und giesset des Abends ohngefehr 5. Nösel Wasser darauf. Wenn alles wol unter einander gerühret, läst mans sinken, und

klar werden, giest des andern Morgens dis klare Wasser ab, und trinket nüchtern davon irgend 1. Nösel, fährt damit 5. Tage fort, und schüttet mitlerweile allemal so viel frisch Wasser wieder darzu, als abgetrunken. Nach Ablauf der 5. Tage reichet 1. halb Nösel täglich auf 2. Wochen, und alsdenn täglich auch blos 1. Viertel Nösel, so lange die Seuche herumgehet, zu. Vor Verfliesung von 2. Monaten brauchts keines frischen Theers.

Wenn ich nun untersuchen will, ob und wie diese neue Art, die Poken abzuwenden, nüzlich seyn könne, so werde nothwendig von den Poken selbst etwas voraus sezen müssen. Der Ursprung derselben hat viele Aerzte bisher zweifelhaft gemacht, und sie zu vielen Meinungen verleitet, deren viele zwar von einer guten Einbildungskraft zeugen; in der Warheit selbst aber keinesweges gegründet sind. Ich übergehe selbige anjezt mit Stillschweigen; weil sie zu meinem Zweke nicht gehören, und will gegenwärtig aus zureichendem Grunde diese Meinung, als wahr annehmen, daß die Kinder die Materie zun Blattern selbst dem Nahrungssafte in Mutterleibe zu danken haben. Denn da doch die Blatern heute zu Tage ein allgemeines Ubel seyn, und also billich auch allgemeine Ursachen zum Grunde haben müssen; man aber gleichwol, ausser der Zeugung, keine allgemeinere füglich angeben kan: so ist allerdings wahrscheinlich, daß selbst im Mutterleibe der Grund dazu geleget werde, da es zumal aus folgenden Umständen zugleich begreiflich ist. Weil währender Schwangerschaft, sowol wegen der Vollblütigkeit, und dem dadurch verursachten langsamen Umlauf des Geblüts, als auch wegen verhinderter Reinigung des Cörpers sich viele Unreinigkeiten bei den Weibern anhäufen, und dem Kinde mitgetheilet werden: so läst sich leicht schlüssen, daß in diesen noch vor der Geburt ein Zunder zu künftigen Unfällen geleget werdē kōñe: indem das Blut und die Säfte mit solchen Theilen versehen werden, die zu ihrer natürlichen Vermischung nicht gehören, und die folglich solche Veränderungen im Cörper hervorbringen müssen, welche nicht erfolgen würden, wenn dergleichen unnüze Theile nicht zugegen wären. Um so mehr aber scheinet das jezt angeführte der Warheit gemäs zu seyn; weil man aus der Erfahrung gelernet hat, daß kränkliche Weiber, oder die in ihrer Schwangerschaft die Diät nicht beobachtet und viele Unreinigkeiten gesammlet haben, gemeiniglich solche Kinder zur Welt bringen, die vor andern von der Blaterkrankheit stark angegriffen, und mitgenommen werden.

Da man nun die Pokenmaterie bereits im Mutterleibe erhalten soll: so fragt sichs nicht unbillig, ob sich dieselbe wol so viele Jahre im Leibe verbergen könne, ehe sie zum Ausbruch gelanget; weil doch viele erst erwachsen die Blattern bekommen? Worauf ich also antworte: daß dieses, wie man aus der Erfahrung auch bei andern Krankheiten wahrnimmt, allerdings füglich geschehen könne; massen ja nicht unbekannt ist, daß z. E. ein venerisches Gift ofte sehr lange bei einer angestekten Person verborgen ligen könne, ehe es die sonst gewöhnlichen Zufälle verursachet. Fragt man aber, wie es zugehe: so urtheilen diejenigen, meines Erachtens nicht unrecht davon, welche davor halten, daß es deswegen geschehe; weil dergleichen anstekendes Gift nicht so wol in dem Blute selbst, als vielmehr in andern zähen und fetten Säften unsers Cörpers seinen Siz und Aufenthalt hat; indem es freilich sonst durch die stäte Circulation viel ehender aus dem Blute ausgewikelt werden würde: wie dieses der seel. Herr geheimde Rath *Hofmann* in seiner med. systemat. cap. de variolis & de lue venerea §. X. XI. und der seel. Boerhaave in seiner diatriba de lue vener. mit vielen Gründen erwiesen.

Nechst

Nechstdem aber läst sichs auch füglich also erklären: Die Pokenmaterie mus nothwendig so beschaffen seyn, daß sie nur unter gewissen Umständen ihre Würkung erweiset. Ist sie nun noch nicht zu ihrer gehörigen Kraft zuwürken gediehen, und noch nicht so beschaffen, daß sie von dem Geblüte oder denjenigen Säften, mit denen sie verbunden ist, losgerissen, und nach den äusserlichen Theilen der Haut getrieben werden kan: so folget, daß sie nicht eher, als bis solches geschiehet, ihre Würkung äussert. Man findet auch dannenhero, daß gemeiniglich gewisse Gelegenheitsursachen vorhergehen, welche die Poken zur Würklichkeit bringen helfen. Hierunter gehört nun absonderlich, nebst einer unordentlichen Lebensart, eine ungesunde, und veränderliche Luft, bei welcher theils, wann sie zu warm ist, viele Unreinigkeiten im Cörper erzeuget und gesammlet, theils aber hernach, wenn sie zu kalt ist, darinne zurük gehalten werden, und gar leichte in dem Blut und Säften eine solche Bewegung erregen, welche vermögend ist, die Verbindung ihrer Theile zu trennen, und folglich auch die Pokenmaterie aus ihnen auszuwikeln: welches insonderheit auch die schlimmen Ausdünstungen derjenigen zu thun pflegen, die schon an Poken krank ligen; indem diese, wie alle übrige Seuchen, ihr Gift gerne weiter fortpflanzen.

Wer nun die Blattern verhindern, oder wenigstens so viel fruchten will, daß sie gelinderer Art seyn sollen, der mus allerdings dahin sehen, daß er nicht nur die lezten gedachten Ursachen; sondern auch alle andere Dinge abwendet, oder wegnimmt, welche das Geblüte in eine gebährende und der Fäulnus ähnliche Bewegung sezen können. Nun sind bisher zu diesem Endzwek, ausser der Vermeidung der Pokenpatienten, die säuerlichen, und sogenannten balsamischen Medicamenten am dienlichsten befunden worden, welche theils, vermöge ihres zarten flüchtigen Oels, theils auch in Ansehung ihres scharfen harzigen Wesens, nicht nur die festen Theile stärken; sondern auch die flüssigen in ihrem natürlichen Umläufe befördern, die etwa vorhandenen Unreinigkeiten durch die darzu verordneten Abführungswege ausführen, und mithin die davon zu besorgende schädliche Geblütsbewegung abwenden. Da man nun ohnlängst, wie gedacht, ein neues Präservativ vor die Blatern, nemlich das Theerwasser erfunden haben will: so ist nichts mehr übrig, als daß ich kürzlich untersuche, ob desselben Art zu würken so beschaffen sey, wie ich sie jezo erfordert habe.

Das Theer wird in unsern Landen, aus Fichten- und Dannenholze ausgebrannt, und ist nichts anders, als ein flüssiges Harz, das daraus vermöge des Feuers ausgetrieben wird. Weil ich nun auch erwiesen, oder aus der glaubwürdigsten Erfahrung angenommen habe, daß die mit harzigten, schwefelichten Theilen versehene Medicamente unter diejenigen gehören, welche die Blattern abwenden können: so darf man kein Bedenken tragen, auch dieses zum Theile vom Theere und dem daraus bereiteten Wasser zu behaupten, dazumal die Erfahrung gezeiget hat, daß diejenigen, die sich desselben auch in anderer Absicht bisher bedienet, eine vermehrte Ausdünstung, und stärkern Abgang des Urins davon angemerket haben, zum sichern Zeugnis: daß dadurch viele Unreinigkeiten aus dem Cörper fortgetrieben werden, die sonst demselben Schaden verursachen, und das Geblüte in eine unordentliche Bewegung bringen könten.

Doch, damit ich etwas genauer rede: so halte ich davor, daß die scharfen Salz-Theilgen, welche das Theer, als ein grobes Harz vermuthlich bei sich führet, in ihm etwas mehr ausgewikelt sind, und sich nebst andern schweflichten und zarten erdigten Partikelgen von dem aufgegossenen Wasser desto leichter auflösen lassen, bis sie endlich durch öfteres Auf-

giessen nach und nach abnehmen. Man befindet dieses auch bei andern gröbern Harzen, wie z. E. bei dem gemeinen Terpentin, den man daher zu waschen, und dadurch von seiner Schärfe zu säubern pflegt. Ist aber dieses: so ist auch kein Zweifel, daß das Theewasser die empfindlichen Zasern des Cörpers gelinde reizen, den Trieb des Bluts, und die davon herrührende Absonderung der Unreinigkeiten befördern, und mithin eben den Nuzen gewähren könne, den ich vorhin angezeiget habe. Ja ich will auch endlich nicht in Abrede seyn, daß gewisser massen das im Theer befindliche säuerliche Wesen etwas zum Guten beitragen könne, in so ferne es die innere Bewegung des Bluts einiger massen bindet.

Gleichwie aber alle Mittel nur unter gewissen Bedingungen helfen, und kein einziges so allgemein ist, das nicht einiger Einschränkung bedürfe, so gehet es auch mit dem gegenwärtigen; Denn also dürfte dasselbe 1) gar nicht, oder doch wenig Nuzen schafen, wenn das Geblüte, und die Säfte schon allzusehr in Gährung sind, und keine balsamica mehr vertragen können. 2) Scheint es sich auch besser vor starke, und gemeine Leute, als vor zärtliche, zu schiken: weil jene eher und leichter gröbere balsamica, wie das Theerwasser ist, gebrauchen können. 3) So ist auch noch die Frage, ob man in allen Stüken von dem im Südlichen Carolina befindlichen Theere auf unseres hier zu Lande schlüsen dürfe; indem es gar wol seyn kan, daß jenes aus solchem Holze bereitet wird, welches ein zärteres Harz bei sich führet. Immittelst ist und bleibet doch dieses gewis, daß auch unser Theer unter besagten Umständen ganz sicher, und mit Nuzen gebraucht werden könne. Wiewol dieses einige annoch dabei auszusezen ist, daß es viele widrige ölichte Theile bei sich hat, welche unsrer Natur, und zwar sonderlich bei schwächlichen Leuten, gar sehr zuwider sind: daher ich auch weis, daß viele nach Gebrauch des Theerwassers ein Erbrechen bekommen haben, und genöthiget worden, dasselbe auszusezen.

Es läst sich aber aus dem, was bis dato angeführet worden, nicht ohne Grund schlüssen, daß ebenfalls auch der jenige Trank, den man von den jungen Tannen- und Fichtenknospen bereitet, (decoctum summitatum pini) sowol in Ansehung der Blattern, als auch in andern Fällen, da man jezo das Theerwasser zu rathen pflegt, gute Dienste erweisen könne. Denn einestheils hat er eben solche balsamische Theile, wie das Theerwasser bei sich; anderntheils aber dürften dieselben ohne Zweifel ungleich zärter, und bei weitem nicht so widrig seyn. Man hat auch daher besagten Trank bereits von langen Zeiten her wider den Scorbut, und alle diejenigen Krankheiten mit gutem Nuzen gebrauchet, die sich auf Unreinigkeit des Bluts und der Säfte gründen, und es ist kein Wunder, daß man ihn jezo fast gar zu vergessen scheinet; weil das Theerwasser, wie alle neue Hülfsmittel, einen stärkern Beifall findet.

Da ich oben die säuerlichen Dinge mit unter die Pokenpräservative gezehlet habe: so will ich von diesen noch etwas weniges gedenken: Es ist nemlich bekannt, daß man ehedem sonderlich in Hessen, einen gewissen sauren mineralischen Spiritus zur Verwahrung vor den Blatern ausgegeben, und damit vieles Geld erworben hat; dergleichen auch ein andrer Medicus, nemlich D. Straus gethan, welcher eben so ein Mittel wider die Poken besizen wolte, das man es auch dieser wegen arcanum Straussii hies, und von ihm also bereitet wurde: Er nahm solutionem nitri & reguli antimonii calcinati, und gos spiritum Vitrioli darauf, da denn etwas zu Boden fiel, und ein säuerlicher liquor zurüke blieb, den er mit floribus poeoniæ färbte, und zu einem Löffel voll sowol zu Verhütung der Poken, als auch ganz im Anfange derselben mit guten

guten Nuzen nehmen lies. Es ist auch kein Zweifel, daß diese und andere Medicamente von dergleichen Art etwas dienliches leisten können; weil sie nicht nur die schnelle Würkung des anstekenden Gifts, und die davon zu besorgende Fäulnis der Säfte hemmen, sondern auch zugleich die im Anfange der Blatterkrankheit gewöhnliche starke Erhizung des Bluts bei vollblütigen und Cholerischen Personen einiger massen dämpfen. Daß man aber von solchen Medicamenten behaupten wolte, daß sie gewis und allezeit helfen, und die Krankheit, wo nicht abwenden, doch glüklich heben solten, ist weder in der Vernunft noch Erfahrung gegründet: welches ebenfalls von dem Theerwasser gesaget werden kan.

Vortheil schlechter Gesellschaften.

Dem Menschen ist nichts natürlicher, und keine Neigung wesentlicher, als die Geselligkeit; hingegen auch nichts unnatürlicher und widerwärtiger, als ein Mensch, der ein Timon ein Menschenfeind ist, und der seine Tage in finsterer Einsamkeit zubringen kan. Weil aber nicht alle Gesellschaft angenehm und vortheilhaft ist: so wird Vorsicht, Verstand und Tugend erfordert, wenn eine gute Wahl mit Unterschied getroffen werden, und der Umgang nuzbar und angenehm, nicht aber verdrieslich und verderblich seyn soll; in Betrachtung, daß nichts mehrern Einflus in die Meinungen, Sitten und Handlungen der Menschen hat, als die Gesellschaft, oder der Umgang, welchen sie erwählen: ja der Grund, warum böse Exempel gute Sitten verderben, und im Gegentheil, gute Exempel schlechte Sitten ausbessern, ist in nichts anders, als in dem Triebe zum Umgange zu suchen. Wer nur einigermassen auf das Thun und Lassen der Menschen achtung gibt, der wird anmerken, daß sich die Gemüther nach der Gesellschaft, welche sie haben, bilden; und daß das Gute oder Böse, welches man an andern wahrnimmt, sich nach und nach in unsern Geist eindrükt und ihm eigen wird.

Es ist also, nach meiner Meinung, das alte Sprüchwort, welches uns lehret, daß man die Menschen nach ihrem Umgang oder Gesellschaft erkennen lernen solle, nicht übel ersonnen. Ich beziehe mich in diesem allen auf eines jeden Erfahrung; es äussert sich auch solches von den ersten Jahren unsers Lebens an. Denn so findet man, daß wenn Kinder in ihrer zartesten Jugend in schlechte Hände gerathen, oder nur blos der Aufsicht des Gesindes überlassen werden, sie gemeiniglich niedrige, dunkle, pöbelhafte Begriffe und Meinungen annehmen, und abergläubisch, niederträchtig und gemein werden, welches sich mehrentheils durch ihre ganze Lebenszeit in allen ihren Handlungen an den Tag leget, just nach dem Muster, welches sie vor sich gehabt haben. Es ist demnach die verdorbene Gesellschaft nicht eine kleine Ursach der üblen Erziehung.

So nachtheilich und schädlich nun eine schlechte Gesellschaft ist; so erwünscht, vortheilhaft und angenehm ist dagegen eine, die mit Verstand ausgewählt ist. Daher mit allem Recht ein guter Umgang unter die zeitlichen Glükseeligkeiten obenan zurechnen ist: denn, ist etwas, das die Sorgen und Mühseeligkeiten dieses Lebens erleichtern, versüssen, erträglich, und den Geist eines Menschen munter, heiter, zärtlich und vergnügt machen kan; so ist es gewis eine gute Gesellschaft. Ich nehme mir gegenwärtig nicht vor, allen Nuzen eines guten Umgangs zu beschreiben: das wenige, was ich hier erwehnet, kan hinlänglich seyn, den guten Umgang beliebt, und den schlechten verhast zu machen. Ich gehe zu einer andern Sache, nemlich zu dem Nuzen, den man auch aus einer schlechten Gesellschaft ziehen kan. Da der Umgang natürlich, angenehm, ja dem

dem Menschen nothwendig ist; so kan ich um soviel dreuster von mir bekennen, daß ich in diesem Puncte sehr menschlich gesinnet bin, und zwar dergestalt, daß ich alle Gelegenheit, die mir dazu vorfält, mit Vergnügen ergreife, zumal da ich in der Meinung stehe, daß in gewissem Verstande alle Gesellschaft nüzlich werden kan. Ich sage wolbedächtlich, in gewissem Verstande; indem dazu gehöret, daß man in einer solchen Gemüthsverfassung stehe, da man Herr über seine Sinne und Affecten ist; daß man nicht alles blindlings annehme, noch zu eilfertig sey, so gleich eines jeden Fusstapfen nachzufolgen: denn eine solche Eilfertigkeit ist meistens Ursach, daß der Zwek der Geselligkeit verloren gehet, und die Menschen zu tadelhaften Handlungen mit fortgerissen werden. Allein eine kleine Achtsamkeit, ein stilles Nachdenken, sezen alle Dinge in ihr rechtes Licht. Ich habe mir daher angewöhnet, wie überhaupt, als insbesondere auf die Charactere derer Personen, mit welchen ich umgehe, ein Augenmerk zu haben. Und jezo werde ich mich bemühen, von einigen derselben eine kleine Abschilderung zu machen, um den Saz zubekräftigē, daß man auch aus einem schlechten Umgange Nuzen ziehen könne. Ich betrachte nemlich jeden Menschen wie er würklich ist, und wie er ihm selber zu seyn vorkommt, und ich finde oft eine lustreiche Abstechung oder Contrast, wenn ich das Urtheil eines jeden von sich mit seiner Person zusammenhalte.

Delia ist eine Frau von vornehmem Stande; sie besizet viele Vollkommenheiten, Einsicht, und grose Erfahrung. Nach diesen Eigenschaften könte sie sich um alle Welt verdient machen; allein, ihre grose Bescheidenheit, und das Mistrauen, welches sie auf ihre eigenen Kräfte sezet, sind Ursach, daß sie ihre Aufsicht, Herrschaft, Rath und Wohlmeinen nur auf die wenigsten Menschen, das ist auf ihre Bekannten und guten Freunde einschrenket. Um aber ihren vortreflichen Character einigermassen noch deutlicher zu machen; so mus ich zu ihrem Ruhme ihr Beifall geben, daß sie die allerbeste Wirthin von der Welt ist: sie hat nicht nur ein öconomisches Werk eigenhändig geschrieben; sondern in ihrem eigenen Hause herrschet auch die schönste Ordnung und Einrichtung. Ihr Hauswesen ist so enge zusammen gezogen, mehr als es jemals bei andern ist thunlich gewesen. Sie hat wenig Gesinde, und zwar dieses noch mit andern zur Helfte gemein; sie hasset alle Verschwendung im Essen und Trinken, auch allen Uberflus: daß ihr auch bei ihrem grossen Vermögen niemand mit dem geringsten Schein der Warheit wird Schuld geben können, daß sie ihren Cörper am niedlichsten weidete. Rein, Kohl und Rüben, und die am schlechtesten zugerichteten Speisen sind ihr am liebsten. Sie ist eine Feindin des Kleiderprachts, um den Schein zu vermeiden, als ob sie es andern gleich oder zuvor thun wolte. Sie ist verheirathet, sie ist arbeitsam; um den Müssiggang zu vermeiden, schämet sie sich nicht grobe Handarbeit zu thun; Ob nun gleich ihr Hauswesen auf die beste Art eingefädelt, und ihre Tage dem Augenschein nach mit Arbeit angefüllet sind: so lässet sie doch die Liebe des Nächsten hierbei nicht allein ruhen; sondern ihr geschäftiger und arbeitsamer Geist hat noch Zeit und Masse genug, auf das Beste ihrer Freunde und Bekannten ein wachsames Auge zu haben. Zu diesem Ende unterläst sie nicht, anderer Leute Gesinde nach ihrer Herrschaft Thun und Lassen Punct vor Punct auszuforschen, damit sie es nach der Länge und Breite wol überlegen, und in der Gesellschaft auf die allerangenehmste Art lehrreich, mit untermengten Wirthschaftslehren, wieder an rechten Mann bringen könne. Ihr Hauptwort unter ihrer Moral ist, Menage, Menage; welches sie oftmals zu wiederholen pflegt, damit es ihren verlangten Eindruk desto eher erhalten möge. Es bleibt aber bei ihr nicht allein bei guten Lehren, oder leeren Worten;

ken; sondern sie greift dabei auch gleich zum Werke, und machet in ihrer Bekannten Häusern die vortreflichste Einrichtung; sie ordnet ihr Essen und Trinken, und daß ich mit wenigem viel sage, so entgehet die geringste Kleinigkeit ihrer Vorsorge nicht. Nur schade daß die menschlichen Kräfte so sehr umschrenket sind, wie weit würde sie es nicht bringen?

Frau Delia ist nicht nur eine gute Wirthin, sondern auch in allen ihren übrigen Eigenschaften beliebt und nachahmungswürdig. Im Umgange zeigt sie sehr viel Wiz und Beredsamkeit; weil aber nicht alle, die mit ihr in Gesellschaft zu seyn die Ehre haben, mit ihr gleichen Verstand besizen; so scheinen denen mehresten, um ihres schlechten Geschmaks willen, ihre Gespräche verworren und ohne Zusammenhang zu seyn. Bei diesem allen ist sie auch vorsichtig, und wird sich niemalen über anderer vorgebrachte Materien anders als mit einem sanften Krunks, kleinen Lächeln, oder aber Zusammendrehung des Schnupftuches, erklären oder einlassen; weil sie beständig die Regel vor Augen hat: Traue, schaue, wem. Sie ist behutsam, und wird niemanden bei ihrem Besuche schwerlich fallen; sie lässet bei demselben alles vorgesezte bei sich vorüber gehen, und erwählet gemeiniglich nur troken Käse und Brod, weil sie sich nach ihrem zarten Gewissen bei andern nicht zu geniessen getrauet, was sie in ihrem eigenen Hause für ihr Geld bezahlen könte. Sie ist aufrichtig: nach Befinden der Umstände sagt sie denen Leuten, so ihr vorkommen, bald frei und ungezwungen, wie sie nicht alles mitmachen müsten, und wie sie gegen ihrem Reichthum zu rechnen nur Bettler wären. Allein, bei ihrem grossen Vermögen ist doch an ihr Lobens werth, daß sie, wider den gemeinen Lauf der Welt, nicht trozig noch übermüthig ist. Man wird sie öfters ächzen, winseln, seufzen und klagen hören über Dinge, die vielleicht noch kommen können, und fein bei Zeiten die Kosten zu überschlagen. Sie ist dienstfertig: Juden und Wechslern ist ihr Geld ohne Ansehen der Person bereit; wie kan man ihr aber es verdenken, wenn sie zur Gegenerkenntlichkeit etwas mehr als gewöhnlichen Zins fordert und annimt? Damit sie aber diejenigen, welchen sie Dienste leistet, vor allen Dingen vor dem schädlichsten Laster, nemlich der Undankbarkeit, verwahren möge; so gibt sie sich die Mühe, es ihnen, so oft sie ihr zu Gesichte kommen und in allen Gesellschaften, wiederum frisch und neu ins Gedächtnis zu bringen. Und damit sie auch andere zur Nachfolge reize: so hält sie es nicht für rathsam, ihr Licht unter einen Scheffel zu sezen, und mit ihrem Guten solchergestalt verborgen zu bleiben; sondern sie findet für gut, es Freunden und Feinden auf dem Finger herzuerzählen; worinnen ihr auch ihr trefliches Gedächtnis gut zu statten kommt. Sie hat ein gutes, zärtliches und freundschaftliches Herz; weil aber ein solches Herz natürlicher Weise gleiche Gegenstände erfodert, so ist die Schuld bei diesen zu suchen, wenn sie beständig abändern und neue Freunde erwählen mus: jedoch erzeigen ihr diejenigen von der niedrigsten Sorte die beständigste Treue und Ergebenheit; wie weislich handelt sie demnach nicht, wenn sie diese vor allen andern suchet, und sie Vornehmern vorzieht? Sie ist leutseelig: da sie aber von Natur rothe und trübe Augen hat, so lästern viele, daß man ihr den Kummer, den Gram, die Sorgen, die Unruh und das Misvergnügen an den Augen absehen könte. Sie ist eine abgesagte Feindin von allen Arten der Lästerungen; und ob sie gleich die üblen Nachreden herzlich gern anhöret, so geschiehet es doch nur zu dem Zwek, daß sie es ihren guten Freunden, um sie zu einem behutsamen Wandel aufzumuntern, unter die Augen sagen kan; auch damit sie desto vorsichtiger werden mögen, so hänget sie ihren Erzehlungen gemeiniglich

diesen wolbedächtlichen Ausdruk mit grosen mitleidigen Geberden mit an, daß dieses das Wenigste sey von dem, was von ihnen Ubels gesprochen werde. Und endlich so ist sie christlich: sie gibt Kirchen, und Armen, reichlich; wie mir denn zum Exempel bekannt ist, daß sie lezthin zu Erbauung einer Kirche in einer gewissen grosen Stadt auf einmal vier gute Groschen geschenket hat; ingleichem einem Prediger, dem unter anderem alle seine Kleidung im Feuer aufgegangen war, schikte sie ungefodert ein paar Schuhe, welche ihr Mann kaum fünf Vierteljahre getragen hatte. Dieses alles thut sie blos in der Hofnung, daß ein Trunk Wassers nicht unvergolten bleiben wird.

Frau Isabella ist eine verheirathete Frau in ihren besten Jahren; sie hat keine Kinder, ist aber die beste Frau und die angenehmste Gesellschaft. Ihren Mann, der ein wenig flüchtig, und der zum Umlaufen und zu andern Ausschweifungen geneigt ist, hat sie zum sittsamsten Mann von der Welt gemacht, und zwar also, daß er sich jezo gutwillig und meistentheils allein zu Hause aufhält, und anstatt seiner flüchtigen Lebensart, seinen Zeitvertreib an Hausgeschäften findet; seiner liebenswürdigen Frauen weise Lehren und Bestrafungen nimmt er begierig und mit aller Folgsamkeit an, und mit offenen starr- auf sie gerichteten Bliken hat er gelernet, sich nach ihrem Augenwink zu richten, daß er nunmehro durch ihre Anführung immer vollkommener, weiser und gesezter wird. Ist nun Frau Isabella eine so gute Frau; so ist es eine unausbleibliche Folge, daß sie auch eine nuzbare und angenehme Gesellschaft seyn mus. Man wird niemals weder inn noch ausser ihrem Hause Umgang mit ihr gehabt haben, da man sich nicht dessen mit Vergnügen wieder erinnern, noch eine Begierde empfinden solte, ihn wieder von neuen zu suchen. Ihr ganzes Wesen ist munter, lebhaft, wizig und lehrreich. Wie artig stehet es ihr nicht zu, wenn sie eine ganze Gesellschaft durch ein angenehmes weit erschallendes Gelächter aufmuntert und gleichsam auffordert! Wie aufgewekt und einnehmend sind nicht ihre zweideutigen Wortspiele, die sie ungezwungen und ohne Erröthen auch selbst den Mannspersonen zu errathen vorzubringen weis! Wie wizig und lehrreich sind nicht ihre Anmerkungen bei allen vorkommenden Fällen! Niemals hat jemand öfter und zu bequemerer Zeit ein wolausgesprochenes Aber hinzusezen können, als diese Frau Isabella; und ohnerachtet sie sehr wortreich ist, so hindert doch dieses ihre übrige nöthige Aufmerksamkeit so gar nicht, daß das geringste, was rund um ihr herum gehet, ihren nachlässig scheinenden Augen entgehen solte. Sie kan sich auf ihr Augenmaas so vollkommen verlassen, daß, wenn auch die Gesellschaft 16. bis 20. Personen stark seyn solte, sie auf einen einzigen Blik abwiegen kan, ob die Wirthin im Vorlegen oder Coffee-Einschenken eine durchgängige Gleichheit beobachtet. Auch in Kleinigkeiten besizet sie vor vielen eine besondere Gabe zum voraus; zum Exempel, im Vorbeigehen der Leute kan sie durch ein unvermerktes leises Anfühlen der Kleider oder Spizen sogleich wissen, von was für einem Werth oder Sorte die Sache sind. Insbesondere aber hat sie einen durchdringen Verstand, welcher so gar die innersten Gedanken der Menschen ein und durchsehen kan, daher kommt es daß sie die Vorsicht gebrauchet, sich keinem einzigen Menschen anzuvertrauen oder Freundschaft zu machen, weil sie nach ihrer Erkenntnis des menschlichen Herzens und aus Erfahrung gewis weis, daß es weder Tugend noch wahre Freundschaft in der Welt gibt. Sie ist der Meinung, es sey die gröste Dummheit, wenn man beständig das Herz auf der Zunge habe; hingegen könne man den Verstand nicht mehr schärfen, üben und zeigen, als wenn man beständig eine fremde Person

zu spielen wüste; man müsse sich niemals vergessen, sondern sich befleissigen, mehr freundschaftlich und tugendhaft zu scheinen, als würklich zu seyn. Bei allen diesen Vorzügen und guten Eigenschaften nun ist es billich und recht, daß man ihrem Verlangen gemäs sich bezeuget, sie das Wort allein führen läst, und ihr eine ununterbrochene Aufmersamkeit und Folgsamkeit leistet. Wie lehrreich sind also nicht diese beide angeführten Exempel. Ich behaupte also, daß alle Gesellschaft angenehm und nüzlich seyn kan. Denn ich finde, daß die verdrieslichsten Personen uns Gelegenheit geben, das Verdriesliche kennen zu lernen und zu meiden. Wenn ich also jemanden antreffe, der eine schlechte Gesellschaft abgibt, so lerne ich mich bessern; ja zum öftern wird die angedrohete Langeweile in einen guten Zeitvertreib verwandelt. Da es nun nach der gegenwärtigen Beschaffenheit der Leute wahrscheinlich ist, daß man zehen schlechte Gesellschaften gegen eine gute antrift; so ist es kein geringer Vortheil, wenn man auch jene sich zu Nuze machen kan. Ich bin überzeugt, daß wenn wir diese Stärke erhalten haben, es nicht so schwer mehr werden solte, durch eine gewisse Klugheit im Betragen solche schlechte Gesellschafter nach und nach, wo nicht zu bessern, doch entweder erträglicher zu machen, oder von unserm Umgange abzubringen. Ein vernünftiger und tugendhafter Mensch hat eine gewisse Obermacht über alle verkehrte Gemüther, die ihm in allen Zusammenkünften eine Art von Herrschaft ertheilt; und der ist mit Recht weise zu nennen, der sich dieses Eindruks dazu gebrauchen kan, sowol aus der elendesten Gesellschaft Nuzen zu ziehen, als auch dieselbe zu verbessern. Da es Menschen gibt, die so böse sind, daß sie alles verderben, und aus der besten Handlung, wie die Spinnen aus der Rose Gift machen; so müssen die Tugendhaften im Gegentheil alles Böse zum Guten anzuwenden suchen. Welchen Vortheil würde nicht insbesondere das gesellschaftliche Leben haben, welches bisher zur Ausbreitung der Untugend und Thorheit ausserordentliche Dienste gethan hat.

Abhandlung von den Krankheiten aus Unterlassung der Reinlichkeit.

Wir finden, daß wolgesittete Völker zu allen Zeiten die Reinlichkeit mit der grösten Sorgfalt beobachtet haben. Zu geschweigen der heiligsten Geseze der Jüden, durch welche die Reinlichkeit, so in warmen Ländern besonders nöthig ist, aufs fleissigste erhalten worden. Daß sich die Jüden von altersher durch öfteres Abwaschen reinigen, auch ihre Hütten von aller Unsauberkeit saubern müssen, ist aus der heiligen Schrift bekannt. Wieviel die Römer auf diese Dinge gewendet, bezeugen, ausser den ältesten Schriften, die wundergrosen Gebäude der öffentlichen Bäder, deren Rudera noch heutiges Tages alle in die gröste Verwunderung sezen. Von den Türken hat Busbek berichtet, daß sie die Unsauberkeit des Leibes, als das greulichste Laster, ja weit mehr, als die Unreinigkeit des Gemüths, verabscheuen, und sich deswegen öfters waschen. Andrer Exempel, sowol der ältesten, als neuern Völker, zugeschweigen.

Diese Liebe zur Reinlichkeit gehöret zu den wolanständigen Sitten. Damit wir aber unserm Zweke näher kommen, so sagen wir, daß die Reinlichkeit deswegen das gröste Lob verdiene, weil sie, sowol zu Erhaltung, als Ersezung der Gesundheit, sehr vieles beitrage. Es ist bekannt, daß das Wohl der Gesundheit am meisten durch recht geordneten, und nach Beschaffenheit des Körpers woleingerichteten, Gebrauch der nicht natürlichen Dinge, wie sie die Gesundheitsgelehrten nennen, erhalten wer-

werde. Diese sind, die Luft, Lebensart im Essen und Trinken, der Schlaf, die Absonderung verschiedener und unnüzer Dinge, die Bewegung des Leibes, und endlich die Affecten. Wir sind aber mit Cortesius, und andern, der völligen Meinung, daß hierzu gar füglich auch die Reinlichkeit könne gerechnet werden. Denn, wenn diese allein fehlet, haben weder Luft, Nahrung, und alle übrige Dinge, ihren heilsamen Nüzen, sondern können eher den grösten Schaden anrichten.

Es ist allen bekannt, daß die lebendigen Geschöpfe insgesammt durch Einziehen der Luft erhalten werden. Doch dienet die Luft nicht als ein flüssiger, durchsichtiger Körper, und der mit der grösten Behendigkeit bewegt wird, dem Menschen zum Leben, sondern vornemlich damit, weil sie sich mit vielen subtilen Theilgen, die aus erdigt- und wässrigten Körpern aufsteigen, vermenget, uns umgibet und anwallet, welches wir die Atmosphäre nennen, die mit den vermischten und auf verschiedne Art beweglichen Theilgen, bald unsern Körpern den heilsamsten Nuzen, bald den grösten Schaden, verursachen kan. Am schädlichsten ist die Luft, weñ sie mit Dünsten von sumpfigten Oertern, faulenden Gewächsen, verfaulten Thieren und Insecten, angestekt ist, desgleichen nach starkem Überschwemmen, wo die ausgetretenen Wässer zu stehen angefangen, daß sie sehr oft die grausamsten Krankheiten, grassirende bösartige Fieber, ja in Gegenden, die mehr der Sonnenhize ausgesezet sind, die Pest verursachet. Welches der grundgelehrte Lancisius, ein päbstlicher Leib-Medicus, in einer besondern Schrift sehr vollständig erwiesen hat. Auch wird die Luft, welche sonst durch die Gegend und Güte des Himmels noch so rein und gesund ist, öfters mit andern Dingen verunreiniget. In volkreichen Städten ist die Luft, weil sie faul und mit vielen Dünsten angefüllet, sehr ungesund, woraus denn die meisten und giftigsten Krankheiten entstehen, und öfters die grösten Städte in kurzer Zeit aussterben. (Wem dieses unglaublich scheinen möchte, den können die betrübten Geschichte von Constantinopel, Rom, Venedig, Smyrnen, Alexandrien, und den meisten Meerpläzen, sattsam überzeugen. Es hat wol eher die Pest in Cairo so grausam gewütet, daß innerhalb 7. Monat 500000. Menschen umgekommen; und daß sie aus nichts anders, als dem starken Überschwemmen des Nilflusses, wenn das Wasser auf der Erden stehen bleibet, entstehe, und die Luft mit diken und giftigen Dünsten angefüllet werde, hat der berühmte Dapper in der Beschreibung von Africa sehr wol angemerket. Und es ist merkwürdig, daß, wenn an angeführten Orten die Pest nicht regieret, doch pestilentialische Krankheiten und bösartige Fieber, mit Brechen grüner Galle, gemeiniglich grassiren, wie wir von Alexandrien wissen, wo die Ursache den faulen Wässern, wenn sie unter den Häusern stehen bleiben, zugeschrieben wird.) Dargegen ist die Luft auf dem Lande und im Gebürge so heilsam, daß pur durch deren Hülfe oftmals grose desperate Krankheiten gehoben werden.

Die also das gemeine Beste besorgen, und solchen Übeln, so aus der grosen Menge Einwohner in Städten herkommen, vorbeugen wollen, haben zu veranstalten, daß die Strassen stets reinlich gehalten werden. Denn die Gassen, so voller Schlam̃ und Koth der Thiere sind, machen nicht nur ein übles Ansehen und widerwärtigen Geruch, sondern drohen auch der Gesundheit die grösseste Gefahr und Schaden, indem wir die üblen aufsteigenden Dünste in uns ziehen müssen. Das gröste Unheil aber scheinet hieraus zu kommen, wenn dergleichen zusammengeführter Unrath im Sommer durch die Sonnenhize aufgelöset, und durch innere Bewegung der Fäulnis in die Hö-

he

he getrieben wird. Denn diese Dünste, so ihrer Natur nach feuchte, faul und dike sind, schwächen die Lunge, erregen Catarrhe und andere Brustbeschwerungen, und entkräften den Körper, weil dessen Ausduftung verhindert wird, auf eine ausnehmende Art, ja nehmen ihn noch weiter ein, und bringen mit ihrem anstekenden und giftigen Wesen Schwindsucht, ja die allerschlimmsten Fieber, und andere schädliche Krankheiten, zuwege. Dahero lies der Röm. König, Tarquinius Superbus, zur gemeinen Wohlfahrt und Gesundheit der Einwohner in Rom, (*) hierinnen sehr löblich veranstalten, daß diese Stadt gesunde und reine Luft durch heimliche Gänge erhielte; durch welche unterirrdische Schleusen, was nur jezo unsre Gassen unrein machen kan, von sieben zusammgeführten Bächen mit einem schnellen Abfall des Wassers in die Tieber geleitet wurde. So wird auch der König in Frankreich, Ludwig der XIV. von Lancisius mit vielem Ruhm erhoben, durch dessen Veranstaltung auch noch jezo die schlammichten Strassen in Paris, wovon sonst diese Stadt den Namen herzuleiten scheinet, stets gereiniget werden. Ob die Gassen, mit Ziegel- oder Kieselsteinen gepflastert, in Ansehung der Gesundheit, dienlicher sind, wie gedachter Lancisius zu erweisen sich bemühet, wollen wir jezt nicht untersuchen. Weit grössern Nuzen zur Gesundheit verspricht diese Anmerkung, die durch tägliche Erfahrung bestärket wird, daß die Stuben in kothigten und engen Gassen vor andern ungesund sind, und wenn wegen hoher Gebäude die alte Luft durch die Winde nicht wol ausgetrieben werden kan, welche Häuser und Gassen dahero desto reiner sollen gehalten werden.

Es sind aber nicht nur Städte von diesem Unflath zu reinigen, sondern es sollen auch solche Werkstätte, die öfters eine widrige und schädliche Dunst von sich geben, zu keinem Nachtheil der Gesundheit in Städten geduldet werden. Vor Zeiten bei den Römern hatten übelriechende Waaren, und dergleichen Werkstätte, wegen dieser Ursache, ihren Plaz an der Tieber, welche Gegend sie dahero den Jüden, da sie überwunden waren, und allen ihren Feinden, anzubauen überliesen. Dergleichen Handwerker waren die Gerber, wie Artemidorus, und über dieses die Poeten, Juvenal und Martial, bezeugen; die, indem sie auf verschiedene Art Häute arbeiten, und besonders, wenn welche aus der Schwize kommen, und gehölt werden, die ganze Gegend mit dem widrigsten Geruch erfüllen. Dahin wiesen sie auch die Walker, die, wenn sie wüllne Kleider, vermittelst Schwefeldampfes und faulenden Harns, reinigten, alles mit dem greulichsten Gestank anstekten. Zu unsern Zeiten könnten wir mit Rammazzini die Fischhändler und Häringskrämer, Mezger, und die aus Gedärmen Saiten verfertigen, wie auch Käse- und Oelhändler, und alle diejenigen, darzu rechnen, deren Werkstätte und Läden die Luft mit Gestank erfüllen, und den Menschen an der Gesundheit schaden können. Es wären gewis auch diese Werkstätte zu versezen, worinnen aus Inschlit, das öfters alt ist, und, wenn es kochet, abscheulich riechet, Seiffe gesotten, und Lich-

(*) Was vor diesem Rom erfahren, kan zu unserer Zeit die Stadt Pesaro beweisen, da die wenigsten derer Einwohner, wegen der diken und ungesunden Luft, zuvor kaum das 50. Jahr erreichten, werden sie jezo weit älter, nachdem der Pabst Clemens XI. die Stadt von den stehenden Wässern und anderm Unflath, auf Anrathung des gedachten Lancisius, der sich hierdurch um dieselbe nicht wenig verdient gemacht, reinigen lassen.

Lichter gezogen werden. Denn diese Ausdünstungen verursachen denen, die es nicht gewohnt sind, Beschwerung des Magens, Ohnmacht, Brechen, Keichen, ja bei Weibspersonen die grausamsten hysterischen Zufälle, dergleichen Exempel Bartholinus in Act. Haffn. erzehlet. Scharfe, und wegen fetter Theilgen stinkende, Seifensiederlauge, (desgleichen alte Gerber- und Kürschnerbeize,) wenn sie lange in einer Anzucht stehet, gibt durch entstehende innere Fäulung so einen abscheulichen Gestank von sich, der allen unerträglich ist; ja, wenn Cloake von dergleichen Wust lange nicht gereiniget, und sie eröfnet werden, so kan dieser flüchtige Dunst, indem er sich in der Luft zu stark ausbreitet, und ihr die Kraft, oder Elastricität, beraubet, die Arbeiter, welche sie mit Mund und Nase auffangen, in eine geschwinde Erstikung und Lebensgefahr bringen, dergleichen trauriges Exempel man vor kurzer Zeit in Leipzig gehabt hat.

Alle Ausdünstungen aber sind, wie bekannt, weit schädlicher, wenn sie nicht im Freien verfliegen, sondern mit schwerer und fauler Luft in Häusern und Zimmern eingeschlossen bleiben. Nichts destoweniger ist wol hierauf zu sehen, daß damit die Reinlichkeit bestehe, und alle unreine Dünste öfters vertrieben werden. Es ist aber dieses nicht genug, wenn der Unrath allein weggeschaffet wird, sondern es ist auch oft der Luft durch offene Thüren und Fenster ein freier Durchgang zu verstatten. Dieses ist auch in Kellern zu thun, weil sonst der aufsteigende Schwaden vermögend ist, einen Menschen gleich zu erstiken. Die Bergleute bedienen sich, wo faule Wetter sind, und die ihnen am meisten schaden, eines Luftlochs mit vielem Nuzen; welches diejenigen besonders merken sollen, die in engen und niedrigen, wie auch von Licht und Luft entlegenen, Schlafgemächern, oder Alcoven, schlaffen.(*) Denn, was diese unreinẽ Ausdünste vor Schaden anrichtẽ, werden wir am deutlichsten gewahr, wenn eine Krankheit grasiret, und welche am meisten durch das geringste Volk herkommen, deren dürftige Umstände gemeiniglich auch die Unsauberkeit begleitet. Denen Chirurgis in grosen Lazarethen, wo die Luft von dem Ausdunsten, und dergleichen, so vieler Kranken, wie auch durch eiternde Schwäre und Schäden angesteket wird, ist bekannt, daß alle Wunden viel eher zu faulen anfangen, als an andern Orten, wo reinere Luft hinzu kan. Keinem aber drohet dergleichen unheilsame Luft mehr Gefahr, als denen, so am Kopf verwundet sind, welches schon Cortesius und Sylvaticus angemerket, und mit öfterer Erfahrung der Wundärzte bekräftiget wird. Deswegen gehet auch in einem Siechhause, wo viele Kranke sind, die Cur selten wol von statten, weil diese Luft, wenn die eingebogene Hirnschaale trepaniret wird, die Haut und Gehirn heftig angreiffet. Wenn aber unreine Luft den Verwundeten so sehr schädlich ist, mus sie nothwendig auch die, so an andern Krankheiten ligen, anfallen. Es tadelt Franciscus Valeriola die Aerzte gewis nicht ohne Ursache, so weder die Luft aus dem Zimmer, wo der Patiente ligt, austreiben lassen, noch selbiger durch offene Fenster neuen Eingang verstatten wollen. Das läugnen wir nicht, daß dieses in einigen Krankheiten, und deren Curen nicht wol, ohne den Patienten in Gefahr zu sezen, geschehen könne; wenn aber, sowol die Krankheit, als die Beschaffenheit der Luft, zulassen, oder der Patient in ein anderes und nahes Zimmer gebracht werden kan, so soll kein Medicus diese Reinigung und Verbesserung

(*) Daß auch in warmen Zimmern zu schlafen der Gesundheit schädlich sey, hat Herr Hofrath in einem Pr. de somno in cubiculis percalefactis 1741. erwiesen.

rung der Luft verabsäumen. (Der Hr. Hofrath Platner hat anderswo eriñert, daß in hizigen Fiebern, wo das nicht wol angehet, frische Blätter in die Stube gestreuet, angesprenget, oder Mayen, und dergleichen Zweige, in Wasser gesezt werden können.)

Wir können auch nicht den Ort vorbei lassen, der vor andern der unsauberste kan genennet werden. Die Häuser sind höchst ungesund, in welchen ein übler Geruch aus heimlichen Gemächern ist. Denn die faulen und angreiffenden Dünste, wovon küpferne und silberne Gefässe ganz schwarz anlaufen, fallen sowol die Lunge, als andere Theile des Körpers an, und verursachen den grösten Schaden. Merkwürdig ist, was Ramazzini von denen, so Cloake reinigen müssen, angemerket hat, daß sie nicht ohne die gröste Beschwerlichkeit darinnen verweilen können, weil die flüchtige Dunst die Augen, solche zarte Werkzeuge, so sehr angreifet, daß sie anfangen, roth, und in wenig Stunden entzündet, zu werden. Derowegen müssen diejenigen, denen das Wohl ihrer Gesundheit lieb und angelegen ist, in Häusern wohnen, wo die Luft durchziehen, oder durch Luftlöcher, welche aus Gruben und heimlichen Gemächern die unreinen Ausdünste vertheilen, dringen kan, oder aber müssen die Luft mit Feuer und angezündeten Gewürzhölzern und Räuchern verbessern, wenn sie nicht Mattigkeiten des Leibes, Brustbeschwerungen, Trieffen der Augen, und andern Unpäslichkeiten, unterworffen seyn wollen.

Nichts scheinet der Reinlichkeit mehr entgegen zu seyn, als wenn die Speisen und Getränke nicht rein genug zugerichtet, und in solchen Gefässen aufgetragen werden, die einem gleich bei dem ersten Anblik den Appetit erweken, welches schon Horaz vortreflich bestraffet. Jeder weis, was der Ekel vor Gewalt in uns habe, welcher vor sich allein zuweilen die grösten Unruhen in der Haushaltung unsers Körpers erweken kan. Man wird niemals von einer Speise, die mit Ekel genommen wird, gute Nahrung erhalten. Es geschicht öfters, daß Leute, die sehr delicat sind, entweder damit bald satt gemacht werden, oder aus ungewohntem Ekel Brechen, Magenbeschwerung, und Fieber, bekommen. Es fehlet auch nicht an Exempeln, mit welchen man erweisen kan, daß eine unappetitliche Speise vielen tödlich worden.

Zur Lebensart gehören auch gesunde Wasser. Am schädlichsten sind die stehenden und faulen, so Schlamm bei sich führen, und, wenn sie gekocht werden, sich sezen, oder an die Gefässe anlegen, sie mögen entweder getrunken, oder Fleisch und Zukost zu kochen, oder zum Bierbrauen, genommen werden. In den Schriften des Hippocrates, der mit gröstem Fleis den Unterscheid der Wasser erforschet hat, finden wir, daß die, so dergleichen Wasser trinken, vor der Zeit alt werden. Er erzehlet auch ein langes Register von Krankheiten, die dergleichen Wassertrinker überfallen. Deswegen ist wol darauf zu sehen, daß wir rein Wasser zu unserm Gebrauch haben mögen, besonders zu unsrer Zeit, wo die warmen Getränke, Thee und Coffee, sogar gemein worden. Denn, obwol ein garstiges Wasser durch Kochen verbessert wird, so scheinet es doch, dadurch nicht so rein zu werden, daß es der Gesundheit zuträglich wäre. Am besten ist das Springbrunnen- und Röhrwasser, welches durch den Druk und Lauf stets auseinander getrieben wird. Weit schlechter ist das, so man aus einem stillen Bach, oder Brunnen, schöpfet. Noch schädlicher ist das Wasser aus Ziehbrunnen, die nicht oft gepumpet werden; oder, welches, wenn die Brunnen nahe bei Cloaken und Misthaufen stehen, einen fremden und höchstwidrigen Geschmak an-

nimmt. Daß auch das Schnee- und Eiszapfenwasser sehr ungesund sey, erfahren zuweilen diejenigen, die mit der grösten Annehmlichkeit den Wein im Winter damit vermischen, Schnee und Eis trinken, und, wie Plinius redet, dasjenige zur Wollust brauchen, was sonst Gebürge leiden müssen. Das verursachet aber den grösten Schaden, wenn gefrohrne Wasser im Frühjahre zerfliessen, sich mit Unrath und Gassenschlamm vermengen, und in die Brunnentriefen, woraus alsdenn zu trinken und anderm Gebrauch geschöpfet wird. Deswegen sind unreine Wasser gänzlich zu verwerfen, welche den Magen angreiffen, Unverdaulichkeit und Würmer zeugen, den Leib entweder öfnen oder stopfen, die Ausdünstung und den Urin verhindern, und so viel zuwege bringen, daß die, so dergleichen Wasser trinken, entweder mit Fehler der Haut incommodiret, oder ausgezehret, und endlich unterdrüket werden. Die bei einer Armee gewesen, wissen wol, daß die giftigsten Feldkrankheiten, wodurch zuweilen ganze Heere die meiste Niederlage erleiden, von ungesunden und unreinen Wassern sehr ofte entspringen.

Daß auch die Kleidung nicht wenig zur Gesundheit beitrage, haben andere und die vortreflichsten Männer erwiesen. Die Alten, welche sich mehr der wollenen Kleider bedienten, liessen diese öfters auswaschen und reinigen, welches die Walker, wovon wir oben gedacht, verrichteten. Die ältesten Völker hatten solche Kleider, die in Oel getauchet waren, wie wir aus dem Hippocrates verstehen, der im Winter reine Kleider, im Sommer aber mit Oel genezte, zu tragen angerathen. Es hat ihn aber Galen mit Recht widerleget, und bewiesen, daß solche ölichte Kleider gänzlich vor unsauber zu halten, die kein Freund der Reinlichkeit, am wenigsten aber im Sommer, tragen könne. Zu unserer Zeit kan das leinene Zeug, so wir anziehen, besser, als das wüllene, gewaschen werden, und dergleichen öftere Veränderung ist dem Menschen ungemein heilsam. Denn der Körper, welcher sowol Dünste von sich gibt, als Dünste in sich nimmt, resorbiret wiederum aus schmuziger und schweissiger Wäsche die Unreinigkeiten, so er beständig austreibet, vermenget sie mit den Säften, und leget den Grund zu den gefährlichsten Krankheiten. Zu geschweigen, daß durch Unterlassung dieser Reinlichkeit die unmerkliche Ausdünstung, an welcher das gröste Theil der Gesundheit hanget, verhindert wird; Denn diese Secretion, so die stärkste ist, gehet durch die ganze Oberfläche des Körpers von statten, und treibet von Speise und Trank beinahe den dritten Theil, wie Sanctorius meinet, durch Ausdünsten hinweg, und solches ausführlich in diesem unserem Referendario, pag. 237. im 2ten Theil beschrieben worden; und wol verdient gelesen zu werden. Alle, die von anstekenden giftigen Krankheiten geschrieben, geben den Rath, daß diejenigen, so den Anfall davon verhüten, und die Gesundheit beschüzen wollen, die Hemden und Deken sehr oft verändern sollen. In den Curen der Galanteriekrankheiten, und der Kräze, ist durch Erfahrung klar, daß diese Ubel von Grund aus nicht können gehoben werden, wo nicht hierbei die Reinlichkeit sehr fleissig angewendet wird, welche Krankheiten auch, und über dieses viele andere, durch unreine Wäsche und Kleider zu andern können gebracht werden. Das öftere Waschen scheinet zu unsern Zeiten bei unreinlichen Professionen, ja allen überhaupt, destonöthiger zu seyn, weil die Bäder, deren sich die Alten bedienten, und die ermüdeten Glieder erquikten, nicht so sehr, wenigstens in unsern Gegenden, im Gebrauch sind.

Wir werden weder von unserer Absicht, noch von der Warheit, abgehen, wenn wir den Gestank, die Pest des Geruchs, zu den Krankheiten zehlen. Leute, die

die ein übler Geruch anmeldet, sind unangenehm, und bei Tische, als auch in Gesellschaft, nicht wol zu leiden. Der Gestank von Menschen ist zu der Art eines Geruchs zu rechnen, welchen Theophrast den heftigsten und schädlichsten nennet. Einigen stinket der ganze Körper, wie den Ozolern, welches Volk daher auch den Namen bekommen; oder wie den Lemnischen Weibern, die sich, nachdem Zeugnis des Antigonus, etwas dergleichen durch Zauberkünste zugezogen, damit die Männer von ihnen abstehen möchten. Andere incommodiret ein widriger Achselschweis, wie ehemals den Rufus Catullus. Es fehlet auch nicht an solchen, die mit einem Nasengeschwür, oder mit den Füssen, einer fremden Nase sehr beschwerlich fallen. Ob nun wol diese Ubel aus verschiedenen Ursachen entstehen, durch üble Beschaffenheit des Leibes, der Lebensart, der Luft, und wenn der Körper stark ausdünstet, wie nicht weniger von unmässiger Liebe, oder geheimen Begierden; und ob es zwar nicht sicher, einen solchen beschwerlichen Auswurf mit äusserlichen Dingen zu vertreiben, so halten wir doch mit dem Mercurialis dafür, daß dergleichen unsauberes Wesen, so bei allen den Geruch verderbet, aus gänzlicher Unterlassung der Reinlichkeit erzeuget, verstärket, und unterhalten werde. Denn es ist gewis, daß diese Fehler durch Pflege des Leibes, reine Wäsche, und Bäder, weit glüklicher, als durch allerhand andere Künste, verbessert werden.

Ferner kan das Küssen derer gewis nicht ohne Beschwerlichkeit der Nase geschehen,

- - - necesse est
has offendere basiationes,
quæ se tam bene vindicare possunt.

welche uns mit einem schädlichen Athem anhauchen, und öfters mit einem sehr unreinen Kus empfangen. Dieses Ubel hat verschiedene Quellen. Zuweilen wechet der gute Athem aus Nüchternheit, oder heimlichen Kummer; andere verräth das gestrikte Getränke; einige haben Halsgeschwüre, die wegen der Fäulung übel riechen, oder von einer ausländischen Reise zeugen. Noch andere sind mit grosen Milzen versehen, denn diese haben, nach Vorgeben des Hippocrates und Celsus, ein übles Zahnfleisch, und riecht ihnen aus dem Munde. Auch haben alle, die an einem Fieber liegen, einen widerwärtigen Athem, weswegen der Geschichtsschreiber Thucydides, in der vortreflichen Beschreibung der Athenienfischen Pest, unter andere Zufälle der anfallenden Krankheit auch zehlet einen unleidlichen und stinkenden Athem. An die nicht zugedenken, welchen aus Geschwüren der Eingeweide ein widerwärtiger Geruch aufsteiget, oder denen der Magen schwach ist. Denn diesen allen sind Hülfsmittel erfunden, obschon diejenige das Ubel damit nicht wenig vertreiben, wenn sie den Mund öfters ausspülen, und die Zunge und Gaumen von dem angelegten Unrath reinigen. Doch sind derer gemeiniglich mehr, so die Reinlichkeit der Füsse eher, als des Mundes und der Zähne, besorgen, von der Apulejus sagt: Daß einem gesezten und ehrbaren Mann nichts bessers anstehe. Die Unterlassung aber dieser Reinlichkeit bringet der ganzen Oeconomie des Körpers einen unwiederbringlichen Schaden zuwege, indem die Zähne hohl, brandigt, schwarz werden, und ausfallen, denen es endlich gehet, wie der Aelia bei dem Martial,

Si memini fuerunt tibi quatuor, Aelia, dentes,
Exspuit una duos tussis, & una duos.
Jam secura potes totis tussire diebus;
Nihil istic, quod agat, tertia tussis habet.

Es ist allen bekannt, daß mit den Zähnen die Speise gekäuet, verdünnet, ermürbet, und alsdenn zu Unterhaltung des Körpers angewendet werden. Wenn

aber die Zähne ausfallen, oder angefressen und wakelnd werden, wird die Speise im Mund nicht wol präpariret, welche so grob in sich genommen, sehr schwer von dem Magen und den andern Eingeweiden bezwungen, und eine solche Crudidät zugezogen wird, wodurch die Eingeweide geschwächet, und die Säfte verderbet werden. Indem wir käuen, wird der sich an Zähnen, Zunge, und Gaumen, häufig angelegte Unrath mit den Speisen sehr genau vermischet, welche denn einen unreinen Nahrungssaft und verderbtes Geblüte machen, mithin einen Grund zu künftigen Krankheiten legen.

Gleiche Beschaffenheit hat es auch mit andern Theilen des Körpers, worinnen eine gewisse Schönheit bestehet. Ein ordentlich gekämmtes, krauses, oder in Loken gelegtes Haar ist jedem eine grosse Zierde und Wohanständigkeit; dargegen ist ein confuser und straubigter Kopf allen ein rechter Abscheu. Hieraus werden die häslichsten Krankheiten, der Grind, Schuppen, übelriechende und trieffende Kopfschäden, und die Läusesucht. Es ist auch nicht sicher, Sachen zu brauchen, welche zurüktreiben, oder die Schäden heilen, da die Erfahrung lehret, daß die beschwerlichsten Kopf- und Augenschmerzen, ja die fallende Sucht, aus verkehrter Cur entstanden. Weswegen die Reinlichkeit vor allen am besten anzuwenden, worinnen auch Celsus mit uns einig ist, welcher erinnert, daß dieses weit mehr Nuzen habe, den Grind zuweilen mit Kämmen reinigen, als gänzlich zu vertreiben. Und ist gewis alle Cur vergebens, wo nicht diese Beihülffe der Reinlichkeit gebrauchet wird.

Das Frauenzimmer, welches um die Zärtlichkeit der Haut, und Schönheit des Gesichts, die gröste Mühe anwendet, pfleget sich zuweilen nicht wenig mit mancherlei Dingen zu verunreinigen. Denn, was kan der Reinlichkeit wol mehr entgegen stehen, als wenn ein geschminktes Gesicht durch einen unverhoften Schweis, der über die Stirne gleichsam rinnet, verrathen, und in den Wangen soviel Weisse entdeket wird, daß sie eher vor eine feuchte Wand anzusehen?

Sic quæ nigrior est cadente moro,
Cerussata sibi placet Lycoris,

Es ist dieses nicht so anzunehmen, als wenn man dem Frauenzimmer ihren Puz und Schmuk gar verbieten wollte, welches, wie wir lesen, sich auch Celsus nicht unterstanden hat; sondern wir halten es hier mit dem Martial, der diese Dinge in ihrer Würde läst, und seine Gedanken also ausdrüket:

Splendida sit nolo, sordida nolo cutis.

Derowegen sind wir der Meinung, daß das ganze Schminken, und die Künste, so sich die Königin Cleopatra bedienet haben soll, und in einem besondern Buch beschrieben sind, wenn es anders wahr ist, was hiervon gesagt wird, weit niederträchtiger sey, als die Bemühung derer, welche durch die Reinlichkeit ihre Jahre gleichsam verbessern.

(quæ munditiis annorum damna rependunt.)

Es ist bekannt genug, daß bei denen, die sich eine falsche Schönheit zuwege bringen, die Haut eher zu runzeln anfange. Denn eine geschminkte Haut dünstet nicht, wie es sich gehöret, aus, daher kommen dergleichen so sehr gemeine und verhaste Fehler, Finnen, Schwindfleken, Sommersprossen. Man hat sonst bemerket, daß denen, so ihre Wangen mit der bekannten rothen Farbe, dem Zinnober, erhöhen, endlich die Augen häslich zu trieffen angefangen, indem der darinnen verstekte Mercuris in die Thränen- und andere Drüsen, welche die Zergliederer glandulas Meibomianas nennen, gedrungen, deren Gänge erweitert, und dem Cupido hierdurch einen solchen Streich versezet hat, daß solche Personen mit einem beschwerlichen Schwären und Thrä-

nen

nen der Augenlieder ihren Verlust stets beweinen müssen.

So ist auch nicht wenig an einer reinen Nase gelegen. Es ist durch weise Vorsicht geschehen, daß die Nase in der Mitten des Haupts gesezt worden, damit, weil alle riechende Theile in die Höhe steigen, eine desto reinere und lautere Feuchtigkeit an die Werkzeuge des Haupts, so den Sinnen am stärksten dienen müssen, und die allerzärteste Structur haben, dringen könne. Denn die Dike und schleimichte Feuchtigkeit wird in dem Häutgen abgesondert, welches inwendig die Nasenlöcher und die innern Höhlen der Beine umkleidet, welcher Auswurf zu Bewahrung der Geruchsnerven ungemein dienlich ist. Wenn aber die Feuchtigkeit in gedachten Schleimhäutgen (membrana Schneideriana) stoket, müssen der Kopf, und besonders die Augen, die beschwerlichsten Krankheiten erdulden, die, wenn sie öftre Verdunklung und andere Zufälle erlitten, endlich gar blöde werden. Es ist mehr unverhoft bemerket worden, daß das aus unterlassener Reinlichkeit der Nasen entstandene Augentriefen bei Kindern, durch anbefohlene öftere Reinigung derselben, weit besser, als durch andere Mittel, gehoben worden. Dahero ist es, wenn die Nase stets feuchte Wetter hat, wie des Kaisers Claudius, sowol der Schönheit, als den Sitten und der Gesundheit, zuwider.

Was wir von dem schädlichē Ausdämpfen des stinkenden Inschlit u. Oels gesagt, gehet auch diejenigen an, so des Nachts studiren. Denn die übeln Dünste von Lichtern und Kerzen, weñ sie in engen Studierstuben nicht durch die Luft vertheilet werden können, ziehen öfters schwachen Körpern das gröste Ubel zu, und solche Krankheiten, womit Gelehrte gemeiniglich überfallen werden, verdorbenen Appetit, Mattigkeit, Hypochondrie, Engbrüstigkeit, u. andere, die noch heftiger sind, und mehrentheils Recidive haben. Dergleichen Dampf ist den Nerven (welche die Werkzeuge der Sinnen zu seyn scheinen,) höchstschädlich; und Plinius hat schon aus dem Aristoteles angemerket, daß der Dampf von ausgelöschten Lichtern oftmals eine Ursache zu abortiren sey. Die Schriften der Gelehrten werden nichts destoweniger stark genug nach Oele riechen, wenn sie sich auch, zur Beschüzung ihrer Gesundheit, reines und frisches Oels, das nicht dämpfet, oder eines Wachslichts, welches vor allen am bequemsten ist, bedienten,

Hic tibi nocturnos præstabit cereus ignis,
Subducta est puero namque lucerna tuo.

Es verdienet hier auch die Reinigung der Ohren angemerket zu werden, weil öfters, wenn sie unterlassen wird, schweres Gehör, ja, wie Exempel vorhanden, die Taubheit entstehet, und wo dieser Fehler gar bald, wenn dieses die Ursache ist, durch die Reinlichkeit kan gehoben werden. Man kan endlich hiervon einen allgemeinen Saz in der Gesundheitslehre abfassen: **Alle Wege und Werkzeuge, so der Natur zum Auswurf dienen, sollen stets reinlich gehalten werden.**

Moralische Todesbetrachtung.

improvisa lethi
Vis rapuit rapietque gentes.

Den allermeisten Menschen ist der Anblik des Todes so schrekhaft und so fürchterlich, daß sie alles anwenden, um denselben von sich zu entfernen. Gleichwie ein Mensch, der mit einer sorgenlosen Dreistigkeit durch einen Wald gehet, und auf eine Schlange trit; ein banges Entsezen bemeistert sich in einem Augenblike aller seiner Sinne, und er versucht sein äusserstes, sich durch die Flucht zu retten. Der blasse Schreken und die tödliche Furcht folgen ihm

ihm auf dem Fusse nach. Alle Menschen wissen, daß sie auf einem Wege wandeln, der sich in den Abgründen des Todes verliert. Hier ist kein Nebenweg möglich, der uns vor der Thüre des Grabes vorbei führen könte. Wenn er in den ewigen Büchern der unwandelbaren Vorsehung bestimmte Augenblik herannahet, so werden wir von dem Tode verschlungen. Man solte denken, daß die Nothwendigkeit zu sterben, die Menschen angewöhnen werde, diesem ihrem unvermeidlichen Schiksale mit wenigerem Entsezen sich zu unterwerfen. Allein, man ist sehr geneigt, die Stunde des Todes jederzeit noch weit hinaus zu sezen. Ob wir gleich wissen, daß ganze Völker durch den Tod ausgerottet worden, und ob wir gleich täglich gewahr werden, daß ohne Unterschied des Standes, des Alters und der Verdienste, unsere Reisegefährten einer nach dem andern um und neben uns unsichtbar werden; so sind wir doch thöricht genug, uns einzubilden, daß bei uns eine Ausnahme werde gemacht werden. Wir gehen beständig mit Entwürfen schwanger, welche niemals werden ausgeführet werden, weil unser fataler Augenblik, zwischen dem Vorsaze und der Vollziehung desselben, in der Mitte ligt. Unsere ganze Natur entsezt sich daher, wenn wir an den Tod denken, und die meisten müssen gar nicht an dieses lezte Ubel denken, wenn sie vergnügt leben wollen.

Ich bin sehr weit davon entfernt, es für eine wahre Tugend und Tapferkeit zu halten, wenn jemand seinen Tod mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit betrachtet, und ohne die allergeringste Empfindung der Furcht. Eine solche Unempfindlichkeit kan nur aus einer Leichtsinnigkeit und barbarischen Rauhigkeit des Gemüths herrühren. Die wahre Tugend mus die Menschlichkeit zieren, niemals aber unterdrüken. Ob man gleich von dem grossen Persischen Monarchen Xerxes nicht viel Gutes zu erzehlen weis, so hat doch die Historie, zu seinem unsterblichen Ruhme, sein zärtliches Mitleiden mit dem Tode seiner Nebenmenschen angemerkt. Als er sein erstaunliches Kriegsheer, dergleichen die Welt nur einmal gesehen hat, gemustert hatte, so lies er dasselbe sich lagern. Er trat auf einen Hügel, und betrachtete mit einer stillen und schwermüthigen Aufmerksamkeit seine Griegsvölker, deren Lager er nicht ganz übersehen konte. Endlich fieng er an zu weinen. Man fragte ihn um die Ursach seiner Thränen, und er antwortete zur Ehre der Menschheit: Es jammerte ihn, daß von diesen Millionen Menschen, deren ein jeder in der Blüthe seiner Jahre stehe, über hundert Jahr kein einziger mehr vorhanden seyn werde. Ich will niemanden zumuthen, daß er ohne alle Furcht dem Tode in die Augen sehe. Ich wolte nur wünschen, daß man sich mit dem Anblike des Todes besser bekannt

kannt machen, und daß man sich denselben mehr auf der angenehmen Seite vorstellen möchte. Ich an meinem Theile bin ein so grosser Freund von einer angenehm schwermüthigen Betrachtung des Todes, daß ich ofte mit einer vergnügenden Traurigkeit auf einem Kirchhofe herum gehe, und die Hügel mit einem angenehmen Schauer betrete, unter welchen die vermoderten Uberbleibsel meiner Nebenmenschen in einer finstern Stille ruhen und allmälig verwesen. Ich vertiefe mich in dieser Stellung gemeiniglich in eine Betrachtung des, die mir seit langer Zeit natürlich geworden, nemlich daß ich vielleicht in einer kurzen Zeit den Schauplaz dieser Welt verlassen werde. Die Hütte meiner Seele, mein schwacher und zerbrechlicher Körper, wird unter dem rohen Klumpen der Materie verscharrt und mit demselben vermengt werden, und ich werde dem ohnerachtet viel gewinnen. Hierauf betrachte ich alle Vortheile, die mir mein Tod bringen wird, und ich gestehe es, daß ich ofte in eine solche Gemüthsfassung gerathe, in welcher ich glaube, den Augenblik ohne ängstliche Unruhe sterben zu können. Ich verlasse den Gottesaker mit der Empfindung eines gewisen Neides, und menge mich, um meine Pflicht zu erfüllen, wieder in die Tumulte dieser Welt, nicht ohne Verlangen, bald eines Glüks theilhaftig zu werden, das man nur erlangen kan, wenn man den Körper der Vermoderung übergeben hat.

Weil ich eben jezo in diese meine angenehme Schwermuth gerathen bin, so will ich meinen Lesern meine heutigen Betrachtungen mittheilen, die ich noch niemals angestellt habe. Ich sahe heute eine Leiche zu Grabe tragen, und ich gerieth alsobald in eine Betrachtung des Todes, in Absicht auf das gesellige Leben. Es schien mir anfänglich, als wenn man denselben in dieser Absicht nicht als etwas Gutes ansehen könnte. Ich soll sterben; das waren meine ersten Gedanken: und ich soll aus den Armen meiner liebsten Freunde gerissen werden. Wie viel Vergnügen geniese ich nicht jezo in der Gesellschaft meiner wahren Freunde? und der Tod soll mir dieses alles mit einemmale rauben? Mein Vater ist aus dieser Zeitlichkeit schon abgefordert worden; Und ich selbst solle in den Umarmungē meiner Frau nicht mehr ein entzükendes Vergnügen geniesen? Mein Tod soll die Bandē der Freundschaft zertreñen? Meine Bekandē und zärtlichsten Freunde werden von mir entfernt. Ich werde aus der Gesellschaft der Menschen vertilgt. Ach, daß ich ein Mensch geworden, und ein zärtliches Herz empfangen habe! Wie schmerzhaft wird nicht meine Trennung von dir, mein Freund, seyn, den ich wie mich selbst liebe! Meine schon gebrochenen Augen werden noch einē schmachtenden Blik auf dich werfen. Und ich soll dich nicht wie-

der sehen? Ich soll, von dir getreñt, dein Andenken noch erhalten, und ⸗ ⸗ ⸗ doch ich unterbrach mich hier selbst, und ich fieng an zu begreifen, daß der Tod, selbst in Absicht auf das gesellige Leben, ungemeine Vortheile mit sich führe. Ich stelle mir dieses Leben nur als den Vorbereitungszustand, auch in Absicht auf die Geselligkeit, vor, und ich habe mich überzeugt, daß das gesellschaftliche Leben der Menschen ewig zu keiner Vollkommenheit kommen würde, wenn alle Menschen, so wie sie jezo sind, ewig leben solten.

Hier in dieser Welt bin ich unter einen Haufen Menschen gemengt, deren die wenigsten nicht einmal mittelmässig gute Gesellschafter sind. Die allermeisten sind entweder offenbare oder verborgene Feinde der Geselligkeit. Viele Bösewichter machen ihr tägliches Geschäfte daraus, durch Betrug, List und Feindseligkeit, die allgemeinen Bande des gesellschaftlichen Lebens, zu zerreissen. Ich mus mich beständig hüten, von diesen Ruchlosen nicht unterdrukt zu werden. Die meisten fröhnen als Leibeigene ihren viehischen und unmenschlichen Leidenschaften, und man müste die Menschheit unterdruken, wenn man mit diesen Unmenschen gesellig umgehen wolte. Jener sieht nur auf seinen eigenen Nuzen, und er ist so wenig dienstfertig, freundlich, gefällig, daß er mich vielmehr ohne Barmherzigkeit verlässt, wenn er seine eigennüzigen Absichten nicht durch meine Dienste erreichen kan. Dieser verleumdet und verspottet mich bei aller Gelegenheit. Er ist so weit entfernt, mir meine Fehler zu vergeben, daß er mir vielmehr viele andichtet, um mich nur zu kränken. Ich erwähle mir einen Freund, der nach meinem treuherzigen Urtheile ein wahrer Freund ist; ich erfahre aber, daß er ein Verräther ist, und mich unter einem guten Scheine hat sicher machen wollen, um mich völlig zu Grunde zu richten. Kurz, wenn man das menschliche Geschlecht nach dem grösten Haufen beurtheilen soll, so ist es eine Rotte geiziger, hochmüthiger, betrügerischer, eigennüziger Leute, welche alle wider einander streiten. Mit wie vielem Vergnügen erwarte ich nicht meinen Tod! Dieser glükselige Augenblik wird mich aus diesem elenden Haufen herausreissen, und mich in eine Geselschaft versezen, die von allen Bösewichtern abgesondert ist. Der Tod trennt die wahrhaftig Geselligen von den Ungeselligen auf ewig. Dort, in jenen Feldern des Lichts, weis man weder von der Feindschaft, noch von dem gelben Neide, noch von der Bosheit, noch von dem magern Geize. Die grossen Seelen, die Einwohner des Paradises, sind über dasjenige unendlich erhoben, wodurch die Bande der Gesellschaft zerrissen werden können. Sie haben insgesammt einerlei gute und edle Absichten; und da alle ihre Handlungen auf Warheit und Tugend ge-

gegründet sind, so herrscht unter ihnen Friede, Eintracht, Liebe, Gefälligkeit, und alle Tugenden, wodurch das gesellige Leben ewig und ohne Ekel angenehm werden kan. Verliere ich also durch den Tod etwas, in Absicht auf das gesellige Leben? Ich gewinne vielmehr unendlich viel. Hier mus ich es für ein unschäzbares und seltenes Glük halten, wenn ich einen oder den andern wahren Freund bekomme; dort wird ein jeder, der mir zu Gesichte komt, mein Freund seyn, der eine mehr, der andere weniger.

Ich selbst kan in diesem gegenwärtigen Leben nicht gesellig genug werden. Ich bin ein Mensch, und habe also viele Fehler an mir, welche theils der Unwissenheit und Uebereilung, theils einem verdammten Vorsaze ihren unseligen Ursprung zu danken haben. Bald bin ich nicht freundlich und gefällig genug; bald hätte ich meinen Freunden besser dienen können, als ich gethan habe. Manchmal bin ich eigensinnig und empfindlich. Die Tadelsucht verführt mich ofte, auf die Fehler anderer mehr achtung zu geben, als es die Geselligkeit erlaubt. Ofte regt sich in mir der Menschenhaß, und eine unordentliche Eigenliebe. Wenn meine wahren Freunde nicht mit mir Gedult hätten, wenn sie nicht meine Fehler übersehen, und mir meine Verbrechen vergeben: so würde ich keinen einzigen wahren Freund in der Welt haben, und, welches noch ärger ist, ich würde mir dieses Unglük selbst zurechnen müssen. Ich freue mich daher auf meinen Tod. Wenn ich sterbe, so werde ich mit meinem Körper alle meine Sünden ablegen, und diese unselige Last meiner Seele der Verwesung und einer ewigen Vergessenheit übergeben. Alsdenn werde ich mit allen geselligen Tugenden ohne Tadel ausgeschmükt seyn. Jedermann, der mich wird kennen lernen, wird meine Freundschaft suchen, und sie als ein angenehmes Glük betrachten. Ich werde in jener Welt keinem einzigen meiner Freunde beschwerlich und verdrieslich fallen, und ich werde keinem einzigen nur einmal Gelegenheit geben, mit mir misvergnügt zu seyn. Eine ewige unwandelbare Freundschaft wird unter uns herrschen. Nicht einmal das Mistrauen und der Argwohn wird mehr statt finden.

Wenn ich im Tode meine besten Freunde zurükklasse, so verliere ich gar nichts, ich werde nur eine kurze Zeit von ihnen getrennt. Sie müssen auch sterben. Ich, der ich vor ihnen zu meiner Vollkommenheit gelanget, werde ihre Ankunft in der Ewigkeit mit einer ruhigen Sehnsucht erwarten; und wenn sie endlich in meine Umarmungen laufen werden, so werden wir uns um so viel mehr vergnügen, je mehr eine kurze Abwesenheit die Zärtlichkeit der Freundschaft vermehret. Stirbt mein Freund eher als ich, so habe

habe ich einen neuen Grund, meinem Tod mit Vergnügen entgegen zu gehen. Er ist ja das Mittel, einen Umgang wieder in einer unbegreiflich grössern Vollkommenheit anzufangen, der mir in dieser Welt schon so angenehm gewesen ist. Ich will also meine Freunde, die vor mir sterben, beweinen, ja ich will ihnen den lezten Liebesdienst in dieser Welt leisten, und Thränen um sie vergiessen. Allein, ich will dieses mit der Gemüthsfassung thun, mit welcher man von einem Wegreisenden zärtlich Abschied nimmt, den man balde wieder zu umarmen hoft.

Ich bin vest überzeugt, daß diese Betrachtungen den Tod versüssen können. Wer ein zärtliches Herz besizt, der weis, wie stark der tödliche Verdrus ist, wenn man durch den Tod von einem liebenswürdigen Vater, von einer zärtlichen Mutter, von einer lieben Frau, von einem Bruder u. s. w. getrennt wird. Viele Menschen würden ruhiger sterben, wenn sie völlige Einsidler wären. Allein, wenn ich in meiner gegenwärtigen Gemüthsfassung sterben solte, oder in derselben den Tod meines Vaters, meines Freundes, oder irgend eines andern, mit dem mich die Bande einer erwünschten Gesellschaft verknüpfen, vernehmen solte; so hoffe ich, daß meine Thränen nicht ohne Beruhigung fliessen würden, es müste denn der Mensch den Weltweisen überwältigen.

Ich will dieses Blatt mit einer vortreflichen Stelle aus dem Cicero beschliessen, in welcher er dem alten Cato folgende Worte in den Mund legt: Es gefällt mir nicht, das Leben zu beweinen, welches viele, und noch dazu gelehrte Leute gethan haben. Es reuet mich nicht, daß ich gelebt habe, weil ich so gelebt habe, daß ich nicht glaube vergebens geboren zu seyn. Ich gehe aus diesem Leben heraus, als aus einem Gasthause, nicht aber als aus einer Wohnung, denn die Natur hat uns dieses Leben nicht als eine beständige Wohnung, sondern als einen kurzen Aufenthalt verliehen. O vortreflicher Tag! an welchem ich zu jener göttlichen Versammlung der Seelen reisen werde, und an welchem ich aus diesem Haufen, aus dieser Rotte mich wegbegeben werde! Denn ich werde nicht nur zu jenen grossen Männern, von denen ich vorhero geredet habe, gelangen, sondern auch zu meinem Sohn Cato, welcher der beste Sohn und der beste Mann war, dessen Leichnam ich verbrannt habe, da es sich doch vielmehr geziemt hätte, daß er mir diesen lezten Liebesdienst erwiesen hätte. Seine Seele, die mich nicht verlassen hat, sondern nach mir zurük gesehen, ist gewislich an den Ort gelanget, wohin sie gesehen hat, daß ich auch kommen mus. Diesen betrübten Zufall schien ich standhaft zu ertragen, nicht etwa weil ich gleichgültig war, sondern ich tröstete

stete mich selbst, und glaubte, daß unsere Entfernung nicht lange dauren werde.

Von einigen Vortheilen bei dem Hopfenbau.

Bier zu brauen ist zwar schon in den ältesten Zeiten in Teutschland und andern Ländern gegen Mitternacht gebräuchlich gewesen; doch kan man nicht behaupten, daß man schon damals einigen Hopfen darzu genommen hätte. Als man aber hernachmals mit dem wilden Hopfen Proben gemacht, und daraus einen herrlichen Nuzen gespüret, so ist man dadurch bewogen worden, an vielen Orten ordentliche Hopfengärte anzulegen, und durch eine ordentliche Wartung seine Kräfte zu vermehren, weil man endlich durch die Erfahrung inne worden, daß der Hopfen des Bieres Kraft und Stärke beisammen halte, und durch seine schneidende und anziehende Kraft verhüte, daß die Feuchtigkeiten und Liquores, denen er untergemischet wird, nicht leichtlich verfaulen oder verderben. Wie man bei jeder Sache einige kleine Vortheile hat, die nicht allen und jeden bekannt seyn, so will hier nur etliche wenige vom Hopfen, wie ich solche von einigen Liebhabern davon erfahren, melden, um andere dadurch aufzumuntern, daß sie mit vielen wichtigeren nachfolgen.

1) Man soll so bald als man in die Erde kan, die alten Stöke gehörig ausschneiden, damit junge Keime ausschlagen, denn der Frost soll ihm nichts schaden. Mit dem Düngen aber soll man also verfahren, man soll nemlich wie in den Weinbergen ein paar Schritte von einander Gruben machen, und solche wo möglich mit Schweinemiste füllen, so werden die Wurzeln von dem Hopfen in solche lauffen, und beständig Nahrung und mehr Feuchtigkeiten als sonsten haben. Der gröste Vortheil aber wäre dieser davon, daß man auf diese Art in 3. Jahren nur einmal düngen dürfte. Auf und um den Hopfen soll man gar keinen Dünger, sondern nur etwas gute Erde nehmen. Weil ich jezo selbsten keine Gelegenheit habe, damit eine Probe zu machen, so will einige Liebhaber von dem Hopfenbau hierdurch ersuchen, einige kleine Versuche auf die Art anzustellen, und wie solche abgelauffen, in diesen Sammlungen gütigst Nachricht davon zu geben. Zum wenigsten kan so viel mit Warheit versichern, daß ein gewisser Bürger in einem kleinen Städtgen, dessen Vater beständig ein Hopfenarbeiter gewesen, fast alle Jahre sich eine reichliche Hopfenernde dadurch zuwegen bringet, und man seinen Hopfen vor andern seinen Nachbaren in der Güte und Grösse ganz merklich unterscheiden kan, ohngeachtet der Boden daselbst von schlechter Beschaffenheit ist.

2) Es ist ein Fehler, wenn man, wie an vielen Orten gebräuchlich ist, allzu lange Stangen zum Hopfen nimmt, denn dadurch bekommet man zwar längere Reben und viel Blätter, destoweniger aber Hopfen, dahero soll man in dem allerbesten Boden die Stangen 6. Ellen, in mittelmäsigem aber kaum 5. Ellen lang nehmen, auch wenn die Reben ein wenig länger als die Stangen seyn, mit einer Spiesruthe oben die Spizen abschmeissen, so wird er nicht weiter in die Höhe wachsen, und desto mehr Hopfen tragen.

3) Aus eben dieser Ursache soll man ein paar Ellen hoch die untersten Blätter abbrechen, so wird man mehr und schönern Hopfen bekommen, wie solches manche aus der Erfahrung bezeugen können.

4) Wenn aber ein Hopfengarten lange Jahre genuzet worden, so daß immer alle Jahre hin und wieder viele Pflanzen abstehen und verfaulen, so wird man

am besten thun, daß man ihn ganz und gar umakert, und eine Frucht heraus nimmet, im Herbste aber, damit sich die Feuchtigkeiten hinein ziehen, diesen Plaz wieder umakert, und im Frühjahre darauf den Hopfen von neuem ordentlich anleget. Man wird aber allezeit wohl thun, wenn man neuen Hopfen anleget, daß man Bömisch Gelege darzu nimmet. Es ist daselbst sonderlich der Sazerkreis deswegen bekannt, wo er in groser Menge erbauet, und alsdenn so wol in Ober- als Niedersachsen mit vielem Nuzen ausgeführet wird. Man findet auch feinen Hopfen im Pilsenerkreise, wo der beste um Glattau wachsen soll. Die Güte aber vom Hopfen kan man erkennen, 1) wenn fein viel gelb Mehl in den Köpfen ist, 2) wenn er, da man ihn in den Händen reibet, einen starken Geruch von sich gibet, 3) wenn er sich fein klebricht und fett angreift.

Schilderung eines eingebildeten Klugen.

Wahre Klugheit ist ohnstreitig eines der schäzbarsten Güter menschlicher Besizungen. Sie ist mehr als Geschike, Kunst und Wissenschaft. Eine jede Fertigkeit hat zwar ihren Werth: aber so bald als sie der gehörigen Bestimmung verfehlet; so bald verlieret sie ihre Schönheit. So wenig wahre Klugheit ohne das Wissen bestehen kan; so wenig sind doch Vielwissende klug zu nennen, wenn sie reden, da sie schweigen sollen; oder schweigen, wenn sie reden sollen. Es leidet es der Menschen Schwachheit gar zu gern, daß sich ihrer viele klug zu seyn einbilden. Ein solcher Träumer thut lieber zu viel als zu wenig. Man wird ihn deswegen nicht sowol eines Mangels der Klugheit, als vielmehr eines Uberflusses der Thorheit beschuldigen können. Den Grund seiner Einbildung mus man in seinen vermeinten Vorzügen für andern suchen. Darnach harmoniret er sein ganzes Thun und Reden, und darnach will ich ihn jezo schildern.

Ein sich Klugdünkender versäumet keinen Zeitpunct, sich mit Ausleerung seiner phantastischen Begriffe des Verstandes zu blähen. In Ermangelung anderer begehet er die Schwachheit, sich leblosen Creaturen entdeken zu wollen. Es würden sich, ihm zuzuhören, noch manche Ohren finden, wenn er sie nur nicht durch sein Getöse entweder betäubete, oder durch seine Aufschneidereien ungedultig machte. Unter Personen, welche er vor sich hat, machet er wenig Unterscheid. Zu Hohen und Niedern spricht er mit gleichem Thone, mit gleicher Mine, mit gleichen Worten. Er brüstet sich da noch am meisten, wo er glaubet am meisten bewundert werden zu können. Er ist im Stande viel zu reden, wenn er auch wenig weis. Es ist ihm nicht zu verdrieslich, eine Sach zehenmal zu wiederholen; darum kan es ihm niemals an Stoffe zu reden fehlen. Sein Gespräche ist mehrentheils ein Gewäsche, alles läuft da hinaus, daß man seine Geschiklichkeit bewundern soll. Der Innhalt seiner Rede ist mehrentheils er selbst; und wenn er auch

auch von andern ein Wörtgen zu sprechen sich die Mühe gibet: so thut er es doch blos um seinetwillen. Er machet allezeit zu reden den Anfang; und er mus auch allezeit das lezte Wort haben. Sein erstes Wort heisset gemeiniglich ich; und das andere, höret zu. In Disputen ist er allemal Vorsizer und Urtelssprecher. Er erlaubet nicht, daß ein anderer in seine Rede viel Wort einschalte. Wenn man ja saget, so saget man genug: wenn man aber mehr Worte machet, so will er gleich ungedultig werden, daß man ihn nicht an die Reihe zu reden kommen lassen will. Hat man sich einmal im Reden mit ihm eingelassen, so kan man seiner ohne Gewalt nicht wieder los werden. Das ist bei ihm ein Laster, welches uns seine Person oft unerträglich machet.

Ein blos Klugseynwollender findet an jedem etwas zu tadeln, und seines Tadelns wird gar kein Ende. Selbst seine klügere Frau kan sich dessen nicht erwehren. Die Alten bewundert er nur in der Einfalt. Den Nachkommen wünschet, und den mit ihm lebenden stellet er sich bis zum unnachahmlichen Muster vor. Er beklaget, daß er nicht Methusalems Alter erreichen könne, sonst wolte er der Welt noch alle verborgene Schäze hervorbringen. Er dünket sich nicht zu geringe zu seyn, sich mit Fürsten und Königen in Vergleichung zu sezen: und wenn er sich weit über sie gemessen hat, so spricht er endlich: **Wenn ich an ihrer Stelle wäre/ so wolte ich es besser machen.**

Kleinigkeiten, die ein Zukluger thut, preiset er als Wunderwerke, und jedermann mus es wissen daß er sie gethan hat. Höret er, daß sich ein anderer in Künsten hervorgethan habe, so spricht er dessen Verrichtungen entweder den Namen der Kunst ab, oder er meldet zugleich, daß er sie schon längst meisterlicher ausgeübet habe. Wenn er sich noch so sehr dabei zu mäsigen gedenket, so spricht er: **ich will mich eben nicht rühmen.** Alleine er besizet doch Dreistigkeit genug, seine vermeinte Künste herauszuposaunen.

Ein Uberkluger ist niemanden herzlich gut. Er findet an jedem etwas, das ihn seiner Liebe unwürdig machet. Seine Freundschaft ist daher nicht die zärtlichste und beständigste. Er glaubet Ursache genug zu haben, sie aufzuheben, wenn er siehet, daß man nicht zu allem gleich ja sagen will. Der ist sein ärgster Feind, der sich über ihn zu erheben suchet. Er hat ein rechtes Freudgen, wenn er ihn durch Grubegraben ein wenig erniedrigen kan. Dadurch lässet er sich aber in den grösten Harnisch bringen, wenn man zu ihm saget: **er verstünde etwas nicht.** In diesem Affecte besinnet er sich nicht lange, die unhöflichsten Schimpfwörter auszustossen. Er wird aber gleich wieder gut, wenn

man

man ihm nur eine merkliche Schmeichelei davor zu machen pfleget. Dieses wäre bei ihm fast noch das beste, wenn er nur nicht eben so leicht wieder auf die andere Seite zu bringen wäre.

Einem Superklugen ist nichts zu hoch, zu gros, zu schwer; er unterfänget sich alles, auch das, was unmöglich ist und scheinet. Weiset ihm die Erfahrung, daß er sich in Ausführung einer Sache sehr betrogen hat; so glaubet er doch was Groses gethan zu haben, wenn er sich nur im Wollen nicht habe feig finden lassen.

Eines eingebildeten Klugen Kleidung ist modisch, doch sonderlich. Gemeine Titel sind ihm verhast. Er erwählet sich was hoch und neu klinget. Der Titel **Vorgezogener** möchte ihm unter allen noch der beste scheinen. Seine Gesellschaft ist seinen Absichten gemäs erwählet. Die Vornehmen sind ihm die Liebsten, wenn sie ihn gleich bald wieder Abtrit nehmen lassen. In Besorgung seines Glükes ist er unermüdet. Er schämet sich nicht, es mit Gewalt herauszufordern, wenn es ihm nicht bitweise hat folgen wollen.

Ein phantastischer Kluger spielet eine wunderliche Person. Wenn man über seine Thorheit lachet; so bildet er sich ein, als wenn man über seine Vorzüge eine Freude bezeuge. Er lässet sich deswegen dadurch anfeuern, sich immer mehr lächerlich zu machen. Auf Schmeicheleien kan er sich was rechtes zu gute thun. Durch solche kan man sein Innerstes aufschliesen, und von ihm erhalten, was man verlanget.

Wer Gedult hat, ein solches Närrchen um und neben sich zu haben, dem kan die Zeit nicht lang bei ihm werden. Er wird ihm beständig zu veränderterm Vergnügen Gelegenheit geben. So viel als er Worte aus seinem Munde höret, so viel wird er auch neue lächerliche Ungereimtheiten daraus entdeken. Er darf ihm nur zu einer beliebigen rühmlich scheinenden Handlung Gelegenheit machen; so wird er wahrnehmen, mit wie vielen lächerlichen Posituren er sie zu bewerkstelligen suchet. Man stelle sich einmal vor, wie lächerlich das aussehen mus, wenn sich ein kleiner Poet **Akrius** in ein groses vierekigtes Bild abmahlen lässet. Wenn sich **Menestratus** rühmet, daß er auf einer Ameise geritten wäre, welche ihn abgeworfen, und mit einem Fuse verwundet hätte; wer solte sich hiebei des Lachens enthalten können? Solte das nicht zum Zeitvertreibe dienen, wenn sich ein **Herron** seiner Kunst, daß er durch ein Nadelöhr habe springen können; ein **Demas** seiner Leichtigkeit, daß er auf einer Spinnewebe habe tanzen können; und ein **Marculus** seiner Geschiklichkeit, daß er mit seinem Kopfe ein Loch durch ein Sonnenstäubgen habe bohren können, berühmet?

Lachen,

Lachen, Verachtung, Spot und Geringschäzigkeit sind die würkliche Beute eines eingebildeten Klugen, welche er statt der vermeinten Bewunderung seiner besondern Fähigkeiten erobert. Solte er auch bei dem einen noch wol angeschrieben stehen; so ist doch ein anderer nicht der Meinung. Alexander, gros von Thaten, klein von Person, und mittelmässig von eingebildeter Klugheit, verursachet noch immer ein Lächeln, daß er in Persien alle Thüren grösser brechen, und die Krippen in den Pferdeställen erhöhen lassen, um die Nachkommen überreden zu wollen, daß die Griechen alle grose Riesen gewesen wären.

Ich bin den Klüglingen noch viel zu gut, als daß ich ihnen ihre Gerngröse noch länger verkleinern wolte. Aus dieser kurzen Schilderung wird man sie leicht nach ihrem ganzen Lebenslaufe vollends beurtheilen können. Wer von einem eingebildeten Klugen ein natürliches Konterfei besizen will, der mus einen Zinzendorfischen Phantasten in Lebensgröse gesehen haben.

Von der Titulomanie, oder von dem Misbrauch der Ehrenwörter, die man Titel nennet.

Ich fand mich vor einigen Tagen in der Kirche bei einer überaus grosen Versammlung. Alle Stühle krachten von der Menge des auf einander eindrängenden Volks: Die Thöne der Trauermusik verlohren sich in diesem schwirrenden Geräusch, und die Sänger klagten daß das Metall ihrer Stimme, sich ganz in die Kleider und Reifröke verkrochen hätte. Ein dunkel unter einander schallendes Getös erfüllte den ganzen Kirchenhimmel, und brumte gleichsam darunter den Baß. Auf einmal wurde alles still und der Herr Doctor N. zeigte sich auf dem Predigstuhl. Ich spizete meine Ohren, und gedachte für die viele Stöse die ich erdulden muste, etwas rechts zu hören. Der Tod des Fürstens war die Ursache dieser ausserordentlichen Versammlung: die Zuhörer hielten sich theils nur bei der Geschiklichkeit des Redners auf, theils aber wurden durch die bewegliche Vorstellung des fürstlichen Abschieds aus dieser Zeitlichkeit dermassen gerühret, daß sie darüber ihrer zärtlichen Empfindlichkeit den Ausbruch liessen und den Tod eines Herrn beweineten, den das ganze Land längst mit Seufzen schien erbetten zu haben.

Ich hätte mich gern wieder zum Tempel hinaus gemacht: Die Menge der Menschen aber war zu gros, man konte nicht durchkommen; ich muste mir also gefallen lassen das Ende dieses eitlen Kirchengeprängs abzuwarten. Ich hofte immer, es würde doch auch noch etwas kommen das erbauen könte; Allein vergebens: der geistliche Redner hatte sich einmal auf denen Höhen seiner Beredsamkeit verstiegen, er konte zu der Niedrigkeit der christlichen Lehren nicht wieder herunter kommen. Die halbe Predigt bestund aus Lobsprüchen und Erhebungsworten. In dem Gebet selbst wurde gleichsam das höchste Wesen von den Titeln und Vorzügen des verstorbenen Fürsten benachrichtiget, um demselben auch seinen gebührenden Rang in der Ewigkeit anzuweisen; Ich dachte bei mir selbst: der im Himmel wohnet lachet, und der Herr spottet ihr; Denn alle unsere Hoheiten und Durchläuchtigkeiten sind in seinen Augen nur wie ein Sonnenstäub-

gen, so das Schnauben seiner Nasen verwehet; oder wie die kleinste Würmer, die der Fus zerquetschet:

Dieses waren so meine Gedanken, als endlich die Thüren sich öfneten, und die Menschen sich durch dieselbe wie eine Flut durchwelzten. Ich gieng nach Haus und wühlte in meiner Bücherei unter einer Menge Leichpredigten, um zu sehen, wie die Titulaturen von Tag zu Tag gestiegen waren. Ich fand nicht weit davon ein kleines Tractätgen ligen, welches schon beinahe vor hundert Jahren unter folgendem Titul war heraus gekommen. Der ungeistliche Geistliche Fuchsschwanz; oder politischer, unvorgreiflicher Discours; auch in göttlicher Schrift gegründetes Bedenken, über die bisher in der Kirchen GOttes verübte ungeistliche Fuchsschwänzerei und Misbräuche, indem der Kirchendiener in der geistlichen Vorbitte vor die Obrigkeit, aus sonderlichem Ehrgeiz und Hoffart, sich groser Ehrentitel freventlich brauchet, und deswegen als ein stinkender Greuel vor GOtt billich abzuschafen seyen; der Warheit zum Besten aus christlicher Freiheit männiglichen zu Nuz durch den Druk mitgetheilet im Jahr Christi 1652.

Ich verwunderte mich bei Durchlesung dieser wol verfasten Schrift, daß vor so langer Zeit schon diese Thorheit im Schwang gewesen sey, und daß man ohngeacht vernünftige Leute solche eingesehen, dieselbe doch nicht abgeschaft hatte. Ich sehe nicht wie sich hier ein gewissenhafter frommer Prediger entschuldigen kan, in diesem Stük einer blinden Gewonheit zu folgen. Ich weis zwar, daß es viele redliche Geistliche geben, die bisher ohne Niederträchtigkeit und ohne Arges dabei zu denken, diesem Gebrauch unachtsam nachgesehen haben, indem sie die gewönliche Titel ihrer Regenten mit in ihre Predigten und Gebetter haben einfliessen lassen; allein, da man bei dem Fortgang dieses heillosen Misbrauchs so weit gekommen, daß man darinn bis auf die ärgerlichste und Gottslästerliche Redensarten ausschweifet, so ist ja wol hohe Zeit, diesem unter uns einreissenden wahren Heidenthum die nöthige Gränzen vorzuziehen.

Wenn wir bedächten, wie viel Unheil dieses thörichte Titelgepräng in der menschlichen Gesellschaft nach sich zöge, so würde man so leichtsinnig einer so unglüklichen Gewonheit nicht nachsehen. Was ist mehr schuld daß sich ein Mensch über den andern erhebet, und ihn endlich gar, wann er die Macht in Händen bekommt, auf eine tyrannische Art unterdruket, als der Hochmuth? was kan aber diesem Hochmuth mehr Unterhaltung und Nahrung geben, als die aufgeblasene Titel und sklavische Verdemüthigungen, womit man die Grosen dieser Welt verehret? Mus man durch solche unwürdige Schmeicheleien denen Ausschweiffungen des menschlichen Hochmuths noch das Wort reden, und dasjenige erheben was uns ins Verderben stürzet? Wir machen es eben so wie die Kinder Israel. Die Gerechtigkeit, die Einfalt, die Unschuld, die Freiheit haben nichts, das unsern Hochmuth reizet. Es ist kein rechter Pracht, es sind keine glänzende Aufzüge, es sind keine ungemessene Verschwendungen, als wo die Grosen mit unbeschränkter Macht herrschen; deswegen wollen wir Fürsten und Könige haben, die Allerdurchlauchtigst, Grosmächtigst und Unüberwindlichst heissen; und solten sie uns auch mit ihrem eisernen Scepter wie die Töpfe zerschmeisen. In welche verwerfliche Niederträchtigkeit verfallen nicht unsere knechtische Gemüther?

Kluge und gesittete Völker haben dergleichen Thorheiten nie unter sich dulden kön-

können. Die Lacedemonier lachten über den Alexander, als er befahl, ihn für einen Gott zu halten: weil Alexander, sagten sie, ein Gott seyn will, so sey er einer: Eben als wenn sie gesprochen hätten, weil Alexander ein Narr seyn will, so sey er einer. Man weis wie sehr die klugen Römer derjenigen gespottet, die sich groser Titel anmasseten, und welchen Abscheu sie insbesondere vor dem Königsnamen bezeugten. So lang als bei ihnen diese grosmüthige Verachtung gegen alle gezwungene Hoheit herrschte, und der blose Name eines Römischen Burgers mehr galt, als alle schwülstige Titel der Orientalischen Königen, welche sie für so gering hielten, daß auch ein Cato es für verkleinerlich achtete, einem solchen seine Tochter zu geben; so lang war auch Rom im Flor, und die halbe Welt schmiegte sich unter der Bottmässigkeit dieses mächtigen Reichs; Allein da die Römer anfiengen prächtig, wollüstig, und niederträchtig zu werden, und ihre Feldherrn, oder Imperatores, aus blöder Schmeichelei, begunten mit grosen Titeln und herrlichen Aufzügen zu verehren, ja endlich gar zu vergöttern, da war es um Rom gethan; und die Tyrannen, die es stürzten, wurden endlich selbst unter dessen Schutt und Asche begraben.

Die ungesitteste und dumste Völker bedienen sich insgemein der meisten und grösten Titel: Die Barbaren, die Hunnen, die Saracenen, die vormals wie eine wilde Flut den grösten Theil von Europa überschwemmet hatten, waren in dieser Art des Hochmuths überaus sinnreich. Wir finden davon noch feine Muster in der Constantinopolitanischen Canzlei. Man lese nur die abgeschmakte Titel des Grossultans, darunter insonderheit derjenige merkwürdig ist, mit welchem im Jahr 1562. bei der Wahl und Crönung des Kaisers Maximilians, des Türkischen Gesandens Credenz-Brief ausgezieret war. Es verdienet derselbe hier allerdings eine Stelle: Ich bin der Herr aller Herren, lauten die Wort, des Auf- und Niedergangs, der Gewaltigste zu thun und zu lassen. Ein Herr von Griechenland, Persien, Arabien, ein Herr alles dessen was nur möglich zu regieren ist. Ein Held dieser Zeit: Ein Ris der weiten Welt, des weisen und schwarzen Meers, der heiligen Stadt Mecha mit GOttes Schein umgeben; der Stadt Modena, der heiligen reinen Stadt Jerusalem. Ein Herr des herrlichen Königreichs Egypten, des Landes Jonien, der Stadt Senaum, des heiligen Gotteshauses Babylon und Bassio, und Lechsan; Auch Medachen. Ein Stuhl und Sessel des grosen Königreichs Nesthirien, ein Herr der Inseln Algier, und der Stadt Arziumschon und des Vopsaks; auch des Landes der Tartaren, Mesopotamier, Meder, Georgianer, von Morea und Anatolia in Asia, Caramannia, Walachey, Moldau, und des ganzen Ungerlands, auch noch vielmehr ansehnlicher Herrschaften und gewaltiger Länder, deren ich ein gebietender Kaiser und Herr bin: Der grose Kaiser Soldan Semlin, das bin ich, mit der Hülfe des grosen GOttes; welcher GOtt mir den Zügel des Zaums in meine Crone und Macht gegeben; auch die Stärke und Gewalt veste Städte und Schlösser aufzuthun, in die Kraft meiner Händ überantwortet und gesezet hat. In der weiten Welt nichts ausgenommen: Ein Herr der Länder des Orients von dem Land Tschina, bis zu Ende der Länder von Africa, der mich mit der Schärfe meines Schwerds einen streitbaren Helden gnädiglich gemacht hat. In Summa meiner gewaltigen Herrschaften ist das geringste Schlos und die Vestung Cäsarien, und das kleinste meiner mächtigen Erbschaften

ist das Kaiserthum Alexandri des Grosen. Mit mir ist die Stärke der Welt; Auch die Kraft des ganzen Firmaments.

Solte man auch wol denken, daß nur noch ein wenig gesunder Wiz bei solchen Völkern sey, die sich einer solchen Schreibart bedienen? Man wird sagen: O wir sind Gottlob noch weit von dergleichen Thorheiten entfernet! Nicht so weit, mein Freund, als du wol meinest. Wir gebrauchen uns gewisser Titel, die, wo sie nicht so unsinnig als die Musulmanische, doch alle närrisch genug für Menschen lauten, die Vernunft haben wollen. Was sag ich? Gebrauchen nicht schon unsere elende Scribenten, wann sie von gecrönten Häuptern reden, die unsinnige, wo nicht gar Gotteslästerliche Redensart: Der Allerhöchste Monarch? wie weit ist diese Titulatur von der Türkischen, Herr aller Herrn, noch unterschieden? Nur noch einen Sprung, sagte unlängst ein gewisser Rath bei Hof, so werden unsere Allerhöchste und unüberwindlichste Monarchen auch Allmächtig heissen.

Doctor Luther, den doch sonsten die Protestanten wie billich in Ehren halten, hat einen ganz andern Stylum curiæ gehabt, als seine heutige Nachfolger. Er hielt den würdigsten Fürsten seiner Zeit, der gewis ein rechter groser Herr war, ich meine dem Churfürsten von Sachsen, eine ganz andere Leichpredigt, als unsere Herrn Geistlichen heut zu Tage denen Fürsten und Herrn zu halten pflegen.

Ich will, sagt er, den Churfürsten Hansen zu Sachsen, unsern lieben Landes-Herren, nicht so gar rein machen, wiewol er ein sehr frommer/ freundlicher Mann gewesen, ohn allen Falsch, indem ich noch nie mein Lebetage einigen Zorn / Stolz noch Neid gespüret.

Ey lieber! wenn ein Dorfpfarrherr heut zu Tage seinem Junkern eine solche Leichpredigt halten und ihn einen frommen, freundlichen Mann, ohne Falsch nennen wolte; würde derselbe nicht ein schlechtes Gratial von den Hochwohlgebornen gnädigen Erben zu gewarten haben? Ich übergehe die Titel deren sich dieser grose Mann gegen andere Könige, Fürsten und Herrn bedienet; Zumal, wann er dem Herzog Georgen von Sachsen zumuthet ein Kännlein Bier mit ihm zu trinken, damit er sich nicht über ihn erzörnen möchte. Gewis man könte von diesem ehrlichen Mann ein ganzes Titulaturbuch in Druk geben, und dadurch allein unsern heutigen lutherischen Lehrern beweisen, daß sie auch hierinn nichts weniger als gut lutherisch sich bezeugen.

Will man dargegen einwenden und sagen die Zeiten hätten sich geändert, die Menschen aber wären höflicher und gesitteter worden; so möchte man wol darauf antworten, sie hätten diese Höflichkeit in der Schule des Satans gelernet, damit sie desto geschiktere Unterthanen in seinem Reich abgeben konnten; denn sein Reich ist ein Reich des Hochmuths und der Lügen, wohin sonder Zweifel alle dergleichen närrische Titel und heillose Complimenten mit gehören.

Einige grose Fürsten haben die Narrheit der Titel würklich erkannt und deswegen auch befohlen, in den Kirchengebettern ihrer nicht anders als unter dem Namen eines lieben gnädigen Landesherrn zu gedenken; nach Ausweisung der bekannten Litanei:

> Auch laß dir HErr befohlen seyn,
> Unsern Landsherrn den Diener dein.

Sehr artig erinnerte deswegen Rudolph August, Herzog von Braunschweig, seinen Beichtvater auf seinem Todbette, daß er ihn nicht mehr Durchläuchtigkeit nennen, sondern dergleichen Complimenten

menten bei Seiten sezen möchte; und als dieser dem ohngeachtet damit fortfuhr und sich der Redensart bediente: Deus fortificabit Serenitatem vestram, gab der Fürst christlich heilig darauf zur Antwort: Paupertatem meam.

Verschiedene unserer grösten Kaiser bezeugten über dergleichen unzeitige Höflichkeiten ihrer Geistlichen ein gleichmässiges Misfallen, und erinnerten sich dabei mit Bescheidenheit, daß sie nichts als blose sterbliche Menschen wären. Der Kaiser Leopold konte so gar auf seinem Sterbebette den Titul Majestät nicht mehr vertragen, sondern ersuchte seinen Beichtvater ihn nur schlecht weg Leopold zu heissen. Es ist auch bekannt, daß unser vor kurzer Zeit neuerwähltes Oberhaupt, unser nunmehro würdiger Kaiser, nichts weniger als das lächerliche Gepräng und närrische Titelwesen leiden kan.

In der That wenn man die Sache genau betrachtet, so begreift das Wort Fürst, König, Kaiser schon alle menschliche Hoheit in sich; dargegen sind unsere prächtige Titel und Ehrenwörter in denen Augen vernünftiger Leute nichts anders als ein kindisches Flitterwerk; oder die gemahlte Lampen um eine brennende Kerze. Mit einem Wort, sie sind nichts als traurige Merkmahle eines unsinnigen Hochmuths.

Die Könige von Frankreich und Engelland weichen darum nicht andern Königen, ob man sie gleich schlechtweg: Herr, oder wie es in ihrer Sprache lautet: Sire, oder Sir betitelt. Was können, was wollen sie mehr als Herrn so vieler Völker und Länder seyn?

Wir halten die Franzosen und Engelländer für kluge Völker. Wir bewundern den aufgeraumten Wiz der ersten und die gründliche Vernunft der andern: sie haben keine so närrische Titel wie wir: in ihrer Sprache ist alles natürlich, höflich, ungezwungen: sie verhalten sich gegen ihre Fürsten und Könige, als Leute die eine gewisse Freiheit besizen, das Gute zu loben und das Böse zu schelten. Wie! daß wir ihnen nicht auch in diesen guten Eigenschaften nachahmen? Wie! daß wir nie lernen die wahre Verdienste von der blosen Zufälligkeit des Glükes und einer falschen Hoheit unterscheiden? Wie lange wollen wir noch die Scharfsinnigkeit unseres Verstandes in lauter Ausschweiffungen zeigen? Wären die Titel vernünftig, so müsten sie ein Entwurf derjenigen Würden und Verdiensten seyn, die man an vortreflichen Leuten zu verehren pflegt; sie müsten ihren Grund in der Sache selbst haben: sie müsten sich zu den Eigenschaften und Umständen derjenigen Personen schiken, denen solche zugeeignet werden; allein die meisten Titel übertreffen schier alle Wahrscheinlichkeit, und zeigen anstatt der menschlichen Tugenden und Vortreflichkeiten die Verrükung ihrer Sinnen und ihre äusserste Thorheit.

Last uns noch mit wenigem untersuchen, wie unschuldig vor diesem die Titel gewesen, und wie seltsam und schnell sie zu unsern Zeiten gestiegen sind. Vor Alters hies eines Königs Tochter die Königliche Mayd, puella regia, hernach Jungfrau, alsdann Fräulein, und endlich nach dem verdorbenen lateinischen Wort Principessa, Princessin. Heut zu Tag will kein armes Dienstmensch mehr Mayd oder Magd heissen.

Gehen wir nun auf 30. bis 40. Jahre zurük, so wird man sich nicht genug verwundern können, wie sehr binnen einer so kurzen Zeit die Titel allenthalben mit dem närrischen Hochmuth der Menschen zugenommen haben.

Die Worte Edel und Vest, womit man vor diesem nur den ächten, alten, wahren Adel verehret, werden heut zu Tage den gemeinsten Leuten im Bürgerstand gege-

gegeben. Die Hochedlen und Grosachtbaren findet man in denen Crambuden, wo Häringe und Stokfisch verkaufet werden. Grose Handelsleute, wann sie Kutsch und Pferd und Liebereidiener halten, sind Hochedelgeboren, sie mögen herkommen, woher sie wollen; hat aber die Kaiserl. Canzlei ihren Geschlechts-Namen fornen mit denen drei Buchstaben von vermehret, so heissen sie Hochwohlgeboren und Ihr Gnaden, troz allen Stifts- und Turniermässigen Edelleuten. Wo sollen nun unser Altadeliche, Freiherrliche und Gräfliche Häuser, die Land und Leute unter sich haben, ihre gebührende Titel hernehmen? sie müssen nothwendig in die Fürstliche und Altgräfliche Häuser einen Einfall nach dem andern wagen, und ihre eigene Titel ihren Räthen und Beamten überlassen. Und so rutschen wir allesammt für hundert tausend Thorheit und Ubermuth bis gar in die Ottomannische Canzlei, und müssen nothdringlich unsere gekrönte Häupter Allerhöchste Majestäten, und endlich gar allmächtige Monarchen betiteln.

Kommt man in die Republiken auf die Rathshäuser, die aus bürgerlichen Mitteln besezet werden, so findet man da mehr hochwohlgebohrne Excellenzen, als bei denen grösten Höfen würkliche Staatsminister und Generalen. Ja es fehlet in gewissen grosen Städten wenig mehr, so werden sich einige unverständige Rathsglieder gar einbilden, sie seyen die Herrschaften ihres Staats, und die Bürger wären ihre Unterthanen. Sie sind auf gemeine Kosten nie freigebiger als wenn man sie gnädig schilt.

Doch dieses ist noch alles nichts gegen die Rang- und Titelsucht, die in denen Kirchen und Schulen raset. Die Frommen, die Geistlichen, die Andächtigen, die Bescheidenen hat alle der Henker geholet. Kein Priester läst sich mehr so schelten, und der geringste Dorfcaplan gibt es nicht wohlfeiler mehr als Wohl-Ehrwürden. Ein Pfarrherr in einer Stadt, wenn ein groses D. bei seinem Namen stehet, wird gewis keinen Candidaten befördern der ihm nicht die Hochwürden gibt. Ein Diaconus, oder Adjunctus, kan auch nicht wol weniger als Hoch-Ehrwürdig heissen. Gehet man von da auf hohe Schulen, hilf GOtt! was kommen einem da für Excellenzen, Magnificenzen und Claritäten entgegen: Hier gibt es lauter Leute im Superlativo: Alles heisset hier Reverendissimus, Clarissimus, celeberrimus, doctissimus, amplissimus, nobilissimus, præstantissimus, experientissimus, humanissimus &c. Da ist die rechte wahre Schulfüchserei auf dem Thron: da ist kein Monarch so eifersüchtig auf seinen Rang und auf seine Titel, als hier ein Regente in der Schule, der 20. bis 30. Knaben unter seinem Scepter sich beugen siehet. Da findet man die rechte Nugæ curialium; doch man gönne diese magere Ehre denen armen dürftigen Gelehrten, denn wo man ihnen ihren Rang und ihre Titel nehmen wolte, so würde man ihnen wenig mehr als ihr Leben lassen.

Trauriger Hochmuth! Kein Mensch ist mehr mit seinem Stand zu frieden: man macht sich tausend Kummer und Sorgen noch immer höher aufzusteigen; man bedenket nicht, daß wir solche noch immer dadurch vermehren, je höher der Posten ist, auf welchem wir der Welt zur Schau ausgesezet werden: Wir opfern dieser Narrheit unsere Ruhe, unsere Freiheit, ja alle unsere Leibes- und Gemüthskräfte auf; wir werden immer noch unglüklicher, je gröser und vornehmer wir seyn wollen. Nichts macht uns mehr zu schaffen als der närrische Hochmuth.

Unter so vielen Misbräuchen, welche die Ordnung im gemeinen Wesen stöhren, ist diese Narrheit der Titel keine der geringsten: sie nähret die Ehrsucht, und erhält

erhält die Tyrannei auf dem Thron: sie macht daß sich die Menschen mehr um Dunst und Wind als um die würkliche wesentliche Güter bemühen, die sowol den Wohlstand des Staats überhaupt, als denenjenigen eines jeden Hauses insbesondere befördern. Wolte nun darinn eine weise Obrigkeit ein kluges Einsehen haben, und den thörichten Ausschweifungen der Titeln, Maas und Ziel sezen, so müste sie erstlich durch ihr bescheidenes und vernünftiges Wesen andern Menschen ein Nachahmungswürdiges Exempel geben, mithin selbst alle hochgezwungene und schwülstige Titulaturen vermeiden. Es ist eine Art der Tyrannei, und eine Unterdrukung der gemeinen bürgerlichen Freiheit, wann ein Regent, oder eine Obrigkeit sich solcher Titel anmasset, die eine absolute Gewalt und unumschränkte Herrschaft über diejenige die unter ihrem Regiment stehen, andeuten. Sie sollen sich erinnern, daß alle Könige, Fürsten und Obrigkeiten, wie ein gewisser groser Herr selbsten sagt, nur des gemeinen Wesens Vorsteher und Amtleute sind, folglich solten sie sich weder mit Worten noch Werken mehr heraus nehmen als ihnen gebüret. Nach ihrem vernünftigen Betragen würde sich auch ein jeder Ehrliebender Bürger richten, und in keinem Wege dem Fürsten, oder den Häuptern eines Staats sich unterstehen in etwas vorzugreiffen, noch mit grosen und ungebührlichen Titeln zu pralen. Der Kleine machts immer dem Grosen, und der Geringere dem Vornehmern nach: Sollen jene nicht folgen, so müssen es ihnen diese nicht vorthun; Im übrigen wäre leicht eine Policei-Ordnung einzuführen, und einem jeden Stand seine Ehre und seine Würde; und nach diesem sein Rang und seine Titel, ordentlich zu bestimmen; mit beigefügter ernstlichen Bedrohung, die Ubertreter davon mit gebührender Strafe anzusehen. Ein paar nachdrükliche Exempel von Beschimpfungen und Geldbusen, würden hierin den Frevel und den Ubermuth bald zur nöthigen Bescheidenheit und Demuth anweisen.

Hier dürfte wol mancher denken, was macht sich doch der ehrliche Mann mit den Titeln so viel zu schaffen. Es sind ja nur blose Worte, die weiter nichts heissen, als daß man sich einander verehret und mit Demuth zuvor kommt. Wenn dieses wär so möchte man meinetwegen die Comödie so weit treiben als es der Schauplaz dieser Welt nur immer vergönnen wolte; Allein die Sache ist von den schlimsten Folgen: denen Grosen sezt sie die despotische Herrschaft in Kopf: sie macht, daß sie sich einbilden es sey Gnade, wenn sie einem Recht wiederfahren liesen, und Güte, wenn sie einem nicht alles nehmen, was ihnen die Gewalt erlaubt. Bei Geringen aber will ein jeder sich nach seinem Rang und seinen Titeln, das ist standsmäsig aufführen, und solte er zehenmal darüber verderben und zu Grund gehen.

Unterschied der alten und neuern teutschen Rechtschreibung.

Die Teutschen haben jederzeit vor andern Völkern darinn einen Vorzug gesucht, daß sie gerade zugegangen sind. So wie ihr Herz war, so war ihr Mund; und so lange sie sich dieser Aufrichtigkeit beflissen, haben sie Gallien erobert, Brittannien unter den Fus gebracht, in Italien sich ausgebreitet, und solche Thaten verrichtet, daß wir heut zu Tage uns nicht satsam darüber verwundern können. Ich weis nicht, ob wir dadurch gebessert worden, daß wir mit den Kleidern und Geberden fremder Nationen, auch ihre Laster und ihre Heuchelei angenommen haben. Vor Zeiten konte man unsern Vätern mehr trauen, wenn sie ihre Daumen aufrichteten, und ihre Hände worauf gaben, als man sich heutiges Tages auf Briefe und Siegel verlassen kan. Was würde jener Teutsche sagen, der

der ehemals einen listigen und zweizüngigen Römer die Zunge aus dem Rachen schnitte, als der tapfere Arminius den Quintilius Varus erlegt, wenn er ein Democritus werden, und unsere Sitten in Betrachtung ziehen solte?

So aufrichtig der alten Teutschen ihr Mund war, so einfach und ungekünstelt war auch ihre Schreibart. Sie sezten nicht leicht in ihre Briefe Buchstaben, deren Laut nicht gehöret wurde. Sie meinten, es sey überflüßig, z. E. deswegen den Namen Stad mit einem dt zu schreiben, weil man in plurali sage: die Städte; sie wolten auch nicht das Wort, ich will, mit einem doppelten ll schreiben, weil man sage: der Wille oder das Wollen.

Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, als die obersächsische Sprache die niedersächsische, ob diese gleich älter ist, und eben so schöne Ausdrüke hat, als jene, verdrengete, und jene in die öffentlichen Briefe eingeführet wurde, meinten die Verfasser derselben, sie hätten Papier genug, das sie vollschmieren müßten. Sie brachten also eine wunderliche Schreibart an, und häuften die Buchstaben dergestalt auf einander, daß einem davor ekeln möchte. Ich will, um diesen Unterschied zu zeigen, jezo drei Urkunden ans Licht bringen, welche aus den ersten Handschriften aufs genaueste abgeschrieben sind, und die Leser dabei urtheilen lassen, ob die alte oder neuere Schreibart den Vorzug verdiene.

Die erste lautet also: Ek her *Borchert van der asseborg* ridder genomt de lochte doe witlik unde bekenne in dusseme opene breue de besegelt is met minen ingeseghel. dat ek in de ere des almachtigen Godes unde to salicheit allen cristen zelen. sunderliken hern *Borcherdes van der asseborg* unde *Konegund van Warberge* siner eliken husvrowen miner leuen momen. den god gnade, oren kindern und alle den de ut oren slechten vorstoruen mogen. hebbe gefundert enen altar unde ene cappellen to *Hachen* in de ere aller hilligen apostelen. unde sunderliken in de ere sunte *Niclawes* des hilligen bichtigers. de en houet patrone dar to is unde sin schol. unde hebbe desulue capellen begiftiget unde begauet met ener houe landes unde buten *Hachen* unde met ener haluen houe landes unde enen haluen kothoue dede liggen in unde buten dem dorpe *Voltessen* unde met ses morgen landes uppe den velden to *Hachen Gilsen* unde *Voltessen*. dede alle gewest weren *Konegund* miner leuen momen. unde alle gevriget unde geegnet sin to der capellen ergenomt. unde hern Johanne den prester to *Euessen*. de de besitter van der ergenomten cappellen sin schol. ene houe landes de de ligget uppe den velde to *Hachen*. dauan me den ergenomten prester alle jar geuen schol enen guden vulwichtigen rinschen gulden unde der cappellen to *Hachen* den veerden del enes rinschen guldens. dauan der kerken to *Euessen* jarlikes geuen werden schol en punt wasses. vortmer hebbe ek den ergenomten prester geegenet ene houe landes de de ligget uppe den velden to *Gilsen* to *Hachen* unde to *groten Weferlingen*. dauan me den prester ergenomt geuen schol den veerden del enes rinschen guldens unde twelf pennige. unde de besitter der cappellen schol alle jar veer memorien don ene in der weken to paschen. de andere in der weken to pinxten. de dridde in der weken wen michahelis is. unde de veerde in den veer hilligen dagen der gebort uses heren godes. unde desse begenknisse schollen schen to troste des ergenomten hern *Borcherdes* unde *Konegund* siner eliken husvrowen. unde al der de ut oren slechten vorstoruen mogen. ok schol he

he orer unde miner unde miner eliken husvrowen denken in alle sinen beden. of hebbe ek met guden willen gefestiget. dat ek unde mine liues eruen de ergenomte goder bi der capellen willen laten. unde weret dat de ergenomte her Johan van dodes wegen afginge dat got lange vriste. so scholl unde wil ek unde mine eruen dat god dat hir bouen gescreuen unde to der cappellen geuen is. unde dar to noch mochte gegeuen werden. der capellen laten unde den prester sin god nicht entuernen noch vorsetten. sundern et schol ewelikn bi der capellen bliuen. unde ek unde mine eruen willet unde schollet den prester. den wi mit der kerken to *Euessen* belenen. of belenen met der cappellen to *Hacben*. besonder loue ek. dat ek usen hern den biscop des stichtes to Haluerstat wel aufspreken. dat he sine confirmacie schol geuen ouer dusse vorgescreue ne ding. unde dat ek unde mine nakomen de stede vast unde unuerbroken holden schollen unde willen. hebbe ek minen broder *Borchard van der Asseborg* domhern to Haluerstat gebeden an dusse fundacie sin ingeseghel to hangen. unde ek her *Borchard van der asseborg* domher to Haluerstat bekenne dat ek min ingeseghel by erbenomten mines broders ingeseghel witliken hebbe hangen laten an dussen breu. de gegeuen is na godes bort druttein hundert jar darna in den dre unde derttigsten jare am dage Petri unde Pauli der hilligen apostelen.

Die zwote Urkunde ist also verfasset: In deme namen unsers hern Cristi amen. wante de ding dede jegenwordig sin alle dotlik und vorgenklich sin. so is des wol noit dat me de dinge. dedde ewiglich schullen bliuen mit schrift der breue und handvesten stedichliken in aller lude herte veste. hir umme schal witlig sin allen luden de nu syn und noch tokomde syn de dessen bref sehn und heren lesen. dat wy her *Bartelt von Veltem* Ridder *Ludolf* und *Albrecht* unse Sone knapen mit riken rade ganzes fulbordes alle unser eruen lutterliken dorch god und unser aller zele heyl hebben gegeuen in dessem breue ganz und alle fryheit mit eygenschop vullekomeleker dryger morgen landes der eglig morgen besundern lyt in alle dren velden up unser veltmarke to *Veltem* sancto *Remigio* und synem godcshuse to *Veltem* des he houet here is. nu und iommer to besittende sunder ende. of so schullen weten alle zalige kristine lude dat desuluen dre morgen landes mit allem rechte van *Vredeken von Veltem* unde von *Aleke sin eelike husfrawe* mit fulborde orer eruen openbarliken hebben vorkoft vor dre mark lodiges suluers eyns verdink. wy de onen ganz und wol betalet syn. deme hilgen hern sancto *Remigio* und sinen godeshuse to *Veltem* to fromen und nut mit frede sunder ansprake al orer rechten eruen ledig und loes to brukende iummer und ewigliken. Tughe dusser kopinge sin. her *Ian von Halle* parplichtig presther to *Veltem* Betheke Berman Hennigk Muller aldermanne des godeshuses to *Veltem* und andere vrome lude gnoch den man mach wol truwe und ere gelouen. Desse bref is geschreuen tho *Lucken* und gegeuen to *Veltem* na der jar tal unses hern goddes dusent Jar drehundert Jar in dem ver und viftigesten Jare des Sonnauendes in sinte Nicolai des hilgen Bischoppes.

Der dritte Brief sieht also aus: Ich *Jobst vonn Steinbergk Henninges selzgern Sohenn*. bekenn unnd thue kundt in unnd midt diesem brieffe gegen allermenniglich das ich Heinrichen Stroßteualt alss den eltistenn midt zubehuoff seines Brudern Curden unnd ihrenn

ihrenn man leibes Erbenn belehenet habe, unnd belehne sie jegenwertigenn mit hande unnd munde, Auch in kraft unnd macht dieses brieffes zu einem rechten Erbmanlehne mit einer wiesenn hinder der *Ohe*, unnd einem hopfenberge bei *Osterem* belegenn zu sambt den halben fleichs zehenten zu *Osterem* unnd *Bodenburgk* dar sie berede anno 34. von *Ashen von Steinbergk* seligern mede vorsehen seinn, unnd ich will ihnen dieses guedes unnd lehens bekennige her unnd wehre wesenn, wohr unnd wen ihnen des nodt unnd behouff ist, unnd das von mir geheischet wirnt, deß in Urkunde habe ich an diesenn brieff mein angebornes Pitzschafft wissentlich thun hangen, unnd denselben midt eigenen handenn unnterschriben. geschehenn Montags etc. etc.

Jobst vonn *Steinbergk* Henniges Seliget Sohn mein Eigen hand.

Ob man nun gleich in den neuern Zeiten die lezte monströse Schreibart abgeschafft hat: so scheint es doch, daß man die noch gebräuchliche Verdoppelung der Buchstaben, deren Laut nicht gehöret wird, mit nichts, als mit einer eingeführten Gewonheit, rechtfertigen könne. Ob aber diese Gewonheit nicht deswegen zu tadeln sey, weil sie fremden Nationen die Erlernung der teutschen Sprache nur schwer macht, das überlasse ich andern zu beurtheilen. Wenigstens ist mir bekannt, daß, als ein gewisser Franzose das gedrukte Wort, komm, aussprechen solte, er bei dem leztern m, davon er glaubte, daß es ebenfalls ausgesprochen werden müste, nur ein Gemurmel machte, und da er das m in einen Laut zu bringen nicht vermögend war, über die teutsche Sprache entsezlich zu fluchen anfieng. (Von der jezo unter den Gelehrten meist üblichen Rechtschreibung ist in dem 2. Theil dieser auserlesenen Sammlungen p. 31. ein kurze Anweisung anzutreffen.)

Von den listigen Verstellungen des weiblichen Geschlechts, in einer Geschichte einer Parisischen Kupplerin.

Man hat zu allen Zeiten sehr viel von den Verstellungen des weiblichen Geschlechts gesprochen. Es ist fast kein Historienschreiber zu finden, der nicht zum wenigsten etliche Exempel davon aufgezeichnet hätte. Die heiligen Bücher selbst gedenken einer listigen Delila, die durch ihre verfluchte Künste einen unüberwindlichen Helden bezwungen. Und ich besinne mich, daß Cleopatra, die neulich von unserer Calliste im Reiche der Toden redend aufgeführet worden, fast verdiene für eine Meisterin in dieser Verstellungskunst gehalten zu werden. Man lese nur das Trauerspiel Lohensteins, welches ihren Namen führet: so wird man davon genugsam überführet werden: Indessen ist mir bisher noch keine Betrügerei einer verschmizten Weibesperson vorgekommen, die mich in ein solches Erstaunen gesezet, als diejenige, so ich dieser Tage in einer gewissen Reisebeschreibung gelesen. Ich übersezte sie sogleich, wiewol mit einiger Freiheit in meine Muttersprache, und beschlos, solche in diesen Sammlungen mitzutheilen, dabei aber einige moralische Betrachtungen anzustellen.

Ein Parisischer Parlamentsrath, fuhr eines Tages durch eine abgelegene

legene Strasse dieser überaus weitläuftigen Stadt, in welcher Strassen ihrer entfernten Lage halber, sehr wenige Leute ihrem Gewerbe nachzugehen hatten. Er mochte kaum in die Helfte derselben gekommen seyn: als er von weitem ein junges und wohlgekleidetes Frauenzimmer gewahr wurde. Er hörte ihr klägliches Geschrei. Er sahe, daß sie die Arme bald von einander warf, bald über dem Haupte zusammen schlug. Er bemerkte, daß sie die Augen, so ihr voller Wasser stunden, bald gen Himmel, bald wieder zur Erden richtete. Kurz zu sagen, daß sie alle Merkmale einer wahrhaften Verzweifelung an sich bliken lies. Das Rasseln der Räder an seiner Kutsche, und das Getöse, so die Pferde mit ihren Füssen auf dem Pflaster erwekten, verursachte, daß sich diese Wehklagende umsahe, ein wenig stille stund, die Thränen von ihren Wangen wischete, und sodann ihren Weg mit langsamen Schritten fortsezete. Der Parlamentsrath hatte sie kaum eingeholet: als er dem Kutscher stille zu halten befahl, und diese Unglükliche nach der Ursache ihrer Betrübnis zu fragen anfieng. Was fehlt ihr meine Jungfer? war seine Anrede. Ich sehe sie ganz voller Thränen. Ist ihr in ihrer Familie irgend was schmerzliches begegnet; oder fehlt ihr sonst was? Sie sage es nur frei heraus. Sie ist zu allem Glüke in gute Hände gerathen. Viele würden sich ihr Unglük zu Nuzen machen wissen: bei mir hat sie nichts zu besorgen. Ich bin ein ehrlicher Mann: ich habe Gottlob das Vermögen ihr zu helfen, und an meinem guten Willen fehlt es auch nicht. Sie sage nur, womit ich ihr dienen kan.

Wiewol das erwehnte Frauenzimmer nur sechzehen oder siebenzehen Jahre alt zu seyn schien: so wuste sie sich doch augenbliklich zu fassen, und sich ganz ernsthaft anzustellen. Sie sagte mit einer sittsamen Gesichtsstellung, sie sey ihm für sein gütiges Anerbieten sehr verbunden: ihr fehle gar nichts; und darum sey es vergebens, daß er ihr seinen Beistand versprochen hätte. Sie verlange auch nichts mehr von ihm, als daß er sie ungehindert ihre Strasse wolle gehen lassen. Dieser artige Herr war damit nicht zu frieden: er fuhr fort sein Mitleiden auf eine liebreiche Art zu bezeugen, und vergas nichts, wodurch er in ihr ein Vertrauen gegen sich zu erweken hofte. Nach vielem Anhalten, und unzehlichen Versicherungen, schien sie endlich nachzugeben; sie fieng an ihre Noth zu klagen, und ihr Schmerz ward dabei von neuem rege; so gar, daß sie sich auch vor Wehmuth der Thränen nicht mehr enthalten konnte. Ach ja, mein unbekannter Gönner! sagte sie mit unterbrochener Stimme; Sie haben vollkommen recht: ich Elende bin meiner selbst nicht mehr mächtig. Mein Gemüth ist halb verzweifelt: ich lauffe unaufhörlich durch die Stras-

Strassen, und es fehlt nicht viel, daß ich mir nicht was leides thue. Ich bin die einzige Tochter meines seeligen Vaters, der mich so lieb gehabt, daß er mich auch fast angebetet hatte. Was er mir an den Augen absehen konnte, das that er mit dem grösesten Vergnügen, und ich habe ihn niemals was gebeten, welches er mir abgeschlagen hätte. Er war noch in seinen besten Kräften: als ihn GOtt vor einem Jahre zu sich nahm; da war es ihm schwerer mich zu verlassen, als sein eigenes Leben zu verlieren. Diese zärtliche Liebe bewog ihn kurz vor seinem Ende, mich seiner Frauen, die er nach meiner Mutter geheurathet, auf das nachdrüklichste anzubefehlen. Sie muste ihm und mir selber die Hand geben, und fast eidlich versprechen, mich allezeit mütterlich zu lieben. Sie that dieses alles ganz willig, sie umhalsete mich in seiner Gegenwart etliche mal, und bekräftigte ihr liebreiches Versprechen mit einem Strome von heissen Thränen. Aber ach! GOtt sey es geklaget, wie es mir Unglükseeligin nach der Zeit ergangen. Kaum hatte der liebe Mann seine Augen geschlossen: als diese grausame Stiefmutter anfieng mich ihre Tyrannei empfinden zu lassen. Nunmehro vergeht kein Augenblik vorbei: daß sie mich nicht mit den ärgsten Schimpfworten und Drohungen martert. Ja vom Drohen kommt es nicht selten zu Schlägen: und heute hat sie mich, nach einem sehr harten Tractamente gar zum Hause herausgestossen. Ach ich Unglükseelige! Ich verlassene Waise! O daß mein Vater nicht mehr lebet, der gewis im Grabe keine Ruhe haben würde: wenn er wüste, daß es mir so elend gienge. Hie liessen ihr nun die Zähren mit solcher Heftigkeit über das Angesicht, und sie begleitete dieselbe mit so vielem Kluchzen, und kläglichen Geberden; daß sich ein Stein über sie hätte erbarmen mögen.

Mein liebes Kind! gab der Parlamentsrath zur Antwort: das ist ein gewaltsames und unbilliches Verfahren. Ich beklage sie herzlich. Sie seze sich zu mir in den Wagen: ich will sie zu ihrer Frau Mutter bringen, und sie entweder miteinander vereinigen; oder doch zum wenigsten die Ursache einer so gefährlichen Uneinigkeit erfahren. Er hatte sehr viel Mühe, ehe er sie bewegen konte, seinen Vorschlag anzunehmen. Der Zorn ihrer Stiefmutter machte, daß sie zitterte und bebete: und sie wollte sich anfänglich durchaus nicht wagen derselben vor die Augen zu kommen. Doch endlich entschlos sie sich dazu: sie stieg in die Kutsche und man fuhr nach ihrer Anweisung fort, bis vor die Wohnung ihrer vorgegebenen Stiefmutter. Das Haus dieser Wittwe sahe zimlich gut aus, und war durch eine starke Mauer, welche den Vorhof umgab, von der öfentlichen Strasse abgesondert. Sie stiegen aus, und der Parlamentsrath

rath fragte einen Bedienten, ob es seiner Frauen gelegen wäre, ein paar Wort mit ihr zu sprechen. Er ward in einen wohltapezierten Saal genöthiget, darinnen er ihre Ankunft erwarten solte. Sie kam auch in der That, und wie entsezte er sich: als er einer ungefehr vierzig jährigen Frauen ansichtig wurde, die wohlgewachsen, schön, von geschiktem Leibe, und einer angenehmen Gesichtsbildung war: ja die mehr einer vornehmen Dame, als gemeinen Bürgerfrauen ähnlich sahe. Nach einigen Complimenten erzehlte er auf das umständlichste alles, was zwischen ihm und ihrer Tochter vorgegangen war. Er stellete ihr darauf d e übeln Folgen vor, die dergleichen Begebenheiten nach sich ziehen könnten. Und als er sie um Vergebung gebeten, daß er sich die Freiheit genommen, sich in ihre häusliche Angelegenheiten zu mischen: ersuchte er sie sehr höflich, ihm die Ursachen ihrer Uneinigkeit zu entdeken. Die Frau bedankte sich für die gegen ihrer Familie bezeugte Güte, und hub an die Aufführung ihrer Tochter so schwarz abzumahlen, als ihr immer möglich war. Sie wolte von derselben, und ihrer Wiederannehmung weder hören noch wissen; bis sie doch endlich in Betrachtung eines so ansehnlichen Schiedmannes dieselbe vor sich kommen liesse. Die Vorstellungen, so er hier abermal gegen beide thate, fruchteten indessen so viel, daß die Tochter wieder zu Gnaden angenommen wurde: und er ruhete nicht eher, bis sie sich einander versprechen musten, die Tochter zwar ins künftige gehorsamer zu seyn, die Mutter hingegen etwas mehr durch die Finger zu sehen, und sich so zu verhalten, als eine zärtliche Mutter gegen ihre leibliche Kinder zu thun pfleget.

Wie vergnügt war nicht der Parlamentsrath dabei? und wie herzlich freuete sich der mitleidige Mann, daß er an dieser Vereinigung ein so gutes Werk gestiftet hätte! Die Tochter muste ihren Abtrit nehmen, und die Mutter fieng nochmals an die grose Verbindlichkeit zu bezeugen, die sie ihm für diese sonderbare Güte schuldig wäre. Sie bat ihn innständigst um die Erlaubnis, mit seiner Eheliebstin Bekanntschaft zu machen, als wodurch sie Gelegenheit haben würde, sich zuweilen seiner heilsamen Anschläge zu bedienen. Ja sie trieb endlich ihre Gefälligkeit so hoch, daß sie ihn ersuchte, ihr zu Mittage die Ehre seiner Gesellschaft zu gönnen, und mit ihr zu speisen. Der Tisch seye schon gedeket, und da sie eben Gäste bei sich haben würde: so fände sie sich im Stande, demselben drei oder vier gute Schüsseln vorzusezen. Dieses Compliment brachte sie mit einer so redlichen und lieblichen Mine hervor, daß es ihm nicht möglich war, ihrer Einladung eine abschlägige Antwort zu geben. Er befahl seinem Kutscher zu Hause zu melden, daß man auf ihn nicht warten dürfe, und inner-

halb zwei Stunden solle er wieder da seyn, ihn abzuholen. Hierauf verlies ihn die Wirthin mit seiner Genehmhaltung: weil sie ihrem Vorgeben nach, noch einige Anstalten zu machen hätte: er aber spazierte indessen in dem Zimmer auf und nieder, und erwartete ihre Zurükkunft.

Nachdem er drei oder viermal hin und her gegangen war: geschahe es, daß er im Umwenden von ungefehr an den Teppich fühlte, womit die Mauren des Gemachs behangen wäre. Er bemerkte dabei, daß die Wand hinter demselben hohl seyn müsse, und seine Neugierigkeit trieb ihn diesen Ort genauer zu besehen. Es kamen auf eben dieser Stelle zween Teppiche mit ihren Enden zusammen, so, daß der eine etwa eine halbe Elle über den andern reichete. Er hub den obersten auf, um zu sehen was dahinten wäre: allein man kan leicht denken, was ihn vor ein heftiges Schreken überfallen: als er einen ganz nakten und blutigen Menschenkörper gewahr wurde, der vermuthlich nicht lange zuvor ermordet, und auf das Stroh, eines in dieser Mauer gemachten Bettes, hingeworfen war. Er lies vor Entsezen den Teppich aus den zitternden Händen fallen, und da ihn dieser schrökliche Anblik belehrete, in was für ein Haus er gerathen wäre, und was ihm auch begegnen könte: sprang er als ein Bliz aus dem Zimmer, und lief voller Bestürzung zum Hause heraus. Er war schon mitten im Vorhofe, ehe ihn jemand im Hause gewahr wurde. Man rief ihm auf das freundlichste nach: man bat ihn, er möchte sich die Zeit nicht lang werden lassen: die Frau werde gleich wieder bei ihm seyn: es sey alles fertig die Mahlzeit anzufangen, und was dergleichen Dinge mehr waren. Allein vergebens: das alles war viel zu schwach unsern Parlamentsrath aufzuhalten. Er verdoppelte seine Schritte, und rufte ihnen rükwärts zu: es sey ihm was nothwendiges eingefallen, welches keinen Verzug verstattete; er wolle augenbliklich wieder kommen, und die Mahlzeit gar nicht aufhalten, oder bei seiner Wiederkunft schon genug finden: wenn sie gleich den Anfang im Speisen zu machen beliebeten. Indessen kommt er an das äusserste Hofthor, und siehe! als er hinaus trit: stehen schon vier grose und baumstarke Bösewichter da, welche ohne Zweifel bestellet waren, ihm eine blutige Mahlzeit anzurichten und dadurch seine gutmeinende Bemühung zu belohnen. Aber es war zu spat: der ehrliche Mann war ihren Klauen entgangen. Die verwegene Kupplerin war in ihrer mörderischen Hofnung betrogen, und die junge Hure, so ausgelehret sie war, hatte ihre Rolle vergeblich gespielet.

Indem ich dieses schreibe, kommet unsere Calliste von einem Besuch zu mir, und erzehlet mir eine Begebenheit von der Variable, welcher wir fast keinen bequemern Plaz in unsern Blättern, als hi[er] anweisen können. Ich will zwar nich[t] sagen

sagen, daß die Variable schon in einerlei Classe der Buhlerschule mit obigen size: allein wer auch nur die niedrigste Stuffe eines Lasters betreten, der hat kein ander Mittel von der höchsten entfernet zu bleiben, als daß er stille stehe, und zurüke gehe. Vielleicht hat unsere Vorstellung diese Würkung bei derselben zu ihrem eigenen Besten. Variable hatte durch ihre Künste einen gewissen jungen Menschen, der sich Bessarion nennete, dergestalt eingenommen, daß er ohne dieselbe nicht leben konte: doch suchte derselbe den Zwek seiner Liebe nicht auf verbotnen Wegen zu erhalten. Er entdekte seine Absicht ihrer Mutter: diese lies sich dessen Antrag gefallen, und versprach ihm, ohne Zweifel aus Verlangen ihre flatternde Tochter an einen Mann zu binden, dieselbe zur Ehe. Wie erfreuet war der verliebte Bessarion über dies vermeinte Glüke! Allein, du irretest, betrogener Liebhaber! Deine Variable verstellte sich, und liebte dich nicht redlich. Du warest nicht lange von ihr entfernet: so räumete sie ihr unbeständiges Herz einem andern ein, und thate, als wolte sie von ihrem Bessarion nichts wissen; ob sie gleich seiner Flamme durch verliebte Briefe noch kurz vorhero Nahrung zugeschiket. Aber was sie an diesem verübte, das widerfuhr ihr ebenfalls. Der neue Liebhaber wird der unruhigen Variable bald überdrüsig: er ergreift die zum Brechen gegebene Gelegenheit mit beiden Händen: er lies sie sizen, und zoge davon. Bessarion der seiner unglüklichen Liebe halber fast verzweiflen wolte, reitet um sich die Grillen zu vertreiben auf die Jagd. Er gehet in seinen bekümerte Gedanken mit dem geladenen Gewehr so unvorsichtig um, daß er sich selbst den Arm durchschiesset. Die Wunde ist gefährlich; man will sie ihm verbinden: er aber will es nicht zulassen. Er freuet sich, daß er auf solche Weise sein jämerliches Leben bald endigen werde. Er verblutet sich allmählich, und gibt unter tausendmaliger Widerholung des Namens seiner vergeblich geliebten Variable den Geist auf. Variable die noch über die Unbeständigkeit ihres leztern Liebhabers in Unruh ist, erfähret diesen Unglüksfall. Und wer wolte sich verwundern: wenn sie darüber in die tiefste Traurigkeit gerathen wäre? Doch die Leichtsinnigkeit wirket noch mehr, als die Aufrichkeit. Sie stellet sich ungebärdiger, als eine halbrasende, und läst zween Tage lang eine so tieffe Traurigkeit an sich erbliken, als die getreueste Seele bei dem Grabe ihres Bräutigams nicht thun kan. Allein dieses ist nichts, als eine blose Verstellung. Acht und vierzig Stunden sind ihr schon zu lang ihren Schalk zu verbergen. Sie höret plözlich auf zu trauren, und wird des folgenden Tags so vergnügt, als wäre ihr von dem unglükseeligen Bessarion nicht das geringste zu Ohren kommen. Wie hätte sich eine warhafte Betrübnis so leichte aus dem Sinn schlagen lassen? Oder wer verfället in verzweiffelnde Geberden, der alles Unglük mit standhaftem Muth zu ertragen geübet ist? Ich habe bei diesen beiden Geschichten bishero nichts weiters gethan, als dieselbe so erzehlet, wie mir die Glaubwürdigkeit befiehlet. Solle nun nicht blos die Neugierigkeit meiner Leser geküzelt; sondern ein besserer Nuzen erhalten werden: so werde ich nicht verdrieslich fallen; wenn ich bei der erstern mit dem Finger auf eine unerhörte Bosheit zweier arglistigen und verwegenen Weibsstüken weise; und die andere eine Abbildung eines leichtsinnigen und brausenden Gemüthes nenne. Derjenige müste fürwahr sehr unfruchtbar an Gedanken seyn, deme nicht aus beiden Begebenheiten eine Menge nüzlicher Lehren einfallen solte. Wenn würde ich aber zu Ende kommen: wenn ich alle diejenigen Betrachtungen herschreiben wolte, die man dabei anstellen kan. Die Enge des Raums erlaubet mir nur einige Schlüsse daraus zu machen, die ich meinen Leserinnen zu weiterer Erwegung mittheile.

1. Abgelegene Häuser, und einsame Gassen sind, zumal in grosen Städten, gemeiniglich der Aufenthalt verdächtiger Einwohner. Wer seine Ehre und Leben lieb hat, der meidet sie nicht weniger, als die Mördergruben.

2. Eine unzeitige und übereilte Barmherzigkeit bekommet so ihren rechten Namen: Wenn sie ohne behörige Erwegung der Umstände ganz fremden und unbekanden Leuten, ausser augenscheinlicher Noth und überflüssig erzeiget wird. Sie verdienet keine Stelle unter den wahren Tugenden, und hat manche wollüstige Weichherzigkeit in leichtvermeidliche Gefahr und Schaden gebracht.

3. Das Gesez der allgemeinen Liebe verbindet uns nicht: wenn dessen Beobachtung uns in grössere Gefahr und Schaden stürzet, als der Nuzen ist, den wir einem andern damit schaffen.

4. Die Redlichkeit mus man nicht aus den Minen; sondern aus einer langwierigen Würkung beurtheilen: unter einem gütigen Gesichte stekt bisweilen ein boshaftiges Gemüthe.

5. Ein freundliches Gesichte eines Frauenzimmers ist öfters eine Hülse eines giftigen Wurms: und ein kluger hält unter 1000. angenehmen Geberden derselben nicht 10. für unbetrüglich.

6. Wer sich ohne Noth in fremde Händel mischet: der ist nicht zu beklagen; wenn er schlechten Lohn davon träget.

7. Ein Unschuldiger verdirbet nicht leicht im Unglüke.

8. Je mehr ein Mensch im Winseln und Jammern ausschweifet: je grösern Verdacht einer schlechten Tugend gibt derselbe. Wahre Tugend ist im Glük und Unglük gleichmüthig: Leichtsinnigkeit verfällt von einem Ende aufs andere.

9. Eine unbeständige oder treulose Liebe ist keine Liebe, und hat unfehlbar zu gewarten, daß ihr gleiches mit gleichem vergolten werde.

Besondere Observation, daß sich in dem Blute derer mehresten Thiere Eisen befinde.

Es hat der besonders um das Berg- und Schmelzwerk wohlverdiente Chursächsische Bergrath, und Medicus zu Freiberg, der verstorbene Herr D. Henkel, in einem schönen Tractat, betitult: Flora Saturnizans, die Verwandschaft des Mineral-Reichs, mit dem vegetabilischen oder deren Gewächse, deutlich bewiesen. Dieses haben auch andere durch Experimenta bestättiget und dargethan, daß in jeder Holz- und Kräuterasche Eisentheile, welche der Magnet an sich ziehet, sich finden.

So hat auch der, wegen seiner grosen Gelehrsamkeit und Erfahrung in Chimischen Sachen, berühmte D. Joachim Becher, aus jedem Letten oder Thonerde, mit Zusezung einer vegetabilischen oder animalischen Fettigkeit, Eisen hervor gebracht, so daß es nicht allein scheinet, sondern auch gewis ist, daß fast in allen Dingen sich würklich Eisen, oder doch ein solches Wesen, woraus durch Zusezung der Fettigkeit oder derer Sachen eigen Oeles, Eisen könne hervor gebracht werden.

Aber wer hätte wol glauben sollen, daß das Mineral-Reich auch mit

mit dem animalischen verwand seye. Es findet sich Eisen in aller Thiere Blut, doch in einem mehr, in dem andern weniger. Das Blut und Fleisch derer Menschen hat die grösseste Quantität, denn folgen die vierfüssige Thiere. Die dritte Classe machen die Fische, und die vierte die Vögel oder Federvieh.

Will man die Probe machen, so müssen die Theile derer Thiere zu Aschen verbrannt werden; da sich dann äussert, daß in denen Beinen und in dem Fett gar kein Eisen, in dem Fleisch wenig, aber in dem Blut das mehreste gefunden werde. So sind auch diese Eisentheile nicht in dem Sero, sondern in denen rothen Kügelein, welche dem Blut die Farbe und Consistenz geben. Herr Menghini suchte auszurechnen, wie viel Eisen in diesem oder jenem Thier möchte zu finden seyn: Da sich dann ergeben, daß in zwei Unzen des rothen vom Geblüt eines Menschen 20. Gran Asche, welche dem Magnet folget, seye. Also daß, wann man auf einen erwachsenen Menschen 25. Pfund Blut rechnet, wovon bei denen mehresten Thieren der halbe Theil rothes ist; so werde man 70. Scrupel oder 3. Unzen weniger 2. Scrupel, das ist bei nahe 6. Loth Eisenstaub, welcher dem Magnet folget, oder von demselben herausgezogen wird, finden. Und ob man zwar fragen möchte, ob dann dieses eben alles Eisen seye, was der Magnet an sich ziehet? so kan man antworten: Daß wenigstens bishero sonsten nichts bekannt worden, so dem Magnet folget, als das Eisen. Man glaubt, diese Eisentheile helffen zur Wärme des Geblütes, indem selbige durch das Anstossen oder Anreiben eine Hize oder Wärme, gleichwie man alle Tage an dem Eisen siehet, erregen könten: Welches ich will dahin gestellet seyn lassen, ohnerachtet es warhaftig ist, daß das Eisen durch Bewegung und durch Anreiben sich erhize, so, daß man auch durch etliche wenige mit besonderem Vortheil angebrachte Hammerstreiche ein kleines Eisenstänglein fast glüendheis machen könne.

Unschäzbares Arcanum, die Zähne von Jugend auf, bis ins hohe Alter, zu erhalten, auch bei vorfallenden Mängeln oder Schmerzen vollkommen zu curiren, ohne jemals einen Zahn ausnehmen zu lassen.

Nimm Raute 1. Theil und Salbei 2. Theile; zusammen 1. gute Hand voll, (in Ermanglung grüner, nur dürre,) hierüber 1. halbe Maas Wassers gegossen, und bei gelindem Feuer allmälich sieden lassen,

Dieses Wasser wird sodann an einen trokenen und warmen Ort gesezt, und zum Gebrauche jedesmal ein wenig warm gemacht. Es kan 14. Tage und länger dauren.

Mit diesem Wasser wird der Mund, nebst den Zähnen, die Woche über 2. oder 3. mal ausgewaschen, indeme man selbiges einige Zeit über gelinde warm in dem Munde hält, nachgehends die Zähne mit dem Finger wol abreibet.

Es præserviret zugleich den ganzen Mund und das Zahnfleisch wider alle Fäulnis und Scorbut, erhält die Zähne vest im Munde und præcaviret vor Flüssen und Zahnschmerzen.

Wobei zu beobachten:

1) Daß man jedesmal, nach genossener Speise, die Zähne vermittelst eines Zahnstochers von einer Feder oder Beine, und keinesweges von Golde, Silber, Messing, oder Eisen, wol säubere, hernach mit einer Serviette über die Zähne gelinde hergefahren, und Morgends, Mittags und Abends den Mund und die Zähne mit reinem Wasser wol gerieben und ausgespühlt.

2) Daß man sich all- und jeder Gattungen von Zahnpulvern gänzlich enthalte, ausgenommen gebranten Brods, mit ein wenig Mastix vermischt, oder des diken Caffees, der in dem Caffeetopfe am Boden sich sezet; wordurch die Zähne sauber und glänzend gemacht, auch mit der Zeit vom angelegten Weinsteine befreiet werden.

3) Daß man bei entstandenen Zahnschmerzen, von welcherlei Gattung solche gleich seyn mögen, sich einige Tage über obbeschriebenen Wassers fleissig und oft bediene, selbiges jedesmal auf der schmerzhaften Seite einige Zeitlang warm in dem Munde haltend, und sodann wieder auswerffend. Man continuiret hiermit, bis das Malum aus dem Grunde gehoben, obgleich der Schmerze schon des ersten Tages gewichen wäre.

4) Waklende Zähne werden mit den Fingern fein gerade, vest und stark wieder in das Zahnfleisch eingedrukt, und darneben immer dieses warme Wasser, wie vor berichtet, fleissig gebraucht. Mit wiedereindrüken eines Zahnes mus zuweilen 2. 3. auch 4. Wochen continuiret werden.

Bei sorgfältiger Beobachtung dessen allem hat man keine Zahnbrecher vonnöthen, sondern erhält ein schön und gutes Gebis, bis in das graue Alter.

Einige Anmerkungen über die Nattern, von C. J. Sprengel, D. der Arzneikunst, M. der K. Gesellſ.

Zu Mailand traf ich einen Natterfänger an, der selten ohne 60. oder mehr lebendige Nattern war, die in einem Kasten, der oben offen war, auf dem Rüken trug, und nachdem man sie gebrauchen wollte, lebendig oder tod verkaufte. Wie er einstens eine trächtige Natter gefangen hatte, meldete er mir solches

ches, daß ich sehen solte, wie sie mit ihrem Raube umgehen würde. Wir gaben ihr darauf einige Mäuse, immer eine auf einmal. Unter allen Nattern, deren wol über 60. waren, bekümmerte sich keine einzige um die Maus, bis die erwähnte trächtige, und die Maus einander entdekten: Die Maus erschrak, die Natter aber erhob ihren Kopf, und machte mit dem Halse einen vollkommenen Bogen, wobei ihr Maul offen war, die Zunge spielte, die Augen voll Feuer und der Schwanz aufgerichtet waren. Die Maus schien sich von ihrem Schreken bald wieder zu erholen, und machte eine oder ein paar, manchmal auch mehr Wendungen sehr schnell um die Natter herum, wobei sie dann und wann quikte; endlich aber lief sie sehr schnell in den Rachen der Natter und sank nach und nach ihren Schlund hinunter. Diese ganze Zeit über bewegte sich die Natter nicht von der Stelle, sondern lag in einem Kreise.

Man mus bemerken, daß keine Natter, die man eingesperrt hält, frist, als wenn sie trächtig ist.

Ich sahe eben dergleichen zu Brüssel, wo ein Soldat eine grose trächtige Natter gefangen hatte. Das Haus, wo ich und meine Gesellschaft sich aufhielten, war unweit des Fischmarktes, und mein Wirth hatte eine Saue mit fünf Ferkelchen von 9. oder 10. Tagen. Wir liessen eines von den Ferkeln von der Natter in den Schwanz beissen, und hieben den Schwanz nach vier Minuten ab: das Ferkel schiene krank und schwindelnd, und der übriggebliebene Theil des Schwanzes schwoll auf, ich glaube aber, das Bluten half ihm, denn den Morgen darauf befand es sich wieder wohl. Eben das geschah einem andern Ferkel, das wir in den Vorderfus beissen liessen, und sieben Minuten nach dem Bisse, den Fus ihm, etwa zweene Zoll über dem Bisse abhieben. Nach diesen beiden nahmen wir die andern drei, und liessen sie an verschiedene Oerter beissen; zwei starben die Nacht, und das dritte, dem wir etwa 5. oder 6. Minuten darauf 10. Gran Tartari Emetici gegeben hatten, kam davon.

Ich versuchte solches nachgehends bei Hunden, die von Nattern waren gebissen worden, und fand, daß dieses Brechmittel ihnen allen half.

Physicalische Nachricht von den Gesundbrunnen überhaupt.

Das reineste und klareste Wasser, worinn auch das scharfsichtigste Auge keine vom Wasser unterschiedene Theile zu entdeken im Stande ist, ist der Fäulnis unterworffen, und mit unendlichen verschiedenen Körperchen unter mancherlei Verhältnis vermischt. So verschieden das Wasser ist, so verschieden sind auch desselben Wirkungen. Denn gleichwie sich in allen Dingen, die die Natur hervorbringt, und die also nicht blose Geburten menschlicher Einbildungskraft sind,

sind, ein wunderbarer Unterschied äussert, so äussert solcher sich auch hier. Es ist von den Weltweisen auf das scharfsinnigste bewiesen worden, daß in den allerkleinsten Theilen der Körper, die man sich einbilden kan, sie mögen einander gleich so ähnlich scheinen, wie sie immer wollen, einiger Unterschied sey. Dieses findet ein aufmerksamer Überleger, natürlicher Dinge durch die Erfahrung zimlich bekräftiget, so weit sein blödes Gesicht die kleinen Theile zu unterscheiden im Stande ist.

Im Regen- Schnee- Quell- Flus- und Seewasser findet man nicht allein in Ansehung verschiedener aufgelösten Theile der Körper einen Unterschied, es ist auch ein jedes der Schwere nach unterschieden. Und wenn man die verschiedene Salzquellen und Gesundbrunnen betrachtet; so siehet man, wie bemühet die Natur sey, was sie in ihrem Schosse hat, mit dem Wasser auf mancherlei Art zu vereinigen: obgleich Boyle dem ungeachtet nicht einmal mit gewaffneten Augen selbige vom gemeinen Wasser zu unterscheiden im Stande gewesen.

Die weiseste Vorsorge des allerhöchsten Wesens leitet mit diesem Element nicht allein die Theile, die zum Wachsthum und zur Erhaltung sowol lebendiger als lebloser Dinge nöthig sind, an verschiedene Oerter, sondern sie hat auch einige mit so unvergleichlichen Kräften angefüllet, daß sie menschliche Krankheiten und langwierige Schwachheiten zu besiegen vermögend sind.

Das Gerüchte erzehlet uns von vielen Gesundbrunnen mit allgemeinem Beifall Dinge, die wir Ursache haben zu bewundern, und in besondere Betrachtung zu ziehen; und dieses um so viel mehr, da die Aerzte selbst die natürlichen Kräfte solcher Wasser erkennen und einmüthig erheben. Fast in allen Ländern gibt es dergleichen Wasserschäze. Insonderheit ist Teutschland, Ungarn, Frankreich und Engelland mit so vielen herrlichen Quellen versehen, deren Eigenschaften und Wirkungen die Naturforscher Gelegenheit gehabt zu untersuchen, daß es mühsam seyn würde, auch nur alle Namen solcher Quellen mitzutheilen. Was die angestellten Untersuchungen derselben betrift, so hat es anfänglich fast so viel verschiedene Meinungen von denen in diesen Quellen aufgelösten Materien und derselben Erzeugung gegeben, so viel verschiedene Untersuchungen angestellet worden.

Hievon mögen theils die Schwierigkeit der Sache selbst, theils der würkliche Unterschied der Quellen, theils die verschiedene Art, dieselben zu untersuchen, theils die aus unvollkommenen und unbedachtsamen Untersuchungen aus unvorsichtiger Übereilung gemachte Schlüsse Ursache gewesen seyn. Über dieses lezte beklagt sich schon Boyle in einem in Form eines Briefes An. 1683. ausgegebenen Tractat, worinn er eine Historie der mineralischen Wasser und seine angestellten Versuche mittheilet. Es hat fast alles, was in der Natur ist, in den mineralichen Wassern seyn müssen, z. E. ein wahrer Salpeter, ein grobes Vitriol, Alaun, Schwefel, Arsenicum, ein ammoniacalisches Salz, Bergharz, Kreide, ein fetter Letten, worinn Eisentheile befindlich, imgleichen Bergkrystall, Marmor, Bimstein, Markasit, Blut, und Magnetstein.

Einige Quellen haben ihre Kräften aus den Wurzeln der nahe an den Quellen sich befindende Gewächse herleiten müssen. Die sich übereilende Einbildungskraft hat solchen Wassern noch mehr zu tragen gegeben, z. E. Spiesglas, ein grobes Eisen, Zinn, Kupfer, Silber, Blei, Quecksilber und gar Gold.

Diejenigen, denen wir eine genauere Untersuchung besagter Quellen zu danken haben, verstehen unter solchen alles aus der

der Erden hervorquellende Wasser, welches dem Geschmak und der Würkung nach von dem gemeinen reinen Wasser, den Salzquellen und dem Seewasser gänzlich unterschieden, worinn theils reine Laugensalze, theils irrdische Theile, bisweilen auch Mittelsalze sich befinden, in welchem man sehr oft nebst den Laugen und Mittelsalzen einen sehr subtilen Eisenkalk antrift, imgleichen viel Luft und fast durchgehends eine mit den kräftigsten Geistern angefüllte Materie, die sich durch den Geruch und einen scharfen Geschmak, imgleichen, wenn man ein solches Wasser bewegt ausgiest, oder aber mit saurem Wein vermischt, durch Bläslein und Dünste zu erkennen gibt. Das sind nun diejenigen Theile, mit welchen die Quellen versehen, denen die Aerzte mit Recht den Namen der Gesundbrunnen glauben beilegen zu können.

Von solchen ist hauptsächlich dieser Hauptunterschied zu merken, daß einige Quellen kalt, andere warm, ja bisweilen so heis sind, daß man das aus selbigen geschöpfte Wasser eine Zeitlang in der freien Luft mus stehen lassen, ehe man es ohne Schaden gebrauchen kan. Wenn man ins Carlsbad nur 3. oder 4. mal was gefiedertes eintauchet, soll es die Federn verlieren, und vom Aachener Bad schreibet **Eduard Brown** in seiner Reisebeschreibung, daß man dessen Wasser 12. Stunden müste stehen lassen, wenn man sich desselben bedienen wolte. Fast aller Orten, wo es Gesundbrunnen gibt, trift man die kalten Quellen nicht weit von den warmen Bädern, und diese nicht weit von jenen an; daher sie auch in Ansehung ihrer Grundtheile nicht viel von einander unterschieden. Ausser dem Unterschied, den die Gesundbrunnen in Ansehung der Wärme und Kälte haben, gibt es auch einige Quellen, welche ihr mineralisches Wasser nicht beständig geben, sondern zuweilen zu fliessen aufhören, nach einer gewissen Zeit hingegen ihre mittlerweile gesammlete Wasserschäze wieder mittheilen.

Nachdem wir durch die gegebene Umschreibung der Gesundwasser unsere Betrachtungen gehörig eingeschränket, und den Hauptunterschied der Quellen, so weit zu unserm Zwek dienlich, bemerket, so wollen wir mit möglichster Aufmerksamkeit zusehen, mit wie grosem Ernst und Eifer fleissige Naturforscher die in selbigen schwimmende Theile besonders darzustellen sich bemühet, oder aber nur aus den Würkungen auf die Gegenwart geschlossen, und wie weit es ihnen darinn gelungen. Wir wollen erwegen, wie selbige sich die Erzeugung solcher Wasser vorgestellet, und endlich wollen wir die vornehmsten Eigenschaften und Würkungen, die sich auf angezeigte wesentliche Theile gründen, und den Nuzen derselben betrachten.

Schon im Jahre 1667. hat du Clos bei der Parisischen Academie, die zusammen mit der Englischen durch ihr Exempel andere zu sorgfältiger Untersuchung natürlicher Würkungen anzuspornen, zugleich viele Brunnen mit Ernst und Eifer zu untersuchen angefangen. Ihm folgten **Burlet, Chomel, Lemery, Boulduc**; mit ähnlichem Fleisse liessen sich auch **Boyle, Lister** und **Slare** in Engelland die Sache gleichfalls angelegen seyn, imgleichen **Stahl** und **Hofmann** in Teutschland.

Man hat aus selbigen, wie wir oben gesehen, insonderheit viel Laugensalz und einen subtilen vitriolischen Geist, bisweilen auch Mittelsalze herausgebracht, imgleichen viel Luft und eine subtile eisenhaltige Materie. In einigen hat sich zugleich die Gegenwart einer Art eines Bergharzes geäussert. Was die Luft und insonderheit die subtile eisenhaltige Materie betrift; so ist es ganz gewis, daß man es nicht allein in den kalten Brunnen, son-

dern zugleich in vielen warmen Quellen antrift. Boulduc untersuchte die Passische mineralische Quellen, und fand, daß zerstossene Galläpfel dem aus selbigen geschöpften Wasser eine rothe oder violette Farbe gaben; wie solches allezeit geschiehet, wenn man sie in eine flüssige Materie thut, in welcher Eisenvitriol aufgelöset ist. Der Geschmak selbst gab ein Zeugnis von der Gegenwart des Eisens. Dieser Geschmak verlohr sich bei warmer Witterung; im kalten Wetter hingegen oder an einem kalten Orte in wol zugemachten Gefässen veränderte sich das Wasser in vielen Monaten nicht. Er merkte aber doch endlich, daß sich etwas zu Boden gesezet hatte, und daß der eisenhafte penetrante Geschmak zugleich gänzlich aufgehöret. Wenn er eine Bouteille Wasser in die Sonne sezte, da gieng diese Veränderung noch eher vor sich, und dieses geschahe noch eher, wenn er das Wasser evaporirte oder distillirte, er mochte sich gleich eines so geringern Feuers bedienen, als er immer wollte. Während der Evaporation war das Wasser trübe, es stieg eine Menge Luftblasen in die Höhe, welche, so bald sie die Oberfläche erreichten, sich verloren, und eine Materie, daraus endlich ein dünnes Häutlein wurde, zurük liessen. So lange die Blasen in die Höhe giengen, so lange hatte das Passische Wasser einen eisenhaften Geschmak, und gab zugleich eine Tinctur mit zerstossenen Galläpfeln; so bald aber die Blasen aufhörten, so bald hörte auch dieses mit auf, das Wasser ward hell und klar, nachdem sich etwas zu Boden gesezet hatte.

Boulduc sezte das Wasser in einen luftleeren Raum, da dehnete sich die im Wasser eingeschlossene Luft aus, indem ihr von aussen nichts widerstund. Es zeigten sich grose Blasen, und es lies nicht anders, als wenn das Wasser in vollem Sieden wäre. Er nahm das Wasser nach einer Viertelstunde aus dem luftleeren Raume wieder heraus, machte das Glas mit Sorgfalt zu, sezte es an einen kalten Ort, und merkte an, daß das Wasser bald darauf anfieng trübe zu werden, und daß sich etwas zu Boden sezte; doch dauerte es wol beinahe 3. Tage bis sich alles zu Boden gesezt hatte, da denn der eisenhafte Geschmak zugleich vergangen war. Er konte aber von der Gegenwart des Eisens auch auf diese Art noch nicht den vollkommensten Grad der physicalischen Gewisheit haben, ob er gleich von der Menge der Luft in den mineralischen Wassern überzeuget wurde.

Endlich nahm er eine Distillation vor, und brachte so viel zuwege, daß die schweren irrdischen Salz- und andere Theile zurük blieben. Diejenige Materie, so in dem Gefäse, als die schwereste, die unterste Stelle einnahm, sonderte er von der übrigen ab, und lösete solche in allen sauren mineralischen Geistern auf, welches ein neues Kennzeichen war, daß es ein metallischer Körper seyn müste. So bald er zu den Geistern, darinn die Materie aufgelöset war, noch zerstossene Galläpfel hinzuthat, so bald entstund eine Tinctur, als wenn in selbigen Eisenfeil wäre aufgelöset worden. Wenn er die abgesonderte Materie über geschmolzen Salpeter warf, that es eben die Würkung, die sonsten Eisenfeil in ähnlichen Umständen zu thun pfleget. Da er endlich die Materie in einer zugedekten Scherbe ohne Zusaz geschmelzet, und auf diese Art alles Salz, so etwa noch der Materie anhängen möchte, abgesondert hatte, hieng die Materie auch dem Magnetstein an, und also zeigte sich vollkommen die Natur des Eisens. Auf ähnliche Art sonderte Boulduc das Eisen aus den Bourbonischen und Vichischen Bädern. Hofmann, der den Pyrmonter-Brunnen untersuchet, versichert, daß zerstossene Galläpfel, Theeblätter und Granatenblüthe dessen Wasser anfänglich blau, darauf purpurroth und endlich schwarz färbten, und daß, wenn man spiritum vitrioli hinein-

eingöse, die Farbe sich verlöre. Er schreibet dem Wasser zugleich einen vitriolischen Geschmak zu. Das gelinde Egrische Brunnenwasser soll, nach seinem Bericht, durch Galläpfel nur eine Purpurfarbe bekommen. Das Schwalbacher- Spa- und Carber-Brunnenwasser in der Wetterau sollen einen gelben Bodensaz, die beiden ersten von zerstossenen Galläpfeln zugleich eine purpurfarbene Tinctur, das lezte aber nur eine blaue geben. Alle kurz berührte Wasser sollen zugleich den Stuhlgang schwarz färben, welches die Aerzte als einen neuen Beweis anführen, daß in selbigen ein subtiles Eisen sich befinden müsse. Wenn man bedenket, daß Boulduc aus den Paßischen Wassern, die auch nur eine rothe und violette Farbe durch zerstossene Galläpfel bekommen, ein wahres Eisen hervorgebracht; so ist es zimlich wahrscheinlich, daß man auch aus allen obbeschriebenen Quellen ein Eisen hätte zum Vorschein bringen können, wenn man die Untersuchung auf ähnliche Art fortgesezet hätte. Auch im Carls- und Emserbade soll man was eisenhaftiges antreffen. Ob nun gleich in verschiedenen Sauerbrunnen und warmen Bädern Merkmale von einem eisenhaften Wesen gefunden werden; so soll es doch auch andere geben, darinn sich nichts von Eisen zeigen soll, wie zum Exempel das Selter Brunnenwasser, das keine Tinctur mit Galläpfeln, auch keinen gelben Bodensaz geben soll, ausser daß es, wenn man zergangen Weinsteinsalz hinzugösse, milchfärbicht würde, ohne daß sich etwas zu Boden sezte. Bei dem Tönsteiner und Wildunger Brunnen soll man ein ähnliches wahrnehmen; ausser daß sich nach Vermischung mit zergangenem Weinsteinsalz zugleich eine kalkhafte Materie absondern soll. So wird auch das Aachenerbad von zerstossenen Galläpfeln im geringsten nicht geändert. Vieler andern zu geschweigen. Es gibt endlich auch solche Gesundbrunnen, die nur ein eisenhaftes Wesen bei sich führen, und in welchen man nichts weiter entdeken kan. Zerstossene Galläpfel geben solchen Wassern eine purpurrothe und bisweilen eine schwarze Farbe. Man pfleget in den Gefässen, worinn man ein solches Wasser aufbehält, nach einigen Wochen einen gelben Bodensaz anzutreffen, welchen man durch die Calcination in einen warhaftigen Crocum Martis soll verwandeln können. Zu diesen Brunnen rechnet man den Lauchstädter in Meissen, den Radebergischen bei Dresden, den Bebraischen in Thüringen, den Freiwalder in der Mark, den Weisenburgischen in Franken. Aus dem, was angeführt, sehen wir, daß das Eisen aus denen Brunnen, in welchen es sich befindet, nicht auf eine solche Art abgesondert worden, daß man dessen Verhältnis zu den übrigen Theilen bestimmet hätte, welche vielleicht deswegen, weil sie sehr klein, sich nicht angeben läst. Was die Luft betrift, so hält sich diese in allen flüssigen Materien häufig auf, absonderlich aber in den mineralischen Wassern, aber doch auch in einigen mehr, als in andern. Wie sie sich in den Paßischen Quellen geäussert, haben wir gesehen. Von dem Pyrmonter-Wasser versichert Hofmann, daß es mit dieser elastischen Materie so reichlich versehen, daß es im Stande sey, eine zugemachte Flasche zu zersprengen, wenn es nur ein wenig warm gemacht würde. Von dem Carberwasser in der Wetterau schreibet er, daß es, wenn es geschüttelt und die Oeffnung der Bouteille mit einem Daumen zugehalten würde, nach abgesezten Daumen mit starkem Geräusch 8. bis 10. Schritte weit heraus sprize, so auch von vielen andern Quellen.

Sobald Boulduc gewis war, daß in den Paßischen mineralischen Wassern ein subtiles Eisen befindlich, muste er als ein scharfsinniger Naturforscher darauf denken, wie es möglich wäre, daß ein Eisen von solchem Wasser könnte aufgelöset werden. So viel sahe er, daß nach einer

einer vorhergegangenen Bewegung die Eisentheile von dem Wasser abgesondert worden; die Bewegung möchte nun entweder durch die Wärme, oder auch durch die Ausdehnung der in dem Wasser eingeschlossenen Luft in einem luftleeren Raume entstehen. Er wuste dabei, daß das Eisen nur von einem sauren Spiritu könne aufgelöset werden. Hierauf kam er nun auf die Gedanken, zu untersuchen, ob sich auch ein dergleichen saurer Geist von den mineralischen Wassern absondern liesse. Es war ihm bekannt, daß viele Gelehrte solches glaubten, inzwischen ihren Glauben nur darauf gründeten, daß sie in den mineralischen Wassern einen vitriolischen, und bisweilen einen weinsäuerlichen Geschmak wahrgenommen, oder aber, daß, sie, nachdem sie in die mineralischen Wasser Galläpfel gestreuet, bemerket, daß selbige eine Farbe bekommen, welches sie für ein Merkmahl nicht allein von der Gegenwart des Eisens, sondern auch eines mit einem Eisen vereinigten Vitriolspiritus oder eines Vitriolsalzes gehalten. Er wuste, daß sie diesen Vitriolspiritum dabei für so flüchtig hielten, daß er sich durch alle chymische Künste nicht auffangen liesse. Ob ihm nun gleich nicht verborgen war, daß sie ihren chymischen Glauben auf chymische Versuche gründeten, indem sie öfters die mineralichen Wasser eine Weile an einem warmen Orte pflegten stehen zu lassen. Da sich selbige durch zerstossene Galläpfel nicht mehr verändern liessen, so lies er sich doch nichts anfechten; er bemühete sich, den sauren vitriolischen Geist von dem Passischen Wasser würklich abzusondern. Zu dieser Arbeit wurde er aufgemuntert, da er nicht allein selbst viele Anzeigungen von der Gegenwart desselben hatte, sondern sogleich wuste, daß sein Vorgänger du Clos denselben aus einem gewissen Brunnen durch die Destillation schon vorlängst hervorgebracht, und daß Stahl ausdrüklich behauptet hatte, es liesse sich derselbe aus den mineralichen Wassern scheiden. Er konnte sich nicht einbilden, daß der Vitriolspiritus währender Destillation gänzlich verloren gehen könnte, und meynte, es müste sich in der nach der Destillation zurükgebliebenen Materie, wovon er das Eisen, wie oben gemeldet, abgesondert, noch ein solcher Spiritus finden. Er lösete also von der Materie im Wasser so viel auf, als sich auflösen lies, gos, was sich aufgelöset hatte, von dem übrigen ab, und evaporirte davon das Wasser; das zurükgebliebene Salz destillirte er ohne allen Zusaz, und freuete sich herzlich, da er bei einem gelinden Feuer einen Nebel herauf steigen sahe, der sich allgemach an die innere Fläche des Halses der Vorlage ansezte, und endlich in Gestalt fetter Streifen herabflos. Da er die Destillation fortsezte, gieng auch ein wahrer mineralischer Schwefel in die Höhe, und sezte sich an den Hals der Vorlage an. Wie dieser Schwefel währender Destillation habe erzeuget werden können, werden wir unten an seinem Orte sehen. Der auf beschriebene Art von den mineralischen Wassern abgesonderte Spiritus hatte einen säuerlichen Geschmak, einen kräftigen und penetranten Geruch nach abgebranntem Schwefel. Es war also ein sehr flüchtiger Schwefelspiritus. Boulduc glaubte, daß die Natur im Stande wäre, in ihrem unterirrdischen Laboratorio diesen Geist mit dem Eisen zu verbinden, und ein Vitriol darzustellen, desgleichen die Natur nicht nachmachen könnte. Er hatte dabei das Vertrauen, daß viele andere mineralische Wasser ebenfalls einen solchen Spiritum besizen müsten. Herr Seip hat aus 3. Pfunden vom Pyrmonter Brunnensalze 6. Loth von einem flüchtigen Vitriolspiritus, und ein Quintgen vom ordentlichen Schwefel bekommen. Du Clos hielte vorlängst dafür, daß man die Würkungen der mineralischen Wasser hauptsächlich einem solchen Geiste zuschreiben müste. So bald als man

in Schweden 1574. den ersten Gesundbrunnen entdekte, und ein Schwedischer Arzt, Namens *Hiörna*, Gelegenheit bekam, die Natur desselben und anderer Brunnen zu erforschen, behauptete er in einem herausgebenen Tractat, daß die meisten Wasser einen sauren flüchtigen Geist bei sich führeten, den er mit einer vom *Helmontio* entlehnten Benennung gas belegte, der sich bisweilen offenbar durch einen penetranten und prikelnden Geruch zu erkennen gäbe, wie zum Exempel im Schwalbacher- Spa- Pyrmonter- und Egrischenwasser, und andern mehr. Ob nun gleich dieser Spiritus in den meisten Brunnen angetroffen wird; so bleibet er doch mit selbigem in einem Gefässe ausser der Quelle lange nicht vereiniget. In den Quellen selbst hingegen verspüret man ordentlich keine Abnahme der Kräfte. Es gibt also einen subtilen sauren Vitriolgeist in den Gesundbrunnen, und einige Quellen haben eine so merkliche Säure, daß **Varenius** in seiner Geographia generali schreibt, daß im schwefelreichen Königreich Sicilien eine Quelle sey, aus welcher man sich des Wassers anstatt des Essigs soll bedienen können. Die beschriebene Art, den flüchtigen vitriolischen Geist aus den mineralischen Wassern abzusondern, überzeugte den Herrn **Boulduc**, daß der saure Geist eben n i c h t g ä n z l i c h durch die erste Destillation verlohren gegangen war. Doch mus sich von selbigem etwas verlieren; denn durch hydrostatische Versuche hat man gefunden, daß die mineralischen Wasser, wenn sie eine Weile in freier Luft an einem warmen Orte stehen, nicht mehr die vorige Art der Schwere haben, sondern von schwererer Art sind, als frisches aus eben denselben Quellen geschöpftes Wasser. Dieses zeiget an, daß viele Theile von leichterer Art flüchtig worden. Doch alles dieses konnte nicht hinlänglich seyn, den Herrn **Boulduc** zu überführen, daß der saure Geist gänzlich davon flöhe, da er denselben würklich abgesondert hatte. Inzwischen wollte er den zureichenden Grund wissen, warum dieser saure Spiritus in dem Passischen Wasser das Eisen verlasse, und sich mit einer andern Materie vereinige. Er wuste, daß ein saurer Spiritus beständig eine metallische Substanz verläst, wenn er sich mit Laugensalzen vereinigen kan, wie denn dieses der natürliche und ordentliche Weg ist, dessen sich die Naturforscher bedienen, eine metallische Substanz von einem sauren Spiritu zu scheiden. Wenn man z. E. zum aufgelösten Vitriol Weinsteinsalz hinzuthut, oder aber ein anderes Laugensalz; so entstehet ein Wallen, die metallischen Theile vom Vitriol fallen zu Boden, der saure Geist des Vitriols vereiniget sich mit dem Weinsteinsalz, und der vitriolische Geschmak äussert sich nicht mehr. Eben ein solches Wallen bemerkte **Boulduc** in den Passischen Wassern, so bald eine äusserliche Bewegung durch Wärme, oder sonst die verschiedenen Theile in denenselben an einander stiessen. Solches nahm er als ein offenbares Merkmal an, daß die laugenhaften und sauren Salze in einander würkten. Die Folge, da das Eisen zu Boden fiel, und der vitriolische Geschmak gänzlich aufhörete, bewis die Sache ebenfalls.

Anfänglich konnten sichs die Naturforscher nicht einbilden, daß ein Laugensalz in den mineralischen Wassern statt finden könnte; weil sie dasselbe sonst durch ein gewaltsames Feuer bereiten müsten, indem sie die Pflanzen zu Aschen verbrannten, und aus der Lauge dieser Asche das Salz hervor bringen musten. Sie konnten nicht begreifen, wie die Natur im mineralichen Reiche dergleichen Salze hätte verfertigen können. **Du Clos** und viele andere mit ihm getraueten sich also nicht, das solchem ähnliche Salz mit dem Namen eines Laugensalzes zu belegen, sondern

sondern nennte es das Nitrum oder Natrum der Alten. Lister nannte es ein kalkichtes Nitrum, Sie stimmten darinn überein, daß sie es nicht für einen wahren Salpeter hielten, sondern für eine gewisse Materie, die mit einem laugenhaften Salze eine grosse Aehnlichkeit hätte. Die neuern stehen im geringsten nicht bei sich an, in den meisten Gesundbrunnen ein wahres Laugensalz zu suchen, und demselben die alleredelsten Würkungen in dem menschlichen Körper beizulegen. Sie evaporiren oder destilliren die mineralischen Wasser, die zurükgebliebene Materie laugen sie durch destillirtes Wasser aus, kochen die Lauge ein, sezen alsdenn das Gefäs an einen kalten Ort, und finden, daß sich meistentheils Krystallen anschiessen. Wenn sie auf dieses Salz einen laugenhaften Spiritum, als den Urin, und Hirschhornspiritum, imgleichen ein zergangenes Weinsteinsalz, oder auch aufgelösete Potasche giessen, nehmen sie keine Veränderung wahr. Ja nicht einmal, wenn sie solche flüssige Materien in frische mineralische Wasser tröpfen.

Dieses zeiget an, daß in dem Salz und in dem Wasser keine oder wenig Säure sich befinde. So bald man aber einen sauren Spiritum, und bei einigen, die sonderlich viel Laugensalz in sich haben, nur etwas vom Rheinwein eingiesset, so bald entstehet ein heftiges Wallen, und endlich, wenn das Sieden aufhöret, ein Mittelsalz. In einigen Gesundbrunnen machet die Natur selbst ein solches Mittelsalz, so mit Glaubers sogenanntem wunderbaren Salz, dem Tartaro Vitriolato, oder auch dem englischen Salze, bisweilen mit dem Meersalze übereinkommt. Nachdem Boulduc auf oben beschriebene Art die irrdische Salz- und andere Theile von den mineralischen Wassern geschieden, hatte so viel davon aufgelöset, als sich davon auflösen lies, darauf von dem aufgelösten die Feuchtigkeit wieder evaporiret, und dasselbe in Krystallen anschiessen lassen, und endlich aus den Krystallen, wie wir oben gesehen, den sauren vitriolischen Spiritum destilliret; so lösete er, was in der Retorte zurük geblieben, im Wasser noch einmal auf, evaporirte die Feuchtigkeit, und lies sichs darauf in Krystallen anschiessen. Diese Krystallen stellten ein wahres Glauberisches Salz dar, nach dem Geschmak und äusserlichem Ansehen. Weil nun ferner Boulduc nicht unbekannt war, daß aus einem Vitriolöhl und Meersalz das Glauberische Salz durch die Kunst sich hervorbringen läst; so muthmassete er deswegen, es möchte auch in den Passischen Wassern, wie du Clos von verschiedenen andern Gesundbrunnen versichert, würklich ein Meersalz anzutreffen seyn. Es verrieth sich ihm ein solches glüklich auf folgende Art:

Er stürzte im Scheidewasser aufgelöstes Silber in den Passischen Wassern zu Boden, (indem er von dem aufgelösten Silber einen Tropfen nach dem andern in eine Portion mineralischer Wasser eintröpfelte) und sammlete eine Menge von solchem zu Boden gestürzten Silberkalke, vermischte selbigen mit gleichviel Zinober, und destillirte die Materie in einer Phiole. Der Schwefel muste sich nothwendig von dem Zinnober trennen, und dem Silberkalk anhangen, das Salz hingegen, welches sich an das untergestürzte Silber angesezet hatte, vereinigte sich mit dem Queksilber, der in dem Zinnober befindlich, sezte sich oben an den Hals der Phiole an, und war nichts anders, als ein wahrhaftiger Mercurius sublimatus. Da nun dieser ohne Küchen- oder Seesalz nicht kan gemacht werden; so schlos er, daß sich an das Silber ein solches Salz angesezet hätte. Weil nun das Silber von dem Scheidewasser durch die mineralischen Wasser war abgesondert worden, schlos er weiter, daß sich aus den mineralischen Wassern an das Silber etwas vom Meersalz angesezet hätte. Es ver-

verrieth sich ihm in den Bourbonischen Wassern eben auch dieses Salz. Er brachte endlich gar die Krystallen von einem wahren Meersalze würklich aus diesem Quellwasser hervor. Von dem Pyrmonterbrunnen schreibet Hofmann, daß er daraus, nach angestellter Evaporation, eine Materie heraus gebracht, die, nach hinzugetröpfeltem Vitriolöhl, alsofort einen subtilen Dampf von sich gegeben, der heftig in der Nasen gekizelt, eben wie es zu geschehen pflegt, wenn man gemeines Salz mit Vitriolöhl vermischt. Eben dergleichen geschahe auch mit dem Tönsteiner Brunnensalz, nachdem er einige Tropfen von dem stärkesten Vitriolöl hinzugetröpfelt. Wenn man 2. Pfund von dem Wisbade verrauchen läst, soll ein halb Quintlein trokene Materie zurük bleiben, welche in glüenden Kohlen prasseln, von wenigen Tropfen eines Vitriolöls in eine heftige Wallung gerathen, und einen durchdringenden Dampf, eben als wenn man gemeines Salz und Vitriolöl miteinander vermischt, von sich hauchen soll. Lister und viele andere haben in verschiedenen Brunnen etwas von einem gemeinen Salze gefunden. Daß die Passischen Wasser ein Mittelsalz geben, von der Art, als des Glaubers wunderbares Salz, haben wir gesehen. Eben ein solches geben auch die Bourbonischen Quellen, und die Egrischen Brunnen in Teutschland, imgleichen die laulichte Quelle im Carlsbade, der Mühlbrunn genannt. So gibt es noch viele andere Brunnen, die mit dergleichen Salz versehen. Hiebei wollen wir nicht unbetrachtet übergehen, wie Boulduc dem Zweifel derjenigen begegnet, die oben beschriebene Art, die Salze aus den mineralischen Wassern abzusondern, deswegen getadelt, weil man nicht vergewissert seyn könnte, ob dergleichen Salze, die man hervorbringt, sich würklich in den mineralischen Wassern befänden, oder ob sie nicht durch ein heftiges Feuer währender chymischen Operation erzeuget würden. Er lies eine Menge Wassers aus den warmen Bourbonischen Quellen gefrieren, schlug das Eis in Stüken, und fand in der Mitte klares Wasser, so einen sehr laugenhaften Geschmak hatte. Da diese Lauge davon flos, nahm sie ganz vollkommen formirte Krystallen mit sich, die eine vollkommene Aehnlichkeit mit den Krystallen hatten, die durchs Feuer aus eben diesem Quellwasser waren hervorgebracht worden, ausser daß sie kleiner waren.

Ob man nun gleich bisweilen dergleichen Mittelsalze, wie im vorhergehenden beschrieben, in den Gesundbrunnen antrifft, so geschiehet das doch nicht ordentlich. Ordentlich aber soll man ein fixes Laugensalz ohne Säure in denselben antreffen, und zwar in den warmen Bädern mehr, als in den kalten Brunnen. Von diesem Salz trift man in den besten Gesundbrunnen in Ansehung der übrigen Grundtheile am meisten an. Hofmann hat im Carlsbade nach Abrauchung des Wassers aus 2. Quintlein rükständiger Materie 1. Scrupel Laugensalz bekommen. Aus dem Bollischen Brunnen im Herzogthum Würtenberg und aus dem Emser Bade in der Wetterau soll man eben so viel Laugensalz ziehen. Von dem Achenerbad soll 1. Pfund Wasser 20. Gran Laugensalz geben. Aus den Bourbonischen Bädern in Frankreich hat Chomel aus einem Pfund Wasser 20. Gran Laugensalz bekommen. So sollen auch die Töplizer- und Hirschbergerbäder aus 6. Maas Wasser ein Quintgen Laugensalz geben. Der Selterbrunnen gibt aus 2. Apothekerpfunden 2. Scrupel Laugensalz. Der Sauerthaler gibt aus eben so viel Pfunden 16. Gran Laugensalz, die Wildungischen aber nur 4. Gran. Sonsten wallen unterschiedene andere Wasser, wenn sie mit sauren Sachen vermischt worden, auf, und zeigen also schon hierdurch an, daß sie ein dem sauren Salz

entgegen geseztes Laugensalz bei sich führen, wie zum Exempel das Pyrmonter-Spa- und Schwalbacherwasser, der Gerbersweilische und Greisbachische Brunnen im Elsas, der Landsteinische in der Pfalz nicht weit von Andernach; der Brudelsbrunnen, das Wildbad im Herzogthum Würtenberg; der Uberlinger, imgleichen der Göppinger in Schwaben; die Paßsischen Wasser und Bourbonischen Bäder rc.

Ausser dem, daß dieses Salz, wenn es mit sauren Spiritibus versezt wird, ein Mittelsalz macht, gibt es, wenn es mit ammoniacalischem Salz vermischt wird, einen penetranten urinösen Geruch; stürzet aus einer Vitriolsolution das Eisen zu Boden; zergehet in der freien Luft, und wird flüssig, wie ein Weinsteinsalz; kan keine Milch gerinnen machen, die Milch mag kalt oder warm seyn, sondern löset eine geronnene Milch vielmehr auf, und erhält solche eine Zeitlang flüssig. Dieses Laugensalz in den mineralischen Wassern ist fixer Natur, und verflieget nicht im Feuer. Es gibt bisweilen auch ein flüchtiges Laugensalz in den mineralischen Wassern, und sonderlich den kalten; denn wenn man das aus einigen Quellen geschöpfte Wasser alsobald mit sauren Sachen vermischt, so entstehet gleich ein Wallen und Brausen. Läst man es aber eine Weile stehen, oder macht, daß durch Kochen die flüchtige Salze verfliegen, so geschieht dieses nicht mehr, ob man gleich nicht nach vollbrachter Evaporation im Grunde des Gefässes noch eine laugenhafte Erde antrift. Diese laugenhafte Erde trift man aber nicht allein in den Quellen an, in welchen ein flüchtiges Laugensalz sich befindet, sondern auch in vielen andern. Bisweilen ist sie ungemein weis und zart. Eine solche pflegen die Chymici zu brennen, und bekommen daraus eine Materie, die im Wasser einen Sod macht, wie der beste ungelöschte Kalk. Einige Gesundbrunnen sind weder mit einem subtilen Eisen, noch mit Laugensalzen, noch auch mit subtilen vitriolischen Geistern versehen, sondern führen nur ein bitteres Salz mittlerer Gattung, und sonst trift man in selbigen nichts an, wovon man sich grosse Würkungen im menschlichen Leibe versprechen könnte. Es sollen aber selbige sehr rar seyn. Hofmann hat aus dem Sedlizerbrunnen dergleichen Salz herausgebracht, welches er aus einem kalkhaften Wesen und sauren Salz zusammen gesezt zu seyn glaubet. Andere sollen nebst dem kalkhaften Salze ein wenig von gemeinem Salz bei sich führen, als der Razeburger Brunnen.

Endlich wollen wir untersuchen, in wiefern ein mineralischer Schwefel in den mineralischen Wassern sich aufhalten könne. Daß Herr Seip einen mineralischen Schwefel bekommen, indem er den sauren vitriolischen Spiritum von dem Pyrmonter-Brunnenwasser absondern wollen, imgleichen auch Boulduc, das haben wir oben gesehen. An und vor sich kan nach der Chymicorum Meinung ein würklich aufgelöster mineralischer Schwefel in den mineralischen Wassern sich nicht finden. Oben aber kan er wol stükweise oder in Gestalt einer subtilen Haut schwimmen. Das, was solche, berührtes zu glauben, überredet, ist, daß im Fall eine dergleichen Auflösung vorgienge, der sogenannte hepar sulphuris entstehen, und sich durch den Geruch verfaulter Eier verrathen würde, welches aber nicht geschieht. Boulduc fand in den Paßsischen Wassern ein Bergharz, oder eine aus Bergharz und Meersalz vermischte Materie; denn wenn er auf selbige ein Vitriolöl gos, verflog der penetrante Geist des gemeinen Salzes merklich. Er war bemühet, von dem Meersalze dieses Bergharz zu scheiden. Er gos also zu der Materie eine gewisse Portion Vitriolöl, und destillirte dieses. Das saure hinzugegossene Vitriolöl vereinigte sich

sich leicht mit der laugenhaften Erde des Meersalzes, und stellete das wunderbare Glauberische Salz dar. Der entbundene Spiritus des Meersalzes gieng in die Vorlage über. Ein Theil von dem Vitriolöl vereinigte sich mit der verbrennlichen Materie des Bergharzes, und formirte einen mineralischen Schwefel, welcher sich oben in den Hals der Retorte ansezte. Hieraus kan man begreifen, wie bisweilen aus den mineralischen Wassern in der Destillation ein würklicher mineralischer Schwefel sich erzeugen könne, wenn sich in den mineralischen Wassern ein subtiler Bergharz und ein subtiler vitriolischer Geist befindet.

Nachdem wir nun die Hauptgrundtheile der Gesundbrunnen betrachtet, und den Herren Chymicis zugesehen, wie sie aus den mineralischen Wassern die würksamen Theile zum Vorschein bringen, oder sonst derselben Gegenwart beweisen, als zum Exempel, einen flüchtigen vitriolischen Geist, viel Luft, fixe und flüchtige Laugensalze, ein subtiles Eisen, bisweilen einige Mittelsalze, Bergharz und subtile, irrdische und kalkhafte Theilchen, so wird es nunmehro Zeit seyn, daß wir zusehen, wie diese mineralische Wasser in der Erden erzeuget werden. Vor allen Dingen ist zuerst in aufmerksame Betrachtung zu ziehen, die Erzeugung der grosen Hize bei einigen Brunnen. Daß die Natur in ihren unterirrdischen Behältnissen in der Erden ein Feuer habe, welches unser Küchenfeuer an Heftigkeit übertrift, zeiget der Sicilianische Aetna, der Neapolitanische Vesuvius, imgleichen der im kalten Island wütende Hecla, und viele andere feuerspeiende Berge. Die benannten sind inzwischen die ofenbarsten und nächsten Zeugen, daß die Natur in der Erden viel von dergleichen Materie sammle, wodurch sie zuweilen durch Erdbeben und durch Auswerfung vieler Flammen und schweren Körper ein schrekenvolles Spiel erregen kan. Lemery zeigte, daß man der Natur dieses Spiel nachmachen könnte. Er machte aus 50. Pfund subtil zergossenem Schwefel und eben so viel reinem Eisenfeil vermittelst reines Wassers einen diken Taig, legte selbigen in einen Topf, dekte den Topf mit Leinwand zu, und verscharrte ihn 1. Fus tief in die Erde. Nach 8. Stunden ohngefehr fieng sich die Erde an in die Höhe zu begeben und zu bersten. Es fuhr aus den Rizen ein schweflichter Dampf und endlich eine Flamme heraus. Nachdem die Flamme aufgehöret, nahm er eine rund um die Rizen ausgestreuete gelbe und schwarze Materie wahr. Hätte er mehr Materie genommen, würde er es der Natur noch besser nachgemacht haben. Die in der Materie eingeschlossene Luft muste durch die von aussen eindringende Wärme ausgedehnt, und die Materie in Bewegung gesezt werden. Das Eisen muste an den Schwefel anstossen. Die Säure im Schwefel, welche ein vollkommenes Vitriolöl ist, muste, wie ordentlich geschiehet, das Eisen auflösen, und eine Hize erregen. Durch diese Hize muste die eingeschlossene Luft noch mehr ausgedehnet, die Erde also aus einander getrieben, und durch den Zuflus der kalten Luft die verbrennliche Materie des Schwefels angezündet werden, und also durch die Rize in Gestalt einer Flamme heraus fahren.

Lemery glaubte, daß die Natur in den feuerspeyenden Bergen einer ähnlichen Materie sich bedienete. Dieses glaubte er um so viel eher, weil er wuste, daß man, nachdem derselben schrekhafte Würkungen aufhörten, würklich viel Schwefel um den Bergen auf der Oberfläche der Erde anträfe, in den Rizen der Erde aber, wo die Flamme herausgefahren, eine Materie, die den Eisenschlaken, die sich in den Schmiedehütten von dem Eisen scheiden, ähnlich wäre, sich befinde. Da nun auf diese Art klar ist, daß unter der Erde auch in den käl-

kältesten Weltgegendē, wie z.E. in Island, ein Feuer kan erzeuget werden; so ist nicht unbegreiflich, daß auch an den Orten, wo es warme Quellen gibt, dergleichen unterirrdische Hize entstehen könne, wodurch die mineralischen Wasser können gekocht, und erhizet werden; und dieses um so viel mehr, je offenbarere Anzeigungen man würklich davon hat. Hofmann, der öfters im Carlsbade gewesen, und ohne allen Zweifel auf alles genau Achtung gegeben, was er vermeynet, zur Erforschung der Natur der Gesundbrunnen etwas beizutragen, versichert, daß die Erde im Carlsbade so warm wäre, daß die Leute gezwungen würden, ihre Keller ausser der Stadt in Bergen anzulegen, und daß auf der Strasse wegen der Wärme der Schnee im Winter sehr bald schmelze. Ja auch ausser der Stadt soll es Stellen geben, wo der Schnee leichte aufdauet. In dem ganzen Elbogischen District gibt es, nach des Jesuiten Bogislai Balbini Bericht in seinen Sammlungen zur Historie des Königreichs Böhmen, eine grosse Menge Steinkohlen, und bei Falkenau soll ein Berg gelegen seyn, unter dem es beständig brennen soll. Wann man das Ohr an die Erde hält, soll man ein starkes Brausen und Rauschen vom Wind und Feuer hören. Wenn sich das Wetter merklich ändert, soll der Berg Nacht und Tag ganz helle brennen. Hofmann versichert, daß man schon vor 200. Jahren nicht weit vom Carlsbade Vitriolwerke angelegt gehabt. Im Aachenerbad trift man würklich mineralischen Schwefel oben schwimmend an, und in der Gegend herum eine grosse Menge Galmei. An allen übrigen Orten, wo es warme Bäder gibt, soll es zugleich Schwefel und Eisenkiese in groser Menge geben, oder auch Steinkohlen und Bergharz. Erweget man dieses, und vergleichet es mit dem, was von dem feuerspeienden Bergen da gewesen; so ist leicht zu erachten, daß solche Materien, wenn Wasser durch selbige durchdringet, in eine innerliche Bewegung gerathen und sich erhizen müssen. Fliesset nun nicht weit von dergleichen erhizten Materien eine Quelle, so mus nothwendig selbige von der sich ausbreitenden Hize gekochet werden, und auf diese Art müssen die warmen Bäder entstehen. Die Naturforscher sehen aus den Naturgeschichten also sehr wol, daß die Natur diejenigen Oerter, wo es mineralische Quellen gibt, mit Schwefel und Eisenhaltigen Materien oder auch Bergharzen und Steinkohlen versehen; sie können aber nicht so leicht begreifen, wie sich ein flüchtiges und fixes Laugensalz in der Erden erzeugen könne. Daß die Natur, die sonst eine Liebhaberin von beständigen Verwandlungen ist, aus so viel 1000. Millionen in und über der Erden faulenden und in die Asche gelegten Pflanzen, Thieren, Würmern und Ungezieser ein flüchtiges und fixes Laugensalz scheiden, und in einer lokern, kalkichten, trokenen und eisenhaltigen Erde, worinn sie keine Pflanzen findet, denen solche Salze zur Nahrung dienen könnten, sammlen, und durch eine durchfliessende Wasserader auflösen könne, kommt ihnen gar nicht wahrscheinlich vor, weil sie weder ein flüchtiges noch fixes Laugensalz in der Erde durch die aufmerksamste Betrachtung wahrnehmen können.

Zwar machen die süssesten Flüsse, in welchen man nichts salziges schmeken, oder aus denselben sonst zum Vorschein bringen kan, die See salzig; aber doch auch dieses will nicht hinlangen, die berührte Art der Erzeugung der Laugensalze in der Erden wahrscheinlich und beliebt zu machen. Inzwischen zeiget sich doch würklich, wie wir oben gesehen, in den mineralischen Wassern bald nur ein flüchtiges, bald nur ein fixes Laugensalz. An den Oertern, wo es mineralische Quellen gibt, findet man aber nur eine kalkhafte, fette, leimichte, schwefel- und eisenhaltige Erde. Einige geben sich also

so grose Mühe, aus etlichen von diesen Grundtheilen die Erzeugung der Salze begreiflich zu machen. Sie sagen, daß durch einen sauren Schwefeldampf eine kalkichte Erde in ein wahres Laugensalz könne verwandelt werden; wie sie denn würklich aus Kreide, Kalk, Gips und anderer laugenhaften Erde, nach geschehener Versezung mit sauren Geistern, ein Laugensalz darstellen, das alle diejenigen Proben aushält, die man in dem aus den mineralischen Wassern abgesonderten wahrnimmt. Sie geben also vor, daß, wenn eine laugenhafte Erde von einem geringen Vorrath der subtilsten sauren schwefelichten Dünste durchdrungen würde, aus solcher ein flüchtiges Salz würde. Wenn hingegen die eisen- und schwefelhaftigen Materien sich aufs äusserste erhizten, stiegen auch gröbere Dünste in die Höhe, und vereinigten sich genauer mit einer laugenhaften Erde, und auf diese Art müste ein fixes Laugensalz in die Quellen kommen. Andere Chymici aber merken wol, daß keine vollkommene Gewisheit in der Sache sey, weil jene aus einer kalkichten Erde mit einem sauren Spiritu ohne Zuthuung einer Menge Holzkohlen das fixe Laugensalz nicht machen können. Sie glauben also, daß ein würklich Laugensalz in der Erden sich befinde, und das kommt ihnen um so viel wahrscheinlicher vor, weil sie aus den Naturgeschichten wissen, daß man solches Salz in Egypten habe, welches man Natron nennet, und daß die Einwohner zu Smyrna und Ephesus aus einem dergleichen mineralischen Laugensalz ihre Seife zu machen pflegten. Inzwischen finden sie es eben auch nicht an den Orten, wo es Quellen gibt, sie mögen so sorgfältig suchen, wie sie immer wollen, in so groser Menge, daß sie es aus der Erden auslaugen könnten. Ja, wenn sie es gleich fänden, so müsten sie doch noch ein flüchtiges Laugensalz suchen. Es gibt noch andere Chymicos, die das fixe Laugensalz aus dem flüchtigen und einer kalkhaften Erde zusammen gesezt zu seyn vermeynen. Auf diese Gedanken gerathen sie, weil sie aus eben den Pflanzen, aus deren Asche sie ein fixes Laugensalz ziehen, währender Fäulnis einen flüchtigen laugenhaftigen Spiritum, nach der Fäulnis hingegen nicht ein Stäubchen von einem fixen Laugensalz hervorbringen können. Sie schliessen also hieraus, daß das fixe Salz nothwendig aus dem flüchtigen und einer andern Materie zusammengesezt seyn müsse. Weil sie nun, indem sie das fixe Laugensalz öfters auflösen, wahrnehmen, daß sich von selbigem eine subtile Erde scheidet; so urtheilen sie, daß nur eine subtile Erde sich mit dem flüchtigen Salz vereinigen müsse, wenn ein fixes Salz entstehen soll. Gesezt nun, daß sich ein fixes Salz durch eine genaue Vereinigung mit einem flüchtigen erzeugen liesse; so haben sie nichts desto weniger den Knoten noch aufzulösen, wie ein solches in die Erde komme, da es selbigen unwahrscheinlich vorkommt, daß die in und auf der Erden faulende Pflanzen, Thiere, Würmer, Ungezieffer rc. dazu was beitragen können.

Aus diesem, was wir angeführet, siehet der geneigte Leser, daß die Art von der Erzeugung der Laugensalze in den mineralischen Wassern noch Zweifeln unterworfen, die man vielleicht mit der Zeit glüklich auflösen wird.

Die Erzeugung der sauren vitriolischen Geister in den mineralischen Wassern können sich die Herren Chymici schon leichter vorstellen. Sie finden an den Orten, wo es mineralische Quellen gibt, eine eisen- und schwefelhaltige Materie, Bergharze, Steinkohlen rc. sie wissen, daß die Materien, wenn sie durchs Wasser vereiniget werden, sich erhizen, weil die in dem Schwefel befindliche Säure dadurch, daß sie das Eisen angreift und auf-

auflöset, eine Hize verursachet, wodurch der verbrennliche Theil des Schwefels ebenfalls in eine Bewegung kommt. Sie wissen, daß aus einem im Vitriolspiritus aufgelösten Eisen nach einer kurzen Evaporation ein Vitriolsalz entstehet. Es kommt ihnen deswegen sehr begreiflich vor, daß aus einem subtilen Eisen in der Erde und einem subtilen Schwefelspiritus gleichfalls ein Vitriol entstehen könne, der wegen der viel fetten Theile, die ihm anhiengen, nicht von einem schlechten Wasser, wol aber von einer Lauge, wie die mineralischen Wasser, wären, konnte aufgelöset werden. Weil aber auch die anhängende Fettigkeit sehr subtil wäre; so könte sie durch eine geringe Bewegung von dem subtilen Vitriol geschieden werden, worauf die Laugensalze in die Vitriolsäure würken, ein Wallen verursachen, und sich mit derselbigen vereinigen könnten, da denn die subtile eisenhaltige Materie zu Boden fallen muste; inzwischen würde auch eine Menge saurer flüchtiger Geister mit der sich ausdehnenden und herausfahrenden Luft flüchtig.

Von der kalkhaften subtilen Erde, die man in den mineralischen Wassern wahrnimmt, meynen die Naturforscher, daß dieselbe, weil sie mit selbigen aufgelöset, oder aber durch das sich bewegende Wasser, ohne daß sie aufgelöset worden, nur zertheilet und fortgerissen würde. Im Carlsbade soll sich an den Rinnen und Canälen eine kalkhafte Erde ansezen, und innerhalb 24. Stunden soll sich alles, was man hinein leget, z. E. Stroh, Holz, Eierschalen, Blätter von Bäumen, Thon und dergleichen, mit einer steinichten Rinde überziehen, so man auch in vielen andern Gesundbrunnen wahrnimmt.

Nunmehro ist es Zeit, daß wir kürzlich die vornehmsten Würkungen und Eigenschaften dieser Wasser erzehlen. Weil die Laugensalze in den meisten die Oberhand haben; so hat man nicht Ursache, sich darüber zu verwundern, daß aus einem aufgelösten Vitriol durch die mineralischen Wasser die eisenhaltige Theile herunter gestürzt werden, weil die Vitriolsäure ihrer Natur nach sich lieber mit den Laugensalzen vereiniget, und die irrdischen eisenhaltigen Theile fahren läst. Ein durch Laugensalze aufgelöster gemeiner Schwefel kan durch keine mineralische Wasser, wie durch saure Sachen, von den Laugensalzen geschieden werden.

Durch die meisten mineralischen Wasser gerinnet weder eine kalte noch warme Milch, ja eine geronnene wird oft durch selbige wieder aufgelöset, eine süsse hingegen lange flüssig erhalten; ein dunkelblauer Violensyrop wird durch Zugiessung solcher Wasser grünlicht, da er durch saure Sachen roth wird. Wenn man dieselben mit Laugensteigern und Laugen vermischt, z. E. mit dem Urin- und Hirschhorngeiste, imgleichen mit zergangenem Weinsteinsalz und aufgelöster Potasche, entstehet im geringsten kein Wallen und Sieden, ausser daß bei Eintröpfelung des zergangenen Weinsteinsalzes, oder eines andern scharfen Laugensalzes, sich einige irrdische eisenhaltige Theile zu Boden sezen. Weil durch die Bewegung die fetten Theile von dem subtilen Vitriol abgestossen würden, und also der saure Vitriolgeist sich mit dem Laugensalzen vereinigen müste. So bald man aber Essig, einen Vitriol- Salz- oder Salpeterspiritum, ja bisweilen nur Rheinwein in solche Wasser eingiesset, entstehet ein starkes Wallen, weil die sauren und Laugensalze in einander würken. Wegen des vitriolischen in den Wassern enthaltenen flüchtigen Geistes steiget öfters ein saurer Geruch in die Nase, der dem Geruch eines Ameisenspiritus ähnlich ist. Was für Würkungen sich mit den zerstossenen Galläpfeln äussern, haben wir schon oben berühret. Wir erwägen nur noch dieses, daß man angemerket,

gemerket, die Tinktur, die solche Wasser mit zerstossenen Gallåpfeln gåben, sey bei kaltem Wetter stärker, als bei warmen Wetter, und daß sich die tingirende Kraft bei warmer Witterung nicht so leicht verliere, zumal wenn die Gefåsse wol vermacht werden.

Die meisten warmen Quellen haben wegen der schweren Salze die Eigenschaft, daß sie ihre Wärme nicht sobald verlieren; denn wenn man mit dem aus selbigem geschöpften Wasser gemeines Wasser von gleicher Wärme stehen låst, so ist das gemeine Wasser schon kalt, wenn dieses noch laulicht ist. Ja es geschiehet dieses, wenn das gemeine Wasser gleich siedend heis ist. Wegen der vielen fetten Theile, die man in einigen Wassern antrift, werden die silberne Gefåsse, die man in dergleichen Wasser eintauchet, braun gefärbet, und bisweilen ganz übergüldet. Dieses siehet man an dem Aachenerwasser. Man hat aber eben nicht Ursache zu glauben, daß diese fårbende Materie ein Schwefel sey, zumal da die Wundårzte angemerket, daß ihre silberne Instrumenten, wenn sie damit gewisse eiterhafte Materien berührten, ebenfalls übergüldet würden. Man darf aber zugleich nicht zweifeln, daß nicht aus einer solchen Materie, vermöge der Vereinigung mit einem Vitriolgeiste, ein gemeiner wahrer Schwefel, wie aus allen übrigen Fettigkeiten, entstehen könne; weil man würklich wahrnimmt, daß die sich selbst gelassene Natur einen dergleichen Schwefel bei einigen Quellen hervorbringt, wie z. E. in den Aachenerquellen.

Was den Nuzen der Gesundbrunnen in der Arzeneikunst betrift, so glauben die Aerzte, daß solche Wasser wegen des luftigen vitriolischen Geistes den Umlauf des Geblüts erleichtern und befördern. Sie versichern, daß die Erfahrung es bestätige, und daß diejenigen, die dergleichen Wasser trinken, kurz darauf einen stärkern und geschwindern Puls håtten, womit eine Wärme verknüpft wåre; es erfolgte darauf ein Schweis; alle natürliche Feuchtigkeiten würdem im Leibe würksamer, und schaffeten mit einem glüklichen Erfolge alle Unreinigkeiten aus dem Leibe; die Laugensalze vereinigten sich mit der schädlichen Säure in dem Magen und in den Gedårmen, öffneten die Milchwege, wenn sie durch einen zåhen Schleim verstopfet wåren, flössen mit dem Nahrungssaft ins Geblüt, machten dasselbe, wenn es dik und zåhe geworden, wieder flüssig; die Mittelsalze håtten einen ähnlichen Nuzen, ja die Laugensalze würden, wenn sie sich in dem Leibe mit einer schädlichen Säure vermischten, Mittelsalz, und beförderten den Stuhlgang wie die Mittelsalze ungemein; durch die subtile Eisentheilchen würden die Gedärme stark gemacht, und die schlapp gewordene Fåserchen gleichsam wieder gestimmet und aufgespannet; die laugenhafte Erde könne keine Verstopfungen verursachen, wenn die mineralischen Wasser zugleich mit den andern edlern und subtilern Grundtheilen versehen wåren; dieneten inzwischen ebenfalls dazu, daß sie die Säure aus dem Leibe an sich zögen, welche folglich sammt diesen irdischen Theilgen aus dem Leibe durch die natürlichen Wege herausgeschafet würden; die warmen Quellen sollen nur zum äusserlichen Gebrauch dienen, wegen ihrer gröbern Grundtheile. Aus allem diesem beurtheilen sie, in wie weit ein Brunnen in einem besondern Falle zu rathe zu ziehen. Ja viele haben sich auch unternommen, nachdem einige Grundtheile bekannt worden, die mineralische Wasser nachzumachen. Boyle hat Eisenfeil in Weinessig digeriret, und dadurch etwas den mineralischen Wassern ähnlich hervorbringen wollen, welches aber wegen der Abwesenheit eines Laugensalzes als eines Hauptgrundtheils der vollkommensten Quellen, von den Aerzten

ten in keine sonderliche Betrachtung gezogen wird. Da man angefangen, die Wasser zu verführen, und mit selbigen einen Handel zu treiben, dabei gesehen, daß die meisten Wasser im Verführen ihre Kräfte verlöhren, hat man mit noch mehrerer Sorgfalt darauf gedacht. Diejenigen, die es ihren Kräften zugetrauet, das Kunststük der Natur entweder vollkommen abgesehen zu haben, oder aber sich eingebildet, anstatt dieser Arzneien noch bessere und bequemere an die Hand zu geben, haben die zu hohe Hochachtung für die mineralischen Wasser für was aberglaubisches gehalten. Man hat ein wenig Eisenvitriol in Wasser abgelöset, hernach ein wenig von einem Vitriol- oder Schwefel-Spiritu dazu gegossen. Man hat weiter im Vitriol oder Schwefel-Spiritu Eisen aufgelöset, einige Tropffen in leichtes reines Wasser getröpffelt, noch einige Tropffen vom Vitriolgeiste, und etwas von Glaubers wunderbarem Salze hinzugethan, und versichert, daß diese Vermischungen denen vollkommenen Sauerbrunnen noch näher kämen. Andere, da sie sehen, daß der chymische Wiz noch nicht hinlänglich sey, in den gemachten mineralischen Wassern das saure Wesen mit den Laugensalzen so zu erhalten, daß sie nicht anfiengen in einander zu würken, und also die künstliche Geburt im Augenblik aufhören müste, zu seyn, was sie seyn sollte, sagen, daß man selbige nicht nachmachen könne, wenn man gleich so glüklich wäre, so könne die Kunst die Grundtheile nicht subtil genug und so würksam machen, wie sie die Natur machet. Man schäzet diese Geburt der Natur so hoch, daß man versichert, man würde sich besser rathen, wenn man sich des Wassers bei den Quellen selbst bediente, damit man die Arzenei von Natur selbst, als der ersten Hand sich könne reichen lassen. Daß aber diejenigen Gesundbrunnen, die entweder nur ein Mittelsalz, oder ein subtiles Eisen, oder aber ein kalkhaftes Salz nebst einem gemeinen Salze in sich enthalten, sich nachmachen lassen, ist eben nicht unwahrscheinlich.

Von der Sündfluth, und der jezig so veränderten Welt.

§. 1.

Es belehret uns die Erfahrung dererjenigen, so entweder Brunnen, oder bei den Bergwerken Schachte graben, daß die Rinde unserer Erde aus verschiedenen Lagen bestehet; so wie solches in dem ersten Band, oder vielmehr II. Theil dieser unserer auserlesenen Samlungen in der Abhandlung **von der merkwürdigen Veränderung der Oberfläche unserer Erde** zur Genüge angeführet worden, welches den Leser überweisen wird, daß solches von grossen Uberschwemmungen herrühret.

§. 2.

Ovidius erzehlet in seinem ersten Buch der Verwandelungen sehr umständlich, wie ehemals die ganze Erde in Wasser untergangen, wobei nur **Deucalion** und sein Weib **Pyrrha** wären erhalten worden. Nun ist zwar bekannt, daß zu den Zeiten **Deucalions** / welcher etwa zu gleicher Zeit mit dem **Moses** gelebet hat, keine allgemeine Sündflut, sondern nur eine Uberschwemmung Thessaliens gewesen: es erhellet aber doch dis hieraus, daß man zu Ovidius Zeiten etwas von einer

einer allgemeinen Uberschwemmung gewust habe, und daß von dem Poeten die Zeiten und Umstände verwechselt worden sind. Es ist dis kein Wunder. Sachen, die vor so vielen hundert, ja mehreren Jahren geschehen, und nur durch die Erzehlung fortgepflanzet worden sind, haben leicht vermischt werden können. Ausser dem Ovidius sind noch viele Stellen bei alten Geschichtschreibern anzutreffen, welche alle einer allgemeinen Erdüberschwemmung Meldung thun, deren man viele in des berühmten **Herrn Professor Hollmanns** überzeugenden Vortrag von GOtt und der Schrift findet. Wie nun die Beschaffenheit der Rinde unserer Erden nach pag. 112. unserer ausserlesenen Sammlungen II. Theils die Vermuthung erreget, daß ehemals eine grosse Veränderung auf der Oberfläche unserer Erden durch eine oder mehrere Uberschwemmungen müsse verursachet worden seyn: also wird dieselbe durch die Nachrichten: so die ältesten Bücher geben, nicht wenig bestärket.

§. 3.

Der heilige Geschichtschreiber **Moses** sezet im 7. Capitel seines ersten Buchs diese Vermuthung ausser Zweifel. Er berichtet, daß GOtt im 1656. Jahr, nachdem die Erde in gegenwärtigen Zustand versezet worden, eine Uberschwemmung über dieselbe habe kommen lassen, welche 15. Ellen hoch über die Berge gegangen wäre. Er führet im 5. 5. 7. Vers des 6. Capitels die Ursach an, welche GOtt bewogen hätte, eine solche Verwüstung anzurichten, nemlich das Land von frevelhaften Sündern zu reinigen: daher auch diese Uberschwemmung die Sündflut genannt wird. Weil **Moses** von den Gewässern der Sündflut schreibt, daß sie über die Berge gegangen: so will er sonder Zweifel sagen, daß sie sich über die ganze Oberfläche der Erden erstreket habe. Vermöge der Flüssigkeit des Wassers ist es nicht möglich dasselbe aufzuthürmen. Daher das Gewässer die ganze Erde umgeben haben mus, um über die höchsten Berge steigen zu können. Die Nachricht, daß sich Noah zu seiner Erhaltung ein groses Schif bauen müssen, zeiget ebenfalls an, daß Moses eine allgemeine Sündflut beschreiben wolle. Er würde uns sonsten nur sagen dürfen, daß dieser andere Stammvater des menschlichen Geschlechts den Befehl erhalten, sich in ein ander Land zu begeben, wo er bewahret worden. Und worzu wären die Thiere, und so gar die Vögel im Kasten nöthig gewesen: wenn in andern Gegenden einige hätten übrig bleiben können?

§. 4.

Wider diese Allgemeinheit der Sündflut ist mir ein Zweifel gemacht worden. Wenn die Erde dazumal nicht ganz bevölkert gewesen; wie der

der berühmte **Herr Doctor Lange**/ in seinem mosaischen Licht und Recht pag. 114. n. 8. lehret, die Sündflut aber die Sünder von der Erden vertilgen solte: so kan man sie nicht für allgemein annehmen; weil GOtt nichts ohne hinreichenden Grund thut. Um diesen Zweifel zu heben könte ich sagen, daß die Ausrottung der Sünder nicht die einige Absicht der Uberschwemmung gewesen sey. Die Menschen brachten ihr Leben vor der Sündflut fast bis auf tausend Jahre; nach derselben spricht **Moses** in seinem Liede: **Unser Leben währet 70. Jahr/ wenns hoch kommt, so sinds 80. Jahr.** Weil nichts von ohngefehr geschicht: so mus die Absicht GOttes gewesen seyn, die Erde in soferne zu verderben, daß der Mensch sein Leben nicht mehr so hoch bringen, und die Majestät GOttes viele hundert Jahre beleidigen könne. Und hierzu war eine Veränderung der gesammten Oberfläche der Erden nöthig. Welcher Streit, welcher Krieg, welches Blutvergiessen, würde nicht entstehen, wenn noch eine glükliche Insel übrig wäre, worauf man sein Leben so hoch bringen könnte, als vor der Sündflut geschehen? Die Heruler, die Gothen, die Longobarden haben vor tausend und mehr Jahren, ihre kalten Wohnungen in Norden verlassen, um in Italien gute Früchte zu essen, und süssen Wein zu trinken: welche Creuzzüge würden geschehen, wenn ein Winkel der Erden eine Art der Unsterblichkeit zur Belohnung für tapfere Sieger aufbehielte! Aber ich will mich dieser Ausflucht nicht bedienen. Ich kan den Grund, den man wieder meinen Saz gebraucht, wie ich hoffe, gänzlich aus dem Wege räumen, und zeigen, daß die Erde vor der Sündfluth stark bewohnt gewesen seyn müsse. Um dieses wahrscheinlich zu machen, nehme ich den Saz an, welchen der **Herr Probst Süsmilch**, in dem gelehrten Buch, so ich oben angeführet, und welches den Titel hat: **Göttliche Ordnung bei der Geburt und dem Tod der Menschen** 2c. ausser Zweifel sezet, daß sich nemlich das menschliche Geschlecht noch heut zu Tage in hundert Jahren verdoppele. Nun seze man uns mit den Menschen vor der Sündflut in eine Vergleichung. Unser Leben erstreket sich selten über 70. bis 80. Jahre. Aber wie viele sind deren, welche dis Ziel erreichen? Die Menschen vor der Sündflut erreichten bei nahe tausend Jahre. Wir sind kränklich, so die Fortpflanzung öfters hindert: aber jene waren sehr gesund, welches man an ihrem langen Leben abnehmen kan. Es daurete dazumal das Leben und die Erzeugung der Kinder zehnmal so lange als heute zu Tage. Da nun also von einer Ehe vielmehr Kinder fielen, als anjezo; und indem z. E. der Sohn Kinder zeugete, solcher annoch von dem Vater, dem Grosvater, dem Urgrosvater, dem Aeltervater, 2c. geschahe: so kan man sich vorstellen, daß die Verdoppe-

doppelung viel geschwinder vor sich gegangen. Kan nun die Verdoppelung anjezo in 100. Jahren geschehen, wenn gleich Krieg und Pestilenz, nur nicht auf ausserordentliche Weise, mit unterlaufen: so werden vielleicht wenige etwas zu erinnern haben, wenn ich sage, daß damal die Verdoppelung viermal so geschwind, und also in 25. Jahren, habe geschehen können. Ich mus hierbei annehmen, daß Adam von der Schöpfung bis aufs fünfzigste Jahr der Welt 6. Kinder erzeuget habe. Rechnet man die ersten Eltern dazu, so ist die Verdoppelung zweimal geschehen. Bis aufs hundertste Jahr müsten wieder zwo Verdoppelungen geschehen seyn, und die Anzahl der Menschen würde sich 32. belaufen. Eine solche Vermehrung ist gewis nicht unbegreiflich: weil man noch jezo viele Exempel davon antreffen kan. Es wird auch Adam seinen Kindern den Befehl GOttes, **Seyd fruchtbar und mehret euch/** bekannt gemacht, und sie werden sich darnach geachtet haben. Wenn man nun nach dieser Proportion bis auf 1650. als zu den Zeiten der Sündflut fortgehet: so bekommt man eine progressionem geometricam von 66. terminis, oder man kan sich die Verdoppelung 66. mal vorstellen. Wer nachrechnet, wird finden, daß das lezte Geschlecht vor der Sündflut, nach dieser Art zu rechnen, sich etwa auf 737. Trillionen belaufen müste. Nimmt man die vorigen Geschlechter von 5. bis 600. Jahren, welche alle noch haben leben können, darzu: so möchte wol eine Quadrillion heraus kommen. So möglich diese Art der Vermehrung ist: so unbegreiflich ist hernach die Summe, so heraus kommt. Kaum würde diese Zahl auf dem Erdboden haben stehen können. Ich will daher nachgeben, und sezen, daß die Verdoppelung alle 40. Jahre geschehen. Solten nicht im 80. Jahr nach der Schöpfung 8. Menschen auf der Erden gewesen seyn? und werden die Kinder Adams sich nicht nach dem Exempel ihres Vaters gerichtet haben? Nach dieser Art müssen im Jahr 1640. schon 4. Billionen Menschen auf Erden gewesen seyn: welches wieder zu viel ist. Also will ich so viel nachgeben, als nur auf der Welt möglich ist. Der grossen und überwigenden Vortheile ungeachtet, so die erste Welt vor der unsrigen in Absicht auf die Vermehrung gehabt hat, will ich nur annehmen, daß die Verdoppelung in 50. Jahren geschehen sey: wogegen sich nicht das geringste wahrscheinliche einwenden lässet, indem dergleichen bei nahe noch jezo in einigen Königlich Preusischen Provinzen geschicht. Nach diesem Saz erhalten wir 33. Verdoppelungen vor der Sündflut. Folglich haben gelebet

Im Anfang = = = =	2. Personen.
Im 50sten Jahr der Welt	4. Personen.
Im Jahr 100. = = =	8. Personen.
Im Jahr 1000. = = =	2. Millionen
Im Jahr 1550. = =	4000. Millionen

Im Jahr 1600. = = 8000. Millionen
Im Jahr 1650. = = 16000. Millionen.

Thut man zu diesen 16000. Millionen nur die Lebenden von 100. Jahren, da doch deren weit mehrere übrig gewesen: so hat man 28000,000,000: 28. tausend Millionen: Und so viel haben ohne Zweifel gelebet. Wenn nun anjezo auf der Erden tausend Millionen Menschen leben: so sind deren zur Zeit der Sündflut 28mal mehr vorhanden gewesen, und die Uberschwemmung muste allgemein seyn, da das Land von Söndern gereiniget werden solte. Hierbei mus ich noch eine Anmerkung machen. Wenn die ganze Erde, in so ferne sie leer von Wassern ist, wie Frankreich bewohnt wäre: so möchten etwa 6. bis 8000. Millionen Menschen auf ihr Plaz, Nahrung und Bequemlichkeit finden; wie solches der Herr Consistorialrath Süsmilch in dem angeführten Buch erweiset. Es sind aber 28000. Millionen Menschen, und also wenigstens dreimal so viel als jezo versorgt werden können, zur Zeit der Sündflut auf der Erden gewesen. Wo haben solche Plaz gehabt? Dis ist die grose Anzahl Menschen, für welche ich gesorgt habe, indem ich in diesen Blättern schon bewiesen habe, daß in der alten Welt keine Weltmeere gewesen sind. Wie nun solche Anmerkung ihnen Raum verschaffet: so wird die grössere Fruchtbarkeit das Ihrige zur Verpflegung beigetragen haben.

§. 5

Nach der Beschreibung Mosis ist die Uberschwemmung allgemein gewesen. Die Vernunft, in so ferne sie die Göttlichkeit der Schrift, und daher stammende Gewisheit der mosaischen Schrifften erkennet, findet hieran nichts auszusezen. Es sind die Gedanken unerleuchteter Seelen, welche diesem Saz widersprechen: und solche wollen wir gefangen nehmen. Um aber von der Sache besser urtheilen zu können, so ist es billich, daß von den Gewässern, wie sie Moses beschreibet, nur mit wenig Worten eine Vorstellung mache. Das Gewässer gienge über die höchsten Berge. Und das Gewässer nahm überhand, und wuchs so sehr auf Erden; daß alle hohe Berge unter dem ganzen Himmel bedeket wurden. 1 B. Mos. 7, 19. Nun ist bekannt, daß die Höhe des Pico, auf der Insel Teneriffa, etwa zwo teutsche Meilen sey, nach der Centrallinie zu rechnen. Nach derselben müssen wir uns in Gedanken eine Rinde oder Einfassung von Wassern vorstellen, welche unsere Erde umgeben, und allenthalben 2. teutsche Meilen dik gewesen. Will man den körperlichen Inhalt dieses Gewässers finden: so verlängere man den Durchmesser unserer Erden um 4. Meilen, und suche hieraus den Innhalt der Kugel. Ziehet man von dieser Summe den eigentlichen Innhalt der Erde ab: so bleibet das Gewässer übrig. Ich habe nach dieser Art an Cubicschuhen gefunden

‴ ″ ′

290 968 623 333 333 333 333.

Das ist sehr viel über 290. Trillionen Cubicschuhe. Es ist dis eine sehr grose Zahl. Man mus billich die Gedanken von Uberschwemmungen eines platten Landes fahren lassen, wenn man richtig von der Sündflut gedenken will. So kan zum Exempel die Uberschwemmung, welche 1717. Ostfriesland und einige andere Länder betroffen hat, gar nicht angeführet werden, wenn man die Art und Möglichkeit der Sündflut vorstellet. Das Meer darf durch einen starken Wind, oder durch eine ausserordentliche Flut, wenig Ellen über seine gewöhnliche Höhe aufschwellen: so tritt es aus, und beschädiget eine niedrige Küste. Aber hier gieng das Wasser, nach Mosis Bericht, auch

auch über Länder, welche am weitesten von der See entfernet waren. Es gieng über die Hütten der Armen, und über die Schlösser der Fürsten. Es bedekte endlich alle Berge. So wenig sich die Säulen des Hercules, Gibraltar und Zeuta, heut zu Tage für Uberschwemmungen fürchten, ob sie gleich an dem Meer ligen: so sind sie dazumal doch vollkommen mit eingetaucht worden. Man siehet hieraus, daß es keine geringe Sache sey, so viel Wasser herbei zu schaffen: doch wird sichs zeigen, daß sie möglich sey.

§. 6.

Einige Gottesgelehrten haben allen Schwierigkeiten auf einmal durch ein Wunderk abzuhelfen gesucht. Sie meynen, daß der allmächtige GOTT, welcher durch sein Wort Himmel und Erden erschaffen habe, durch eben dasselbe Wort so viel Gewässer aus nichts hätte hervor bringen können, als zur Sündflut nöthig gewesen ist. Man kan dis nicht läugnen. Allein, da weder die heilige Schrift diese Begebenheit ein Wunderwerk nennet; noch dieselbe vor der Hand über die Kraft der Natur zu sezen ist: so halte dafür, daß man sich nicht übereilen müsse. Die gewöhnlichste Erklärung der Sündflut nimmt ihre Zuflucht zu den Wassern, welche theils in den Wolken, theils in der Erde vorhanden sind. Sturm hat ausgerechnet, daß in der Erde gar wol so viel Wasser seyn könne, als zur Sündflut nöthig gewesen seyn mag. Was in dem III. Theil dieser obangeführten auserlesenen Sammlungen, pag. 119. von den unterirrdischen Gewässern angeführet worden: so finde ich keine Gründe, aus welchen ich in so ferne dieser Meinung die Möglichkeit absprechen könnte. In der Erden ist also Wasser genug zur Sündflut, und die Wolken kan man als eine Zulage ansehen. Will man sich nun die Sündflut vorstellen: so seze man 1) daß es stark geregnet habe, 2) daß die Winde gewehet, und das Meer auf die Erde getrieben, 3) daß starke Erdbeben gewesen. Es sind dis lauter natürliche Begebenheiten, und man erkläret dadurch die Sündflut aus natürlichen Ursachen. Aber ich habe doch viele Bedenklichkeiten zu eröffnen:

1) Daß es stark geregnet habe, ist eine Warheit. Aber woher kam solcher Regen? Es ist erweislich, daß vor der Sündflut die Ursachen, welche heut zu Tage Regen bringen, nicht vorhanden gewesen sind, indeme kein See noch Weltmeer ware. Doch werde ich bald zeigen können, woher der Regen gekommen: aber diejenigen, welche ihn aus heut zu Tage bekannten Ursachen herleiten, scheinen keinen Grund zu haben. Jedoch wenn ich auch auf eine kurze Zeit zugebe, daß es damals aus natürlichen Ursachen, und nach der Beschafenheit unserer Erde, habe regnen können: wird man auch viel gewinnen? Weis man Exempel, daß es einmal auf der ganzen Erde geregnet? Kan man sich die Möglichkeit vorstellen? Würden nicht die Meere, Seen und Flüsse vorher zimlich erschöpfet werden, ehe so viele Wolken entstehen könnten, daß sie die ganze Erde umgeben, und zu einem vierzig tägigen Regen das Wasser herbei schafen könten? Thomas Burnet hat in seiner Theoria telluris sacra, oder heiligen Erdbetrachtung aus gelehrten Anmerkungen über den Regen gezeiget, daß der gröseste Plazregen nicht 40. Tage, sondern 40. Jahre hätte dauren müssen, um die gehörige Menge des Gewässers zu liefern: ob er solche gleich sehr geringe annimmt.

2) Die

2) *Die Winde haben das Meer auf die Erde getrieben.* Hierbei habe drei nöthige Puncte anzumerken. Erstlich sind nach meinem obigen Vortrag vor der Sündflut keine Weltmeere gewesen. Wer sie annimmt, der mus diesen Schlus behaupten: wie die Erdfläche nach der Sündflnt, also war er vor derselben. Nun aber gibts anjezo Weltmeere. Ich vermuthe aber, daß der Vorsaz nicht allgemein befunden werden möchte. Die Flüsse des Paradieses zeigen deutlich an, daß die Oberfläche der Erden durch die Sündflut viele Veränderungen erlitten habe. Zum andern mus ich bekennen, daß mir der angegebene Austritt des Meers, im Fall man ohne Grund dasselbe annehmen will, der Erzehlung Mosis zu widersprechen scheine. Dieser göttliche Geschichtschreiber meldet im ersten Buch Cap. 7, 11. daß die Brunnen des grosen Abgrunds wären aufgespaltet worden, damit das Wasser habe hervorbrechen können. Soll das grose Weltmeer die grose Tiefe seyn? wie können denn seine Brunnen gespaltet werden? Da es anjezo fast die Helfte der Erdfläche einnimmt: so ist ja sein Brunn so gros, daß er nicht erst darf geöfnet werden. Wenn man den Moses vernünftig verstehet: so wird man das Ergiessen des Meers nicht mit ihm vergleichen können. Leztens ist anzumerken, daß diese ganze Sache unbegreiflich ist. Man seze, daß ein Wind das Meer auf das Land getrieben habe: so wird folgen, daß die Gegend des Weltmeers leer geworden. Nun lässet sich das Wasser nicht aufthürmen, wie es bekannt ist. Was hat denn das Wasser abgehalten, daß es nicht wieder zurük getretten? Ein Wunderwerk? Burnet hat die Tiefe des Meers, nach den Anmerkungen der Seefahrer, mit den Wassern der Sündflut verglichen, und herausgebracht, daß wenigstens noch acht Weltmeere, ausser demjenigen so wir haben, nöthig gewesen wären; ob er gleich die Höhe der Sündflut sehr gering angenommen hat. In der angeführten Theorie, p. m. 6. Wenn man nun erweget, daß der Wind nicht einmal alles Meerwasser auf die trokene Erde treiben, und fast ein halbes Jahr auf derselben erhalten könne: so wird man ihn um so viel mehr frei sprechen, indem man zugeben mus, daß das Meer nicht hinreichend gewesen ist. Ich traue es ihm nicht zu, daß er etwa 8. Oceans auf die Erde geworfen habe, da auf der Oberfläche nur einer vorhanden ist. Solte sich der Wind dieser That rühmen: so würde ich glauben, daß er Wind mache.

3) *Nehmen einige ihre Zuflucht zu dem Erdbeben,* welches aber von gar keiner Wahrscheinlichkeit ist.

§. 7.

Vielmehr haben diejenige das rechte Ziel getroffen, welche die Ursache von einer Überschwemmung oder der Sündflut der allzustarken Annäherung eines Cometen angeben. Wir haben zwar eine Beschreibung in *unserem curiosen und in allen Wissenschaften nuzlichen Dollmetscher*, hiervon gegeben, und die habende Würkungen auf unserm Erdplaneten, mit zulänglichen Beweisgründen beschrieben; alleine, der geneigte Leser findet hievon noch was mehreres in dem 3ten Theil dieser ausserlesenen Samlungen pag. 117. angezeiget, welches, um dieses wol zu verstehen, vorhero nachgeschlagen werden mus: dann eben der Herr *Wilhelm Whiston*, der sehr gelehrte engellische Mañ, dem wir dieses von der neuen Entdekung des Cometen zu danken haben, hat die Sündflut der Annäherung eines Cometens zugeschrieben. Er war ein öffentlicher Lehrer auf der Universität zu Cambridge, und muste sein Amt wegen einiger Säze von der heiligen Dreieinigkeit niederlegen: doch hat er die Hochachtung aller grosen Männer in Engelland unverrükt behalten. Hat er

er in dem Artikel von der heiligen Dreieinigkeit etwas unrichtiges vorgetragen: so lassen wir ihm seine Irrthümer. Wenn er aber von der Sündflut nüzliche Warheiten entdeket hat: so ist es billich, daß wir sie mit Dank annehmen, und uns an das Sprichwort erinnern, daß kein Mensch so böse sey, welcher nicht etwas Gutes an sich habe. Es hatte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der oben oft angeführte **Thomas Burnet** seine heilige Erdbetrachtung herausgegeben, und dadurch den **Whiston** veranlasset, der Sache ebenfalls nachzudenken. Nach der Scharfsinnigkeit, womit **Herr Whiston** begabet ist, entdekte er die Nichtigkeit des Burnetischen Erdbebens sehr bald, und seine grose Erkenntnis in der Astronomie, nebst den neuen Entdekungen, welche **Newton** und **Halley** dazumal von den Cometen gemacht hatten, sezten ihn in den Stand, etwas gründlichers der Welt zu lehren. Er hat es in einem englischen Buch gethan, welches unter dem Titel: *A nebb thorie of Aerth*, oder **neue Erdbetrachtung** 1696. heraus gekommen ist. Man hat eine teutsche Übersezung davon, welche aber so schlecht gerathen ist, daß sich ein gelehrter Mann durch eine bessere in Teutschland verbinden würde. Übrigens ist der berühmte **Herr Professor Gottsched** in **Leipzig**, der erste in Teutschland gewesen, welcher **Whistons** Lehre von der Sündflut öffentlich als eine Warheit vorgetragen hat, welches man in dem ersten Theil seiner beliebten Philosophie findet. Der **Herr Magister Krüger** hat in seiner Naturlehre ein gleiches gethan. Vielleicht haben auch andere Gelehrten den Whistonischen Saz in Schriften behauptet: wenigstens ist er rechtschaffenen Gelehrten schon lange bekannt, und von ihnen zum Theil in der Stille gebillichet worden. Ich werde diesen grosen und gelehrten Männern folgen, nicht weil sie es gesagt und geschrieben: sondern weil sie die Warheit gelehret haben.

§. 8.

Ich behaupte, daß es möglich sey, daß die Sündflut durch die Annäherung eines Cometen entstanden: und mus daher zeigen, daß theils durch einen Cometen das unterirrdische Gewässer der Erden auf ihre Oberfläche gebracht: theils durch eben denselben ein gewaltiger Regen habe verursacht werden können. Ich erweise es stükweis.

§. 9.

Ein Comet kan das unterirrdische Gewässer auf die Oberfläche der Erden werfen. Wenn es Cometen gibt, welche 16 mal gröser als der Mond sind, dergleichen schon bemerket worden, oder welche gar die Erde der Gröse nach übertreffen: so mus auch ihre Kraft um so viel gröser seyn. Ein geschwinder bewegter Körper hat mehrere Kraft, als ein langsamer. Es können Cometen seyn, welche geschwinder laufen als Mond und Erde: solche haben ebenfalls eine gröſere Kraft. Indem aber der Mond das Meerwasser über 16. Schuhe in die Höhe ziehet: was würde ein gröserer und sich geschwinder bewegender Comet thun, wenn er so nahe käme, als der Mond? Ich kan aber sezen, daß der Comet der Erden so nahe gekommen, daß diese durch seinen Dunstcreis gehen müssen. Wie stark mus in diesen Umständen seine Würkung gewesen seyn? wird er nicht alles unterirrdische Gewässer rege gemacht, und da es nicht sogleich folgen können, die Brunnen des grosen Abgrunds gespaltet, und das Wasser rings herum auf die Oberfläche getrieben haben, da die tägliche Umdrehung der Erden dazu kam? Es sind dis mögliche Dinge, gleichwie sie auch schon erwiesen worden in dem besagten III. Theil der auserlesenen Sammlungen pag. 120.

§. 10.

Wenn man aus einer Tonne eine flüssige Materie, Wasser, Bier, rc. heraus-

lässet: so dringt die Luft hinein, und er, füllet den leeren Plaz. Es ist diese Erfahrung in der Wirthschaft bekannt genug. Wenn nun ein gewaltiger Comet durch seinen Zug das Wasser aus der Erden gleichsam heraus geplumpet hätte: bes. III. Theil p. 111. so würde sogleich die Luft an dessen statt eingetreten seyn, vermuthlich eine vermischte Luft aus den Dunstcreisen des Cometen und der Erden.

§. 11.

Gleichwie es möglich ist, daß ein Comet das Wasser des grosen Abgrundes heraus auf die Erdfläche getrieben: so hat es auch geschehen können, daß derselbe, indem er sich schief an der Erde vorbei beweget, und diese sich selbst, gewöhnlicher massen, gedrehet, einige Lagen der Erdrinden verschoben, und also die kurz vorher gespaltene Brunnen wiederum verstopfet habe. Daß solches bei einer schiefen Bewegung möglich sey, und daß ein Himmelskörper einige Erdlagen verschieben könne, wenn er nahe genug kommt, solches wird schwerlich geläugnet werden: weil ein Himmelskörper den andern gänzlich aus seiner Bahn treiben kan.

§. 12.

Wenn das Wasser durch einen Cometen heraus getrieben; sogleich darauf aber die Erdlagen bei der Oeffnung der Brunnen verschoben worden: so hat das Gewässer eine Zeitlang auf der Erdfläche verweilen können; da unterdessen die irrdischen Klüfte mit Luft angefüllet waren, wie oben erwiesen.

§. 13.

Indem ich aber nur von der Möglichkeit rede: so mus ich gestehen, daß, wenn ein Comet das Geschäft, wovon die Frage ist, würklich verrichtet hätte, solches ohne gewaltige Erschütterungen der Erden nicht geschehen seyn würde. Die Erde bebet schon, wenn ein Comet noch ziemlich entfernet ist. Sihe im III. Theil p. 127.

§. 14.

Bei der Sündflut ist, nach Mosis Bericht, ein 40. tägiger allgemeiner Regen gewesen. Ein 40. tägiger allgemeiner Regen ist nach jeziger Beschaffenheit der Erden schwer zu begreifen, noch schwerer aber nach den Umständen vor der Sündflut: weil vermuthlich dazumal keiner statt hatte, in so ferne er aus Dünsten des irrdischen Gewässers entstehet. Ich leite ihn also aus den Cometen her. Es ist bekannt, daß, wenn man des Winters einheizet, die Fenster schwizen. Das Glas ist kalt, die warmen Dünste legen sich an demselben an, und verursachen die Nässe, so bemerket wird. Dergleichen Erfahrungen hat man viel, und man siehet daraus, daß sich die warmen Dünste gegen den kalten Ort bewegen. Der Herr M. Krüger hat diesen Saz in seiner Naturlehre weiter ausgeführet. p. 454. Nun ist oben gezeiget worden, daß der Comet beständig sehr erhizet sey, und manchmal gar glüe. Es müssen also die vielen Dünste, womit er umgeben ist, ziemlich warm seyn. Wenn der Comet unserer Erden so nahe gekommen, daß diese durch seinen Dunstcreis wandern müssen: so sind die warmen Cometendünste in groser Menge in den kalten Dunstcreis unserer Erden, nach obiger Erfahrung, eingedrungen, haben sich mit unserer Luft vermischet, und den langen Regen verursachet. Der einige Zweifel, welcher wider diese Vorstellung gemacht werden kan, gründet sich auf den Begriff der Schwere. Indem nemlich ein jeder Theil eines Himmelskörpers einen Trieb zu seinem Mittelpunct hat, und sich vermöge dessen nicht von dem Ball entfernet, zu dem er gehöret: so möchte man gedenken, daß der cometische Dunst nicht in unsere Luft verschüttet werden könne.

könne. Allein, diejenigen, so diesen Zweifel machen können, werden auch im Stande seyn, folgende Umstände zu überdenken. Der Begriff von der Schwere gründet sich auf die Erfahrung, und wir haben nur Erfahrungen von der Erden, in so ferne sie sich ausser einer Berührung mit Himmelskörpern befindet. Hier aber wird eine starke Berührung angenommen. Würde es nicht ungereimt seyn, wenn man sagte: wie sich ein Himmelskörper ausser einer Berührung befindet, eben so befindet er sich auch, wenn ihm ein anderer begegnet, oder stark berühret? Da Jupiter und Saturnus, bei der Conjunction aus ihrer Bahn weichen, wie vielmehr müssen bei einer Berührung andere Vorfälle bemerket werden.

§. 15.

Aus dieser Möglichkeit, daß der Regen bei der Sündflut aus einem Cometen herzuleiten sey, folget daß wenn die Sache also geschehen, der Regen warm oder heis gewesen seyn müsse. Wer zweifelt, der halte seine Hand über siedendes Wasser: er wird bemerken, daß der Dampf heis sey. Man hat aber nicht nöthig bei diesem Saz der Fische wegen besorgt zu seyn. Denn da nach der Meinung, die ich als möglich vorstelle, daß das allermeiste Sündflutwasser aus der kalten Erden gekommen: so hätte das warme Cometenwasser selbiges auf der Fläche zwar laulicht, aber nicht bis auf den Grund warm machen können.

§. 16.

Das Regenwasser kan man sonsten in der Haushaltung nüzlich gebrauchen: aber dieses, so aus dem Cometen, gezeigter massen, hat herunter regnen können, würde ganz unbrauchbar gewesen seyn. Vermuthlich wäre es mit irrdischen schwefelichten, und andern mineralischen Theilchen gar sehr vermischet gewesen: gleichwie auch das Wasser, so bei einem Erdbeben aus der Erden komt, nicht rein und lauter ist. Man hat wider mich eingewendet, daß man zwar das Wasser auf dem Cometen nicht läugne: aber man hielte es doch von anderer Natur, als das Irrdische. Weil ich nun meinen Herren Gegnern in billichen Dingen gern nachgebe: so habe ich diesen Saz selbst vorbringen wollen. Wenn ich nur hinreichendes Wasser zur Sündflut zeigen kan: so bin ich zufrieden; es mag übrigens trübe, rauchend, und ungesund seyn. Wenn ich die Würklichkeit der cometischen Sündflut erweisen kan: so gibt dis trübe und ungesunde Wasser, so auf die Erde gekommen, einen Grund an, woraus man von dem so sehr geänderten Lebensziel der Menschen urtheilen kan.

§. 17.

Auch dis mus ich zugeben, daß, wenn die Erde in den Dunstcreis eines Cometen gerathen seyn solte, auf derselben eine egyptische Finsternis würde bemerket worden seyn. Es ist wahr, daß durch den Schwanz des Cometen, auch durch die äussersten Cirkel seines Dunstcreises die Sterne gesehen werden können, weil sich in diesen Gegenden ein dünner Rauch aufhält: aber wir haben die Erde zu tief in den Dunstcreis hinein geführet, wo es ohnmöglich allezeit heiter seyn kan.

§. 18.

Wenn ein Comet bei seinem Hingang zur Sonne die beiden erwiesenen Würkungen hat auslassen können: so ist es auch möglich, daß er dergleichen bei seiner Rükkunft zum zweitenmal vorgenommen, und die erste Noth vermehret habe. Der Comet hätte in einem andern Punct die Erdbahn durchschnitten, und die Erde wäre unterdessen zu jenem gerüket, indem er sich um die Sonne geschwungen. Wenn dieses geschehen, so wäre der Comet aufs neue von der Sonne erhizet

erhizet gewesen, und würde mehr als noch einmal so gros erschienen seyn.

§. 19.

Wie nun der Unterricht Mosis von der Sündflut aus der Cometentheorie erkläret werden kan: so lässet sich auch die Wiederherstellung der Erden aus eben dieser Lehre verstehen. Moses schreibt im Anfang des 8ten Capitels: Da gedachte GOtt an Noah, und an alle Thiere, und an alles Vieh, das mit ihm in dem Kasten war, und lies Wind auf die Erden kommen, und die Wasser fielen. Der Wind hat also Wasser vertrieben. Ich habe Schrifterklärer über diesen Vers nachgeschlagen, und gefunden, daß sie bald mit der Sache fertig werden. Wenns geregnet hat, so ist das Erdreich nass: wehet aber ein Wind, so wirds wieder troken. So soll sichs, nach ihrer Meinung, auch hier zugetragen haben. Allein die guten Männer, welche also philosophiren, bedenken nicht, daß sie eine Sündflut, und keine Regenpfizen vor sich haben. Kan denn der Wind die caspische See austroknen, oder die Mittelländische? oder gar das grose Weltmeer? Die Sündflut war noch weit gröser. Der ganze Erdboden war zwo Meilen tief, oder damit ich recht wenig sage, eine halbe teutsche Meile mit Wasser eingefasset: und so tief ist das Weltmeer an wenig Oertern. Wo soll denn der Wind das Wasser hintreiben? Hat er eine vernichtende Kraft? das sey ferne! Ich will die Sache auf eine andere Art zeigen. Die Luft war in den Erdklüften verschlossen worden, als der Comet das Wasser herausgezogen. GOtt lies den Wind wieder heraus; Also übersetze ich Mosis Worte: daher muste das Wasser, durch eben die Oeffnungen, woher der Wind gekommen, vermöge seiner Schwere wieder in die geräumte Wohnung niedersinken, und sich von der Oberfläche verlaufen. Ich seze hierbei keine Wunderwerke. Es kan der Comet bei seiner Rükkehr die Klüfte wieder eröffnet haben: oder die Luft, welche durch die unterirrdische Hize ausgedehnet worden, hat sich durch ein Erdbeben den freien Ausgang verschaffet.

§. 20.

Da ein Comet, wie es sehr wahrscheinlich ist, die Sündflut durch seine Gewalt gebracht hat: so ist es billich, daß man die Arche Noah in Sicherheit seze. Whiston beweiset daher mit vieler Gelahrtheit, daß das Gebürge Ararat der Berg Caucasus gewesen. Ich aber nehme der Kürze wegen nur an, daß die Arche auf der nördlichen Seite des Erdbodens sich befunden: und der Comet der Erden auf der südlichen Gegend am nächsten gekommen. Auf diese Art bleibet sie unversehret. Whiston folgert aus diesem möglichen Saz die Ursach, warum man keine historische Urkunden habe, welche die Annäherung des Cometen bekräftigen könten. Noah und die Seinigen befanden sich auf der nördlichen Seite, und konten den Cometen nicht bemerken, welcher sich auf der Mittagsseite genähert. Die übrigen Menschen aber sind alle im Wasser gestorben. Es zeiget also Whiston deutlich an, daß er aus keinen alten Nachrichten seine Lehre geschöpfet habe. Da aber gleichwol der Comet der Erden so nahe gekommen, als noch keiner gethan: so vermuthete ich, daß ihn Noah, sowol als er sich der Erden genähert, als da er weg gieng, gesehen haben müste. Ich traute es ferner dem sehr erfahrnen und vernünftigen Noah zu, daß er durch Muthmassungen und Schlüsse etwas erkannt haben möchte, da die Sündflut so genau mit dem ungewöhnlichen und so nahe gekommenen Stern übereingestimmet hat. Endlich gedachte ich, daß Noah diese Sache, wenn er etwas davon erkannt, sonder Zweifel auf die Nachkommenschaft fortgepflanzet haben würde. Und weil noch Bücher vorhanden, worinnen sehr alte Tra-

Traditiones und Nachrichten stehen: so hielte es der Mühe werth, ein wenig in solchen zu blättern.

§. 21.

Das jüdische Volk hat das alleräelteste Buch, die heilige Schrift altes Testaments, von welchen wir Christen es erhalten haben. Man mus die Treue der Juden rühmen, daß sie gute Bewahrer dieses Göttlichen Buchs gewesen sind. Diese Redlichkeit verdienet doch so viel Vertrauen, daß man nicht alles verwerfen mus, was von den Juden herstammet. Wenn uns nun die Juden etwas von alten Geschichten erzehlen, und es kommt mit allen Umständen, so man a priori, oder durch Schlüsse erkannt hat, überein: so halte es für unbillich, daß man sie des Betrugs beschuldige. Erzehlen sie aber Fabeln, so mus man sie für dasjenige halten, was sie sind. Nun ist bekannt, daß bei den Juden viele alte Traditiones oder Nachrichten anzutreffen. Die heiligen Apostel haben sich auch selbst derselben bedienet. Man kan in Hammons Erklärung des Neuen Testaments viele Proben finden. Ich führe nur eine an: 2 Tim. 3, 8. werden die egyptischen Zauberer Jannes und Hambres genannt, welche Namen in den Büchern Mosis nicht zu finden: sondern in einer chaldäischen Ubersezung der Schrift, worein sie aus alten Nachrichten gesezet worden. Wie nun die heiligen Apostel die jüdischen Nachrichten nüzlich gebrauchen können: also stehet uns frei ein gleiches zu thun.

§. 22.

Die Juden haben alte Nachrichten ausser der Schrift gehabt, welche sie in ihren Schulen mündlich fortgepflanzet. Weil sie aber nach der Zerstörung Jerusalems in alle Welt zerstreuet wurden, und ihrer kostbaren Urkunden halber in Sorgen stunden: so fasten sie den Schlus, auch dasjenige in Schriften zu verfassen, was sie bisher mündlich weiter gebracht hatten. Die Säze, womit sie einen Zaun um das Gesez Mosis gemacht hatten, schienen der ersten Sorgfalt werth zu seyn. Rabbi Juda Hakkadosch, der Heilige, hat 150. Jahr nach Christi Geburt dis Werk zu Tiberias übernommen, und die Mischna verfertiget. In dieser mus man also nur Lehrsäze, aber keine Historien suchen. Fünfzig Jahr hernach hat Rabbi Jochanan auch die Gemara zu Stande gebracht, welche allerlei Geschichte, Fabeln und Streitigkeiten in sich fasset. Beide Werke machen den Talmud aus. Es schiene aber diese Gemara den babylonischen Jüden nicht hinreichend, daher Rabbi Ase im 4ten, und Rabbi Abina im 5ten Jahrhundert, eine neue Sammlung anstelleten, welche der babylonische Talmud genannt wird. Mein Werk ist es nicht, diese hebräische Tröster zu untersuchen, zusammen zu halten, und über dem Vorzug einen Spruch zu thun. Da aber unterdessen die ganze Judenschaft die lezte Gemara vorziehet: so glaube ich dismal was der gröste Haufe glaubet, und gönne ihr auch den Vorzug.

§. 23.

Indem in der Gemara, oder dem grössern Theil des Talmuds, historische alte Erzehlungen anzutrefen; dasjenige aber, so mündlich fortgepflanzet wird, sich leicht mit Zusäzen vermischet; so kan es seyn, daß einige Mährlein im Talmud stehen. Ich gehe weiter und gebe zu, daß der Talmud unzehlbare recht vollständige Fabeln in sich fasse.

§. 24.

Weil aber im Talmud auch Warheiten anzutrefen: so mus man es mit ihm halten, wie es Virgilius mit den Schriften des Ennius gemacht hat. Er suchte sich das Beste aus. Mich dünkt, wenn die

die Talmudisten von einer scharfsinnigen physicalischen Sache, dergleichen Dinge sonst über ihren Horizont sind, eben so beschreiben, als man sie durch Schlüsse entdekt hat: so kan man ihnen glauben. Ich habe vermuthet, daß von der Sündflut Nachrichten vorhanden seyn möchten. Ich habe gesucht, und gefunden. Im Tractat, *Rosch Haschschana* treffe ich pag. m. 11. folgendes an: **Durch hizige Dinge haben die Menschen der ersten Welt gesündiget, und durch hizige Dinge sind sie gestraft worden. Durch hizige Laster haben sie gesündiget, daher sind sie durch das heisse Wasser der Sündflut gerödet worden.** Auf dem folgenden Blat des angeführten Tractats finde ich diese Nachricht; **Weil die Menschen ihre Thaten und Werke geändert haben, und von dem wahren GOTT abgewichen: so hat GOTT sein Schöpfungswerk auch geändert, und hat, welches sonst nicht zu geschehen pflegt, zur Zeit der Sündflut zwene Sterne von der Art so man *Kima* nennet, auf die Erde geworfen, und hat dadurch die Sündflut gebracht.** Man stehet schon aus der ganzen Rede, welcherlei Sterne unter dem Wort *Kima* verstanden werden müssen. Der allergeschikteste und berühmteste Ausleger des Talmuds, *Rabbi Salomo Jizchaki*, macht es aber noch klärer. Er merket in seiner Erklärung an, daß die Alten durch *Kima* die geschwänzten Sterne verstanden hätten. Deutlicher konte er sich nicht herauslassen: denn das Wort Comet, ist den Jüden so unbekannt, als unsere übrigen Kunstwörter. Geschwänzte Sterne sind Cometen, und dergleichen haben nach dem Bericht der Gemara, die Sündflut gebracht. Man erwege ferner, daß der Talmud berichtet, 1) es wäre den Menschen so vorgekommen, als wenn GOTT sein Werk geändert hätte. Das es zwene Cometen gewesen. §. 18. Daß das Wasser warm oder heis gewesen. §. 15. Wird man sich vorstellen können, daß Jüden, welche in der wahren Lehre von Cometen so unerfahren, als das übrige menschliche Geschlecht, waren, daß solche Juden vor mehr als tausend Jahren hätten träumen können, wie es die Theorie des Newtons erfordert? Ich weis gewis, daß vernünftige Leser viel leichter mit mir vermuthen, daß uns die Gemara eine Noachische Nachricht aufbehalten: als daß sie die Gemaristen einer Erdichtung beschuldigen werden, welche alle Rabbinen zusammen genommen, nicht einmal recht verstehen.

§. 25.

Ich habe also die *Whistonische* Lehre von der Sündflut durch die ältiste Tradition bestättiget, welches *Whiston* für eine unmögliche Sache gehalten hat. Ich bekenne, daß mir diese Entdekung einiges Vergnügen gebracht habe: aber dasjenige war weit gröser, so ich über einem andern Fund empfunden habe, worzu die talmudische Stelle Gelegenheit gegeben. Ich wuste nunmehr, daß die alten Juden durch das Wort *Kima*, eine Art Sterne verstünden, welche in ihrem Lauf die Erde berühren konten, und daß solches, nach der Auslegung des grössesten Rabbinen, des *Raschi*, geschwänzte Sterne wären, welches eine so gute Erklärung der Cometen ist, als man nur von gelehrten Sternenkundigen erwarten kan. Als ich mir die hebräischen Wörter der Bibel bekannt gemacht: so habe ich auf diejenigen wenig Sorgfalt gewendet, worüber die Ausleger streitig sind. Es ist dis ein Fehler, und ich bin so aufrichtig, daß ich ihn gestehe. Ich war also ungewis, ob das Wort *Kima* in der Schrift vorkommen möchte oder nicht. Die Sache schiene mir der Untersuchung werth: zumal ich nur ein hebräisches Lexicon zur Hand nehmen durfte. Ich ergrif den guten *Burdorf*, und fand, daß das Wort *Kima*, dreimal in der heiligen Schrift vorkäme; Hiob 9, 9.

cap. 38. 31. Amos 5, 8. Die lezte Stelle war die erste, so ich aufschlug. Und siehe, welches Glük war mir aufgehoben! Die angeführte Stelle sezte mich in den Stand die Whistonische Lehre von der Sündflut für eine Göttliche Warheit zu erkennen. Ich habe das Vertrauen zu vernünftigen Lesern, daß sie die Nachricht, so ich in folgendem Abschnitt mittheile, ohne Vorurtheile betrachten, und wie sie sich durch ihre Deutlichkeit Beifall verschaffet, mit Verwunderung, und Dank gegen GOtt, annehmen werden.

§. 26.

Der Prophet Amos ermahnet im 5ten Capitel im 6. v. das Volk zur Busse, und führet in dem angezogenen Ort folgenden Grund an: *Denn der Jehova ists, welcher den Cometen oder Wunderstern geschaffen, und durch ihn ehemals den Morgen in schwarze Finsternis verkehret, den Mittag aber wie die Nacht verdunkelt hat. Er ists, welcher durch solchen Stern das unterirdische Gewässer der Erden auf ihre Oberfläche getrieben, und also die Sündflut ergehen lassen.* Dis Zeugnis ist so beschaffen, daß es allen Zweifel auf ewig heben kan, woferne sich die Richtigkeit meiner Ubersezung darthun lässet. Und dis hoffe ich also zu bewerkstelligen, daß kein vernünftiger Gelehrter ein Bedenken tragen wird, meine Erklärung anzunehmen.

§. 27.

Da ich also gezeiget habe, daß eine allgemeine Sündflut gewesen, welche eine Ursach gehabt haben mus; daß die gewöhnlichen Erklärungen insgesammt unmöglich, hingegen des *Herrn Whistons* Saz, daß ein Comet die Ursach gewesen, möglich ist, und dadurch sehr wahrscheinlich wird; daß solcher durchgehends mit dem Bericht des heiligen Geschichtschreibers übereinstimmet; daß solcher durch die alleralteste Tradition oder Nachricht der Juden bestärket wird; daß solcher Saz endlich das ausdrükliche Zeugnis eines Propheten, welcher aus Göttlicher Eingebung geschrieben, vor sich hat: so wird mirs kein vernünftiger Christ übel deuten, wenn ich die Meynung des *Herrn Whistons* für eine heilige und gewisse Warheit erkläre; gleichwie ich mich versichert halte, daß ichs nicht allein seyn werde.

§. 28.

Einige haben ganz zweifelmüthig gefraget, warum denn *Moses* die Sache verschwiegen hätte? wenns wahr wäre, sprechen sie, daß der Comet die Sündflut gebracht: so würde es *Moses* gewis aufgeschrieben haben. Ich gebe zur Antwort, daß in der ersten Welt vieles geschehen, so *Moses* nicht beschrieben hat: und man daher vom Stillschweigen dieses heiligen Mannes keinen Grund hernehmen könne, eine Sache zu läugnen, welche aus andern Gründen gewis ist. Aber er hat doch nichts von der Sache, und der Zweifel dauret bei einigen fort. Wir wollen ihn selbst fragen. Höre, groser Prophet, warum hast du uns bei der Sündflut nichts vom Cometen gemeldet? *Moses* antwortet zwar nichts: aber ein jeder kan die Antwort leicht vermuthen, welche er geben müste. *Ich habe nicht alles geschrieben, was ich gewust: sondern nur dasjenige, so mir vom heiligen Geist zu solchem Zwek eingegeben worden ist.* Sollen wir weiter gehen, und auch den heiligen Geist zu Rede sezen: da er uns die Sache durch den Propheten Amos doch endlich bekannt gemacht hat?

§. 29.

Endlich hat mir ein gelehrter Freund noch einen Grund entgegen gesezet, mit dessen Beantwortung ich schliessen will. Er meinete, daß die Erde bei einer so nahen

hen Bewegung entweder ganz vernichtet, oder doch unbeschreiblich beschädiget, und sehr geändert worden seyn müste. Was nun das erste betrift: so kan ich es daher nicht zugeben, weil ich den Cometen bei der Sündflut nicht so nahe an die Erde führe, daß er mit seinem vesten Körper an dieselbe stossen möge. Ich habe auch nicht einmal determiniret, wie nahe er gekommen seyn möchte: sondern mich begnüget, ihn in eine solche Entfernung zu bringen, daß er die Sündflut verursachen können. Wenn er nur diese Absicht ausführen soll: so kan er zimlich entfernet bleiben. Wenn die Ausrechnung der gelehrten Herren Academisten zu Petersburg ihre Richtigkeit hat: §. 9. so möchte der im Merz erschienene Comet Kraft genug gehabt haben eine Sündflut zu machen, wenn er uns nur so nahe, als der Mond ist, gekommen wäre. Im übrigen mus ich zugestehen, daß der Comet einige Veränderung an der Erdfläche habe veranlassen können. Wir haben vor der Sündflut keine Meere auf der Erden finden können; aber jezo ist die Erdfläche fast halb damit bedeket. Soll ich meine Meynung sagen: so sind die grosen Weltmeere Uberbleibsel von dem Cometen, welcher in der Eile seine abgeladene Wasserlast nicht wieder auf sich nehmen, und mit fortbringen können. *Whiston* sucht zu erweisen, pag. 1283. daß die Erde aus ihrer Bahn also getrieben worden, daß sich diese vergrösert, und das Jahr mit 10. Tagen vermehret habe. Ich will es aber, der Kürze wegen, nur zugeben, daß solches habe geschehen können, auch vermuthlich geschehen sey. Es scheinet die Veränderung der Entfernung unserer Erden von der Sonne eine Verbindung mit den vermehrten Gewässern zu haben. Es ist aus der neuern Astronomie bekannt, daß der Grund der Bewegung und Entfernung der Himmelskörper auf ihrer Schwere zur Sonne beruhe: gleichwie es mit dieser auf die Vielheit der Materie ankommt. Die kleinsten Planetenkörper stehen am nächsten bei der Sonne, und die entferneten sind viel gröser. Wenn nun die Erde eine grose Last neuer Materie an Wassern bekommen: so möchte sich die Veränderung ihres Abstands von der Sonne vielleicht begreifen lassen. Zum wenigsten sind diese Betrachtungen hinreichend, den mir gemachten Einwurf zu heben.

§. 30.

Da ich den Cometen als die Ursach der allgemeinen Sündflut also gedenke vorgestellet zu haben, daß Leute von Verstand sich bei dieser Lehre völlig werden beruhigen können: so schliesse mit der Anmerkung, daß man diesen Boten, unter andern Absichten, für einen Diener der Göttlichen Gerechtigkeit halten müsse. Er hat das allgemeine Gericht einmal an der Erden und ihren Einwohnern ausgeübet. Er ist im Stande dergleichen ferner zu thun. Er wird es auch zu seiner Zeit verrichten, wie ich bald zeigen werde. Unterdessen sage ich nicht, wie einige mir solches haben beimessen wollen, daß wenn GOTT die Welt strafen wolle, er sich nothwendig der Cometen bedienen müsse. Dis wäre eine Frechheit, wenn man den unendlichen GOtt an ein einziges Mittel binden wolte. Aber dis ist freilich meine Meinung, daß GOtt den Cometen für das beste Mittel bei der Sündflut angesehen haben müsse, weil er sich dessen bedienet hat: und daß er sich ferner desselben bedienen werde, im Fall aus seinem untrieglichen Wort zu erweisen stehet, daß er solches gesagt habe. Wie wir nun bei Erblikung eines Regenbogens uns der Göttlichen Erbarmung zu erinnern haben: so ist es sehr billich, daß man sich bei einem Cometen theils die grose Unart der elenden Erdbürger, theils den Ernst des Allmächtigen wieder unsere Bosheit vorstelle. Wer vernünftig ist, wird ohne mein Erinnern aus einer solchen Betrachtung Gelegenheit zu heilsamen Entschliessungen nehmen.

Ein

Ein Newtonische Abhandlung von dem Vorspiel des jüngsten Gerichts.

§. 1.

Durch das Vorspiel des jüngsten Gerichts verstehe ich die grose, und uns vielleicht in kurzem bevorstehende Weltbegebenheit, da, nach der weisen Einrichtung des Allmächtigen, sich einige Cometen in ihrem erstaunend geschwinden Lauf der Erden nähern, dieselbe mit ihrem Schweif umhüllen, gräsliche Erdbeben, erschrökliches Brausen des Meers, und das Toben der feuerspeienden Berge erregen, sie selbst aber aus ihrer bisherigen Bahn treiben werden: damit das menschliche Geschlecht durch ein Schreken, dergleichen seit der Sündflut nicht gewesen, an das Daseyn des lebendigen GOttes erinnert, zum Theil, zur wahren Verehrung dieses höchsten Wesens erweket, zum Theil, in soferne sie ungewinnlich sind, vertilget werde, alles zu dem Ende, auf daß unser Erdball, welcher fast sechs tausend Jahre ein Tummelplaz der Laster gewesen, zu einem Heiligthum des HERRN gereiniget werden möge. Was ich hier kurz zusammen gezogen, will ich umständlicher vortragen, und aus der Sternenkunde die Möglichkeit: aus der Schrift aber die Würklichkeit erweisen.

§. 2.

Das jezt beschriebene Vorspiel des jüngsten Gerichts ist nach astronomischen Gründen, und nach der neuen und wahren Lehre von den Cometen möglich. Denn

1) Kan es nach dem Lauf der Cometen geschehen, daß ein solcher Körper unsere Erde gar anstösset, wie in dem III. Theil dieser Sammlungen p. 130. zu ersehen. Ich schliesse daraus, daß es eben so leicht sey, daß unsere Erde durch seinen Schweif einmal wandeln möge: als sie bei der Sündflut durch seinen Dunstcreis sich hat schwingen können. Der Cometenschweif bestehet aus Schwefeldampf: gleichwie der ungemein grose Dunstcreis aus wässerichten Theilchen bestehet, Indem ich also hier die Erde nicht durch die mit wässerichten Dünsten angefüllte Atmosphäre des Cometen; sondern durch seinen Schweif, so aus Rauch und Schwefeldampf bestehet, führe: so fällt damit ein Einwurf hin, welcher etliche mal vorgebracht worden. Man meynet nemlich, wenn es geschehe, daß die Erde durch den Schweif des Cometen gienge, daß sogleich wieder eine Sündflut erfolgen müste: wider welche uns doch ein Göttlicher Ausspruch in Sicherheit gesezet hätte. 1 B. Mos. 9, 15. Dieses wol zu verstehen, so ist nöthig, daß die Abhandlung vom Cometen gelesen werde.

2) Daß der Comet in genugsamer Annäherung Erdbeben verursachen könne: solches ist gezeiget worden: gleichwie aus eben solchem Abschnitt erhellet, daß mit solcher Erschütterung sich das Toben der feuerspeienden Berge insgemein vereinige. Wenn sich nun mit der Dampfsäule des Cometen, worein die Erde gerathen, die aus allen Vulcanen ausgestossene Rauchwolken verbinden; so möchte es heissen: siehe, Finsternis bedekt das Erdreich, und Dunkel die Völker!

3) Indem er Ebbe und Flut durch seinen Zug vermehret: so kan er verursachen, daß das Meer und die Wasserwogen brausen, ja gar austretten, und die Länder überschwemmen. Man darf sich auf das Göttliche Versprechen 1 B. Mos. 9, 15. hier nicht berufen: weil solches nur von einer allgemeinen Sündflut handelt. Besondere Überschwemmungen der Länder sind bisher öfters geschehen, und werden auch aufs Künftige nicht nachbleiben.

4) Daß ein groser Comet die Erde aus ihrer

ihrer gewöhnlichen Bahn zu treiben vermöge, ist wol ausser Zweifel: da Jupiter in einer entsezlichen Entfernung den Saturnus in seinem Lauf stören kan.

5) Die Menschen werden durch Erdbeben und Erschütterungen in das gröste Erstarren versezet. Bei dem Vorspiel des jüngsten Gerichts können Erdbeben, das Wüten der Vulcanen, das Brausen und Toben des Meers, der höllische Schwefelgestank des Cometenschweifes, und also alles, was in der Natur am fürchterlichsten ist, zusammen kommen. Es ist daher kein Zweifel, daß nicht das ganze menschliche Geschlecht zittern, beben und zagen solte, wenn dis Schreken des HERRN auf sie fallen würde. Und gleichwie die äusserste Gefahr solche Leute zur Ehrfurcht gegen GOTT erweken kan, welche sonsten in Vorurtheilen, und Lüsten der Jugend begraben ligen, als ich bei dem Pater Kircher, dem Joseph Ciaborri, und andern, in dem Capitel des Cometens im 3ten Theil dieser auserlesenen Sammlung angemerket; Also stehet gewis zu vermuthen, daß Millionen schlafende Sünder durch ein solches Vorspiel aufgeweket, und ihre Zuflucht einzig zur Erbarmung des Schöpfers zu nehmen, genöthiget werden möchten. Wohin solte sich die gescheuchte und zerstörte Heerde sonst wenden, wenn ihr in der grösten Erstarrung, welche der menschliche Wiz sich vorstellen kan, alle Freude der Welt, Ehre, Würde, Macht, Gelahrtheit und Lust, wie ein Nebel, wie eine Wasserblase, wie ein vom Wind getriebener Strohhalm scheinet, und die Ewigkeit ihre grausen Thore öfnet? Es kan unterdessen gar wol seyn, daß sich viele, ja Millionen Menschen stark machen, und bei einer solchen ausnehmenden Veranlassung zur Besserung unempfindlich bleiben. Man müste die Welt, oder vielmehr das äusserste Verderben ihrer Einwohner wenig kennen, wenn man hieran zweifeln wolte. Ich habe in einem Historienbuch mit Erstaunen gelesen, daß zu Jamaica in Westindien bei einem erschreklichen Erdbeben eine böse Brut sich besoffen, die verlassenen Häuser geplündert, und andere Schande getrieben habe, und zwar in der Stunde, da die meisten Einwohner vor Schreken entseelet: viele aber von ihrer eigenen Bande durch den geöfneten Schlund der Erde verschlungen wurden. So weit sind unsere Erdbürger grössentheils in den Wust der Laster versunken!

6) Das Erdbeben pflegt oft viele Menschen zu töden. Wenn alles, was ich bisher vom Vorspiel des jüngsten Gerichts angeführet, zusammen käme: so möchte das menschliche Geschlecht noch vielmehr einen merklichen Abgang empfinden. Da nun bei dieser nachdrüklichen Veranlassung zur Besserung noch unzehlbare Sclaven der Bosheit vorhanden seyn können: so ist es möglich, daß eben diese, und keine andere, in den Todesstaub gestreket werden. Ich rede nur von der Möglichkeit, welche sich durch die Unendlichkeit des Göttlichen Verstandes begreifen lässet: und halte es nicht vor nöthig, mich vor der Zeit auf Wunderwerke zu berufen. Wenn man ehedem gesagt hätte, daß Jerusalem zerstöret, und alle Einwohner theils getödet, theils in alle Welt verkauft; hingegen die Verehrer des Meßias erhalten werden solten: so würden vielleicht eingeschränkte Geister die Sache verworfen, oder ein Wunderwerk gehoffet haben. Aber die Sache geschahe, und zwar ohne Wunderwerk. Die Nachfolger des Heilandes folgten der Erinnerung ihres grosen Lehrers. Sie verliessen Jerusalem, und begaben sich auf dem Libanon in den Fleken Pella. Hier lobeten sie in der Stille und im guten Frieden die Erbarmung desjenigen, welcher sie durch einen heilsamen Unterricht wider alle Gefahr in Sicherheit gesezet hatte.

7) Wenn

7) Wenn dis alles geschähe, wie die Möglichkeit gezeiget worden; wenn der Erdcreis von seinen Frevlern befreiet; wenn die übrigen Sterblichen zur Verehrung des Höchsten gebracht worden wären: so würde man sagen können, daß die Erde, welche bei der Schöpfung zu einem Heiligthum GOttes bestimmet gewesen, wiederum sey gereiniget worden. Es ist dis, wie mirs vorkommt, eine reizende Vorstellung: und ich bin gewiß, daß alles, was warhaftig vernünftig ist, ihre Würklichkeit mit mir wünschet. Wie angenehm würde unsere Lebenszeit seyn, wenn wir uns durch eine wahre Verehrung GOttes seines Gnadeneinflusses täglich fähiger machten! Und wie lieblich solte der Aufenthalt uns auf Erden vorkommen, wenn keine tugendliebende Seele weiter klagen dürfte: **wehe mir, daß ich ein Fremdling in Mesech bin, und mus wohnen unter den Hütten Kedar!** Die heilige Schrift verspricht diese Würklichkeit also, daß kein gegründeter Zweifel übrig bleibet.

§. 3.

Ich habe nunmehro die Würklichkeit von dem beschriebenen Vorspiel des jüngsten Gerichts zu erweisen, worzu ich mich der Aussprüche der heiligen Schrift bedienen mus. So wenig dieses Wort und auch die Sache bisher bekannt gewesen: so viel sind der Zeugnisse davon in heiliger Schrift. Fast alle Propheten, und sehr viele Psalmen, ingleichem die Schriften neues Testaments lehren diese grose und noch künftige Weltbegebenheit. Daß sie aber bisher, in so viel hundert Jahren von den Auslegern fast gar nicht bemerket worden: solches hat seinen hinreichenden Grund. So viel ich einsehe, hat noch kein einziger GOttesgelehrter, welcher grose Schrifterklärungen geschrieben, die Lehre von den Cometen verstanden: und ohne dieselbe lässet sich von den Aussprüchen, so ich anzuführen habe, nichts vernunftmäsiges sagen. Ich werde aber die Fehler, so hierinnen begangen worden, keinem Schrifterklärer sonderlich zur Last legen: weil ich versichert bin, daß nach einem weisen Rathschlus GOttes diese Sache fast bis zum Gebrauch verborgen bleiben sollen, damit nicht ein Theil ihrer Kraft, so zu reden, vor der Zeit verrauchen möchte. Indem ich aber die Beweisgründe der Schrift anführen mus: so werde ich nur einige der vornehmsten gebrauchen, und erfahrnen Schriftforschern noch eine starke Nachlese übrig lassen.

§. 4.

Matthäus ertheilet uns aus dem Munde des Heilandes einen sehr umständlichen Bericht, welcher einem jeden deutlich vorkomen wird, wer ihn vernünftig überleget. Ich verstehe das 24. und 25. Capitel dieses Evangelisten. Nach dem 1. Vers, bewundern die Jünger die Schönheit des Tempels, welcher so wol wegen seiner Materien und Steine, als in Absicht auf die angebrachte Baukunst unvergleichlich war. Der Heiland nimt, nach dem Bericht des 2. v., daher Gelegenheit seinen Schülern eine sehr ernsthafte Nachricht zu ertheilen. **Wahrlich ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.** Die Jünger waren dazumal noch lange nicht vollkommen. Sie hatten vom Tempel und der jüdischen Einrichtung annoch gar zu vortheilhafte Begriffe. Apostelgesch. 1, 6. Man kan glauben, daß ihnen bei einer solchen Nachricht alles, was schreklich ist, werde eingefallen seyn. Aus einer Begierde nach fernerem Unterricht legen sie dem grosen Propheten, nach dem 3. Vers, drei Fragen vor.

1) **Sage uns, wenn wird das geschehen?**
2) **Welches wird das Zeichen seyn deiner Zukunft?**

3) Wie wird das Ende der Welt beschaffen seyn.

Der liebreiche Immanuel hat ihre Begierde gestillet: JEsus aber antwortete. Die Jünger haben die höchst wichtige Antwort gehöret, und wir können sie lesen. Wollen wir sie aber verstehen: so dürfen wir nur die drei Fragen immer vor den Augen behalten. Diese Spur wird uns sicherer leiten, als die Anmerkungen vieler Ausleger, welche die Rede des Heilandes nur auf die Zerstörung Jerusalems, und auf den jüngsten Tag gezogen haben: worüber sie in eine solche Verwirrung gerathen müssen, daß sie nicht einmal mit sich selbst zufrieden zu seyn scheinen. Ich merke daher an, daß sich die ganze Stelle vom 4. bis zum 28. v. auf die Zerstörung Jerusalems beziehe, und also die erste Frage beantworte. Es ist auch klar, daß im 25. Cap. vom 31. bis zum 46. Vers, vom Ende der Welt, und der darauf folgenden Belohnung aller zeitlichen Handlungen geredet werde. Folglich ist die andere Frage übrig: Welches wird denn das Zeichen seiner Zukunft seyn? Es wird nebst den Umständen, welche dabei vorkommen, vom 29. Vers des 24. bis zum 31. Vers des 25. Capitels gemeldet. Insonderheit ist der 29. Vers merkwürdig, welchen ich anführen, erklären, und von den ungereimten Misdeutungen befreien will.

Bald aber, nach der Trübsal derselben Zeit, werden Sonn und Mond ihren Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.

Erklärung.

1) Wenn man den Heiland nicht beschuldigen will, daß er eine Frage seiner Jünger mit Stillschweigen übergangen; oder, daß er auf eine ungeschikte Weise zweimal vom jüngsten Tag geredet: so mus man diesen Vortrag von einer Weltbegebenheit verstehen, welche von dem jüngsten Gericht unterschieden, auch noch künftig ist; weil sie bisher noch nicht bemerket worden. Unter den Auslegern habe ich insonderheit den seligen Freiherrn von Canstein gefunden, welcher dieses eingesehen: wie aus seiner Harmonie erhellet. Doch hat er sich nicht deutlich erklären wollen, oder können.

2) Bald nach der Trübsal derselben Zeit, welche Jerusalem betroffen. Der Vater der Ewigkeiten hat eine andere Zeitrechnung, als wir Menschen, deren Leben wie ein Strom dahin rauscht. Bei GOTT sind tausend Jahre, wie ein Tag. Nach dieser Art die Zeit zu bestimmen darf man sich nicht wundern, daß schon fast zwei tausend Jahre verflossen sind. Es wird diese Begebenheit doch bald kommen. Daß aber der Heiland nach seinem, und nicht nach unserm Begriff von der Zeit geredet, solches sehe ich für eine Spur der höchsten Weisheit an. Das im 29. und 30. Vers aufgestellete Schrekbild solte zu allen Zeiten in der Christenheit eine Ermunterung zur Gottseligkeit abgeben. Würde aber dieser Zwek erhalten worden seyn, wenn der Heiland gesaget hätte, nach viel hundert Jahren soll es geschehen? Diese wichtige Vorstellung würde eben so kraftlos bis gegenwärtige Stunde gewesen seyn; als sie vielleicht Nuzen geschaffet, da das Wort bald, viele Menschen durch so viele Secula aufmerksam gemachet hat.

3) Sonne und Mond werden ihren Schein verlieren. Da man ohne Noth von der eigentlichen Bedeutung der Wörter nicht abgehen soll, hier sich aber keine Noth, kein Widerspruch, und nichts ungereimtes bei derselben findet: so verstehe ich durch die Sonne den Weltkörper, welcher uns erleuchet und wärmet, und durch den Mond den Trabanten unserer Erde. An diesen Körpern sind die ordentlichen Verfinsterungen sehr gewönlich, und so bekannt, daß sie vorher ausgerechnet, und durch den Calender vorher gesaget werden. Diese Finsternisse verse-

versezen niemand in ein Schreken, den allerunerfahrensten Pöbel ausgenommen. Es kan also die Rede von solchen ordentlichen Finsternissen nicht seyn. Ausserordentliche Finsternisse werden durch Cometen verursachet, und schreken die Welt. vid. pag. 131. der auserlesenen Sammlungen III. Theils. Man wird nicht zweifeln dürfen, daß dergleichen hier verstanden werden: weil der Comet das bequemste Mittel darzu ist, und sogleich vom Heiland angeführet wird.

4) **Die Sterne werden vom Himmel fallen.** Ich wiederhole, daß man nicht von der eigentlichen Bedeutung abgehen müsse: weil gar keine Noth vorhanden ist. Sollen wir Sterne verstehen, und sind dieselben mancherlei Art: so mus unsere erste Hauptregel zeigen, welche Sterne zu verstehen sind. Die Bedeutung eines Worts mus aus der Verbindung mit andern bestimmet werden. p. 37. talia sunt objecta &c. Es wird aber von ihnen gesagt, daß sie vom Himmel fallen, womit die alten Völker den geschwinden Lauf der Sterne, bekannter massen, ausdruken. Welche Sterne können sich aus der unermeslichen Himmelshöhe gegen die Erde bewegen? Die Fixsterne sind Sonnen, und müssen ihren eigenen Planeten dienen. Es würde eine unedle Verrichtung für sie seyn, wenn sie ihre vielen und grosen Planeten in Finsternis und Kälte lassen solten, um sich ein Geschäft mit unserm Erdfall zu machen. Sie sind auch viel zu gros. Ich seze nur, daß ein Fixstern tausendmal tausend gröser als die Erde sey: wie geht es an, daß etliche gegen die Erde, oder auf sie fallen? Die Planeten werden von der Sonne getrieben, und können ohne Wunderwerke der Erde sich nicht mehr nähern, als sie bisher gethan haben. Zur Zeit aber sind noch keine Wunderwerke nöthig. Cometen können sich der Erde vollkommen nähern, und so zu reden, auf sie fallen: gleich wie bei der Sündflut geschehen. Wie sie nun also auch die Verfinsterung verursachen können: so ist kein Zweifel, daß sie verstanden werden müssen. Es stehet nicht im Evangelio alle Sterne: sondern Sterne. Der Heiland hat also den Auslegern so viel Vernunft zugetrauet, daß sie diejenigen verstehen würden, auf welche sich die Prädicata und Aussprüche schiken. Ausserdem gestehen es alle vernünftige Ausleger, daß Jesaias im 13. Capitel v. 9. 10. von dieser betrübtnisvollen Zeit rede. Dieser Prophet nennet aber die Sterne mit so viel Worten Kesilem, Cometen oder Wundersterne. pag. 126. im III. Theil dieser auserlesenen Sammlungen.

5) **Die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.** Die Himmelskräfte sind die vires centripetæ und centrifugæ der Planeten, oder diejenigen Kräfte, wodurch sie in ihrer Bahn erhalten werden. Sollen diese beweget werden: so folget, daß die Erde aus ihrer bisherigen Bahn getrieben werden müsse. Daß der Comet dis verrichten könne, daran wird kein Sternkündiger zweifeln: gleichwie es muthmaslich auch bei der Sündflut geschehen ist. Diese Erklärung ist der Eigenschaft der Worte, dem Zusammenhang der Rede, den Parallelstellen der Schrift gemäs: daher ich sie für die wahre Meynung des Heilandes halte.

§. 5.

Die Jünger des HERRN sind der Spur ihres grosen Lehrers gefolget, und haben diese Lehre auch vorgetragen. Petrus hat solches am ersten Pfingstfest in der Christenheit gethan. Im 2. Capitel der Apostelgeschicht findet man seine Rede woraus ich folgendes nach dem Grundtext anführe: Vers 19. 20.

Ich wil oben im Himmel Wunderdinge zeigen, welche auf der Erde viel bedeuten sollen. Blut, Feuer und Dampfsäulen. Die Sonne soll verfinstert, und der Mond in Blutfarbe verkehret werden, ehe der grose und glanzreiche Tag des HErrn kommt.

Erklärung.

1) Diese Worte sind aus dem Propheten Joel Cap. 3, 4. genommen: daher ich den im Griechischen etwas undeutlichen Ausdruk, welcher im Teutschen durch Rauchdampf gegeben worden, nach dem hebräischen Text durch Dampfsäulen übersezet, mich auch sonst in der Erklärung nach solchem Propheten gerichtet habe.

2) Diese Prophezeiung mus noch erst recht erfüllet werden. Man siehet leicht daß die Sache ein Zeichen zu dem grosen und herrlichen Tag des HERRN seyn soll. Nimmt man an, daß sie schon geschehen: so wird man sich gewis in Ewigkeit nicht sattsam verwundern können, daß solches ohne Würkung geblieben, nicht bemerket worden, und der grose Tag nicht erfolget ist. Es soll auch bei dieser Gelegenheit der Geist GOttes über alles Fleisch ausgegossen werden: v. 17. welches zum wenigsten so viel bedeutet, daß die Einwohner der Erden fromm, und Verehrer der Göttlichen Majestät werden sollen. Dieses ich noch niemals in einem Land, vielweniger in allen Landen geschehen.

3) Es zeiget die Verbindung des 6ten und der folgenden Verse mit den vorhergehenden, daß der rükständige Theil des Capitels beim Joel nur eine weitere Erklärung der ersten Verse sey. Da nun das leztere noch nicht erfüllet ist; auch ohnmöglich auf den jüngsten Tag gedeutet werden kan, weil nach der Trübsal ein beglükter Zustand auf Erden folgen soll: so bleibt nichts mehr, als das Vorspiel des jüngsten Gerichts übrig, worauf sie gezogen werden können; welches auch die Ausdrüke von der Verfinsterung der Sonne und des Monds anzeigen.

4) Gehet diese Weissagung auf das Vorspiel des jüngsten Gerichts: so ist alles deutlich. Der HERR spricht: Ich will am Himmel den Menschen zum Schreken zeigen Feuer, das ist brennende Cometen; Blut, welche durch ihre düstere und dike Dampfkugel blutroth aussehen; Dampfsäulen, sie werden mit ihrem Schweif die Erde umhüllen. Die Sonne soll verfinstert werden, nicht durch den Mond, denn da wäre es nichts besonders; sondern durch eben diese Cometen: und der Mond in Blutfarbe verwandelt werden, welches geschicht, wenn er in die Cometendünste verwikelt wird. Der gelehrte Kimchi erkläret diese Röthe mit Recht von einer unvollkommenen Finsternis. Wenn die Finsternis vollkommen ist, schreibt er über diesen Ort, so siehet der Mond schwarz aus, und verschwindet: wenn sie aber unvollkommen ist, so ist der Mond roth wie Blut.

5) Dieser Spruch ist insonderheit der Dampfsäule wegen merkwürdig. Denn da solche mit unter die Wunderbegenheiten, womit GOTT den Erdcreis schreken will, gesezet wird: so mus nicht so wol deren Erblikung, welches nichts sonderliches ist, sondern eine starke Berührung verstanden werden. Wenn die Erde durch eine solche stinkende und giftige Dampfsäule wandlen mus: so werden gewis die Menschen erstarren, als wenn Gefahr der Höllen vorhanden ist.

6) Der grose und herrliche Tag, wozu durch diese Weltbegebenheit das Zeichē gegeben wird, ist so wol kein anderer als derjenige, wovon es im 97. Psalm heisset: Der HERR ist König, des freuet sich der Erdcreis. Gewis ein schöner Tag, wenn einmal die Einwohner der Erden insgesammt ihre Schuldigkeit in acht nehmen, und den König des Himmels ehren werden!

7) Nach dieser Vorstellung bleibt man bei dem Wortverstand, und die Rede bekommt einen deutlichen Zusammenhang, welches ein Merkmahl der Wahrheit ist.

§. 6.

§. 6.

Petrus und Paulus, zwene treue Gefährten in ihrem Leben, sind auch in der Ausbreitung der Lehre vom Vorspiel des jüngsten Gerichts mit einander einig. So schreibt der lezte von dieser Sache, Hebr. 12, 26.

Der HERR verheisset und spricht: noch einmal will ich bewegen, nicht allein die Erde: sondern auch den Himmel.

Anmerkungen.

1) Es ist dis einer von den Sprüchen, worüber mancher Ausleger mit vielen Worten nichts gesagt hat. Himmel und Erde soll beweget werden. Dis hat ihnen Gelegenheit gegeben, eine vielfache Erfüllung zu zeigen. Bei der Geburt, dem Leben, Tod und der Auferstehung Christi soll alles geschehen seyn. Sie führen an, daß der Himmel ist beweget worden, da Christus geboren wurde, und die Engel herunter fuhren. Der Himmel ist beweget worden, wenn die Engel zum HErrn getretten, und ihm gedienet haben. Der Himmel ist beweget worden, da bei Christi Leiden ein Engel gekommen, und ihn gestärket hat. Der Himmel ist beweget worden bei seiner Auferstehung, wo auch Engel waren. Was die Erde betrift, so bemerken sie ein Erdbeben bei dem Tod, und ein anderes bei der Auferstehung des HERRN. Hierauf deuten sie es auf die Einwohner in gutem und bösen Verstand. Zu jenem gehöret das Bemühen der Apostel, der Lehrer, und aller Redlichen, welche sich der himmlischen Warheit wegen sehr beweget haben: zu diesem, das Toben der Völker wider Christum, seine Lehre und Nachfolger. So oft und auf so mancherlei Art ist der Himmel und die Erde beweget worden! Ich habe nur ein einziges Wort wider diese Gedanken. *Noch Einmal* will ich bewegen. Die von den Auslegern erzehlten Bewegungen sind mehrmalen geschehen, und lassen sich also hier nicht anbringen.

2) Der Apostel führet diese Bewegung noch als künftig an, welches einen jeden der Augenschein lehret. Es mus daher Paulus als ein Erklärer des Propheten Haggai, aus welchem diese Propheзeiung genommen ist, angesehen werden.

3) Das Hebräische Wort im Propheten, und die Vergleichung mit dem Erdbeben bei der Gesezgebung in dem Brief an die Hebräer, zeigen deutlich an, daß von einer würklichen und natürlichen Bewegung die Rede sey: wie der Herr Doctor *Lange*, an beiden Stellen seines Lichts und Rechts wol erinnert und ausgeführet, auch mit Recht anmerket, daß dieses die Begebenheit sey, wovon der Heiland beim Matthäo redet, §. 4. Was heist denn nun bewegen? seinen Ort verändern. Gleichwie bei der Gesezgebung die Erde gebebet, und also in etwas ihren Ort verändert hat: so soll noch einmal nicht die Erde allein, sondern auch ihr Himmel seinen Ort verändern. Soll dis geschehen: so mus die Erde aus ihrer Bahn kommen, oder der Himmel Kräfte müssen beweget werden. Weil es nur einmal geschicht, so ist von nichts anders die Rede, als vom Vorspiel des jüngsten Gerichts.

4) Es ist oben §. 1. angenommen worden, daß durch dis Vorspiel die Furcht des HErrn unter den Einwohnern unsers Erdfalls hergestellet werden solle, welches ich bald weiter zeigen will. Da die Erde bei der Sündflut wahrscheinlich aus ihrer Bahn getrieben, von der Sonne weiter entfernet worden, und dadurch, nebst andern darzu gekommenen Veränderungen, gar sehr viel von ihrer ersten Vortreflichkeit verlohren hat, welches man aus dem abgekürzten Lebensalter der Menschen abnimmt; die Erde aber wiederum von sehr vernünftigen und wahren Verehrern GOttes bewohnet werden soll: so ist nicht muthmaslich, daß sie noch weiter von ihrem Quell des Lichts und der Wärme abgesondert,

sondert, und noch mehr verschlimmert werden möge. Es bleibt also die Annäherung zur Sonne übrig: weil Seitenwendungen, bekannter massen, ohnedem täglich und jährlich geschehen. Bekäme sie dabei die Richtung, daß sie immer mit dem Aequator parallel liefe: so würde ihr die grösere Hize mehr zuträglich als schädlich seyn, und sie könte eines immerwährenden angenehmen Frühlings geniessen.

Ver ibi perpetuum cæli clementia servat.

Würde auch das grose Weltmeer durch einen glüenden Cometen ausgetroknet und angezogen; wie denn solches die Offenbarung Johannis nicht undeutlich zu verstehen gibt: Cap. 21, 1. auch die Veränderung des Orts nicht ohne Grund muthmassen lässet, davon zur Genüge bei der Abhandlung des im III. Theil der auserlesenen Sammlung gehandlet worden, so würde die Erde so verneuet, viel gesünder, und das Lebensziel der übriggebliebenen Menschen länger werden. Die Bewegung der Erde und ihres Luftcreises hat ihre Richtigkeit: das übrige sind meine Muthmassungen, welchen ich so viel Beifall ausbitte, als sie Wahrscheinlichkeit haben.

§. 7.

Endlich berufe ich mich auf die Offenbahrung Johannis, und führe aus dem 6ten Capitel den 12. bis 17ten Vers an: **Und ich sahe, daß es das sechste Siegel aufthät, und siehe, da ward ein groses Erdbeben. Und die Sonne ward schwarz, wie ein Härensak, und der Mond ward wie Blut. Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde; gleich wie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft, wenn er vom grosen Winde beweget wird. Und der Himmel entwich, wie ein eingewikelt Buch, und alle Berge und Insuln wurden beweget aus ihren Oertern. Und die Könige auf Erden, und die Obersten, und die Reichen, und die Hauptleute, und die Gewaltigen, und alle Knechte, und alle Freien, verborgen sich in den Klüften und Felsen an den Bergen, und sprachen zu den Bergen und Felsen: fallet auf uns, und verberget uns vor dem Angesicht des, der auf dem Stuhl sizet, und vor dem Zorn des Lammes. Denn es ist kommen der grose Tag seines Zorns, und wer kan bestehen.**

Erläuterung.

1) Gleichwie in der Schrift versiegeln so viel als verdekt vortragen heisset: Dan. 8, 26. so wird das Siegelaufthun das Gegentheil, und die Offenbahrung groser und verborgener Sachen anzeigen.

2) Ob die vorhergehende fünf Entsiegelungen schon geschehen oder nicht: solches ist hier nicht nöthig zu untersuchen. Das lezte ist übrigens meine Meynung. Daß aber das sechste Siegel noch aufgethan werden müsse: solches bekennen alle vernünftige Ausleger und Bibelleser auf der ganzen Welt.

3) Ist diese grose Weltbegebenheit noch künftig: so ist es keine andere, als wovon die Propheten im alten Testament oft gelehret, und welche auch der Heiland vorgetragen hat. §. 4. Hier soll der Himmel, nemlich die Erde mit ihrem Luftcreis entweichen, welches nur Einmal geschehen kan. §. 6. Alle Worte und gebrauchten Redensarten bezeugen ein gleiches.

4) Wenn dieser Ausspruch auf das Vorspiel des jüngsten Gerichts gehet, welches niemand verneinen wird: so haben wir einen Schlüssel zur Erklärung. Die Sonne wird schwarz, weil ein Comet davor getreten. Der Mond wie Blut, weil er in den Dampf dieses Himmelskörpers gerathen. Sterne fallen auf oder gegen die Erde: nemlich Cometen, oder Wundersterne, auf welche sich das Prädicat schikt. Sie fallen mit Gewalt, als wenn der Wind unreife Feigen abreisset. Im gelobten Land ist der Feigenbaum

einer der gemeinesten, daher das Gleichnis von ihm genommen ist. Der Himmel, das ist, der Dunstcreis der Erden, und sie auch selbst, §. 6. entwich wie ein eingewikelt Buch. Die Alten haben ihre Bücher über einen runden Stab zusammen gerollet. Da sie gröstentheils aus Pergament bestunden: so rolleten sie sich alsbald in runden Creisen wieder zusammen, wenn man sie aufmachte, und wieder aus der Hand lies.

5) Da bisher lauter Würkungen der Cometen bemerket worden, welche der Erde näher, als der Mond ist, kommen, indem dieser verdunkelt werden soll; nahe Cometen aber machen, daß die Erde zittert: so begreift man, warum die Offenbaruug spricht: und siehe, da ward ein groses Erdbeben. Es werden also gewaltige Erdbeben bei dieser Begebenheit verspüret werden.

6) Durch diese gewaltigen Erschütterungen werden auf der Erdfläche manche Veränderungen an den Bergen und Inseln vorgehen. Vielleicht werden die Weltmeere weggenommen, §. 6. und die Inseln zum vesten Land geschlagen.

7) Das Schreken der Menschen über diese Begebenheiten wird so gros seyn, daß auch alle Könige und Fürsten, die erhabensten Seelen, welche sonsten das Prasseln der Carthaunen und Carcassen ohne Gemüthsbewegung anhören, in das äusserste Erstarren versezet werden sollen. Es ist also eine eitle Vermuthung, daß die Sterne Obrigkeiten seyn werden. Die Obrigkeiten fallen nicht: sondern sie erschreken mit andern über das Fallen der Sterne.

8) Da auch alle Knechte und Freie, und alle Geschlechte der Erden heulen, und sich zu verbergen suchen werden; die Lehrer aber ohnstreitig unter sie gehören: so ist ebenfalls handgreiflich, daß die fallende Sterne keine Lehrer seyn werden. Rechtschaffene Lehrer gehören unter die nüzlichsten Personen des menschlichen Geschlechts. Sie verdienen die Hochachtung aller Vernünftigen. Hieran haben sie Ehre genug, wenn man sie gleich nicht für apocalyptische Sterne hält. Ich halte daher diejenigen für kleine Lichter, welche sich betrüben, daß man dis, ihnen nicht gebührende Prädicat, ihnen entziehet.

§. 8.

Ich habe oben bei der Sündflut aus der untrüglichen und vernünftig erklärten Offenbahrung GOttes dargethan, daß sich zu seiner Zeit einige Cometen nicht auf einmal, sondern nach und nach, der Erde also nähern werden, daß sie dieselbe mit ihren Dampfsäulen umhüllen und plagen, die Sonne und den Mond ausserordentlich verfinstern, §. 4. auf der Erden gewaltige Fluten und Überschwemmungen erregen, §. 5. Erdbeben und das Toben der feuerspeienden Berge verursachen, §. 7. und endlich unsere Erde, samt ihrem ganzen Luftcreis aus ihrer Bahn treiben werden. §. 4. und 6. Hierinnen bestehet das Wesen der grosen Weltbegenheit, welche ich ein Vorspiel des jüngsten Gerichts genannt habe. §. 1. Es ist also dieselbe nicht nur möglich: §. 2. sondern es stehet auch die Würklichkeit ohnfehlbar zu erwarten. Die Würkungen, so ich diesem Vorspiel zugeschrieben, werden sich ebenfalls zeigen lassen.

§. 9.

Malachias hat uns folgendes Wort, so der HERR zu ihm geredet hatte, aufbehalten. Siehe, es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen: da werden alle Verächter und Gottlose Stroh seyn, und der künftige Tag wird sie anzünden, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig übrig lassen. Cap. 4, 1.

Anmerkungen.

1) Dieser Ausspruch ist noch nicht erfüllet:

füllet: welches mir ein jeder der um sich siehet, und die Erdbürger betrachtet, zugestehen wird.

2) Er gehet auch nicht auf den jüngsten Tag: weil an solchem die Erde aus dem Planetenchor wird verstossen, und mit dem Bann geschlagen werden. Hier will aber GOTT die Verächter ausrotten, und die Bereitwilligen bekehren, damit er nicht nöthig habe die ganze Erde mit dem Bann zu schlagen. v. 6.

3) Welches wird nun der Tag seyn, da GOTT dis thun wird? der grose und glanzreiche Tag, v. 5. von welchem aus dem 5. §. bekannt, daß es das Vorspiel des jüngsten Gerichts sey.

4) Es werden also die muthwilligen Verächter der göttlichen Majestät zu solcher Zeit getödet, und die Erde von ihren Frevlern gereiniget werden. Wie gros die Anzahl solcher Elenden seyn werde, lässet sich nicht bestimmen. Einige Gleichnisse, so der Heiland vorgetragen, da er uns den höchstwichtigen Unterricht von diesem Vorspiel gegeben, lassen uns fast muthmassen, daß die Helfte der Christenheit aus dem Sündenschlaf aufgewekt, die andere aber in ihrer Unempfindlichkeit von dem Verderben übereilet, und dahin gerissen werden möge. Matth. 24, 41. 42. Cap. 25, 1 = 13.

§. 10.

Wer den 23. Vers des 24. Capitels Jesaias mit dem bisher vorgetragenen Lehren der Schrift vergleichet, wird leicht erkennen, daß daselbst, und in unterschiedenen folgenden Capiteln vom Vorspiel des jüngsten Gerichts gehandelt werde. Ich merke hier den 16. Vers des 26. Capitels an. *HERR, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich; wenn du sie züchtigest, so rufen sie ängstiglich.* Es werden also die übrigen Menschen nachdrüklich durch das Schreken des HERRN veranlasset werden, sich ernstlich zu GOTT zu wenden, und ihn zu suchen. *Wer aber den Namen des HERRN anrufen wird, soll errettet werden.* Joel 3, 5. Diese Verheissung gehet auf die Zeit des Vorspiels. Ich zeige hierdurch, daß die Cometen durch die Trübsal die Menschen bewegen werden, sich nach der Vorschrift des göttlichen Worts zu bessern. Folglich ist der Spruch, *sie haben Mosen und die Propheten*, nicht wider mich zu gebrauchen. Man verwirft weder Mosen, noch die Propheten, noch die Schriften der Apostel: sondern man sagt, daß die Menschen, welche diese Schriften haben, auch genöthiget werden sollen nach demselben zu leben.

§. 11.

Bei dem §. 4. angeführtem Hauptort im Evangelisten Matthäus wird des Zeichens des Menschensohns Erwehnung gethan. Im 30. v. *Alsdenn wird erscheinen das Zeichen des Menschensohns im Himmel.* Wenn irgend über einer Sache die Meynungen der GOttesgelehrten getrennet sind, und keine einen sonderlichen Grund hat: so ist es bei diesem Zeichen. Einige meinen, es würde sich ein Creuz am Himmel zeigen: entweder selbst dasjenige, woran der Heiland für uns gelitten hat; oder ein helles Wolkenkreuz, wie dem Constantinus erschienen seyn soll. Es wird nur gesaget: aber nicht erwiesen. Andere halten dafür, es werde der Glanz der Wolken, und die Menge der himmlischen Heerschaaren seyn, welche den HERRN begleiten würden. Aber man mus bedenken, daß hier noch nicht die Rede vom jüngsten Tage ist, da der HERR mit viel tausend heiligen Engeln zum Gericht kommen wird. Matth. 25, 31. Noch andere sehen Christum für das Zeichen an, und berufen sich auf das 12. Capitel v. 39. wo Jonas unter dem Zeichen Jonä verstanden wird. Und auch diesen kan ich nicht Recht geben: weil sie keine Gründe haben. Ein Zeichen ist eine Sache, wobei wir uns an eine andere erinnern: folglich kommen

men dabei zwo Ideen vor, die bezeichnende und bezeichnete. Soll Christus ein Zeichen seiner selbst seyn? dis ist wider den Begriff des Zeichens. Das Exempel des Jonas schikt sich auch gar nicht hieher. Denn Jonas war nicht ein Zeichen des Propheten Jonas oder seiner selbst: sondern des Erlösers, insonderheit seines Tods und seiner Auferstehung. Vielleicht kan ich nunmehr einen bessern Begrif von dem Zeichen des Menschensohns geben.

§. 12.

Es ist aus dem 5. §. bekannt, daß GOtt seinem Volk gewisse Wunderbegenheiten am Himmel versprochen, wobei sie den Gebrauch des herrlichen Tages bemerken würden, da Christus seine Feinde auf Erden unter sich bringen, und von dem ganzen Erdcreis für den HErrn und Gesalbten erkannt werden solte. Diese Begenheiten am Himmel, wovon Joel geweissaget, sind also Zeichen, nicht natürliche wie der Rauch vom Feuer ist: sondern willkührliche, wie man sich bei dem Regenbogen der Gnade GOttes versichert. Gleichwie nun das gemeldete Blut, Feuer und Rauchdampf, die Sonnenfinsternis und die Verdunkelung des Monden insgesammt von einerlei Ursach, den Cometen, abstammen, und also in einer Verbindung stehen: also kan man auch alles zusammen nehmen, und wenn man sich zumal kurz erklären will, ein Zeichen nennen. Es hat daher schon die Kirche GOttes im alten Testament etwas vom Zeichen des Menschensohns, oder des Messias gewust. Nun finden wir in den Schriften der Evangelisten etlichemale, daß die Pharisäer und Schriftgelehrten den Heiland angetreten, und ob er gleich die grösten Wunderwerke auf Erden gethan, immer ein Zeichen vom Himmel verlanget haben. Matth. 12, 38. Cap. 16, 1. Marc. 8, 11. Sie wollen ein Zeichen vom Himmel sehen, woraus sie erkennen möchten, daß er der Messias sey: folglich verlangen sie das Zeichen des Menschensohns. Wenn man dis Begehren obenhin ansiehet: so scheinet es abgeschmakt. Betrachtet man es aber in der gezeigten Verbindung, und erinnert sich, daß die Kirche altes Testaments etwas vom Zeichen des Menschensohns gewust habe: so läst sich begreifen, warum die Juden das Zeichen vom Himmel verlanget haben. Allein man mus dem ohngeachtet gestehen, daß es ihnen wie den Halbgelehrten ergangen, welche buchstabiren aber nicht lesen gelernet haben. Sie haben verabsäumet aus den Propheten zu lernen, daß dis Zeichen nicht vor des Messias Ankunft zum Leiden: sondern vor seinem herrlichen Reich auf Erden hergehen solle. Daß sie ein Zeichen des Messias am Himmel geglaubet, war recht: daß sie es zur Unzeit forderten, solches war ein jüdischer Unverstand. Der Heiland aber war auf die Welt gekommen, nicht den Unverstand der Juden zu unterhalten: sondern die Rathschlüsse der Ewigkeit zu erfüllen. Er konte also in das Begehren der Juden nicht willigen. Matth. 16, 4. *Diese böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen, und es soll ihr kein Zeichen gegeben werden, denn dasjenige, so der Prophet Jonas vorstellet.* Wir müssen hierbei bemerken, daß der Heiland manchmal etwas verneinet: so aber nicht auf die Sache selbst, sondern nur auf die Zeit gehet. Joh. 2, 4. Es kan also diese Antwort also verstanden werden: jezo soll es ihr nicht gegeben werden. Die Jünger fragen endlich selbst den HERRN um das Zeichen seiner Zukunft. So viel die Pharisäer wusten, konte ihnen auch bekannt seyn. Weil aber jene in ihrem Urtheil gefehlet hatten: so wolten sie lieber den Unterricht JESU von der ganzen Beschaffenheit anhören. Sie frageten: *Wie wird das Zeichen deiner Zukunft beschaffen seyn?* Auf diese Frage wird die grose Weltbegebenheit vorgetragen. Ich will Frage und Antwort zusammen sezen. Fra-

ge der Jünger: welches wird, o Messias! dein Zeichen vom Himmel seyn? Antwort: einige Wundersterne werden sich aus der unermeslichen Himmelshöhe gegen die Erde bewegen, ꝛc. Welches ist nun das Zeichen des Menschensohns? Ist es nicht selbst das Vorspiel des jüngsten Gerichts in seinem ganzen Zusammenhang? Der HERR schliest daher seinen Vortrag davon also: alsdenn wird ja endlich das Zeichen zum Vorschein kommen, welches bisher zur Unzeit ist verlanget worden.

§. 13.

Das Jüdische Volk ist bisher viele hundert Jahre in der Eitelkeit seines Sinnes dahingegangen, ohne daß sich die Christen sonderlich bemühet hätten, sie zurecht zu weisen. Ich wolte diese Nachläßigkeit meinen Glaubensbrüdern der vergangenen Zeiten nicht zur Last legen: wenn nur eines nicht geschehen wäre. Wir Christen haben durch unser gottloses und heidnisches Leben, durch unsere grose Unwissenheit, und durch viele Unbarmherzigkeiten, welche wir an den Juden ausgeübet, gemacht, daß der Name unsers Immanuels unter diesem Volk stinkend geworden. Solten die Juden grose Begriffe von unserer Religion bekommen, da sie sehen, daß der gröste Haufe derer, so Christi Namen führen, ein Zusammenflus unartiger Leute ist, welcher mit dem alten Heidenthum über dem Vorzug in Greueln und Abscheulichkeit täglich streitet? Können sie sich, da sie keinen Unterricht haben, an unserm Exempel erbauen? Ich wünschte, daß dieses bald geschehen möchte. Unterdessen mus man GOTT preisen, welcher den berühmten Herrn D. Callenberg in Halle erweket hat, sich theils durch herauskommende Schriften, theils durch Versendung einiger getreuen und geschikten Lehrer, mit aller Mühe zu bestreben, damit dem zwar verblendetem, aber GOtt noch werthem Volk, eine Erkenntnis beigebracht werden möchte. Es sprach vor einiger Zeit ein Jude mit mir von der Bemühung des Herrn D. Callenbergs, und meinete, der gute Mann möchte sich nur nicht so viel Mühe geben: weil alles vergeblich wäre. Wir nehmen das Christenthum doch nicht an, und die Uberläufer sind schlechte Leute. Wo ist der Nuzen, den er schaffet? Ich hielte ihm ein Gleichnis vor. Wenn ein Jude der Umstände unsers Erdbodens vollkommen unkundig wäre, und im Frühjahr die Bemühung des Landmanns zum erstenmal sehe, wie derselbe allerhand Getraide so geschäftig in die schwarze und tode Erde scharret: solte er die Leute nicht für unklug halten, welche sich so vergebliche Mühe machten, und brauchbare Sachen in den Koth streueten? Der Hebräer gab zu verstehen, daß er dieses vermuthete. Wie, fuhr ich fort, würde ein solcher blinder Jude nicht beschämet werden, wenn er bald hernach die Körner hervorkeimen, Halme und Aehren treiben sahe, und endlich bemerkte, daß die Mühe der Landleute durch eine reiche Ernde vergolten worden wäre? So wirds mit dieser Saat des Göttlichen Worts auch gehen. Sind den Juden nicht schon manche Warheiten durch die ausgestreuten Bücher bekannt worden? Dis wird nicht vergeblich seyn. Der Jude versezte weiter nichts dagegen. Was meine gegenwärtige Absicht betrift: so ist bekannt, daß die Juden nunmehr durch dis Bemühen das neue Testament unter sich haben. Sie ersehen unter andern daraus, daß der Christen Messias wieder kommen wolle, (auf welche Art lasse ich unbestimmet,) daß vor seiner Ankunft unmittelbar sein groses Zeichen hergehen werde. Dis wissen sie zum Theil, und werden es noch weiter lernen.

§. 14.

Die Juden warten noch auf den Messias, und sezen in ihrem Talmud, daß höchst merkwürdige Wunderbegebenheitē

kurz

kurz vor seiner Ankunft geschehen würden. Es sind nemlich die Begriffe und Vorstellungen der Alten auf sie fortgepflanzet worden. Ich vermuthe, daß man im Talmud weitläuftige Beschreibungen vom Zeichen des Messias, welches am Himmel geschehen soll, antreffen möchte. Weil es aber mein Werk nicht ist, dis ungeheure und schwere Buch durch zu studiren: so will ich nur das Zeugnis anführen, so mir am ersten in die Augen gefallen. In dem Abschnitt Chelek des gemarischen Tractats Sanhedrin, im 11. Capitel, eröfnet Rabbi Jochanan seine Meinung von der Zukunft des Messias, mit allgemeinem Beifall der Juden:

Wenn der Sohn David, oder der herrliche Messias kommen wird, da werden auf der Erden wenig Schüler der wahren Weisheit und fromme Menschen seyn. Den übrigen insgesammt stehet ein strenges Schiksal bevor. Ihre Augen werden durch Betrübnis, Traurigkeit und Jammer verzehret werden. Angst und Herzeleid wird so geschwind auf einander folgen, daß wenn eine Noth vorbei ist, die andere schon in Bereitschaft stehet sich einzustellen.

Es erhellet aus dieser angeführten Stelle, daß die Juden hier keine Tradition haben, welche sich auf die Warheit der Schrift gründet. Es ist ein Unglük für sie, daß sie den Messias bisher verachtet haben. Allein darinn haben sie recht, wenn sie glauben, daß der Heiland mit seinem Reich bei der grösten Trübsal, so man sich vorstellen kan, herein brechen werde. Wenn nun das Vorspiel des jüngsten Gerichts sie und alle Völker schreken wird: so werden sie den Messias gewis erwarten. Kommt nun keiner, wie denn kein anderer kommen kan; erinnern sie sich, oder werden erinnert, daß der Heiland der Christen diese grose Weltbegebenheit viel deutlicher, als sie im alten Testament stehet, und eben also, als sie erfolget, vorher verkündiget, und angezeiget habe, daß solche das Signal sey, wodurch alle Völker erweket werden sollen: so werden sie gewis eine hinreichende Veranlassung zur Bekehrung haben; wobei ihnen die Erkänntnis, welche man ihnen bisher beizubringen gesucht hat, und ferner trachten wird, sehr zu statten kommen wird. Es werden also die Juden ihre Augen endlich auf den zurükwerfen, und sich mit Sehnsucht nach ihm umsehen, welchen ihre Väter durchstochen haben. Joh. 19, 37. Zach. 12, 10.

§. 15.

Die späte Bekehrung der Juden wird sehr aufrichtig und ernstlich seyn. Zach. 12, 10. *Sie werden über demjenigen, welchen ihre Väter durchstochen haben, klagen, wie man klaget ein einiges Kind, und werden sich um ihn betrüben, wie man sich betrübet um ein erstes Kind.* Sie werden also ihre lange Versäumnis durch grösern Fleis einzubringen, und sich dem Erlöser gefällig zu machen trachten.

§. 16.

Wenn das Haus Jacob zu seinem Gesalbten wird bekehret seyn; §. 14. wenn die übrigen Völker den Ruf der starken Posaune in das Ohr und in die Herzen werden dringen lassen; wenn sich die Christenheit zum lebendigen Glauben an ihren Erlöser, und zur wahren Verehrung desselben wird erweket haben: so werden die Religionsstreitigkeiten geschlichtet, der Kirchenfriede hergestellet, und die oft versuchte Union zu Stande gebracht werden. Es ist nemlich ohnmöglich, daß diejenigen mit einander zanken könnten, welche Christum warhaftig erkennen, und in seiner Liebe ein Herz und eine Seele sind. Vermuthlich wird aus dieser Vereinigung eine Freude fliessen, als dorten entstand, da sich Joseph seinen Brüdern zu erkeñen gab.

§. 17.

Indem nun also nach dem Worte GOttes durch das Vorspiel des jüngsten Gerichts die Rotte der ungewinnlichen Gottlosen getödet; §. 9. und die übrigen Menschen zur wahren Furcht GOttes erwekt werden sollen: so kan ich wol nunmehro sezen, daß die Erde als ein Heiligthum GOttes wiederum werde gereiniget werden.

§. 18.

Es ist leicht muthmaslich, daß GOtt solche grose Anstalten nicht um einiger wenigen Jahre wegen machen werde, und daß der jüngste Tag nicht unmittelbar auf dis Vorspiel folgen könne. Wie lange soll denn der beglükte Zustand auf Erden, und das herrliche Reich dauren? Es würde eine sehr verwegene Frage seyn, wenn die heilige Schrift nicht selbst zur Vermuthung Gelegenheit gegeben hätte. In der Offenbahrung Johannis heisset es: *sie lebten und regiereten mit Christo tausend Jahre.* cap. 20, 4. Nimmt man diese Offenbahrung nach den Worten: so müste der beglükte Zustand tausend Jahre wären. Allein, es ist in allen Sprachen gebräuchlich, eine grose Anzahl durch tausend auszudrüken: ohne darauf zu sehen, ob sie mehr oder etwas weniger ausmache. Ich lasse mich daher in die Weitläuftigkeiten vom tausendjährigen Reich nicht ein: die gegründete Hofnung besserer Zeiten aber wird keiner läugnen, welcher die Bibel vernünftig zu lesen pfleget.

§. 19.

Es sind die Lehren, welche ich bisher vorgetragen habe, von groser Wichtigkeit: am allermeisten, weil das Vorspiel des jüngsten Gerichts mit seinen grosen Folgen anoch künftig ist. Ich weis gewis daß ich mir das ganze menschliche Geschlecht verbinden würde, wenn ich die eigentliche Zeit angeben könnte, wenn diese grose Weltbegebenheit zu erwarten stünde. Ich gestehe aber, daß ich dieses so wenig als ein anderer kan. Weil aber doch in der heiligen Schrift einige Gelegenheit zu Muthmassungen gegeben worden: so sehe ich nicht ein, warum man solche nicht zu weiterer Prüfung vortragen könnte. Wie viele Conjecturen trift man nicht in den Schriften der Gelehrten an. Ein streitiger Punct der Zeitrechnung, eine dunkele Lesart in einem Poeten, eine alte Fabel und deren Bedeutung sind wichtig genug, daß gelehrte Männer ihre Gedanken darüber mittheilen, und niemand verdenket es ihnen. Solte ich besorgen, daß verständige Leute mir es übel deuten würden, wenn ich über diese höchstwichtige Sache einiges zu weiterer Untersuchung vortrage? Von vernünftigen Männern habe ich nichts zu fürchten. Für diejenigen aber, so in Vorurtheilen stehen, will ich vorher einige Erinnerungen machen, und sie, so viel möglich ist, für Ausschweifungen zu bewahren trachten.

1) Die heiligen Väter des alten Testaments sind so neugierig gewesen, daß sie geforschet, auf welche und welcherlei Zeit der heilige Geist die Zukunft Christi deutete. 1 Petri 1, 11. Wollen wir die ehrwürdige Asche dieser Heiligen beunruhigen, und solche Seelen eines Vorwizes beschuldigen, welche mit Licht und Glanz vor dem Thron des Lammes umgeben sind, und uns in unserer benebelten Dunkelheit mit Erbarmen herumtappen sehen? Ich weis nicht, wie glüklich sie in ihrer Untersuchung gewesen sind: aber dis ist klar, daß der Apostel des HERRN diese ihre Beschäftigung *nicht zu ihrer Schande: sondern zu ihrem Lob* anführet. Was gedenket ihr, besorgliche Seelen, wird es uns zu einem Vorwurf gereichen, daß wir bei dieser Weltbegebenheit, welche der Geburt Christi ihrer Wichtigkeit wegen nahe an die Seite gesezt zu werden verdienet, ein wenig nach der Zeit forschen? Ihr werdet sagen, daß erleuchtete, vernünftige und fromme Leute,

Leute, wie Petrus, es nicht thun können. Es ist gut. Was die Vernunft gedenket, redet, thut, mus nicht die Regel unsers Verhaltens seyn.

2) Hat der Heiland denen, so den Daniel lesen, nicht alle Aufmerksamkeit anbefohlen? Matth. 24, 15. Es wird uns also wol keine Schande seyn, wenn wir seiner Erinnerung folgen.

§. 20.

Es ist also möglich, daß dis Vorspiel vor der Thür und näher ist, als es ein Sterblicher vermuthen solte. Diesen Saz wird mir kein GOttesgelehrter abstreiten. Es ist ja bekannt, was bisher vom jüngsten Tag hier und da gelehret worden. Es stehet das Lied: *Es ist gewislich an der Zeit, 2c.* in denen Evangelischen Gesangbüchern, und wird mit Erbauung gesungen. Wenn es erlaubt ist also zu lehren, und also zu singen: so weis ich nicht, wer mirs verdenken könne, wenn ich vom Vorspiel des jüngsten Tages, welches viele hundert Jahr vorher gehen soll, schreibe, daß es bald hereinbrechen könne. Am allermeisten wird diese Möglichkeit durch das Wort des HERRN bestärket. Matth. 24, 37. *Gleichwie es zu der Zeit Noah war, also wird auch seyn die Zukunft des Menschensohns mit seinem Zeichen und Vorspiel.* Wie war es denn zur Zeit des Noah? Der Heiland hätte viele und abscheuliche Laster erzehlen können: aber er begnügt sich nur mit der Sorglosigkeit und der wenigen Achtung, welche die Menschen für die heilsamen Erinnerungen der wahren Weisheit hatten. v. 38. *Sie assen, sie trunken, sie freieten und liessen sich freien, bis an den Tag, da Noah zu der Arche eingieng. Und sie achtetens nicht, bis die Sündflut kam, und nahm sie alle dahin.* Ich könnte hier auch ein weitläuftiges Register der Laster hersezen, welche mitten in der Christenheit ganz ungescheut ausgeübet werden. Aber ich will ebenfalls nur der Sorglosigkeit, des wenigen Eifers in der Furcht GOttes, und der Schlafsucht, wenn wir unsere Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen sollen, Erwehnung thun. Ist es nicht eine Abschilderung der Christen eben sowol als anderer Völker: sie essen, sie trinken, sie freien und lassen sich freien, sie denken an das Vergängliche, und vergessen der Ewigkeit?

§. 21.

Es ist nicht nur möglich, daß das Vorspiel nahe sey: sondern es scheinet auch wahrscheinlich nahe zu seyn. Ich will die hieher gehörige Stelle der Schrift erklären, und zur Beurtheilung übergeben. Dan. 8, 14.

Es sind zwei tausend drei hundert Tage, von Abend gegen Morgen zu rechnen, so wird das Heiligthum wieder geweihet werden.

Anmerkungen.

1) *Daniel* hat in einem prophetischen Gesicht viele Zerstörungen und Elend erbliket, welche das heilige Land und auch andere betreffen würden. Er wurde darüber betrübet: aber der HERR lies ihn aufrichten, indem er ihm die Nachricht gab, daß solches Elend insgesammt sein bestimmtes Ende hätte.

2) Die Zeit, wenn solches Elend geendiget werden solte, wird durch 2300. *Ereb Boker* ausgedrukt. Der selige L = = hat sie im teutschen Tage genannt. Da aber in heiliger Schrift zweierlei Tage vorkommen, gemeine von 24. Stunden, und prophetische, so Jahre sind, welches denen nicht unbekannt ist, welche den Grundtext verstehen: so theilen sich die Meinungen über dem *Ereb Boker*. Es wird sich aber sogleich zeigen lassen, ob man Tage oder Jahre verstehen müsse.

3) Wenn ein vernünftiger Mensch eine Zeit bestimmet: so sezet er einen Punct,

bei welchem man anfangen müsse. Ist solcher Punct nicht ausdrüklich genannt: so ist es die Zeit, da man von einer Sache redet. Wenn ich zum Exempel seze, es ist im 1742. Jahr, da ich dieses schreibe: so wird die Geburt Christi nach der gemeinen Rechnung angenommen, und man hat einen Zeitpunct, von welchem man die 1742. Jahre zu rechnen anfangen mus. Sage ich aber, es sind noch vier Wochen, oder über vier Wochen, will ich diese Schuldforderung zahlen: so wird jederman den Tag, an welchem ich solches rede, für den terminum a quo, oder für den Anfang solcher vier Wochen nehmen. Es würde gewis für eine Verspottung aufgenommen werden, wenn ich nach Ablauf solcher Zeit sagen wolte: ich will die Forderung nach vier Wochen bezahlen, aber ich verstehe es also, daß diese vier Wochen von Johannistag im Jahr 1777. zu zehlen angefangen werden müssen. Ist nun diese Anmerkung deutlich, und der Art zu reden unter vernünftigen Leuten gemäs: so wird man eine Regel haben, nach welcher man den Ausspruch Daniels verstehen möge.

4) Daniel hatte im dritten Jahr des Königs Belsazer die Offenbahrung von 2300. Tagen. cap. 8, 1. Es wird kein Zeitpunct bestimmet, von welchem man zu rechnen anfangen müsse. Also lehret die Vernunft einen jeden, daß der Anfang solcher Zeit eben der Tag oder das Jahr sey, da der Engel gesprochen: es sind noch 2300. Ereb Boker. Verstehet man nun Tage von 24. Stunden: so würden 6. Jahre und etliche Monate heraus kommen, und sich im 10ten Jahr des Königs Belsazer endigen. In diesem Jahr aber ist gar nichts veränderliches vorgegangen; und wer den Spruch auf solches deuten will, der wird zugleich gestehen, daß die Prophezeihung nicht eingetroffen habe. Die gemeine Schaar der Ausleger weis diese Zahl wol zu finden. Sie spricht: einige hundert Jahre nach Daniels Zeiten kam Antiochius Epiphanes, verwüstete das gelobte Land, und entheiligte den Tempel. Nach seinem Tod wurde er vom Judas Maccabäus wieder gereiniget. Das mag fast 6. Jahre hernach gewesen seyn. Und dis sind die 2300. Tage. Ich will einem jeden das Vergnügen gönnen, welcher bei dieser Meinung Ruhe finden kan. Nur wäre gut, wenn man auch gezeiget hätte, wie der Spruch Daniels bei dieser Meinung mit der Vernunft zusammen gereimet werden könnte. Man legt in der That dem Engel folgende Rede in den Mund: sey getrost, Daniel, nach 2300. Tagen soll das Elend ein Ende haben, du solst aber nicht wissen, wo sie angehen werden. Was hat der Heilige mit dieser Rede gesagt? heist das eine Zeit bestimmet?

5) Da sich die Tage nicht schiken: so haben viele christliche und jüdische Lehrer Jahre verstanden, welches auch gar füglich angehet. Daß aber einige Juden von der Sündflut, oder dem Ausgang aus Egypten solche Jahre anfangen, wie der grose Rabbi Salomo Zizchaki thut: solches geschicht ohne einigen hinreichenden Grund.

6) Nimmt man Jahre, und fängt sie vom dritten Jahr Belsazers an, da die Offenbahrung geschehen: so thut man was nach der biblischen und prophetischen Schreibart geschehen kan; massen diese unter Tagen oft Jahre verstehet. Man hat nicht Ursach sich mit der Unfüglichkeit zu plagen, so n.2. gezeiget worden. Man vereiniget den 14. v. mit dem 17. und 26. v. dieses Capitels, da ausdrüklich der Zeit des Endes gedacht wird.

§. 22.

Da ich den Grund angezeiget, aus welchen man vielleicht etwas muthmassen möchte: so will ich nach solchem die Sache noch etwas umständlicher nach der Zeitrechnung vorstellen. Ich mus aber zum voraus sezen, daß ich die Zeitrechnung

nung des Sethus Calvisius, welche in allen Calendern stehet, nicht gebrauchen: sondern mich nach dem Usserius richten werde; wie denn die ganze gelehrte Welt diesem grosen Mann mit Recht beipflichtet. Ich gebe also folgendes zu überlegen:

1) Belsazer, welcher auch Nabonidus heist, kam zur Regierung im Jahr der Welt 3449. Dis findet man beim Usserius p. 78. seq. und in des Herrn Inspector Freiers Historie p. 185.

2) Daniel erhielt die Offenbahrung, daß das Heiligthum gereiniget werden solte im dritten Jahr des Belsazers, cap. 8, 1. und also im Jahr der Welt 3482.

3) Da nun das Jahr der Welt 3482. der Zeitpunct ist, von welchem man die 2300. Jahre zu rechnen anfangen soll: so kommt heraus das Jahr der Welt 5782.

4) Von diesem Jahre nun, wenn meine obige Erklärung richtig ist, spricht der Prophet, daß die Erde schon geheiliget seyn soll. Nicht ist die Meinung, als wenn im selbigen Jahr die grose Begebenheit angehen werde: sondern sie soll, nach dem Innhalt des hebräischen Ausdruks, vorbei seyn.

5) Der Heiland ist im 4000ten Jahr der Welt geboren worden. vid. Herrn Inspector Freiers Universalhistorie p. 380. Von dieser Zeit an sind verflossen 1746. oder nach genauerer Rechnung 1750. Jahre: weil nemlich Dyonisius das Jahr der Geburt Christi unrecht angesezet hat, wie bekannt ist. Rechnet man 4000. und 1750. zusammen: so erhellet, daß wir jezo im Jahr der Welt 5750. leben.

6) Da nun im Jahr der Welt 5782. das Vorspiel des jüngsten Gerichts schon geschehen seyn soll; wir aber jezo in dem 5750sten Jahr leben: so wäre gewis die Zeit kurz zu unserer Ermunterung, in Busse, Glauben und Heiligkeit dahin zu trachten, daß wir unter denen seyn könnten, welche bei dem Einbruch der grösten Noth ihre Häupter aufheben, darum, daß sich ihre Erlösung nahet. Luc. 21, 28.

§. 23.

Weil die Lehre vom Vorspiel des jüngsten Gerichts auf eben die astronomischen Gründe gebauet ist, als der Saz von der Sündflut; in der Schrift aber eine ganze Wolke von Zeugen vor sich hat: so haltet solche Hr. Rector Heyn für gewis, (aus dessen gedrukten Schriften ich diese Abhandlung sowol, als die von den Cometen und der Sündflut,) hergenommen habe. Was übrigens die Zeit betrift: so wird ein jeder die Sache überlegen; und, weil es auf eine vernünftige Erklärung ankommt, der Vernunft mehr, als irgend einer angenommen Meinung Plaz geben.

Ein kurzer Begrif, von der Kunst, ein Real-Gelehrter zu werden.

Ich rede von Gelehrten, und ich verstehe unter diesem Namen Personen, welche durch das Studiren die Wissenschaft sich und andere glüklich zu machen erlernet haben. Nachdem nun die Personen, welche studiret haben, diese Wissenschaft nur dem Namen nach oder in der That besizen, nach dem nenne ich sie entweder Nominal- Gelehrte oder Real-Gelehrte. Ich erinnere mich zwar, daß die Weltweisen ehemals in Nominalisten und Realisten sind eingetheilet worden. Allein ich habe die Ehre Ihnen zu versichern, daß ich meine Eintheilung der Gelehrten von jenen nicht erborget habe; denn ich bekümmere mich um die Alten und ihre Grillen im geringsten nicht. Damit Sie aber wissen mögen, was ich mit einer jeden Benennung haben

haben will; so will ich mich darüber zu erklären suchen. Ein Nominaliste ist ein Gelehrter, der zwar viel weis, aber weder sich noch andere glüklich machet. Hingegen ein Real-Gelehrter ist ein solcher, der bei seiner leichten Wissenschaft doch sich und andere glüklich zu machen suchet. Sie werden mich besser verstehen, wenn ich Ihnen ein paar solcher Gelehrten abschildere. Titius ist ein gelehrter Mann. Er ist damit nicht zufrieden, daß er das Compendium seiner Wissenschaft inne hat; sondern er denket noch emsig nach, und untersuchet die Warheit mit dem grösesten Fleisse. Er kennet bei nahe alle Bücher, die in seiner Wissenschafft geschrieben sind, auch so gar diejenigen, so nur entferneter Weise dazu gehören. Er hat eine trefliche Erkenntnis sowol in der allgemeinen Welt, als auch in der gelehrten Geschichte. Tag und Nacht klebt er an seinen Büchern und an seinem Schreibetische. Wenn er einen Thaler Geld regen kan, so mus er Bücher dafür haben. Und wenn er einmal einen alten Tröster bekommt, welchen ich den Käseweibern gern überliese, so hat er eine grösere Freude, als wenn ich 99. Schok Erbsen einernte. Dabei aber leget er keinen Pfennig Geld zurüke, und suchet also weder seine Frau noch seine Kinder glüklich zu machen. Seinen Körper richtet er durch die viele Arbeit so hin, daß ihm weder Essen noch Trinken mehr schmeket. Was meynen Sie; verstehet dieser wol die Kunst sich und andere glüklich zu machen? Nein! warlich nicht. Sagen Sie mir selbst, worinn bestehet seine Glükseligkeit? Darinn, daß er weis, daß dieser oder jener dis oder das gewust hat; daß er weis, daß dieses wahr oder jenes falsch ist. Gewis, dis ist eine blosse Glükseligkeit in der Einbildung. Mit aller dieser Wissenschaft verzehret er sich und das Seinige, und wenn er stirbt, so lässet er seiner Frau Bücher und Kinder, aber kein Geld. Es ist leicht zu bestimmen, zu welcher Classe der Gelehrten Titius gehöret. Er ist ein Nominaliste. Ich seze diesem den Herrn Stax entgegen. Dieser ist ganz anders gesinnet. Er hat auch studiret; denn er ist zwei ganzer Jahre auf hohen Schulen gewesen. Er hat auch so viel gelernet, daß er mit Fallen und Aufstehen das Examen aushalten konte, welchem er sich, um eine Bedienung zu erlangen, nothwendig unterwerfen muste. In dem Amte, welches er bekleidet, führet er sich ganz anders auf als Titius. Er geniesset mit vielem Vergnügen des Ranges und der Einkünfte, welche mit seiner Stelle verbunden sind. Aber um die Gelehrsamkeit bekümmert er sich nun nicht mehr. Allein seinen Fleis wendet er auf seine Haushaltung, mit dem emsigen Bemühen, so viel Geld, als möglich ist, zurük zu legen. Bei denen Büchern siehet man ihn nicht; es sey denn, daß er in seine Register die Einnahme und Ausgabe eintrage. Sonst durchstreichet er seine Aeker, Bodens, Ställe und Scheuren. Hiedurch machet er sich in der That glüklich. Er bewahret sich vor der verdrieslichen Milzbeschwerung, und sezet durch die kluge Sammlung wichtiger Capitale sowol sich als die Seinen in den Genus würklicher Güter. Diesen nun nenne ich einen Realisten oder Real-Gelehrten. Wenn ich mich nicht sehr irre, wie ich mich denn nicht leicht zu irren pflege, so ist dieser Unterscheid der Gelehrten in der Sache selbst gegründet. Titius und Stax sind beide Gelehrte, aber mit dem Unterscheide, daß jener den Namen, nicht aber das Wesen eines Gelehrten, nemlich die Wissenschafft und den Besiz der Glükseligkeit hat. Dieser hingegen hat den Namen und die Glükseligkeit. Daher habe ich auch gegründete Ursache, diesen einen Realisten oder Real-Gelehrten, jenen aber einen Nominalisten oder Nominal-Gelehrten zu nennen.

Nun will ich Ihnen auch die Kunst lehren, wie man ein solcher Realgelehrter werden kan.

Die

Die Anlage dazu mus gleich auf Schulen gemachet werden. Ein künftiger Realist darf da durchaus kein Griechisch oder Hebräisch lernen. Um Vernunftlehre, Geschichtskunde und Alterthümer brauchet er sich auch nicht zu bekümmern. Dis bringet nichts ein. Aber im Schreiben und Rechnen mus er sich gut üben; dis kan er gar nicht entbehren. So viel Latein mus er auch fassen, daß er zur Noth ein Buch lesen kan; und die Französische Sprache kan er aus dem Gebrauche zu erlernen suchen. Wenn er mit der Erlernung dieser Stüke im 10ten Jahre anfänget, und damit bis in das 18te fortfähret, so kan er, wenn er nur einen mittelmässigen Kopf hat, dis alles in der Schule lernen, ohne daß er die Zeit zu Hause damit verderben darf. Die Stunden, die ihm ausser der Schule übrig sind, mus er anwenden, daß er entweder in seines Vaters Hause, oder bei seinem Wirthe die Vortheile der Haushaltung lerne. Dabei wird es ihm sehr zuträglich seyn, wenn er fleissig mit den Dienern, Köchinnen, Knechten und Mägden umgehet. Es glaubet es kein Mensch, wieviel man bei dergleichen Leuten siehet, das einem in seiner künftigen Haushaltung zur Lehre und Warnung dienen kan.

Auf höhern Schulen mus ein künftiger Realgelehrter allein auf seinen Vortheil sehen. Er darf weder Weltweisheit noch andere brodlose Künste treiben, sondern einzig und allein sein Brodstudium. Das kan er bequem in 2. Jahren endigen; ja es können, wenn er fleissig ist, wol anderthalb Jahre hinreichen. Ist er damit fertig, so mus er wieder nach Hause eilen, und so viel, als ihm möglich ist, Geld zu verdienen suchen, bis er etwa Gelegenheit bekommt, in ein Amt zu gelangen.

Ein Realgelehrter weis, daß gute Bedienungen die eigentlichen Schaupläze sind, auf welchen er seine Gelehrsamkeit zeigen kan. Daher mus er sich auch alle Mühe geben, eine solche zu erlangen. Alle Mittel, durch welche er seinen Zwek erreichen kan, sind ihm erlaubt. Er darf Geld geben, lügen, lästern, und alles thun, wodurch er sich glüklich machen kan. Nur vor einem hat er sich zu hüten. Um in ein Amt zu kommen, mus er sich ja kein armes Mägden, wenn es auch noch so tugendhaft wäre, aufheften lassen. Aus allen andern Mitteln darf er sich kein Gewissen machen. Er thut nichts, als was das Recht der Natur und sein Stand fordert; denn er suchet glüklich zu werden, und sich in den Stand zu sezen, auch eine Frau und Kinder zu Mitgenossen der Güter zu machen.

Ist ein Realgelehrter befördert, so hat er nichts mehr zu thun, als daß er sich nur als einen Gelehrten aufführe. Das soll so viel sagen, daß er sich bemühe, sich und andere glüklich zu machen. Um diesen Zwek zu erreichen, mus er zwar dem Amte welches er bekleidet, Genüge zu thun suchen; denn widrigenfalls könnte er abgesezt werden, oder sonst Schaden leiden. Aber ausser diesen Verrichtungen hat er nicht mehr nöthig, sich um die Wissenschaften zu bekümmern. Ein Prediger kan seine gute Postille reuten, ein Rechtsgelehrter seinem Schlendriane folgen, oder ein kräftiges Ja mit einer gelehrten Mine sagen, und ein Arzt kan seine Tropfen distilliren, seine Pulver reiben und seine Pillen drechseln, damit sind sie alle drei fertig. Weil aber in diesem Zeitpuncte ein Realiste seine Gelehrsamkeit fürnemlich zur Ausübung bringen mus, so will ich das fürnehmste, so er zu beobachten hat, in Regeln vortragen.

Die 1ste Regel. Wenn ein Realgelehrter ein Amt oder sonst seinen gewissen Siz hat, so darf er sich um kein Studiren, keine Bücher, keine gelehrte Zeitungen oder Monatsschriften bekümmern,

mern, sondern sich nur bemühen, sich und die Seinigen glüklich zu machen. Ach mein Herr! es ist nicht zu beschreiben, was die Nominalgelehrte in dergleichē Sachen vor Geld verschwenden. Da reicht nicht etwann ein halber Rthlr. zu, welchen ich jährlich vor die politischen Zeitungen bezahle: da gehen viele Thaler drauf. Ich habe einen Vetter, der in einem Amte von mittelmässigen Einkünften stehet, der hat jährlich 25. Rthlr. zu Büchern und dergleichen unnüzen Hausrathe ausgesezet. Ich weis aber gewis, daß er damit noch lange nicht auskommt. Gesezt aber, daß er nur jährlich 25. Rthlr. auf dergleichen Art durchbringet; so ist dieses doch schon genug. Wenn er dieses Geld zu einem Capitälchen machte, und die Interessen jährlich dazu schlüge, so könte er nach und nach schon ein Vermögen zusammen bringen, und sich und die Seinigen glüklich machen; aber so gehet alles für Bücher drauf. Wenn er nun aber stirbet, was gilt denn der Plunder? Darum Schade für alle Bücher! ich lobe mir bares Geld, gute Wechsel und tüchtige Schuldverschreibungen.

Die 2te Regel. Ein guter Realist mus so viel als ihm möglich ist, die Gesellschaft meiden. Ich habe zwar genug gehöret, daß die Gesellschaft der Gelehrten ein Mittel sey zu der Gelehrsamkeit zu gelangen; allein das ist ein verdam̄ter Grundsaz, der kostet den Nominalgelehrten ein gutes Stük Geld. Ich möchte mich zu tod ärgern, daß Leute, die Gelehrte seyn wollen, solche Mittel zu Erlangung der Gelehrsamkeit vorschlagen, die just der wahren Gelehrsamkeit zuwider sind. Was für Aufwand an Kaffee, Zuker, Wein und Tobak erfordert dieses Mittel? Darum weg damit! ihr eingebildeten Gelehrten lasset eure Mittel zur Gelehrsamkeit fahren, und sammlet das Geld, so ihr auf sie gewendet, so werdet ihr grössere Gelehrte werden, als ihr bei allen euren Grillen seyd.

Weil aber die Nominalisten, mit ihrer eingebildeten Weisheit unverständige Leute gegen die Realisten einnehmen, und denenselben also auch wol schädlich seyn können; so gibt dieses Anlas zu der

3ten Regel. Sie lautet also: Ein Realgelehrter mus sich so viel als möglich ist hüten, daß er mit keinem Nominalgelehrten in eine genaue Verbindung komme. Hieraus folget denn, daß er seine Töchter an keine solche Gelehrte verheurathen dürfe. Ein Nominalgelehrter darf auch keinem Realisten zu einem Amte, wenn er auch gleich könnte, beförderlich seyn; denn man hat, um oben angeführter Ursache willen, allen Fleis anzuwenden, sich dergleichen gefährliche Leute vom Leibe abzuhalten. Weil es aber nicht allezeit in unserm Vermögen stehet, aller Nominalisten müssig zu gehen, so erfordert doch wenigstens die jeztgemeldete Regel, sich denenselben so viel als möglich ist zu entziehen. Gesezt, ich wäre ein Mitglied eines Collegii, in welchem auch Nominalgelehrte wären; man wäre in einer wichtigen Sache streitig, und ich solte mich zu einer Meynung bekeñen; was wäre da zu thun? Ich würde den Schnupfen kriegen, verreisen, oder sonst eine Schulkrankheit vorwenden, damit ich nicht nöthig hätte, in der Versammlung zu erscheinen: alsdañ müsten mich ja die Nominalisten in meinen Würden lassen, und dürften mich nicht beschuldigen, daß ich die Sache nicht verstünde.

Da aber doch ein Realiste kein schlechter Hauswirth ist, sondern ein Gelehrter; so mus er sich doch auch durch etwas vorzügliches von jenen zu unterscheiden suchen. Dis kan leicht geschehen. Sie werden die Art gleich aus der

4ten Regel lernen; sie heisset also: Ein Realgelehrter mus zur Bezeugung seiner Gelehrsamkeit, von wissenschaftlichen Dingen, ob er sie gleich nicht verstehet, mit einer gelehrten Mine und einem entscheidenden Tone sprechen; er mus seine Wor-

Worte mit den nachdrüklichsten Betheurungen bekräftigen, und mit unter allerlei lateinische Redensarten oder französische Worte fliegen lassen. Glauben Sie mir, mein Herr! wenn ein Realgelehrter diese Regel recht anzuwenden weis, so wird unter hundert Bauren nicht einer seyn, der nicht mit einem Fluche erhärten solte, ein Mann, der so rede, müsse nothwendig alle Wissenschaften gefressen habe.

Von der Kunst zu trinken.

Nunc est bibendum.

Ich will jezo von einem geselligen Geschäfte handeln, welches so häufig gemisbrauchet wird, daß es deswegen einen allgemeinen sehr schlimmen Begrif wider sich erweket hat. Ich stehe in den Gedanken, daß die Neuigkeit und Wichtigkeit der Sache die Aufmerksamkeit meiner Leser auch in diesem Blat unterhalten werde. Die edle, die vortrefliche und so wenigen bekannte **Kunst zu trinken** ist eines eigenen Bogens in diesem Referendario wol würdig. Ich stehe in der festen Uberredung, daß ein guter Trunk, (ich meine nicht einen starken Trunk,) mehr Nuzen habe, als den Durst zu löschen, und über dieses so wol den Geschmak ergöze, als auch vornemlich eine gewisse Munterkeit ertheile, die das Leben in die Gesellschaft bringt. Unsere gesellige Sittenlehre ist nicht so strenge, daß sie es zur Sünde mache, wenn uns ein Trunk schmekt, und wenn man deswegen trinkt, um aufgeräumt zu werden. Wir haben die heilige Schrift auf unserer Seite, welche nicht nur den Wein preiset, weil er des Menschen Herz erfreuet, sondern auch befiehlet, den Betrübten dadurch die Freude wieder zu geben, und, einem schwachen Magen zu gefallen, nicht bloses Wasser zu trinken.

Die Erfahrung überzeuget uns, daß der Trunk ein allgemeines Verbindungsmittel der Gesellschaften sey, indem von den Zimmern der Schlösser an bis zu den Dorfhütten überall dergleichen Zusammenkünfte angestellet werden, darinnen man trinkt; und es dürften sehr wenige Personen in dem ganzen heiligen Römischen Reiche angetroffen werden, die nicht den Trunk unter eine der allgemeinesten so wol, als Hauptergözlichkeiten zehleten, und mit uns sagen würden:

Vollkommene Lust hat zu Gefährten den Wein.
Telamon.

Da das Trinken so allgemein gemein geübt wird, so ist es moralisch nothwendig, daß es dem stärksten Misbrauch und Misverstand unterworfen sey. Denn es sind wenig Menschen, die den Werth der Dinge recht verstehen, und die besten Sachen recht zu gebrauchen wissen, oder die ihre Sinnlichkeit recht mäsigen können. Es ist auch kein Wunder, daß die Eiferer gegen die Thorheit und Laster so wenig Maas halten, als die meisten Trinker, und zu weit gehen, und gar zu leicht eine jede Gesellschaft, darinnen vor jeder Person

son eine Flasche Wein stehet, für Säufer halten. Wir bitten diese Herren, mit welchen wir gegen die Säufer gemeine Sache machen, nicht so gleich die Stirne in Runzeln zu legen, wenn wir, die wir gesellig sind, uns unter die Anführung des Epicurers begeben, ohne uns unter diejenigen von seinen Anhängern zu mengen, die seine weise Lehren so übel verstanden, und noch übler angewendet haben. Es solte billich niemanden unbekannt seyn, daß Epicurus nicht so schlimm war, als man ihn beschreibt. Dieser Erzvater der geselligen lehrete uns die Freude, die eitele Freude, zu der wir erschaffen sind, ohne die Uppigkeit, Wollust und Unmäsigkeit zu empfehlen. Er verlachte die unmenschlichen Säze der Stoiker, die dem Menschen die Empfindung, Sinnlichkeit und Gemüthsbewegungen rauben wollten. Epicurus erkannte die menschliche Natur besser, und als ein weiser Arzt suchte er die Kräfte derselben zum rechten Gebrauch anzuführen; dahingegen die Stoiker dem Arzt im Moliere gleicheten, welcher die Krankheit mit der Seele aus dem Körper jagte. Wenn wir nun sagen, daß der Wein besser schmeke als Wasser, wenn wir gebieten, ihn zur Freude und Frölichkeit anzuwenden, wenn wir ihn gerne trinken: so glauben wir nicht nur was höchst unschuldiges, sondern auch was sehr pflichtmäsiges zu begehen. Doch ich habe vielleicht weniger von Seiten der zu strengen Sittenlehrer zu befürchten, als von Seiten der nassen Brüder, die gar zu leicht allen möglichen Vorwand ergreifen, eine böse Gewonheit zu rechtfertigen, die so schändlich ist, daß sie alles möglichen Vorwands höchstbedürftig ist. Die Kunst zu trinken ist nicht die Kunst zu saufen; und ein Becher der Frölichkeit ist kein Taumelkelch, so wenig als die Freude und der Rausch einerlei und eben dieselben Sachen sind. Diejenigen, die ihre wenige menschliche Vernunft um des Geschmaks willen verläugnen, sind kaum werth, daß wir ihrer gedenken. Wer die Kunst zu fechten lehret, hat nichts mit den Strassenräubern und Mördern gemein, und die Arzenei ist sehr von dem Vergiften unterschieden.

Die ganze Kunst zu trinken bestehet in der güldenen Mittelmäsigkeit; wer diese übet, ist ein rechter weiser Trinker. Ein alter griechischer Weiser, der berühmte Socrates, dieser würdige Trinker, sagte, indem er eine Schale Wein in der Hand hielt, die Gesellschaft solte trinken, so wie die Pflanzen den Regen nöthig hätten. Ein mässiger Regen erquikte sie und vermehrete ihre Stärke, Farbe, und Wachsthum; da hingegen ein übermäsiger Regen sie schwächete und drükete, daß ihre Blätter unordentlich hiengen, und sie selbst hin und her wanken musten. Als er hiemit die ganze hohe und zugleich leichte Kunst zu trinken in wenig Worten gelehret hatte: schritte er zu dem übenden

Theil,

Theil, trank seine Schale aus, und lies sich eine neue einschenken.

Freude gehöret nur für solche Menschen, die so glüklich sind, daß sie die seltene Kunst zu denken verstehen, und daher ein Vergnügen recht geniessen können. Wie sinnreich haben nicht die Alten dieses durch Bilder entworfen. Vor dem Wagen, auf welchem der mit Reben gekränzte jugendliche Bachus mit einer gefüllten Schale in der Hand fähret, reitet ein betrunkener Silen auf einem Esel, den man halten mus, wenn er nicht den Hals brechen soll: den Wagen des Bachus ziehet ein gebändigter Löwe und zamer Tieger. Wir müssen dem Erfinder dieser Vorstellung eine besondere Stärke in der Sittenlehre, den feinsten Wiz, und eine grose Kenntnis des menschlichen Herzens, nebst einer ausnehmenden Wissenschaft in der Bilderlehre zueignen. Das Gemählde dieses Bachus stellet alle gute und übele Würkungen des Weins vor.

Die Erfahrung lehret, daß ein mäsiger und frölicher Trunk die Jugend erhalte, und Troz dem Alter bis in die späten Jahre verlängere; er macht das Alter jugendlich. Wenn ein nüchterner Mensch widerwillig und zornig ist, so verringert jedes Glas seinen Unwillen; er wird leutselig, gütig und gesprächig. Sehet hier den gebändigten Löwen und gezämten Tieger. Unsere natürliche Beschaffenheit ist bei dem kalten Blut zu vielerlei Verrichtungen nicht aufgelegt, sie gebraucht eine kleine Hülfe, eine kleine Anfeuerung, welche ihr zwei oder drei Spizgläser voll guten Weins ertheilen; alsdenn kommt das träge Geblüt in einen regeren Umlauf, unser Körper wird hurtiger und geschikter. Und weil von der Verfassung des Leibes vielerlei Vorstellungen der Seele abhangen; so verursacht die edle und gemäsigte Würkungen des Weins, daß solche Vorurtheile, die uns vermöge des Körpers eigen sind, wegfallen. Der Träge wird hurtig, der Bedenkliche entschlossen, der Argwöhnische vertraulich, der Verdrüsliche ruhig, der Traurige gelassen, der Verzagte herzhaft und der Blöde dreist. Unsere ehrliche Altväter verstunden dieses recht gut; daher rühmt sie Tacitus, wenn er von ihnen sagt, daß sie Rath gehalten hätten, wenn sie sich nicht hätten verstellen können, und daß sie zur That geschritten wären, wenn sie vor dem Irzthum wären gesichert gewesen. Alles dieses sind geseegnete Würkungen des Rebensafts, und eines jeden andern guten Geträn̈ks, wenn die rechte Masse beobachtet wird. Ein Arzt der menschlichen Gesellschaft, gleichwie die Lehrer der Weisheit seynd, der den Wein und den Menschen kennt, wird viele Gelegenheit finden, ein oder zwei Spizgläser voll Wein zu verschreiben, ja nachdem das dike Geblüt soll verdünnet, oder die Galle aus der Gesellschaft gebracht werden. Wir werden in diesen und sol-

solchen Fällen den Wein so gut empfehlen, als die meisten und grösten Aerzte der Brunnen für nöthig erkennen.

Wolt ihr befreit von Krankheit seyn,
So trinket Wein.
Verlacht des Arzts zu geizigs Nein.
Vermahnt, ihr ernsten Sitten-Lehrer
Durch Wein zur Tugend eure Hörer,
Vor Sucht und Laster ist kein Mittel allgemein,
Als: trinket Wein.

Der Wein hat tausend kleine Nebenwürkungen, und gibt viele artige Dinge an die Hand, die ohne den Wein, zum grosen Nachtheil der Geselligkeit, unterbleiben müssen. Jeder wird sich auf dergleichen Vorfallenheiten zu besinnen wissen.

Ich an meinem Theil preise die Gewonheit, nach welcher ein Mann, der Magister werden will, die ganze Facultät mit Wein bewirthet: denn alle Schulfüchsereien entweichen bei diesem Saft, und wie manchmal kommt dem neuen Magister eine zu rechter Zeit wolangebrachte Gesundheit sehr zu statten.

Bis hieher habe ich das Bild des triumphirenden und jugendlichen Bachus betrachtet; aber der theure Silen, dieser ehrliche Greis, der so viele Brüder hat, erinnert mich auch seiner zu gedenken. Seine abentheuerliche boksfüsige Gestalt, sein langöhrichtes und gehörntes Gesicht, seine Ritterschaft auf einem Esel, und sein Taumeln, möchte ich nicht zu erst entworfen haben, wenigstens in der jezigen Zeit nicht, weil ich sonst den Namen eines Lästerers und Pasquillanten dürfte erhalten haben. Da ich aber nunmehr meine Anmerkungen auf Rechnung der Alten schreiben kan: so werde ich, da mir ein Glas Wein Muth gemacht hat, mit einiger Freiheit, die einem Trinker wolansteht, die Säufer angreifen, die uns Trinkern so grosen Eintrag thun. Diese Herren dürfen keine Gnade hoffen, da sie uns das ganze Spiel verderben, und den Wein durch Saufen den Trinkern fast zu theuer machen. Und warum solte ich Leute verschonen, die sich selbst nicht verschonen, die das edelste, was sie besizen, die Vernunft, ihrem Geschmake und einer wilden Empfindung aufopfern? Diese Herren sind nicht von einerlei Gattung; das Laster der Trunkenheit ist sehr reich an Abänderungen, und ich werde meiner Feder den vollen Lauf lassen, alle Fehler deutlich zu schildern.

Claudius Pantagruel hat eine solche Gewonheit im Trinken erlangt, daß er täglich zu seinem ordentlichen Masse 16. Maas gutes und starkes Bier gebraucht; dieses ist sein häuslicher Trunk. Denn wenn er bei andern zum Trunke gehet, bricht er sich von den 4. Bouteillen, deren jede 4mäsig ist, nicht ein Glas ab. Der Trunk ist sein höchstes Gut, und nach seinem Wunsch müste kein Vormittag in der Welt seyn, weil man ihm von Jugend auf nicht verstattet hat, vom Thee an Bier zu trinken. Es liebt wol kein Mensch die Gesellschaft stärker als er; wie er aber die Welt für eine Bierschenke hält, so ist der Trunk der Bewegungsgrund seiner Geselligkeit. Seine Erkenntnis bestimmet seine Sprache, denn man höret ihn ausser den Nöthigungen zum Trunk nur wenige und nichtswürdige Sachen reden. Wenn man aus seinem Leben das Einschenken und Austrinken wegnimmt, so bleibt ausser dem Tobakrau-

rauchen, Essen, Aus- und Anziehen und Schlafen nichts übrig. Niemals ist ein Mensch leichter zu befriedigen, als er; denn eine plumpenmäsige Bouteille beschäftiget ihn einzig, und er kan ganze halbe Täg stilleschweigend in der grösten Gesellschaft sizen, wenn es ihm am Vorrathe des Trunkes nicht mangelt, bis endlich die lahme Zunge gelöset wird, und etliche undeutliche Worte herstammlet. Ich habe ihn einstens in einem grosen Seelenkampfe gesehen, da zum Unglük ein kleinerers Trinkglas vor ihn gesezet wurde; er war eine halbe Viertelstunde im Streit: (dieses war für ihn eine erstaunungswürdige Enthaltung,) ob er trinken wolte oder nicht, doch endlich nahm die Menschenliebe die Oberhand, und er trank. Er mag hingehen wo er will, so gehet er zu Biere, ohne in ein Wirthshaus zu kommen, und sein erstes was er bringt oder fodert, ist ein volles Glas. Wenn aus der Sprache alle Saufwörter, und aus der Natur aller übermäsiger Trunk weggenommen würde, so würde er in kurzer Zeit stumm und bald darauf tod seyn. Er achtet einen Menschen nach der Menge des Trunks, den er von ihm erhält, und nach der Aufmerksamkeit die sein Wirth auf das leere Glas hat, und die Bewirthung preiset er, von welcher er sinnlos nach Hause gebracht wird.

Camilluskoster würde sich um aller Welt Gut willen Amtshalber nicht volltrinken. Volltrinken heisset nach seinem Begrif sich von Sinnen saufen. Den halben Rausch verabscheuet er blos um des Namens willen; daher nennet er ihn einen Trunk der Frölichkeit, das poculum hilaritatis. Er hat eine vortrefliche Ubung darinn. Er ist hochmüthig und blöde, es gehet ihm nie besser von statten, als nach einer guten Dosis Brandewein, Bier oder Wein, dabei siehet man ihn nie sinnlos; denn bis dahin lässet er es so leicht nicht kommen, ohnerachtet er bisweilen ofte übereilet wird. Er hebet mit Kosten an, und kennet alle Ergözlichkeit des Geschmaks. Er ist frei und lustig von Natur, so bald aber der edle Wein in ihm wirket, wird er gerühret: alsdenn fallen ihm die Sittenlehren ein, die er des Sonntags vergessen hatte: er danket seinem GOTT für das viele Gute, das er ihm erwiesen. Dieses Gute erzählet er von Stük zu Stük, und es bleibet nichts von seinen lobenswürdigen Eigenschaften zurük. Wenn zu der Zeit des stolzen Pharisäers Brandewein wäre im Gebrauch gewesen, so würde ich aus Camilluskosters Exempel schliessen, daß er ein halb Nössel gegen die böse Luft zu sich genommen hätte, um den grosen Berg des Tempels desto sicherer zu ersteigen. Bei diesen Rührungen seiner Seele kan es nicht fehlen, daß er nicht oft den Abwesenden und Anwesenden ihre Fehler treuherzig und dürre unter die Augen sagen solte. Ich habe gemerkt, daß er von der Religion, zu der er sich bekennet, und die er lehren soll, nach der Maas des Trunks, den er zu sich genommen hat, überzeuget ist. Und da er sich vest in die Classe der Schriftverfasser sezet, so werden die Schrift- und Religionsspötter dahin zu sehen haben, daß der Brauer, Brandeweinsbrenner und Weinschenke ihn mit schlechter Waare versehen, wenn sie gegen ihm bestehen wollen. Diejenigen aber, die die Heimlichkeiten anderer Personen zu wissen verlangen, müssen einen gegentheiligen Wunsch thun. Denn so verschwiegen Camilluskoster ist, so geneigt ist er doch zur vertraulichen Entdekung der Dinge, die nicht alle Welt wissen soll. Die vortreflichste Würkung des Weins bei ihm ist, daß er alsdenn die ganze Welt für sehr gut hält. Wenn er früh bedauret, daß seine Verdienste nicht genug erkannt werden, (denn so lange eine vornehme Stelle übrig ist, die er nicht bekleidet, so lange bedauret er die schlechte Einsicht der Menschen,) so stehet er Nachmittag gar wol ein, daß seine Verdienste Verehrer genug

genug haben. Denn da er zu dieser Zeit im Stande ist, seinen ganzen Werth recht zu fühlen, und besonders geneigt ist ein gutes Zutrauen zu der ganzen Welt zu haben, so fehlet es ihm nicht an Entschuldigungen, die die Welt wiederum schuldfrei machen. Ich wünschte, daß seine Gutherzigkeit mit ihm aufstünde, denn des Morgens läugnet er gemeiniglich, was er gesagt hat, und was ihm das Gedächtnis auf einer Seite nimmt, ersezt es ihm auf der andern Seite reichlich: indem er viele Dinge gehört hat, die kein Mensch zu sagen gedacht hatte. In dieser Beschafenheit seines halben Rausches findet man ihn nie zu Hause, denn sein Trieb sich mitzutheilen treibet ihn alsdenn an alle Orte hin, auch an solche, welche er zu jeder anderer Zeit würde gemieden haben. Wehe seiner Frau oder seinem Gesinde zu dieser Zeit; denn da er von seiner Wichtigkeit und von seinem Werthe eingenommen ist, so findet er sich sehr leicht von diesen unverständigen Leuten beleidiget.

Johann der Unternehmer, der sich zu Zeiten Jean des entomeurs nennt, und sein Geschlecht von dem Bruder Jean des entomeurs, den Rabelais berühmt gemacht hat, erzehlet, hält die Mittelstrasse. Er trinkt so lange bis er lustig ist, er trinkt sich nie voll: denn er hat einen guten Magen und keinen schwachen Kopf, er kan so viel Bouteillen ausleeren, als Personen in der Gesellschaft sind, und alsdeñ geben ihm die regierenden Herren, die Freunde und die Schönen Gelegenheit, die Dekelgläser hervorzubringen. Bei dem allen bleibet er bei Verstande, und der Wein hat keine andere Würkung bei ihm, als daß sein Wiz ermuntert wird, Zweideutigkeiten, Wortspiele und endlich kleine Zötlein vorzubringen, auf welche die Grosen folgen. Er wird in den Stand der Unschuld versezet, nennet alles bei dem rechten teutschen Namen, und versaget sich nichts, so daß man allerlei neues von ihm höret. Es ist nur Schade, daß Johann der Unternehmer nicht lustig seyn kan, ohne gewisse Scherze vorzubringen, die den Wohlstand, die Hochachtung und die Ehrerbietigkeit gegen das schöne Geschlecht beleidigen. Mich deucht, das Bild des boksfüsigen Silen sey durch diese Beispiele genug erläutert. Wir wollen nun die Kunst zu trinken nach ihren Regeln und Gesezen vortragen, so wie sie unter uns geübet wird:

1) Niemand kan recht kunstmäsig trinken, der nicht die Freude und das aufgeräumte Wesen suchet, und nicht Verstand genug besizet, Freude von der Tollheit zu unterscheiden.

2) Ein rechter Trinker mus ein groser Kenner und Liebhaber der gesunden Vernunft seyn, und sie so hoch achten, daß er seiner Sinnlichkeit nichts einräumet, bei dem er nicht den vollen Gebrauch seines Verstandes behalte.

3) Ein rechter Trinker mus ein Denker seyn, das ist, ein Mensch, der nicht nur denken kan, sondern auch jederzeit würklich denkt, und daher alles meidet, was ihn ausser den Stand sezet, gut zu denken. Dieser Artikel ist um so viel wesentlicher, da das Trinken eine gesellige Ubung ist, und kein Mensch gesellig seyn kan, der kein Liebhaber des Denkens ist.

4) Die Kunst gesprächig, und zwar angenehm gesprächig zu seyn, rührt von der Kunst zu denken her, und wird durch die Kunst zu trinken befördert. Daher ist ein ächter Trinker gesprächig, und trinkt um des Gesprächs willen, nicht aber spricht er um des Trunks willen; er wird also mehr sprechen als trinken, und nicht mehr trinken, als zum guten Gespräch gehört.

5) Ein rechter Trinker hat einen guten physicalischen Geschmak, daher trinkt er gern einen Trunk, der gut schmekt, und dieser

dieser Geschmak ist ihm so werth, daß er nur so viel trinkt, als er vollkommen schmeken kan. Dieses bewahret ihn, daß der Wirth nicht den bösen Gebrauch, der zu Cana in Galiläa im Schwange gieng, einführet, und dem Betrunkenen, weil er nicht schmeken kan, auf den guten Wein einen schlechten Magenkrazer vorsezet.

6) Es soll kein Geselliger jemanden zum trinken nöthigen, sondern jeder Gast hat die Freiheit, so viel zu trinken, als er will. Daher wird hiemit untersagt, die grosen Gläser ganz voll zu giessen, und jeder Gast zeiget dem Bedienten mit dem Finger am Glase die Höhe, wie weit der Wein reichen soll.

7) Damit aber die alte und löbliche Mode, Gesundheiten aufzubringen, nicht Abbruch leide, so wird ein rechter Trinker gleich vom Anfang kleine Portiones zu sich nehmen, damit er mit einem Maas Wein, oder aufs höchste anderthalb, 6. Stunden vollbringen könne. Wer mehr gibt und mehr zu sich nimmt, binnen 6. Stunden, soll 14. Tage aus der Gesellschaft der Trinker verbannet werden.

8) Wenn nicht neue Gäste dazu kommen, soll der Wirth seinen Gästen, denen er den Mittag über Wein gegeben, auf den Abend keinen mehr vorsezen.

9) Die Standgesundheiten nach der Mahlzeit werden aufs höchste bis auf die dreie eingeschränkt, und dabei nur allein die Spizgläser erlaubt.

10) Die des Abends trinken, müssen im Stande seyn, bei finsterer Nacht ohne Laterne nach Hause zu gehen, und im Gehen noch die Sterne zehlen können. Wer bei dem Abschied strauchelt, mus bei seiner Ehre versichern, daß der Trunk nicht daran schuld sey.

11) Wer mehr als einerlei Wein gibt, soll auf 12. Personen ein Maas eintheilen, damit man im Stande sey, den Wein recht zu kosten.

12) Wer einen guten Wein hat, soll ihn für die aufheben, die die Kunst zu trinken verstehen, und den geringern denen andern vorsezen.

13) Die Spizgläser müssen nur an zwei drittheil vollgefüllet werden, und in einer Viertelstunde trinkt man zum höchsten 3. solche Spizgläser aus.

14) Die Trinker müssen lauter muntere, angenehme und lehrreiche Gespräche führen, die mit wizigen Scherzen gewürzt seyn.

15) Wer dabei ein gutes Lied aus dem Hagedorn und Gleim, oder eigenem Kopfe singen kan, soll aus einem bekränzten Glase trinken, oder es soll ihm in Ermangelung der Kränze das schönste Frauenzimmer einschenken.

16) Diejenigen, welche keinen Wein haben, müssen sich auf einen guten Trunk Braun- oder Weisbier befleissigen, der so verdünnet sey, daß er den Durst lösche, und den Kopf nicht beschwere.

17) Die Gesellschaft der Trinker trinkt bis zur Frölichkeit, und nach dem 1sten und 2ten Gesez, und gehet alsdenn voll Freude aus einander.

18) Wer in der Frölichkeit einen Trunk mehr thut, den warnet der Beisizer, indem er den Mittelfinger nebst dem Zeigefinger auf des andern Hand leget.

19) Wer diese Regeln übertrit, wird aus der Gesellschaft der geselligen Trinker verbannet; wer sie hält, der trinkt, nachdem er dieses gelesen, das erste Glas Wein auf die Gesundheit der Geselligen, das andere auf die Gesundheit der weisen Trinker, und das dritte auf die Gesundheit dessen, der diese Geseze mit neuen vermehret.

Unter die Trinker dürfen sich die Moscowiter nicht zehlen. Wir nennen jezo nicht

nicht die Herren Russen mit diesem Namen, sondern wir bezeichnen damit die Brandeweinsbrüder und Schwestern. Dieses starke Getränk ist lediglich eine Arzenei. Diese trinkt man nicht, sondern man nimmt sie in sehr kleiner Dose ein. Was man für die böse Luft, oder einen fetten Schöpfenbraten geniest, kan nicht als ein Mittel der Freude angesehen werden. Wir bedauren die schwachen Magen, die alle Mittage und Abend, wie auch alle Morgen ein gut Glas Brandewein nöthig haben, und wünschen ihnen baldige Besserung. Denn so lange sie in diesen Umständen sind, sind sie nicht tüchtig Mitglieder der geselligen und Trinker zu werden.

Grundveste der wahren Staatskunst.

Homines hominum causa sunt generati, ut ipse inter se aliis prodesse possent.

Mein Herr!

Ich kan nicht läugnen, daß ich mich nicht ein wenig über die Vorschläge geärgert habe, womit man das Steuerwesen und die Cammergefälle bei Ihnen einzurichten suchet: Diese Vorschläge die darzu dienen sollen, den Fürsten zu bereichern, sind vielmehr darzu ausgesonnen, erstlich das gemeine Volk, hernach den Adel und endlich den Fürsten selbst zu ruiniren, denn dessen ganze Macht stüzet sich auf die Wohlfahrt seiner Länder.

Gesezt, ein Fürst habe weder GOtt noch Menschen Rechenschaft von seinem Thun zu geben, so würde ihn doch, wenn er sich selbst darum bekümmern wolte, der blose Eigennuz antreiben, eine andere Haushaltung zu führen, als bishero die Gewonheit an unsern meisten Höfen eingeführet hat. Will aber ein Fürst seine Einkünfte vermehren, so mus er trachten sein Land wol zu bevölkern. Hierinnen bestehet die ganze fürstliche Machtkunst. Dann wo viel Volk ist, da sind viele Abgaben; da sind viele Erwerbungs- und Nahrungsmitteln, da werden der Feldbau, und die Handwerker, die Künste, die Fabriken empor gebracht; diese bringen natürlicher Weise eine Handlung und Kaufmannschaft zuwegen. Wo diese ist, da vermehren sich die öffentliche Gefälle mit den allgemeinen Nahrungsmitteln des Volks. Diese Mitteln sich zu nähren und fortzubringen mus das Volk in Sicherheit und Ruhe gebrauchen können. Hierzu wird erfordert 1) eine vernünftige Freiheit: 2) eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit; und 3) eine gute Policei. Wo diese drei Stüke in einem Lande gehandhabet werden, da findet sich beides Volk und Nahrung im Uberflus. Dieses ist meine ganze Staatskunst.

Ich seze demnach zum Exempel, ein Staat bestünde ungefähr aus hundert tausend Haushaltungen, grose und kleine unter einander gerechnet. Ich seze, diese brächten jährlich, dem Fürsten und Herrn, ver-

vermöge ihrer nothdürftigen Abgaben, nach dem Fus der ordentlichen Steuergefälle, ohngefehr zwei Millionen Gulden ein. Dieses betrüg auf eine jede Haushaltung, eine in die andere gerechnet, zwanzig Gulden. Ich seze ferner: der Fürst erpresse über diese ordentliche Gefälle, durch allerhand elende Erfindungen und Cameralstreiche, noch einmal so viel. So beliefen sich seine Einkünfte auf 4. Millionen, diese ziehet er von Unterthanen, welche grösstentheils arm, ausgesogen und in elenden Umständen sind; dann die viele und schwere Auflagen drüken das Volk zu Boden und verhindern alle mögliche Mitteln, die sie anwenden könnten, sich zu bereichern, oder etwas vor sich zu bringen. Ihr Aufwand kan sodann nicht anders als sehr gering und nur nach der äussersten Nothdurft eingerichtet seyn. Wenig Aufwand macht wenig Abgaben, und diese gleichen noch mehr einer traurigen Plünderung, als einer zur Erhaltung des gemeinen Wesens abzielenden Landessteuer. Dann wo nicht viel ist, da kan der Fürst auch nicht viel erheben.

Ich seze nun im Gegentheil, daß in einem solchen Land, anstatt der hundert tausend Familien, noch zehenmal so viele wären: diese würden unfehlbar in kurzer Zeit sich in einem Land einfinden, wo die Freiheit, die Gerechtigkeit und eine gute Policei, wie es seyn solte, gehandhabet würde: folglich hätte der Fürst, anstatt der zwei Millionen, nach dem Fus der ordentlichen Steuergefälle, zwanzig Millionen einzunehmen, und dieses ohne alle Zwangsmitteln und grausame Erpressungen.

Nachdem nun die Einwohner in ihren Nahrungsgeschäften etwas vor sich bringen und gewinnen würden, nachdem würde auch der Aufwand bei ihnen stärker seyn; die Handlung würde dadurch empor kommen, und die Einkünfte würden mit der leichtesten Art von der Welt noch immer mehr und mehr zunehmen.

Man siehet hieraus, wie sehr unsere Fürsten ihrem eigenen Interesse zuwider handeln, wann sie durch böse Rathschläge, oder durch ihre eigene Begierden sich verleiten lassen, das Volk, daß sie schüzen und glüklich machen solten, selbst zu unterdruken und ins Verderben zu stürzen. Gesezt auch, die Unterthanen wären seine Sklaven und gehörten ihm so eigenthümlich zu, als das Rindvieh auf seinen Maiereien, so würde ihn doch allezeit sein eigener Vortheil dahin anweisen, ihrer weislich zu schonen und sie wol verpflegen zu lassen. Ein Landmann der seine Heerden, sein Zugvieh und seine Schäfereien verwahrloset, thut sich ohnstreitig selbst den grösten Schaden: Wie können ihm seine Ochsen und Pferde das Feld bauen, wann er ihnen die nöthige Fütterung entziehet, und sich wenig darum bekümmert, ob sie krepiren oder ihr

Leben und ihre Kräfte zu seinem Nuzen anwenden.

Man betrachte nur unsere arme Bauren: Kan man weniger Sorgfalt für ihre Gesundheit, für ihre Nahrung und für ihre Erhaltung spüren lassen? Hält man sie nicht an einigen Orten zur Verachtung des Schöpfers und zur Schande der Natur, noch ärger als das liebe dumme Vieh. Ja, man würde sie noch glüklich schäzen, wenn sie nur so gut als die fürstlichen Pferde und Jagdhunde unterhalten würden.

Es ist ein groses Unheil für ein Land, wann die Fürsten das Elend ihrer Unterthanen nicht wissen. Man sucht sie von einer so traurigen Sache abzulenken; man gebraucht alle Behutsamkeit, ihnen ihr wahres Interesse zu verbergen. Man sucht ihnen tausenderlei Lust und Kurzweil zu verschaffen, um ihnen keine verdriesliche Gedanken zu verursachen. Sie sind also nur Fürsten zum Schein; ihre Beamten regieren. Es wäre zwar dem gemeinen Wesen wenig daran gelegen, ob der Fürst oder seine Räthe das Regiment führten. Es kommt darauf an, daß solches nur vernünftig und glüklich besorgt werde. Es gibt öfters unverständige Fürsten, deren Regierung dennoch glüklich ist, weil sie kluge Räthe haben; da man im Gegentheil öfters tapfere Kriegshelden und wizige Fürsten findet, welche Land und Leute ruiniren, weil sie ihren Begierden und grosen Unternehmungen zur Unzeit alles aufzuopfern pflegen und zu dem Ende weder Geld noch Unterthanen schonen.

Weder der Staat noch das bürgerliche Leben kan bestehen, wo man nicht die Geseze der Ordnung beobachtet, und alle Unternehmungen nach der Möglichkeit der darzu erforderlichen Mitteln einrichtet. Eines würket hier auf das andere. Keine Anschläge können ohne Geld in der Welt ausgeführet werden, und dennoch waget man öfters die grösten Dinge und sezt wol gar Land und Leute mit auf das Spiel; bevor man noch seine Kräfte erwogen und einen vernünftigen Uberschlag gemacht hat, wo man das Geld darzu hernehmen will. Wir führen Kriege, wir werben Trouppen an, wir stellen sie ins Feld und lassen sie hernach entweder Hunger leiden, oder wie die Räuber hausen. Unsere Rathschläge müssen sich blos allein nach den Höfen richten, die das Geld darzu hergeben. Der Geldmangel schreibt uns Geseze vor. Wir sind wie eine Uhr, deren Räderwerk sich nicht selber treibt, sondern seine Bewegung von einer fremden Ursache bekommt.

Alles kommt in einem Staat hauptsächlich darauf an, daß 1) die Policei wol besorget, 2) daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabet werde; und 3) daß die Geistlichkeit unter dem Vorwand den reinen christlichen Glauben zu halten, die Menschen nicht durch ihre Zänkereien un-

ter einander verwirren. Diese drei Stüke sind von gleicher Wichtigkeit: Fehlt es an Policei, so siehet man die Leute verderben; fehlt es an Verwaltung der Justiz, so ist niemand in dem Besiz des Seinigen gesichert: fehlt es am geistlichen Frieden, so erlangen die Menschen durch die Streitigkeiten ihrer Kirchenlehrer ein Recht sich einander christlich zu hassen und zu verfolgen; wo aber Zank und Zwietracht herrschet, wird die Grundfeste der gemeinen Ruhe und die Glükseeligkeit der bürgerlichen Gesellschaft untergraben, und wo man dem Ubel nicht noch in Zeiten begegnet, gar zu Boden gerissen.

Der ganze Grund einer fürstlichen Machtkunst bestehet also kürzlich darinnen, daß der Fürst sein Land auf alle Art und Weise zu bevölkern suche; daß er des Volkes Freiheit und Wohlfart schüze, daß er auf gute Policei und Recht und Gerechtigkeit mit allem Ernst halte: allem Unfrieden und Zänkereien vorbeuge, und alle diejenigen ernstlich bestrafe, die das gemeine Wesen durch ihre Streithändel zu beeinträchtigen und zu verwirren suchen.

Durch diese und dergleichen Anstalten werden sich des Fürsten Einkommen vermehren, und die Glükseligkeit des Volks wird die Macht des Fürstens erhöhen.

Hier sehen Sie, mein Herr, den kurzen Innhalt meiner ganzen Staatkunst, davon ich ihnen bald die Ausarbeitung übersenden werde. Bis dahin empfehle ich mich zu geneigtem Angedenken und verharre unveränderlich

Mein Herr,

Auf meinem Landgut, den 13. Aug. 1749.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

Beschreibung wie die Steinkohlen in einem dazu besonders verfertigten Ofen manipuliret, oder von ihrer Wildnis, um sie zu vieler Arbeit besser gebrauchen zu können, befreiet werden müssen.

Es ist uns diese Beschreibung von einer Standesperson aus Böhmen zusammt nachstehender Zeichnung des Ofens übersendet worden. Wir theilen solches mit, und bitten uns des verständigen Lesers Gedanken darüber bei Gelegenheit aus. Es heist demnach: Die Kohlen, so man Anfangs in den Ofen auf den eisernen Rost leget, müssen ziemlich gros genommen werden, damit, wenn selbige durch die Flammen ergriffen worden, nicht ehender zusammen fallen. Denn sonsten würde der obrige Theil derer Steinkohlen in der Ausbrennung gehemmet werden. Alsdann leget man die übrigen Kohlen in mittelmässiger Gröse eine auf die andere, nicht aber nach der Breite,

te, sondern auf der spizigen oder scharfen Seite, und zwar darum, damit die Flammen durch und durch penetriren können. Diese Einlegung oder Auffsezung derer Kohlen sezet man so lange fort, bis der Ofen gänzlich angefüllet worden. Alsdenn werden sie mit feuchten Kohllösch 1. Zoll dik bedeket (da man denn zu 2 Fas Steinkohlen ein Scheitel Holz benöthiget ist) so ist es zum anzünden bereitet. Wenn nun das Holz in dem Ofenloch verbrennet, so wird sich das Flammenfeuer nach 3. verlaufenen Stunden auf der Kohllösch himmelblau, roth und gelblich sehen lassen, und wenn diese Feuerfarb erschienen, so mus nach einer Stunde der untere Register gänzlich, aber ganz sachte heraus gezogen, und die auf dem Rost ligenden Steinkohlen (so ausgebrennet seynd) heraus genommen werden. Solte man sehen, daß die Flammen mit groser Gewalt über den Ofen heraus gehen, so müssen auch die andern 2 Register gezogen, und die Kohlen successive herausgenommen werden. Durch diese Manipulation wird die Wildnis derer Steinkohlen innerhalb 12 bis 14 Stunden vertrieben, und dieselben zum Gebrauch zubereitet.

Beschreibung des ganzen Ofens.

1) Die Höhe des Ofens von der Erde 6 Schuh 10 Zoll. 2) Halber Grundfest 2 und ein halben Schuh. 3) Die vordere auswendige Seite 7. Schuh 9. Zoll breit. 4) Die auswendige Seite des Ofens 9. Schuh 4. Zoll. 5) Die Mauerseite 1. Schuh 7. Zoll. 6) Die untere Weite des Lochs 2 Schuh 10 Zoll. 7.) Die obere Weite 4 und ein halben Schuh. 8) Die Höhe des ganzen Ofenlochs 2 Schuh 8 Zoll.

Das

Das Lob der Bankeruttirer.

Damnosa quid non imminuit dies?
Ætas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Mein Herr,

Sie schreiben mir, daß man sich zu ; ; ; nicht wenig ärgerte, über die vielen Banquerutten, welche daselbst seit kurzer Zeit ausgebrochen wären, und daß man deshalben mit allem Ernst darauf bedacht wäre, diesem Unheil durch ernstliche Geseze und bessere Policei vorzubeugen. Wie mag doch die liebe Obrigkeit sich mit dergleichen Dingen aufhalten? Würde es nicht traurig in einer Republik aussehen, wenn man daraus die Misbräuche und Unordnungen verbannen wolte?

Nichts befördert mehr den Umlauf des Geldes als eine weit sich erstrekende Verschwendung. Ich betrachte einen Kaufmann, der einen schönen Aufwand macht, und doch dabei nichts weiter auf das Spiel sezet, als andrer Leute Geld, wie einen sehr artigen Mann. Er verschaft vielen guten Leuten einen ehrlichen Unterhalt, welche andern Menschen zur Lust und zur Freude leben, und welche sonst ohne sie in dem Elend verderben müsten.

Beglükte Zeit, da oft ein geringer Mensch, der die Handlung verstehet, sich alle diejenigen Vortheile zuwegen bringen kan, welche sonst nur Leute von dem ersten Rang sich verschaffen können. Dieses ist ein unläugbarer Beweis, daß die Wissenschaften noch immer höher steigen, und daß ein verschmizter Kaufmann es endlich noch so weit bringen dürfte, daß er wird Figur machen können, ohne einen Heller zu haben, der ihm eigen sey.

Sie werden mir hierauf sagen, daß dieser Kaufman Bankerutt spiele, daß er die Welt betrüge, und seine Glaubiger hinter das Licht führe; allein, lassen Sie sich dieses nicht anfechten. Es ist so böse nicht gemeint: Er entlästiget nur aus Mitleiden diejenige ihres Geldes, die nicht so viel Wiz haben, als er, solches wol auszugeben, und dadurch den Umlauf der Münzen zu befördern.

Last uns also etwas glimpflicher von diesen artigen Leuten urtheilen, welche durch ihre Geschiklichkeit die schönen Thaler, ehe sie in den Küsten der Geizhälse verrosten: in den Umlauf zu bringen wissen, als wovon diese gar nichts verstehen.

Betrachtet den armen Alpin: Ich sehe ihn niemals ohne Mitleiden an; Sein Körper ist mager und ausgezehrt: Ein wenig Haut bedeket kaum die eingefallene Baken seines Angesichts. Die Augen ligen gleichsam in zwei tiefen Hölen vor dem Schein des Lichtes verborgen. Er gehet niemals aus, ohne seinen ganzen Kleider-Vorrath auf dem Leib zu tragen. Er speiset aus einer magern Küche; er arbeitet ohne Unterlas, nur um seine arme Nothdurft zu gewinnen. Der Körper eines Staats würde bald milzsüchtig werden, wenn er viele solche Glieder hätte. Fraget ihr: Wer ist dann Alpin? Er ist ein Mann von Verdiensten, ein Mann von Wissenschaften, ein sehr gelehrter Advocat; Allein ein Advocat, der aufrichtig und christlich gesinnet ist, der sich ein Gewissen macht, eine böse Sache zu übernehmen. Der arme Mann! wenn er klug wäre, würde er die Handlung lernen, und bald eine andere Figur machen.

Sehet dort den freundlichen Clitander: Sehet wie geschäftig er ist, ein paar Juden oder Landkrämer bei seinem Gewölbe aufzuhalten: Er ruft ihnen zu, er bietet ihnen seine Waare an; Die Augen gehen ihm munter im Kopf herum. Seine Leb-

haftigkeit ist unvergleichlich: So viele Worte, so viel Reverenzen. Er verspricht seine Waaren unter den Preis zu geben, nur um die Ehre zu haben, Kundschaft zu machen. Er schwöret mit der besten Art von der Welt. Wie beredsam, wie höflich, wie demüthig ist er nicht. Allein, wartet noch ein wenig. Bald wird dieser geschmeidige, dieser demüthige Mensch seinen Kram aufgeben: Bald wird der Uberflus in seinem Hause herrschen, bald wird man an seiner Tafel die raresten Lekerbissen, und dabei die besten Weine trinken; ja, es wird nicht lange mehr anstehen, so wird diese kleine Creatur dem vornehmsten Edelmann in der Stadt nichts mehr nachgeben. Homuncio quantus ex nihilo fieres.

Ich erinnere mich allhier des Lysias, der unlängst gestorben ist. Niemals hat ein Mensch seinen Lebenslauf glüklicher vollendet. Er fieng eine grose Handlung an, und hatte nichts. Er gewann den Eintritt in ein gutes Haus, und erhielte daraus die Tochter zum Weibe. Seine Handlung wurde immer noch ansehnlicher: Die Waaren wurden ihm von allen Orten angebotten. Vermögende Leute, die nicht wusten, wo sie ihre Gelder sicher unterbringen solten, baten ihn einige Summen gegen sehr mittelmässige Zinsen zu übernehmen. Er befreiete sie grosmüthig ihrer Sorgfalt; er nahm ihr Geld, und bezahlete damit seine Schulden. Alles gieng nach Wunsch. Die gute Frau, welche täglich die liebliche Thöne der klingenden Münzen hörte, verblendete der grose Seegen. Sie glaubte, sie dürfte sich nun ferner nichts versagen: Silbergeschirr, Jubelen, reiche Stoffe, schöne Mobilien, Kutschen und Pferde, eine niedliche Tafel, allerhand Lustbarkeiten und Veränderungen: nichts ermangelte, um sie zu vergnügen.

Die Handlung ihres Mannes bekam unterdessen einen Stos. Das Glük ist zuweilen eigensinnig; Lysias machte Bankerutt. Diese Widerwärtigkeit aber fiel nur auf die einfältigen Leute, die ihm ihr Geld anvertrauet hatten. Lysias blieb deswegen doch ein ehrlicher Mann, denn er gab ihnen sein Wort, daß er sie bezahlen wolte; allein, er konte es nicht halten. Der Tod verhinderte solches. Seine Frau hielte sich nach dessen Absterben an ihre Rechte: Diese Rechte gründen sich auf gewisse Privilegia, welche vordem ein sehr galanter Mann, Namens Vellejus, zum Besten des Frauenzimmers errichtet hatte. Vermöge dessen forderte sie nicht allein aus den baaren Mitteln ihr eingebrachtes Heurathsgut wieder zurük, welches sie nach der Regel: in favorabilibus, auf das sinnreichste auszudehnen wuste, sondern sie wird auch die meiste Güter und Geräthschaften, das Silbergeschirr, die Jubelen, den Sparhafen und dergleichen kleine Erwerbungen vor sich behalten; Alles dieses in billicher Betrachtung, daß sie ihre Sorgen und ihren Verstand in ihrer Haushaltung darzu mit hat anzuwenden gewust, um ihrem seligen Mann Ehre zu machen. Die Glaubiger werden es demnach für ein groses Glük achten müssen, wenn sie noch 9. bis 10. vom hundert aus der gemeinen Massa ziehen.

Sehet hier, wie viel es in der Welt auf den Verstand ankommt. Ein Mann, der fünf tausend Thaler weis zusammen zu bringen, der schwinget sich damit empor, und macht in seiner Aufführung auch den ersten Edelmann zu schanden. Es ist nicht mehr die liebe alte Zeit, da unsere blödsinnige Vorfahren nicht das Herz hatten, sich ihres Glükes zu bedienen. Die Handlung blieb bei einer so vorsichtigen Sparsamkeit in einer langweiligen und traurigen Verachtung. Ein schwarzes Mäntelgen, ein schlechter Rok, ein kleiner Halskragen, starke wollene Strümpfe, Schuhe, darauf man länger als ein Jahr gieng: Sehet da ihren gan-

ganzen Staat! Sie wohneten in schlechten Häusern: Ihr ganzer Prunk bestunde aus einigen sauber gebohnten Stühlen von Nusbaumholz, mit tüchernen Kissen: Aus Vorhängen von feinem Rasch, aus einigen grosen Schränken mit ein wenig Porcellan und Schildereien: Das war alles. Sie behielten dabei ihre Prunk- oder Kindbetterstuben so sauber und reinlich, daß sie sich fast niemalen, als auf die hohe Festtäge hinein wagten, um solche nicht zu beschmuzen. Zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt war ihnen ein kleines Schreibstübgen gros genug. Im Winter sezten sie sich mit Weib und Kindern und Gesind zusammen in eine Stube, um das Holz und die Lichter zu sparen. O dumme Einfalt. Heut zu Tage sind die Menschen klüger worden. Ein Mann, der kaum so viel Eigenthümliches hat, als er schuldig ist, dabei aber die Handlung versteht, der wohnet in einem Pallast, seine Mobilien sind prächtig, seine Kleider reich und kostbar, seine Mahlzeiten verschwenderisch. Er fähret mit Kutschen und Pferden, und unterhält viele Bedienten; Kurz, er macht einen Staat troz, einem grosen Herrn. Wie gehet das zu? Er borgt und entkommet der Gefahr, und diese geborgte Gelder lauffen in der Handlung herum. Handelt er glüklich, so borgt er immer noch mehr, und breitet damit seine Handlung dergestalt aus, daß man ein paar Zeilen, darunter er seinen Namen zeichnet, für baares Geld annimmt. Diese Zettelgen sind leicht geschrieben. Handelt er aber unglüklich, so spielt er Bankerutt.

Dieses will an und für sich selbst nicht viel sagen. Er erdultet nur eine kurze Zeit üblen Nachreden böser Mäuler, die seine Haushaltung und seine Aufführung bei guter Gelegenheit durchhecheln: Ein Ubel das noch weit erträglicher ist, als wenn ein stolzer Dichter erleben mus, daß man seine Verse verachtet, wie Oronte im Misantrope bei dem Molliere. Im Gegentheil ist sein Vortheil desto gröser, je gröser sein Bankerutt ist, deswegen wird auch ein wiziger Kaufmann niemal keinen kleinen oder mittelmässigen Bankerutt spielen; dann derselbe hat in der That ein wenig etwas schimpfliches, und zeigt von dem kleinen Umfang eines schlechten Geistes, der nicht fähig ist, sich in grose Sachen einzulassen.

Beginnen seine Sachen schlimm zu werden, und das Glük bedrohet ihn mit dem Abgang seines Credits, so weis ein geschikter Mann wie er solchen begegnen soll: Er thut, nach der mercantilischen Politic, noch einmal so gros. Er legt sich Kutschen und Pferde zu; er baut, er tractirt, er geht nach Hof und lässet sich mit Titeln und Würden versehen; dann diese kosten nicht viel. Alsdann so kan und mag er, dem Glük zum Possen handeln, borgen, prassen, schmaussen und haussen wie er will. Einem so angesehenen und vornehmen Mann werden wenig Leute den Credit versagen. Nein, für wahr man ist noch froh, wann er die Gütigkeit hat, und einem das Geld gegen vier von hundert abnimmt: In der Handlung machte er damit zehen, zwanzig und mehr, und dieses öfters mit einem doppelten Umschlag in einem Jahr. Schlägt es aber fehl, mislingen ihm ein paar Unternehmungen, laufen einige Wechselbriefe ohne Zahlung zurük, so thut er darum nicht kleinmüthig. Er meldet sich bei der Obrigkeit um einen Salvum conductum. Diese ist viel zu höflich einem vornehmen Mann solchen zu versagen. Es heist: ein kleines Falliment. Es sind ein paar Schiffe zu Grunde gegangen; man hat sich ein wenig verstekt, oder ist sonst unglüklich gewesen. Dieses kan einem jeden ehrlichen Mann begegnen. Kurz, man denkt nichts Arges; man höret nur auf zu zahlen. Machen es doch viele grose Herren auch so. Man kan deswegen doch keinen angese-

gesehenen Mann, wie einen geringen Lumpen, bei dem Kopf nehmen und ihn einsteken. Andere Kaufleute wollen mit solchen Standespersonen nichts zu thun haben; sie wissen, daß es hochadelich lässet, Schulden zu machen und nicht zu bezahlen. Sie können sich in eine so edle Art zu denken nicht schiken. Sie lassen es sich blutsauer werden, um etwas zu erwerben, und als ehrliche Leute sich und die ihrigen fortzubringen. Hätten sie mehr Geist, so würden sie nicht so einfältig seyn; sondern ihr Glük besser zu machen wissen. Sie würden keine so blöde Furcht vor der Zahlwoche haben, noch vor einem blosen Wechselbrief erzittern. Lasset uns sehen, wie es der Bankeruttirer macht.

Er suchet sich mit seinen Glaubigern zu sezen. Ist der Bankerutt gros, so gewinnet er dardurch ein neues Ansehen, wann er seinen Vergleich auf eine grosmüthige Art zu machen sich selbst erbietet. Er zahlt die Helfte auf zwölf Terminen. Dieses ist fürwahr ehrlich, und geschiehet selten. Der Bankeruttirer komt dabei nicht zu kurz. Er zahlet, wann er zum Exempel 200. tausend Thaler schuldig ist 100. tausend. Gesezt auch 50. tausend Thaler wären drauf gegangen, um sich in solchen Ehrenstand und in solches Ansehen zu sezen, und dabei sich lustig zu machen; so blieben doch noch 50. tausend als ein wolerworbenes Capital übrig, welches er mit der besten Art von der Welt und durch seinen verschmizten Kopf errungen hat. Ist er so glüklich und hat ein artiges Weib, welche dabei das Ihrige gethan; so wird es ihr an reichem Schmuk und Silberwerk und andern schönen Sachen nicht fehlen. Niemand wird so unbelebt seyn, und ihr solche Dinge abfordern, wenn gleich der Mann einen Stürzeboller gemacht.

Wo ist nun in der Welt ein besseres und leichteres Mittel sich zu bereichern, und sich gleichsam aus dem Staub empor zu heben, als ein ehrlicher Bankerutt? Mit Geld kan man alles ausrichten; für Geld kan man alles haben. Das Geld ist die Triebfeder von allen Sachen: Der allgemeine Geist; der Hauptschlüssel zu allen Dingen. Man kan nicht besser denken und schöner reden: Darum ermahnet auch jener Poet nicht unrecht

O cives, cives, quærenda pecunia primum
Virtus post nummos.

Eben derselbe drukt obige Meinung in Sat. III. l. 2. noch besser in folgenden Worten aus:

- - Omnis enim res
Virtus, fama, decus, divina humanaque pulchris
Divitiis parent, quas qui construxerit, ille
Clarus erit, fortis, justus, sapiens etiam & rex
Et quid quid volet.

Es gilt also gleich, wie man darzu gelangen kan. Der Besiz allein schüzet schon genug; doch mus man nothwendig dabei so viel haben, daß man sich zu rechter Zeit damit gewisse Freunde zu machen, die einen gegen die Unhöflichkeiten einer unerlebten Justiz im Fall der Noth schüzen können.

Die Kriegsdienste sind der grösten Gefahr unterworfen. Ein Soldat mus Leib und Leben wagen. Er mus die grösten Strapazen und Mühseligkeiten ausstehen. Er hat immer den Tod zu fürchten und darf sichs doch nicht einmal merken lassen, daß er ihn fürchtet. Entkommt er dieser Gefahr, so überfällt ihn das Alter ehe ihn noch das Glük erhebet. Er wird darüber steif, baufällig, muthlos, verdrieslich und hat weiter keinen Genus mehr von diesem Leben, als daß ihm er-

erlaubet ist, hochmüthig zu befehlen, vornehm zu leben und arm zu sterben.

Welches Glük ist doch den armen Gelehrten beschieden. Ist einer ein Arzt, so mus er sein ganzes Glük von dem Jammer und Leiden anderer Menschen erwarten. Er lauft von einem Hospital in das andere, und handthieret alles, was die Natur betrübtes und abscheuliches hat. Ist er ein Richter oder Sachverwalter, so ist er zwar noch in zimlich guten Umständen; allein er wird doch allezeit, wenn er nicht des T** seyn will, gegen die Kaufleute nur eine schlechte Figur machen. Was die Herren Geistlichen betrift, so sind dieselben noch am besten daran. Wer unter ihnen ein feines Gedächtnis und eine gute Stimme hat, der kommt leicht auf die Canzel und ist Lebenslang ernährt. Die Kirche ist fürwahr eine gute Mutter, die ihre Kinder warm hält; allein er mus kein Freidenker seyn: er mus sich lehrsam erzeigen und weislich aller Kezerei sich entschlagen.

Ein Hofmann hat zwar dem Ansehen nach auch kein unangenehmes Leben; allein, der Schein ist hier über die Massen betrüglich: Er ist ein Sklave seines Fürstens. Er thut niemals was er will, und selten was er soll. Steht er in Gnaden, so umgeben ihn lauter Freunde, die heimlich seine Feinde sind. Sie schmeicheln seinem Glük und verfolgen seine Person. Sie helfen ihn erheben, um ihn fallend zu machen. Glänzend von aussen, arm im Beutel und öfters über und über voll Schulden.

Nun ist noch ein guter Land-Edelmann übrig; allein, was für ein betrübtes Leben ist nicht das Landleben? Trauriger Aufenthalt der Menschenfeinde und einsamen Grillenfänger, die nicht wissen was Lustbarkeiten, Tänze, Spielen, Comödien, Musiken, Liebeshändel und dergleichen Kurzweile sind:

Ombre solinghe & taciturni horrori.

Einsame Schatten und grausvolle Stillen, wo man sich fürchtet zu sterben, und doch verdrieslich ist zu leben.

Kurz, man mag sich hinwenden wohin man will, so wird man finden, daß keine Leute in der Welt besser ihr Glük zu machen wissen als die Bankeruttirer. Lasset uns, mein Herr, durch keine verdriesliche Sittenlehren die Grundsäze eines so schönen Lebens stören. Warum solten wir die Aufführung der Menschen so altväterisch machen und dergestalt wieder einschränken wollen, daß keine lustige Ausschweiffungen und keine galante Leute mehr sich finden solten, die das Geld zum Besten des gemeinen Wesens verschwenden und den so nöthigen Umlauf befördern.

Es lässet sich mit eignem Geld nicht sowol als mit fremdem handeln. Einer der bei guten Mitteln und von wolhabenden Eltern herkommen ist, der hafftet insgemein zu stark an seinem Erbgut. Er kan sich nicht entschliessen, solches grosmüthig und leichtsinnig zu wagen. Er macht allerlei verdriesliche Ausrechnungen, wie er seine Capitalien beisammen erhalten, und auf gute sichere Unterpfänder ausleihen will. Dieses macht der Handlung keinen Muth; da sezt es schlechte Unternehmungen; da bleibet alles matt, leblos, eingeschränkt und langweilig. Es sezt dabei keine so glükliche Umstürzungen, welche verhindern, daß Leute, die von keinem Stand und Herkommen sind, sich nicht bis zu den Ahnen der alten Geschlechter empor schwingen: denn wie bei ihnen die Gelder roulliren, so roulliret auch bei ihnen das Glük. Ihre Grosväter sind arm gewesen: Ihre Väter haben etwas gewonnen: Sie fahren mit Kutschen und Pferden. Ihre Kinder werden wieder zu Fus gehen und ihre Enkeln also in den Stand ihrer Voreltern hergestellet werden. Ich bin

Mein Herr,

N - - - .

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

Gedanken und Anmerkungen vom Landwirthschafftlichen Bauwesen.

Das Bauen wird überhaupt zur Nothdurft und Bequemlichkeit des leiblichen Lebens, und so wol bei der Krieges- Hof- Stadt- und Landwirthschaft einzelner Wirthe zu vielen wirthschaftlichen Verrichtungen, Geschäfften, Mitteln und Zweken erfordert. Und daher mus in diesen Werken theils auf eine der Sache und Absicht gemässe Festigkeit, Zierde und Annehmlichkeit, theils auf eine, sowol allgemeine als besondere, und zu der Absicht des Gebäudes, oder dem Haupt- und Nebenzweken eines Wirths, in diesen und jenen Umständen nöthige Nuzbarkeit und Bequemlichkeit gesehen, und die geschiklichste mit andern Bauwerken sowol, als andern Wirthschaffts-Geschäfften übereinstimmende, oder recht abgepaste innerliche und äusserliche Einrichtung gesuchet werden; Denn es ist einem jeden verständigen Wirth bekannt, wie vieler Verlust, Erwerb und Gewinn von der recht bequemen oder auch unrechten Einrichtung der dazu unentbehrlichen Gebäude abhängen, und wie viel leichter, nüzlicher, wohlfeiler, vortheilhafter und geschwinder, oder schwerer, schädlicher und theurer, die Arbeit und Verrichtung bei dieser und jener Handthierung geschehen könne, wenn die dazu nöthigen Bauwerke recht oder übel abgepasset und im Stande erhalten werden oder nicht.

Siehet man aber auf das Policeiwesen, und einestheils auf die dazu gehörigen öffentlichen Gebäude, anderntheils aber auf die Aufsicht, welche das Policeiwesen auf den rechten Anbau, und die Erhaltung der Privat-Gebäude zur Nothdurft und Bequemlichkeit, ja so gar auf die darinne mitbestehende äusserliche Schönheit, Anmuth und Zierde eines ganzen Landes haben mus; so kommen wiederum allerhand wirthschaftliche und policeimässige Betrachtungen und Maximen vor, darnach sich die Anwendung der mathemathisch-practischen Wissenschaft der Baukunst richten mus; Denn ich will nur ein Stük des Landwirthschaftlichen Bauwesens, nemlich von gemeinen Privat-Gebäuden etwas berühren, und werden wir uns noch darzu nur durch die vornehmsten einschränken lassen. Eben dieses Stük aber ist es auch, worzu mir zugleich die Anmerkungen und Gedanken, anderer erfahrnen Landhauswirthe, welche das Bauen wirthschaftlich verstehen, als einen Beitrag, um diese Bauanmerkungen desto vollständiger und zulänglicher zu machen, künftig ausbitten. Daß ich aber hier insonderheit das **gemeine Landwirthschaftliche Bauwesen** nenne, beziehet sich auf die bekannte Eintheilung der Landwirthschaftlichen Geschäfte in die gemeinen, nemlich wel-

welche nun schon von langen Zeiten her von den meisten Landwirthen getrieben werden, und in die künstlichere, oder ungemeinere und schwerere, dahin die Berg- und Hüttengeschäfte sonderlich gehören, und wobei ein ganz besonders künstliches nicht aber schon bekanntes Landwirthschaftliches Bauwesen vorfält.

Wenn wir uns nun die gemeinen Landwirthschaftlichen Privat-Gebäude, theils alle zusammen, und theils aber auch stükweis vorstellen wollen, so ist es nicht besser als daß wir ein vollständiges Landgut betrachten, und auf seine damit theils in der Nähe, theils in der Ferne vereinigten Wirthschafts-Gebäude acht haben. Denn ein aus solchen Gebäuden, und den damit zum Aker- Garten- Wiesen- Trifft- und Weidbau, wie auch zum Holz- und Forstwesen, und endlich zur Vieh-Nahrung dienlichen und proportionirlichen vereinigten Stüken, bestehendes ganzes beträchtliches Object, vieler Landwirthschaftlichen Geschäfte, verschiedener Beschäftigten heist ein vollständiges Landgut. Die Stüke heissen Pertinenzien, und sind entweder wesentlich oder zufällig. Beiderlei sind mit Gebäuden proportionirlich, oder in einer gewissen Zusammenstimmung, zu den Zweken der Geschäfte vereiniget, wodurch wir von der rohen Natur viele zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit und zum Uberflus oder Reichthum dienliche Güter für uns und andere erzielen, gewinnen, erlangen, zubereiten, in acht nehmen, bewahren, und zu jezt gedachten Zweken anwenden wollen. Die Gebäude müssen also überhaupt aus dazu dienlichen Stüken bestehen. in diesen aber insonderheit zu dem Gebrauch eines jeden, mit den Absichten und Zweken, derselben zusammen stimmen. Je besser diese Zusammenstimmung hergestellet ist, und je weniger Ausnahmen dabei zugelassen werden, desto vollkommener ist ein Landgut.

Die Gebäude eines Landgutes sind in Ansehung ihrer allgemeinen Beschaffenheit, und ihres besondern Zweks auch gar leicht zu unterscheiden, in unentbehrliche und nüzliche, blos nüzliche, jedoch entbehrliche, in nüzliche, und blos zur Zierde oder Lust dienliche, und endlich in schädliche Gebäude. Die Erzehlung der vornehmsten Arten, oder Stüke solcher Gebäude, und die Betrachtungen selbst aber werden diese Eintheilung erklären, woferne nicht ein jeder dieselbe schon von selbst verstehet. Indessen so ist doch dieselbe der Grund, nach welchem man diese wichtige Ausgabe, entweder vornehmen, beschleunigen oder aufschieben, oder gar unterlassen, oder doch sehr wenig daraufwenden, item nach und nach oder auf einmal ihren Anbau vornehmen mus und kan. Daran wird hoffentlich niemand zweifeln, wenn man nur an die allgemeinen und bekannten Re-

Regeln der Wirthschaft von der Ausgabe dabei denken will. Ich werde mich also dabei nicht aufhalten. Allein das wird nicht unnöthig seyn, wenn ich noch ein kleines Verzeichnis von den Gebäuden eines solchen Landgutes allhier anhienge, hernach aber

I. Einige allgemeine Bauanmerkungen und
II. Die besondern von jeder Art kürzlich vortrage.

Ich glaube man werde wenige Gebäude mehr nennen können, die bei einem vollständigen Landgut vorfallen, als folgendes Verzeichnis enthält. Nemlich

A. Hauptgebäude.

1) Die herrschaftlichen Wohngebäude.
2) Die Verwalters- Schreibers- und Hofmeister- oder Maierwohnungen, dabei denn Gesindestuben, Ofen, Bakofen, Waschstuben, Kuchen vorkommen.
3) Die Gerichtsstube, das Archiv oder die Registratur.
4) Die Heu- und Getreide-Scheunen, Futterboden und Cammern.
5) Die Pferde- und Fohlenställe, samt den Gebäuden zur Stuterei.
6) Die Horn- Geis- und milchend-Vieh- und Kälberställe.
7) Die Hüner- Gänse- und Entenställe.
8) Die Schweineställe und Koven.
9) Die Taubenhäuser.
10) Die Schüttboden und Vorraths-Cammern.
11) Die Keller und Gewölber.
12) Der Hof und sonderlich der Misthof.
13) Die Schuppen- Wagen- und Geschirrscheunen und Holzboden.
14) Das Brau- Malz- und Darrhaus.
15) Die Brunnengebäude und Vieh-Tränken.
16) Der Umfang mit Mauern, Wall, Graben.
17) Pförtnerei, Thore, Ein- und Durchfahrten, Trifftwege, Cloaken, Abzüge und Gefängnisse.

B. Nebengebäude.

18) Die Schäferei.
19) Die Zehendscheunen.
20) Die Gartenhäuser.
21) Ziegelhütten.
22) Salpeterhütten.
23) Bienenhäuser.
24) Bakhäuser.
25) Frohnhäuser.
26) Die Zoll- und Geleitshäuser.
27) Fischhäuser.
28) Die Mühlengebäude.

Fehlt von diesen ein und ander Gebäude bei einem Landgute, oder ist die besondere Absicht, desselben nicht von so groser Wichtigkeit, so kan man solches entweder entbehren, oder mit andern, so sich am besten dazu schiken, in ein Dach und Fach zusammen ziehen, zumal Gebäude unter verschiedenen Dächern und Fächern den Anfall der Feinde, der Gebäude mehr und von mehr Seiten her ausgesezet, ja meistentheils kostbarer zu erhalten sind. Es ist aber dieses schon bekannt, und eine Regel der Menage im Bauwesen, wo möglich derer abgesonderten Gebäude wenig, jedoch aber auch zur Nothdurft, und zum beträchtlichen Nuzen keinen Mangel daran zu haben, damit man die Reparatur, die Erhaltung in baulichem Wesen, oder gar den neuen Anbau erspare. Pfarr- und Schulhäuser auf dem Lande, Schenken, Krüge und Gasthöfe, Wege und dergleichen, müssen oft von ihnen gebauet werden. Allein es wird wenig besonders dabei noch zu erinnern seyn, wenn man die angeführten, mit Bau-Anmerkungen durchgegangen hat.

Viele Wirthe sind in der ungegründeten, oder doch übel verstandenen Meinung,

tung, es sey sehr wirthschaftlich, sich für dem Bauen zu hüten. In den Zeiten, da man das filzigte und thörichte Verfahren eines Geizhalses, und die vernünftige Wirthschaftlichkeit, die sich auf der einen Seite auch durch eine kluge Sparsamkeit in der Ausgabe äussert, für einerlei hielt, ein guter Wirth und ein Geizhals oder Kniker aber oft mit einander verwirret wurden, hörte man gar oft das alte Reimgen, und sahe es an verfallenen Gebäuden, der Landgüter, Vorwerke und Cammergüter auch glüklich genug ausgeübet:

Die alten Häuser soll man stüzen,
Die alten Thaler aber nüzen.

Es war nun eben bisweilen auch nicht sonderlich, wie man die durch das unterlassene Bauen und Bessern, und durch ruinirte und gestüzte Gebäude eine Zeitlang, oder nur bei dieser Ausgabe ersparten Thaler nüzete; Denn es stak insgemein hinter diesem Vorwand eine thörichte Geldliebe, oder eine andere liederliche Wirthsaft, so die Thaler sonst entführte, oder sie musten endlich gedoppelt und dreifach heraus geholet werden, oder ihre Einnahme muste wegen unbrauchbarer Gebäude, und des Schadens bei den Geschäften selbst nach und nach sehr abnehmen, oder der gröste Schaden traf endlich die armen Nachkommen: Daher sind jezo verständige Hauswirthe ganz anderer Meinung, und wer es recht überleget, wird vielmehr diesen Saz begreifen. *Ein guter Wirth mus immer bauen.* Die Nothwendigkeit, die Bequemlichkeit und Nuzbarkeit derer Haushaltungsgeschäfte, bei einem Landgute, erfordern gute Gebäude, die Feinde der Gebäude sind hingegen auf dem Lande vieler Ursachen wegen in ihren Anfällen an den Gebäuden viel heftiger, viel mehrere mit einander verbunden, und stürmen unter weniger Hindernissen als in Städten auf sie los.

Man erwege nur, wie das Wetter, der Regen, Schnee, Hagel, Wind, Wasserfluthen und Güsse viel leichter die Gebäude auf dem Lande fassen, und schadhaft oder gar sehr baufällig machen und stöhren können, so wird diese Anmerkung nicht geläugnet werden. Ein im freien auf dem Lande stehendes oder doch nur mit sehr leichten und niedrigen Häusergen umgebenes Gebäude, ist auch der Wuth dieser Feinde viel beständiger, als ein Haus in einer an einander gebaueten Gassenreihe in Städten und unter andern Häusern von gleicher Beschafenheit ausgesezet; Und wenn seine Stelle, sein Stand nach den Wetter- und Wind-Gegenden, sonderlich eines Orts besonders, und seine Lage nach der Höhe und Tiefe des Plazes, nicht klüglich ausgesuchet worden, oder wol gar nicht recht bequem, wegen der wirthschaftlichen Geschäfte, wozu das Gebäude gewidmet ist, erwählet oder genommen werden können, so wird man das schlimme Verhältnis dieser Dinge zu den Gebäuden auf dem Lande noch mehr erfahren, und die Nothwendigkeit, immer zu bauen, leicht begreifen. Die Umstände auf dem Lande, die Art und Menge der Leute, so in solchen Gebäuden zu thun haben, das nothwendige Daseyn vieles leicht feuerfangenden Zeugs, verschiedene nächtliche Zufälle in der Wirthschaft, sonderlich bei der Viehzucht, die gewisser massen viel schlafere Policei-Anstalten auf dem Lande, und die viel mehrere Schwierigkeit, die aus der Weitläuftigkeit der Gebäude, und aus ihrer oft nothwendigen, ja nuzbaren Entfernung von einander bei der Privat-Aufsicht eines Hauswirths entstehet, sind lauter Dinge, welche dem Gebäudefeinde, dem Feuer auf dem Lande viele Vortheile einräumen. Die meisten landwirthschaftlichen Geschäfte sind auch an und für sich ihrer Natur nach mit einem harten und starken Gebrauch der Kräfte, der Dinge, mit Nässe, Dünsten und Un-

flat, mit erschütternden Stossen, Schlagen, Stampffen, Angrif rc. verknüpffet, und machen also, daß die Behältnisse und Gebäude, darinnen sie vorgenommen werden, viel eher ja fast immer verwohnet, und hier und da wandelbar, in und durch ihren Gebrauch aber, wenn er auch ganz wirthschaftlich und pfleglich ist, vergeringert und schadhaft werden: Ja das mannigfaltige Vieh und dessen verschiedene Unart, thut auch an den Gebäuden und Wänden Schaden: komt nun vollends der unwirthschaftliche und unpflegliche Gebrauch darzu, welchen der Hausvater mit aller seiner Aufsicht bei so vielen dummen, groben, plumpen, nachlässigen, sorglosen und auch wol boshaftigen Gesinde und Leuten, unter der Menge und Weite der Gebäude eines Landgutes nicht völlig verhindern kan; so wird man wiederum erkennen, warum sich solche Gebäude immer verschlimmern, und gar nicht lange in vollkommenem Stande bleiben können, wenn sie auch ganz neu erbauet wären, und wenn man bei dem Bau auch alle diese viel ärgern Feinde der Gebäude auf dem Lande beständig vor Augen gehabt, oder auch haben können, und sich mit der grösten Vorsichtigkeit durch alle mögliche Vestigkeit und andere Vortheile wider sie im Voraus und von weitem schon in gute Verfassung bei ihrer ersten Anlage und ihrer Einrichtung gesezet, und wenn man auch das schönste Bauzeug angebracht, und alles dabei gethan hätte, (als welches sich ohnedem schon verstehet); Wie vielmehr aber wird dieses alles nicht geschehen bei alten Gebäuden, wobei vieles versehen worden, oder den das Alterthum schon ihre Vestigkeit und Dauerhaftigkeit, wo nicht eben bei den oft sehr vesten alten Mauren, dennoch bei andern Stüken sehr gebrochen hat, und die man nicht eben gleich einreissen, und von neuem wiederum aufbauen kan? Was thut auch auf dem Lande nach dem Unterschied der Lagen und der Bauplätze der Wurm nicht, und die aus vielen Umständen leichter entstehende Fäulnis vor Schaden? und wie so beschwerlich sind uns nicht öfters die nachbarlichen Gebäude und derselben Einrichtung, ingleichem die auf dem Lande sehr oft auf den Gebäuden haftenden Dienstbarkeiten? Alle diese Umstände tragen also auf dem Lande eine beständige mehr oder wenigere grose, mittelmässige oder kleinere, eine dem Gebrauche des Gebäudes mehr oder weniger entgegen stehende, eine bald kostbare, bald leichtere, bald dringende bald aber auch einen Aufschub verstattende Beschädigung und Verringerung der Gebäude in ihren äusserlichen und innerlichen Theilen, in den Stüken ihrer Vestigkeit zum Tragen, Verwahren und Bedeken, zur Reinlichkeit und Gesundheit rc. Will der Hauswirth nun nicht in seinen Hauswirthschaftlichen Geschäften Hindernis oder Verlust haben, und will er nicht auf viel andere Weise grosen Schaden leiden, so mus er beständig bei einem solchen vollständigen Landgute bauen.

Man mus mich aber recht verstehen: Manche grose Herren bauen auch immer, das ist, was sie heute bauen, reissen sie morgen wieder ein. Ich habe einen Prinzen gekennet, der bauete ein Lustschlos. Er bauete seit 16. Jahren immer daran. Als es meist fertig war, kunte man das ganze Gebäude etwan 20000. Rthlr. schäzen, und als ein Werk von 4. Jahren ansehen. Allein es hatte auf erst gedachte Weise über 100,000. Rthlr. gekostet, und war noch nicht sicher, daß ein anderer Einfall alles wieder änderte, die Kosten aber noch vielmehr vergrösern möchte. Viele reiche Privatleute, Landjunker rc. äffen darinnen auch zum öftern nach, ihre unbeständigen Einfälle, der Mangel genugsamer Überlegung, ehe man bauet, die Unwissenheit im Bauwesen, ihre Eitelkeit, und viele andere Ursachen verleiten sie darzu. Und ein sol-

solcher Baugeist schikt sich freilich nicht zur guten Wirtschaft bei dem Bauwesen. Wenn man daher dieses Verfahren eines grossen Prinzens nicht auf einer andern Seite, insonderheit aber da ansiehet, daß solche Bauherren vielen Leuten was zu verdienen geben, und Geld unter ihre Unterthanen aussäen; so läst sich vieles auch in Ansehung der Cameral-Wirtschaft dabei erinnern. Ich übergehe andere Ausschweiffungen des Baugeistes, wovon öfters auch Landwirthe bezaubert sind, und welcher sie verleitet, immer, und zwar sonderlich sehr gerne neue Gebäude aufzurichten. Es ist nur Schande, daß ihnen dabei der Nuzen, und eine vermeintliche Unentbehrlichkeit des Gebäudes zum Vorwand dienen, ihre ausschweiffende und der Wirthschaft nachtheilige Baulust aber, oder ihre übertriebene Liebe zur Bequemlichkeit, zur Veränderung, Lust, Pracht und anderer Dinge, die sich zur guten Landwirthschaft sehr schlecht, wenigstens aber nicht vor einen Landwirth, als einen solchen, schiken, verkleistern und verdeken müssen. Diesen nun kan man in diesem Verstande wünschen, daß sie gewiser massen an der § antec angeführten Meinung einen bessern Geschmak bekommen möchten. Auser dem aber verstehe ich den Saz: **Ein guter Hauswirth auf dem Lande mus immer bauen**, von einem vorsichtigen, der Wirthschaft nöthigen und nüzlichen, sonderlich aber sich aufeinander beziehenden Bauen, wodurch diese grosse Ausgabe, so viel möglich verringert, oder allenfalls mit Rath, und ohne der Wirthschaft Tort zu thun, bestritten werden kan.

Ich will nemlich so viel sagen, nach den Umständen der Landgebäude, mus ein Wirth bauen, und

I) dieselben im baulichen Wesen zu erhalten, und also kleine oder so genannte modicas Refectiones beständig anbringen, dadurch aber

II) mäsigere, jedoch grössere Reparaturen, so lange als es möglich zu verhüten suchen. Woferne sie aber vorgenommen werden müssen und können, so mus er eben dadurch

III) wiederum sehr kostbare und wichtige Reparaturen zu vermeiden, und ebenfalls endlich auch durch diese beizeiten

IV) ganze und neue Hauptbaue abzuwenden, oder doch auf seine gute Gelegenheit, und bis dahin aufzuschieben trachten, daß er sich nach und nach, und ohne es, so zu sagen, zu fühlen, immer besser zubereitet habe. Alsdenn aber

V) mus er einen und andern neuen, und zwar den unentbehrlichsten, und denjenigen am ersten vornehmen, welcher keinen Aufschub leidet, ja endlich auch

VI) an diesen alles dasjenige am ersten herzustellen trachten, was am nöthigsten und ohne Schaden nicht nach und nach auszubauen ist. Dieses aber ebenfalls

VII) vollends mit Rath zu Stande bringen.

Ich verhoffe diese wirthschaftliche Bauregel deutlich gefasset zu haben, damit man erkenne, wie verschiedentlich das Bauen sey, und wie es zusammen hängen, dasjenige aber, welches weniger kostet, allezeit getrieben werden müsse, um dasjenige, welches mehr und endlich viel kostet, entweder zu verhüten, oder doch so lange aufzuschieben, bis man nach und nach mit guter Gelegenheit, und ohne daß eine allzu grosse und plözliche Bau-Ausgabe die Wirtschaft derangiret, Geld, Bauzeug- und Baugeräthe 2c. angeschaffet, und sich in zulängliche Bereitschaft

 gesezet

gesezet hat, solchen nicht nur anzufangen, sondern auch in einer so kurzen Zeit, als möglich, und mit noch mancher Menage, entweder völlig oder doch so weit in Stand zu sezen, daß das Gebäude, zu den unentbehrlichsten Absichten gebrauchet, das Nebenwerk aber davon mit Zeit und Rath vollends ausgeführet werden könne. Man wird auch leicht erkennen, daß man auf diese Weise nicht leicht in diejenigen Fehler verfalle und komme, welche das Bauwesen so lästig, und der übrigen Wirthschaft so beschwerlich, ja das Bauen selbst schädlich, oder oft unnüze machen. Denn 1) wird man hierdurch verhüten, daß aus einem Aufwande, der anfänglich mit etlichen Groschen, oder 1, 2, 3. Rthlr. bestritten werden können, nicht eine Bauausgabe von 10, 20, 30, 40, 50. ja 100. Rthlr. und aus einer, die mit 100. Rthlr. zu verrichten, vor der Zeit; oder zu ungelegener Zeit, oder doch plözlich und mit Übereilung ein Bau von etlichen 100. Rthlr. ja ein und mehr 1000. Rthlr. entstehe. Und ob ich gleich wol weis, daß 2tens gewise Unglüksfälle den Gebäuden, z. E. Feuer, Wind, Sturm ꝛc. öfters, unvermuthet solchen Schaden zufügen, daß entweder grosse Reparaturen, oder gar ein neuer Hauptbau vorgenommen werden mus, in solchen Fällen aber diese Regel ihren Abfall leiden möchte; so bin ich doch versichert, daß auch in diesen Fällen die Grösse des Bauens vermieden werden könne, wenn man nur zur Erhaltung im baulichen Wesen, zu modicis Refectionibus und zu Reparaturen nicht nur dasjenige, was schadhaft ist, sondern auch dasjenige rechnet, was zwar nicht wirklich schadhaftig, doch aber so beschaffen ist, daß es den unvermutheten Anfall solcher Gebäude-Feinde wenig oder gar nicht aushalten, und also leicht schadhaft werden, und so gar zum Ruin des ganzen Gebäudes in solchen plözlichen Unglüksfällen Anlas geben kan. Denn, wer z. E. zwar ganze und unschadhafte, jedoch nicht Feuerfeste Schorsteine; oder hölzerne Wände und Bleichen, und andere im Feuer gefährliche Umstände ꝛc. beizeiten wegschaffet, und also das Gebäude in Zeiten durch diese und andere geringe Ausgaben verbessert, der darf nicht so gleich befürchten, daß eine etwan entstehende Feuerflamme dasselbe ansteken oder verzehren, und ihn zwingen werde, einen neuen Hauptbau plözlich vorzunehmen. Es ist aber mit der rechten Ausübung dieser Anmerkung noch verschiedenes unumgänglich verbunden, wenn man sie recht verstehen und brauchen will.

Denn ein guter Hauswirth mus dieser Regel zufolge auch genöthiget seyn I) wenigstens alle Jahre einmal und zwar am besten nach der Ernde alle Stüke und Winkel seiner Gebäude mit Zuziehung verständiger Augen und Hände durchzugehen und zu untersuchen.

1) Was schadhaft ist.
2) Was? und in welcher Zeit es schadhaft werden möchte.
3) Was? und wie es auf allerhand Unglüksfälle in festen Stand zu sezen, und also auch das unschadhafte, jedoch aber undauerhafte in Zeiten zu verbessern sey.

Und weil sich auch allerhand Verschlimmerungen und Schäden an Gebäuden verbergen, und nur zufällig bei diesem und jenem Gebrauch, oder aber sonst z. E. im Regen, sich ein Mangel an dem Dache entdeken kan, so wird ein fleisiger Hauswirth

II) Zu aller Zeit auch gelegenheitlich die sich ereignenden Schäden an seinen Gebäuden sorgfältig und so gleich aufsuchen und bemerken.

III) Endlich aber auch, sonderlich diese Untersuchung bei einem wichtigen Anfall eines Gebäude-Feindes, so fort anstellen, um zu erfahren, ob und was vor Schaden er gethan habe. Und ich brauche

che nicht zu erinnern, daß man hiernächst dasjenige, was man also findet, genau beschreiben, aber doch wissen, und ein Anschlag von den Kosten, wenn es auf diese oder auf eine andere Art gebessert, oder repariret werden soll, so fort gemachet, alsdenn aber entweder sogleich, wenn der Schaden durch einigen Aufschub schlimmer werden dörfte, oder doch zur gelegenen Bauzeit im Jahre zur Reparatur oder Verbesserung geschritten werden müsse.

Zufolge dieser Regel, wird ein guter Hauswirth auch auf alle Weise dahin bedacht seyn, sich von Jahren zu Jahren und ohne sich Tort zu thun, wenn er sein Vieh und Leute, ja seine Zeit dazu füglich brauchen kan, mit wenigern Kosten und besserer Güte in Vorrath von allen solchen Bau-Materialien zu sezen, die sich halten, oder auch ihrer Güte nach durch die Länge der Zeit besser probiren lassen, ja nach einiger Zeit, wenn sie gehauen, gebrochen, gebrannt, gelöschet, gegraben rc. worden, noch besser werden, ihm weit entlegen, bisweilen gar nicht, oder doch nicht in solcher Güte, in solcher Menge und Auswahl, und nicht ohne sehr schweres Geld, welches man sonderlich in der Noth und auf den Ploz anwenden mus, zu haben sind. Wer daher bei einem weitläuftigen Landgute, ein feines Bau-Magazin anlegen, und zugleich zu dessen desto besserer Unterhaltung mit Bau-Materialien einen kleinen Nebenhandel oder Verkehr nach Gelegenheit der Umstände treiben kan, der wird sich bei diesen Absichten des Bauwesens noch besser befinden, und Gelegenheit haben, vielleicht zum öftern, entweder sehr wolfeil zu bauen, oder eben nicht nöthig zu haben, daß es von der eigentlichen Einnahme seines Gutes viel in den jährlichen Ausgabe-Etat für das Bauwesen bringe. Ja er kan solchergestalt sein nach und nach zum Bauwesen bei seinem Gute im Ausgabe-Etat ausgeworffenes Geld in diesen Handel steken, und sich daselbst vermehren lassen, alsdenn aber auf den Fall grosser Reparaturen oder wichtiger Hauptbaue, ohne viele Beschwerde, in bequemer Bereitschaft seyn.

Uber die Sitten der heutigen Welt, nebst einigen Anmerkungen.

Wir haben vielerlei Mode, welche sich zu unserm Verderben eingeschlichen haben; Und welche dieselbe nicht wenig lebhaft macht, ist die sogenannte Galanterie. Es ist wahr, daß diese Neigung wenig mehr von den ernsthaften Sitten unserer alten teutschen Vorfahren zeiget, welche mehr Eifer hatten den Bachus als die Venus zu verehren. O wenn diese ehrliche Leute wieder in die Welt zuruk kehren solten, sie würden uns alle für Bastarte halten. Ein paar Flaschen Wein, die unsre Grosväter kaum ein wenig in guten Laun brachten, werfen uns Weichlinge zu Boden. Man trinket nichts als Thee und Caffee mit einigen nichtswürdigen süssen Getränken, welche den Magen verderben. Es ist dieses eben wol eine Schwelgerei. Wäre es nicht besser sich darzu des Weins als des Wassers zu bedienen? Wenn diese Mode so fort währet, so wird man wohl thun, daß man die Weinstöke aushaken lässet, und dagegen die Indianische Kräuter und Gewächse ziehet; oder alles mit Zwergbäumen von Französischen Obst bepflanzen lässet, denn dieses wird am besten bezahlet.

Wir sind fast um dem Frauenzimmer zu gefallen, selbst Weiber worden. Man siehet wenig Unterscheid mehr unter dem Haarpuz eines verliebten Paris und einer wollüstigen Helene. Die Geister arbeiten sich durch die Augen durch, und wenn die erste Bekandschaft auf diese Art gemacht ist, so verwandeln sie sich in blose Sinnlichkeiten. Selbst die schon bejahrte Schönen lassen bei dieser Gelegenheit ihre Jugend wieder heraus fordern, und sind eben so zärtlich, als verliebt.

Es würde manchem ehrlichen Mann ein wenig albern lassen, wann er sich über die Ehre, die man seinem Weibe erzeiget, beklagen wolte; und das arme Weib würde sich nicht wenig grämen, wenn sie auf der Wahl nicht so viele Reizungen hätte, sich einen Liebhaber zuwegen zu bringen. Der Adel wird sich hier stark vermehren; wenn er anderst nach den Vätern geachtet wird.

Ich kenne einen sehr gelehrten Mann, welcher vorgibt, die Welt werde nicht viel mehr über zwanzig Jahr stehen; wenn man das gewis wüste, so könte man in vielen Stüken sich darnach richten. Mir kommt die Sache sehr glaublich vor. Nicht daß ich darüber einige Gesichter oder Offenbarungen gehabt hätte. Nein, ich schike mich gar nicht zu den verborgenen Wissenschaften: die Geister haben mich nie mit ihrem Zuspruch beehret; meine Träume sind alle sehr natürlich, und ich versteh mich so wenig auf den Lauf der Planeten und der Gestirne, daß ich Ihnen darüber meine Unwissenheit gestehe, ohne meiner Demuth dabei zu nahe zu tretten.

Die Anmerkungen des prophetischen Weltweisens sind diese: Wann ich, spricht er, den Lauf der Welt betrachte, und darinnen wahrnehme, daß alle Dinge so weit getrieben werden, als sie nur gehen können, so vermeine ich hier eine physicalische Nothwendigkeit zu entdeken, daß sie wieder nach der ersten Ordnung ihrer Bestimmung hergestellet, oder daß sie endlich einander selbst in der Unordnung sich aufreiben müssen. Weil nun die Herstellung der ersten Ordnung in der gegenwärtigen Verfassung der Welt nicht zu hoffen ist, und die Unordnungen auf das höchste steigen, so scheinet das lezte unvermeidlich. GOtt allein, der Macht hat zu thun was er will, kan solches hindern; Allein, es ist nicht zu vermuthen, daß er es wolle, indem er ja selbst das Ende der Welt durch seine Propheten hat vorher verkündigen lassen. Sehen wir nicht grosse Veränderungen vor uns? und wenn wir das Abnehmen der menschlichen Lebenskräfte, und die öftere Abweichungen in dem Reich der Natur, welche sich seit einiger Zeit geäussert haben, nachdenkend erwegen, so können wir daraus fast sicher schliessen, daß das Ende der

Welt

Welt nicht gar ferne mehr seyn müsse.

Unsere Weltkugel war im Anfang mit allem reichlich angefüllet, was Geschöpfe unsrer Natur vergnügen konnte; die Erde gab ihnen die vortreflichsten Früchte, ohne daß sie sich deswegen bemühen durften. Die Menschen wurden dabei etliche hundert bis tausend Jahre alt. Die Thiere waren ihnen unterthan. Es waren damals weder Sturmwinde noch Ungewitter; weder Hize noch Frost. Eine gemäsigte Luft erfüllte unsre ganze Hemisphere. Man lebte vergnügt, und brauchte weder Fürsten noch Priester, noch Advocaten, noch Aerzte.

So war die Welt in ihrem ersten Alter beschaffen; in dem zweiten begunte sie sich schon stark auszuarten. Die Heftigkeit der Begierden sezte alles in Unordnung. Ein Mensch suchte den andern zu unterdruken. Die Kunst zu rauben und zu plündern machte denjenigen Ehre, die sich darinnen hervor thaten. Sie wurden dadurch gros und edel. Die Leutseligkeit, die Gerechtigkeit und die Ordnung; als die einzigen Stüzen der menschlichen Gesellschaft wurden durch die Gewalt der Riesen oder Tirannen niedergerissen. Man verknüpfte sogar mit gewisen Titeln, so unsinnig sie auch lauten, allerhand Rechte und Freiheiten, welche dem gemeinen Wesen zum Schaden gereichen. Ja wie viele hochgeborne Seelen borgen nicht heut zu Tag ihren ganzen Staat, und halten es für nöthiger sich gros aufzuführen als zu bezahlen.

So vortreflich auf diese Art die Menschen in ihrer Einbildung wurden, so klein, so schwach, so armselig findet man sie in der That. Untersucht man ihr körperliches Gebäude, so gibt diese Maschine ihr hinfälliges und verdorbenes Wesen mehr als zu viel zu erkennen. Alles verkündiget an derselben einen nahen Einsturz. Stets zärtlich, stets kränklich, stets muthlos; und doch zugleich stolz; eigensinnig, trozig, verwegen, grausam. Unser Geblüt ist verdorben, unsere Säfte sind in Unordnung, und unsere Glieder schwankend und kraftlos, wann wir ihnen nur ein wenig eine starke Bewegung oder Arbeit zumuthen. Wir haben nichts mehr von unsern alten teutschen Vorfahren, welche Tacitus beschreibet; daß sie einen dauerhaften Leib, starke Nerfen, ein drohendes Gesicht, und noch mehr Tapferkeit gehabt hätten.

Wir sehen noch in unsern Zeug- und Rüsthäusern alte Lanzen und Schwerder, welche unsere Vorfahren, ohngeachtet, daß sie noch darzu in einem schweren Harnisch staken, mit besonderer Geschiklichkeit zu hanthiren wusten. Wir, ihre kleine unnüze Nachkommen, können solche kaum mit unsern beiden Händen empor heben. Wir sind gleich

gleich den Pygmeen gegen diese alte Athleten von welchen Lucretius schreibet:

Et genus humanum multo fuit illud in arvis,
Durius ut decuit tellus quod dura creasset
Et majoribus & solidis magis ossibus intus
Fundatum & validis aptum per viscera nervis
Nec facile ex æstu, nec frigore quod caperetur
Nec novitate cibi, nec labi corporis ulla.

Ich war vor einigen Tagen in der Französischen Comödie. Man hatte in Ermangelung der Oefen, einige Kasten mit Baksteinen ausgefüttert in die Mitte gestellet, und solche mit glüenden Kolen angefüllet. Die Erfindung war gut. Man kam dahin mit einem verfrornen Gesicht und mit zitternden Gliedern. Alles nahete sich diesen Feuerkasten, und man hätte sagen sollen, diese Leute zögen ihre Lebenskräfte allein von den angebrannten Kolen; Gleichwol war keine Kälte: es gieng ausserhalb nur eine scharfe Luft.

Unsere Soldaten werden mehr durch körperliche Schwachheiten, als durch ihre Feinde überwunden. Unsern Bauersleuten ist ihr Feldbau so mühselig, daß sie fast den Schatten auf den Gräbern ähnlich sehen. Streichen unsre Jahre gegen die fünfzig hin, so fangen wir schon an baufällig zu werden, da doch in diesem Alter beides die Kräfte der Vernunft, als des Leibes in ihrer Vollkommenheit seyn solten. Es ist nicht anders, die Natur selbst verlieret nach und nach ihre Stärke: sie zeiget sich geneigt ihre Bande zu trennen, und in ihr voriges Chaos zurük zu kehren.

Selbst der Verstand des Menschen hat schon vieles von derjenigen Stärke verlohren, welche man in den Schriften der alten Poeten und Weltweisen entdeket. Unsere heutige sogenannte schöne Geister mögen auch darwider protestiren wie sie wollen. Wir haben keine Chaldaische, Aegyptische und Persianische Weisen mehr: und wenn sich alle unsre Dichter zu tode reimen, so bringen sie doch keine Gedichte, wie Homerus, Hesiodus, Virgilius und Horatius zur Welt. Dieses hat auch Cicero schon zu seiner Zeit eingesehen. Homines, sagt er: qui priscis illis seculis extiterunt, quo propriores, nascenti mundo erant, eo ingenio ac mente fuere beatiores.

Und gesezt, wie ich es zugebe: es finden sich hier und da noch geschikte Köpfe und kluge Leute, so sind ihrer doch so gar wenig, daß sie gleichsam keine Zahl gegen die Menge der Thoren ausmachen. Die ganze Welt ist fast ein Spital, wo man hinkomt, höret man nichts als Klagen. Alles ist misvergnügt und in Unordnung.

Wer nicht am Leibe leidet, der leidet doch an der Einbildung. Viele leiden an beiden zugleich und der ist unter den Thoren fast noch der glüklichste, der die Einbildungskräfte zu seinem Vergnügen anwendet, und sich dasjenige einbildet zu seyn, was er seyn will.

Ich habe, seit dem ich angefangen die Alten zu lesen, vieles von der Bewunderung für die Neueren verlorē. Alles, was man von jenen liset, ist nett, scharfsinnig, nachdrüklich und schön geschrieben. Heut zu Tage kauft man wohl hundert Bücher, darunter das beste dem geringsten von jenen nicht beikommt. Es ist wahr, daß das leztere Jahrhundert zimlich fruchtbar an gelehrten und grossen Leuten war; Allein, es scheinet, als ob die Natur zu guter Lezt noch einmal alle ihre Kräfte zusammen genommen hätte, um mit Ehren zu scheiden. Nicht anders wie ein Schmachtender auf seinem Krankenbette, der alle seine übrige Lebensgeister zusammen raft, um sein Testament zu machen, und darauf stirbt.

Was Treu und Glauben anlangt, so hat diese Sittenlehre in der Welt nie weniger zu bedeuten gehabt, als heut zu Tage; und von der Religion, welche allein das ganze Menschengeschlecht in eine gute Verfassung bringen könnte, würde man eben so wenig wissen; wann nicht der Meinungseifer und die Zänkereien der Gelehrten, einen noch daran erinnerten, daß man wenigstens eine haben solte. Im Kirchengehen und in einigen Ceremonien bestehet unser ganzes Christenthum; sonst sind wir nicht ein Haar besser, als andere Unglaubigen auch.

Betrachtung von erblichen Krankheiten.

Diese Krankheiten werden Morbi, Mala oder Affectus hæreditarii, auf- und angeerbte, und von denen Eltern, auch wohl Gros- und Urgroseltern abstammende Krankheiten genennet. Unter diesen mus nun das allgemeine Seel- und Leib-verderbliche Ubel, ich meine die Erbsünde, billig den ersten Rang haben, als welche allen und jeden Menschen gemein ist, und ihnen von der Empfängnis an, bis in den Tod, beständig anklebet: Sie ist ein solches Verderben der Seelen, da sie, durch Verlust des Göttlichen Ebenbildes, zu allen nüzlichen, sowol geist- als leiblichen Verrichtungen und Bewegungen, untüchtig und ungeschikt gebohren wird. Wäre der Mensch im Stande der Unschuld und ohne Erbsünde geblieben, so würde dessen Seele und Natur, so viel Licht, Weisheit und Kräfte behalten haben, daß sie ihre Wohnung nicht allein dauerhaft und ohne Fehl würde gebauet und zubereitet, sondern dieselbe auch, nemlich den ganzen Leib, vor allen kränklichen Zufällen bewahret haben. Es würde der Mensch nichts schädliches gegessen und getrunken haben; die Weisheit würde so gros gewesen seyn, daß er alles Schädliche weit im Voraus würde erkannt und gesehen haben, und daher sich nicht bewegen lassen, solches zu geniessen; und so ja etwas, auf unvermeidliche Art, sich in den Leib und dessen Säfte eingeschlichen, welches dem Leibe Schaden bringen können, so würde das inner-

innerliche Licht und Weisheit der Seelen so vermögend gewesen seyn, solch Böses, ganz unvermerkt, wiederum auszuschaffen. So aber ist die Erbsünde ein Ursprung alles Seelen- und Leibesverderbens: durch diese Sünde ist der Tod und dessen Vorbotten, die Krankheiten, in die Welt kommen. Sie klebte zwar der Seelen hauptsächlich an, und wird auch mit und in derselben fortgepflanzet, welches aus der Art und Weise der Empfängnis sich gar begreiflich machet; und David im 51. Psalm bekräftiget dieses als eine Wahrheit: **Siehe! ich bin aus sündigen Saamen gezeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.** Indessen aber, weil die Seele oder Natur des Menschen dadurch verdorben, und des mehresten Lichts der Weisheit und anderer Kräfte und Vermögens beraubet worden, so kan sie nunmehro auch in denen Verrichtungen, welche zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit dienen, nicht hinlängliche Kräfte, Verstand und Willen anwenden, sondern begehet gar oft, aus angebohrner und durch die Auferziehung noch mehr verdorbener Unart, solche Fehler und Irrthümer, die dem Leibe schädlich und der Gesundheit schnurstraks entgegen seyn. Wie es nun gewis, daß die durch die Erbsünde verfinsterte Natur eine Ursache vieler neu entstehenden Krankheiten ist, also ist es auch gewis, daß sie viele kränkliche Zufälle und Gebrechen, als erblich fortgepflanzet. Vor der Sündflut, da die Menschen noch von geringer und einfältigen Kost lebeten, konnten die Krankheiten überhaupt nicht, vielweniger die erblichen Krankheiten, gemein seyn. Daher erlangten auch die frommen Altväter ein so hohes Alter, welches sich bei einigen fast auf tausend Jahre erstrekte; Da aber durch die Sündflut die gesundeste Erde verschwemmet, die verdorbene aber die Luft mit schädlichen Ausdünstungen erfüllet, die Begierden der Menschen immer mehr und mehr auf schädliche Dinge verfallen, und viele Ursachen zu Krankheiten von aussen, ja wohl gar, durch Göttliche Straffen, in den Menschen gekommen; so hat auch das Alter der Menschen nach und nach abgenommen, daß es nunmehro etwas ganz erbliches und gemeines ist, daß ein Mensch sehr selten das hundertste Jahr erreichen kan. Wenn ich denn aus Prophetischen Geiste herfliessenden Fluch, mit welchem David im 2. Buch Samuel. Cap. 3. v. 29. das Haus Joab beleget, da er wünschet: **Es falle das unschuldig vergossene Blut Abners auf den Kopf Joab und seines Vaters ganzes Haus, und müsse nicht aufhören im Hause Joab der einen Eiterflus und Aussaz habe, und am Stabe gehe,** nemlich wegen Lähmigkeit, Blindheit und andern Gebrechen, wohl erwäge; so komme nicht unbillig auf die Gedanken, daß auch viele erbliche Krankheiten durch Göttliche Straffen fortgepflanzet worden, angesehen der eifrige GOtt die Sünden ins tausende Glied zu straffen drohet.

Ob nun zwar die erbliche Krankheiten durch das ganze menschliche Alter betrachtungswürdig seyn, angesehen sie sich in jedem Alter äusern; so gehören ihrer doch gar viele eigentlich in das kindliche Alter, und finden ihren Plaz unter denen Kinderkrankheiten. Wird demnach nicht undienlich seyn, wenn hier einigen Unterscheid seze und dieselbe betrachte: 1) Als Krankheiten und Gebrechen, die schon durch viele Jahrhundert in gewisen Familien gemein und bekannt gewesen. Und 2) als solche die denen Kindern von ihren Eltern neu angeerbet werden.

Unter die 1te Classe sind zu rechnen viele Nævi materni, Muttermähler, Kopf- Brust- Bauch- und Gliederkrankheiten, Flüsse, böse Schenkel u. d. gl. Will man hiervon die Ursache eigentlich untersuchen, so kan man sie wohl in nichts anders finden, als in einer der Natur angeerbten Gewonheit zu gewissen Zeiten und Jahren, solche Bewegungen vorzunehmen, daraus dergleichen Gebrechen folgen.

Herr *Lic.* Stöller vom Wachsthum P. I. p. 43. heget gleiche Meinung, wenn er saget: "daß der Hauptgrund der erb-
" lichen Disposition zu einem grossen
" Wachsthum, mehr auf der Seele und
" in dero zu gewisser Zeit angestellten Be-
" wegungen, als auf dem Leibe selbst be-
" ruhe." Ich kenne eine Familie ins 3te Glied mit bösen Schenkeln, welche beim Grosvater, Vater und Sohne, bei jedem erstlich nach dem 40sten Jahre ihren Anfang genommen, ob sie gleich vorher ganz gesund gelebt; daber beim Absterben des Vaters ein gemeiner Mann die Frage aufwarf: welcher unter denen Söhnen wird doch nun das böse Bein erben? Auch bemerke hierbei noch, daß obwol einige dieser Kinder noch in gesunden Stande ihrer Eltern gezeuget worden, sie dannoch hernach in anberegten Jahren in eben diese Beschwerung der Eltern verfallen. Von einem an einem Beine lahmen Manne erzehlete mir dessen alte Mutter, daß er bis ins 5te Jahr ein gerades Kind gewesen, in selbigen Jahre aber, ohne einige offenbare Ursache, lahm und hinkend worden. Dessen Tochter war ein hurtiges und gesundes Kind, im fünften Jahre aber fieng sie an, an dem nemlichen Beine, ohne Ursache, zu hinken, und ehe zwei Jahr vergiengen, hatten sich die Fleksen an der Wade solchergestalt zusammen gezogen, daß ihr Fus des Vaters seinem in allem gleich und ähnlich war: es wurden keine Heilungsmittel geschonet, aber alle vergeblich angewendet; wie lange nun wohl dieser Fehler in diesen Familien gewesen, ist nicht wohl zu ergründen. Borcellus aber hat in seinen Anmerkungen eine Begebenheit, da ein Bauer in seinem 15. Jahre durch einen Stos das Knie verrenket und auf lebenslang lahm geblieben: darauf habe er zwei Söhne gezeuget, welche in den ersten Jahren ganz gerade einhergegangen, nach und nach aber auf eben diese Art wie der Vater, im 15ten Jahre lahm worden. Bei sehr vielen Kindern habe wahrgenommen, daß sie sogar im Gang, Minen und andern Stellungen ihren Eltern gleich geworden, ob ihnen gleich ihre Eltern in der Kindheit verstorben und sie daher keine Gelegenheit gehabt, solches von ihren Eltern zu lernen oder im Umgang, von ihnen abzusehen. Riverius in Instit. Med. hat disfalls nachdenklich geschrieben: "In dem Saamen der
" Väter, Grosväter und Urgrosväter
" ligt zuweilen eine Facultas oder Vermö-
" gen verborgen, welche deren Gliedmas-
" sen eingedrükt worden, daher geschie-
" het es zuweilen, daß dieses in denen
" Enkeln erwekt oder aufgereget werde,
" und sie denen Groseltern oder andern
" Blutsverwanden gleich und ähnlich
" werden, und sodann meinet man, daß
" diese Kraft sich bis ins vierte Glied er-
" streken könne.

Auf solche Art ist auch die bekannte Engelländische Krankheit ein erbliches Ubel, und zwar, aus meiner vielfältigen Erfahrung so gewis, daß unter hundert Exempeln selten eins fehlet, da ich nicht die Merkmale an denen Eltern und Groseltern von solcherlei Kindern hätte finden können. Die meisten solche Kinder werden ohne Mangel gebohren, und fangen erstlich nach einem Jahre an in diese Krankheit zu verfallen. Bei einigen aber habe auch gleich nach der Geburt Merkmale davon gefunden, und daher denen Eltern im Voraus gesagt, daß sie mit der Zeit in dieses Ubel verfallen würden. Die Herrn Breslauer im Febr. 1721. p. 190. schreiben in dieser Sache nachdenklich:
" So ist gleichfalls wahr, daß einige
" Weiber eine uns nicht genugsam be-
" kannte Beschaffenheit haben, vermöge
" deren dieselbige vor andern gewohnt
" seyn, Zwillinge zu haben. Und diese
" Proprietas wird auch in die Kinder ein-
" gepflanzet, also, daß sie zu ihrer Zeit,
" gleichfalls oft Zwillinge tragen." Ich könnte dergleichen Exempel noch viele anführen, es mag aber hierbei vor dismal sein Bewenden haben. Die ganze Sache kommt darauf an, daß, wie die Natur der Eltern in gewissen Jahren die Gewonheit

heit gehabt, durch Motus vitales gewisse Krankheiten hervor zu bringen, so behält auch die Natur derer von ihnen abstammenden Kindern die Gewonheit und Ordnung, wenn sie nicht durch besondere Lebensart, und andere Zufälle daran verhindert wird.

Unter die andere Classe derer erblichen Krankheiten gehören diejenige Beschwerungen, welche denen Kindern von ihren kränklichen, weichlichen, lüstern und ordentlich lebenden Eltern, zur Zeit der Empfängnis oder in Mutterleibe, zugebracht werden: und diese bestehen in schwächlicher Leibesbeschaffenheit, in Mutermählern von Einbildung und Lüsternheit der Mutter, von Schreken, in krätzigten und auch wohl Französischen Ausfahren, bösen Wesen, Flüssen u. d. gl. welches angebohrne Mängel oder mit auf die Welt gebrachte Krankheiten, Vitia connata, mögen genennet werden.

Die nach der ersten Classe bemerkte erbliche Krankheiten können zum Theil nicht wohl verhütet und vermieden werden. In solcher Absicht hatte vor einiger Zeit ein gewisser von Podagra hart angefochtener vornehmer Herr, welchen man nach seinem 40sten Jahre zum Heirathen bereden wollte, den einiger massen löblichen Entschlus, sagend: warum soll ich heirathen? Ich habe das Podagra von meinem Vater geerbet, und solches viel frühzeitiger, als mein Vater bekommen; wollte ich nun in diesen meinen kränklichen Stande heirathen, so würde ich erstlich meiner Frauen zur Last werden, und hernach, wenn wir Kinder zeugeten, so würde es gewis seyn, daß sie dieses Ubel mit auf die Welt bringen, und in ihrer Jugend schon, zu allen löblichen Verrichtungen untüchtig seyn würden. Die in der zweiten Classe berührte Krankheiten aber können durch Vorsichtigkeit vielmals vermieden werden. Wer aber sonsten von erblichen Krankheiten und Gebrechen etwas gründliches zu lesen verlanget, kan solches in zweien von denen berühmtesten Männern unserer Zeit, nemlich *Hofmanns* und *Stahlens* heraus gegebenen Disputationen finden, davon die 1ste 1699. und die andere 1706. in Halle gedrukt worden. Die erste untersuchet die erbliche Krankheiten nach ihren Ursprung, und die andere führet den Titul, de hæreditaria dispositione ad varios affectus: oder wie der Mensch aus angebohrner oder erblicher Beschaffenheit zu allerhand Krankheiten geneigt sey. Eine zimliche Liste von solchen erblichen Krankheiten aus allerhand Anmerkungen hat auch Dr. Schurigen in spermatologia p. 194. zusammen getragen, welche bestehen in Hinken, Lähmigkeit, Brüchen, Rothlauf, Kopfwehe, Steinen in der Lunge, Durchfällen, Melancholie, Raserei, bösen Wesen, schweren Schlingen, Urinverstopfung, lahmen Händen, Kopfwakeln, Staar, Blindheit, Taubheit u. d. gl.

Herr Hofrath *Alberti* in der Disputation de Corporum dispositione ad Morbos §. 18. theilet die langwierige Beschwerungen, welche von Eltern, als erblich herrühreten, in 2. Classen, nemlich, daß sie bestünden, entweder in Krampf, oder Zusammenziehen, oder in Schlafigkeit deren vesten Theile. Zu der ersten Classe gehörete das viele Bluten, Lungenblutstürze und daraus folgende Schwindsucht, die Unordnung der Monatzeit, Schlagflüsse im Alter,Böswesen, Hypochondrie, Mutterbeschwerung, Verstopfung des Leibes, Tiefsinnigkeit, Podagra, und allzu grosse Empfindlichkeit. Zur 2ten Classe aber zehlet er Verstopfung und Verhärtung der Eingeweide, Schwäche des Gehirns, Schlag, halben Schlag, Paralysin oder gelähmte Glieder, Rasereien, blöde Vernunft, Staar, in der Lunge heftige Husten, Geschwüre, Schwindsucht, im Unterleibe Cachexie, Wassersucht, Steinbeschwerungen. Und wer alle Begebenheiten von erblichen Krankheiten zusammen tragen wollte, der

könte

könnte Gelegenheit finden, mehr als einen Folianten davon zu schreiben.

Ehe aber diese Betrachtung schliesse, finde noch zu erinnern, daß solcherlei erbliche Mängel nicht allemal von denen Eltern auf die Kinder stammen, sondern zuweilen in einen Grad der Zeugung still und verborgen bleiben, und sich erstlich in denen Kindeskindern wieder hervor thun: solches können die von Rejes Q. 54. p. m. 677. angeführte Begebenheiten erweislich machen, da nemlich eine weisse Frau mit einem Mohren eine weisse Tochter gezeuget, und diese hernach an einen weissen Mann verheirathete Tochter, wieder Mohren zur Welt gebracht. Dieser Auctor führet erstlich aus dem Plinio und Aristotele 2. Exempel, hernach aber auch seine eigene Erfahrung von einem Apotheker an. Ein neu Exempel findet sich in dem Commercio litter. Norimb. 1731. Specim. XX. p. 154. da eine Enkelin von ihrer Grosmuter, Müterlicher Seite das Blutharnen geerbet, an deren Eltern davon nichts, sondern andere Unordnungen von Blutungen gemerket worden. Eine Anmerkung, da das Podagra die Kinder verschonet und hergegen auf die Kindeskinder gekommen, wird in denen Büchnerischen Miscellaneis 1728. Mens. Junii p. 1102. aus Heuchero angeführet.

Man mus aber auch in Ansehung derer erblichen Krankheiten nicht auf die Gedanken kommen, als ob solche Gebrechen sich nothwendig auf alle Kinder fortpflanzen müsten. Nein! sondern es können einige Kinder gesund bleiben, nachdem sie mehr oder weniger von der Natur des Vaters oder der Muter an sich haben: solchergestalt sind mir 4. vernünftige, wohl hörende und redende Kinder von einer tauben und stummen Muter, die darzu im Verstande sehr verrükt war, bekannt; wie sichs aber in ihrer Fortpflanzung verhalten wird, mus die Zeit lehren. Riedlinus in Millenar. Obs. p. 295. bemerket, daß ein Vater ohne Hände vollkommen gerade Kinder gezeuget; Ja so gar führet D. Preus. in Ephem. N. C. Cent. III. p. 39. einen Fall an, da eine mit Franzosen behaftete Muter, ein gesund und reines Kind zur Welt gebracht. Von der Engelländischen Krankheit habe bemerket, daß in einer Familie zuweilen 7. bis 8. Kindern nur eines die Krankheit erblich bekommen, die andern aber alle leer ausgegangen, und daß ein Rachiticus verschiedene gerade Kinder gezeuget, hergegen aber diese Krankheit wieder an denen Kindeskindern gesehen. Hingegen fällt mir noch eine sonst honorable Familie bei, darinnen ich Stoknarren bis in das vierte Glied kenne: ja, da ich einst einen solchen einfältigen Menschen aus einer andern Stadt in einem Bade antraf und mich dessen Familie erkundigte; so wurde eröfnet, daß er eben aus dieser Familie wäre, und noch mehrere Blutsverwande an dem Orte zur Gesellschaft hätte.

Ich komme nochmals auf die Gewisheit, daß Kinder mit Leib und Seele von denen Eltern abstammen, die Seele sich den Leib, als ihre Wohnung und Werkzeug zu denen Menschlichen Handlungen baue und bilde, in solcher Würkung und Bildung aber vielfältig gestöhret werde, und sowol aus angebornen Mängeln, als auch aus zufälligen Ursachen, die ihr die Eltern oder andere in den Weg legen, irren, mithin allerlei kränkliche Dispositiones und Fehler des Leibes würken oder den Grund darzu legen kan: so nehme aus diesem Uberlegen Gelegenheit zu betrachten.

Wie sich Eltern, die gesunde Kinder wünschen und verlangen, zu verhalten haben, und vor der Empfängnis derselben sich zubereiten mögen?

Daß dieses kein vergeblicher Vorschlag oder leeres Hirngespenste sey, bezeuge mit einem An. 1736. Herrn Dr. Teal-

Tralles heraus gegebenen Tractat, welcher den Titul führet; *Entwurf einer vernünftigen Vorsorge redlicher Mütter vor das Leben und Gesundheit ihrer noch ungebornen Kinder*, welcher Tractat durchgängig viel nüzliches enthält. Welcher Mann aber aus seinem Ehestande gesunde und gerade Kinder sich wünschet, der sorge vor allen Dingen, daß er sich an eine gesunde und wohl gewachsene Frau verheirathe, in deren Familie wenig ungestalte, ungesunde und gebrechliche Leute zu finden. Denn dauerhafte Naturen und hohes Alter sind in vielen Familien was erbliches, und hergegen finden sich viele Familien, da selten eine Person ihr Alter auf 30. bis 40. Jahre bringet. Ich bezeugte einsmals einem Cavallier, wie die Engelländische Krankheit mehr in Familien von altem Herkommen, als unter gemeinen Bauersleuten bekannt wäre; darauf sagte er: wenn es uns Edelleute nicht zur Schande gerechnet würde, wenn wir starke und gesunde Bauermädgen heiratheten, so würden wir auch mehrere stark und dauerhafte Kinder zeugen. Insonderheit haben Eheleute dahin zu sehen, daß sowol Mann als Weib, die zum Heirathen reife und tüchtige Jahre habe. Das: Seyd fruchtbar und mehret euch, ist zwar dem Menschlichen Geschlechte solchergestalt angebohren, daß man in der zarten Kindheit schon Merkmale einer besondern Liebe von einem Geschlechte zu dem andern warnimmt, und nach zurük gelegtem kindlichen Alter würde das Beiliegen schon was gemeines seyn, wenn nicht GOtt der HERR durch die Ordnung und Stiftung des Ehestandes, diesen Lüsten und Begierden einen Zaum angeleget hätte. In dem Stande der Unschuld, da die Begierden nicht würden ausgeschweifet haben, wäre dergleichen Einschränkung nicht nöthig gewesen. Dem Ubel aber nach dem Sündenfall vorzukommen, daß junge Leute, durch zu frühzeitigen Beischlaf, sich nicht verderben und das Leben verkürzen möchten, hat GOtt den Ehestand gestiftet, und darbei denen Eltern die Aufsicht gelassen, daß sie ihre Kinder nicht zu frühzeitig in den Ehestand tretten lassen, sonsten würde es manchmal geschehen, daß Kinder, wie bei einigen Indianischen Völkern anfiengen Kinder zu zeugen, aber auch kein hohes Alter erreichten, angesehen Plinius bezeuget, daß dergleichen Völker im 8ten Jahre schon Kinder zeugten, aber auch selten das 28. Jahr erlebten.

An Exempeln fehlet es nicht, daß Mädgen von 5. 6. und 9 Jahren schwanger worden, und auch zum Theil glüklich gebohren: davon bei Caspar à Rejes pag. 1167. und bei Schurigen in Spermatol. p. 185. Embryol. p. 592. Parthenol. p. 135. Cynæcol. p. 89. eine zimliche Anzahl zusammen getragen, zu finden. Ein mehrers aber wird in der Folge dieser auserlesenen Sammlungen unter einem besondern Titul *von schwangern Kindern* gelegenheitlich vorgebracht werden.

Wie es aber unläugbar, daß die von gar zu jungen, oder auch gar zu alten Eltern erzeugte Kinder von schwächlicher Leibesbeschaffenheit zu seyn pflegen: also haben angehende Eheleute billig dahin zu sehen, daß sie sich in einem solchen Alter zusammen verheirathen, darinnen sie vollkommene Kräfte besizen, und sich nicht leicht selbsten ruiniren, und ihren Nachkommen, aus ihren verdorbenen Kräften, kränkliche Leiber von übler Beschaffenheit auferben. Von schwächlichen Kindern, welche von bejahreten Eltern gebohren worden, führet mehr belobter D. Schurigen in Embryol p. 599. wieder viele Historien an, welche nicht ausser Acht zu lassen: und obgleich zuweilen eine, die das Gegentheil behauptet, aufgeführet werden könnte, wie z. E. in denen Bresl. Samml. 1725. mens. Oct. p. 459. von Friedberg gemeldet wird, daß eine 52. jährige Frau von einem 77. jährigen Manne ein solch starkes Kind gebohren, welches die Grösse gehabt, als ob

es

es ein halb Jahr alt gewesen; so hat man doch solches billig, als was rares und ausserordentliches anzusehen, und von so raren Exempeln keinen Schlus oder Beweis zu nehmen, die allgemeine Erfahrung damit zu widerlegen.

Grosse, robuste und wohlgewachsene Leute werden nicht allein in den heutigen Zeiten ästimiret und denen kleinern vorgezogen: man hat auch schon in dem Alterthum darauf gesehen, daß grosse gezeuget und kleine vermieden werden möchten, worauf sonderlich im Heirathen gesehen worden.

Noch vor dem Antritt des Ehestandes haben sich junge Mannsleute überhaupt vor zu frühzeitigen Beischlaf zu hüten, angesehen durch Verschwendung des Saamens die Kräfte entgehen, und die Zeugungsglieder schlapf und einen guten Saamen zu zeugen untüchtig gemacht werden. Daher es denn gar oft sich zuträgt, daß dergleichen junge Leute in Besudelung, in Abnehmen und Auszehrung verfallen: Mir sind dergleichen Begebenheiten nicht wenige bekannt, und ist bedaurenswürdig, was oft sehr unschuldige Weiber darunter leiden müssen; es bleibt das anstekende Gift dieser Seuche zuweilen viele Jahre verborgen und äussert sich hernach erst im Ehestande. Mir sind Weiber bekannt, welche wohl 7. 8. Kinder dieser Ursache halber entweder zu frühzeitig und tod gebohren, oder sie doch nach der ordentlichen Geburt bald verlohren haben. Man sollte billig allen jungen Leuten die Abschilderung der Französischen Krankheit, welche Pechlini Lib. I. Obs. 72. im Oratorischen Latein entworfen, bekannt machen, und sie in Lazarethe, wo Französische Leute curiret werden, gehen lassen; so zweifelte nicht, es würde manchen die Abscheulichkeit, dieser so viele vornehme Familien und Geschlechter ruinirenden Krankheit, so zu Gemüthe gehen, daß er sich bedenken würde, dem küzelnden Fleische zu gefallen, sich in so grosse Gefahr und abscheulich Verderben zu stürzen.

Das reife und tüchtige Alter zum dauerhaften Kinderzeugen ist bei einem Manne von 24. bis 50. und bei einem Weibe von 18. bis 40. Jahren. Es können zwar weidliche Männer, wie Boas beschrieben wird, im 80sten Jahre zuweilen noch Kinder zeugen: die mehresten aber, wenn sie sich dem 60sten nähern, werden hierzu untüchtig, und was alsdenn aus ihren Lenden kommt, wird mehrentheils schwächlicher Leibesbeschaffenheit seyn. Wenn Stöller vom Wachsthum der Menschen P. I. p. 49. die Ursache versuchet, warum die alten Teutschen robuste und starke Leute gewesen: so sezt er unter andern auch diese, daß sie sich nicht jung verheirathet hätten, und p. 50. "Je länger " sie ledig blieben, je grössere Ehre hatten sie davon; da ihnen im Gegentheil " vor die gröste Schande gerechnet wurde, wenn sich jemand vor dem 20sten " Jahre nur vom Heirathen traumen " lassen."

In Absicht auf die Fortpflanzung des Geschlechts, haben auch diejenige, welche sich verheirathen wollen, dahin zu sehen, daß sie nicht von gar ungleichem Alter zusammen kommen, dabei die Empfängnis zuweilen nicht so leicht folget: dann zu geschweigen, daß bei ungleichem Alter zum öftern das beste Feuer der Liebe fehlet. Uberhaupt aber haben sowol jung, als alt Verheirathete ihren Beischlaf zu mäsigen, damit die Sammlung und Zeugung des Saamens wohl zeitig, geistreich und fruchtbar werden könne. Herr *Prof.* Heumann in seinem politischen Philosopho gibt deshalben einen wohl ausgesonnenen Unterricht: Es soll nemlich ein Neuverheiratheter denken, daß eine Tugend sey, welche Continentia, Mäsigung hiesse. Denn die Wollust des Beischlafs würde durch öfteres Wiederholen nicht gedämpfet, sondern vermehret, und wer gleich vom Anfang denen Lüsten den Zaum schiessen lasse, mache sich nur eine geile Frau, und bringe sich dadurch entweder um seine Leibeskräfte, oder verursache, daß die Frau sich bald nach Substituten umsehe.

he. Ich will über dieses sagen, daß eine zu geil gemachte Frau zur Empfängnis ganz untüchtig gemacht werde, welches die Exempel der allgemeinen Huren bezeugen: denn je öfter diese sich brauchen lassen, je weniger bekommen sie Kinder; leben sie hergegen moderat, wie es denn bisweilen geschiehet, daß sie nach etlich jähriger Hurerei noch geheirathet werden, und sich zu ihrem Manne allein halten, so bekommen sie noch Kinder, da sie zuvor unfruchtbar gewesen.

In der Trunkenheit sollte billig aller Beischlaf vermieden werden, weil zu fürchten, daß dieses Laster dem Kinde vom Anbeginn angehänget werden möchte; daher sagt Galenus: daß auf solche Art der Anfang und Ursprung der Menschen in dem Saamen schon vitiös und mangelhaft, und wäre nicht zu verwundern, warum so viele mit bösen Wesen Behaftete gebohren würden. Da Diogenes einen närrischen Jüngling sahe, sprach er: Pater ebrius te genuit: i. e. Dich hat dein Vater in der Trunkenheit gezeuget. Wie nun die Trunkenheit denen Kindern viel Ubeles, nemlich ein hiziges, zorniges oder auch wohl dummes Naturell auferben kan: so können es auch andere Gemüthsneigungen thun, z. E. Zorn, Betrübnis, Schreken u. d. gl. Wie oft werden nicht Zank und Streit, die mit Kummer, Eifersucht und Betrübnis verknüpft gewesen, zwischen Eheleuten im Cammergericht verglichen und beigeleget? und wird selten bedacht, daß die auf solchen Vergleich folgende Empfängnis vitiös und mangelhaft werden könnte.

Leute, welche dem Studiren und tiefen Nachsinnen allzu sehr ergeben sind, sollten billig zu der Zeit, da sie Kinder zu zeugen sich vorgenommen, sich Feiertage machen, und von aller Gemüthsentkräftung und Gedächtnis Arbeit ruhen, so würden sie Kinder zeugen, die zur Gelehrsamkeit geneigt wären; wenn aber durch allzu tiefes Nachdenken den Saamen alle lebhafte und geistige Kräfte entnommen werden, so können auch von dem gelehrtesten Vatter nichts als dumme Köpfe oder sonst am Leibe schwächliche Kinder abstammen, bevorab, wenn der Vater sich solchergestalt übernimmt, daß ihm von vielen Studiren Farbe und Kräfte entgehen.

Eheleute, die den Vorsaz haben gesunde Kinder zu zeugen, haben einigermassen auf die Diät zu sehen, und sich vor stark riechenden Speisen zu hüten: z. E. vor Knoblauch, Zwiebeln, Merettig, Safran: denn zu geschweigen, daß solche Speisen das Geblüt treiben, und die Empfängnis leicht fruchtlos machen.

Arbeitsame Leute zeugen also gesunde und dauerhafte Kinder und manchmal mehrere, als sie ernähren können, daher sie denn auch in diesem Werke sich wenig um die Rathschläge der Aerzte bekümmern; bei weichlich erzogenen, bemittelten und Arbeitscheuenden Leuten, wird der Aerzte Beistand mehr zu Hülfe geruffen, und öfters von ihnen verlanget, eine etliche Jahre daurende Unfruchtbarkeit durch Arzeneien zu heben, die doch mehrentheils durch eine schädliche Vollblütigkeit pfleget unterhalten zu werden. Diese Vollblütigkeit kan nun sowol auf Seiten des Vaters, als der Mutter eine Hindernis im Kinderzeugen abgeben: und wenn man diese genung vor Augen hat, so kan auch deren Verminderung einen starken Vorschub zur Empfängnis abgeben, und solches zwar durch hinlängliches Aderlassen.

Im übrigen aber halte bei jungen Eheleuten das Mittel, welches der junge Tobias Tob. Cap. VIII. 4. 5. an die Hand gibt, vor das kräftigste, gesunde und wohlgeartete Kinder zu zeugen, wenn er sagt: "Sara! stehe auf und lass uns GOtt bitten, Heute und Morgen, denn diese drei Nächte wollen wir beten, darnach wollen wir uns zusammen halten, als Eheleute; Denn wir sind Kinder der Heiligen, und uns gebühret nicht, solchen Stand anzufahen, wie die Heiden die GOtt verachten.

Von

Von der Ungerechtigkeit einer absoluten Gewalt.

Der obrigkeitliche Stand hat keinen andern Endzwek als die Glükseligkeit des ganzen Volks. Ausser diesem Endzwek brauchet man keine Obrigkeit: Diese Glükseligkeit kan nicht erlanget werden, als vermittelst der Ordnung. Diese Ordnung wird am meisten durch diejenigen gestöret, welche sie trachten sollen zu erhalten. Ja man kan kühnlich sagen, daß die Tyrannei und die Untüchtigkeit der Regierenden an denen meisten Unordnungen Schuld sey, welche in der menschlichen Gesellschafft herrschen. Ein Staat unterwirfft sich allezeit der grösten Gefahr, wann er einem Fürsten die völlige Herrschafft mit einer unumbeschränkten Gewalt einräumet. Diese unbeschränkte Gewalt aber ist allezeit etwas ungerechtes, man mag sie betrachten auf welcher Seiten man will.

Es kan keiner den Namen eines rechtmäsigen Regenten führen, er erkenne dann ein Gesez über sich: Die menschliche Gesellschafft kan durch nichts anders als durch die unzertrennliche Bande der Gerechtigkeit erhalten werden; diese Gerechtigkeit gibt allen Menschen ihre gewisse Verhaltungsregeln: sie verbindet einen jeden insbesondere, und allesamt überhaupt.

Kein Mensch hat das Recht mit sich selbst, nach eignem Willkühr, gegen die Ordnung der Natur zu schalten und zu walten. Er stehet mit allen Geschöpffen unter der Botmäsigkeit des einzigen grossen Schöpffers; Wie er durch seine Macht ihn hervorgebracht, so hat er auch allein das Recht mit ihm zu machen was er will. Kein Mensch hat ein solches Recht über sich selbst: kein Mensch kan also ein solches Recht einem andern übertragen. Was also ein Fürst hierinn sich gewaltthätiger Weise über andere Menschen anmasset, das wird bei ihme nimmer zu keinem Recht, sondern es ist und bleibet ein frevelhafter Eingrif in die Rechte GOttes.

Es ist zu verwundern, wie die Franzosen, als ein sonst kluges Volk, eine ganz absolute Gewalt über sich ertragen können: sie lassen sich von einem Könige beherrschen, der zum Grund aller seiner Handlungen und Befehle nichts weiter anzuführen pfleget, als, Car tel est Nôtre plaisir: Das ist Unser Gefallen, so wollen Wir es haben. Es ist bei ihnen nicht mehr um die Zeit, da sie ihre Könige, unter der Bedingung wählten, daß sie die Geseze handhaben, und die gemeine Freiheit schüzen solten; sondern um des Monarchens Ambitions-willen müssen sie Gut und Blut aufopffern.

Redet immer ihr Staats- und Rechtsgelehrten, wie es die Fürsten gerne hören; beweiset aus euren weithergesuchten Lehrsäzen, daß ihnen Land und Leut, samt der Unterthanen Gut und Blut, Erb und eigen seyen; kein vernünftiger würde euch glauben, wenn nicht so viele Soldaten wären, die ihm solches durch gewaltige Argumenten zu beweisen fertig stünden. Hier kan man also wohl sagen: Gewalt geht vor Recht; aber Gewalt gibt kein Recht; Denn die Gerechtigkeit ist eine Würkung der Vernunft, die den Ruhestand der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt und eines jeden ins besondere zu befördern suchet.

Ein Potentat ist zwar selten so bös, als ihn seine Diener und Räthe machen: Diese erlauben ihm alles, damit sie sich bei ihm einschmeicheln, und von dem allgemeinen Raub ihren Antheil mit geniessen mögen. Ich habe in meinem Leben viele Fürsten gekannt, und darunter gar wenige, die im Grunde böse waren. Es sey, daß ihr Temperament nicht so schlimm war, oder daß sie weit sorgfältiger als andere Menschen sind erzogen worden; So viel ist gewis, daß sie, so bald sie zur Regierung kamen, durch böse Rathschläge waren verdorben worden; und daß sie eben so leicht hätten gut werden können, wo sie redliche Leute um sich gehabt hätten. Ja, ein böser Fürst selbst, wie könnte er so viel Böses thun, wann er nicht böse Menschen bei sich hätte, die bereit wären, in allem seinen Willen zu vollziehen, und seiner Macht zu ihrem Vortheil zu misbrauchen. Die gefährlichste Leute gesellen sich jederzeit zu denjenigen, welche die Macht haben, ihre Bubenstüke mit Wohlthaten zu vergelten. Unsere meiste Höfe sind also eine Schule der feinsten Betrügereien, wo öffters Land und Leute auf das Spiel gesezet werden, und der Fürst selbst am meisten betrogen wird.

Es ist gewis, das unsere meiste Fürsten die abscheuliche Bedrängnisse und Grausamkeit nicht wissen, welche unter ihrem Namen vorgehen. Will der Fürst Geld, Soldaten, eine Wildbahn und dergleichen haben, so mus derjenige, der bei ihm sich in Gunst bringen will, darnach trachten, wie er ihm diese Dinge schaffen mögte. Der Fürst fragt nicht nach der Art und Weise, wie und wann, und was es kostet, ihn zu vergnügen; er kennet nur den Eifer und die Treu seiner Bedienten, die ihn zu vergnügen suchen; er belohnet sie mit auserordentlichen Wohlthaten, und macht öffters dadurch solche Leute am grösten, die am ersten verdienten, als die nichtswürdigsten Seelen aus der Gesellschafft der Menschen verbannt zu werden. So macht immer ein grosser

ser

ser Tirann noch andere Tirannen, welche wieder eine Menge, zwar kleinere, aber doch unbarmherziger Tirannen unter sich haben. Es darf nur einigen vornehmen und angesehene Familien in seinem Lande grose Titel und Güter einräumen, so sind sie zu seinen Dinsten und helfen ihm das Land, ohne weiteres Bedenken, verderben. Ein jeder ist zu frieden, wann er nur wieder Leute unter sich hat, die ihn nach seiner Art ehren und fürchten müssen. Jeder empfindet auf diese Weise die Süsigkeit zu herrschen und zu befehlen; Ja die Herrschsucht der Menschen geht so weit, daß, wenn mancher keine Geschöpfe seines gleichen unter seiner Gewalt hat, die er hudeln und trillen kan, so hält er sich ein paar Hunde, die auf seinen Wink gehorsamen müssen, und die er zum Zeichen seiner Macht kan prügeln, wann er will. Dieses giebt ihm eben einen so sanfften Eindruk von seiner Hochheit, als wenn die Bauren einen neuen Edelmann, gnädigen Herr nennen.

Sehet hier den unseligen Zusammenhang der allgemeinen Herrschsucht, und woher es kommt, daß sich solche bei so vielen Völkern beständig auf dem Thron erhält. Zu Abstellung eines vor die menschliche Gesellschafft so grund-verderblichen Ubels, werden tapffere, gerechte und grosmüthige Seelen erfordert; Allein, wo sind diese? Finden sich welche, so haben sie keine Macht; und haben sie dise, wie leicht verliehrt sich ihr Anhang, wenn der Tirann drohet oder liebkoset, würget oder Güter austheilet? Wer fürchtet sich nicht vor Gefängnis, Büttel und Blutgerüsten? Was ist gefährlicher als Empörung in einem Lande anzufaugen? wie viel unschuldige Leute sezt man dadurch in Gefahr? Wie viel wird darunter das Christenthum verlezet, welches uns gebeut Unrecht zu dulden und zu leiden, nicht Bäses mit Bösem zu vergelten, sich selbst nicht zu rächen? Wie schwer ist die Mäsigung desjenigen Rechts zu treffen, welches uns erlaubet, gegen Gefahr und ungerechte Gewalt uns zu schüzen und zu vertheidigen? Mit Aufruhr, Verschwörungen und Bündnissen wird öffters das Ubel mehr vergrössert, als gehoben. Die Geschichten sind voll von solchen Exempeln. Selten lauft es damit so gut ab, als wie mit den Schweizern und Niederländern. Gleichwohl ist grossen und edlen Gemüthern nichts unleidentlicher als die Wut eines Tirannen zu dulden, der voll Unbarmherzigkeit und Leichtsinn nur blos zu seiner Lust, oder seine Ehrsucht zu vergnügen, ein ganzes Volk ins Elend stürzet. Dagegen waffnen sich alle Regungen einer wahren Menschen Liebe. Cato hatte als ein grosser Geist davon würdige Empfindungen, da er sich denen hochmüthigen

Anschlägen des Cäsars widersezete. Wo findet man aber zu unsern Zeiten dergleichen grosmüthige uneigennüzige Seelen?

Der Stand eines Fürsten ist also nur in so weit zu verehren, als er die Geseze beobachtet, und sein Volk beschüzet. Die Freiheit ist ein natürliches Gut; man kan keinen mit Recht eines so grosen Guts berauben; es sey dann er handele wider die Geseze, und misbrauche solche zum Schaden anderer Menschen. Unschuldige ehrliche Leute kan man mit einer solchen Strafe nicht belegen. Vielweniger kan man die Freiheit eines ganzen Volks zum Opffer eines einzigen hochmüthigen Menschen machen, und ihme solche zur Ausführung seiner herrschsüchtigen Begirde hingeben.

Die Eigenschafft eines Fürsten bestehet nicht darinn, daß er seine Hoheit zur Unterdrükung seines Volks misbrauchet, daß er alle seine Begirden zu vergnügen sucht, daß er in aller Uppigkeit und Wohllust lebet, daß er mit einem unmäsigen und Land verderblichen Pracht, Hof hält, und wenn seine Einkünffte dazu nicht hinlänglich sind, Land und Leute versezet; oder dieses bis auf Mark und Knochen aussaugt. Mit nichten: Dieses sind lauter Eigenschafften eines Tirannen. Ein Fürst mus seiner Unterthanen Schuzherr und Vater seyn: er mus ihr wahres Heil und Wohlsein zu befördern trachten, und ehender selbst an seinen Einkünfften leiden, als dem geringsten seiner Unterthanen etwas mit Unrecht entziehen. Dieses ist wahrhafftig gros, fürstlich und erhaben. Es ist im Gegentheil allezeit ein gar elender und barmherziger Staat, wenn ein Fürst seine eigene Unterthanen plündert, um gros zu thun; Gewis, hier dienet der glänzende Pracht ihm mehr zur Schande als zur Ehre.

Kein Volk in der Welt denket und redet freier wider ein despotisches Regiment als die Franzosen, und gleichwohl sind sie freiwillige Sclaven von ihrem König; wenn es heist: Mes amis, mes Enfans, c'est pour le service du Roi, so geben sie alles was man ihnen abfordert; wenn man ihnen nur so viel lässet, daß sie tanzen, singen und ein Prise Tobak nehmen können. Die Grossen im Lande, welche sich gegen die übertriebene Macht und Regierung regen könten, werden insgemein nach Hof gelokt, damit sie dann daselbst lahme Füsse und steiffe Glieder bekommen. Man spielet ihnen Opern, Comödien, Maskeraden, und macht sie also hierinn der Vorzüge der Hoheit theilhafftig. Ist aber dieser oder jener etwas unartig und bezeigt sich misvergnügt, oder redet ein wenig zu viel gegen die Regierung, so bekommt er ein Lettre de cachet, in die Provinz, oder in die

Bastille sich zu begeben; da kan er für seine Unhöflichkeit eine Weile büssen, bis er lernet klüger werden.

Keine Nation hat bessere und vernünfftigere Begriffe von dem Amt und der wahren Hoheit eines Königs als die Engelländer: sie beehren mit der Crone einen Prinzen aus ihrem königlichen Haus: Er ist ihr Oberhaupt: er hat aber als ein solches nicht mehr Macht als ihm die Geseze einräumem; hält er sich mit seinem Volk, so ist er einer der mächtigsten und reichesten Potentaten in der Welt. Denn dieses giebt ihm Geld genug, und unterhält überdem noch seine ganze Familie recht königlich; allein er mus ihre Geseze beobachten, er mus ihrer Freiheit nicht zu nahe tretten. Er ist ein König für das Volk und nicht für sich. Er theilet mit ihm alle Glükseligkeit, alle Ehre, alle Vortheile: Man trennet eines nicht von dem andern, ohne dem ganzen Staatskörper wehe zu thun.

Die Verfassung des teutschen Reichs gründet sich ebenmäsig auf einen glüklichen Zusammenhang des Haupts und der Glieder; allein, darinn ist der Fehler, wenn ich es sagen darf, daß viele unsere vornehmsten Glieder öfters ihrer Macht misbrauchen, und ihre arme Unterthanen gar wenig mehr von derjenigen Freiheit geniessen lassen, die ihnen von Rechts wegen gebühret. Die Reichsfürsten druken den Reichsadel, und suchen ihn endlich gar zu unterdruken, wie solches schon an vielen Orten geschehen ist; da dieser jenen, wolte er Ruhe haben, diejenige Güter, die in des Fürsten Länder lagen, öffters selbst zur Lehen anbiethen muste, daher kommen die Feuda oblata.

Vor 180. Jahren sezte es deswegen im Reich grosse Bewegungen, denn als der Reichsadel merkte, daß man ihn hin u. wieder unterzusteken, und um seine Reichsfreiheit zu bringen suchte, begunte sich derselbe allenthalben, besonders in Franken, mit grosser Hefftigkeit zu regen. Alleine, Grumpach, einer dessen vornehmsten Häupter, ein kühner und tapfferer Mann, versah es, daß er nicht suchte den Kaiserl. Hof auf der Ritterschafft Seiten zu bringen; und dieser versah es wiederum, daß er sich mehr der Fürsten als der Ritterschafft annahm; und so gar, daß Margraf Albrecht und Herzog Joh. Friederich von Schasen darüber in die Reichsacht kamen, weil sie dem Grumpach und der Ritterschafft beistunden. Worüber schier in ganz Teutschland ein abscheulicher Krieg entstanden wär. Es sey nun daß diese beide Fürsten und der ihm zugethane Adel damahls die Sachen zu weit getrieben haben; so viel ist gewis, daß man am Kaiserl. Hof

klüger gehandelt hätte, wo man sich des Reichsadels und der kleinen Reichsstände mehr angenommen hätte, dann so wären die Grosen dem Kaiser nicht so leicht zum Kopff gewachsen, und das Reich hätte besser das Ansehen eines freien Staats erhalten; da jezo die Macht der Fürsten alles Paaren treibt u. s. w.

Das Jus de non appellando, welches unsre höchste Fürsten Häuser nach und nach erlanget, hat ihnen über ihre Unterthanen völlig eine unumschrenkte Gewalt gegeben, also daß diese nicht mehr des Reichs, sondern ihrer Fürsten eigene Unterthanen sind, damit sie nun machen können was sie wollen. So siehet es heut zu Tag um die teutsche Freiheit aus; Es herrscht bei uns ein gewisser Despotismus im grossen und im kleinen; und kommt man gleich klagend darüber bei denen hohen Reichs Gerichten ein, so findet doch daselbst das Recht keine Hülffe, weil man ihm die Macht entgegen stellet. Proces und Unkosten gehen verlohren, wo der Kleine mit dem Grosen rechtet.

Mich rühren noch immer einige Exempel, die ich in der Sächsischen Historie gelesen habe; da gewisse fromme Fürsten aus diesem vortrefflichen Hause auf ihrem Todbette noch befahlen, ihren Unterthanen denjenigen Schaden zu vergüten, den sie ihnen durch die Jagdlust verursachet haben. Ein solche Gewissenszärtlichkeit findet man heut zu Tag bei wenig grossen mehr.

Das bürgerliche, oder democratische Regiment ist von der monarchischen darinn unterschiedee, daß anstatt eines Haupts viele Häupter zugleich regieren. Zu allen Zeiten hielt man unter vernünfftigen Völkern dafür, daß es besser sey vielen Weisen, als einem alleine zu gehorsamen; allein wo an statt der Weisen ein unbändiger Pöbel herrschet, da ist keine wahre Freiheit, sondern eine wilde zamlose Frechheit, die alles in Unordnung und Verwirrung sezet. Man siehet davon das Beispiel in einigen Reichsstädten, wo keine Policei deswegen möglich ist, weil der Pöbel sich zu viel heraus nimmt, und der Handwerksmann seine Handwerksgebräuche höher achtet als alle Geseze. Hier ist das gemeine Volk ein eben so schädlicher Tirann als ein Fürst, der seine Macht zum Verderben seines Volkes misbrauchet. Die Schweizer sind hierinnen weit glüklicher: wenigstens waren sie solches noch vor 25. Jahren, da ich meine Reise that. man beobachtet unter ihnen eine durchgehends gute Policei, die Justiz wurde schnell verwaltet, sie hielten sehr vernünfftig auf ihre alte Tracht; Spizen, Gold und Silber dorffte niemand tragen;

Der

Der Adel hatte nirgend keine Vorzüge im Regiment, man ehrte ihn zwar wenn er Verdienste hatte, nicht aber wegen seiner blosen Geburt. Der General von Erlach machte sich eine Ehre daraus, zu Bern, in seinem Vaterland mit andern gemeinen Burgers Leuten auf einer Bank im Rath zu sizen, ohne sich vor ihnen das mindeste wegen seiner Familie heraus zu nehmen.

Der Ehrgeiz ist ein Laster, das sich am wenigsten zu einer democratischen Regierungsart schiket. Es kan zwar keine Obrigkeit bestehen, wo man für sie und ihr führendes Amt nicht die gebührende Achtung und Ehrerbietung heget; sie ist gleichsam wie ein Hausvater in seiner Familie: so wenig es denen Kindern und Gesinde geziemet, sich ungehorsam und widerspneſtig gegen denselben zu bezeigen oder denselben wohl gar mit Schimpff- und Scheltworten anzugehen; eben so wenig geziemet es sich auch, wenn ein Bürger gegen seine ihm vorgesezte Obrigkeit sich ungehorsam und aufrührisch geberden wolte. Ein rechtschaffener Magistrat soll im Gegentheil auch keine andere Titel und Hoheit affectiren, als redlichen und rechtschaffene Patrioten zukommt: Die Namen Landes Väter, Vorsteher der Gemeine, Schultheissen, Burgermeister, Rathmänner, Zunfftmeister, Beisizer und dergleichen, schiken sich für eine bürgerliche Obrigkeit am besten. Es ist allezeit eine Sache von gefährlichen Folgen, wenn obrigkeitlichen Personen, aus närrischem Hochmuth, sich zu viel herausnehmen, sich stolz und aufgeblasen gebehrden, ihre Bürger verächtlich halten, ihnen hoffärtig und hart begegnen, ja wohl gar sich gegen sie so anlassen, als ob sie nicht ihre Mitbürger, sondern ihre würkliche Unterthanen wären. Dieses giebt in einem gemeinen Wesen nimmer kein gutes Blut, und macht allerhand böse Leidenschafften in denen Gemüthern, welche endlich in Meuterei, Aufruhr und Empörungen ausschlagen, wodurch die Republiken zu Grund gerichtet werden.

Ein kluger Magistrat weis wie er sein Ansehen mit Glimpff und Leutseligkeit erhalten soll: Er bescheidet sich gerne, daß er sein obrigkeitliches Amt nur im Namen des Volks führet; daß er nicht mehr Macht habe als dieses für gut findet ihm zu übertragen; daß er in Ansehung seines Standes nicht mehr ist als ein anderer Bürger auch; daß ihm seine Würde wohl einen höhern Rang, aber nicht mehr Recht giebt; daß die Schwächung der bürgerlichen Freiheiten und Gerechtsamen auch ihm und den Seinigen zum Nachtheil gereichen; daß nur wahre Verdienste und Tugenden adeln, und niemand deswegen wahrhafftig gros ist, weil er sich viel einbildet.

Die gröste Ehre eines Magistrats bestehet darinn, daß er sein Amt treu und redlich versihet, die Freiheit und Geseze sorgfältigst handhabet, Ordnung, Ruhe, Fried und Sicherheit zu erhalten trachtet, und überhaupt das Heil und Wohlsein des gemeinen Wesens mit gleichem Eiffer als sein eignes zu befördern trachtet. Dadurch verdienet er allein den Namen eines würdigen Magistrats und eines redlichen Patrioten: Ja er kan durch seine Grosmuth und Tapfferkeit, womit et sich einer allgemeinen Gefahr und eindringenden Noth widersezet, mit mehr Recht den Ruhm eines Helden erlangen, als mancher frecher Fürst, der durch seine im Lohn gedungene Kriegsleute Menschen würgen lässet, und darinn einen grossen Ruhm suchet, keine Menschlichkeit zu haben.

Weil

Weil es aber eine sehr wichtige Sache ist, die gemeine Einnahmen und Gefälle wohl zu verwalten, so ist es unumgänglich nöthig, daß darüber ordentlich Rechnung gehalten wird, und daß nichts davon in die Sekel derjenigen die solche verwalten bei Seiten geschoben, oder zu ganz unnüzen Ausgaben verbrasset werde; denn was die Obrigkeit und Beamten ausgeben, ist der Bürger Geld, und der Endzwek warum ihnen solches anvertrauet wird, ist die Erhaltung des Staats. Die Griechen und die Römer hielten ebenfalls diese Weise, und als Pericles nicht wolte Rechnung thun, erklärten sie ihn für einen Feind des Vaterlands. Hätten die Römer es auch so gemacht, und hätten die grosse Banden bei sich nicht überhand nehmen lassen, welche die gemeine Gefälle dazu brauchten, um sich mächtig zu machen, so würde das stolze Rom nicht so bald seinen Untergang gesehen haben. Cinna, Marius, Silla, Crassus, Pompejus, Antonius, Cesar, verthaten einer nach dem andern die Schäze der Republik, um einen Anhang zu gewinnen, und die Häupter eines Staats zu werden, den sie hätten beschüzen sollen. So lange die Engelländer den Schlüssel zu der Casse der gemeinen Gefällen behalten, und dem König die Macht versagen, die Hand in ihre Sekel zu steken, so lang sind sie in ihrer Freiheit gesichert. Erhält aber einer ihrer Monarchen, wie schon viele darnach getrachtet haben, einmahl hier den Eingriff, so darf er nur einige Grosen bestechen und ein Heer gewaffneter Soldaten hurtig auf die Beine stellen, so ist es um die Freiheit gethan. Dann wer Geld und Soldaten hat, der kan unternehmen was er will: Er hat die Gewalt und ist Herr im Land. Die Holländer furchten sich deswegen so sehr für dem Haus Oranien, und wollen keinen Prinzen mehr aus demselben die Oberfeldherrn Stelle anvertrauen, weil er, als ein solcher die Kriegsmacht unter sich hat; durch die hohe Verbindungen aber der Durchlauchtigsten Häuser von Europa, sowohl, als wegen eigner Macht und Reichthümer, einem auf seine Freiheit eifersichtigen Volk verdächtig werden könte.

Die Engelländer und Holländer halten in Friedenszeiten nur wenig, die Schweizer aber gar keine Soldaten: dagegen bekommen jene im Fall der Noth für ihr Geld so viel Soldaten als sie brauchen; diese aber, ziehen in gemeiner Gefahr selbst zu Felde. Glükselige Völker! die sich auf diese Weise dem Joch der Tirannei so muthig entzogen, und dadurch sich das edleste Kleinod, nemlich die Freiheit, erhalten haben.

In grosen Städten dienen die Soldaten zur Beschüzung der Wäll und Mauren, und zur Erhaltung gemeiner Policei und Sicherheit. Man kan solche nach der heutigen Verfassung der Europäischen Staaten nicht wohl entbehren. Die Burger Wachen sind hierzu nicht dienlich, dann der Soldatenstand erfordert erfahrne Leut im Kriegswesen und eine strenge Ordnung; darzu schiken sich weder unsre Handwerksleute noch Taglöhner: Jene versäumen auch dadurch mehr in ihren Nahrungsgeschäfften, werden müsig, liederlich, und fallen in allerhand Laster, welche der Müsiggang und die Gelegenheit eines unordentlichen Lebens nach sich ziehet, wodurch dem gemeinen Wesen vieles Unheil zuwächset. Man kan diesen Leuten auch deswegen nicht wohl einen wichtigen Posten anvertrauen, oder sonst solche Geschäffte auftragen, die zur nothwendigen Beschüzung und Erhaltung der gemeinen Sicherheit dienen. Anderer Unordnungen zu geschweigen, deren noch mehr daraus entstehen können. v. L.

Melson

Melson,
Der betrügliche Dollmetscher.

Der Dollmetsch, welcher oft mehr Sprachen als er wuste,
Vor seiner Königin sogleich erklären muste;
Der schlaue Melson fand durch seine Munterkeit
Den Rath, den nur der Wiz verleiht.
Einst kömmt aus Indien ein schwarzer Abgesander,
Erscheinet vor dem Thron und fängt den Vortrag an,
Den er nicht übersezen kan;
Denn keine Sprache war dem Melson unbekannter.
Doch hilft die List ihm aus. Ihm winkt die Königin.
Er nähert sich und spricht: Dis ist der Rede Sinn:
Grosmächtigste, Dein Ruhm dringt bis in unsre Gränzen.
Nur Dich verehrt ein jeder Theil der Welt.
Wo solte nicht, in Marmor aufgestellt,
Dein Bild und Lob den spätsten Enkeln glänzen?
Es ist dir Brama hold. Zur Ehre schuf er Dich.
Dein Anblik, wie Dein Geist, ist mehr als Königlich.
Dis hörte Tavernier, der sich im Saal befand.
Des Fremden Sprache war ihm ganz genau bekannt.
Er hatte, wie man weis, von seinen vielen Reisen
Mehr als ein Stammbuch aufzuweisen.
Er sagte: Königin! was Melson jezo spricht,
Das redet der Gesande nicht.
Wer wird, sprach Melson drauf, den Mischmasch wissen wollen?
Mir ligt die Pflicht der Ehrfurcht ob.
Die Königin verdient das Lob:
Und hat ers nicht gesagt; so hätt ers sagen sollen.

Abhandlung von der verschiedenen Würkung der Arzeneien,
in Ansehung ihres verschiedenen Gebrauchs.

§. 1.

Die Arzeneien sind eigentlich die Werkzeuge, wodurch ein Arzt die Krankheiten abwenden, und wieder curiren soll; und also mus er sie billich genau kennen, und recht zu gebrauchen wissen. Alleine so nöthig dieses ist, so wenig bemüht man sich gemeiniglich, diese heilsame Wissenschaft recht zu erlernen, und sich in derselben immer fester zu gründen; sondern es stehen vielmehr sehr viele in dem irrigen Wahne, daß sie genug gelernet, und alle lehrreiche Quellen so zu sagen erschöpfet hätten, wenn sie z. E. wissen, daß Aloe und Rhabarber laxiret, die Fieberrinde die kalten Fieber stopfet, die Pomeranzenschale den Magen stärket, und die Blehungen zertheilet, u. s. w. da doch dieses in der That das wenigste ist, was wir wissen sollen; sondern zu einer gründlichen Wissenschaft noch weit mehr erfordert wird. Ich will jezo nicht gedenken, wenn eine Cur glüklich von statten gehen soll, daß man die Bestandtheile der Medicamente bestmöglichst inne haben, und ihre Art zu würken verstehen müsse; ich mag auch nicht anführen, daß man die Arzeneien, weil sie an sich keine gewise und unfehlbare Kraft zu würken besizen, allezeit nach den besonderen Umständen der Patienten wohl einrichten müsse; wie ich dieses bereits in einer dissertation de specialissima medendi metho-

do gezeiget habe; sondern ich will nur in gegenwärtiger Abhandlung dieses insonderheit darthun, daß die Würkung der Arzeneien vielfältig von der Art ihres Gebrauchs verändert, oder bestimmet werde, und daß es dabei ungemein viel darauf ankomme, in welcher Dosi, Form und Zubereitung, mit was vor Zusazen, und zu welcher Zeit ein Medicament gegeben werde. Ich will dahero nicht nur einige dienliche Exempel beibringen, die solches deutlich erläutern; sondern auch Gelegenheit nehmen, um mehrern Nuzens willen hier und da etwas von dem rechten Gebrauche einiger Medicamente zu erinnern; weil doch derselbe den guten Ausschlag einer Cur vornemlich befördert, gleichwol aber selten so eingerichtet wird, wie es billig seyn sollte.

§. 2.

Aloe, wie sie verschiedentlich würket.

Die Aloe ist eins von den ältesten Purgir- und Laxir-Mitteln, und wird auch noch heute zu Tage viel gebrauchet, und fast in den meisten Pillen zum Grunde geleget. Es ist aber artig, was man bei ihren Gebrauche wahrnimmt: daß sie nemlich, wenn sie in geringer Portion, als zu 10. bis 15. Gran, sonderlich von Cholerischen Personen genommen wird, stärker durch den Stuhlgang würket, als wenn man sie zu einem Skrupel, oder zu einem halben Quentl. gibt. Dieses scheint zwar anfänglich wunderlich; weil man meinen solte, daß ein grössere Dosis derselben auch mehrmal ofnen Leib machen müste; Alleine es läst sich ohnmasgeblich also erklären: Es ist bekant, daß die Aloe wegen ihres hizigen Harzes gemeiniglich Wallung im Blute machet, und nicht nur leichte Blutflüsse erreget, sondern auch nach vollendeter Operation gerne einige Trokenheit der Gedärme, und eine Hartleibigkeit zurüke läst. Wenn sie nun in starker Dosi gebraucht wird: so troknet das darinne befindliche hizige Wesen auf der einen Seite die Gedärme mehr aus, als sie auf der andern Seite zu Fortreibung ihres Unraths gereizet werden; und also mus nothwendig das Laxiren nicht so viel und ofte erfolgen, als wenn man eine kleinere Dosin von der Aloe gibt, in welcher nach Proportion auch wenigere erhizende Theile enthalten sind. Daß aber diese besondere Würkung davon hauptsächlich herzuleiten sey, kan man unter andern daraus abnehmen; weil sich dieselbe bei Leuten, die Cholerisch sind, und ohnedem schon drokene Gedärme und hiziges Blut haben, am meisten äussert. Diese Anmerkung aber hat insonderheit diesen herrlichen Nuzen, daß man daraus lernet, wie man die Aloe recht gebrauchen, und in welcher Dosi man sie sowol alleine, als mit andern Sachen vermischt geben müsse, wenn man von ihrer Würkung gewis versichert seyn will.

§. 3.

Man pflegt aber die Aloe auch zu reinigen, und sie durch das Abrauchen von ihren hizigen Theilen zu befreien. Da nun in diesen nach §. 2. eigentlich die Ursache ligt, warum sie innerliche Hize und andere Veränderungen im Körper hervor bringet; so ist klar, daß die gereinigte Aloe besser

er bekomme, als wenn sie rohe ist; wie denn auch die Erfahrung bereis sattsam gelehret hat, daß man von dem gummösen Extracte derselben ohne Schaden wol noch einmal so viel, als von ihren resinösen hizigen Theile vertragen könne. Diese Methode aber, die Aloe zu reinigen, und sie also in Pillen zu gebrauchen, haben wir vornemlich dem grossen Chymico, Becher, zu danken, der eine gewise Art balsamischer Pillen eingeführet, und zu denselben nicht nur die gereinigte Aloe genommen; sondern auch dieselbe in ungleich geringerer Dosi, als man ehedem zu thun gewohnt gewesen ist, mit verschiedenen bittern Extracten und balsamischen Harzen versezet hat. Und das sind eigentlich die weltbekannten Becherischen Pillen, die noch jezo in so grossen Rufe stehen, und von den grösten Aerzten unserer Zeiten, nemlich von dem seel. Herrn Hofrath Stahl, und Herrn Geh. Rath Hofmann, sind nachgeahmet und sehr angerühmet worden; weil sie aus der angeführten Ursache billig einen Vorzug vor andern aloetischen Pillen verdienen, zu denen man entweder rohe, oder viele Aloe zunehmen pflegt; sintemal bekannt ist, daß sonst in den meisten alten Pillen-Massen die Aloe die Helfte, und noch drüber, von den Ingredientien ausgemacht hat.

§. 4.

So nüzlich und heilsam aber diese jezt beschriebene balsamische Pillen sind: so können sie doch, wie alle andere Medicamente Schaden bringen, wenn man sie ohne Noth allzu ofte, und zu häufig gebrauchet; Denn durch den öftern Gebrauch derselben bekömmt man doch endlich nach und nach viele erhizende aloetische Partikeln in den Leib, und diese sind allerdings vermögend, das Geblüte in schnellere Bewegung zu sezen, und zu denen davon herrührenden Beschwerungen beizutragen, und zwar um so mehr, da ohnedem heute zu Tage unsre Diät so beschaffen ist, daß sie wegen der vielen hizigen Weine, und der vielen gewürzten Speisen, an sich schon das Blut wallend macht. Es ist daher nicht ohne Grund davor zu halten, daß die Ursache, warum jezo so sehr viele Personen, ohne irgend einige natürliche Geneigtheit, einen ausserordentlichen Trieb zur güldnen Ader, und zu vielen andern davon entspringenden Beschwerden bekommen, unter andern mit in dem eingerissenen Misbrauche dieser aloetischen, obgleich verbesserten balsamischen Pillen, zu suchen sey, weil die Aloe ohnedem dieses als etwas besonderes voraus hat, daß sie das Blut nach dem Mastdarme hintreibet.

§. 5.

Rhabarber, wie sie verschiedentlich würket.

Die Rhabarber gibt der Aloe, und denen daraus bereiteten Medicamenten an Kraft und Tugend im geringsten nichts nach. Alleine ihre Würkung pflegt ebenfalls sehr verändert zu seyn, nachdeme sie nemlich in Pulver, Essenz, Tinctur, Extracte, oder mit warmen Wasser abgesotten, gegeben wird. Das blose Pulver an sich besizet die gute Eigenschaft, daß es gelinde abführet, und die Gedärme von ihren Unflate reiniget, dabei aber auch zugleich stärket und anhält; daher man es mit grossen Nuzen in Durchfällen, und selbst in der rothen Ruhr zu verordnen pflegt. Wer aber hingegen eben diese zwiefach heilsame Würkung in gleichen Grade von den übrigen daraus bereiteten Mitteln, wie von der Essenz, Tinctur, u. s. w. erwarten will, der betrügt sich sehr, und wird zeitig gnug inne, daß die laxirende sowol,

als stärkende Kraft in allen Zubereitungen der Rhabarber viel schwächer sey. Denn durchs Feuer werden die flüchtigen Theile, in welchen die laxirende Kraft eigentlich enthalten ist, gröstentheils weggejaget, die anhaltende Würkung aber, mus in der Tinctur, oder dem Extracte ebenfalls viel geringer seyn; weil sie in den erdigten Theilen des Pulvers verborgen ligt, die aber mehrentheils davon abgeschieden sind. Ferner so macht, wie die angestellten Untersuchungen ausweisen, das gummöse Wesen das meiste in der Rhabarber aus, und also erweiset auch das mit Wasser verfertigte Extract, oder die mittelst des Wassers und Weinsteinsalzes bereitete Tinctur die besten Dienste, die, wenn sie schon nicht allemal sonderlich laxiren, dennoch den Leib in seiner Oefnung erhalten; dergleichen man sich hingegen von der Essenz nicht so gut zu versprechen hat.

§. 6.

Wenn man nun dieses alles weis und verstehet: so ist man auch von dem rechten Gebrauche der Rhabarber wohl unterrichtet, und wird folglich, wenn man nicht nur zu laxiren, sondern auch zu stärken gedenket, das Pulver allen andern præparatis, und selbst auch dem infuso vorziehen, zu welchem man ohnedem, wenn es auch nur laxiren soll, noch einmal so viel Rhabarber nehmen mus, als sonst gewöhnlich ist. Wer mehreres hiervon wissen will, der kan Neumanns Chymie, oder auch eine vor ohngefehr drei Jahren in Erfurth gehaltene Dissertation de analysi vera indole & egregia virtute rhabarbari veri nachlesen, die ich eigentlich ausgearbeitet habe, und wobei sich der nunmehr verstorbene Candidat, weil er in der Chymie, und Apothekerkunst wohl erfahren war, selbst die Mühe genommen hat, die Bestandtheile der Rhabarber, nach der von dem Herrn Professor Neumann angegebenen Methode, genau zu untersuchen.

§. 7

Die nach dem Gebrauch unterschiedener Würkung der Sennesblätter.

Die Sennesblätter besizen zwar eine laxirende und gelinde purgirende Kraft, die aber verschieden zu seyn pflegt, und bald stärker, bald aber wieder schwächer ist; oder auch gar nicht erfolget, wenn man sie auf verschiedene Art in Gebrauch ziehet. Das Pulver davon macht gerne Bauchkneipen, welches eben sowol geschiehet, wenn die Blätter gekocht werden. Denn das purgirende Wesen ist wie in der Rhabarber flüchtig, und wird also durchs Kochen meist verjaget, so daß das wenige, so etwa davon zurüke bleibet, die Gedärme zwar reizet, und zum Stuhlgange antreibet, dennoch aber nicht vermögend gnug ist, denselben zuwege zu bringen; sondern nur starke Blehungen verursachet, das ist: movet, sed non promovet. Und hieraus läst sich zugleich einsehen, daß man dem ausgezogenen Sennes-Extracte eben so wenig zutrauen dürfe; weil es seine purgirende Kraft durchs Kochen fast ganz und gar verlohren hat. Wer also die Sennesblätter recht gebrauchen will, der thut am besten, wenn er ihre Kraft mit heissen Wasser ausziehet, und auch wohl ein

Mit-

Mittelsalz hinzu sezet, dabei aber sich wohl vorsieht, daß er sie ja nicht zum Kochen kommen, und das beste davon wegrauchen läst. Und wenn dieses inacht genommen wird, so laxiren sie ohne Beschwerung, und heben öfters die hartnäkigsten Leibesverstopfungen.

§. 8.

Würkung der Manna.

Die Manna hat wegen ihrer süssen Salztheile gleichfalls eine laxirende Kraft, und gehöret billich unter die sichersten Laxirmittel. Sie wird aber am bequemsten in einem Tränkgen gebrauchet, und zu dem Ende in heissen Wasser mit einem Digestiv-Salze aufgelöset, da sie denn vielfältig die langwierigen Leibesverstopfungen, die sich auf vielen verhärteten Unrath der Gedärme gründen; viel besser hebet, als alle andere Medicamente. Denn sie erweichet solchergestalt zugleich den verhärteten Unflat, welches hingegen die troknen Mittel, wie die Pulver und Pillen, nicht thun. Wer aber diesen Nuzen verlanget, der sieht wohl, daß es auf die Art des Gebrauchs vornemlich ankomme, und es steht billig zu glauben, daß die beschriebene Würkung bei weiten so nicht erfolgen würde, wann man das Manna troken essen wolte; wie man denn auch dieserhalb wahrgenommen hat, daß die Operation desselben vielmals besser gewesen ist, wenn man fleisig warmes Getränke, wie Caffee, nachgetrunken hat. Sonderlich aber pflegt die Manna denenjenigen, die eine rauhe Brust, und viele scharfe Säfte haben, vor andern Laxirmitteln sehr gut zu bekommen; weil sie nemlich nicht so, wie andere Purganzen stark angreift, und die scharfen Feuchtigkeiten zugleich temperiret: daher sie auch denen Schwindsüchtigen, und die mit Scharbok, Gicht und Podagra befallen sind, insonderheit wohl zuschlägt.

§. 9.

So sicher und heilsam aber die Manna zum laxiren ist, so ist sie doch vielen Leuten zu süsse und ekelhaft. Man thut also nicht unrecht, wenn man daraus mit cremore tartari, oder Tamarinden ein süssäuerliches Tränkgen macht, und zulezt zum angenehmen Geschmake etwas Citronöl dazu thut, oder wenn man dasselbe also bereitet, wie es der Herr Geh. Rath Hofmann dem Kaiser, Carl dem Sechsten, glorwürdigsten Gedächtnis, ehedem im Carlsbade gerathen hat: Rec. cremor. tartari drachmas duas. Coque & solue in libra una aquæ communis ad medietatem. Adde mannæ elect. encias tres. Clarificetur albumine cui, addendo simul succum pomi citri succulenti: denuo fiat parua ebullitio. Coletur denique subfrigide per linteum album, cui flavede receos cort. citri indita est, aliquoties, denec fiat potio clara.

§. 10.

Andern hingegen, die wie die hypochondrischen und hysterischen Personen, ohnedem schon viele Blehungen in den Gedärmen haben, verursachet ein Mannatränkgen leichte noch mehrere Winde und Unruhe im Unterleibe. Um nun solches zu verhüten, so weis ich, daß man wohl gethan hat, wenn man etwas Pomeranzen-Essenz, oder Zimmetwasser hinzu gethan,

than, oder es auch mit Weine genommen hat. Aus diesen allen aber erhellet immittelst deutlich genug, daß es allerdings an dem sey, daß sich die Würkung dieses Medicaments nach dessen besondern Gebrauche richte.

§. 11.

Würkung der Jalappe nach dem verschiedenen Gebrauch.

Die weise und schwarze Jalappe, (mechocanna alba & nigra) würkt an sich bekannter massen hauptsächlich mit ihren harzigen Theilen, die man auch sichtbar, und in zimlicher Menge daraus scheiden kan. Sonderlich aber pflegt man aus der Jalappe ein Harz zu bereiten, und zum Purgiren in Gebrauch zu ziehen. Weil aber dasselbe von unserm Magensafte nicht füglich kan aufgelöset werden, und folglich lange im Magen liegen bleibet: so entsteht gemeiniglich starkes Bauchgrimmen davon, welches empfindliche Personen nicht wenig angreift. Diese schädliche Würkung aber kan man durch den veränderten Gebrauch leichte verhüten, oder verbessern, wenn man nemlich diese resinam mit Mandeln abreibet, oder ihr noch etwas Zuker zusezet, und sie dadurch zur wässerigen Auflösung geschikter macht, oder wenn man auch ein Mittelsalz, als den cremor tartari, und tartarum vitriolatum damit vermischet, und sie z. E. in diesen Pulver gibt: Rec. resinæ jalappæ cum sex granis amygd. dulc. præparatæ grana tria, cremor. tartari scrupulum unum, cinnabaris gr. i. M. f. pulvis. Wozu man auch etwas von dem elæosaccharo citri thun kan. Denn auf solche Art wird verhindert, daß sich dieses purgirende Harz in den Falten des Magens nicht zu sehr anklebt, und Leibschmerzen zuwege bringt. Wiewol dabei auch darauf viel mit ankömt, daß man die daraus bereitete Purganz, mit keinen warmen Getränke nehmen läst; weil sich sonst das Harz wieder präcipitiret: welches nicht minder auch alsdenn gilt, wenn man die in Brantewein, aufgelösete resinam, oder essentiam jalappæ gibet. Am allerklügsten aber thut man, wenn man diese und andere dergleichen Purgiermittel nicht ohne Noth, sondern nur bei sehr starken Naturen, bei Leuten die grobe Kost geniessen, und in einigen Krankheiten, wie die Wassersucht ist, gebrauchet, da man nemlich mit gelindern Mitteln nicht zum Zweke kommen kan.

§. 12.

Damit man aber desto mehr überzeuget werde, daß bei der Würkung der Purganzen überhaupt viel darauf beruhe, wie sie nemlich bereitet, mit was vor Zusäzen, oder in welcher Form, und zu welcher Zeit sie gegeben werden: so will ich bei dieser Gelegenheit noch etwas davon beibringen. Und zwar, was erstlich die Form betrift, so ist sattsam bekannt, daß die stärksten purgirenden Arzeneien, wie das elaterium, scammonium, das Nieswurzel-Extract, die gummi gutta, und trochisci alhandal &c. wenn sie anders nach §. 11. gegebenen Erinnerung statt finden, am bequemsten in Pillen gebrauchet werden. Denn ohnerachtet durch diese vornemlich der sehr häsliche Geschmak

und widrige Geruch einiger massen verdeket wird: so gewähren sie doch auch diesen Nuzen, daß die darinne befindlichen Purganzen nicht zu stark auf einmal angreiffen; weil doch einige Zeit erfordert wird, ehe die Pillen schmelzen. Was aber die Zusäze anlanget: so kan dadurch die allzu heftige Würkung ebenfalls zum Theil gemäsiget werden, wenn man nemlich solche Dinge, die sie in etwas hemmen, als Safran, Bibergeil, Eisen-Vitriol, und Zinnober rc. dazu thut; wie denn dieser lezte auch nur deshalb dienen kan, in so ferne er zu langsamer Auflösung der Pillen beiträgt. Wenn man aber auch dieses alles schon beobachtet: so beruhet dennoch vieles noch darauf, ob man nemlich die Pillen gros oder klein macht; sintemal die kleinen eher zergehen, und also geschwinder und stärker würken, als die grossen. Daher es auch nicht uneben ist, daß man in Holland, wo man sich insonderheit starker Purgiermittel bedienet, fast gemeiniglich grosse Pillen verfertiget.

§. 13.

Ausserdem bemerket man auch, daß die Dosis selbst die Würkung gar sehr verschieden macht; und es ist besonders, daß starke Purganzen in grosser Dosi entweder Brechen machen, oder nur wenigen Stulgang erregen, und zwar dieses deswegen; weil sie krampfhafter weise würken, und also die Gedärme so sehr zusammen ziehen, daß der Abgang des Unflats nicht recht erfolgen kan. Welche Ursache jedoch leider! sehr wenige einsehen, sondern in den irrigen Gedanken stehen, als wenn die gegebene Purganz nicht stark gnug gewesen wäre, und daher entweder eine neue darauf sezen, oder sie zu andrer Zeit noch stärker einrichten; da sie doch, wie man aus allen Umständen sieht, eigentlich deswegen nicht viel gethan hat, weil sie zu stark gewesen ist. Nicht minder thut es auch sehr viel, ob man sie auf einmal, oder getheilt nimmt. Denn in dem letztern Falle ist die Würkung allzeit etwas gelinder, und man pflegt daher, um mehrer Sicherheit willen, öfters diese Vorsorge anzuwenden, daß man Abends vor Schlafengehen die eine Helfte, des Morgens darauf aber die andere davon nehmen läst; da man zumal diesen Nuzen davon hat, daß wenn die erste Helfte schon stark operiret, man von der andern nur so viel kan brauchen lassen, als etwa nöthig ist. Ja es ist kein Zweifel, daß eine Purganz, wenn sie nemlich des Morgens Frühe, da der Magen leer ist, genommen wird, allemal mehr thut, als wenn man sich ihrer vor Schlafenlegen, das ist, einige Stunden nach dem Abendessen bedienet. Wer wird also läugnen, daß die Würkung der Arzeneien, und insonderheit der Laxir- und Purgirmittel, von der verschiedenen Art ihres Gebrauchs mit abhange?

§. 14.

Was ich jezo bewiesen habe, findet man auch bei den Brechmitteln, davon ich nur die gewöhnlichsten anführen will. Der tartarus emeticus wird, wie bewust, entweder aus dem vitro antimonii, oder aus dem croco metallorum gemacht. Der erste würkt stärker, der andere gelinder, und also ist beider ihre Würkung in Ansehung der Zubereitungsart unterschieden. Man nehme aber welchen man wolle, wiewol der gelinde besser ist: so wird er doch allezeit sicherer, leichter und ohne so grosse Beschwerung würken, wenn er vorher in Brühe, oder vielmehr in einem kräftigen und stärkenden destillirten Wasser aufgelöset ist, welches ohne Zweifel davon herrühret; weil er alsdenn wegen seiner mineralischen Schwere, nicht so lange an einem Fleke im Magen unaufgelöset liegen bleibt, und folglich auch nicht die empfindliche Nervenhaut so heftig zum Krampfe reizet. Gibt man ihn aber im Pulver, so wird er füglich mit einem absorbente, oder Digestiv-Salze gegeben; weil dadurch die Säure gedämpfet, und der Schleim im Magen desto ehr zertheilet, mithin also die Operation erleichtert wird.

§. 15.

§. 15.

Würkung der Ipecacuanna.

Die Ipecacuanna ist heute zu Tage das beste Brechmittel; und weil sie aus salzig-harzigen, und balsamisch-erdigten Theilen bestehet: so erwekt sie nicht nur Brechen und Stuhlgang, sondern stärkt auch die Gedärme, wenn sie in Pulver gegeben wird. Sie wird daher mit den grösten Nuzen in der rothen Ruhr gebrauchet, indem sie nach vorher abgeführten Unreinigkeiten, wegen ihrer stärkenden Kraft den Stuhlgang anhält. Wenn sie aber diesen Nuzen gewähren soll, so thut man am besten, wenn man sie ganz alleine ohne einigen Zusaz verordnet; es sey denn, daß man ihr, wie einige pflegen, annoch etwas weniges von dem destillirten Muscatennus, oder Krausemünzenöl beimischen, und ihr dadurch eine mehrere stärkende Kraft zuwege bringen wolte. Eine andere Bewandnis hingegen hat es damit, wenn man sie in andern Fällen, wie z. E. in kalten Fiebern, oder in Verstopfungen der Leber und des Gekröses verschreibet, und eben keine ausdrüklich stärkende Kraft von ihr verlanget. Denn da thut man wohl, wenn man ihr, zu desto besserer Zertheilung des Schleims, ein Mittelsalz, oder wo viele Säure vorhannen ist, zu Dämpfung derselben, etwas sal tartari zusezet; weil man nemlich angemerket hat, daß sie solchergestalt viel leichter und besser ihre Würkung verrichtet.

§. 16.

Endlich aber kan man auch, wenn man anders damit verfähret, und diese Wurzel in einer andern Gestalt zum Gebrauche ziehet, gar verhindern, daß sie kein Brechen mehr erreget, wenn man sie nemlich mit Weine ausziehen läst, oder mit Wasser aufkocht, oder auch eine Essenz daraus bereitet. Denn alsdenn erweiset sie vielmehr eine resolvirende Kraft, und man pflegt unter andern das mit Wasser daraus bereitete infusum in der Cachexie und Wassersucht, oder in Verstopfung des Gekröses zu geben; wie es denn in diesem Falle sowol der seel. Herr Geh. Rath Hofmann, als auch der gelehrte Herr Hofrath Heister, in rhachitide bei Kindern verordnet. Kurz: man sieht daraus, daß auch die Würkung der Ipecacuanna nicht einerlei bleibt, wenn man sie verschiedentlich gebrauchet.

§. 17.

Diaphoretisches Spiesglas verändert die Kraft der Purganzen und Vomitive.

Da ich bisher von den Purgir- und Brechmitteln gehandelt habe: so kan ich nicht unterlassen, annoch kürzlich durch ein besonderes Exempel zu erweisen, daß ihre Würkung durch einige Zusäze entweder vermehret, oder vermindert, oder kurz zu sagen verändert werden könne. Man hat nemlich wahrgenommen, daß das diaphoretische Spiesglas, (antimonium diaphoreticum) wenn es mit dem tartaro emetico versezet wird, dessen Kraft in Erregung des Brechens einiger massen schwächet, hingegen aber die purgirende Kraft vermehret, wenn es mit Purganzen ver-

vermischet wird. Dieses leztere bemerket man an den bekannten Purgirpulver, welches sich von dem Grafen von **Warwik** herschreibet, (pulvis cornachinus) worinne das Scammonium das vornemste ausmachet, und durch das damit versezte diaphoretische Spiesglas in seiner purgirenden Kraft soll befördert werden. Ich will jezo nicht untersuchen, ob und wie weit diese Erfahrung Grund habe. Vermuthlich aber rührt diese jezt beschriebene verschiedene Würkung des Spiesglases davon her, daß nemlich dasselbe die allzukleine Dosin des tartari emetici in etwas ausbreitet, und also verhindert, daß er nicht so schwer an einem Theile des Magens anligt, und ihn so heftig zu Krampf und Brechen reizet; welches er gerne zu thun pflegt, wenn man ihn entweder alleine, oder mit solchen Dingen vermischet eingibt, die wie die Salze, leichte zerschmelzen, und seine Vermischung fahren lassen. In dem andern Falle aber kan es gar wohl angehen, daß das gemelde Spiesglas das Purgiren vermehret; weil es als ein zarter Kalk die im Magen und den Gedärmen befindliche Säure, welche doch gemeiniglich das Purgiren einiger massen schwächet, in sich ziehet und dämpfet; wiewol ich nicht gänzlich läugnen will, daß nicht auch bisweilen einige rükständige Uberbleibsel der reguliníschen Substanz dazu beitragen könten.

§. 18.

Die Betrachtung des diaphoretischen Spiesglases führet mich nun zu den Schweistreibenden Mitteln, mit denen es zum Theil eben die Bewandnis hat, daß sich nemlich ihre Würkung nach ihrer verschiedenen Zurichtung, und Art des Gebrauchs richtet. Und zwar, was das zu Beförderung der Ausdünstung in den mehresten Krankheiten gewöhnliche diaphoretische Spiesglas betrift: so dürfen wenige seyn, die nicht dasselbe fast durchgehends und in allen Fällen vor unschädlich halten solten. Dem ohnerachtet aber hat doch die Erfahrung bis hieher gewiesen, daß es bei sehr empfindlichen Personen, noch vielmehr aber bei zarten Kindern Beängstigungen, Ekel und wohl gar Erbrechen zuwege gebracht hat, wenn es bei der Zubereitung nicht recht ist abgewaschen, und von seinen scharfen Partikeln befreiet worden. Und dieserwegen hat man allerdings Ursache, auf die rechte Verfertigung dieses Medicaments zu sehen, damit man nicht bisweilen übel ärger machet. Denn wenn z. E. in Friesel, oder in andern bösartigen Fiebern die unreine Materie entweder nicht gnug an der Haut ausgetrieben wird, oder von derselben zurüke tritt: so pflegen gemeiniglich eben die vorhin gedachten Zufälle zu entstehen; die aber freilich alsdenn desto eher erreget, oder doch vermehret werden müssen, wenn man das nicht sattsam gereinigte diaphoretische Spiesglas gibt.

§. 19.

Würkung der Schwiz-Medicamente nach ihren Gebrauch.

Bei andern Schweistreibenden Arzeneien beruhet ebenfalls vieles auf ihren Gebrauche. Denn sollen sie gehörig würken: so thut man der Zeit nach freilich am besten, wenn man sie Abends vor Schlafengehen, oder des Morgens frühe nehmen läst, da nemlich die Schweislöcher an

an sich schon mehr geöfnet sind, und also dem Ausbruche der Feuchtigkeiten nicht widerstehen. Und eben deshalb mus man ja in Krankheiten auf gewise Tage, oder auf die rechte Zeit sehen, wenn man was zu schwizen verordnen will. Denn widrigenfalls vermehrt man entweder die innerliche Hize, oder bringt gar keinen Schweis zuwege; weil derselbe durch die vom Krampfe annoch zusammen gezogenen Schweislöcher nicht füglich durchkommen kan. Ja wenn man auch dieses alles ganz bei Seite sezet: So pflegt doch die Ausdünstung der Haut, oder das Schwizen allemal besser von statten zu gehen, wenn man sich äusserlich dabei nicht nur im Bette, und in mäsiger Wärme erhält; sondern auch gnugsame warme Feuchtigkeiten, als Thee und Caffee zu sich nimmt: wie denn diese alleine öfters hinlänglich sind, den Schweis zu befördern. Man thut auch dahero wohl, wenn man dergleichen warme Getränke sowohl bei den schweistreibenden Arzeneien überhaupt, als insonderheit alsdenn in Gebrauch ziehet, wenn man sie nemlich solchen Personen gibt, die dikes Blut und wenig Feuchtigkeit bei sich haben; bei denen es ohnedem wunderlich heraus kommt, wenn man ihre wenigen flüssigen Theile durch den Schweis vollends wegjagen will.

§. 20.

Würkung der Harntreibenden Arzeneien in Ansehung des Gebrauchs.

Mit den Harntreibenden Mitteln verhält es sich fast eben so, daß sich nemlich ihre Würkung auf ihren Gebrauch beziehet. Da es ihrer aber so sehr verschiedene gibt: so will ich zuförderst dererjenigen Erwehnung thun, die vermöge ihres flüchtigen und hizigen Oels, oder vermöge ihres balsamischen Harzes würken, wie der Terpenthin, der Wachholderbaum, und die daraus bereiteten Medicamente, der Agtstein und Mastix, der weisse Indianische Balsam de Coparva und de Meccha &c. zu thun pflegen. Denn von diesen allen ist zur Gnüge bekannt, daß sie theils die schwachen Harngänge stärken, theils aber das Blut in stärkere Bewegung bringen, und nach den Nieren hintreiben, und also den Abgang des Urins ziemlich stark befördern. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch hinwiederum nicht zu läugnen, daß eben diese Mittel, wenn sie zu andrer Zeit, und unter andern Umständen gebrauchet werden, eine ganz andere Würkung thun, und entweder eine heilende und reinigende oder auch eine zertheilende Kraft erweisen. Denn also weis man, daß man sie, wiewol in geringerer Dosi, mit guten Nuzen unter die sogenannten Brustbalsame mischet, die man in schwindsüchtigen Lungengeschwüren verordnet, oder daß man sie zu solchen Medicamenten sezet, die man in andern innerlichen Geschwüren der Mutter, des Mastdarmes u. s. w. gebrauchet; da sie denn nicht sowol den Urin treiben, als vielmehr zur Reinigung der Geschwüre

schwüre von der eitrigten Materie sehr vieles beitragen. Und wer will ihnen auch die zertheilende Kraft absprechen, die sich in Catarrhen, und allerhand Arten von Flüssen, als im Dripper, und dem weissen Flusse der Weiber zu erkennen gibt, da sie nemlich die zähe, schleimige Materie losweichen, verdünnen, und hernach zugleich durch den Urin ausführen.

§. 21.

Und eben dieses sieht man auch bei andern Harntreibenden Mitteln, die wie die Weinstein- und Spiesglas-Tincturen mit einer subtilen Schärfe würken; Denn diese, wenn sie in anderer Absicht, in kleinerer Dosi, oder in anderer Vermischung gegeben werden, erweisen vielfältig eine ganz andere Tugend und Würkung. Man rechnet sie also gewiser massen unter die Magenstärkenden Arzeneien, oder man versezet sie doch darmit, wenn nemlich ein guter Appetit, und eine gute Verdauung deswegen fehlet; weil der Magen mit vielen Schleim angefüllet ist, und dadurch der Zuflus der Dauungssäfte verhindert wird. Denn in solchem Falle wird ein Theil von besagten Tincturen mit 2. bis 3. Theilen einer guten Magen-Essenz füglich vermischet, und eine kurze Zeit vor, oder nach der Mahlzeit gegeben, da sie denn nicht sowol den Urin treiben, als vielmehr eine Schleimzertheilende und Magenstärkende Würkung thun. Nicht minder werden sie auch in allerlei Arten der Flüsse, und in vielen langwierigen Krankheiten, die sich, wie die Cachexie, auf Verschleimung und angehende Verstopfungen der Eingeweide gründen, sehr nüzlich gebrauchet; wie sie denn z. E. feuchten Husten, und wo sonst die Lunge mit zähen Schleim angefüllet ist, mit andern resolvirenden Brust-Essenzen heilsam versezet werden.

§. 22.

Würkung der Kellerwürmer ꝛc.

Ausserdem aber kan man diese Schleimlösende Kraft auch an andern Harntreibenden Mitteln, und zwar insonderheit an den Kellerwürmern (millepedes) mehr als zu deutlich erkennen; indem dieselben wegen ihrer bei sich führenden scharfen Salztheile in demjenigen Brustkeuchen sehr guten Nuzen schaffen, welches von Verschleimung der Luftbläsgen und kleinsten Lungengefässe herkömt, und gerne zur Wassersucht ausschlägt. (asthma hydropicum) Man pflegt sie daher in solchen Falle theils in Pulver zu geben, theils aber frisch ausgeprest, oder mit Wein infundirt zu gebrauchen; oder ich weis auch, daß sie gute Dienste geleistet haben, wenn man sie in folgenden Pillen verordnet, und mit andern resolvirenden Dingen vermischet; dabei aber denen Patienten zugleich gnugsame dünne und warme Feuchtigkeiten zu trinken gegeben hat: Rec. gummi ammoniaci cum oxymel squillit. depurat. benzoes, myrrhæ elect. millepedum aa drachmam unam, nitri purif. croci ana drachmam dimidiam, camphoræ gr. VIII. M. f. cum balsamo Peruv. l. a. pilulæ ex scrupulo uno no. XX. D. S. Brustpillen 20. auf einmal. Und wer weis endlich nicht, daß auch andere zu Beförderung des Urins sonst dienliche Sachen, wie z. E. die fünf eröfnenden Wurzeln, und die Zwiebelgewächse, in Verstopfung der Leber, des Gekröses,

kröses, und in denen davon herrührenden Krankheiten, als in der gelben Sucht, Hypochondrie, Wassersucht und dergleichen, eine Schleimzertheilende und eröfnende Würkung verrichten.

§. 23.

Würkung der salzigen *diureticorum*.

Die Mittelsalze, als der tartarus vitriolatus, das arcanum duplicatum, der Salpeter, die terra foliata tartari, und andere, die aus den Gesundbrunnen bereitet werden, gehören billig, wenn man sie in mäsiger Dosi braucht, unter die diuretischen Mittel. Nimmt man aber ein, zwei Quentl. oder mehr davon: so erweisen sie vielmehr eine laxirende Kraft. Und eben so wird ja auch die Würkung der stärksten diureticorum gemindert, wenn man sie mit einem Zusaze von opio gebrauchet, wie ich unten mit mehrern zeigen werde. Ja selbst das Getränke pflegt ihre Würkung zu ändern; indem man nemlich wahrnimmt, daß sie entweder weniger thun, oder daß unter ihnen die hizigen und scharfen, leichte ein beschwerliches Schneiden in Harnröhre verursachen, wenn man wenig dabei trinket, oder ein dikes Bier geniesset.

§. 24.

Würkung der Speicheltreibenden Medicamente.

Sieht man auf die Medicamente, die durch den Speichel die Unreinigkeiten aus dem Körper ausführen: so bemerket man ebenfalls, daß ihre Würkung nach der verschiedenen Art ihrer Zurichtung und des Gebrauchs unterschieden ist. Insonderheit pflegt man dem Quekſilber die Eigenschaft zuzuschreiben, daß es den Speichelflus erregen könne. Alleine es ist mehr als zu bekannt, daß solches nur unter gewissen Umständen geschehe. Denn wird das lebendige Quekſilber mit Wasser abgekocht: so bekömmt dieses die Kraft die Würmer abzutreiben. Wird es nur so blos getrunken: so würket es hauptsächlich mit seiner Schwere, und thut dahier in Verwikelung der Gedärme, oder in dem milerere gut; geht aber im übrigen ohne anderweite Würkung balde wieder durch den Stuhlgang ab. Wird es hingegen mit Terpenthin und Fett zu einer Salbe gemacht, und äusserlich an die Gelenke geschmieret: so befördert es die Salivation, welche gleichfalls erfolget, wenn es mit Zuker, oder mit einem absorbente zu einem Pulver abgeriben, und innerlich gegeben wird. Vermenget man es aber mit Schwefel: so wird es dadurch gleichsam gebunden, und erweiset nur vornemlich eine Kraft, die zähe und stokende Lympham zu zertheilen, und flüssig zu machen, daß sie hernach füglicher ausgeführet werden kan, wie man dieses an dem Zinnober, und dem æthiopi minerali & antimoniali wahrnimmt. Ja es ist bekannt, daß man auch Schweis-treibende Medicamente dar-

daraus präpariren kan, wie solches der mercurius diaphoreticus jovial. und die panacæa mercurialis ausweiset.

§. 25.

Rechte Bereitung und Gebrauch des *Mercurii dulcis.*

Was andere Zubereitungen des Quecksilbers betrift: so würde es überflüssig seyn, wenn ich dieselben hier weitläuftig durchgehen wollte: daher ich nur der gewöhnlichsten und brauchbaresten gedenken will. Hierunter zehle ich nun insonderheit den versüsten Mercurius, (mercurius dulcis) der, wenn er innerlich soll genommen werden, zuförderst wohl bereitet seyn mus; widrigenfalls er zu angreifend ist, und öfters heftige Zufälle erreget. Er wird, wie bekannt, aus dem Sublimat gemacht, indem man ihm eine gewisse Portion lebendiges Quecksilber zusezet. Da man aber nicht allezeit genau bestimmen kan, wie viel er zu seiner Versüssung nöthig hat; so thut man besser, wenn man so viel damit vermischet, als er in sich nehmen will. Ist er aber auf solche Art wohl zugerichtet, und wird in gnugsamer Quantität gegeben; so bringt er ohne grosse Beschwerung den Speichelflus zuwege. Wiewol es auch hierbei viel auf die Form ankommt, in welcher er gebraucht wird; indem er allezeit geschwinder würket, wenn man ihn in Pulver mit einem absorbente versezet gibt, oder in einer Lattwerge nehmen läst; da er hingegen zwar seine Operation in Pillen langsamer thut, dennoch aber in denselben bisweilen sicherer zu gebrauchen ist, wenn nemlich Mund, Nase und Gaumen bereits sehr angefressen sind. Denn die Erfahrung hat bisher einige male gewiesen, daß er in blossen Pulver öfters auf einmal eine allzustarke Auflösung in den angefressenen Theilen verursachet, und also das Ubel verschlimmert hat. Wannenhero man auch in solchem Falle das äusserliche Schmieren mit der vorerwehnten Salbe dem innerlichen Gebrauche des Quecksilbers nicht ohne Ursache vorzuziehen pflegt. Ja man weis endlich auch, daß der Speichelflus viel leichter und besser von statten geht, wenn man mit Holztränken zu Hülfe kommt, oder den Körper durch erweichende Bäder vorher gehörig dazu bereitet hat; oder wenn man auch die Speicur zu einer gemäßigten Jahreszeit, nemlich im Frühjahre, oder im Ausgange des Sommers anstellet. Denn daß man denen Französischen Aerzten das Lob beimist, als wenn sie diese Cur glüklicher, als die Teutschen verrichten könnten, ist nicht sowol allezeit ihrer grössern Geschiklichkeit, als vielmehr ihrer bessern Luft, worinne sie leben, zuzuschreiben.

§. 26.

Doch ohnerachtet der versüste Mercurius eigentlich eine salivirende Kraft hat: so wird doch dieselbe zum Theil verändert, wenn man ihn in kleiner Dosi in Gebrauch ziehet, da er denn nur den zähen Schleim in Bewegung bringet, und zum Auswurfe

ke geschikt macht. Er gibt daher ein unvergleichliches Mittel in denjenigen Krankheiten ab, die von einer zähen und verdorbenen Lympha herkommen, und hilft nicht nur, nebst guten Blutreinigenden Tränken, die hartnäkigsten Verstopfungen der Drüsen des Halses, Gemäches u. s. w. erweichen; sondern auch das schlimme eytrige Gift in kräzigen Ausschlage und bösen Geschwüren fürtreflich tilgen und ausführen; oder er erweiset auch, eben so wie der æthiops mineralis, die herrlichsten Dienste, wenn man im Anfange der Venus-Seuche, oder in den Uberbleibsel derselben, den Körper gelinde, und ohne Salivation reinigen will. Es ist dahero nichts neues, daß man ihn alsdenn in dieser Absicht nur zu wenigen Granen gibt, und auch wohl die Dosin nach und nach vergrössert; so gleich aber wieder damit inne hält oder abwerts steiget, wenn man merkt, daß sich ein Speichelflus ereignen will. Ja es ist nicht minder bekannt, daß er auch in zurük getriebener Kräze, wenn man die stokenden Feuchtigkeiten wieder beweglich machen, und verbessern will, mit Nuzen zu einigen Granen gegeben wird; ingleichen, daß man ihn mit den Purgir- und Laxirmitteln deswegen versezet, damit er ihre Kraft einiger massen befördert, und den Schleim desto besser ausführen hilft. Woraus man also allerdings sieht, daß der veränderte Gebrauch desselben eine veränderte Würkung mit sich bringt.

§. 27.

Würkung der Spiesglas-Medicamente.

Unter die Medicamente, welche die zähe Lympham resolviren, die davon verstopften kleinsten Röhrgen eröfnen, und die Unreinigkeiten durch den Schweis austreiben, rechnet man vornemlich das Spiesglas, und einige daraus verfertigte Arzeneien. Alleine, wie ungemein sehr pflegt nicht auch hier die Würkung in Ansehung der Zubereitung und des Gebrauchs unterschieden zu seyn? Denn das Spiesglas an sich wird in Pulver, oder nach Kunkels Manier in Morsällen in der Kräze, Scorbut, Gicht, und in denen damit verknüpften Krankheiten, als eine gute Blutreinigung ganz sicher gegeben; weil die darinne befindliche reguliniſch-arsenicalische Substanz mit dem Schwefel noch unmittelbar und veste verbunden ist, und also nicht frei würken kan. Eine ganz andere, und zwar heftige Würkung hingegen thut es, wenn es zu einem Glas geschmolzen, oder in einen regulum verwandelt, und der schwefelichte Theil durchs Feuer davon gejaget wird; sintemal es alsdenn Brechen, und Purgiren zu erregen vermögend ist. Noch anders aber würkt es, wenn es auf andere Weise zugerichtet, und z. E. mit Essig, oder wie in der sogenannten panacæa conerdingiana, mit dem aufgelösten Weinsteine, ein Schwefel daraus präcipitiret wird. Denn derselbe pflegt den zähen Schleim unvergleichlich zu zertheilen, sonderlich aber die geschwächten Lungengefässe zu reizen und zu stärken; daher er in Stekflüssen mit guten Nuzen gerathen wird. Doch wenn dieser Effect erfolgen soll: so mus er nur zu 1-2-3. Granen gegeben werden; weil er sonst, wenn man höher damit steigt, leicht grosse Beängstigung, Ubelkeit und Erbrechen verursachet.

§. 28.

Würkung der *incidentium*, und *carminativorum*.

Die Mittel, die den Schleim (incidentia) im Magen und den Gedärmen auflösen, operiren gleichergestalt nach Beschaffenheit ihres Gebrauchs. Man zehlet sie insonderheit mit unter diejenigen Arzeneien, die den Magen stärken, und die Blehungen zertheilen, in so ferne nemlich den Schleim, der theils an der üblen Dauung schuld ist, theils aber die Materie zu Winden abgibt, losweichen, und den Magen samt den Gedärmen nach und nach davon befreien. Sie würken zwar, wie der Ingber, Pfeffer, Galgant, und Calmus, ingleichen, wie die Zittwer-Arons-und Pimpinellwurzel 2c. hauptsächlich mit ihren resinösen und salzigen Theilen; ich will aber doch gegenwärtig, wegen ihres ähnlichen Gebrauchs, auch andere Magenstärkende und Windzertheilende Mittel (carminativa) mit hieher rechnen, die eigentlich, wie die Citron- und Pomeranzenschaalen, wie der Kümmel, Fenchel, Anis, und wie die meisten Gewürze, durch ein erwärmendes und stärkendes Oel ihre Würkung verrichten, und vermittelst dessen ebenfalls den festsizenden Schleim theils in Bewegung bringen und verdünnen, theils aber auch die dadurch geschwächten Gedärme wieder stärken, und sie zu Forttreibung der Winde geschikter machen. Sie werden fast allesamt entweder in der Essenz, oder in Pulver gegeben. Wenn sich aber würklich der Fall ereignet, daß der Magen und die Gedärme deswegen schwach und von Blehungen ausgedehnet sind; weil sich vieler zäher Schleim darinne angesezet hat: so ist es in der That gewis und der Erfahrung gemäs, daß sie in Pulver öfters ungleich besser und kräftiger würken, als weñ sie in der Essenz verordnet werden, und zwar vermuthlich aus dieser Ursache: weil sie alsdenn nicht so geschwinde verrauchen, sondern länger widerhalten, die empfindlichen Häute des Magens und der Gedärme stärker prikeln, und dieselben folglich zu Losschüttelung des anhangenden Schleims kräftiger anreizen. Wenn dahero z. E. ein Patiente nach einer überstandenen Krankheit vor der Zeit den Magen mit vielen Essen überladen, oder wenn sonst jemand, wegen gesammleter Cruditäten den Appetit, und eine gute Dauung verlohren hat: so werden sie in Pulvern gewis allezeit ehender helffen, wie man dieses an den bekannten Magenpulvern, dergleichen das Birkmannische ist, zur Gnüge wahrnimt.

§. 29.

Insonderheit aber kan man die Wahrheit dieses jezt angeführten Sazes alsdenn mehr als zu deutlich einsehen, wenn die Aufblehung des Unterleibes sehr stark ist, und man deshalb wohl gar eine Windsucht zu besorgen hat; wie dieses sich leichte ereignen kan, wenn nemlich die Gedärme dermassen stark mit zähen Schleime überzogen sind, daß die feuchsten Dünste durch ihre Zwischenraume wenig oder gar nicht weg-

wegdämpfen können, sondern zurük gehalten werden, und also nothwendig starkes Aufblehen verursachen müssen. Ob ich nun zwar nicht in Abrede bin, daß bei solchen Zustande die Blehungs-Essenzen, und die sonst gewöhnlichen Windzertheilenden Tränkgen guten Nuzen schaffen können: so trage ich dennoch kein Bedenken zu behaupten, daß sie alsdenn selten alleine zureichend seyn, sondern daß man besser thut, wenn man die dawider dienlichen Hülfsmittel in Pulvern verordnet. Und zwar weis ich, daß vornemlich diese Pulver gut bekommen sind: Rec. Pulv. pomorum aurantiorum immaturorum, tartari vitriolati ana drachmam unam, nitri purif. gr. XVIII. cort. cascarillæ gr. VI. M. f. pulvis, divid. in sex p. æ. D. S. Pulver, davon täglich 2. bis dreimal eine Dosis in Wasser und Wein, oder in aqua melissæ, zedoar. menthæ &c. zu nehmen. Oder: Rec. flaved. cort. aurant. drachmam unam semis, sem. anisi, fœniculi ana drachmam unam, cardamomi drachmam dimid. sacchari ad p. O. M. f. pulv. D. S. Magenstärkend Pulver zu einen TheelEffel zu nehmen.

§. 30.

Würkung des *gummi ammoniaci.*

Unter die Mittel, die den Schleim auflösen, gehöret nechstdem insonderheit mit das gummi ammoniacum, welches man als eine sehr heilsame Arznei in dem Brustkeuchen zu verschreiben pflegt, wenn man den in der Lunge festsizenden Schleim zur Auflösung bringen, und die damit angefüllten und verstopften Luftröhren davon befreien will. Wer weis aber nicht, daß es diese Würkung am besten verrichtet, wenn es nemlich in der Essenz, oder lieber nach des seel. D. Brunners Methode in einem Tränkgen auf diese Art verschrieben, und bei starker Engbrüstigkeit Löffelweise gegeben wird: Rec. gummi ammon. in aceto squillit. soluti drachmam unam, aquæ fœniculi, hyssopi ana unicas duas, syrupi de erysimo Lobelii drachmas duas. M. D. In Pillen hingegen ist ihm zwar seine Schleimlösende Kraft, mittelst deren es auch den Leib öfnet, keinesweges abzusprechen; und man pflegt es auch daher nicht ohne Nuzen mit unter die Brustpillen zu nehmen. Wenn aber schleunige Hülfe geleistet werden soll: so ist es doch bei weiten nicht so kräftig, als wenn es aufgelöset gebrauchet wird; ohnerachtet es solchergestalt, die Wahrheit zu sagen, nicht allzu bequem zu nehmen ist, indem es sich leichte präcipitiret, und im Halse und Schlunde gerne anhenget.

§. 31.

Würkung der Meerzwiebel.

Eben dergleichen resolvirende Kraft erweisen die Meerzwiebel, wodurch bisher sehr viele recht zur Verwunderung von der Gefahr der Erstikung glüklich sind befreiet worden. Wenn sie aber diesen heilsamen Effect, und zwar zur Zeit der Noth, schleunig thun soll: so wird sie nach des seel Herrn Hofrath Stahls Methode, am besten in Pulver mit der radice vincetoxici präpariret und gebrauchet, wie dieses der bekannte pulvis squillæ compositus ausweiset; oder sie wird also verordnet: Rec.

rad.

rad. vincetoxici grana XII. nitri purif. gr. V. pulv. squillæ præp. gr. tria M. f. pulvis. Wird sie hingegen als ein Pulver in Pillen gegeben: so hilft sie vielmehr die laxirende Kraft derselben befördern, oder sie erweiset doch eine viel gelindere und langsamere Würkung in Ansehung der Engbrüstigkeit: wie sie denn auch in Clystieren, wenn sie denselben beigemischet wird, eine blos stimulirende Kraft hat. Es gibt nechstdem noch andere Zubereitungen der Meerzwiebel, als den daraus verfertigten Essig und Saft, (oxymel squilliticum) welche zwar bei erwachsenen ebenfalls, doch nicht so stark, den Schleim auf der Brust ablösen; da sie hingegen, sonderlich was den Saft betrift, bei Kindern sattsam operiren, und ihnen nicht nur in Stikflüssen eben so gut, als das Pulver bei Erwachsenen zuschlagen, sondern auch wohl Brechen verursachen; welches sie aber bei grossen Leuten nicht leichte thun, es sey denn, daß sie in zimlich starker Dosi genommen würden. Und in dem Falle, wenn sie nemlich in mäsiger Dosi gebrauchet werden, erweisen sie nicht eben blos in schleimigen Keuchen und Husten, sondern überhaupt in allen Krankheiten, die von zähen Schleime, und denen daher rührenden Verstopfungen entstehen, als in der Cachexie und Wassersucht, eine Schleimzertheilende heilsame Würkung. Bei Kindern aber wird das oxymel füglich mit der Helfte des syrupi cichorei cum rhabarbaro vermischet, da es denn theils dessen laxirende Kraft vermehret, theils auch dabei an sich seine resolvirende Würkung erweiset.

§. 32.

Würkung der *absorbentium*

Die absorbentia, worunter ich hier vornemlich die präparirten Krebssteine, Perlmutter, Austermuschel und Eyerschgalen 2c. rechne, haben ebenfalls in Betrachtung ihres verschiedenen Gebrauchs einen verschiedenen Nuzen. Denn werden sie an sich denenjenigen Leuten gegeben, die Säure und Schärfe im Magen haben; so nehmen sie dieselbe in sich, und dämpfen sie; daher sie auch mit Recht unter diejenigen Mittel gezehlet werden, welche die sauren und scharfen Säfte unsers Körpers verbessern. Indem sie aber die Säure in sich ziehen; so werden sie als alcalische Körper, vermittelst derselben zum Theil in ein Salz verwandelt, welches eine resolvirende Kraft hat, und auf den Urin treibet. Wie nun dieses in dem Leibe geschieht: so pflegt es sich auch ausser demselben zu ereignen, wenn man sie nemlich vorher mit einer Säure ablöschet, ehe man sie eingibt. Denn alsdenn sind sie nicht weiter zu Versüssung der im Leibe befindlichen sauren Säfte geschikt, sondern sie thun eben das, was sie zu thun pflegen, wenn sie erst als blose absorbentia genommen werden, hernach aber im Magen eine Säure antreffen, und mit

mit derselben verbrausen, das ist: sie resolviren, und lösen den Schleim ab. Und dieserhalben werden sie auch mit Nuzen in kalten Fiebern, Entzündungen, und zu Beförderung des Urins und Schweisses gebrauchet. Man präpariret sie aber mit Citronsafte, mit der Weinstein-Säure, oder auch mit destillirten Essig. Alleine diese Zubereitung verändert dennoch, welches man kaum glauben sollte, einiger massen ihre Würkung; indem man will wahrgenommen haben, daß wenn die Ablöschung mit Essig geschehen ist, sie ungleich stärker resolviren, und daher in Seitenstechen (pleuritis) und in der Lungenentzündung (peripnevmonia) denjenigen vorzuziehen seyn, die mit einer andern Säure sind gedämpfet worden. Es läst sich auch gewiser massen wohl hören; weil eine stärkere Säure sie ohne Zweifel mehr angreift, und sie subtiler und durchdringender macht. Ja ich weis, daß der seel. Herr Geh. Rath Hofmann die Krebssteine, oder Muschelschaalen mit einem noch stärkern acido, als mit dem spiritu nitri aufgelöset, und daraus ein Urintreibendes Mittel bereitet hat, das zu seiner Zeit in Versezung des Urins, wie auch in der Cachexie und Wassersucht, mit guten Nuzen zu gebrauchen ist.

§. 33.

Würkung der damit bereiteten Mixturen.

Hierbei kan ich nicht umhin, noch etwas von dem Gebrauche dieser absorbentium in Tränken, oder sogenannten Mixturen zu gedenken, deren man sich in allerhand hizigen Fiebern zu bedienen pflegt. Man sezet ihnen, wenn die Fieber giftiger und schlimmer Art seyn, säuerliche Dinge, als den Citronsaft, und den daraus bereiteten Syrup zu, und zwar in der Absicht, daß sie der Fäulnis sollen widerstehen helffen. Es ist auch diese Art zu curiren in der That sehr nüzlich und heilsam. Alleine sie wird selten erfüllet, wenn man die Mixturen nach der gemeinen Gewohnheit in Apotheken zubereitet, und z. E. den Citron-Syrup, oder andere säuerliche Dinge mit den absorbentibus, oder mit denen diaphoreticis fixis, die jenen fast in diesen Stüke gleich kommen, unmittelbar abreibet, und sie hernach mit den destillirten Wassern, die man ebenfalls dazu nimmt, vermischet. Denn auf solche Weise werden ja die säuerlichen Dinge versüsset, weil ihre Säure durch die beigemischten terrea alcalina gedämpft wird, und folglich können sie auch nicht mehr so würken, als wenn sie vor sich alleine gegeben, oder doch besonders mit den Wassern meliret würden. Die absorbentia aber und die diaphoretica bleiben solchergestalt, nach Masgebung des vorigen §i, auch nicht mehr, was sie sind; sondern sie bekommen eine gelinde stimulirende Kraft, die ob sie schon zu mancher Zeit in Fiebern gar wohl zu statten kommt, dennoch nicht durchgehends zuträglich ist, wenn nemlich

sich ohnedis schon eine subtile Schärfe und Friesel, Blattern, Masern, u. s. w. auf den Nerven ligt, und dieselben zum Krampfe reizet, auch deshalb etwa schon ein öfteres Drengen zum Urinlassen, ein Zuken der Glieder, und Zusammenfahren im Schlafe verursachet. Denn wenn solchergestalt bereits alles im Körper rege und empfindlich ist, so können diese dem Ansehen nach unschädliche Mittel, allerdings die Zufälle vermehren, und übel ärger machen.

§. 34.

Würkung der stärkenden Mittel.

Was von der verschiedenen Würkung der Arzeneien, in soweit solche von ihren verschiedenen Gebrauche abhanget, bishero vielfältig ist erwiesen worden, trift auch bei den stärkenden Mitteln ein, deren man sich z. E. in der Milzsucht, Cacherie, Blutflüssen, kalten Fiebern, und in dem weissen Flusse der Weiber, zu bedienen pflegt, und worunter die Eisen-Medicamente, die Cascarill- und Fieberrinde, die Tormentill-Wurzel, und andere mehr gerechnet werden. Sieht man nun die Art ihres Gebrauchs an: so ist bekannt, daß in Ansehung ihres entweder guten, oder schlimmen Effects überhaupt viel darauf ankomme, unter welchen Umständen sie gegeben werden, und daß man gewise Regeln dabei inacht nehmen müsse, die ihre heilsame Würkung gar sehr befördern. Denn also thut man wohl, wenn man nach geschehenen Aderlassen bei vollblütigen Personen, nicht nur 1) vorher den Unterleib wohl reiniget, damit nicht etwa der darinne gesammlete Unrath zugleich mit gestopfet und angehalten wird; sondern wenn man auch bisweilen Laxir-Mittel dazwischen gebrauchet, um dadurch die anziehende und stopfende Würkung in etwas zu mäsigen. 2) Ist rathsam, daß man ein sattsam dünnes Getränke dabei trinken, 3) keine harte und unverdauliche Speisen, sondern vielmehr weiche Kost, und fleisig dünne Brühen, die mit eröfnenden Kräutern und Wurzeln abgekocht sind, geniessen läst, und endlich 4) anräth, daß der Leib gehörig beweget werde. Denn widrigenfalls, wenn man diese Dinge nicht beobachtet, kommt selten eine gute Cur heraus, und man sieht also mehr als zu deutlich, daß der Gebrauch die Würkung nicht wenig verändere.

§. 35.

Würkung der Eisen-Medicamente.

Ferner hat man bis dato angemerket, daß die vorbesagten stärkenden Mittel meistentheils stärker anhalten und stopfen, wenn man sie in ihrer Substanz, oder in Pulver gibt, und daß sie dahero sicherer in Tincturen, Extracten, oder in infuso verordnet werden. Denn also weis man zuförderst von dem Eisen, daß die daraus bereiteten tincturæ martis eine gelindere anziehende Kraft haben,

ben, und daß diese selbst auch unter sich von einander unterschieden seyn, nachdem sie nemlich verschiedentlich bereitet werden; wie man denn die tincturam vitrioli martis Ludovici, Zwœlferi, die tincturam martis cydoninatam, und elleboratam, vor allen andern aber die aus den floribus salis ammoniaci martialibus gemachte Tinctur nicht ohne Ursache vor die besten hält. Bei den crocis martis aber kommt es nicht minder auf die Art ihrer Zubereitung an, welche ihren Effect auch gar sehr verändert; und man findet, daß derjenige crocus, der ohne Feuer bereitet wird, da man nemlich Eisen mit Wasser besprenget, es an der Sonne troknet, und den crocum anschiessen läst, am sicherstem ist; oder daß auch der crocus martis antimoniatus Stahlii statt aller andern dienen könne, wenn man nemlich, wie er selbst meldet, den subtilsten und geschwemmten als einen crocum martis aperitivum, den etwas gröbern aber, als einen adstringentem gebrauchet. Damit aber aller Schade von diesen crocis, wenn man nemlich eine ordentliche Cur auf eine Zeitlang damit anstellen will, desto gewisser verhütet werde, so thut man wohl, wenn man solche Dinge damit vermischet, die ihre anhaltende Kraft einiger massen unterbrechen, wie dieses die Arons- und Pimpinell-Wurzel, das Carlsbader-Salz und dergleichen zu thun pflegen.

§. 36.

Würkung der Cascarille und China-Rinde.

Eben so verhält sichs mit der Tormentille, und insonderheit mit der Cascarill- und China-Rinde. Denn will man sie in Blutstürzungen, oder in kalten Fiebern gebrauchen, und doch nicht zu stark auf einmal stopfen: so bereitet man mit dem Weinsteinsalze und Wasser, oder mit Weine ein infusum daraus, und läst es des Tages etlichemal Löffelweise nehmen. Oder man pflegt auch das daraus mit Wasser ausgezogene Extract zu erwälen, und es sowol denen stärkenden Pulvern beizumischen, als auch mit einem wässerigen menstruo ein Elixir davon zu verfertigen, und es als ein stärkendes Visceral- oder Fieber-Elixir einzugeben. Werden hingegen diese stärkende Rinden als ein Pulver genommen: so erweisen sie, wegen ihrer erdigten Theile, eine mehrere anhaltende Kraft, und sind daher, wenn solche erfordert wird, denen übrigen Zubereitungsarten billig vorzuziehen; wie denn z. E. die Cascarille allerdings in Pulver besser thut, als wenn sie in infuso, oder auch in einer Essenz in Gebrauch gezogen wird, wenn man nemlich damit die Durchfälle und Ruhren zu stillen gedenket.

§. 37.

§. 37.

Anmerkung von der China in kalten Fiebern.

Und diese Betrachtung führt mich zugleich auf eine nuzliche Anmerkung von dem Gebrauch der China-Rinde in kalten Fiebern. Sie wird bekannter massen zu Stillung derselben gebrauchet, und wenn man sie zur gehörigen Zeit nehmen läst, und die übrigen nöthigen Cautelen dabei beobachtet: so lehret die Erfahrung, daß sie ein sicheres Fiebermittel abgibt. Gleichwol aber hat man doch wahrgenommen, daß sie bisweilen geschadet, wenn man auch schon alle nöthige Behutsamkeit dabei angewendet hat. Fragt man nun, wie dieses zugehe? so antworte ich: es gibt einige Aerzte, die wenig von diesem Medicamente halten, und sich so zu sagen, davor fürchten. Wenn sie aber doch endlich den Muth fassen, es ihren Patienten zu verordnen: so thun sie es mit Zittern und Zagen, und denken es recht gut zu machen, oder recht sicher zu gehen, indem sie es in sehr weniger Dosi geben. Allein eben deswegen, weil sie so verfahren, vergehen sie sich, und indem sie also schädliche Folgen zu verhüten gedenken, verursachen sie welche. Denn es ist kein Zweifel, daß die China vornemlich mit ihren bittern balsamischen Wesen ihre heilsame Würkung verrichtet, und vermittelst desselben, wenn sie in Pulver gegeben wird, hauptsächlich verhindert, daß die erdigten Theile, die kleinsten Gefäsgen nicht so sehr zusammen ziehen, und eine schädliche Verstopfung in denselben verursachen. Da nun aber in einer kleinen Portion China auch nur sehr wenig von dem bittern balsamischen Wesen enthalten ist: so ist dasselbe also nicht zureichend, seine eröfnende balsamische Kraft sattsam zu erweisen, und die stopfende Würkung der erdigten Theile zu mindern; sondern dieselben müssen freilich eher Schaden bringen, als es geschehen würde, wenn sie mit mehrern balsamischen Theilen vermischet wären.

§. 38.

Würkung und Gebrauch der Wundkräuter.

Die sogenannten Wundkräuter, (herbæ traumaticæ) deren man sich wegen ihrer anziehenden Kraft in Blutergiessungen und allerhand Verlezungen zu bedienen pflegt, werden äusserlich in Umschlägen mit Wasser oder Wein abgesotten, innerlich aber wie ein Thee am besten gebrauchet, da sie hingegen in einer andern Form wenig Nuzen bringen, und z. E. bei ihrer Destillation, wenn sie zumal mit Brantewein angestellet wird, wenig kräftiges von sich geben oder mit übersteigen lassen, weil nemlich ihre wirkende Kraft in keinem flüchtigen, sondern vielmehr in einem fixen irrenden Wesen bestehet. Es ist auch daher das berühmte Wundwasser der Franzosen (eau d'arquebusade) wenn es mit Brantewein bereitet ist, keinesweges von so guter

Würkung, als wenn es mit Rheinwein, in balneo Mariæ verfertiget wird. Sonst können andere Kräuter, die entweder eine resolvirende oder stärkende Kraft besizen, auch würklich eine adstringirende bekommen, wenn man die flüchtigen Partikeln derselben durch starkes Kochen davon fliegen läst, und solchergestalt macht, daß ihre gröbern irdischen Theile ausgewikelt werden. Woraus man also leichte einsieht, daß diejenigen ihrem Zweke ganz zuwider handeln, welche die aus resolvirenden, oder flüchtigen Oeltheilen bestehende und zusammen gemischte Kräuter allzu lange mit Wasser aufkochen lassen, und dieses mithin anziehend machen, wenn sie sich dessen als eines resolvirenden Thees bedienen wollen.

§. 39.

Würkung der Herzstärkenden Mittel.

Zu denen stärkenden Mitteln gehören auch die Herzstärkenden, die man in Ohnmachten und grosser Entkräftung zu geben pflegt. Man zehlet darunter die mit einem zarten und hizigen Oele versehene Kräuter, Blumen, und Gewürze, wie die Melisse und Rosen, die Citron- und Pomeranzenfrüchte, den Zimmet, Cardamomen, u. s. m. Ohnerachtet nun eine würklich stärkende Kraft in dergleichen Dingen enthalten ligt: so kommt doch ungemein viel darauf an, wie sie eigentlich gebrauchet werden, und man würde daher sehr wenig im Nothfall bei gefährlichen Schwachheiten ausrichten, wenn man z. E. die Melissen und Rosenblätter als einen Thee zur Stärkung wollte trinken lassen. Nein; sondern es ist der Vernunft und Erfahrung gemäs, daß diese sehr langsam dadurch würde erhalten werden, und daß im Gegentheil die damit abgezogenen kräftigen Wasser und Spiritus viel geschwinder helffen, und dasjenige verrichten, was man dadurch zu erhalten gedenket.

§. 40.

Würkung der Citrone, als einer Stärkung in hizigen Fiebern.

Eben so ist es auch mit den Citronen, deren stärkende Kraft zwar hauptsächlich in der gelben Schaale, und in dem darinne befindlichen kräftigen Oele ligt, dennoch aber auch von dem sauren Safte bisweilen mit herzuleiten ist, in soferne derselbe die innerliche und den Körper sehr abmattende Hize dämpfet, und der Fäulnis widerstehet. Wenn dahero in hizigen und bösartigen Fiebern, wie die Flus- und Flekfieber seyn, eine sichere Stärkung erfordert wird: so kan dieselbe vor allen andern und am bequemsten durch ein Citronenmus erhalten werden, welches bereitet wird, wenn man nemlich die ganze Citrone zu einem Musse reibet, die Kernen nebst der weissen Schaale davon absondert, und es mit Zuker versüsset, oder auch wohl etwas schwarz Kirschwasser, und einige Tropfen

Cedro-Oel dazu thut: wovon hernach bisweilen ein Theelöffel voll genommen, oder etwas mit dem Getränke vermischet wird. Und gewis man sollte nicht meinen, daß dieses an sich geringe Mittel eine so gute Stärkung in gedachten Fiebern abgäbe, als es würklich thut, da es zumal den Hals zugleich vor der Entzündung verwahret, und den grossen Durst löschet, der ofte nicht wenig zur Entkräftung beiträgt.

§. 41.

Würkung des Zimmets.

Der Zimmet gibt endlich ebenfalls die beste Stärkung ab. Nur mus er eben nicht so blos an sich genommen werden; sondern das daraus destillirte fürtrefliche Oel, wenn es, wie im Zellischen Pulver, mit Zuker abgerieben, und als ein elæosaccharum gegeben wird, stärkt die geschwächte Natur ganz unvergleichlich; welches nicht minder auch das davon abgezogene Wasser thut, wenn man anders nur gehörige Maasse dabei gebrauchet, und nicht zu viel und ofte davon nimmt. Denn sonst wird durch die vermehrte Dosin auch selbst der Effect verändert, und indem man dadurch das Blut in Wallung bringt: so wird der Körper davon eher geschwächet, als gestärket. Fast alles dieses gilt auch von den übrigen Stärkungsmitteln, und das angeführte kan genug seyn, uns zu überzeugen, daß sich auch ihre Würkung nach ihrem Gebrauche richte.

§. 42.

Würkung des rothen *Opii.*

Bei denenjenigen Mitteln hingegen, welche eine schwächende Kraft besizen, und vermöge derselben die allzu heftigen Bewegungen der Nerven und nervigten Theile, nebst den davon herrührenden Schmerzen zu besänftigen pflegen, nimmt man eben so gut wahr, daß ihre Würkung durch ihre Zubereitung und die Art ihres Gebrauchs bestimmet, und darnach verändert werde. Unter diese Mittel rechnet man vornemlich das Opium, welches an sich rohe gebraucht gar übel bekommt, und nicht sowol einen lindernden, als vielmehr Schlafmachenden, betäuselnden und Sinnen beraubenden Effect thut. Und diesen verrichtet es, wie man aus allen Umständen abnehmen kan, mit seinen zarten und widrigen Dünsten, die mit dem Kolendampfe in verschlosnen Gemächern, oder mit den schädlichen Ausdämpfungen von Bier und Weine überein kommen, und wenn sie mit dem Geblüte vermischet werden, dasselbe sehr ausdehnen, mithin also auch die zusammenziehende Kraft des Herzens und der Blutgefässe schwächen, und also verursachen, daß sich das Blut sehr schwer und langsam circuliret. Wenn nun auch dergleichen im Gehirne geschieht: so mus nothwendig ein Schlaf, oder eine Betäuselung des Haupts erfolgen; weil aus medicinischen Gründen bekannt ist, daß diese eigentlich zu entstehen pflegen, wenn

wenn sich das Blut langsam durch den Kopf beweget, und in den ausgedehnten Hirngefässen stoket. Dieses jezt beschriebene, und mit so schlimen Eigenschaften begabte dunstige Wesen des Opii ist zwar in seiner ganzen Vermischung enthalten, dennoch aber in denen darinne befindlichen zarten und flüchtigen Theilen, in Vergleich der gröbern, auch zärter und flüchtiger, und kan sowol schädlicher und schnell würkender gemacht, als auch gar davon geschieden und weggejaget werden; da es aber, wenn dieses geschieht, kein Opium mehr bleibt.

§. 43.

Was Wunder also, daß man bei solchen Umständen sich bemühet hat, die üble Würkung des Opii zu mäsigen, und dasselbe also zu verbessern, daß es eine dem Körper zuträglichere Würkung bekömmt. Dieses hat man bis dato auf zweierlei Art, nemlich theils mit dem blossen Opio an sich und ohne alle mitwürkende Zusäze, theils aber durch dieselben zu erhalten gesucht. Was die Verbesserung des Opii an sich betrift: so sind die Arten fast nicht zu zählen, wie man das gefährliche darinne zu dämpfen, oder davon zu bringen sich bearbeitet hat. Denn ein jeder hat nach denen darinne befundenen, oder vielmehr vermeinten Bestandtheilen geurtheilet, und wer also das schädliche in einem sauren Salze vermuthet, der hat es mit Alcalischen Salzen verbessert; wer es in einem flüchtigen Salze gesuchet, hat es mit allerhand sauren Dingen zu reinigen geglaubet; wer es aber in einem stinkenden zarten Schwefel gesezet, hat solchen durchs Feuer davon zu treiben gedacht, u. s. w. Doch wenn man auch diese Meinungen bei Seite sezet: so haben doch ausserdem annoch viele den Gebrauch des Opii dadurch sicherer machen wollen, daß sie allerhand Essenzen, Spiritus und abgezogene Wasser daraus bereitet, und so wohl resinöse, als gummöse Extracte daraus verfertiget haben. (Denn daß resinöse, gummöse, und auch einige genau damit verknüpfte salinische Theile, ausser den irdenen in dem Opio enthalten seyn, ist durch Experimente bereits sattsam erwiesen.) Alleine man hat leider! befunden, daß das Opium, wenn man zumal die Spiritus davon überzogen hat, da es in würklicher Gährung gewesen, nur desto flüchtiger und durchdringender ist gemacht worden, und daß hingegen die resinösen Extracte am gefährlichsten gewürket, die gummösen aber eben nicht sonderlich besser gewesen seyn; weil man die schlimmen Dünste nicht genugsam davon weggejaget hat.

§. 44.

Unter den gewöhnlichsten Extracten hält man nicht ohne Ursache das laudanum cydoniatum noch vor das beste, wenn man es zumal nach des Langelotts Methode verfertiget, und durch gnugsame Digestion und Gährung das gefährliche Wesen des Opii davon weggedämpfet hat. Insonderheit aber preiset der in der Chimie sehr erfahrne Herr Professor Neumann in seinen prælectionibus chymicis eine gewise, und in Engelland sehr übliche Verbesserung des Opii an, die zwar der Langelottischen zimlich nahe kommt; dennoch aber derselben von ihm selbst deswegen hauptsächlich vorgezogen wird; weil man darinne bei der Auflösung mit Ausscheidung der resinösen Theile, und mit der Gährung langsamer, und überhaupt behutsamer verfähret. Ich werde hoffentlich, damit man sie gleich vor Augen hat, und desto besser beurtheilen kan, nicht unrecht thun, wenn ich sie hier kürzlich im Auszuge beibringe.

§. 45.

§. 45.

Beschreibung des sichersten *extracti opii* nach Neumanns Methode.

Sie verhält sich aber also: "Man nimmt das reinste Opium, und löset es entweder in Quittensaft, oder auch nur in blossen Wasser kalt auf. Wenn sich nichts mehr auflösen will, so läst man es eine Weile stehen, und nimmt immer das oben aufschwimmende ab, worinne ohnedem etwas von allerheftigten ligt. Hernach kläret und coliret man die Solution, da sich denn auch das unreine und zugleich resinöse dadurch abscheidet. Man nimmt hierauf die reine Solution, thut so viel Zuker darzu, daß davon die fermentation befördert wird, und wenn dieser aufgelöset, und alles untereinander gerühret ist; wird es an einen gelinden warmen Ort gestellet, und nur vor hereinfallenden Staube zugedekt, aber nicht veste vermacht, da es denn in fermentation geräth. Erstlich läst man es, so lange es will, von selbsten ausgähren; welches aber ja nicht in einem verschlossenen Zimmer geschehen mus, hernach rührt man es wohl um, und stellt es wieder hin: so pflegt es wohl wieder anzufangen zu fermentiren. Und mit diesen Umschütteln und steten Erhalten an einem gelinden warmen Orte fährt man so lange fort, als es sich nur im mindesten beweget, oder zu einer längern Gährung Mine macht. Ob es aber völlig ausgegohren hat, kan man daraus abnehmen, wenn man etwas in ein Glas thut, solches feste verstopft, und an einen dergleichen warmen Ort hinstellet, da es denn entweder das Glas zersprenget, oder es sich doch wenigstens, im Fall es noch nicht ausgegohren hätte, dadurch zeigen wird, wenn nach aufgemachten Korke noch Luft und Dunst heraus fähret. Hat es aber ganz zu Ende gegohren: so wird das klare; wo nicht filtrirte, doch durchgeseihte, zur Extract-Consistenz abgerauchet, welches extractum opii schon ein zimlich gutes præparatum ist. Wer es aber noch sicherer, gelinder und besser haben will, der solvire es von neuen mit vielem Wasser, giesse es in einen breiten irdenen Tiegel, oder eisernen flachen Kessel, und koche es mit starken Sieden eine Zeit lang: so wird noch ein weit mehreres, wo nicht alles, von dem etwa noch dabei seyenden betaumelnden Wesen nach und nach weggehen. Man kan es alsdenn verrauchen lassen, und im balneo zur Extract-Consistenz, oder auch in eine etwas flüssigere Form bringen, und nach Befinden des Effects zu einer andern Zeit eine zweimalige Kochung anstellen; indem das Böse durchaus nicht mit einmal los- und davon gehet. Sonst hätte man auch das fermentiren nicht nöthig; sondern könnte es gleich eine gute Zeit lang kochen.

„ Mit wiederholten Kochen aber
„ wird es zulezt gar destruiret.

§. 46.

Nach der Vorschrift des dispensatorii Würtembergici, welches sehr wohl gerathen ist, wird die Zubereitung des Opii, unter dem Titul des extracti oder opii cydoniati, fast auf gleiche Weise vorgenommen; nur daß die Gährung nicht allzu genau angestellet, und nach Vollendung derselben das Extract nicht erst noch gekocht wird, so wie es Herr Neumann verlanget. Und in der That so ist auch diese Neumannische Zubereitung des Opii ohne Zweifel die beste; weil sowol durch die kalte wässerige Solution, und durch die allmählige, langwierige und auf einige Monate lang daurende Gährung, als auch durch die Colirung, und das nachfolgende Kochen, das resinöse und böse schädliche Wesen von dem Opio glüklich geschieden wird. Doch ich mag nichts weiter davon gedenken; weil man schon hinlänglich daraus sieht, daß die verschiedene Zubereitung auch bei diesem Medicamente den Effect sowol sicherer, als gefährlicher machen könne. Wiewol ich deswegen etwas weitläuftiger davon gehandelt habe; weil theils das Opium so ein Mittel ist, welches leichte den grösten Schaden anrichten kan, und also wohl werth scheinet, daß man es genau kennen, und recht sicher gebrauchen lernet, theils aber auch, damit ich meinem §o 1. gethanen Versprechen einiges Gnüge thun, und von dem besondern Gebrauche der Medicamente bisweilen etwas nüzliches mit beibringen mögte.

§. 47.

Ich wende mich nun zu derjenigen Verbesserung des Opii, die durch verschiedene Zusäze geschieht, und die sich eigentlich, wenn sie anders vernünftig heraus kommen soll, darauf gründet. Man befindet nemlich, daß die Würkung des Opii darinne bestehet, daß es mit seinen widrigen Dämpfen die natürliche Kraft der Nerven und Blutgefässe ungemein schwächet, und den Umlauf des Geblüts hemmet, ja endlich wohl gar aufhebet. Wenn man nun dieses verhindern will: so mus man dem Opio billig solche Dinge beimischen, welche die schwachen Bewegungen des Bluts und der Nerven wieder befördern, oder verstärken, und also dasjenige auf der einen Seite einiger massen wieder ersezen, was das Opium auf der andern Seite allzu sehr schwächet; da denn aus diesen zweien, der Würkung nach ganz verschiedenen Mitteln, gleichsam ein neues hervorgebracht wird, welches auf eine sichere Art eine lindernde Kraft erweiset, wenn es nemlich zu rechter Zeit, und unter gehörigen Umständen gebrauchet wird. Da nun insonderheit die purgirenden, Schweistreibenden, balsamischen und gewürzhaften, wie auch die Urinbefördernden Mittel in unsern Körper stärkere Bewegungen zu erregen vermögend sind: so hat man also daher Gelegenheit genommen, dieselben vornemlich zu Verbesserung des Opii zu erwehlen, und man hat bis dato z. E. durch Zuthuung verschiedener Purganzen die Wildegansischen und Starkischen Pillen, durch Beimischung einiger balsamischen, und vor die Brust dienlichen Sachen die pilulas de styrace, durch Zusaz einiger Schweistreibenden alexipharmacorum, den sowol gemeinen, als himmlischen Theriak, und das diascordium Fracastorii, &c. durch Zuthuung ein und anderer Gewürze und stärkenden Sachen, als des Weins, das laudanum liquidum Sydenhami, und endlich, da man Harntreibende Medicamente, wie die Weinstein- und Spiesglas-Tincturen damit vereiniget hat, tincturas nephriticas, oder auch durch Zumischung der terebinthinæ Venetæ, oder des balsami de Copaiva, folgende Pillen, heraus gebracht, die in Steinbeschwerungen dienlich seyn sollen: Rec. cinnabaris præp. drachmam semis, succini præp. scrupulum unum, laudani opiati grana X. balf.

balſ. de Copaiva. S. terebinth. Ven. q. ſ. M. f. pilulæ pondere grani unius. D. ſ. Pillen zu 5. bis. 10. Stük.

§. 48.

Und wer wolte endlich alle die durch verschiedene Zuſäze unternommene Verbeſſerungen des Opii anführen. Sie mögen aber Namen haben, wie ſie wollen; ſo müſſen doch die Zuſäze, wenn man anders was Gutes damit ausrichten will, ſo beſchaffen ſeyn, wie ich vorhin geſaget habe, nemlich daß ſie die ſchwächende Würkung des Opii durch ihre ſtärkende Kraft beſtmöglichſt mindern können. Daher man auch im Gegentheil diejenigen correctiones billig vor ſchlecht halten mus, worinne dieſes nicht inacht genommen wird, und wo noch dazu andere Schlafmachende, und die Nerven ſchwächende Dinge, als der Bilſenſaft, und Saame, der Bibergeil, und Safran mit dem Opio verſezet werden; wie man dieſes in der maſſa pilularum de cynogloſſa findet, die, wenn ſie nach der gemeinen Art bereitet iſt, allerdings unter die ſchlechtern correctiones opii gehöret.

§. 49.

Ohnerachtet man nun bei allen dieſen jezt erzehlten Verbeſſerungen des Opii dieſes zum Zweke hat, daß man nemlich ihren Gebrauch ſicherer machen will; und es dahero ſcheinen mögte, daß es einerlei ſey, ob man ſich des einen, oder des andern opiati bediente; und dadurch die heftigen krampfhaften Bewegungen der Nerven in vorkommenden Fällen zu beſänftigen ſuchte: ſo findet man doch, daß ihr Effect einiger maſſen unterſchieden iſt, und daß das eine in gewiſſen Krankheiten beſſer thut, als das andere. Denn alſo hat man bisher wahrgenommen, daß die pilulæ de ſtyrace, wenn ſie zumal mit einem purgante, als mit der maſſa pilularum aloephanginarum, oder de ſuccino Cratonis verſezet werden, in heftigen Huſten am beſten bekommen, und daß ſowol der gemeine, als der himmliſche Theriak in Brechen, Bauchflüſſen, Colik, und Schluken 2c. das diaſcordium Fracaſtorei aber in Blutflüſſen und hizigen Fiebern; weil ſie die Ausdünſtung der Haut, die ohnedem in dieſen Krankheiten unterbrochen iſt, befördern, bequemer als andere opiata ſtatt finden, ingleichen daß die Wildeganſiſchen und Starkiſchen Pillen, entweder an ſich alleine, oder mit zwei Theilen des extracti panchymagogi Crollii vermiſcht, in ſo ferne ſie nemlich den Leib zugleich öfnen, in der Windſucht und Verſtopfungs-Colik, beſonders gut thun. Und obwol einige Aerzte dieſen Unterſchied wenig achten; ſo glaube ich doch, es wird beſſer ſeyn, alles mit zureichenden Grunde, ſo viel möglich, auch hierinne zu thun, als ohne denſelben zu handeln.

§. 50.

Verſchiedene Würkung der Bibergeil Arzneien.

Daß der Bibergeil, und die daraus bereiteten Medicamente den Krampf lindern, und ſonderlich denen Weibsperſonen gegen die Mutterplage zuträglich ſeyn, iſt zur Gnüge bekannt. Wer weis aber auch nicht, daß dadurch öfters übel ärger gemacht, und die Krankheit vermehret wird, wenn man ſolchen Leuten dergleichen Medicin eingibt, die keine übelriechende Dinge, wie der Bibergeil iſt, vertragen können, und denen auch daher die vorerwehnten Pillen nicht allzu wohl zu rathen ſind? Ferner geſchieht es, daß die caſtorina in der ſogenannten Mutter-Colik, und in andern Bauchgrimmen, das von verſchloſſenen Winden unterhalten wird, nicht ſelten

eine heilsame Kraft haben, die Blehungen fortzutreiben, (vis carminativa) die man doch sonst eigentlich denen stärkenden Mitteln zuzueignen pflegt. Sie thun aber dieses, in so ferne sie den Krampf stillen, der die Gedärme zusammen ziehet, und den Abgang der Blehungen verhindert, eben so wie das Opium die Ausdünstung der Haut befördert, wenn nemlich die von Krampfe zugeschlossenen Schweislöcher dieselbe zurüke hält. Wovon des seel. D. Etmüllers Dissertation de virtute opii diaphoretica nachgelesen zu werden verdienet.

§. 51.

Würkung des Safrans.

Daß der Safran eine Kraft besizet, den Krampf und Schmerz zu stillen; wenn er mäsig genommen wird, ist eine bekannte Sache, so wie er hingegen in reichlicher Dosi schlaff macht, und grossen Schaden erwekt. Ja man hat Exempel, daß der blosse ausdämpfende Geruch desselben, in verschlossenen Zimmern, so wie von Opio, die Menschen zum tiefen Schlaf gebracht, oder wohl gar getödet hat, zum sichern Merkmale, daß dessen verschiedener Gebrauch eine veränderte Würkung hervor bringet. Er wird aurum vegetabile genennet, theils weil er dem mineralischen Golde an Farbe ähnlich ist, theils aber weil er sich wie dieses, ungemein stark austheilen läst; indem man mit einem einzigen Grane desselben eine grosse Quantität Wasser färben, und mit einem Safrangeruche versehen kan. Es ligt aber seine, nach Beschaffenheit des Gebrauchs, unterschiedene, sowol beruhigende, als Schlafmachende Kraft in seinem zart ausdünstenden und sehr theilbaren Wesen, welches mit denen darinnen befindlichen zarten ölichten Theilen verknüpfet ist, und sich daraus abnehmen läst; weil es durch länge der Zeit, wenn der Safran offen ligt, nach und nach abnimmt, und davon fliegt, oder auch durch Kochen in offenen Gefässen gar davon geschieden werden kan. Man bedienet sich des Safrans in Pulver, in Extracte, und in der Essenz, die sowol mit Spiritus, als mit Wasser bereitet wird, und wie gesagt, wenn er in gehöriger Dosi gebrauchet wird: so lindert er den Krampf und die Schmerzen auf eine sehr heilsame Art. Denn wie alle vaporosa, wenn sie in grössern Grade die Nerven und Blutgefässe ausdehnen, und die Circulation des Bluts anhalten, eine Schlafmachende gefährliche Würkung thun: so besänftigen sie auch im Gegentheil die Schmerzen auf eine sichere Weise, wenn sie die von Krampfe zusammen gezogenen Gefässe und Nervenhäutgen in geringern Grade erweitern und schlaff machen.

§. 52.

Was die besondern Tugenden anlanget, die man von dem Safran zu rühmen pfleget: so wird er der Brust insonderheit zuträglich gehalten, in so ferne er den Kramf der Brustnerven und Lungengefässe

se mäsiget, und die davon entspringende krampfartige Brustkrankheiten, als trokkenen convulsivischen Husten und Engbrüstigkeit mindert. Man verordnet ihn auch daher in verhinderten Auswurfe des Brustschleims; und in der That so wird auch derselbe, wenn er nemlich mit seiner angreiffenden Schärfe einen Krampf verursachet, und davon zurüke gehalten wird, durch den Gebrauch des Safrans fürtreflich gemildert, und zum Auflösen gebracht. Doch dieser heilsame Effect erfolget hingegen keinesweges; sondern der Auswurf wird vielmehr gehemmet, wenn die Materie, die ausgeworffen werden soll, sehr zähe ist, und wegen Schwachheit der Lunge nicht ausgeworffen werden kan.

§. 53.

Nechstdem sagt man gemeiniglich von dem Safran, daß er innerlich gebraucht das Geblüte in einige Wallung seze, und er wird daher aus diesen Grunde zu Beförderung der Monatszeit der güldnen Ader, und des fluxus lochiorum, als ein treibendes Mittel angerathen. Nun läugne ich zwar diese ihm beigelegte Würkung im geringsten nicht; weil ich sonst der untrüglichen Erfahrung widersprechen würde. Das ist aber eine andere Frage, die billig noch weiter zu untersuchen ist: ob nemlich der Safran diesen treibenden Effect mit seinem erhizenden Wesen verrichtet, oder nicht? Denn ohne Zweifel müste dieses in dem wesentlichen Oele desselben (oleum essentiale) enthalten seyn; welches aber deshalb nicht wahrscheinlich heraus kommt; weil solches nur in sehr geringer Portion darinne befindlich ist, und kaum von einer grossen Quantität Safran erlanget, und dargestellet werden kan. Von den resinösen und reizenden Theilen aber mag die erwehnte treibende Kraft auch nicht füglich hergeleitet werden; weil derselben nach Proportion ebenfalls nur wenige im Safrane sind, indem sich davon mehr und besser mit Wasser, als mit Spiritus ausziehen läst. Es mus solche also billig anders worinne gesuchet werden, und ich halte nicht ohne Ursache bevor, daß man einen unrechten Schlus macht, wenn man deswegen diesen Medicamente eine erhizende Kraft zuschreibt, weil es die Blutflüsse zu erregen vermögend ist. Denn es ist zwar an dem, daß hizige Dinge das Geblüte rege machen, und durch die dazu geschikten Wege forttreiben. Man darf aber diesen Saz nicht umkehren, und sagen; daß alles dasjenige, was den Abgang des Geblüts befördert, hizig sey, wie diejenigen vorgeben, die aus diesen Grunde den Safran vor hizig halten.

§. 54.

Wenn ich also meine unmasgebliche Meinung davon sagen soll: so glaube ich, daß die treibende Würkung des Safrans von seinen subtilen Ausdämpfungen, womit er den Krampf zu lindern pflegt, ursprünglich herrühret. Denn wenn man die vorbesagten Blutflüsse ansieht: so kömt die Zurükhaltung derselben, in so weit sie von den Blutgefässen dependiret, entweder davon her, daß dieselben zu schwach, schlaff und unvermögend seyn, das darinne gehäufte Blut fortzutreiben und heraus zu stossen; oder daß sie vom Krampfe zusammen gezogen sind, und dem andringenden Geblüte keinen gehörigen Durchgang verstatten. Ist nun dieses leztere, daß nemlich ein in den Blutgefässen vorhandener Krampf schuld ist: so können krampflindernde Mittel, worunter auch der Safran gehöret, denselben allerdings wegnehmen, und also dazu beitragen, daß das Geblüte, weil es keinen weitern Widerstand findet, von selbst hernach durchbricht, und fortgehet. Daß aber diese meine Meinung nicht ungegründet sey, lehret die tägliche Erfahrung, da es nemlich ofte geschieht, daß sowol die Monatszeit, und güldne Ader, als auch der Abgang des Geblüts nach der Geburt, von Mutterbeschwerung, Hypochondrie,

Leibschmerzen und Aergernis, die allesamt krampfhafter Weise würken, entweder gänzlich zurüke bleibt, oder doch gemindert, und unordentlich gemacht wird. Und solchergestalt hat es mit dem Safran eben die Bewandnis, wie mit dem Opio, wenn es die Ausdünstung der Haut nach §o 50. befördert. Denn so wenig man diesen deshalb eine würklich erhizende und treibende Kraft zuschreiben kan; eben so wenig kan man auch dieselbe, eigentlich zu reden, dem Safran beimessen, wenn man an ihm bemerket, daß er den Abgang der vornehmsten Blutflüsse befördert.

§. 55.

Man sieht also hieraus, worauf es bei dem Gebrauche des Safrans, als eines treibenden Medicaments, in den besagten Fällen vornemlich ankommt; und ich glaube gewis, wenn er zu der Zeit genommen wird, da eben kein Krampf im Körper vorhanden ist, daß er die Blutflüsse eher verhindern und stopfen, als befördern werde, daß also mithin an der Verschiedenheit seines Effects in Ansehung des Gebrauchs im geringsten nicht zu zweifeln ist. Sonst begehen auch meines Erachtens diejenigen einen Irrthum in der Ursache, die demselben aus eben dem Grunde, weil er das Blut treibet, eine zertheilende, oder incidirende Kraft beimessen. Denn, wer sieht nicht daß man hier ebenfalls diesen übereilten und falschen Schlus macht? weil die incidentia die verstopften Blutflüsse wieder herstellen, und der Safran dieses auch thut, so hat er folglich eine resolvirende Kraft. Alleine wo steht es denn geschrieben, daß die zertheilende Mittel nur alleine diese Würkung thun sollen, und mit welchem Rechte will man also auf den Safran folgern, und ihn in die Classe der würklichen incidentium sezen? Doch endlich, wie einige geglaubet, der Safran die Traurigkeit benehmen, und vergnügt machen soll, ist grundfalsch, und läst sich aus dem, was §o 51. von seinen würkenden Theilen ist gesaget worden, leichte begreifen; indem dasjenige, was träge, schläferig und tumm macht, uns unmöglich lustig machen kan; es müste denn in soweit statt finden, als der Safran den Krampf lindert, und die davon verhaltene Blutflüsse nicht nur befördert, sondern auch die daher entstandenen Krankheiten curiren hilft. Da nun, wenn dieses geschieht, die Patienten nothwendig munterer und vergnügter werden: so geht es also noch wohl an, daß man ihm in diesen Verstande eine erquikende und frölich machende Kraft zuschreibet. Doch gnug hiervon: ich müste denn von der lindernden Würkung des Safrans in äusserlichen Umschlägen noch was gedenken; welches aber zur Gnüge bekannt ist, und keiner weitläuftigen Auslegung bedarf.

§. 56.

Antispasmodische Würkung des Salpeters.

Unter die sichersten antispasmodischen Mittel rechnet man heute zu Tage billig den gereinigten Salpeter. Denn er hat viele subtile Luft in sich, und kan also die von Krampfe zusammen gezogene Theile durch seine ausdehnende Kraft schlaffer machen; wiewol es kein Zweifel ist, daß er diese seine Krampflindernde Würkung auch in so weit verrichtet; weil er kühlet. Denn indem er dieses thut: so mindert er nicht nur die starke innere Bewegung des Bluts, wodurch sonst immer mehr angreifende und zum Krampf reizende Schärfe in demselben erzeuget wird; sondern er befördert auch, wenn die innerliche Hize gedämpfet ist, die höchstnöthige Ausdünstung der Haut, welche vorher nicht erfolgen konnte, so lange

ge die Hize daurete, und die Schweislöcher von derselben verschlossen waren. Da aber bekannt ist, daß bei der Transpiration die krampfartige Spannung der Haut und Blutgefässe nachläst: so ist kein Wunder, daß der Salpeter auch wegen seiner Kühlung ein antispasmodisch Mittel abgibt. Und deshalb thut er zugleich in den gefährlichsten Entzündungsfiebern, wenn er zumal mit Campfer versezt wird, ungemein gute Dienste; weil doch, so lange die starke Spannung der kleinsten Blutgefässe in den entzündeten Theilen währet, ohnmöglich eine Zertheilung des stille stehenden Bluts erfolgen kan. Sezt man aber auch diese Fieber bei Seite; indem ihre Cur mit dem Salpeter auch anders erkläret werden kan: so befindet man, daß dieser in den mehresten krampfhaften Krankheiten, wenn er anders eine heilsame und krampfstillende Würkung thun soll, nur auf einmal in kleiner Dosi gegeben, und lieber wiederholet werden müsse. Denn in grösserer Dosi würkt er sonst mit seinen Salztheilen, und kan also vielmehr stimuliren, und die empfindlichen Nervenhäutgen stärker prikeln, und reizen, wie davon bereits §. 23. wiewol unter andern Umständen und in anderer Absicht, Erwehnung geschehen ist.

§. 57.

Verschiedene Würkung des Salpetergeistes und *liquor. anodyni.*

Der versüste Salpetergeist, und der liquor anodynus Hofmanni, haben zwar eigentlich eine Kraft, die Schmerzen auf eine sichere und gelinde Art zu stillen, und die widernatürliche Spannung der Nerven in allerhand krampfhaften Krankheiten zu besänftigen. Dennoch aber erweisen sie auch in andern Fällen, wiewol aus eben der Ursache, eine dem ersten Ansehen nach ganz andere Würkung. Nemlich sie bringen unter andern in grösserer Dosi die Transpiration zuwege, in so ferne sie theils das krampfigte Wesen in der Haut, daß dieselbe verhindert, heilsamlich wegnehmen, theils aber auch weil sie flüchtige Spiritus seyn, denen man eine gelinde Schweistreibende Kraft keineswegs absprechen kan. Und eben so können sie auch, zu anderer Zeit, wenn sie nebst einen bequemen gnugsamen Getränke, in Verhaltung des Urins und Steins gebraucht werden, den Abgang desselben befördern, und zu Harntreibenden Mitteln werden; und zwar dieses eben darum: weil sie den in Harngängen vorhandenen Krampf, der an dieser Verhaltung schuld ist, beruhigen. Ja, wer weis nicht, daß sie zugleich die Blehungen zertheilen und forttreiben, und also carminativa abgeben; da sie, als spirituöse Mittel die Dünste in den Gedärmen nicht nur ausdehnen und rege machen; sondern ihnen auch hernach, wegen ihrer beruhigenden Kraft, durch die relaxirten Gedärme einen freien Ausgang verschaffen?

§. 58.

§. 58.

Würkung der Arzneien von Thieren.

Endlich werden von den Thieren, wiewol mehr aus Aberglauben, als aus wahrer Uberzeugung viele Sachen hergeholet, denen man eine beruhigende Eigenschaft, und mittelst derselben eine fast gewisse Würkung in der Epilepsie und convulsivischen Krankheiten zuschreibet. Ob ich nun schon dieses von einigen Mitteln dieser Art nicht ganz in Abrede seyn will: so ist doch so viel gewis, daß sehr viel darauf beruhe, wie und auf was Art man sie zurichtet, und in Gebrauch ziehet. Denn es wird kein Vernünftiger läugnen, daß man gar nicht von allen Præparatis derer aus dem Thierreiche genommenen Hülfsmittel eine antispasmodische Würkung behaupten könne; sondern daß solche gar grossen Abfall leide, nachdem man nemlich die Theile der Thiere, entweder nur blos an sich eingibt, oder sie kochet und brennet, oder ein flüchtiges Salz und stinkendes Oel daraus bereitet, oder auch dieses leztere durch oftmaliges Ubertreiben rectificiret und reiniget; wie man an dem sogenannten oleo animali Dippelii wahrnimmt, daß wenn es zu der Zeit, oder bei derjenigen Verfassung der Patienten gegeben wird, da die Schweislöcher offen sind, in epileptischen Zufällen keinesweges zu verachten ist.

§. 59.

Mein Absehen ist jezo nicht, alle Medicamente nach der Reihe durchzugehen, und ihre verschiedene Würkungen zu untersuchen; weil ich dieses Gel. GOTT! einmal zu andrer Zeit thun werde. Da ich aber doch bis hieher die vornemsten und gebräuchlichsten betrachtet habe: so hoffe ich wenigstens, man werde daraus schon sattsam überzeuget seyn, daß die Würkungen der Arzeneien gar sehr verschieden zu seyn pflegen, wenn man sie entweder verschiedentlich zubereitet, oder in veränderter Dosi, und zu anderer Zeit eingibt, oder sie auch überhaupt auf verschiedene Art in Gebrauch zieht.

C. F. D.

Einen vesten Leim zu machen, der sich im Wasser nicht auflöset.

Ausser dem gemeinen Leim, Hausenblase und Hornleim, pfleget man sich auch eines mit Bleiweis und Mennige vermischten Leinölfirniesses zu bedienen, um allerhand Sachen von Glas, Stein und Bretern zusammen zu fügen. Mit Eierweis und ungelöschten Kalk werden zerbrochene steinerne Gefässe zusammen geleimet. Arabisch Gummi, in starken Weingeist aufgelöset, ist auch gut, zerbrochenes Glas zu verbinden. Jedoch alle diese Arten von Leim werden durch folgende Erfindung übertroffen: Man zerschneidet reine, frische und süsse Käse in dünne Scheiben, nachdem man vorher die äusserste Rinde abgenommen. Man rühret denselben in kochenden Wasser so lange mit einem Kochlöffel um, bis er zu einem

zähen Schleim wird, der sich nicht mit dem Wasser vermischet. Wenn nun der Käse auf diese Weise verschiedenemal in heissen Wasser, welches immer frisch aufgegossen werden mus, umgearbeitet worden; so schöpft man solchen mit dem Löffel auf einen warm gemachten Reibestein und reibet denselben mit ungelöschten Kalk ab, bis er recht klebricht wird. Dieser Leim ist von sehr beträchtlichen Nuzen. Zerbrochener Marmor und steinerne Gefässe werden damit so nett zusammen gefüget, daß man es kaum wahrnehmen kan. Hölzerne Gefässe, die geborsten sind, können damit so veste zusammen geleimet werden, daß sie Wasser tragen, weil dieser Leim durch das Wasser nicht aufgelöset wird. Doch mus er vorher wohl getroknet seyn; welches in zwei bis dreimal vier und zwanzig Stunden geschiehet.

Dieser Leim ist um so viel vorzüglicher, weil der Käse, wie Herr Boerhaave mehr als einmal versuchet, in keinem Scheidewasser oder Menstruo aufgelöset werden kan. Wir müssen hierbei eines besondern Leims gedenken, womit die Lappländer ihre Bogen zusammen leimen, womit sie Eichhörner schiessen. Der Bogen wird aus zweierlei Holze gemacht, von Birken, welche biegsam, und von Dorn, der steif und hart ist, und beide Theile werden in die Länge mit einem Leim zusammen gefüget, den sie auf folgende Art bereiten: Sie ziehen die Haut von grossen Pörschen ab, die sie nachher troknen und alsdenn im kalten Wasser einweichen, daß man die Schuppen abschaben kan, welche weggeworffen werden. Vier bis fünf Stüke solcher Pörschenhäute nehmen sie zusammen, wikeln sie in eine Blase, oder in weiche Birkenrinde ein. Diese eingewikelten Fischhäute legen sie in einen Topf mit kochenden Wasser und einen Stein oben darauf, daß sie immer unten im Wasser bleiben, und lassen sie eine Stunde lang ordentlich kochen. Doch müssen diese Fischhäute so sorgfältig eingewikelt werden, daß sie das heisse Wasser nicht berühren kan. Hernach nehmen sie solche aus der Blase heraus, wenn sie weich und klebricht sind, und leimen ihre Bogen damit, welche so feste werden, daß eher das Holz, als der Leim, der sie zusammen hält, verlezet wird.

Anmerkungen über den giftigen und tödlichen Dampf derer Schmiedekohlen.

Es kan alles Gift überhaupt in zwei Classen nach seinen Wirkungen eingetheilet werden, deren eine, worunter das Arsenicum, Sublimat und dergleichen gehören, verrichtet seine Schädlichkeit durch Corrosion, oder Zerbeissung derer Eingeweide, woraus eine schnelle Inflammation und der Tod erfolgen mus. In die andere Classe gehöret das Opium und andere Narcotica, und deren Schädlich-

keit bestehet darinnen, daß sie in den Körpern alle Säfte verdiken, zäh machen, und gleichsam zusammen leimen, daß solche nach geringerer oder grösserer Dosi, entweder schwerlich oder gar nicht mehr circuliren können. Gleichwie nun diese leztere Arten von Gift natürlicher Weise, vor den ersteren gewesen und älter sind als die durch Kunst bereitete; also mögen in alten Zeiten einige, welche sich vor Vergiftung gefürchtet, nach und nach ihre Natur solchergestalt hieran gewöhnet haben, daß es ihnen nicht mehr schaden können; wie man denn versichern will, daß viele Türken öfters vom Opio etwas im Munde tragen, und daran käuen sollen, ohne sich übel darauf zu befinden. Ob nun gleich das Opium vor Zeiten von vielen Medicis wegen seiner Schmerzstillenden Kraft sehr gerühmet und öfters gebrauchet worden, so recommendiren doch heutiges Tages erfahrne und gewissenhafte Medici, daß hierbei jedes mal grosse Vorsichtigkeit nöthig seye; indeme selbiges die Natur gleichsam trunken, dumm und schläfferig mache, daß sie von allen heilsamen Bewegungen ab- und den Körper in einer Unempfindlichkeit lasse, und wenn die Natur sich endlich mit Mühe durchgearbeitet, die Schmerzen desto heftiger wieder kommen desto länger anhalten, und bei wiederholtem Gebrauch der stillenden Arzneien es am Ende doch gemeiniglich übel ablauffe; wohin auch einige das Castoreum mit rechnen, daß solches zwar ein Remedium famosum genennet werde, in der That aber ein Fumosum sey, welches den Kopf benebele, und die Spiritus vitales träge mache. Nunmehro wende mich zu dem giftigen Dunst der Schmiedekohlen, wovon durch viele Exempel versichert wird, daß solcher in verschlossenen Orten, Menschen und Vieh ums Leben gebracht habe; daß aber dieses nicht durch eine Art der Erstikung geschehen sey, wie insgemein geglaubet, und die Erstikung von frischem fermentirenden Wein und Bier 2c. dabei zum Gleichnis angeführet wird, stehet dadurch leichtlich zu erweisen, daß bei diesen ein Mensch, wenn er in einen solchen Keller kommet, alsobald verspühret, daß ihm durch die Spirituosität der Othem benommen, und er dadurch genöthiget wird, in der grössesten Eile sich zurük zu begeben, und freie Luft zu suchen, bei jenem aber wird man dieses niemalen wahrnehmen, und allezeit die Lunge voller Luft ziehen können, ob sich gleich erst hernach dessen Schädlichkeit bei einem der nicht durch die Gewohnheit bei einer robusten Natur hierzu gehärtet, wie die Schmiede und andere, so stets darbei arbeiten müssen, und die Türken bei ihrem Opio) mit verursachtem hefftigem Kopffweh und Zittern der Glieder äussert; woraus von selbst folget, daß der Kohlendunst mit dem Opio in eine Classe gehöre, und auf eben die Art wie dieses den lebendigen Körpern tödlich werden könne,

ne, da er die Säfte verdiket, zäh und zur Circulation untüchtig, mithin den Schlaf immer tieffer und fester macht, so, daß wenn nicht durch sonderbare Schikung GOttes etwas darzwischen kommet, der Schlaf den Schlaffenden seinem Bruder, dem Tod überantwortet. Wer daran zweiffelt, ob der Dampf einen zähen Schleim mache, der nehme eine angezündete Tabakspfeiffe, wikele ein Schnupfftuch um den Tabakspfeiffenkopff, und blase den Dampf durch die Röhre in eine Bouteille, verstopffe solche, und seze sie hin, so wird er folgendes Tages den zähen Schleim finden, und hiervon kommet es, daß bei den mehresten das Tabakrauchen nur nach und nach gelernet wird, schwache Naturen aber solchen gar nicht vertragen können. Daß aber die Schmiedekohlen, nicht allezeit gleich giftig sind, wird von den wenigsten wahrgenommen, woran es liege: es rühret aber dieses von nichts anders als von der wenigern oder mehrern darinnen befindlichen Feuchtigkeit her, weilen diese gleichsam das Vehiculum ist, womit das narcotisch Gift (das sonsten spirituel ist) körperlich gemacht wird, daß es desto bequemer und tieffer in die lebendigen Körper eindringen, behängen bleiben und Schaden verursachen kan. Wer dieses nicht glauben wollte, könnte nur wohl angeglüete Schmiedekohlen, oder auch Kohlen aus einem Bakofen, mit Wasser löschen, und denn wieder Feuer damit in einer Kohlpfanne anglimmen lassen, so wird er des schädlichen Dunstes genugsam und handgreiflich überführet werden: thut man aber wohl angeglüete Kohlen in einen grossen eisernen Hafen, der mit einer Stürze oder Dekel geheb geschlossen werden kan; so verlöschen selbige, und können hernach ohne Schaden der Gesundheit wieder gebraucht werden. Viele, welche sich der Schmiedekohlen in der Haushaltung bedienen, legen selbige (ob sie schon vom Regen naß seyn mögen) in feuchte Keller, und denn sind und bleiben sie vom Anfang bis zum Ende gedoppelt giftig; Dannenhero viel rathsamer, daß man 1) sorge die Kohlen, wo möglich troken ein, und unter Dach zu bekommen; 2) solche auf eine trokene luftige Kammer oder Boden zu legen, so wird kaum die halbe Gefahr, als sonsten dabei seyn; welches zu Vermeidung des Schadens an der Gesundheit, hiedurch wohlmeinend mitgetheilet wird von Experto crede Ruperto.

Zufällige Gedanken über das menschliche Leben.

Wir befinden uns, ehe wir noch durch die Geburt den Schauplaz dieser Welt betretten, in einer Unempfindlichkeit, welche derjenigen gleich seyn wird, in die wir nach dem Tode dem Leibe nach verfallen werden. Von der Geburtsstunde an bis zu dem lezten Augenblik unsers Todes wandeln wir in einem Zwischenraume, welchen man

man das Leben nennet, und dieser bestehet in einer immerwährenden Abwechselung von Lust und Verdrüsse, Glüke und Unglüke, Betrübnisse und Freude. In den ersten zehen Jahren unsers Lebens haben wir noch dunkele Begriffe von den Dingen, so um uns sind. In den darauf folgenden fangen wir erst an zu empfinden, daß wir eine Fähigkeit besizen, grosse Dinge zu begreiffen, und dereinst nüzliche Mitglieder des gemeinen Wesens zu werden. Aber dieser angenehme Zeitpunkt ist leider einer steten Flüchtigkeit unterworfen, und man hat die wenigste Begierde, zu einer solchen Zeit etwas zu fassen und zu begreiffen, in welcher man die gröste Fähigkeit darzu besizet. In dem zwanzigsten Jahre wissen wir nicht einmal richtig zu denken, und in unserer Muttersprache uns vollkommen auszudruken. Lasset uns den Fall sezen, daß in einem Hause zu einer Stunde die Frau im Hause mit einem Kinde darnider käme, die Kaze Junge brächte, das Huhn sein Ey ausbrütete: Wir werden alsdann mit Erstaunen gewahr werden, wie nach einer kurzen Zeit von einem Monate das junge Huhn seine Kräfte vollkommen zu gebrauchen weis, die jungen Kazen die lustigsten und possirlichsten Sprünge machen, das Kind hingegen noch eben so dumm seyn wird, als es vor vier Wochen gewesen, da es auf die Welt gekommen ist. Sollte nicht die Schuld von dieser Unfähigkeit in den Werkzeugen unsers Körpers gegründet seyn? Je älter wir werden, desto grösser wird unser Verlangen zur Glükseligkeit. Wir sezen den Ehestand zum Ziele unsers Vergnügens, als mit welchem dasselbe, wie wir denken, seinen Anfang nehmen werde. Eine Mannsperson, so lange sie noch im ledigen Stande lebet, scheinet mir ein recht verdrüsliches Geschöpfe zu seyn. Es mag ein noch unverheiratheter junger Mensch Gelehrsamkeit besizen, ein Hofmann, Soldat oder Kaufmann seyn, so wird das schöne Geschlecht mit Recht doch immer an ihm etwas zu tadeln wissen, und von ihm sagen, daß er noch nicht alles, was ein vollkommener Umgang erfordert, besize. Kurz, er führet in seiner Einsamkeit ein recht rohes und melancholisches Leben, sein ganzes Wesen ist noch nicht gebildet. Seine Aufführung im Umgange mit dem schönen Geschlechte verfällt entweder auf das lächerliche, oder ist verdrüslich. Selten kommt es, daß sie gefällt. Um von diesen Vorwürfen sich zu befreien, räth man ihm, sich in ein eheliches Bündnis einzulassen. Er selbst empfindet ein heimliches Sehnen und Verlangen nach diesem angenehmen Stande bei sich. Das Schiksal zeiget ihm eine Schöne, deren liebliche Bildung ihm gefällt. Er wird in dieselbe verliebet; er entdeket ihr anfangs auf eine heimliche Weise die Regungen seines Herzens; endlich

endlich waget er es, der Schönen seine Empfindungen deutlicher zu erklären. Er thut seinen verliebten Antrag; er thut ihn nicht umsonst, und wird erhöret. Beide werden bald darauf mit einander eins, ihre reine Liebe mit dem festen Bande der Ehe zu krönen. Die Eltern, die von ferne den zärtlichen Umgang beider Verliebten bishero angesehen, geben ihre Einstimmung darzu. Man machet alle Anstalt zu der Hochzeit. Der Hochzeittag erscheinet. Das ganze Haus wird auf das prächtigste aufgepuzet. Man versiehet die Tafel mit den kostbaresten Speisen und köstlichsten Getränken. Die ganze Verwandschaft und alle gute Freunde werden, um das Vergnügen zu vermehren, mit eingeladen. Sie erscheinen. Scherz und Frölichkeit beleben ihre Gesichter. Die Braut, stolzer als eine Königin, geschmükter als eine Göttin, tritt in voller Majestät einher. Die Trauung wird verrichtet. Man gehet zur Tafel. Scherz und Lachen werden verdoppelt. Musik und Wein erhalten die Frölichkeit der Hochzeitgäste in immer gleicher Stärke. Man tanzet, und endlich begleitet man das neue Ehepaar zur Ruhe. Einige Tage werden noch mit gleichem Vergnügen hingebracht. Die junge Frau nimmt endlich von ihren Eltern einen zärtlichen Abschied, und der Vater gibt seinem neuen Schwiegersohne einen beträchtlichen Brautschaz mit, um ihm die Bürden des Ehestandes dadurch zu erleichtern.

Unser Ehepaar lebet in einem ungestörten Vergnügen, (denn dieses trift doch nicht bei allen Ehen ein) mit einander. Ein unverhofter Tod verursachet endlich eine schmerzhafte Trennung. Das ganze Haus geräth in die äusserste Bestürzung. An allen Orten desselben erschallet ein klägliches Weinen und Wehklagen. Alle Zimmer werden mit schwarzem Tuche behänget. Eltern, Verwände und Freunde kommen in Flor verhüllet zusammen, und bezeigen dem erblasseten Leichnam unter Vergiessung vieler Thränen die lezte Hochachtung. Vier Wochen werden in der tiefesten Traurigkeit hingebracht. Man suchet indessen alle Trostgründe hervor, den betrübten Witwer zu ermuntern. Nach vier Wochen nimmt die Betrübnis allmählig wieder ab. Die Verwande kommen wieder zusammen. Allein ihre Blike entdeken dem noch traurenden Witwer ein noch heimliches Mistrauen, so sie gegen ihn hegen. Man spricht nicht mehr vom Troste im Elende, und von Mitteln gegen die Traurigkeit. Man spricht von Bestellung der Vormünder für die noch unmündige Waisen, oder von Herausgebung des Brautschazes, und von Erbfolgerechte; man geräth darüber in Zank und Streit, und nimmt mit der grösten Feindschaft Abschied von einander.

So ist der Stand beschaffen, welchen der Mensch als den Sammelplaz alles Vergnügens ansiehet. Allein die übrigen Zeitpunkte unsers Lebens sind

sind nicht viel besser. In den Jahren, in welchen man noch Munterkeit und Lebhaftigkeit besizet, was grosses zu verrichten, verhindert uns oftmals der äusserliche Mangel an diesem und jenem. Kommt das Alter, so wird man vollends ungeschikt, was wichtiges zu leisten, und lebet sich selbst zum Verdrusse. Schade, daß der Mensch seine Lebensumstände nicht so einrichten kan, als er es gerne wünschet. Ich wenigstens, würde das Meinige so eingerichtet haben, daß es mit lauter Vergnügen und Anmuth wäre verbunden gewesen. Von meinem dreizehenden Jahre an bis in mein vierundzwanzigstes wäre ich ein Frauenzimmer geworden: hernachmals würde ich zu dem männlichen Geschlechte übergegangen seyn: ich hätte dabei eine beträchtliche Bedienung erhalten müssen, und dann wäre ich ein ehrenvoller Auctor geworden. Gewis, ich mag das menschliche Leben betrachten, wie ich nur immer will, so fällt mir immer die Frage ein, ob es sich auch der Mühe belohnet, daß man ein Mensch geworden ist? Lasset uns diese Frage unerörtert auf ihrem Werthe und Unwerthe beruhen. Glükselig! wer für sich allein in seiner stillen Einsamkeit, ohne den Reizungen der Ehre, der Wollust, und des Reichthumes, Gehör zu geben, die Tage seines Lebens mit Zufriedenheit hinzubringen weis,

Der frei vom Joche der Geschäfte
Des Leibes und der Seelen Kräfte
Zum Werkzeug von der Tugend
macht.

v. Haller.

Vortheile des Todes im geselligen Leben.

Die alten Egyptier hatten bei ihren vornehmsten gesellschaftlichen Zusammenkünften die Gewohnheit, daß sie von jemand, der dazu bestellet war, einen Sarg mit dem Bilde eines toden Menschen, oder wie andere sagen, eine würkliche Leiche hinein bringen, und in der Gesellschaft herum tragen liesen, wobei diese Worte ganz laute und vernehmlich wiederholet wurden: Siehe diesen an, und sey frölich; denn so, wie dieser ist, wirst du auch seyn, wenn du tod bist. So sehr diese Vorstellung des Todes in den folgenden Zeiten, und bei andern Völkern zur Reizung der Uppigkeit ist gemisbrauchet worden; so ist mir dennoch immer merkwürdig gewesen, daß dieses Volk bei so finstern Zeiten so stark, und so weise gewesen ist, mitten aus dem der Natur Erschreklichsten, neue Gründe zur geselligen Freude herzunehmen. Und in diesem Stük sind sie allerdinds nachahmungswürdig. Wir, die wir erleuchteter sind, denn sowol die Vernunft, als Offenbarung, und diese leztere in dem gewissesten Lichte die Unsterblichkeit unserer Geister zeiget, und uns Waffen genug an die Hand gibt, alle Furcht und Schreken dieses unerbittlichen Zerstörers des menschlichen Geschlechts zu überwinden, haben weit herrlichere Gründe, aus dem Tode angenehme Wahrheiten hervor zu holen. Es ist eine allgemeine Wahrheit, daß die Natur uns vor jedes Ubel mit einem hinlänglichen Mittel versiehet. Da nun der Tod in unserer Natur gegründet ist, und aus der Zerstörlichkeit unsers Leibes nothwendig kommen mus, so finden wir uns mit einem Verstande ausgerüstet, der, wenn er recht angewendet wird, uns nicht nur den Tod verächtlich macht, son

dern

dern auch eben aus dem Tode Gelegenheit nimmt, uns Bewegungsgründe und Arten an die Hand zu geben, wie wir so vergnügt leben sollen und können, als es uns nur möglich ist, eben darum, weil wir sterben müssen.

Ich bin nicht gesonnen, meinen Lesern eine lange Predigt vom Tode vorzulegen. Ich will ihn gegenwärtig nicht betrachten als eine Trennung der Seele von ihrem Körper, sondern die Erklärung des Geselligen ist diese: **Der Tod ist die Trennung unserer Personen aus der Gesellschaft.** Dieses wird uns gute Anmerkungen zum Besten des geselligen Lebens an die Hand geben, und zwar auf einer andern Seite betrachtet, als es schon in einem der vorhergehenden Stüke geschehen ist. Ich mag diese Trennung betrachten, auf welcher Seite ich will, so finde ich sie der Geselligkeit vortheilhaftig.

Ein immerwährendes Leben würde, bei der mit der Beschaffenheit des Körpers nothwendig verknüpften Gebrechlichkeit und Unbequemlichkeit des hohen Alters, uns einander ungemein beschwerlich machen. Die täglich dazu kommende Jugend würde uns so, wie wir ihr, widerwärtig und verächtlich werden; und wir würden selbst gar bald einen ekelhaften Uberdrus gegen einander verspüren, der ohnedem den Alten so natürlich ist. Unsere abnehmende Kräfte würden nicht mehr hinlänglich seyn, uns die zum annehmlichen Leben so unentbehrlichen Veränderungen, die nur von der jugendlichen und männlichen Munterkeit entstehen, zu verschaffen; und das Gähnen, welches die Langeweile begleitet, und aus dem Mangel der Lebhaftigkeit entstehet, würde den Plaz munterer Unterredungen und geistreicher Einfälle unausbleiblich einnehmen. Im Gegentheil entreist uns der Tod allen diesen Unbequemlichkeiten, er nimmt die Personen, welche unnüz, zu viel und überlei werden, weg, und macht vor andere Raum, die das Leben der Gesellschaft beständig unterhalten, und durch neue Gesichter das Vergnügen erneuern.

Die neu Auftretenden lösen, zu grossem Vortheil des geselligen Lebens, die Alten ab, indem die neue Mischung der Temperamente neue Arten von Ausübung der Tugenden uns bekannt machen, und durch tausend abändernde Kleinigkeiten der Gesellschaft neue Einsichten und Empfindungen mittheilen. Daher kan ich mit dem grösten Recht sagen, daß der Tod das Band der Gesellschaft im eigentlichen Verstande genennet werden müsse, und es vester verknüpfe, durch die Trennung einiger Personen aus derselben. Denn nach dem Sprüchwort: **Gleich und gleich geselle sich gerne**, würden die ewigen Alten eine besondere Versammlung vor sich anstellen, und in einer beständigen Entfernung von der jüngern Welt leben; diese hingegen würden sich nur unter einander ergözen, und sich weder mit den Vorhergehenden, noch mit den Nachkömmlingen gesellig zusammen schliessen. Also würde eine allgemeine Geselligkeit der verschiedenen Alter unter einander, in einer Welt, die von unsterblichen Menschen bewohnet würde, etwas unmögliches seyn; da im Gegentheil nunmehr der Tod, wie er zulezt alle gleich macht, also auch die Gemüther der Menschen vom verschiedenen Alter zu mehrerer Geselligkeit neiget, indem er diejenigen entfernet, deren Schwachheiten des Alters die Geselligkeit hindern würden.

Es möchte zwar ein Liebhaber des Lebens das, **wenn wir nicht stürben!** noch mit einem andern **wenn** vermehren, und sagen, **wenn wir die Beschwerlichkeiten des Alters nicht fühlten!** Dem aber dienet zur Antwort, daß wir in dieser Welt leben, und nicht in einer andern, und daß der Gesellige, so wie er selbst sterblich ist, nur für sterbliche Menschen schreibe, die allerseits den Beschwerlichkeiten des hohen Alters, vermöge einer natürlichen Nothwendigkeit, unterworfen

sen sind. Ich werde diesen Fragern in jener Welt antworten, wo wir ewig leben, ohne alt zu werden. Eine wichtigere und schwerere Einwendung wird von dem frühern Tode angenehmer und der Gesellschaft nüzlicher Personen hergenommen: sollten uns aber die traurigen Vorstellungen davon nicht im Gegentheil vielmehr antreiben, uns durch das gesellige Leben solcher Personen recht zu bedienen; und sie so viel zu nuzen, als es nur möglich ist? Sollte dieses uns nicht selbst antreiben, alle unsere Kräfte der Gesellschaft darzubieten, und so viel Gutes zu würken, als wir können.

Fugit interea, fugit irreparabile tempus.
Indessen flieht, sie flieht, die unwiederbringliche Zeit.

Je kürzer wir, der Vermuthung nach, zusammen sind, je enger sollen wir uns zusammen thun und an einander fügen, aus vielerlei Ursachen. Denn eines theils benimmt der Morgen uns oft durch unsern oder des andern Tod die Gelegenheit und Zeit zu einer geselligen Handlung, die wir heute noch recht gut hätten verrichten können. Wie viele schieben ihre gute geselligen Thaten, ich weis nicht, aus was vor allerlei Gründen, bis zu einer Zeit aus, die ihrer Meinung nach bequemer ist, aber vielleicht nicht kommen wird. Ich kenne Leute, die ihren Freunden ihre Gewogenheit durch ihren lezten Willen zu erkennen geben wollen, die solches bald diesem, bald jenem von ihren Bekannten, und nach der Reihe ihren Kindern, je nachdem sie dieses mal der Tochter, das andre male dem Sohne gewogner sind, nicht undeutlich merken lassen. Die guten Herren, oder guten Mütter, vergessen aber das vornehmste: sie machen kein Testament, und niemand wird ihres guten Willens froh. Eben so kommen mir diejenigen vor, die immer eine künftige Zeit erwarten. Die fleisige Betrachtung des Todes würde auf diese verzögernde Gemüther eine vortrefliche Würkung thun, und die geselligen Handlungen auf diese Art beschleunigen, daß wir der Geselligkeit uns desto mehr erfreuen könnten. Es gibt Fälle, die dieses deutlicher machen. Ich habe einen Freund gekannt, nach dessen Tode einige von seinen Umständen bekannt wurden, die uns rühreten. Wir konnten alle mit einander nicht umhin, bei aller Hochachtung, die wir beständig für ihn unterhalten, sein Zaudern zu misbilligen, mit welchem er den Gebrauch unserer gesellschaftlichen Hülfe aufgeschoben hatte.

Es gibt Kleinigkeiten, die in dem Verstande solche sind, weil sie ohne die geringste Beschwerlichkeit geleistet werden können, an sich selbst aber sind sie von der grösten Wichtigkeit. Ich meyne einen guten Rath, eine tiefe Einsicht, eine uns sehr nüzliche Empfehlung an andere, eine Vermittelung u. s. w. Dieses stirbt uns oft mit dem Tode eines Freundes ab. Wie sehr bedauren wir nicht alsdenn unsere Langsamkeit? Ein, wer das gedacht hätte! stellt nichts wieder her. An Seiten des Sterbenden ist es höchst tadelswürdig, wenn er gewise Nachrichten mit in die Erde nimmt, die er längst hätte ertheilen sollen, und nur verspart hatte, ohne Vorsaz, sie gänzlich zu hinterhalten. An Seiten der Überbliebenen findet sich die gerechte Strafe ihrer Saumseligkeit in der Reue, dem Verdrus und dem Schaden. Ich will daher, daß ein jeder den andern so schnell nuzen soll, als es möglich ist, und daß niemand die Gelegenheit, einigen Nuzen zu stiften, einen einzigen Augenblik anstehen lasse. Denn ehe wir es gedenken, so tritt der Tod dazwischen, und begräbt in einer ewigen Stille alles, was wir andern Gutes thun, alles, was wir zu unserm Besten gebrauchen konnten. Würde nicht das gesellige Leben lebendiger werden, wenn wir bei unserm so ungewisen Ende uns des Todes erinnerten? Und da das wahre Leben, nach der Menge der guten Handlungen, die wir ausgeübt haben,

gerechnet wird, und nicht nach der Zahl der Jahre, so wünsche ich eine öftere, ja tägliche Todesbetrachtung, und bediene mich mit einer Aenderung der Worte des Verfassers des Buchs der Weisheit: Der Gesellige, ob er gleich früh abscheidet, hat er doch ein hohes Alter erreicht. Denn das Alter ist ehrlich, nicht das lange lebet, und viel Jahre hat, sondern darinn viel gesellige Pflichten verrichtet worden sind. Geselligkeit unter den Menschen ist das rechte graue Haar, und ein geselliges Leben ist das rechte Alter. Er ist bald vollkommen worden, und hat viele Jahre erfüllet. Der Kaiser unter den Geselligen, Titus, bedachte dieses, und strich daher jeden Tag seines Lebens aus, an welchem er eine gesellige Tugend ausgeübt zu haben, sich nicht erinnern konnte. Er sagte von solchem Tage: Hunc diem perdidi. Diesen Tag habe ich verlohren. Bei ihm war leben und gesellig seyn einerlei. Was vor Gedanken kan man nicht hiebei über seinen eigenen und anderer Lebenslauf anstellen? Greise von 90. Jahren haben nach dieser Rechnung gar nicht, oder nur wenige Stunden gelebt, ja ich kenne einige, deren ihr Verhältnis gegen das Leben ich gar nicht auszudruken weis. Timon, dessen Lebenslauf lezt so prächtig von der Canzel erschallete, hat 84. Jahr gelebt, und so viel Ubels der Gesellschaft angethan, daß, wenn er Methusalems Alter erreicht hätte, ohne mehr Ubels zu thun, er noch kaum als ein todgebohrnes Kind zu betrachten seyn würde.

O möchte doch ein jeder so viel Ehre besizen, und so viel edlen Hochmuth haben, diese Absicht, der Gesellschaft nüzlich zu seyn, zur Richtschnur seines Lebens und aller seiner Handlungen zu sezen! Was soll uns vor allen Dingen diese Welt mehr am Herzen liegen, als daß wir den Menschen, mit welchen wir leben, beliebt, nüzlich, ja unentbehrlich werden? Es ist wahr, wir müssen sterben, aber der Tod eines Geselligen gehet nur seine Gestalt und seinen sichtbaren Theil an. Er ist nach seiner Beerdigung nur ein Abwesender. Es ist uns gleich, ob er in America oder in der Ewigkeit ist. Denn wir reden von ihm, er würkt durch sein unter uns geführtes Leben noch beständig auf uns; wir nuzen ihn nach seinem Tode noch immer, und öfters besser, als bei seinem Leben. Wie nüzlich sind nicht also die Vorstellungen des Todes, indem sie uns anreizen eine gesellige Unsterblichkeit zu erlangen!

Mich deucht, die traurigen Empfindungen tugendhafter Seelen, die Thränen freundschaftlicher Gemüther, das Vermissen, welches alle Bekannten fühlen, sey die herrlichste Lobrede. Wie bald ist die Gelegenheit, sie zu verdienen, dahin, das Leben fliehet schnell.

> Das Leben rollt mit schnellem Drehen,
> Gleich einem Wagenrad dahin!
> Was werden wir in kurzem seyn?
> Nichts, als ein Staub verwester Knochen
>
> Anacreon.

Wenn ich die Meisterstüke der Empfindungen über den Verlust geliebter Personen lese, so werde ich in den Gedanken bekräftiget, daß der Tod und die Trennung, die er stiftet, durch die Betrachtungen, die darüber angestellet werden können, dem geselligen Leben noch andere grosse Vortheile verschaffen.

Wenn wir die schnelle Veränderlichkeit erwegen, wie sollten wir die Empfindlichkeit gegen einen Menschen ernähren können, der vielleicht Morgen nicht mehr ist, oder uns Morgen nebst dem Unrecht, das er uns angethan hat, bedauret! Ich bin ein Augenzeuge von den heftigsten Schmerzen gewesen, den Pudeus an den Tag legete, als er den Tod eines Freundes erfuhr, den er eine eben nicht ungerechte Empfindlichkeit hatte merken lassen. Er war mit einem kurzen Abschied, der

der sein Misvergnügen an den Tag legete, von ihm gegangen. Den Tag darauf hörete er die Nachricht, daß ein Schlagflus ihm einen Freund entrissen hätte, der jäh, aber ehrlich war, der morgen bereuete, was er heute gethan hatte, und nie fehlete, es wieder einzubringen. Pudeus sagte mir mit weinenden Augen, indem er die Hände rang: der, der arme Freund ward von mir übel angelassen; ich kannte ihn, ich wuste, daß er es nicht böse meinte, ich gieng verdrüslich von ihm, und nun ist er nicht mehr! Ach ich wollte tausend Thaler darum geben, daß ich meine thörichte Empfindlichkeit gebändiget hätte! wie sehr ward der Kummer des Pudeus nicht vermehret, als eben die genauesten Umstände dieses Todes einliesen. Sein Freund stand in der Nacht auf, und forderte Licht, er fieng an zu schreiben, aber die Feder fiel ihm aus der Hand; er ergrif sie wieder, und lies das Papier fallen; er holte es wieder, schrieb einige Buchstaben, und plözlich sank er selber, vom Schlag gerühret zur Erde. Seine Bedienten brachten ihn zu Bette, er stammlete undeutliche Worte, unter welchen man nichts, als den Namen Pudeus verstehen konnte. Er zwang sich, ihn deutlich auszusprechen, und es war sein leztes Wort. Die Zeilen des angefangenen Briefes enthielten nur diese wenige in sich: **Mein lieber Pudeus, du bist böse auf mich, ich habe nur = = .** Wenn ich den Jammer ausdruken sollte, den ich an dem guten Pudeus sahe, so müste mir ein Geschikterer seine Hand leihen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, denn ich konnte es nicht recht, weil ich zu sehr gerühret war; ich gieng mit Thränen in den Augen von ihm, mit dem vesten Vorsaz, durch Betrachtung des Todes mich recht gesellig zu machen, und so zu leben, daß weder mein unvermutheter Tod einem andern, noch das schnelle Absterben eines Bekannten mir, in diesem Stük die geringste Unruhe machen möge.

Es wird auch diese Todesbetrachtung, uns alles das zu thun veranlassen, was wir bei unserm oder anderer Tode gethan zu haben wünschen werden. Wie zärtlich wird nicht das Herz durch den Tod geliebter Personen gerühret? Wir sezen an allem unserm Verhalten gegen die Abgestorbenen viel aus, wir haben sie nicht genug geliebt, und ihnen nicht zärtlich genug begegnet.

Ich darf aus meiner Erfahrung versichern, daß das Absterben würdiger Männer und wahren Gönner unsere Herzen noch freundschaftlicher mache, als sie ohne diese Erfahrung waren, die sie durch den Tod eines solchen erhalten. Indem wir den Abgestorbenen schäzen, und seinen Verlust bedauren, erlangen wir unvermerkt eine grössere Fertigkeit mit denen, die uns übrig bleiben, noch geselliger zu leben.

Der, in einen Baukünstler verwandelte, schlechte Art.

Ein wohlbeschwazter Arzt war zu Florenz bekannt,
Der manchen nach der Kunst in jene Welt gesand:
Die Stadt wurd öd und wüst durch seine Meisterstüke.
Ein Waise fordert hier den Vater ihm zurüke;
Ein Bruder weinet dort um seines Bruders Mord;
Den schikt er leer von Blut, den voll von Pillen fort.
Den Husten konnt er schnell in einen Stekflus kehren.
Dies währte, bis man ihn zulezt der Stadt verwies.
Ein Freund, den er allein noch unvergiftet lies,
(Es war ein reicher Abt vom Baugeist stark gerühret)
Nahm ihn noch in sein Haus, das prächtig aufgeführet.
Da dekte bei dem Arzt sich sein Verborgnes auf.

Er

Er sprach, wie ein Vitruv, von Säulen, Stamm und Knauf;
Verwarf am grossen Saal die schlechten Saulgesteüe;
Des Eingangs finsterm Raum beschied er Licht und Helle;
Die Treppe fand er schön, doch nicht am rechten Ort.
Sein Freund begreifts, und ruft dem Mäurer alsofort.
Er kömmt, er hört und sieht, und bessert die Gebrechen.
Um endlich die Geschicht mit kurzem abzubrechen;
Der Leutvergifter hieng sein Handwerk an die Wand,
Und nahm für den Galen das Richtscheit in die Hand.
Da übt er sich so lang im neugewählten Orden,
Bis aus dem schlechten Arzt ein guter Mäurer worden.

De jure condendi capellas und von dem Ursprung der Worte Capelle und Caplan.

Zu Halle wurde dieses Jahrs von Hr. M. Johann Philipp Carrach eine Inaugural-Disputation vertheidiget:

In dem ersten Theil wird die Materie historisch abgehandelt, und gezeiget, daß, wie man im Pabstthum darauf gefallen ist, den Knochen der Heiligen eine besondere Verehrung zu erweisen, man dergleichen auch gegen ihre Kleider beobachtet hat; welche Ehre dann auch im vierten Jahrhundert die Kappe des heiligen Martins wiederfahren ist, und Gelegenheit zu der Benennung gegeben hat.

Dieser Martin war Bischof zu Tours in Frankreich, und von seiner Kleidung, Capa oder Capella genannt, hat das Wort Capelle seinen Ursprung genommen. Seine Kappe kam an den Königl. Hof, und genos daselbst viele Ehre; es musten die Eide darüber abgelegt werden, die Könige nahmen sie mit, wann sie verreiseten oder zu Feld gezogen, sie verrichteten ihr Gebet an dem Ort, wo sie aufbehalten ward, sie bestelleten gewise geistliche Personen darüber, denen zugleich die Besorgung des Gottesdienstes aufgetragen und der Name Capellanus gegeben war. Als sich aber die Anzahl der Hofstädte vermehrte, und man in den Schlössern absonderliche Bethäuser anlegte, gleichwol nicht überall die Kappe des heiligen Martins seyn konnte, so erachtete man diesem Mangel am füglichsten so abzuhelffen, daß die Bedeutung des Wortes Capella erweitert wurde; Daher denn die Worte Capelle und Caplan ihren Ursprung genommen.

Von der betrachtungswürdigen Maschine der Augen, in Absicht auf die Seele, mit Beweis einer Historie eines Blinden.

Indem andere mit Erzehlungen beschäftiget sind, welche die Vortheile grosser Herren, den Frieden der Völker, und die Veränderungen des Staates betreffen, so halte ich dafür, (ob dieses gleich sehr wichtige Vorwürfe sind) daß der Inhalt meiner Abhandlungen bisweilen auf Gegenstände von einer höhern Betrachtung gerichtet seyn müsse. Die langsamen Tritte der Vorsehung und Natur, und die wunderbaren Begebenheiten, welche in einem Augenblike gewirket werden, sind es, welche so, wie sie unsern Augen und unserer Betrachtung vorkommen, der Welt mitgetheilet werden sollen. Solche Dinge sind nicht mit einem Auffsehen und Geräusche vergesellschaftet, und ziehen derowegen die Augen des unachtsamen Theiles der Menschen selten an sich; aber sie sind zu gleicher Zeit sehr geschikt, die Menschenliebe zu üben, der Ein-

bildung zu gefallen, und die Urtheilskraft zu verbessern. Es wird derowegen nicht unnüzlich seyn, verschiedene Umstände zu erzehlen, die bei einer neulichen Kur sind zu bemerken gewesen: Sie ward verrichtet an einem jungen Herrn, welcher blind gebohren war, und welcher neulich am 29. Junius, durch die Operation eines Augenarztes in einem Alter von 20. Jahren sein Gesicht empfieng. Dieses trug sich zu nicht weiter von der Stadt, und das Werk ward folgendermassen veranstaltet.

Nachdem Herr Grant, der Augenarzt, die Augen dieses Patienten betrachtet, und seine Freunde und Anverwanden, wie auch unter andern den Prediger des Ortes, den ehrwürdigen Herrn Caswel überzeuget hatte; es wäre höchst wahrscheinlich, daß er die Hinternisse wegräumen würde, welche dem Gebrauche seines Gesichtes im Wege stünden: so versammleten sich bei dieser Gelegenheit alle Bekannte, welche einige Hochachtung für diesen jungen Herrn hatten, oder welche die Neubegierde besassen, gegenwärtig zu seyn, wenn jemand bei völligem Alter und Verstande einen neuen Sinn bekommen würde. Weil nun der Herr Caswel besonders neugierig war; so bat er die ganze Gesellschaft, im Falle die Blindheit sollte gehoben werden, ein genaues Stillschweigen zu beobachten: Sie möchten doch den Patienten seine eigene Betrachtungen machen lassen, ohne ihn durch etwas zu lenken, welches er durch seine übrige Sinnen erkennete, und ohne ihm den Vortheil zu verschaffen, seine Freunde durch ihre Stimmen zu entdeken. Unter verschiedenen andern waren seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern, und ein junges Frauenzimmer, welches er liebete, gegenwärtig. Die Operation wurde mit grosser Wissenschaft und Fertigkeit verrichtet. So bald der Patient eine Dämmerung des Lichtes empfand, so schien er bei dieser Handlung in eine solche Entzükung zu gerathen, daß es das Ansehen hatte, als wenn er für Bestürzung, Freude und Bewunderung in eine Ohnmacht fallen würde. Der Wundarzt stund vor ihm mit seinem Werkzeuge in der Hand. Der junge Herr betrachtete ihn vom Haupte bis zum Fusse. Nach diesem betrachtete er sich eben so sorgfältig, und schiene jenen mit sich selbst zu vergleichen, und zu bemerken, daß ihrer beider Hände, bis auf das Instrument, welches er für einen Theil von jenes Hand hielte, einander dem Ansehen nach vollkommen gleich wären. Als er aber in dieser Bestürzung einige Zeit verharret war: so konnte seine Mutter den Bewegungen von so verschiedenen Leidenschaften, welche sie überfielen, nicht länger ertragen, sondern sie fiel ihm um den Hals und schrie: O mein Sohn! mein Sohn! Der junge Mensch erkennete ihre Stimme, und konnte nichts mehr sagen, als: Ach! seyd ihr meine Mutter? und fiel in Ohnmacht. Die ganze Gesellschaft, wie man sich leicht einbilden kan, war sehr liebreich beschäftiget, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Das junge Frauenzimmer aber, welches

von

von ihm wieder geliebet wurde, schrie unter allen am heftigsten.

Diese Stimme schien eine plözliche Würkung bei ihm zu haben, indem er wieder zu sich selbst kam, und eine doppelte Neubegierde bezeigete, sie zu betrachten, so wie sie sprach, und ihn rief, bis er zulezt also ausbrach: Was ist mir geschehen? Wohin werde ich geführet? Ist alles dieses um mich her, dasjenige, davon ich so oft gehöret habe? Ist dieses Licht? Heisset dieses sehen? Waret ihr allezeit so glüklich, wenn ihr sagetet, daß ihr erfreuet wäret, einander zu sehen? Wo ist Thomas, welcher mich zu leiten pflegete? Aber ich kan nun, wie mich deucht, ohne ihn schon wohin gehen. Er machte Mine, als wenn er sich bewegen wolte, aber es schien ihn jedes Ding um ihn herum furchtsam zu machen. Als sie sein Unvermögen sahen, sagten sie ihm: er müste sich noch von dem Diener leiten lassen, bis er eine genauere Bekanntschaft mit seiner neuen Existenz erhielte. Der Knabe ward also vorgefordert, und ihm vorgestellet. Der Herr Caswel fragete ihn, zu was für einer Art der Dinge er den Thomas gerechnet, ehe er ihn gesehen hätte. Er antwortete: Er hätte geglaubet, daß an jenem nicht so viel, als an ihm selbst gelegen wäre; aber er hätte ihn doch für ein Geschöpffe von gleicher Art mit sich gehalten. Das Gerüchte von dieser plözlichen Veränderung machete, daß die ganze Nachbarschaft an dem Orte, wo er war, hinzu drang. Als er sahe, daß der Haufen dichter wurde, so bat er den Herrn Caswel, ihm zu sagen, wie viele hier in allen zu sehen wären. Dieser Herr lächelte, und antwortete ihm, daß es ihm sehr zuträglich seyn würde, zu seinem vorigen Zustande wieder zuruk zu kehren, und seine Augen wieder bedeken zu lassen, bis sie eine Stärke erlanget hätten. Denn er würde sich noch gar wohl erinnern, daß er stuffenweise und nach und nach zu der Stärke gelanget wäre, welche er gegenwärtig durch seine Fertigkeit, zu geben und sich zu bewegen, bezeigete. Gleiche Bewandnis hätte es auch mit seinen Augen. Diese, sagete Herr Caswel, würden das Vermögen zur Fortsezung des wunderbaren Entzükens, darinn er sich jezo befände, verlieren, es sey denn, daß er sich gefallen liese, den Gebrauch derselbigen so lange bei Seite zu sezen, bis sie stark genug wären, das Licht ohne so viele Empfindung zu ertragen, als er, wie ihm bewust wäre, jezo ausstehen müste. Er ward endlich mit vielem Widerwillen überredet, seine Augen verbinden zu lassen. In diesem Zustande verwahrete man ihn in einem dunkeln Zimmer, bis es Zeit ware, seinen Augen ihre Gegenstände ohne fernere Vorsicht empfinden zu lassen. Während der Zeit dieser Dunkelheit bejammerte er sich selbst auf die allerängstlichste Weise, und beschuldigte alle seine Freunde, indem er sich beklagete, daß sie einige Zauberei an

ihm verübet, und sich magischer Künste bedienet hätten, um ihn durch die Meinung zu betrügen, als wenn er dasjenige genossen hätte, welches sie das Gesicht nenneten. Er fügte noch hinzu, daß die Eindrüke, welche damals in seine Seele hinein gelassen wären, ihn gewis unsinnig machen würden, wenn er nicht wieder in den damaligen Zustand käme. Zu einer andern Zeit bemühete er sich, die Personen zu nennen, welche er unter dem Haufen gesehen hatte, nachdem ihm der Stahr war gestochen worden, und unternahm sich, mit verwirreten und selbst gemachten Ausdrüken von dem zu reden, was er in der kurzen Zeit bemerket hatte. Am 6ten dieses Monates aber wurde es für rathsam gehalten, sein Haupt zu entbinden; und das junge Frauenzimmer, welches er liebete, ward dem zufolge unterrichtet, seine Augen zu eröfnen, um so wol sich selbst bei diesen Umständen ihm angenehm zu machen, als auch durch die Uberredung einer Stimme, welche so viel Gewalt, als die ihrige, über ihn hatte, seine Entzükungen zu mäsigen. Als dis geliebte Frauenzimmer anfieng, die Binden von seinen Augen abzunehmen: so sprach sie folgendes zu ihm:

" Mein Herr Wilhelm! ich nehme jezo
" die Binde ab; ob ich gleich für Furcht
" zittere, wenn ich bedenke, was ich
" thue. Ob ich euch gleich von meiner
" ersten Kindheit an, so blind als ihr
" waret, geliebet habe, und ob ihr gleich
" bisher eine so starke Liebe für mich geheget habet: so werdet ihr doch finden,
" daß es ein solches Ding, als die Schönheit ist, giebet, welches euch mit tausend Leidenschaften, von welchen ihr
" jezo frei seyd, bestriken und euch mir
" auf ewig entreissen kan. Ehe ich mich
" aber dieser Gefahr ausseze: so erzehlet
" mir doch, auf welche Art eure Liebe gegen mich, die ihr allezeit bekannt habet, in euer Herz gekommen sey, da
" ihr gewöhnlicher Zugang durch die Augen geschiehet?

Der junge Mann antwortete: "Theure Lidia, wenn ich durch mein Gesicht
" die sanften Unruhen verlieren soll, welche ich allezeit gefühlet habe, so oft ich
" eure Stimme hörete; wenn ich nicht
" die Tritte derjenigen, die ich liebe, unterscheiden soll, so oft sie sich nähert;
" sondern wenn ich vielmehr dis süsse und
" öftere Vergnügen mit einer solchen Bestürzung, als ich seit kurzen kenne, da
" ich neulich sahe, verwechseln soll; oder
" wenn mir sonsten etwas begegnen kan,
" welches mir die Empfindung entreissen
" sollte, die ich von dem habe, was mir
" zu der Zeit am vergnüglichsten schien,
" (welches, wie mich deucht, eure Erscheinung war:) so reisset die Augen
" aus, ehe sie mich verleiten, gegen euch
" undankbar zu seyn! oder mich selbst zu
" verderben. Ich wünschete sie vor dem
" nur, um euch zu sehen; reisset sie aus,
" wenn sie machen sollten, daß ich eurer
" vergässe!

Was von dem Mittagsschlaf zu halten?

Das Schlafen nach dem Mittagsessen ist heut zu Tage sehr Mode worden, ohne daß diejenige hauptsächlich sich darum bekümmeren, ob es ihnen an der Gesundheit zuträglich seye, oder nicht? Mein Entzwek ist hier nicht, daß ich das Mittag-

tagschlafen absolut verwerffe. Nein! ich suche vielmehr in gewissen Umständen und in einem gewissen Alter zu vertheidigen, in welchem es der Gesundheit zuträglich seyn mag. Diejenige handlen wider sich selbst, und thun ihrer Gesundheit und Gemüthskräfften allerdings grossen Schaden, die noch zu jung seynd, und diese Wollust gleichsam zu einer Gewohnheit machen; Denn es ist zu merken, daß der Schlaf nur alsdenn zuträglich sey, wenn keine Lebensgeister mehr vorhanden wären, um die menschlichen Handlungen, wozu unser Körper aufgelegt ist, zu verrichten. Bei einer solchden Beschaffenheit des Körpers, als Leute von 30. 40. 50. Jahren hätten, und bei einem solchem Alter, würden Lebensgeister genug vorhauden seyn, wenn wir auch täglich noch ein oder zwei Stunden länger beschäftiget wären, als wir ordentlicher Weise sind. Gesezt aber auch wir wolten uns recht wohl tuhn, so könten wir füglich zwei Theile wachen und ein Theil schlaffen, ohne daß die Gesundheit den geringsten Abbruch litte. Ja wenn wir die durch den Schlaf erhaltene Lebensgeister nicht wieder durch unsere Glieder gehen und schnel durchwandern liesen, so wäre gar zu besorgen, daß wir alzuträge und ungeschikt, und endlich krank werden würden; wie etwan eine Uhr, die weder oft genug gereinigt, noch im Gang erhalten würde, endlich zu einer regelmäßigen Bewegung unfähig würde. Nun aber dürfte man freilich dieses weder von allen Menschen überhaupt, noch von allen vom obigen Alter sagen, die sich bereits eine Unpäslichkeit u. Schwachheit des Körpers zugezogen hätten: denn da leide diese Regel allerdings ihre Ausnahme. Noch weniger aber dürfte man von einem Kinde, oder einem alten Manne dergleichen behaupten, was ich bis hieher an Leuten von solchem Alter angeführet hätte. Beide zeugten auf einmal nicht so viel Lebensgeister, als zu Verrichtung unserer Handlungen zulänglich wären, welches auch von schwächlichen Personen müsse verstanden werden. Wie ich also einen kranken Magen nicht dürfe überladen lassen, ungeachtet der Körper viel Nahrung brauche, und zu dem Ende wol zuweilen viermal täglich ein wenig Speise nehme; müsse man bei alten Leuten, bei Kindern und schwächlichen Personen allerdings billig zugeben, daß sie auch Nachmittags aufs neue Lebensgeister durch den Schlaf holen möchten, die andere entweder zur Nachtzeit oder mitten in ihrer Arbeit zubereiteten.

Von den blinden Hessen.

Es sind nach und nach viele wunderliche Sprichwörter entstanden, die auch öfters von einem höchst unangenehmen Inhalte sind, und man ist doch kaum im Stande, den eigentlichen und wahren Ursprung dersel-

ben

ben zu bestimmen. Es ist fast kein Volk unter der Sonne, welches hierin verschonet geblieben. Wem ist der Ausspruch unbekant: Er gehet durch wie ein Holländer, welches die meisten von ihrer Furchtsamkeit erklären; aber weit besser verstehen wir es von ihrem grossen Muthe und unerschrokkenem Wesen, da sie wie der Bliz durch alle Hindernisse dringen.* Wie oft werden nicht von dem guten Hessenlande die Verse angestimmet:

Im Lande zu Hessen
Hats grosse Berge und nichts zu fressen,
Grosse Krüge und saure Wein.
Wer wolte gerne im Lande zu Hessen seyn?

Allein die Erfahrung widerlegt diesen Knittelreim am besten, so daß selbst der grosse Kais. General Tilly, welcher im dreissigjährigen Kriege Hessenland stark genug durchwanderte, bekennen müssen, daß ein Ueberflus nicht nur von allen nothwendigen Dingen, sondern auch von solchen, die nur Vergnügen und Belustigung erwekken können, in den gesegneten Hessischen Gegenden anzutreffen. Ganz alberen ist es, wenn man, die ehrliche Hessen aufzuziehen, selbige blinde Hessen betitelt. Denn nicht zu gedenken, daß dieselbe ihre scharfsichtigkeit in allen Künsten und Wissenschaften der Welt hinlänglich gezeiget; so ist nur dis anzumerken, daß in diesem vermeinten Schimpfworte die gröste Ehre stekke. Catti punctim caesimque hostem feriunt. Die Hessen schlagen blindlings drein, sie scheuen keinen Feind, sie verthaidigen den Ruhm ihrer alten Tapferkeit bis auf den gegenwärtigen Tag. Unter dem in allen Stükken grossen Landgrafen, dem Durchlauchtigsten CARL, sind hierin Proben genug abgelegt. Wir wollen nur eine Münze beschreiben, welche auf dem glüklichen Entsaz der Vestung Rheinfels in der Form eines Speciesthalers gepräget worden. Auf der rechten Seite ist die Vestung Rheinfels abgebildet, mit der Überschrift: Strenæ Gallicæ, und unten stehen die Worte: Rheinfels frustra obsess. liberat. die 2. Ian. 1693. Auf der andern Seite stellet sich der Rheinflus dar, mit dem Worte: Rhenus. Hierüber stehen zwo Säulen, zwischen welchen ein alter ehrwürdiger Deutscher sizzet, dabei lieset man: Non vltra Habet & Germania metas. Die Umschrift ist: Arx Rheinfels Hassorum virtute fugiente Tallardo seruatur.

Kurzer Entwurf, wie eine Stadt sowohl nach den Regeln der Kunst, als nach der Bequemlichkeit und Gesundheit der Einwohner könnte auferbauet werden.

(Nach dem Französischen des Verfassers.)

Die mehreste grosse Städte suchen ihren Ursprung in einem finstern Alterthum: ihr Anfang war klein; Man erbauete ein Schlos mit etlichen Ställen und Gebäuden, man fügte darzu in die Quer und

* Welches wenigstens noch in vorigem Seculo zugetroffen.

Entwurf von der Anlage einer neuen Stadt.

ad pag. 241. IV. Theil.

5

1

2

3

6

6

4

4

7

120 240 480 960 Maas Stab von 960. Schuh.

7

Das Schloſs. 2. Haupt Kirche nebſt dem Collegio. 3. Zeughaus. 4. zwey Marcktpläze mit dem Rathhauſe, und andern öffentl. Gebäuden. 5. Schloſs = Thor. 6. Haupt = Thor. 7. Waſser = Thor.

und in die Länge einige Scheuren und Meiereien. Einige Häuser für die Pachter, und noch andere für die nöthige Handwerker kamen darzu: Die Anzahl dieser Wohnungen wuchs nach und nach; Man umstelte sie mit einem Zaun; hernach zog man Mauren und endlich auch Gräben darum. Man richtete darinnen Krahmläden, Gasthöfe und Magazinen auf: Ein jeder suchte hier seinen Plaz so gut zu benuzen, als er konnte, und besezte ihn mit Gebäuden. Man erbaute Kirchen, Schulhäuser, Hospitäler und Palläste. Sehet hier den Ursprung und Anwachs der grossen Städte. Man dachte dabei an keine abgemessene Ordnung, noch gerade Linien. Es gaben Winkel, Krümmen und Zic Zac wo man hinsah. Die Strassen liefen in die Häuser und Höfe herum, die alle ohne die geringste Eintheilung unter einander lagen. Nachdem die Pläze begunten kostbar zu werden und man nicht mehr Seitswärts bauen konnte, sezte man ein Gebäude auf das andere, lies solche der Strassen nach einige Schuhe überhängen, und benahm dem Nachbarn Licht und Luft. Die Städte bekamen damit ein scheusliches Ansehen, die Strassen wurden unrein, die Wohnungen feucht, dunkel und ungesund. Wann ein Feuer in einem Haus auskam, so giengen die daran stossende Nachbarshäuser mit im Feuer auf. Mit einer einzigen Bombe konnte man oft eine halbe Stadt in die Asche legen. Ja, ganze Städte brannten öfters auf ein mal weg.

Solchem Unheil zu begegnen und die Häuser in einer Stadt sowohl gemächlich, als schön, gesund und sicher vor Feuersbrünste zu erbauen, könnte ein grosser Fürst, zu Verherrlichung seiner Pracht, zur Zierde seines Landes, und zum Besten des gemeinen Wesens, nichts grössers und würdigers unternehmen, als eine neue Stadt auf folgende Art zu bauen.

1.)

Müste darzu eine gute Landeslage, und wo es anders möglich, an einem Schifreichen Strohm, ausgesucht werden: Wo ein fruchtbarer Boden, eine anmuthige Gegend, und eine gesunde Himmelsgegend sich findet. Man müste dabei trachten, eine gewise Fläche zu gewinnen, die nach der Seite des Strohms etwas abhängig wär, damit auf solche Weise die Wasserleitungen und Canäle ihren natürlichen Ablauf in den Strohm haben können.

2.)

Das Land daherum müste von einem schönen und weiten Umfang seyn, und keine stillstehende Gewässer, Sümpfe noch Moräste haben. Es müste sich nach dem Aufgang der Sonnen hinziehen, um die reine Luft und die kühle Winde von dieser Seiten zu empfangen, und im Gegentheil gegen die Sudwestlichen Stürmen mit hohen Gebürgen bedeket seyn.

3.)

Die ganze Stadt müste so eingetheilet werden, daß man darinn durchgehends in allen derselben Gegenden, eine solche frische und angenehme Luft geniessen könte, wie man solche auf dem Land zu geniessen hat; dergestalt, daß man im gering-

ringsten nichts von den unreinen Dünsten und Unflätereien seiner Nachbarn verspüren müste.

4.)

Alle Strassen müssen schnurgerad nach der Linie gezogen werden: Sie müssen alle von gleicher Breite, und diese wenigstens von 100. Werkschuh seyn, damit in jeder Strassen, ein Spaziergang, mit einer auf jeder Seite besezten Reihe Bäume gemächlich könnte angebracht werden: diese Bäume aber müsten sehr hochstämmig seyn, unten ausgeräumt und über die Häuser hinaus gezogen werden, damit sie derselben Aussicht nicht hinderlich seyn könnten. Die Querstrassen aber müsten nur halb so breit seyn, weil darinn keine Bäume gesezt würden.

5.)

Die Anlage der Stadt könnte, nach Beschaffenheit des Bodens und eines Flusses, ein Quadrat, oder ein längliches Oval vorstellen: wobei hauptsächlich auf den natürlichen Ablauf der Canäle und die Höhe des Ufers müste gesehen werden; damit die Stadt keiner Uberschwemmung unterworfen seyn mögte.

6.)

In der Hauptstrasse müste sich ein grosser Canal zu 50. und mehr Werkschuh breit befinden: dieser Canal könnte ebenfalls auf jeder Seiten mit einer Reihe Bäume besezet werden. Folglich muste diese Hauptstrasse auf jeder Seiten wenigstens noch 50. Schuh in der Breite haben. Dieser Hauptcanal gieng nur bis in die Mitte der Stadt, wo auf dem Hauptplaz entweder das Rathhaus, oder auch ein Fürstlicher Pallast könnte aufgeführet, und von hinten ein gleich grosser Garten angeleget werden.

7.)

Alle Canäle kämen quer durch die Stadt: zwischen denen Strassen, von hinten auf die Gärten, dergestalt daß in einem Vierek, welches ein Quartier der Stadt ausmacht, der Canal mitten durchflösse, wie der beiliegende Plan solches am deutlichsten vor Augen stellen wird.

8.)

Die Häuser musten alle in gleicher Höhe erbauet, und mehr nicht als 2 Stokwerk hoch aufgeführet werden. Zwei Flügel, die nach dem Hof und nach dem Garten zuführeten, könnten den Vornehmen zu Stallungen, Küchen, Kammern, Gesindsstuben ꝛc. den Geringen aber zu kleinen Wohnungen, Gewölbern und andern nothdürftigen Bequemlichkeiten dienen.

9.)

Ein jedes Haus könnte so eingerichtet werden, daß darinnen zehen und mehr geringe Haushaltungen Plaz finden könnten. Dargegen die Häuser von vornehmen und begüterten Leuten von gleicher Grösse wären, damit sie sowohl zu grossen als kleinen Haushaltungen Raum haben mögten.

10.)

Denen ganz grossen Häusern und Pallästen, die zu 3. Stokwerk mit einer prächtigen Baukunst, nach eines jeden Willkühr, mögten aufgeführet werden, könnten ihre Stelle in der Hauptstrasse, nechst dem grossen Canal, oder längst dem Flus angewiesen werden.

11.)

In den andern vornehmsten Strassen, wo keine Handwerker, sondern wohlhabende und angesehene Leute wohneten, könnten alle Häusser vornen her von Stein, auf romanische Art, mit Säulen, und einem Gang längst der Strassen her, aufgeführet werden. Das Dachwerk könnte eine Art einer Altane oder platte Forme zeigen und mit Bildsäulen, Blumentöpfen, und Pomeranzenbäumen besezet werden.

12.)

In andern Strassen aber, wo Handwerker und andre gemeine Leute ihre Wohnungen hätten, könnten die Häuser nur schlechtweg und nach eines jeden Vermögen

gen erbauet werden; nur daß sie von aussen her die Regeln der Ordnung wie die andere zu beobachten hätten.

13.)

Ein jedes Haus, wie bereits erinnert worden, müßte so eingetheilet werden, daß es allenfalls sowohl für eine oder zwei vornehme, als vor zehen und mehr geringe Haushaltungen dienen könnte: was aber die Kramläden und Kaufmañsgewölber betrift, so schiken sich solche nirgends besser, als auf einen von den Hauptpläzen der Stadt, wo der Markt gehalten wird. Daselbst könnten die grossen Kaufmannshäuser ein Stokwerk höher, gleich denen in der Hauptstrasse, von unten aber rings herum mit einem Bogenwerk, oder einer Arcade, wie in Turin und in Bern aufgeführet werden.

14.)

Ein jedes Haus könnte ungefehr 80. Schuh breit seyn; die Flügel daran nach dem Hof könnten 15. Schuh in die Breite, und 40. in die Länge haben, so bleiben noch 50. Schuh zum Hof übrig, der Garten mögte 2. mal so gros als der Hof und das Haus seyn, so würden Vornehme darinnen Raum genug finden, solchen zu ihrer Lust, die Geringen aber zu allerhand Nothdurft zu gebrauchen. Jedes Haus wäre von dem andern durch eine Brandmauer abzusondern.

15.)

Was die öffentliche Gebäude betrift, so müssen solche in den verschiedenen Quartieren der Stadt, auf gewise darzu abgestochene Pläze, wo sie sich am besten hinschiken, aufgeführet werden; und zwar könnte man die Eintheilung der Hauptpläze so machen, daß nebst dem Hauptplaz noch 2. oder 4. andere, nach Maasgebung der Anlage und Grösse der Stadt, könnten gemacht, und mit Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden gezieret werden.

16.)

Die Thürne, die man zu diesen Gebäuden fügen könnte, müßten nicht über 30. Schuh höher, als das Dachwerk seyn, auch nicht oben spiz, sondern mit einer Altane versehen werden; dann die Art spize und hohe Thürne zu bauen ist abgeschmakt, gothisch und barbarisch.

17.)

Diejenige, die dem Feldbau, der Viehzucht und der Gärtnerei obliegen, könnten die Vorstädte bewohnen: Ihre Häuser, Höfe, Ställe und Scheuren müßten in einer gewisen Ferne von einander liegen, dabei mit Mauren wohl versehen und mit Ziegeln gedekt seyn.

18.)

Eben diese Vorsichtigkeit müßte man in Ansehung der Frucht- und Kaufmanns-Magazinen gebrauchen: besonders wo viel Holz und brennbare Waaren aufbehalten werden.

19.)

Hierbei könnten nun die grosse Unkosten zur Erbauung und Erhaltung kostbarer Vestungswerke ersparet werden. Man dörfte um eine solche Stadt weiter nichts als einen blosen Graben ziehen, darinn einen Theil der Canäle abfliessen lassen, und sie auf solche Weise in den nechst vorbei fliessenden Strohm leiten. Ein kleiner Wall mit Bäumen und mit einigen Canonen bepflanzet, wär genug, um allenfalls gegen einen Uberfall zur Schuzwehr zu dienen. Es ist gewis daß ein feindliches Heer, welches eine Stadt von einem so grossen Umfang belagern wolte, weit weniger davor ausrichten würde, als vor einer eng zusammen geschraubten und mit lauter hohen Häusern angefüllten Stadt, welche gar bald mit Bomben zu zwingen ist, weil alles dadurch in Feuer und Flammen kan gesezet werden.

Es müßte auch ein ausserordentlich grosses Heer seyn, eine Stadt von einem so weitläuftigen Bezirk einzuschliessen; da

im Gegentheil eine Stadt, die in die Luft gebauet ist, und enge Strassen hat, leicht kan umsezet werden.

Die Erfahrung lehret uns auch mehr als zu viel, daß die kleine, enge Gassen, die mit hohen Gebäuden besezet sind, und die dunkle und feuchte Wohnungen, welche niemals die Sonne mit ihren Strahlen beleuchtet, allerhand Ubel den menschlichen Körpern verursachen. Die Einwohner derselben, sind fast meistentheils kränklich, blas von Farbe und von übler Leibesbeschaffenheit. Man findet nirgend mehr Leute welche mit der Gicht, mit der Milzsucht und mit bösen Flüssen geplaget sind. Man siehet im Gegentheil, daß die Leute, die auf dem Lande wohnen und einer frischen reinen Luft geniessen, noch eins so gesund und stark sind: sie haben dabei einen guten Muth, und ein aufgeraumtes munteres Wesen, daraus guten Theils die Glükseligkeit des menschlichen Lebens bestehet.

Was die andere Frage betrift, wie und auf was Art eine alte übelgebaute Stadt könnte zusammen gerissen, und eine neue nach obbemelder Art auf ihre Stelle gesezet werden; so dürfte ein solcher Entwurf wohl den süssen Träumen des Epicurs, oder den Bezauberungen der Medea gleichen. Wer wolte sich, wird ein Vernünftiger sagen, mit solchen Chimäern abgeben? Doch Träume, Bezauberungen und Chimäern wie ihr wolt, so ist deswegen die Sache doch nicht ganz unmöglich. Man darf darum nicht dem Exempel eines wilden Neronis folgen, der in einer Nacht die Stadt Rom in Feuer und Flammen sezen lies, um sich eine Vorstellung von der Zerstörung der Stadt Troja zu machen und die Illiade des Homeri dabei zu lesen. Hernach aber die abgebrannte Stadt darauf desto prächtiger wieder aufbauen zu lassen.

1.)

Ein grosser Fürst, der jährlich eine halbe Million und mehr auf Schauspiele und Jagden verwendet, darf nur dieses Geld, oder eine gleiche Summa darzu anwenden, ein gewises übelgebautes Quartier der Stadt den Bürgern abzukauffen, und mitlerweile ein anders dargegen aufzuführen.

Dieses neue Quartier müste nach dem vorgemachten Plan der ganzen Stadt eingerichtet, mit breiten Strassen durchschnitten, und mit solchen Häusern besezet werden, wie sie sich für die Leute; die solches Quartier bewohnen sollten, am besten schiken.

2.)

Die Pläze müsten entweder leer wieder verkauft werden, damit diejenigen die sich selbst ihr Haus bauen wolten die innere Einrichtung desselben nach ihrem Wohlgefallen machen könnten; oder wo die Pläze so bald keine Käuffer finden sollten, würde dem ungeacht der leere Raum mit Gebäuden besezt; doch diese nur roh, in Dach und Fach, ohne Thüren, ohne Fenster und ohne andere Ausstaffirungen, damit hernach solche die Käuffer könnten machen lassen wie sie wollten.

3.)

Holz, Sand, Kalk und Steine müsten denenjenigen, welche auf ihre Kosten bauen wollten, umsonst verabfolget werden, damit das Bauwesen desto leichter von statten gehen und die Bürger sich durch allzu schwere Kosten nicht ruiniren mögten. Die edelste Ausgaben eines Fürstens sind allezeit diejenige, die zum gemeinen besten verwendet werden. Solches sind angelegte Capitalien, die den grösten Nuzen abwerffen.

4.)

Die Gebäude müsten alle gleich, nach einerlei Riss aufgeführet, und zu dem Ende gewise Baumeister bestellet werden, um solche zu reguliren und darüber die Aufsicht zu haben.

5.)

Die Materialien, Fenster, Oefen, Holz- und Eisenwerk von den alten abgerissenen Häusern, behielten die Eigenthümer; die abgebrochene Steine ausgenommen, welche auf dem Plaz müssen liegen bleiben, damit man sich derselben zu den neuen Gebäuden bedienen könnte.

6.)

Die Werkleute und Baumeister müsten in Zeiten zu einer so grossen Unternehmung herbei geschaft werden, damit kein Aufenthalt noch Hindernus sich äussern mögte; Also würde wenigstens alle drei Jahr ein ansehnliches Quartier der Stadt mit neuen Gebäuden können in die Höh gebracht werden. Ja, weise und kluge Anstalten würden hier fähig seyn Wunder zu thun.

7.)

Wo grosse Pläze, breite Strassen und prächtige Gebäude sind, da müste man suchen solche künstlich mit in den allgemeinen Plan zu bringen. Damit man nicht nöthig hätte schöne und dauerhafte Gebäude niederzureissen. Wie dann überhaupt der ganze Vorschlag eine alte Stadt neu zu bauen, nur dahin zu deuten ist, daß man diejenige Häuser und Quartiere, welche die Stadt verunzieren und ungesund machen, abbrechen und verändern möge; kostbare und gute Gebäude aber nur der blosen Regularität wegen abzureissen, wär eine Eigensinnigkeit im Schönen, die man mit Recht eine Thorheit nennen könnte.

8.)

Alle Maiereien, Ställe und Scheuren, ingleichen die hölzerne Magazinen, worinnen Wahren aufbehalten werden, die leicht Feuer fangen, müsten durchaus in der Stadt keine Stelle haben, sondern allesamt in die Vorstädte verwiesen werden, da sie in einer gewissen Entfernung, ein Bau von dem andern, wie oben gemeld, müsten gesezet werden, um dadurch so viel möglich zu verhindern, daß kein Brand überhand nehmen könte.

Eine solche Haupt- oder Residenz-Stadt würde nicht allein dem ganzen Land zu einer besondern Zierde dienen, sondern auch noch ihren vielfältigen besondern Nuzen haben. Also würden z. E. die Gelder, die auf Häuser angeleget werden, noch eins so sicher stehen, da sie auf massiven und der Feuersgefahr nicht leicht unterworffenen Gebäuden hafteten; da im Gegentheil bishero nicht wenig Summen sind verlohren gangen: die man auf schlecht gebaute Häuser geschossen hatte, welche dem Wind, dem Wetter und der Feuersgefahr auf allen Seiten ausgesezet waren. Die grosse Feuersbrünste, wodurch London, Coppenhagen, Stokholm, Frankfurt am Mayn, Reutlingen und andere dergleichen Städte mehr, sind mitgenommen worden, können uns hier zu nachrichtlichen Exempeln dienen. Alle Häuser nach vorgemelden Plan würden das am Grund gewinnen, was sie in der Höhe verlieren. Die Einwohner würden noch einmal so frisch und so gesund in diesen gemächlichen und lustigen Wohnungen seyn; sie würden um eben dasjenige Geld, was sie meistens in dunkeln und feuchten Winkeln, oder mit nicht geringer Lebensgefahr, auf den aufgethürmten Stokwerken, verwohnen, die gemeiniglich nur eine elende hölzerne Stiege zusammen hängt, die schönste Bequemlichkeit finden: Sie würden Höfe, Gärten und Wasser haben. Sie würden allenthalben mit Bäumen und Grünigkeiten umgeben seyn. Die Strahlen der Sonne und eine reine Luft würden die Häuser durchstreichen, und den Moder und die schädliche Feuchtigkeiten daraus vertreiben. In heissen Sommertagen würde man eine angenehme Kühlung unter den schattigten Bäumen finden, womit allenthalben die Strassen und die Gärten besezet wären. Kurz, an statt daß andere Menschen bisher in den grossen Städten meist in dunkeln Winkeln, und gleichsam in Gefängnüssen leben, so würden die Einwohner einer solchen neuen Stadt allesamt wie in einem Paradise

wohnen. O wie viel gemeinschaftliche Glükseligkeit können sich nicht einander die Menschen verschaffen, wenn sie vernünftig handelten und sich einander liebten!

Dieser Vorschlag wird mancher sagen, lässet wohl gut auf dem Papier, allein es wird nicht so leicht seyn, solchen auch ins Werk zu sezen. Ich gebe zu daß er nicht leicht ist; alleine es ist am Tage, daß grosse Herren noch weit schwehrere Dinge, unternommen und solche doch zu Stand gebracht haben. Wann ich gedenke wie der verstorbene König in Preussen, binnen einer Zeit von zehen Jahren, 50. tausend auserlesene Männer auf die Beine gestellt, die alle wie gezirkelt, gleicher Grösse und dabei auf eine verwunderns-würdige Art exerciret waren, so dünket mich diese Unternehmung noch viel grösser und beschwerlicher zu seyn, als eine neue Stadt nach obigem Plan zu erbauen. Ich bin nicht in Abrede daß der Nuzen eines solchen Kriegsheeres auf gewise Art für wichtiger zu halten sey; allein der Nuzen wär allhier, wo nicht eben so wichtig, doch noch weit sicherer: viel tausend Werkleute würden dadurch in Bewegung gebracht; Diese würden den Umlauf des Geldes, sowohl als diejenige die da baueten, sehr merklich beförderen, und der Fürst würde durch das einzige Mittel der Accise in zehen Jahren sein ausgelegtes Geld wieder bekommen, und dabei die schönste Stadt in der Welt haben. Die Natur hat dem Menschen nichts versagt als was Fleis und Vernunft nicht unternehmen wollen. Tantæ molis erat romanam condere gentem.

Vorschlag, die teutsche Sprach auf einen gewisen Grund zu sezen, und in Teutchland übereinstimmig zu machen.

Unsere Vorfahren schrieben ihre gelehrte Werke in Latein. Christian Thomasius, ein Mann, der nach seinem freien Geist sich in den Wissenschaften einen eignen Weg bahnte, erwies unserer Muttersprach die Ehre, nicht nur seine beste Schriften darinn abzufassen, sondern auch seinen Schülern teutsche Lesstunden zu halten.

Nach ihm gab unser noch lebender grosser Weltweise, der Herr geheime Rath von Wolf, dadurch der teutschen Sprach ihr gröstes Gewicht, daß er die schwerste und dunkelste Kunstwörter, wo nicht durch einen gleichen Ausdruk, doch mit einer zulänglichen Umschreibung teutsch übersezte.

Unsere meisten Gelehrten sind diesen beiden berühmten Männern nachgefolget, dergestalt, daß man in Teutschland nun würklich angefangen hat, rein teutsch zu schreiben. Allein, man ist über verschiedene Redensarten und Wortfügungen; imgleichen über die Rechtschreibung an und für sich selbst noch nicht ganz einig. An einem Ort schreibt man so, an einem andern Ort wieder anders. Wie ist hier der Säche zu rathen?

Die Ober- und Niedersachsen mit ihren Nachbarn haben sich unstreitig um die teutsche Sprach bisher am meisten verdient gemacht, und die drei hohe Höfe zu Berlin, Dresden und Hannover haben beständig eine Menge Staatsdiener und gelehrte Leute unterhalten, welche durch ihre geschikte Federn die Reinigkeit der teutschen Sprache vor andern befördert haben.

Da

Da nun auch, seit einiger Zeit, zwei teutsche Gesellschaften, die eine zu Leipzig, und die andere zu Jena sich hervor gethan, welche durch ihre mannigfaltige und löbliche Bemühungen vieles zur Ausbesserung unserer Sprache mit beigetragen, und durch ihre herausgegebene Schriften manche vortrefliche Köpfe bekannt gemacht haben; so solte man billig eine gegründete Hofnung fassen, es werde endlich unsere teutsche Sprache durch den Fleis und durch das Ansehen so vieler geschikter Männer auf gewise Grundregeln können gesezet werden.

Weil es aber gleichwohl diesen sonst würdigen Gesellschaften, an dem Beifall anderer Gelehrten mangelt, welche sich ausser Sachsen und dessen Nachbarschaft aufhalten; so wär noch eine Unternehmung zu wagen, diese in andern Provinzen von Teutschland lebende Gelehrten gleichfalls mit übereinstimmig zu machen.

Mich dünket, es sollte sich dieses am füglichsten thun lassen, wann obgedachte beide löbliche Gesellschaften, unter Veranstaltung ihrer beiderseits ruhmwürdigsten Vorsteher, sich zusammen dahin vereinigten, ein allgemeines teutsches Wörterbuch, mit denen dahin gehörigen Sprachregeln zu verfassen, und solches alsdann mit einem breiten Rand, daß man etwas beschreiben könnte, druken zu lassen.

So bald dieses Wörterbuch zu Stand gebracht wär, müste solches sofort an alle diejenige berühmte Leute in Teutschland verschiket werden, welche durch ihre nette und reine Schreibart sich einen Beifall erworben haben: sie mögen nun Oesterreicher, Baiern, Franken, Schwaben, Schweizer, Rheinländer, Westphälinger, oder sonst aus einer andern Gegend in Teutschland seyn. Denn die Rechtschreibung und Geltung der Wörter ist eben diejenige Sache, darüber man die Meinung aller berühmten und gelehrten Teutschen einholen soll.

Diese würden auf ein geziemendes Ersuchen, wann man ihnen das neue Wörterbuch nur geheftet, ohne Entgeld sollte einhändigen lassen, sich allem Vermuthen nach, selbst daraus eine Freude machen, diejenige Wörter, die sie anders zu schreiben pflegen, am Rande anzumerken und kürzlich ihre Gründe mit beizufügen, warum sie dieselbe so und nicht anders schrieben. In einer Jahresfrist könnten diese Anmerkungen von denen auswärtigen Gelehrten, durch die an ihren Orten sich aufhaltende Buchhändler, oder durch andere Gelegenheit, wieder an die obgedachte beide Gesellschaften zurük gesendet werden.

Hierauf können durch die Vorsteher obgedachter beiden Gesellschaften, die unter ihnen befindliche geschikteste Mitglieder ernennet werden, die eingesande Anmerkungen

auf das gründlichste zu untersuchen, und darüber nach reiflicher Erwegung, ohne Leichtsinnigkeit und ohne Partheilichkeit, die eigentliche Geltung der Wörter zu bestimmen, mithin auf solche Weise, der Rechtschreibung der teutschen Sprach, den so längst gewünschten Schlus zu geben.

Hierbei könnte man sich auch derjenigen **Anleitung zu einer üblichen teutschen Schreibart**, welche Herr Hofrath **Glafey** herausgegeben; imgleichen der vor einem Jahr zu Marburg zum Vorschein gekommenen **nüzlichen Sammlung zur Erlernung der ächten und reinen juristischen Schreibart** ohne Zweifel mit vielem Nuzen als einer guten Vorarbeit bedienen.

In Ansehung derjenigen Wörter und Schreibarten, welche eine allgemeine Beistimmung der Gelehrten bereits hätte gültig gemacht, oder auch wegen gewisen Kleinigkeiten, worüber nichts erhebliches wäre erinnert worden, da brauchte es keiner weiteren Erinnerung. Damit man die Sachen nicht ohne Noth überhäuffen und dadurch ihrem so nöthigen Fortgang selbst verhinderlich fallen mögte. Schöne Redensarten und besondere Ausdrüke könnten mit Beifügung der vornehmsten Schriftsteller, die sich derselben bedienet haben, dem ganzen Werk das Gewicht und den Nachdruk geben.

Ich weis zwar, daß die Höfe sich das Recht allein anmassen wollen, den Werth der Sprachen zu entscheiden; Allein die Sprachen gehören zu den Wissenschaften, und die Gelehrten allein sind die Sprachmeister in der Welt. Diejenige, die also unter ihnen am meisten gelten, die sind auch darüber die unwidersprechlichste Schiedsrichter. Müssen doch die gröste Fürsten und Monarchen selbst gewärtig seyn, was die Gelehrten von ihnen und ihren Thaten urtheilen und auf die Nachwelt bringen; Wie vielmehr wird es auf sie ankommen, wie sie die Wörter handthieren wollen. Die Höfe sind also bei diesem Geschäfte gar nicht zu gebrauchen. Der Kaiserliche müste sonst den Vorzug haben, und dieses wär eben das Mittel, die Sache, wie es bisher geschehen ist, immerfort unmöglich zu machen.

Wer soll aber, wird mancher fragen, von allen diesen Bemühungen und Bücherversendungen die Unkosten tragen? Ich meyne, es solte alles dem Verleger doppelt und doppelt eingebracht werden; denn ein vollständiges teutsches Wörterbuch mit Critiken, Exempeln und Anmerkungen, welches er sodann, unter nöthigen Freiheiten, allein heraus zu geben, das Recht haben würde, und welches, meines Erachtens, nicht viel geringer, als das Dictionaire de l'Academie francoise werden dürfte; ein solches Buch, das alle Gelehrten, alle Schulen, und wenn es recht hergieng, auch alle Buchdrukereien nothwendig haben müsten

sten, wär allein genug, den Unternehmer zu einem reichen Mann zumachen. Sollte er die Unternehmung allenfalls nicht allein auf seinen eignen Beutel wagen wollen, so würden sich genug Liebhaber der teutschen Sprach finden, die ihm darauf mit einem billigen Vorschus an die Hand geben sollten.

Ob es gut sey, daß Soldaten ein Schiksal glauben.

DIe Gefährlichkeiten, welchen die Kriegsleute unterworfen sind, die Art des Todes, welche viele von denselben erreichen, hat nicht nur verschiedene in der Meinung gestärket, es sey allerdings ein unvermeidliches Schiksal mit dem Soldatenstande verbunden, das da verursache, daß so viele und nicht mehrere, diese und keine andere, heute und an keinem andern Tage, durch ihren Tod den Verlust eines Treffens ansehnlich machen, oder den Sieg erwerben müsten. Eines der weitläufigsten Reiche, die Ottomannische Pforte, lässet diese Meinung nicht nur unter ihrem zahlreichen Kriegsheere herrschen, sondern sie hat sie gar zu einem ihrer vornehmsten Religionssäze gemachet. Der Stifter dieses mächtigen Reiches, Mahomet, hätte seine neue Unterthanen nicht besser nach seinem Willen lenken können, als eben dadurch, daß er diese Lehre von dem Schiksale als eine unumstösliche Wahrheit unter sie ausgebreitet hat. Man hat dahero Gelegenheit genommen, dieses Schiksal das Mahometanische Schiksal zu nennen, und es hat nicht an Leuten gefehlet, die es Christlichen Potentaten bei ihren Kriegesleuten einzuführen, angerathen haben.

Betrachtet man diese Meinung auf der einen Seite; so scheinet dieselbe sehr vortheilhaft zu seyn; betrachtet man sie aber auf der andern; so wird sich ihre Schwäche bald entdeken, und man wird finden, daß sie die gefährlichste Folgen nach sich ziehe. Sie scheinet den Soldaten kühn und beherzt zu machen, daß er unerschroken in den Streit gehet, Gefahr und Tod verachtet. Denn dieses leztere ist es hauptsächlich, was ihn am meisten quälet, wenn er sich an denjenigen Ort begeben soll, wo er weis, daß zwischen seinem Leben und Tode nur eine Kugel oder ein Schwerdstreich den Unterschied ausmache. Der schlechte Unterricht, den derselbe oft von seinem zukünftigen Zustande hat, machet ihn verwirret, und am ersten zu derjenigen Zeit verzagt, in welcher er seinen Muth am meisten zeigen soll. Ob ich schon die Zagheit bei einem Kriegsmanne tadeln mus; so kan ich deswegen doch die Furcht vor dem Tode nicht schelten. Es ist dieselbe so natürlich als der Menschlichkeit gemäs; sie kan also auch bei einem Soldaten Statt haben, und ich weis nicht, ob ich denjenigen als wahrhaftig gros loben soll, von dem es heisset:

> Er schäzt ein tödlich Blei, als wie ein Freudenschiessen,
> Und sieht mit gleichem Aug sein Blut und fremdes schiessen.
> H.

Nur wird diese Furcht nicht bei allen gleich angetroffen. Einige wissen derselben standhaft zu begegnen, und sie beherzt zu überwinden: andere hingegen verfallen in eine Kleinmüthigkeit: und bei diesen ist dieselbe eben so schädlich als unanständig. Bei dem gemeinen Manne wird sie mehr als bei andern verspüret, und wenn er von derselben überfallen wird, ist sein Gemüthe nicht mehr im Stande nachzudenken; daß diese Gefährlichkeit, die er vor Augen siehet, mit dem Stande, den er sich erwählet hat, verbunden ist, und daß er sich aus freien Willen in diesen Stand begeben habe. Um allen üblen Folgen, so aus der Furcht entstehen können, vorzubeugen, scheinet es, daß man sehr

sehr weislich handeln würde, wenn man den Soldaten die Lehre von dem unvermeidlichen Schiksale fest in das Gemüthe prägete, wenn man ihn auf den Glauben führete: Daß er zu dieser und keiner andern Todesart bestimmet sey, daß es also einerlei sey, ob sein im Treffen gebliebener Bruder dem Treffen mit beigewohnet hätte oder nicht, ob er mit in die Laufgräben gegangen, oder ruhig in seinem Zelte liegen geblieben wäre, indem er dem ohnerachtet an diesem Tage hätte sterben müssen. Man hat dahero, um die Soldaten in dieser Meinung zu bestärken, mit diesem Schiksale die treflichsten Belohnungen verbunden. Man hat sie auf gut türkisch versichert, daß sie bereits in ihrem Leben einen gegründeten Anspruch auf das Himmelreich hätten. Dichter und Redner musten dahero den Tod im Kriege als den schönsten und rühmlichsten beschreiben. Es scheinet auch, daß der Soldat, wenn er von dieser Meinung eingenommen ist, den Tod verachten, oder doch wenigstens die Furcht vor demselben verlieren müste. Da nun an der Unerschrokenheit der Kriegsleute so vieles gelegen ist, da oftmals von ihrem Muthe der glükliche Ausgang eines Treffens, und von ihrer Zagheit desselben Verlust abhänget; so sind die Vertheidiger dieser Meinung auf die Gedanken gekommen, daß man die Kriegsleute dabei lassen müsse, weil man eben so wie von der Ehre von diesem Schiksale sagen könne:

Du führest die geharnschten Schaaren
Durch die verachteten Gefahren
Mit Freuden ins gewise Grab.
E. D.

So ist diese Meinung beschaffen, wenn man selbige auf ihrer vortheilhaften Seite betrachtet. Erlaube man mir, daß ich nun auch die schlimmen Folgen derselben erzehlen darf, als aus welchen man erst beurtheilen wird, ob sie einem Soldaten anzupreisen sey? Mich deucht, ich sage ganz recht, wenn ich behaupte, daß selbige offenbar mit den Säzen der heiligen Religion streite. Die Religion heisset uns in allen Fällen ein aufrichtiges und ungeheucheltes Vertrauen auf den Höchsten sezen. Wir werden von ihr versichert, daß unser Leben und unser Tod ganz allein auf seinem allweisen Schlusse beruhe. So nöthig die Beobachtung der Religionspflichten allen allen Menschen ist; desto mehr mus sich ein Soldat dieselbe angelegen seyn lassen, als bei dem sich tausend Fälle ereignen, in welchen ihn sein Amt von dieser Betrachtung abziehet. Wird der Soldat, der dieses tyrannische Schiksal glaubet, wohl zu dem Höchsten ein wahrhaftes Vertrauen haben können? Wird er wohl bedenken, daß derjenige, so ihn getrost in die Gefahr gehen heissen, ihn auch aus derselben wieder retten kan? Wird er jemals hoffen, daß der Ewige alle schlimme Zufälle von ihm abwenden werde? Doch ich will mich hierbei nicht länger aufhalten; es ist dieser Saz von andern verehrungswürdigen Männern schon genugsam widerleget worden.

Ich finde noch mehrere Ursachen, die mich überführen, daß es nicht gut sey, dem Soldaten die Meinung von dem Schiksale beizubringen. Ich habe schon gesaget, daß diejenigen, so das Gegentheil behaupten, hauptsächlich vorgeben, es mache diese Meinung den Soldaten kühn und beherzt; allein ich getraue mir mit besserem Rechte darzuthun, daß es ihn vielmehr zag, feig und kleinmüthig mache. Der gröste Theil eines Kriegesheeres bestehet aus Leuten, die man gemeiniglich mit dem Namen des Pöbels beleget; und von diesen haben die meisten keinen richtigen Begrif von Tod und Leben. Sie richten ihr Augenmerk nur auf das Aeuserliche, und die Sinnlichkeit hat in ihren Gemüthern mehr Würkungen, als bei denen, welche ihre Vernunft zu gebrauchen wissen, und bei verdrüslichen Umständen, Meister über ihre Leidenschaften bleiben. Daher ist es kein Wunder, daß Gefahr, Gefangenschaft,

Ver-

Verwundung, Tod, ihnen weit gefährlicher, als andern, vorkommen müssen, die bei dem Anblike dieser Dinge ihre Vernunft zu Rathe ziehen, und sich in die Fälle des menschlichen Lebens zu schiken wissen. Der Soldat, der in der Meinung stehet, daß das Schiksal ihn zu einem traurigen Ende bestimmet habe, mus allerdings kleinmüthig werden. Dieses Schiksal wird ihm die fürchterlichsten Bilder erweken, und seine Einbildungskraft wird ihm den Tod als unerträglich vorstellen. Es wird ihn mit Entsezen, Furcht und Grausen quälen: es wird ihn an seine Pflicht zu gedenken, hindern: es wird ihm den guten Muth, und die Hofnung rauben, und ihn zum Sklaven der Traurigkeit machen. Weder der Befehl seines Anführers, noch die Ermahnungen seiner Vorgesezten werden seine [illegible]gigkeit mindern. Er wird mit zitter[illegible] Händen seine Waffen ergreiffen, und mit furchtsamen Schritten den Ort betretten, auf welchem er Siegeskränze erwerben soll. Wie lassen ihn die Umstände wohl erwägen, daß mit der Art seines Todes eine Ehre verbunden sey? Nach seinem Urtheile mus ihm die Erhaltung des Lebens besser gefallen, als alle Vorstellungen von Ehre und Ruhm. Ich weis nicht ob die Meinung von dem Schiksale diese Vorstellungen heben kan. Giebet er ja demselben Glauben, und stehet er würklich in der Meinung, das Schiksal werde beschlossen haben, daß er in diesem Treffen bleiben soll, so wird er nach seiner Einsicht schliessen: Will das Schiksal haben, daß ich heute sterben soll, da mich mein Feldherr in den Streit führet, so wird es einerlei seyn, ob ich mich meiner Pflicht gemäs bezeige, oder nur einen blossen Zuschauer bei dem Treffen abgebe; ob ich dem Feind beherzt entgegen gehe, oder ob ich die Waffen niederlege und vor demselben fliehe; denn ich werde doch sterben müssen. Wie wenig kan sich bei einer solchen Gemüthsverfassung ein Feldherr auf die Standhaftigkeit seiner Soldaten verlassen; ja gesezt, diese Meinung brächte ihm einen standhaften Muth bei; so ist doch zu befürchten, daß sie ihn zu weit treiben, und in Verzweiflung sezen werde. Er wird alsdann wider die Befehle seiner Vorgesezten unbedachtsamer Weise in den Tod rennen, und auf eine unnüzliche Art sein Leben dem Feinde aufopfern. Er wird auf das leichteste seinen Tod zu erhalten suchen. Zu welchen Unordnungen kan dieses nicht Anlas geben? Und wie viel kan ein solches verwegenes Bezeigen nicht zu dem unglüklichen Ausgange eines Treffens beitragen? Die Tapferkeit, die Tugend sich unerschroken in der Gefahr zu erweisen, wird alsdann zu einer Raserei; und diese hat öfters eben so viel Unheil gestiftet, als die Zaghaftigkeit immer stiften kan. Verhindert diese den Soldaten seinen Pflichten eine Genüge zu thun, die geschworne Treue zu beobachten; so machet jene, daß seine Thaten zu dem Nuzen des Vaterlandes nichts beitragen.

Ich übergehe andere Unordnungen, wozu diese Meinung den Soldaten verführen kan. Sie wird ihn zu tausend Lastern verleiten. Rauben, plündern, Morden und andere grobe Verbrechen zu begehen, würde ihm nicht schwer fallen: denn er würde alles dieses mit dem Schiksale rechtfertigen, ja Belohnungen und Straffen würden unnüze Dinge heissen. Der Mensch, so von dieser Meinung eingenommen ist, folget jederzeit dem Triebe seines Vergnügens. Er hält es nicht der Mühe wehrt zu seyn, etwas zu thun, oder sich um etwas zu bekümmern, weil doch alles nothwendig folgen mus, und jeder Erfolg dem Schiksale beizumessen ist.

Nichts kan auch so leicht den Aberglauben unterhalten, als eben diese Meinung von dem Schiksale; und kan wohl einem Soldaten etwas mehr, als dieser, schädlich seyn? Einige Umstände, so sich an solchen Tagen zugetragen haben, an welchem ein Sieg erfochten, oder ein Treffen verlohren worden, haben den gemeinen Mann, der ohnedem eine grosse Geschiklichkeit besizet, aus natürlichen Begeben-

heiten übernatürliche Dinge zu schliessen, öfters auf den Glauben gebracht, daß auch künftighin der Tag, da die Begebenheit geschehen, ein Tag des Glüks oder des Unglüks seyn werde. Er verfällt auf Schlüsse.

Die Aberglauben dekt, Vernunft nicht hemmen kan. L. D.

Die Geschichte des Alterthums geben davon genugsame Beispiele. Eine Sonnenfinsternis, oder eine andere natürliche Begebenheit, hat öfters den grösten Feldherrn gezwungen, das Glük und den gewisen Sieg, so er an einem solchen Tage bereits in Händen hatte, wieder fahren zu lassen, und einem ganzen Heere weit mehr Furcht eingejaget, als die ungeheure Macht eines anrükenden Feindes jemals verursachen kan.

Man wird mir Beifall geben, wenn ich behaupte, daß diese Meinung das rechte Mittel nicht sey, den Soldaten beherzt, tapfer und standhaft zu machen. Man wird weit mehr bei ihm ausrichten, wenn man ihm auf eine liebreiche Art seine Pflichten vorstellet, wenn man ihn ermahnet, daß er jezo zu GOtt sein Vertrauen nehmen soll, daß dieser über ihn wache, daß er ihn aus der Gefahr erretten werde. Man erinnere ihn, daß er sich jezo in einer Zeit befinde, in welcher er dem Fürsten seine Treue, dem Vaterlande seine Liebe und seinen Eifer, seinem Vorgesezten seine Bereitwilligkeit zeigen könne. Man führe ihm die grosse Schande zu Gemüthe, so ihm eine schimpfliche Zaghaftigkeit gebieret. Man erkläre ihm das grosse Verbrechen, so er durch eine vorsezliche Versäumnis seiner Pflichten gegen GOtt, gegen den Fürsten, gegen das Vaterland begehe; alles dieses wird in seinem Gemüthe mehr Eindruk haben, als der Glaube von einem solchen Schiksale.

Müste ich nicht befürchten, daß diese Zeilen das Ziel eines Schreibens überschreiten möchten; so würde es mir leicht fallen, aus den Geschichten eine Menge von Beispielen anzuführen, und zu zeigen, wie sehr dieses Schiksal manchen betrogen habe, und wie weit der Aberglaube gegangen sey. Was könnte lächerlicher zu vernehmen seyn, als wenn man von dem tapfern Römischen Feldherrn Paul Aemil liefet, wie er, als ihm seine Tochter erzehlete, es wäre ihr Hund Persa gestorben, daraus den Schlus gemachet, daß er nunmehro den Macedonischen König Perseus überwinden werde. Wie manches Unglük haben sich nicht die Türken, die man auf eine unverdiente Art dieses Schiksals halber zu erheben pfleget, eben dieses Schiksals wegen zugezogen. Es verleitet sie so weit, daß sie die Pflichten für ihre Selbsterhaltung darüber vergessen. Es machet, daß sie lieber in einem von der Pest angestekten Orte alle Gefährlichkeit aushalten, als aus Vorsicht für ihr Leben, sich aus demselben begeben wollen. Ja mit wie vielem Schreken gedenken sie nicht an den Tag, von welchen ihnen ihr Schiksal saget, daß Constantinopel an demselben von einer Christlichen Macht würde erobert werden.

Von einem merkwürdigen chirurgischen Casu eines vermittelst einer Suppe in die Luftröhre verschlukten durch die Operation der Tracheotomie aber glüklich herausgenommenen Beins.

Wir haben heutiges Tages keine Ursache über den Mangel der Arznei-Gelehrten noch der Chirurgie-Erfahrnen zu klagen. Es sind derer bald so viel, als es zu Zeiten Patienten hat. An Schriften und Büchern fehlet es auch nicht, die häufig von beiden Theilen dieser Wissenschaft heraus kom-

kommen; Allein, es sind wenige, die was besonderes ans Licht geben. Das meiste könnte man entbehren: Viele haben was geschrieben, denen es selbst noch an einer gründlichen Praxin gefehlet. Andere haben aufgewärmte Sachen zu Markte gebracht, um dadurch ihren Namen berühmt zu machen, oder wenigstens damit was zu gewinnen. Man kan hieraus leicht schlüssen, daß diesen beiden, die genugsame Praxin und ein geschiklicher Vortrag, abgegangen. Beides zusammen macht und bleibt berühmt, und ist und wird nüzlich; Man bedenke nur was die Anmerkungen, die man sich bei seinem Patienten macht, vor überaus grossen Nuzen habe; Und wie höchst rühmlich es ist, wann von denen in der Praxin so mancherlei vorkommenden Krankheits-Umständen, geschikte Abhandlungen verfertiget, und uns und unsern Nachkommen, zum allgemeinen Nuzen, des nothleidenden Nächstens desto besserer Hülfe aber, dergleichen alle durch den Druk bekannt gemacht werden? Fürwahr, keine Kunst könnte sich jeziger Zeit in so grosser Aufnahm zeigen, wann nicht die Liebhaber derselben durch Anmerkungen zu besserem Nachsinnen gekommen wären. Sie seynd der Grund der Erfahrung, und besonders demjenigen, der an des Menschen Leib zu arbeiten hat, so nothwendig, daß auch der gröste Theil seiner und seines Nächsten Wohlfahrt darauf beruhet. Ich will hier nur der Chirurgie gedenken, weilen es einen chirurgischen Fall betrift. Wie unvergleichlichen Fortgang hat nicht dieselbe durch Anmerkungen von Jahren zu Jahren genommen? und in welche Zierde und Vollkommenheit ist sie nicht durch das aus den Anmerkungen entstandene Nachsinnen gekommen? Zu geschweigen ihres eigentlichen Ursprungs, den sie einzig und allein denen Anmerkungen zu danken hat. Gegenwärtiger Casus verdienet dahero um so viel mehr, unsern auserlesenen Sammlungen angemerkt zu werden, weil solcher von unserem in dem Wissen und in der Erfahrung wohl gegründeten und sehr geschikten Chirurgo auf dem allhiesigen Pilgerhaus zu Augsburg, Hr. Johann Michael Engel, der folgende Operation so glüklich verrichtet hat, selbst aufgezeichnet, und von ihme im vergangenen Jahr in Druk heraus gegeben worden; (a) Wir haben folgendes daraus anzuführen für dienlich erachtet:

1750.

Matthias Krurrel, ein Webers Gesell, alt 26. Jahr, gebürtig von Markgerems, an der Landlerischen Gränz, aniezo aber ansässig in Trandorf, nicht weit von Maria Ranna in Unter-Oesterreich, aus der Brandhofferischen Herrschaft, nahm eine aus Liebe und Wohlthat ihme gereichte Suppe zu sich, unvermerkt aber, aus allzu grosser Begierde sich zu sättigen, schleichte ein Bein mit hinunter, und blieb ihm im Hals steken. Dem Menschen blieb sogleich der

 Athem

(a) Und zwar in Form eines Sendschreiben, an Hr. Dr. Georg Schmid, berühmten und fleissigen Med. Practicum.

Athem aus, er wurde blau und schwarz, und kam in gröste Gefahr des Erstikens, man rüttelte und schüttelte ihn, und schlug ihn nach dem gemeinen Gebrauch heftig in Ruken, er selbsten auch, so viel er noch im Stand war, langte sich in Hals, und erwekte dadurch ein Erbrechen, und in dem Augenblik bekam er mehrere Luft, daß er sich wiederum etwas erhohlen konnte; es war ihm aber nicht wohl dabei, die Respiration blieb schwer, und ob er gleich essen und trinken konnte, merkte er doch noch den Broken im Hals, er suchte zwar hin und wieder Hülfe, man langte ihm in Hals, um solches hinab zu stossen, man sprizte ihn, sed incassum. In solchen Umständen betrug sich der Patient 9. Tag, da er dann auf das Pilger-(Kranken) Haus gebracht wurde.* Den 10ten Tag fand ich ihn bei meinem Besuch mit einem keuchenden Asthmate, und er erzählte mir all obiges. Hier war nun nicht schwer zu errathen, wo es fehlete, und wie nicht anders, als durch den Kehlschnitt zu helffen wäre, um den darinn stekenden Feind heraus zu nehmen. Zu dem Ende suchte Gelegenheit des Hocherfahrnen Hn. D. Joseph Ignatj von Bingen, welcher nomine Dero Hocherfahrnen Herrn Vaters, Herrn Dr. Johann Rudolph von Bingen, auf gedachtem Pilgerhaus vicariren, Hochvernünftigen Rath und Gutachten darüber zu vernehmen, welcher auch des andern Tags, so der 11te war, daß der Patient das Bein verschlukt, beim Besuch des Patienten, denselben ohne Fieber, und noch bei guten Kräften befand, und dahero die Operation in allwege billigte, daß auch resolvirte solche in wenig Stunden drauf vorzunehmen. Ich trug nun hier im geringsten kein Bedenken, bei solcher seltenen und allhier keines Erinnerens geschehenen Operation, um Kunstverständige Assistenten mich umzusehen, und ersuchte dahero den in Anatomicis & Chirurgicis berühmt und erfahrnen Herrn Dr. Johann Andreas Deisch, wie auch meinen Collegam auf dem Pilgerhaus, Herrn Georg Friederich Paul, worzu noch Herr Chirurgus Brand kam, wie auch der Herr Kammerdiener und Chirurgus Tit. Sr. Excellenz des Kaiserlichen Geheimden Raths, Herrn Grafen von Ostein, welchen wohlgedachter Herr Dr. von Bingen mit sich brachten; Worauf dann S. D. F. die Operation folgends vorgenommen wurde. Nachdem der Patient in gehörige Situation liegend gebracht, und der Ort, wo die Luftröhre zu öfnen, etwan zwei Finger breit unter dem Cartilagine Thyroidea, oder dem sogenannten Adamsapfel, darzu ausersehen ward, wurde die Haut erhaben, und 3. gute Finger breit incidirt, worauf meine Absicht war, die Musculos sterno-Thyroideos zu Entdekung der Luftröhre ordentlich zu separiren, es fiel aber diese Arbeit we-

* War der 5. Novembr.

Fig: V.

b c

a

Fig: III.

c a

b

Fig: I.

a

c c

b

✶ ✶

e

∂ d

Fig: II.

f

h

g

a

b

c

a

Fig: IV.

c

b

Joh. Dan. Herz, Sen ad viv: delin

Eman. Eichel Sculps.

p 254. 4 Zoll

Athe
schwe
des
schüt
dem
Ruke
noch
Hals
brech
kam
wiede
es w
die Re
er gle
merkt
Hals
der H
um s
sprizte
chen l
tient
Pilge
wurde
ihn be
keuche
te mi
nicht s
lete, u
den K
den de
zu neh
Gelege
D. Jos
cher n
Herrn
Rudol
tem Pi
nünftig
über zu

* War

wegen des Blutens allzu beschwer-lich und langweilig, dahero war nöthig gedachte Musculos ohne Bedenken und längeres Verweilen, der Länge nach, nebst dreien cartilaginösen Ringe sicher und auf einmal zu durchschneiden, worauf die mit dem Blut aus der Wunde vermischte Luft ziemlich ungestümm heraus strudelte, ich brachte alsbald das Zänglein in die geöfnete Luftröhre, und bekam zwar das Bein zu fassen, aber es war fast unbeweglich; Herr Dr. Deisch versuchten es ebenfalls, aber es wollte auch nicht gehen, indem derselbe aber um ein stärkeres Zänglein umsahe, brachte Herr Brand seinen Zeigfinger in die Wunde, und fand nöthig, wegen der von niemand sich vermutheten Grösse desselben, derer cartilaginösen Ringe noch etliche abwärts zu zerschneiden, so auch von ihme geschehen, worauf das Bein, da zugleich ein Husten dazu kam, und er oben auf den Cricoideam Cartilaginem mit dem Finger drukte, hervorsprang, daß es konnte heraus genommen werden. Die Wunde wurde hierauf mit langen Heftpflastern, Plumaceaux, Bausch und Binden versehen, wie gehörig, und das Bluten, welches aus einigen zerzerschnittenen arteriolis hervorsprizte, lies so gleich nach. Dem Patienten wurde die Ruhe befohlen, und eine dünne Diät angeordnet. Das Husten hielte noch selbigen Tag und die drauf folgende Nacht an, wegen des in die Luftröhre eingedrungenen Geblüts, und die Luft pfif jedesmal ziemlich, auch durch die Bandage durch, den 2ten und 3ten Tag war alles still und ruhig, ausser daß sich in dieser Zeit eine febris vulneraria äusserte, so aber durch dienlich verordnete Mittel des Hocherfahrnen Herrn Medici sich bald wiederum verlohren. Den 4ten aber in der Nacht bekam der Patient einen so heftigen Husten, daß auch die Luft so stark als am Anfang durch die Wunde und Bandage heraus gedrungen, ich versah ihn Tags darauf mit frischen Heftpflasteren und guter Bandage, und obschon der Husten dann und wann wieder kam, so merkte doch der Patient, daß die Luft immer nach und nach weniger, und am 7ten gar nicht mehr gespüret wurde. Den 8. 9. und 10. gut. Den 11. da den Patienten wiederum mit neuen Heftpflasteren versehen, fande die Wunde in der Mitte über eines guten Fingers breit zu und geschlossen, welches mir alle Hofnung zur bald-völligen guten Heilung machte. Den 12. aber verspürte der Patient, durch ein von selbst entstandenes Küzlen in der Nasen, einen Nieser, den er zwar mit Reibung der Nasen zu verhindern suchte, aber nur um so länger aufhielte, daß er hernach desto heftiger losgebrochen, welches dann der Wunde, besonders in der Luftröhre, so wehe gethan, daß die Luft aufs neue durch die unterste Oefnung derselben ziemlich stark hervor gedrungen, es blieb aber bei diesem mal, und lies sich fer-

nerhin

nerhin keine Luft mehr spühren. Indessen meldete sich bei dem Patienten ein Nisus alvum deponendi an, den er nicht bewerkstelligen konnte / ohnerachtet doch die angeordnete Diæt mollis & humida gewesen; mehr belobter Herr Dr. von Bingen, ordinirten sogleich, damit Dejectio nicht Laboriosa werden möchte, ein gelindes Laxans nebst einem Clystir, so auch sowohl effectuiret, und uns einer neuen Sorge überhoben. Im übrigen gieng es mit der Heilung ohne die geringste Suppuration und ferneren Accidentien ganz gut von statten, daß auch den 17. die Wunde völlig geschlossen war, und zwar so schön, daß die Narbe mit einem Messerruken konte bedeket werden, gleichwohl wurde mit der Bandage noch eine Zeit lang fortgefahren, damit die Haut, die sich zu geschwinderer Heilung anlies, als ich wohl von der Luftröhre vermuthen konnte, sich besser mit derselben, vermittelst der darunter liegenden fleischlichen Theilen agglutiniren, und zu einer festeren Narben verwachsen möchte. Endlich, da auch dieses gut zu seyn geglaubet, ist die Bandage weggelassen worden, und der Patient konnte in wenig Zeit drauf, völlig restituiret, das Pilgerhaus frisch und gesund verlassen.

Anmerkungen.

Dieses wäre also der Verlauf unsers Casus. Ob nun selbiger von verständigen Aerzten wegen Grösse des verschlukten Beins, und der daher gehabten mühsamen Operation vor einen der raresten, der jemals zur Tracheotomie hat Anlas gegeben, oder wenigstens vor merkwürdig wird gehalten werden? stehet zu erwarten. Aufs allerwenigste verdienet er doch als ein rarum Contingens unter denen seltenen Chirurgischen Observationen aufgezeichnet zu stehen. An sich selbsten ist es zwar öfters geschehen, daß Personen widernatürlich etwas in die Luftröhre verschlukt, so ihnen auch durch die Operation glüklich heraus geschnitten worden, wie davon Hr. Hofrath Heister in seinen institut. Chirurgic. * ein Exempel hat von einem Mann, den er an einem Stuk einer gekochten Morgel (frustum Boletti cocti) glüklich operiret, und gleiches von Dr. Rau mit einer Bohne meldet; ingleichem erzehlet Verduk ** von einem Chirurgo, der einem Patienten ebenfalls ein kleines Bein aus der Luftröhre geschnitten, anderer Exempel nicht zugedenken, doch unterscheidet sich unser Casus um vieles vor anderen darinnen, daß das Bein ziemlich gros und scharffekigt gewesen, und doch den Patienten weder gleich erstiket, noch ihme innerhalb denen 11. Tägen tödliche accidentien verursachet. Deswegen dann auch ein und anderes um so mehres dabei anzumerken, daß ich wünschte das Vermögen zu haben, nur das wenigste davon berühren zu können; doch will einen kleinen Versuch thun. Es sollte zwar vorgängig nicht undienlich seyn, vor diejenigen, die der Anatomie unerfahren; und dieses etwa aus Neubegierde lesen möchten, eine kurze Anatomische Beschreibung aller derer zum Schluken und der Respiration nöthigen Theilen zu geben, und wie es zugehe, daß Speis und Trank über die offen stehende und mit einem elastischen Deklein versehene Luftröhre hinüber, und durch den hinten dran hangenden Schlund in den Magen giengen, um sich einigermassen vorstellen zu können, wie es doch möglich gewesen, daß ein solch ziemliches Stük Knochen in die Luftröhre hat eindrin-

* edit. Amstel. in Cap. C II. de Bronchotom. pag. 721
** In seinen Chirurgischen Schriften Part. II. p. m. 154.

dringen können; Allein sie würden sich doch keinen genugsamen Begrif davon machen können, wann nicht auch eine figürliche Abbildung aller solcher Theilen dabei wäre, beides aber wäre dies Orts zu weitläufig geworden. Anatomie-Verständige wissen sich schon in die Verwunderung zu schiken, wie es damit hat zugehen können, und Anfänger in der Anatomie können sich dessen hinlänglichen Raths in allen Anatomischen und Physiologischen Büchern * erholen. Indessen ist leicht zu erachten, daß es bei unserm Patienten einen harten Stand abgesezt, bis er sich dies grossen Beins erwehret, und solches mit so vieler Mühe, und durch das dazu gekommene Erbrechen endlich dahin gewürget, wo ihm noch etwas Luft zu holen übrig geblieben, damit er nicht so plözlich erstiket. Man bedenke nur die Beschwerlichkeit, die man von einem kleinen Bröklin Brods, oder sonsten etwas, oder auch nur von einem Tröpflein Feuchtigkeit, so ohngefehr unterm Speisen oder Trinken durch Lachen oder schnellem Reden in die Luftröhre, oder wie man nach dem Captu vulgari zu sagen pfleget: in den unrechten Hals kommt, ausstehen mus, mit wie viel Mühe, Husten, Zwängen und Würgen mus nicht solches wiederum heraus geräuspert werden, und sollte auch der Athem darüber ausbleiben; wie viel grösser ist also nicht die Angst und Beschwerlichkeit bei einem so ziemlichen Stuk Bein gewesen, welches er 11. Tage in seiner Gurgel herum getragen. Es war ein besonderes Glük vor den Patienten, daß das Bein flach und nur mit seinem spizigen Theil ** in die asperam arteriam eingedrungen, mit seinem breiteren aber, der um gar weniges schmähler als die Glottis, oder Oefnung der Luftröhre, und dahero nicht ohne grosse Gewalt hinunter gewürget worden, in Larynge steken blieb, dann also kunte doch, obwohlen beschwerlich, noch einige Respiration geschehen, und die Irritation in Larynge war auch wegen des grösseren Raums daselbst nicht so gros, als wann es ganz und gar in die asperam arteriam eingedrungen, und daselbst mit seinen scharfen Eken *** die Membranam nerveo-Muscularem beständig gedrukt, gereizet und endlich inflammiret, mithin dem Patienten einen kürzeren Procesß seines Lebens gemacht hätte. Doch war er, ohnerachtet alles dessen, gleichwohlen in nicht viel besseren Umständen, und hatte weiter nichts zu seinem Vortheil, als die Zeit, so ihm zu Rettung seines Lebens zur Operation übrig geblieben, er würde eben sowohl, wenn diese nicht geschehen wäre, dem Tod zu Theil geworden seye, als auf eine andere Art; und das entweder schnell und plözlich, wann nemlich das Bein, das eben nicht so gar Nagel-fest gestekt, **** sondern wie aus dem abwechsselnden Asthmate abzunehmen gewest, gleichsam in Larynge fluctuirte, ohngefehr im Husten oder einer andern Bewegung eine andere Situation angenommen, und auf einmal die Passage der Luft gesperret hätte; wie dann dergleichen kurz vor der Operation fast geschehen, da er, als man ihn in das angeordnete Bett bringen wollte, bei nahe erstikt wäre; Oder aber es hätte ihn die schwere und mühsame Respiration wo er nicht wäre operiret worden, nach und nach aufgerieben. Dann wie die freie und natürliche Respiration, die sonsten vor eine der vornehmsten und nothwendigsten Verrichtungen des animalischen Lebens gehalten, und mit dem Leben selbsten so genau verwand, daß auch

* Præt. al. vid. D. D. Behri Physiol. cap. VI. de aliment. assumpt. manducat & deglut. p. m. 198. ut & cap. X. de respirat p. m. 375. ingleichem de deglut. celeber. Boerhavii institut. med. §. 70. seqq. p. m. 28. & §. 601. seqq. de respir. p. m. 264.

** Lit. c. figur. III. & IV. *** Lit. a. b. fig. III. & IV.

**** Es seye hier nicht contradictorisch zu verstehen, gegen dem, was oben bei der Operation gemeld, daß das Bein beim Herausnehmen fast unbeweglich gewesen, es beziehet sich jenes nur auf die noch zu klein gewesene Wunde der Luftröhre, als in Ansehung deren es zum Herausnehmen nicht zu bewegen gewesen.

der Odem und das Leben öfters eines vor das andere genommen wird, eigentlich nichts anders ist, als ein * ungehindertes Einziehen der Luft in die Lungen und aller ihrer Bläsgen, woraus sie bestehet, und den Nuzen hat, sie gehörig auszudehnen, damit alle Theile des Geblüts desto genauer können vereiniget und vermischet, auch der Chylus desto besser in Blut verwandelt werden; also ist ein beschwerliches oder zum Theil gehindertes Athemholen das Gegentheil, da alle erwehnte Lungenbläsgen aus Mangel gnugsamer Luft nicht gehörig können aufgeblasen werden, wovon der Schaden erfolget, daß das hinein getriebene Geblüth nicht frei genug durch die Lungengefässe circuliret, sondern sich daselbsten, wie auch in der rechten Herzkammer anhäufet, und Aengsten und Bangigkeiten verursachet, welches dann, wann es anhält, die Functiones naturales nach und nach stöhret, und den Tod gleichsam ganz schleichend herbei ziehet.

Die Operation an sich selbsten ist eben nicht die schwereste, noch viel weniger, wann sie vorsichtig gemacht wird, gefährlich, ob sie schon hier mühsam uud considerable genug war, wegen der grossen Oefnung der Luftröhre, die um der Grösse des Beins willen auf zweimal muste gemacht werden; dann niemand vermuthete sich dessen Grösse, sonsten die Operation um etlich Minuten ehender wäre fertig gewesen. Anbei ist sie von vortreflichem Nuzen, und wegen ihrer geschwinden Hülfe ohnstreitig vor eine der vornehmsten Operationen zu halten, durch welche ein Mensch, der zum Erstiken ist, schnell aus augenscheinlicher Todesgefahr kan errettet, und beim Leben erhalten werden, welches deutlich an unserem Patienten zu bemerken gewesen; dann kaum wurde die Luftröhre geöfnet, so empfand er schon in der Respiration eine Erleichterung, da er doch vorhero immer, auch noch unter der Operation erstiken wollte, geschweige dann, als das Bein heraus genommen, und er endlich vollkommen hergestellet worden.

Es haben schon in denen ältesten Zeiten die Araber und Griechen die Operation der Tracheotomie behandelt, sie hat ihnen aber, ohne damals gnugsam gehabte Einsicht und Entscheidung der Krankheitsursachen, oder aber, da sie an denen Patienten allzuspät vorgenommen worden, öfters fehl geschlagen, und dahero wurde sie von einigen vor grausam gehalten, und aus Furcht wiederum abgeschaft. In folgenden Zeiten aber, da man durch Anmerken und fleisiges Nachsinnen sie in der rechten Krankheit, und auch zu gehöriger Zeit anzubringen gelernet, und in denen zu verlezenden Theilen des Halses, in Ansehung der Heilung, keine Schwürigkeit mehr gefunden, so wurde sie wiederum hervor gesucht, und bishero als eine ganz sichere Operation ohne alle Gefahr verrichtet. Obwohlen aber dieselbe allemal einen Patienten præsupponiret, der schwer athmet, und in Gefahr des Erstikens ist, so ist sie doch nicht in allen Fällen, und ganz und gar ohne Unterschied derer Patienten vorzunehmen, sondern sie beziehet sich eigentlich nur auf folgende: Wann nemlich, wie bei unserem Patienten, widernatürlich etwas in die Luftröhre gekommen, oder aber, wie in der wahren Bräune, Cynanche, wann besonders die Musculi ary-arytenoides & Thyro-arytenoides, nebst den übrigen Theilen des Rachens dergestalt verschwollen und inflammiret seynd; daß die Respiration bis zum Erstiken schwer ist, oder aber bei frisch Ertrunkenen, wann man selbige wiederum lebendig machen will in welchem Fall sie von dem Rostokischen Medico Herrn Dr. Georg Detharding in einem heraus gegebenen Sendschreiben de Methodo subveniendi submersis per Lar-

* Vid. Scharschmids Medicin. & Chirurg. Nachrichten p. III. p. 278. & part. I. p. 17.

aryngotomiam * an unsern allhier abge-
ebten seel. Herrn Dr. Luc. Schrœkium,
chon vor 36. Jahren, von guter Würkung
emuthmasset und vorgeschlagen worden.
Weilen aber bei denen Ertrunkenen das
echte Tempo zu dieser Operation wohl
aus getroffen werden, ehe nemlich noch
as Geblüt seine Flüssigkeit verloh-
en, und auch die festen Theile noch nicht
o schlaff geworden, eine Bewegung durch
as Einblasen oder Herauslassen der Luft
** aus der Lungen wiederum anzunehmen,
nderer Umständen nicht zu gedenken, so
t dieselbe selten von solcher præcisen und
chönen Würkung, als wohl bei solchen
Patienten, denen widernatürlich etwas
n der Luftröhre stekt. Und so ist es auch
ei der Bräune beschaffen, diese gibt
var beinahe die mehreste Gelegenheit zu
ieser Operation, es ist aber zu bedau-
n, daß man sie nicht zeitlich genug an-
ellen darf, oder dergleichen Patienten
enige sich dazu resolviren, sondern (wie
ir dergleichen zwei Exempel bekannt)
iele lieber dahin sterben wollen, als sich
ur eine ganz kleine Oefnung in die Luft-
öhre machen zu lassen, so doch noch lan-
e nicht so förchterlich, als wo man ein
 grosses Bein, oder andere Sachen her-
us schneiden mus, wie hier bei unserem
atienten, und doch glüklich, geschehen.

So leicht und sicher also diese Operation
nach ihrer rechten Veranstaltung und ge-
hörigen Vorsichtigkeit kan verrichtet wer
den; so leicht und gerne geschiehet auch
die Heilung der Wunde. Wie dann bei
denen Autoribus viele Exempel vorhan-
den, welche von guter und glüklicher
Heilung der verlezten Luftröhre melden;
doch daß ein oder der andere Cur-Vor-
theil dabei nicht mus aus der Acht gelas-
sen werden. Bei unserem Patienten ver-
muthete man sich, ohnerachtet der gros-
sen Luftröhrwunde, ebenfalls einer gu-
ten Heilung, und sie lies sich auch ganz
gut an; beinahe aber hätten die Acciden-
tien des Hustens und Niessens, und auch
einigermassen die Hartleibigkeit, wann
sie öfters gekommen wären, oder ange-
halten hätten, darinnen fatal seyn, und
wenigstens, wenn die Wunde der Haut
nicht gleich anfänglich weit genug wäre
gemacht worden, oder die Heftpflaster
dieselbe ganz und gar bedekt hätten, viel-
leicht ein beschwerliches Emphysema ver-
ursachen, und die gute Heilung hindern
können. Man bedenke nur der beiden
Ersteren ihre heftige Gewalt, mit wel-
cher Forçe wird nicht bei dem Husten *** die
Luft auf einmal, vermittelst einer convul-
fivischen Constriction derer die Exspira-
tion würkenden Theilen, durch den Mund
weggetrieben, und was vor ein heftiger
Schall eines Hustens entstehet nicht durch
das Anprallen derselben an den Laryn-
gem!

* Laryngotomia, Bronchotomia & Tracheotomia ist alles einerlei, doch kommt dieser Opera-
tion der Nahme Tracheotomia am eigentlichensten zu, weilen weder an der Larynge noch an
denen Bronchiis, sondern an der Trachea selbsten dieselbe gemachet wird.

** Oben belobter Herr Dr. Detharding hatte bei seinem Vorschlag die Meinung, daß die Ertrinken-
de bei Herannäherung der Lebensgefahr tief Athem holeten, und also mit voller Luft in
der Lungen erstikten, dahero müste der überflüssig geschöpften Luft durch die Ope-
ration ein Ausgang gemachet werden, welches auch, was das erstere betrift, mag ge-
gründet seyn, wie solches erst vor wenig Wochen bei einer gerichtlichen Section einer ertrun-
kenen Weibsperson wahrgenommen, als deren Lungen dicht mit Luft angefüllt gewesen, und bei ei-
ner aus gewisen Ursachen vorgenommenen Wasserprob auf dem Wasser geschwommen. Doch kan
auch gar wohl das Gegentheil seyn, daß nemlich die Ertrunkenen in der Exspiration gestorben,
und also in ihren Lungen zu wenig Luft haben, deswegen Herr Hofrath Heister in seiner Chirur-
gie p. m. 619. und Herr Dr. Junker in seinem Conspect. Chir. p. m. 721. vielmehr das Ein-
blasen der Luft durch ein Röhrlein angerathen, damit der entweder verstekten Luft dadurch
ein Trieb gegeben, oder wo die Lungen leer, denenselben durch das Einblassen eine Bewe-
gung beigebracht werde; doch sezt alles solches, wie gedacht, die rechte Zeit und auch noch
rechte Beschaffenheit des Gebluths und derer festen Theilen, vornemlich der Lungen, zum
voraus, sonsten ist und bleibet es eine vergebene Arbeit.

*** vid. Scharschmid L. c. p. I. p. 307.

gem! Die Ursach dessen ist eigentlich eine Reizung der Membranæ Bronchialis, so die ganze Luftröhre inwendig bekleidet. Dieses reizende Wesen war nun hier nichts anders, als das, währender Operation, in die geöfnete Luftröhre eingedrungene Geblüth, welches gedachte Membranam Bronchialem, beständig geprikelt, und diese gewaltsame Bewegung erweket hat, welche, wann sie angehalten, die Luft beständig durch die Wunde heraus getrieben, und die heilende Theile an ihrer Ruhe gestöhret hätte, da aber solches nach und nach, und zwar zum Besten, bald ausgeworffen wurde, lies auch diese gewaltsame Bewegung des Hustens bald wiederum nach. Gleichen Nachtheil hätte auch das Niessen thun könen, dann solches ebenfalls ein * schnelles und widerwilliges Ausstossen der eingezogenen Luft durch Mund und Nase ist, mit heftiger Erschütterung der Brust und des Zwergfells, daher entstehend, wann die innere Höhlungen der Nasen und alle Gänge des untern beinernen Haupttheils überziehende Membrana Pituitaria, durch verschiedene, gemeiniglich (nicht allezeit) von aussen in die Nase gekommene scharfen Theilgen gereizet, und in eine zitterende Bewegung gebracht wird, deme allemal ein tieffes Athemholen vorhergehet, worauf die also eingezogene Luft mit Gewalt und starkem Geräusch durch Mund und Nase auf einmal losbricht. War es dann nun nicht möglich gewesen, daß die also gewaltsam ausgestossene Luft, sowohl beim Husten als Niessen den kürzern Weg gesuchet, und fast so stark durch die kaum sich schliessende Wunde der Luftröhre, als durch den Mund losgebrochen, und die Heilung langwierig machen können? Ich meyne allerdings, Ja! Alvus adstricta wäre fast auch in Ansehung der guten Heilung ganz mal à propos gekommen, die Gewalt die der Patient ob siccitatem ejus hätte anwenden müssen, hätte ebenfals gar leichtlichen die Wunde aufs neue aufreissen und derangiren können. Ohnerachtet alles dessen ist doch dieselbe gut von statten gegangen, nur daß den Verband wohl besorgen muste. Dieser bestund nun darinnen: Auf die, mit den Finger zusammen gebrachte Wunde, legte ohnmittelbar ein Plumaceau, über dieses zwei starke und ziemlich weit um den Hals reichende Heftpflaster, über diese wiederum ein grösseres Plumaceau, endlich statt des Pflasters eine 6fache kleinere Compresse, und leztlich eine dergleichen längere, und dieses alles befestigte mit einer auf zwei Köpfen gerollten Binde, die vornen applicirte. Täglich begosse die beiden Plumaceaux mit einer Mixtur ex Part. III. Arquebusaden Wasser und p. I. der Tinct. Balsamicæ, doch nicht gar zu nass, damit nichts davon in die Luftröhre lauffen und ein beschwerliches Hüstlen erweken möchte, und die Compressen feuchtete mit einem dienlichen Spiritu an. Die Heftpflaster wurden nie geändert, als wann sie wolten nachlassen. An die vereinigende Binde, Bandage unissent, dachte gar wohl, allein, da ich durch die Heftpflaster die Wunde genugsam zusammen gezogen befunden, und sonsten nur drauf zu sehen hatte, daß auch die Labia der Haut, die geschienen, sich ehender zu schliessen, als die Wunde der Luftröhre, möchten gelinde an dieselbe angehalten werden, so habe diese Binde vor hinlänglich genug gehalten. Mit dem Kopf durfte der Patient nicht vorwärts gebogen liegen, sondern mehr hinterwärts, doch nicht gezwungen, damit der Hals in etwas gespannt, und die zerschnittene cartilaginœse Ringe der Luftröhre sich genauer mit einander berühren, und desto ehender mit der äusern Wunde verwachsen möchten, und in solcher Situation geschahe dem Patienten nicht nur gar nicht wehe, er konnte frei respiriren, und ohne sonderliche Beschwerde, und mit weniger Beihülfe essen und trinken, sondern die Heilung erfolgte auch in Zeit von 17. Tagen mit einer so schön geschlossenen Narben, als man nur immer wünschen mögen.

Er-

* vid. D. D. Daniels Beiträge zur Medicin. Gelehrsamkeit, III. Abhandlung p. 25. seq. ingl. Scharfschmid l. c. P. & p. ibid.

Erklärung des Kupfers.

Figur. I. Stellet vor den Schnitt der Haut, und wie die Wunde anzusehen gewesen, als man zur Separation der Musculen, die Haut auf beide Seiten wegzog.

a. Der sogenannte Adamsapfel oder Schildförmige Knorpel, unter der Haut, Cartilago Thyroides s. scuti formis.

b. Der Ringförmige Knorpel, Cartilago Cricoides s. Annularis, etwas entblöset.

c. Der Schnitt in die kaum zu sehende Luftröhre.

Fig. II. Zeiget in natürlicher Grösse den Kopf der Luftröhre, Larynx, mit dem mitlern Theil des Zungenbeins, dem Kehldeklein und 9 knorplichten Ringen der Luftröhre selbsten.

a. Das Keldeklein, Epiglottis, welches sich bei Verschlukung der Speisen niederbegibt, und die Oefnung der Luftröhre, Glottidem, bedeket, damit nicht so leicht etwas in selbige fallen könne.

b. Das Zungenbein, os hyoides, und zwar nur dessen mitlerer Theil,

** die Hörner, Cornua, aber desselben gegehen hinerwärts.

c, c. Zwei Apophyses des Zungen-Beins, die bald beinern, bald knorplicht, und von einigen die kleinen Hörner genennet, aber nicht bei allen Subjectis angetroffen werden.

d, d. Der Schildförmige Knorpel, Cartilago Thyroides s. scuti formis, an welchem in der Mitte

e. Die Hervorragung, so der Adams-Apfel, pomum Adami, genennet wird.

f. Der Ringförmige Knorpel, Cartilago Cricoides s. annularis.

g. Die Luftröhre, Aspera arteria, s. Trachea. so gemeiniglich aus 18 bis 20. halb-ringförmigen Knorpeln bestehet, deren sind in der Operation 6. zerschnitten worden.

h. Das Bein, wie es mit seinem spizigern Theil in der Luftröhre stekt, mit seinem breitern aber oben in Larynge und zwar in der Gegend des Cartilaginis Cricoideæ.

Fig. III. Das Bein, so ein Stuk von einer Rippen ist, nach seiner auswendigen glatten Fläche, in natürlicher Grösse.

a, b. Die zwei scharffen eken des breitern theils, welcher in dem Kopf der Luftröhre gestekt, und nicht so leichtlich hinunter in die Luftröhre fallen können.

c. Der spizige Theil desselben, welcher in der Luftröhre war, und in Fig. II. lit. h. hervorraget.

Fig. IV. Eben dasselbe von der innern Seiten, wie es innwendig Spongios anzusehen.

a. b. c. wie Figur III.

Fig. V. Das Bein noch einmal und zwar in profil, um dessen Krüme und Dike zu sehen. Das Gewicht davon war accurat ein halb Quentgen.

a. b. c. wie bei den andern Figuren.

Die Verlaugnung.

Dieses Stük von der Verläugnung ist aus der Feder eines ehrwürdigen Geistlichen geflossen. Diese Nachricht wird zureichen, desselben gesezten und verständigen Gemüthern zu empfehlen.

Die Tugend hat unter den Menschen keinen gefährlicheren Feind, als das unglükliche Vorurtheil, nach welchem man sie für eine Last und für einen Zwang eines Gesezgebers ansieht. Man meynt, wie man nunmehr gottesfürchtig, liebreich und vernünftig seyn müsse, weil Geseze dazu vorhanden wären. Wenn die Welt die Tugend sich unter diesem Bilde vorstellt, so ist es kein Wunder, daß sie die Tugend hasset; denn sie glaubt eine Beschwerde zu hassen. Dieser unselige Irrthum macht die Menschen gegen ihr eignes Wohl rebellisch, und das einzige Mittel zur Glükseligkeit

ihnen zuwider. Man kan daher zum Besten unseres Geschlechts keine natürlichere und nöthigere Empfehlung für die ganze Sittenlehre erdenken, als den allgemeinen Beweis, daß die Pflichten derselben nicht nur vernünftig und billig, sondern in der That nichts anders als nothwendige Regeln unserer eigenen Vollkommenheit, als Wegweiser zu unserer wahren Wohlfahrt abgeben. Wenn wir gewis und lebendig einsehen, daß wir keine einzige Vorschrift der Vernunft und Religion verabsäumen, ohne uns selbst zu schaden, so werden wir auch begreiffen, daß freiwillig irren und sündigen eben so viel sey, als in unser Eingeweide wüten; und daß ein Gesezgeber, der uns durch Drohungen und Verheissungen davon zurük ruft, einem gütigen Arzte gleiche, der uns eine gute Diät vorschreibt. So führt uns die Selbstliebe, dieses erste Triebrad unserer ganzen Natur zur Tugend, und es leuchtet sonnenklar in die Augen, daß man rechtschaffen seyn müsse, um vergnügt zu seyn. Alle Begriffe von den Sittengesezen, Pflichten und Tugenden, die sich auf diese Grundsäze nicht zurük führen lassen, verkehren die Natur der Dinge; sie mahlen das höchste Wesen störrisch und herrschsüchtig, und das menschliche Geschlecht sklavisch und unterwürfig ab, da sie die Herrschaft GOttes selbst als die gröste Wohlthat für uns, und unserem Gehorsam, als die kräftigste Besorgung unser eigenen Wohlfahrt abbilden sollten. Dis würde den Absichten des heiligen Stifters unserer Religion gemäs seyn, der von der Seligmachung seiner Bekenner den Namen führt, und sein Joch sanft und seine Last leicht neñet.

Unter allen Pflichten gibt es vielleicht keine, wogegen sich die Thorheit der Menschen heftiger sträubt, als die Pflicht der Verläugnung. Diese scheint unserer Natur auf der allerempfindlichsten Seiten Gewalt zu thun; denn was scheint härter zu seyn, als Güter zu verlassen, die uns gefallen, und die wir lieben? Heist dis nicht uns ein Joch auferlegen, welches wir nur auf Gehorsam ertragen müssen, und dabei alle unsere Einsicht schweigen mus? Es scheinet vielleicht so, aber dieser Schein ist auch alles. Von der Pflicht selbst läst sich sehr klar erweisen, daß sie eine wahrhafte Wohlthat für das menschliche Geschlecht sey.

Eigentlich und genau zu reden, sollte man die **Verläugnung** auch durch eine Verlassung kleinerer Güter; zu gewiser Erhaltung grösserer, und durch eine Erduldung geringerer Ubel zu gewiser Verhütung grösserer, erklären. Hierdurch würde man zuvorderst dem gemeinen Begriffe der Menschen von dieser Sache begegnen, der oft so unbestimmt ist, als der Begrif vom Creuze. Man hört manchen Ruchlosen und unbesonnenen, der durch seine Schuld in Noth gerathen ist, sich damit trösten, daß die tugendhaften Creuz haben; eben so rechnet es mancher Trunkenbold und Ungerechter der Religion sehr hoch an, daß er, wie er glaubt, die Ausbrüche der Trunkenheit und Gewaltthätigkeit verläugnet. Beides aber ist eigentlich keine Verläugnung zu nennen; denn weder der Trunkenbold noch der Räuber verläst ein Gut, sondern vielmehr ein öffentliches Ubel und Unheil. Seine Anhänglichkeit an seine Laster, die er so hoch anrechnen will, ist aus der überwiegenden Verderbnis seiner Einsichten und Begierden zu erklären, und wenn es ihm sauer wird tugendhaft zu seyn, so ist dis eine neue Folge seiner Untugend. Weil es indessen nunmehr der ursprüngliche Zustand unserer Natur ist, daß wir Scheingüter lieben, und daher unserem Vergnügen oft Gewalt thun müssen, um wahre Güter zu lieben, so läugne ich nicht, daß auch diese Aufopfferung falscher und betrüglicher Vergnügungen zuweilen uneigentlich eine Verläugnung genannt wird.

Das erste Stük der Verläugnung in scharffen Verstande ist, daß man in derselben wahre Güter verläst, und wahre

Ubel

Uebel erduldet. Man hat bei dieser Tugend schon selbst den Nebenbegrif einer erhabnen und heroischen Gemüthsart; denn wer verdient dis Lob mehr als ein Mann, der sein Glük, seine Vergnügnngen, seine Freunde, ja selbst sein Leben standhaft und mit Freuden verläst, der die schmerzhaftesten Empfindungen der Beraubung, der Qualen, ja des Todes selbst gelassen und muthig erduldet? Wie? ist es möglich, daß irgend eine gründliche und erhabne Tugend auf Irrthum beruhe? wird dieser Grosmüthige, dieser Held in der Verläugnung diesen Namen damit verdienen, daß er Thorheiten, viehische Begierden und Laster liebt, und sie mit grosser Mühe gegen die Wahrheit, Mäsigkeit und Tugend vertauschet? Dieser Triumph ist zu klein und zu unwürdig. Es solte sich dis bei unserer Natur schon vou selbst verstehen. Es solte billich gar kein Zwang für ein vernünftiges Wesen seyn, das Böse fahren zu lassen, und das Gute zu lieben. Die Ehre der Verläugnung beruhet also vielmehr darinn, daß wir mit Grunde Dinge für gut, angenehm und liebenswürdig halten, und dieselben gleichwohl höherer Betrachtungen halber verlassen; daß wir mit Recht Dinge an sich für schädlich, unangenehm ja tödlich halten, und sie gleichwohl höherer Betrachtungen und Hofnungen halber erdulden. Die höheren Grade dieser Tugend, in welchen eigentlich das Heroische liegt, erwachsen aus der Grösse, Annehmlichkeit, und langen Geniessung der Güter, die wir fahren lassen, und aus der Grösse und Schreklichkeit der Ubel, die wir erdulden. So sehen wir dem grosmüthigen Bischof Acases von Amida in der Persischen Geschichte mit Bewegung zu, wie er das gesamte Gold und Silber seiner Dióces zu Verpflegung einiger tausend armer Feinde aufwendet, die sonst als Kriegsgefangene hätten verschmachten müssen: Die Gemüthsfassung eines Märtyrers aber, der aus Wohl das Liebste so er auf der Welt hat, verläst, und das Schröklichste so der menschlichen Natur begegnen kan, übernimmt, sezet uns gar in Erstaunen.

Das zweite Stük der obigen Erklärung enthält die Schäzung und Ausmessung der Güter, die wir in der Verläugnung verlassen, und der Ubel, die wir in derselben übernehmen sollen. Die Tugend von der ich rede, würde augenscheinlich gegen die Natur seyn, wenn sie uns ohne weitere Bedingung ein würkliches Gut, als Vergnügen, Freiheit und Leben fliehen, und ein wahres Ubel als Schmerzen, Mangel und Verderben suchen hiesse. Sie würde sich besser unter die Befehle eines Tyrannen, der nur blinden Gehorsam fordert, als in die Gesezeztafel des allerweisesten und gütigsten Gesezgebers schiken, der von seinen vernünftigen Geschöpfen Liebe und Gehorsam aus Uberzeugung fordert. Vielmehr müssen auch hier überwiegende Bewegungsgründe zu finden seyn, die unserer Freiheit zu statten kommen, und ohne welche uns GOtt selbst keine Wahl zumuthet. Diese Bewegungsgründe aber sind bei der Verlassung eines Guts a) weil dis Gut kleiner als ein anderes uns bevorstehendes Gut ist, b) weil es den Besiz dieses grösseren Gutes bei uns findet, und c) weil wir deutlich und gewis von ihn einsehen, daß es in Absicht unserer diese Hinderung verursache. Eben so sind bei Ubernehmung eines Ubels die Bewegungsgründe a) weil dis Ubel kleiner ist als ein anderes uns bevorstehendes, b) weil es dis grössere bevorstehende Ubel in Absicht unserer aufhebt und hindert, und c) weil wir von demselben dis gewis wissen. Die Verläugnung ist also nichts anders als der vernünftigste Gebrauch unserer Freiheit. Sie heist uns nie kein Gut verlassen, ohne ein bessers an desselben Stelle zu sezen. Der Verlurst den sie uns auferlegt, ist ein Tausch mit Wucher. Sie heist uns ein Gut missen, das wir lieben, ja das unsere Liebe verdient. Um unsere Sehnsucht aber zu trösten, heist sie uns dis Gut vergleichen. Sie stellt es neben ein anders, welches ungleich grösserer

serer

serer und liebenswürdiger ist, welches unsere vernünftige Begierde stärker, als jedes erregen mus, welches auf uns wartet, uns aber nie zu theil werden kan, wenn wir nicht das Kleinere fahren lassen. Sie zeiget uns endlich deutlich und überführend, daß hier unser bisher geliebtes Gut nicht nur klein und verächtlich gegen ein anderes sey, welches auf uns wartet, sondern daß er so gar den Besiz dieses grösseren und vortreflicheren Gutes hindere. In dieser Gestalt vertritt die Verläugnung die Stelle einer getreuen Vormünderin, die unsere Wahl auf das Beste lenkt, die unsere Kleinigkeiten gleichsam umsezt, und grössere Stüke dafür einkauft. Auf der andern Seite heist sie uns ein Ubel erdulden, um aber den Unwillen darüber zu mindern, heist sie es uns verleugen. Sie zeigt uns ein weit grösseres Ubel welches uns treffen müste, so aber durch die Erduldung dieses geringen Ubels gehindert wird. Sie überführet uns endlich, daß wahrhaftig diese Erduldung gegen den künftigen Genus gering zu achten sey, ja daß sie ein gewises Mittel zu Verhütung des weit grösseren und sonst unvermeidlichen Ubels abgebe. In dieser Gestalt vertritt sie die Stelle eines vernünftigen Arztes, der uns den Schmerz, ja die Abhauung eines Gliedes anbefiehlt, um die Zerrüttung unsers ganzen Körpers zu verhindern. Dis sind die Aussprüche der Vernunft von der Verläugnung; enthalten sie nun andere Grundsäze als die Lehren der heiligen Schrift, die da behaupten, daß diese Trübsal die da zeitlich und leicht ist, eine grosse und über alle Maase wichtige Herrlichkeit schaffet, die uns dis Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen heissen, die uns befehlen Vater, Brüder, Weib, Kind, uns selbst und unser Leben, in dem Verfolg des höchsten Guts zu verläugnen, und mit Aufopferung der ganzen Welt die Glükseligkeit jenes Lebens zu suchen? Ja! lehren nicht die Beispiele aller Tugendhaften eben dis? Warum gebärdet sich der Weise und der Christ bei dem Anblik des Todes anders als der Thor und Unglaubige? Warum siehet er mit gelassenem Auge auf die geliebte Welt, auf die Thränen seiner Freunde, ja selbst auf den sterbenden Rest dieses vertrauten Leibes, den er verlassen soll, zurüke? Warum erduldet er die tödlichen Schmerzen seiner sinkenden Natur mit Gleichmüthigkeit? Weil ihm die Zukunft mit voller Gewisheit Güter zeigt, die alle Güter dieses Lebens unendlich übersteigen, und die er ohne Verlassung dieser Welt, und ohne Erduldung der lezten Schmerzen nicht geniessen kan.

Zwei Hauptregeln zur Ausübung dieser Tugend fliessen von selbst aus dem Obigen, erstlich wir müssen deutlich und gewis wissen, daß ein Gut so wir verläugnen wollen, uns an dem Besiz eines grösseren wahrhaftig hindere, und zweitens daß ein Ubel, so wir erdulden wollen, uns von einem Grösseren wahrhaftig befreie.

Die Achtlosigkeit gegen die erste Regel hat Widersprüche zwischen Gütern ersonnen, die bei einander stehen können. Sie hat die Tugend zur Einsiedlerin und Menschenfeindin, und das rechtschaffene Wesen mürrisch, grob und milzsüchtig machen wollen; denn wer weis nicht, daß gewise trübselige Menschen von einer gänzlichen Verläugnung solcher Dinge sprechen, deren Genus in sehr vielen Fällen mit dem Genus des höchsten Guts bestehen kan? Die Verabsäumung der zweiten Regel aber hat die Tugend und Religion mancher Unseligen gar zur Folterbank gemacht.

Endlich werde ich nach allen diesen Betrachtungen, die, wie ich hoffe, nicht ungegründet sind, meinen Lesern zu beweisen nicht nöthig haben, daß dieser Theil unserer Sittenlehre und Religion höchst vernünftig ist: denn was ist der Vernunft und Freiheit gemässer als ein grösseres Gut einem geringeren, und die Erdulgung eines weit grösseren vorzuziehen?

hen? Ich werde nicht erst darthun dürfen, daß die Ruhe des Lebens von der Verläugnung abhänge, denn worinn besteht die Ruhe dieses Lebens anders, als in dem Genus so grosser Güter, und in der Erduldung so kleiner Ubel als möglich ist? Ich werde endlich als von selbst klar annehmen können, daß die Gebot des höchsten Gesezgebers die uns zu dieser Tugend verpflichten, wahrhaftige Gnadenzeichen und Wohlthaten für unser armes Geschlecht sind; denn was ist grosmüthiger als die Menschen zu ihrer eigenen Wohlfahrt, und zwar zu dem höchsten Gute jedesmal am meisten zu verpflichten; da sie sind nicht nur dazu zu verpflichtē, sondern ihnen auch zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten, übernatürliche und göttliche Kräfte anzubieten? Kan die Tugend zugleich der Gesezgeber der Tugend liebenswürdiger gedacht werden:

Wie eines Säuglings schwache Tritte
Der Mutter treues Leitband lenkt,
Und Wohl und Fall bei jedem Schritte
An diesem weichen Zwange hängt,
So schließt den Sterblichen zum Heile
Des Schöpfers Huldreich Ja und Nein
Ihr Leben in die sanften Seile
Der Wohlfahrt und der Tugend ein.

Von der vernünftigen und abergläubischen Beobachtung des Calenders bei dem Mediciniren.

DEr gemeinste Mann weis es, was der Calender ist, und wer wollte die Gelehrten erst weitläuftig davon unterrichten? Denn es ist bekannt genug, daß unsere gewöhnliche Calender nichts anders sind, als Nachrichten von der Eintheilung der Zeit, von den dabei vorkommenden Himmelsbegebenheiten, und wahrscheinlich angegebenen Witterungen. Woraus sich denn ergibt, daß man von den Calendern eine zwiefache Betrachtung, nemlich eine astronomische und astrologische, anstellen könne. Die astronomische Betrachtung geschieht, wenn man die Tage nach ihrer Länge und Kürze, die Jahrszeiten nach den verschieden Graden der Kälte und Wärme, und nach denen damit verknüpften Witterungen, die übrigen Himmelsbegebenheiten aber nach der verschiedenen Bewegung der Planeten beobachtet, oder aus dem Calender zu erkennen sich bemühet. Wer aber astrologisch davon urtheilet, der untersuchet, was alle diese Dinge überhaupt, insonderheit aber was der Lauf der Planeten vor eine Bedeutung, und in unsere Erde sowohl, als in die Körper auf derselben, ja in den Menschen selbst, vor einen Einflus haben. Und dieses thun nicht nur diejenigen, die daraus auf der Menschen Glük und Unglük, Gesundheit und Krankheit, oder auf die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Erdgewächse gewise Deutungen machen, sondern es geschieht auch von denen, die bei den Arzneien und deren Gebrauch auf den Calender, und die darinne beschriebene Tage, Himmelszeichen und Witterungen deswegen Acht geben; weil sie ihnen eine gewisse Kraft beilegen, die Würkungen der Medicamente, und der Curen überhaupt zu bestimmen. Einige thun es aus gewissen Gründen, und handeln also vernünftig; einige aber thun es aus vorgefasten Meinungen, und insonderheit aus Aberglauben, weil sie ein ungegründetes Vertrauen auf das Gestirn sezen, und einen Einflus desselben in die Unterwelt nach ihrer Phantasie annehmen, der doch erdichtet ist, und den sie nicht beweisen können. Ich will also in dieser Abhandlung kürzlich zeigen, wenn man vernünftige Ursache habe, bei dem Mediciniren, das ist, bei Anwendung und Gebrauch der Hülfsmittel, auf den Calender Acht zu haben, und wenn man sich hingegen abergläubischer Weise daran bindet. Und zu dem Ende will ich die merkwürdigsten Zeiteintheilungen und Himmelsbegebenheiten, die in dem Calender angegeben werden, durchgehen und sehen, in wie ferne sie in der

der Medicin zu beobachten sind, oder nicht. Doch wird hoffentlich niemand von mir fordern, daß ich dabei alle diejenigen Säze, die ich hin und wieder als Gründe aus andern Wissenschaften annehme, erst weitläuftig erklären und beweisen solle: sondern man wird mir erlauben, sie als gegründet voraus zu sezen; weil ich sonst alleine damit ein grosses Buch anfüllen müste.

Zuförderst bieten sich die vier Jahrszeiten zur Betrachtung dar, die ein vernünftiger Arzt bei seinen vorhabenden Curen allerdings beobachten mus. Man theilt sie bekanntermassen in Frühling und Sommer, in Herbst und Winter ein, und jede davon hat ihre besondere Witterungen, die von der Bewegung der Erde, die sie in einer gewisen Zeit um die Sonne verrichtet, eigentlich herrühren. Man nennt sie die beständigen Witterungen der Jahrszeiten; weil sie alle Jahre einerlei sind, ob sie schon ihren Graden nach nicht alle Jahre einander gleich kommen, sondern es vielmals geschieht, daß z. E. der Frühling in dem einen Jahr frühzeitiger warm ist, als im andern; weil sich nemlich das Wetter im Anfange des Frühlings nach dem vorhergehenden Zustande des Winters, und das im Anfange des Herbstes nach der vorhergegangener Beschaffenheit des Sommers richtet. Wir müssen auch billig noch heute zu Tage diese Witterungen nicht aus der Acht lassen, wenn wir die davon abhangende Krankheiten nicht nur verhüten, sondern sie auch nebst andern, die nicht davon herkommen, durch Gebrauch dienlicher Mittel curiren wollen, wie solches in folgenden aus verschiedenen Exempeln erhellen wird.

Wir haben aber nicht nur beständige, sondern auch veränderliche Witterungen, die nemlich nicht ein Jahr wie das andere sind, oder die sich nicht zu eben der Zeit wieder einstellen. Ihre Ursache rührt hauptsächlich von der in ihrer Schwere und ausdehnenden Kraft veränderlichen Luft her. Denn ohne dieselbe kan weder Wind noch Regen, weder Thau noch Nebel, und weder Schnee noch Hagel entstehen, welche doch gleichwohl die veränderlichen Witterungen ausmachen. Da nun diese mittelst der veränderlichen Luft nothwendig eben sowohl, als die beständigen Witterungen einen ungemein grossen Einflus in unsern Körper haben: so können sie uns allerdings auch eben sowohl gesund, oder krank machen; und es ist dahero billig, daß man sie gleichfalls wohl beobachtet, und fleisige Anmerkungen davon anstellet. Denn überhaupt alle Witterungen haben eine genaue Verknüpfung mit einander, das ist, ihr folgender Zustand ist in dem vorhergehenden gegründet. Wenn man nun diesen wohl bemerket: so ist man vielmals im Stande, aus dem gegenwärtigen Wetter auf das künftige, und auf die davon zu erwartende Veränderungen im Körper zu schlüssen, und man kan öfters viele davon zu besorgende Krankheiten in Zeiten abwenden, so wie wir z. E. die schädlichen Ruhren und Durchfälle nicht selten voraus sehen, uns uns gegen dieselben wafnen können, wenn der Sommer heis gewesen ist, und sich der Herbst mit kalten Nordwinden anfängt. Wiewohl hierbei zu wünschen wäre, daß man aus sorgfältiger Beobachtung des Wetters bereits mehrere und gewisere Regeln von der folgenden Witterung gemacht hätte; weil dieses in vielen Stüken, und sonderlich in Anwendung der Medicin, einen herrlichen Nuzen haben würde. Indessen aber mus man doch thun, was man kan, und mus wenigstens die Wahrscheinlichkeit suchen, wenn man noch keine völlige Gewisheit erhalten kan.

Da nun nicht zu läugnen ist, daß verschiedene Jahrszeiten, und die sowohl beständigen, als veränderlichen Witterungen derselben, allerdings auch verschiedene Krankheiten hervor bringen: so will ich nunmehro etwas genauer zeigen, daß bei den Curen derselben von Rechtswegen

darauf

darauf gesehen werden müsse. Denn eines theils lernt man daraus die Eigenschaften und wahren Ursachen besagter Krankheiten genauer erkennen, andern theils aber zu Wegräumung derselben bequemere Mittel erfinden und anwenden. Ja es ist vielmals unumgänglich nöthig, diesen Ursprung der Krankheiten zu wissen; weil man sonst entweder die rechten Hülfsmittel nicht verordnet, oder solche gebrauchet, welche die Krankheit verschlimmern, oder wohl gar den Tod nach sich ziehen. Zum Beispiele können die von ungleicher Witterung entstandene Flusfieber dienen, die sich vielfältig mit Blähungen, einiger Leibesverstopfung und Ubelkeit anheben. Wenn nun ein Arzt, ohne darauf zu sehen, daß dieses alles von verhinderter Ausdünstung herkommt, eine Purganz verordnet: so richtet er nicht selten dadurch den grösten Schaden an. Er zieht nemlich die Feuchtigkeiten solchergestalt noch mehr von der Haut ab, er bringt die Natur in Unordnung, und beraubt sie desienigen Mittels, ich meyne die Transpiration, wodurch sie sich helfen sollte, und verursachet bei empfindlichen und Blutreichen Patienten, wohl darzu noch gefährliche Durchfälle und Entzündungen der Gedärme. Eben so verhält sichs mit dem Aderlassen, welches in denen von der Witterung entstandenen Epidemischen Fiebern sehr behutsam anzustellen ist, in würklichen Flusfiebern aber gemeiniglich mehr zur Verhütung, als zur Cur derselben statt findet; weil dadurch die höchstnöthige Ausdünstung der Haut, und die Absonderung der schleimigen Feuchtigkeiten durch die dazu bestimmten Wege gar leichte unterbrochen wird.

Wenn aber auch keine von den Jahrszeiten und der darinne herrschenden Witterung zuwege gebrachte Krankheiten zu curiren sind: so hat man doch vielfältig Ursache zu bedenken, ob sich etwas von den Witterungskrankheiten mit einmischet; oder man mus auch öfters die Verordnung der Arzeneien zu einer Jahrszeit anders einrichten, als zur andern. Denn wenn jemand z. E. das Blutspeien aus der Lunge im Winter bekommt: so darf man bei weiten nicht alle die Mittel gebrauchen, die im späten Frühlinge, oder selbst im Sommer statt finden, wie dieses unter andern aus der bekannten Molkenkur erhellet, die zwar in dieser Krankheit sowohl, als in andern Brustbeschwerungen erspriesliche Dienste thut; gleichwohl aber mehr im Sommer, als im Winter, ja auch nicht einmal füglich in kühlen Sommertagen mit Nuzen gerathen werden kan. Und wer weis nicht, daß man auch bei grosser Hize mit hizigen und angreifenden Medicamenten sehr behutsam verfahren, zur Winterzeit aber kühlende Sachen sparsamer brauchen müsse; wie solches nur blos die gewöhnlichen Laxirsalze ausweisen, die alsdenn auch denenjenigen nicht allemal wohl bekommen, die doch sonst dazu gewöhnet sind.

Ja einige Krankheiten sind so geartet, daß sie nicht eher und besser, als nur zu gewisen Jahrszeiten gehoben werden können, und wenn man diese nicht inacht nimmt: so pflegt entweder die Cur nichts zu helfen, oder gar schädlich zu seyn. Hierunter rechne ich zuförderst den Scharbok, die Cachexie, Hypochondrie, einige hartnäkige kalte Fieber, und andere langwierige Krankheiten, die sich auf allerhand Stokungen des Bluts und daher rührende Verstopfungen der Eingeweide, oder auf üble Beschaffenheit der Nerven gründen, und allesamt am bequemsten im Frühjahre und Sommer curiret werden; weil alsdenn die Luft zur Verdünnung und Reinigung des Bluts, wie nicht weniger zu desto besserer Spannung der Nerven an sich schon viel beiträgt, und also den guten Effect der Medicamente befördert, da hingegen der Herbst und Winter diese Krankheiten nicht nur erzeugen helfen, sondern sie auch unterhalten, und vermehren, und folglich ihre Besserung schwerer machen. Und dieses wissen eini-

ge Aerzte zu ihrem Vortheile recht gut zu beobachten; indem sie im Frühlinge und Sommer manche Patienten in die Cur nehmen, und auch glüklich curiren, die sie zu anderer Zeit gerne andern würden überlassen haben. Nun meyne ich eben nicht, daß man im Herbst und Winter gar keine Arzenei gebrauchen, und die Patienten hülflos lassen solle; weil dieses vielmals gar nicht angehen würde: sondern ich zeige nur an, daß man alsdenn, wenn es nicht die Noth erfordert, blos einige Linderung verschaffen, und die würkliche Cur bis zu einer bequemern Zeit, nemlich bis aufs Frühjahr und den Sommer aussezen müsse. Ja dieses ist bisweilen um so nöthiger; weil einige Mittel, die zu Hebung besagter Krankheiten am zuträglichsten seyn, selten eher, als zu der Zeit statt finden: wie man dieses mit Recht von den Blutreinigenden Tränken, ingleichen von den Bädern und Gesundbrunnen sagen kan, deren Gebrauch sich entweder in kalten Jahrszeiten gar nicht schiket, oder doch wenig Nuzen schaffet; weil es an genugsamer Bewegung, gehöriger Transpiration, und nöthiger Gemüthsveränderung fehlet.

Da ich aber aus gegründeten Ursachen anrathe, daß ein Arzt in seinen Curen die verschiedenen Jahrszeiten und deren Witterungen inacht nehmen, und sich vernünftig darnach richten solle: so ist meine Meinung keinesweges, daß er in dem Stüke blos denen geschriebenen Calendern trauen, und sich auf die darinne gegebene Weissagungen von künftigen Winde und Wetter verlassen solle. Denn wenn er das thäte: so würde er abergläubisch handeln, oder er würde auf etwas sein Vertrauen sezen, was ungewis und eitel ist, und auf blossen Muthmassungen beruhet. Das sey aber ferne! Vielmehr mus er selbst die Beschaffenheit der Jahrszeiten und ihre Witterungen genau beobachten; er mus zu dem Ende die verschiedenen Grade der Schwere, der Kälte und Wärme, ingleichem der Nässe und Trokenheit der Luft, sorgfältig bemerken, er mus acht geben, aus welchen Gegenden die Winde wehen, und was darauf vor Wetterveränderungen erfolgen, und dieses alles mus er in ein Tagbuch ordentlich eintragen, woraus er denn hernach viele nüzliche Schlüsse auf der Menschen Gesundheitszustand, und auf die Einrichtung der vorzunehmenden Curen machen kan.

Unter die in dem Calender befindlichen Zeiteintheilungen gehören hiernächst insonderheit diejenigen, da Tag und Nacht gleich sind, (æquinoctia) welches jährlich zweimal, nemlich im Frühlinge und Herbste geschiehet. Daß nun bereits die ältesten Aerzte bei ihren Curen darauf gesehen haben, und daß auch noch die neuern, wenn sie vernünftig sind, ihr Absehen darauf richten, ist eine bekannte Sache. Nur fragt sichs, ob und wie weit sie darzu Grund haben oder nicht? Diese Frage aber kan nicht besser beantwortet werden, als wenn man untersuchet, was vor Veränderungen in Luft und Wetter bei den æquinoctiis vorgehen, und was solche vor einen Einflus in unsern Körper haben? Man bemerket aber, daß alsdenn die Witterungen mehrentheils sehr abwechselnd sind, und daß also auch die Luft sehr ungleich, das ist bald kalt, bald warm, bald aber wieder feuchte oder troken ꝛc. ist. Wenn nun die Wärme unser Blut ausdehnet, verdünnet, und in stärkere Bewegung bringet; die schleunig nachfolgende Kälte der Luft aber unsere Gefässe wieder zusammen ziehet, das Blut verdiket, und in seinem freien Fortgange hindert; so kan es nicht fehlen, es müssen davon nothwendig allerlei Unordnungen in unsern Körper erwachsen. so bemerkte man, daß alsdenn bei empfindlichen Personen gar leicht krampfhafte Bewegungen der Nerven und Blutgefässe entstehen, welche hernach theils allerhand Nervenkrankheiten zuwege bringen, theils aber das Blut an verschiedene Theile des Leibes stärker hintreiben, und allerlei Blutflüsse erregen; daher auch

auch um die Zeit der Blutschlag, (apoplexia sanguinea) das Nasenbluten, und der güldne Aderflus besonders gemein sind. Vornemlich aber pflegt sich dergleichen bei vollblütigen Leuten, und überhaupt am allermeisten im Frühjahre zu ereignen; weil man den Winter über, wegen stärkern Appetits und wegen Mangel der Bewegung, mehrentheils überflüssig Blut gesamlet hat.

Siehet man ferner die abwechselnde Feuchtigkeit und Trokenheit der Luft an: so bringet dieselbe nicht minder vielerlei Veränderungen in unsern Körper zuwege. Denn ist sie ausserordentlich feuchte: so werden unsere festen Theile zu schlaf; ist sie aber zu troken: so werden sie stärker gespannet, und in beiden Fällen wird die gebührende Circulation des Bluts nicht wenig verändert, und bald geschwächet, bald wieder vermehret. Da nun bei einer ungleichen Austheilung des Bluts die gehörige Absonderung der übrigen und unreinen Feuchtigkeiten nicht recht geschehen kan, und insonderheit die höchstnöthige Ausdünstung der Haut gar ofte unterbrochen wird: so ist kein Wunder, daß im Frühlinge sowohl, als im Herbste allerhand solche Krankheiten, die sich auf die schädliche Zurükhaltung der unnüzen Feuchtigkeiten gründen, als Flus- und Flekfieber, Husten, Schnupfen, Gliederreissen, und andere Arten von Flüssen, gar sehr gewöhnlich sind, und daß auch alsdenn schwindsüchtige, und von langen Krankheiten ausgemergelte Leute meistentheils zu Grabe gehen: welches sich jedoch mehr in einem, als in dem andern Jahre zuträgt, nachdem nemlich die Witterung darinne sehr veränderlich zu seyn pflegt. Mehreres kan davon in des seeligen Herrn Geh. Rath *Hofmanns* dissertation de temporibus anni insalubribus nachgelesen werden.

Es ist also bei so bewanden Umständen allerdings löblich, daß vorsichtige Aerzte davor sorgen, wie sie den Krankheiten, die sich sonderlich bei zu- und abnehmenden Tagen entspinnen, klüglich vorbauen wollen. Dieses geschieht nun durch gehörige Beobachtung und Beförderung der Ausdünstung, und bei vollblütigen Personen durch Aderlassen, als wodurch man die schädlichen Stokungen des Bluts hauptsächlich verhüten kan, wenn es anders in Zeiten, und zwar in einem warmen Frühjahre vielmals noch vor dem æquinoctio vorgenommen wird; weil man die schlimmen Folgen nicht erst erwarten darf, wenn man sie abzuwenden gedenket. Nächstdem thut man auch bei einigen Personen, wo man wegen des im Winter gehabten starken Appetits, oder wegen der bei heissen Sommertagen erzeugten scharfen Säfte, vielen Unrath im Unterleibe vermuthet, allerdings wohl, wenn man auf dessen gehörige Abführung bedacht ist, und dadurch verhindert, daß nicht einige Unreinigkeiten mit ins Geblüte gehen, und dessen natürliche Mischung verderben, oder daß nicht die Gedärme selbst dadurch gereizet und angegriffen werden. Daher man auch von langen Zeiten her gewohnt ist, zu den Frühlings- und Herbstcuren laxirende Mittel zu verordnen. Da aber, wie ich oben gewiesen habe, bei vollblütigen und zum Krampf geneigten Personen sich sehr öfters allerhand krampfhafte Zufälle, und sowohl Stokungen, als Ergiessungen des Bluts ereignen: so macht daraus ein vorsichtiger Arzt billig den vernünftigen Schlus, daß er in dieser Absicht überhaupt keine heftig würkende Purganzen, am wenigsten aber bei blutreichen Personen vor dem Aderlassen verschreiben dürfe, damit er nicht selbst dadurch zu heftigen Bewegungen im Körper Anlas gebe, und mehreres Unheil anrichte.

Hieraus läst sich nun zugleich die gebührende Einrichtung der Frühlings- und Herbstcuren füglich beurtheilen, wenn man nemlich Krankheiten dadurch verhüten will. Wozu annoch im Frühlinge die gehörige Verdünnung des im Winter

über gesammleten diken Bluts durch Bewegung, durch blutreinigende Tränke, Molken, oder wohl eingerichtete Brunnencuren ꝛc. billig zu rechnen ist.

Die bisherige Betrachtung führt mich nun zu derjenigen Zeitänderung, da man im Sommer den längsten, und im Winter den kürzesten Tag zählt; (solstitia) Und es ist bekannt, daß man davon ebenfalls vielen Aberglauben heget, und diesen Tagen eine sonderbare Würkung in unsern Körper beimisset, die man doch keinesweges erweisen kan. Denn der längste Tag fällt im Anfang des Sommers, und man befindet, daß alsdenn wegen der warmen Luft, die Säfte unseres Körpers verdünnet werden, und daß die Transpiration sehr gut von statten gehet. Es sind daher alte, schwächliche, und zu Flüssen geneigte Personen, die nicht viel Kälte vertragen können, alsdenn gemeiniglich am muntersten, und die hartnäkigsten kalten Fieber, die den Winter über und das ganze Frühjahr hindurch gedauret haben, nehmen nicht nur mehrentheils ihren Abschied, sondern es werden auch viele andere langwierige Beschwerungen, wie die Hypochondrie, Gicht, und Podagra ꝛc. zu der Zeit seltener angemerket, und entweder glüklich gehoben, oder doch sehr merklich gelindert; ausser daß einige Patienten, wie z. E. diejenigen, die hizige Fieber haben, wegen der zunehmenden Wärme, oft mehr ausstehen und schlimmer daran sind, oder daß schwindsüchtige und hectische Leute, die das Frühjahr zur Noth noch überstanden haben, ungleich mehr abgemattet werden, und wohl gar die Welt verlassen. So wenig man nun blos dem längsten Tage eine warme Luft zuschreiben kan, eben so wenig kan man ihm auch diese jezt beschriebene Würkungen in unsern Körper alleine beimessen, sondern diese müssen überhaupt von der Zeit, da die Tage lang und warm sind, hergeleitet werden.

Eben dieses gilt auch von dem kürzesten Tage im Jahre, der im Anfange des Winters fällt. Weil nun die Sonne mit ihrer erwärmenden Kraft alsdenn am weitesten von uns entfernet ist: so geniessen wir eine kalte und dike Luft, und unsere Natur ist sodann am schwächsten. Es müssen daher auch viele kranke und schwache Leute, oder die, so hizige Fieber bekommen, zu der Zeit ins Gras beissen. Dieses geschiehet aber keinesweges blos an dem kürzesten Tage, sondern eben sowohl auch vor, und nach demselben, und es kommt dabei hauptsächlich mit auf die Witterung an; die aber nicht alle Jahre einerlei ist, und zu mancher Jahrszeit schlechter, als um das Winter-solstitium seyn kan; wie ich denn hier und oben überhaupt nur von denenjenigen Veränderungen rede, die sich in unsern Körpern bei den solstitiis meistentheils zutragen, nicht aber eben nothwendig erfolgen müssen.

Doch ich gehe weiter zu den Hundstägen, die man also zu nennen pflegt; weil man es nun einmal als ein Zeichen der grösten Hize im Sommer angenommen hat, wenn Sirius mit der Sonne auf- und untergehet. Nun machen zwar diese Tage den meisten Theil des Sommers aus. Doch, da man sie mehrentheils besonders betrachtet, und das Mediciniren in denselben verdächtig hält, weil die Hize alsdenn am grösten ist, und unsere Leiber sehr abmattet: so will ich jezo insonderheit etwas davon gedenken, und die Frage untersuchen: ob in den Hundstagen zu mediciniren erlaubt sey? Hierauf antworte ich nun, daß es in der That sehr ungereimt seyn würde, wenn man den Gebrauch der Arzeneien z. E. in dem Falle unterlassen, oder weiter hinaus sezen wollte, da es die dringende Noth in hizigen Krankheiten erfordert; weil alsdenn der Patiente vor dem Ende der Hundstage gewis dahin sterben würde. Man hat auch dieserhalb unzähliche Exempel der grösten Aerzte vor sich, die zu der Zeit, wenn es nöthig gewesen ist, sowohl zur Ader gelassen, als auch andere Genesungsmittel mit dem grösten Nuzen in Krankheiten

ten

ten gebrauchet haben. Nächstdem ist zwar so viel gewis, daß man in diesen Tagen keinesweges alle und jede, sondern nur solche Mittel gebrauchen dürfe, die wegen der Hize sicher statt finden. Daß man aber gar keine Curen vornehmen solle, daß ist der Erfahrung zuwider, nach welcher man weis, daß zu solcher Zeit die Gesundbrunnen, Molken, Ptisanen und andere zur Abkühlung und Verdünnung des Bluts dienliche Sachen mit Nuzen in Gebrauch gezogen werden. Wiewohl ich eben nicht rathen möchte, daß man alle diejenige Curen, die man ohne Noth, nur blos aus Vorsorge vor die Gesundheit anstellen will, bis auf die Hundstage verschieben solle, da sie zu einer andern Zeit viel bequemern Plaz finden.

Da man aber vornemlich das Purgiren in den Hundstagen verbietet, und vor schädlich erkläret; so ist es wohl billig zu untersuchen, in wie weit man darinne Recht habe, oder nicht? Man gründet sich deshalb auf den Lehrsaz des Hippocrates, der in seinem vierten Buche, und dessen 5ten aphorismo enthalten ist, und also lautet: sub cane & ante canem difficiles sunt medicationes d. i. *in den Hundstagen, und kurz vorher läst sichs nicht gut Arznei brauchen.* Unter der Arznei aber wird hier vornemlich das Purgiren verstanden. Nun hat zwar dieser grosse Mann an seinem Theile allerdings Recht, daß er das Purgiren vor schwer oder bedenklich hält; weil er nicht nur in einer ungemein heissen Weltgegend wohnte, wo die Körper von der Hize nicht wenig geschwächet wurden, sondern weil man auch damals ziemlich heftige Mittel, wie z. E. die Nieswurzel ist, dazu nehmen muste. Alleine, wir Teutsche leben ja in keinem so heissen Lande, wie Hippocrates, und also bindet uns auch sein Lehrsaz nicht so genau, wie die Inwohner der mittägichen Länder. Und zu dem sind auch weder die Hundstage, noch die Tage in denselben alle Jahre gleich heis, sondern öfters mehr als zu kühle, daß man sich also vor der übermäsigen Hize nicht allemal fürchten darf, und füglich einen gemäsigten Tag zum Purgiren erwählen kan. Ja man bedient sich auch keiner so scharfen und stark angreiffenden Purganzen mehr, sondern man hat sichere und gelinde, von denen man eben keine Entzündung der Gedärme zu besorgen Ursache hat. Wer eine ausführliche Abhandlung von dem Arzneigebrauch in den Hundstagen lesen will, der kan sie in den medicinischen und chirurgischen Nachrichten des gelehrten Herrn Professor Schaarschmids finden.

Nun will ich den Mond und dessen Abwechselungen betrachten, und sehen, was davon in Ansehung des Medicinirens zu halten sey? Die grösten Naturkündiger neuerer Zeiten haben erwiesen; daß der Mond gegen unsere Erde eine anziehende Kraft erweise, und daß sich diese insonderheit äusere, wenn er neu und voll, und uns also am nähsten ist. Mittelst dieser Kraft meynt man, daß er das Wasser auf unsern Erdboden an sich ziehe, und man schlüst daher nicht ohne Grund, daß Ebbe und Fluth davon herkommen; wie darüber unseres gelehrten Herrn Prof. Krügers Naturlehre §. 637. 650. nachgelesen werden kan. Ist aber dieses: so ist noch viel weniger zu zweifeln, daß er die um unsern Erdboden befindliche Luft an sich ziehen könne. Diese verliert also dadurch ihr Gleichgewicht, und es entstehen Winde, die uns entweder die in der Luft vorhandenen Dünste zuführen, oder zertheilen; da denn leichte im ersten Falle Regen, in dem andern aber gut Wetter erfolget. Und kurz zu sagen, es gehen deswegen im Neu- und Vollmonde die meiste Wetterveränderungen vor; daher auch die Hauswirthe auf diese Mondwechselungen sehr genau acht geben, und das Wetter, wornach sie sich in ihren Akerbaue und andern häuslichen Handthierungen richten, daraus vornemlich zu beurtheilen pflegen

Weil nun aus angezeigten Ursachen mehren-

mehrentheils um den Neu- und Vollmond eine Aenderung der Luft und des Wetters geschiehet: so mus auch alsdenn eine Veränderung in unsern Körper vorgehen, und insonderheit mus das Athemholen, die natürliche Spannung unserer Haut, Nerven und Blutgefässe, und folglich die Circulation des Bluts selbst nicht wenig geändert werden: ja man kan auch gewiser massen gar wohl sagen, daß die Feuchtigkeiten in uns zu der Zeit ab- und zunehmen, nachdem nemlich die Absonderung derselben, die sich nach dem Umlaufe des Geblüts richtet, entweder stark oder schwach von statten gehet. Und in Betracht dessen kan man allerdings dem Monde eine Würkung in unsern Körper zugestehen, die aber nicht unmittelbar von ihm herrühret, sondern von der Luft und Witterung zuwege gebracht wird, in so ferne solche von ihm eine Veränderung leidet. Mehr kan man nicht davon beweisen: daher auch die allzu grosse Herrschaft, die unsere Alten dem Monde zugeschrieben haben, gröstentheils auf Muthmassungen und ungewisen Gründen beruhet.

Nechstdem will man angemerkt haben, daß sich die böse Noth sowohl, als andere Haupt- und Nervenkrankheiten mit ihren Anfällen nach den Mondveränderungen richten. Nun ist es zwar an dem, daß sie periodisch sind, und zu gewisen Zeiten wiederkehren; man weis auch, daß sie sich vornemlich im Neu- oder Vollmonde äusern, ohne Zweifel deswegen; weil sodann die grösten Abwechselungen in der Luft und Witterung vorgehen, die gar wohl vermögend sind, allerlei Veränderungen in unsern Körpern hervor zu bringen, und folglich auch die heftigsten Bewegungen der Nerven von neuen zu erregen.

Sonst stehen einige in den Gedanken, daß man zur Präservation, oder zur Verhütung der Krankheiten, in dem abnehmenden Monde am besten purgiren könne, und zwar aus eben dieser Ursache: weil alsdenn die festen Theile unseres Körpers, und also auch die Gedärme eine kräftigere Spannung hätten, mittelst welcher sie die Würkung der Purgirmittel besser vertragen könnten. Wer ist aber Bürge davor, daß allemal, und in jeden Jahre, die Winde, Luft und Witterung bei dem abnehmenden Monde so beschaffen sind, daß die bewegende Kraft der vesten Theile, und besonders auch der Gedärme, dadurch gestärket würde, und wie will man also daraus schliessen, daß alsdenn die Reinigung des Leibes durch den Stuhlgang allezeit besser bekommen solle; als bei einem andern Mondwechsel? Ja, das liese sich noch einiger massen hören, wenn nur nicht gar einige die Meinung hegten, als wenn sich die Unreinigkeiten nicht so balde wieder samleten, wenn man im lezten Viertel purgirte. Alleine, man versuche es nur, und purgire im abnehmenden Monde; überlade sich aber darauf mit vielen Essen und Trinken; so wird man balde inne werden, ob sich wieder vieler Unrath in den Gedärmen samlet oder nicht. Ich denke aber immer, er wird sich mehr wieder anhäuffen, als wenn man im zunehmenden Monne purgiret, und mäsig darauf gelebet hätte.

Sollte man denn aber nicht bei dem Aderlassen auf den abnehmenden Mond zu sehen haben? Meine Leser können diese Frage selbst leicht entscheiden, wenn ich ihnen folgendes davon zu bedenken gebe. Durch das Aderlassen sucht man entweder künftigen Krankheiten vorzubauen, oder die schon gegenwärtigen zu heben. In diesen leztem Falle läst sich die Hülfe nicht allemal aufschieben, und am wenigsten geht es in hizigen Fiebern, in Entzündungen, Schlagflüssen, Blutstürzungen, und äusserlichen Quetschungen des Leibes an, welche allesamt eine schleunige Hülfe erfordern, wenn der Mensch daran genesen soll. Es bleibt also nur vornemlich der erste Fall, und bei demselben die Entscheidung der Frage übrig: ob man nicht am besten thue, wenn man theils in einigen langwierigen Krankheiten, theils aber

zur

zur Präservation das Aderlassen bei dem Abnehmen des Monds vornimmt? Hier findet man aber keine gewise Gründe, die einen dazu bewegen könnten. Denn erstlich wird niemand behaupten, daß die langwierigen Beschwerungen allezeit so beschaffen wären, daß sie eben bei dem abnehmenden Mondlichte das Aderlassen erforderten. Zur Abwendung der Krankheiten aber kan diese Zeit deshalb nicht allemal am bequemsten seyn; weil es sich nemlich fügen kan, daß alsdenn die verdrüslichste Witterung herrschet, und also das Aderlassen mehr Schaden, als Nuzen bringet. Wiewohl es in soweit zur Präservation nicht zu widerrathen ist, wenn man angenehm Wetter bemerket, und es den übrigen Umständen nach zuträglich findet, indem es zuweilen geschieht, daß sich bei manchen Menschen gegen das neue Licht ein und andere Zufälle zu äusern pflegen, die man in dem vorhergehenden lezten Viertel durch zeitiges Aderlassen zu verhüten suchen mus.

Sollte aber gar jemand noch, wie sonst in dem Wahne stehen, als wenn sich das Blut nicht so balde wieder einfände und anhäufte, wenn man es zu der besagten Zeit abzapfte: so kan dieses zwar bei denenjenigen eingeräumet werden, die darauf entweder wenig, oder schlecht essen und trinken; keinesweges aber kan es von denen gelten, die gute nahrhafte Speisen, und noch dazu in vollen Maase geniessen. In diesem Falle aber käme die nachfolgende Verminderung des Bluts von der Art der Beköstigung, und gar nicht von dem Monde her. Ja, wenn man auch ausserdem die verschiedenen Absichten bedenket, die durch das Blutlassen erreichet werden sollen: so sieht man ebenfalls ohne Mühe ein, daß es mit der allzugenauen Beobachtung des Mondes auf eine erdichtete Sage, und auf Aberglauben hinaus läuft. Denn man sucht ja durch die Oefnung einer Ader dem Blute nicht alleine Luft zu machen, und dessen Uberflus zu mindern, sondern man will es auch, wie z. E. in Beförderung der güldnen Ader und Monatszeit der Weiber abwerts leiten, oder den starken Trieb desselben, wie in Blutstürzungen, von den leidenden Theilen abziehen: daher man auch mit Unterschiede entweder an Armen oder Füssen die Ader zu öfnen pflegt. Wie soll und kan aber die Beschaffenheit des Mondes zu Erreichung dieses verschiedenen Zweks etwas erhebliches beitragen?

Mit dem Schröpfen hat es gleiche Bewandnis, und es wird niemand, wenn er nicht etwa seine Erfahrungen davon mit Vorurtheilen angestellet hat, erweisen können, daß dasselbe in dem abnehmenden Monde, oder gegen das neue Licht, bessere Würkung, als zu anderer Zeit thun sollte; es müste denn in dem Falle seyn, da man kränkliche Zufälle in Zeiten dadurch abzuwenden gedächte, die sonst erfolgen würden, wenn es um diese erwehnte Zeit nicht geschähe.

Nicht minger gibt es auch noch heute zu Tage einige Menschen, die in vielen Stüken, und insonderheit bei ihren vorhabenden Curen sehr genau auf die Planeten sehen, und aus ihren Aspecten, oder Zusammenkunft gewise Deutungen auf den Menschen, und auf dessen sowohl gesunden, als kränklichen Leibeszustand machen.

Noch einfältiger haben aber vor diesem diejenigen gehandelt, die nicht nur einige Planeten an sich schon dem Menschen entweder nüzlich oder schädlich gehalten, sondern ihnen auch eine besondere Herrschaft über verschiedene Glieder des Leibes, und über die daran befindliche Krankheiten zugeschrieben haben; wie denn z. E. Mars die Krankheiten an der Leber, und die hizigen Fieber, Saturnus die Schwindsucht, Hectik rc. u. s. w. regieren und verursachen sollen. Alleine, es ist der Mühe nicht einmal werth, dieses albere Vorgeben zu widerlegen, und man mus recht erstaunen, daß es so thörichte Leute gegeben

ben hat, die unsäglich viele Mühe angewendet haben, diesen eingebildeten Einflus der Planeten in den menschlichen Körper recht aus zu studiren, und genau zu bestimmen, da doch aus aller dieser Wissenschaft, wenn sie auch gegründet wäre, ganz und gar kein Nuze in der Medicin heraus kommt, indem doch niemand auf der Welt mit aller seiner Klugheit und Kunst im Stande wäre, diesen schädlichen Einflus zu hindern, wenn er ihn gleich noch so gut einsähe.

Sonst pflegen auch einige abergläubische Verehrer des Calenders eine sorgfältige Wahl der Tage bei ihren Curen anzustellen. Sie nehmen daher diejenigen genau inacht, die zum Purgiren und Aderlassen als besonders heilsam bezeichnet sind, und begehen also durch diese Tagewählerei eine nicht geringe Einfalt und Thorheit. Es sind ja alle Tage des HErrn, und wer kan wohl sagen, daß GOtt auf einige derselben einen Seegen, auf andere aber einen Fluch gesezet habe? Und zudem lachen vernünftige Calenderschreiber selbst darüber, daß man ihnen so blindlings trauet, und gewisen Tagen, die sie der Gewohnheit nach besonders angemerket haben, und davon sie selbst nichts gegründetes angeben können, ganz ausnehmende Kräfte in den Menschen und dessen Gesundheit zuschreibet. Es ist mir erst gestern ein Calender von einem besondern lächerlichen Titel zu Gesichte kommen, in dessen ersten Anblik im Durchblättern ich ohngefehr 5. Calenderzeichen in einer Reihe beobachte, als gut Schröpfen, Aderlassen, gut Holz fällen, Nägel abschneiden und gut Arzeneien. Da ich nun näher nachsehe; so waren solche Zeichen am Heil. Oster-Sonntag ausgesezet. Ein jeder siehet hieraus die Ungereimtheit von selbsten. Wer wird am H. Ostern Holz fällen? Es hält also ein anderer kluger Mensch eben so wenig darauf, und sucht vielmehr bei dem Mediciniren dahin zu sehen, ob seine Umstände, darinne er sich befindet, oder die Krankheit, womit er befallen ist, den Gebrauch dieses oder jenes Heilmittels erlauben, oder nicht. Zu dem Aderlassen aber erwählet er einen heitern Tag, den aber unmöglich jemand ein Jahr voraus bestimmen kan. Und was würden auch vor ungereimte Curen heraus kommen, wenn man z. E. in Fiebern mit der Arzenei immer aussezen, und zu ihrem Gebrauche nur blos die in dem Calender angezeigten guten Tage auslesen wollte.

Betrachtungen über die Ursachen des Erdbebens, welche in der Königl. Gesellschaft den 5. April 1750. verlesen worden, von Stephan Hales, D. der Theologie und Mitgliede der Königlichen Academie.

Da die neulichen Erdbeben in London und einigen andern Theilen Engellands die Aufmerksamkeit der Menschen rege gemacht, die Ursachen derselben, beides in Ansehung der Religion und der Natur, zu betrachten; dieselben aber in Absicht auf die Religion von dem Bischof von London in seinem vortreflichen Hirtenbriefe an die Geistlichkeit und das Volk von London und Westmünster, welcher mit so allgemeinem Beifalle ist aufgenommen worden, schon in Erwägung gezogen sind: so will ich allhier eine kurze Nachricht von demjenigen geben, was mir eine wahrscheinliche natürliche Ursache derselben zu seyn vorkömmt. Zuerst aber mus ich einem Einwurfe einiger ernsthaften und es wohlmeynenden Leute begegnen, die sich an allen Bemühungen, eine natürliche Ursache vom Erdbeben anzugeben, zu ärgern fähig sind: denn da sich solches in diesen nördlichern Gegenden der Welt nur selten zuträget; so wird es um so vielmehr für die Würkung eines Wunderwerks angesehen. Man sollte aber billig erwägen, daß der ordentliche Lauf der Natur eben sowohl durch die göttliche Würkung regieret wird, als die

auffer-

ausserordentlichen und wunderbaren Begebenheiten. GOtt verändert bisweilen die Ordnung der Natur, aus der Absicht, den Menschen wegen seines Ungehorsams und seiner Thorheiten zu züchtigen, indem ein natürliches Ubel von ihm gnädiglich zu einem moralischen Gute bestimmet wird. Alle Begebenheiten sind unter seiner Regierung, und vollziehen seinen Willen. An der andern Seite giebt es einige, die sich sehr wenig aus dem Erdbeben machen, weil natürliche Ursachen davon angegeben werden können. Allein die Hand GOttes mus in diesen Dingen nicht übersehen werden, unter dessen Regierung alle natürliche würkende Dinge, insonderheit solche seltene und ungewöhnliche Begebenheiten, als Erdbeben, ihre Würkung äusern. GOtt gebrauchet alle Creaturen zu Werkzeugen seines Willens, natürliche und moralische würkende Dinge stehen alle unter seiner Regierung. Wenn er ein Volk mit theurer Zeit beleget, ist solches deswegen weniger die Hand GOttes, weil uns die natürlichen Ursachen davon, nämlich grosse Dürre und unfreundliche Witterungen, bekannt sind? *Feuer, Hagel, Schnee, und Dampf, und Sturmwinde richten sein Wort aus*, Ps. 148. v. 8. Angestekte Luft, pestilenzialische Krankheiten, und Erdbeben stehen, ungeachtet sie durch natürliche Ursachen erreget werden, unter dem göttlichen Einflusse. Er ordnet und regieret nicht nur die Würkungen der Natur; sondern hat auch seinen Einflus in die Handlungen der moralischen würkenden Dinge. Er lenket die Herzen der Regierer der Völker, wie es ihm gefällt, so, daß sie oft die Menschen, durch die strenge Geisel, und das grosse Unglük der menschlichen Natur, den Krieg, züchtigen. Erdbeben müssen daher nicht mit verächtlichen Augen angesehen werden; auch müssen wir uns aus dieser Ursache nicht ermuntern, ohne alle Sorge in einem gottlosen Wandel fortzufahren. Wenn uns gleich keine Nationalgerichte überfallen, so kan es doch gar bald geschehen; daß wir in schwerere Bestraffungen unsers künftigen Zustandes fallen. *Weil nicht bald geschicht ein Urtheil über die bösen Werke, dadurch wird des Menschen Herz voll Böses zu thun. Ob ein Sünder hundertmal Böses thut, so weis ich doch, daß es wohl gehen wird denen, die GOtt fürchten, die sein Angesicht schauen*, Pred. Sal. 8. v. 11, 12, 13. Es wird nicht undienlich seyn, bei dieser Gelegenheit einer beständigen und ununterbrochenen Plage zu gedenken, an welcher wir zugleich mit vielen andern Nationen gelitten haben, und, allem Ansehen nach, noch leiden werden. Eine Plage, die unter allen die grösseste ist, welche jemals die unglüklichen Menschen überfallen. Sie ist die verderblichste vor allen andern, nicht nur in Ansehung des Lebens, sondern auch der Sitten der Menschen. Sie ist beides ein natürliches und ein moralisches Ubel. Ich meyne dadurch fermentirte und distillirte spirituöse Getränke von allerlei Art. Wenn GOtt der Allmächtige jährlich so viele Menschen durch Erdbeben verderbte, als jährlich durch distillirte starke Getränke verderbet werden, welches wahrscheinlicher Weise über eine Million Menschen in der ganzen Welt ausmachet, was würde solches nicht für einen grossen Schreken und für Bestürzung allenthalben verursachen! Aber leider! mit was vor einer Unempfindlichkeit, mit welcher Ruhe, ja sogar mit welchem Wohlgefallen wird dieses entsezliche, sowol natürliche, als moralische Uebel bei uns angenommen und sogar unterhalten? Es gehet so weit, daß es nunmehr durch ein gerechtes Gericht zum Fluche und zur Strafe der Welt, und zwar von der grösten Art, so jemals das menschliche Geschlecht betroffen, geworden ist. Diesem ungeachtet bezaubert und bethöret diese einnehmende Sirene die Völker dermassen, daß sie ihren betrübten Einflus weit und breit fortpflanzet, jährlich immer grössere Verheerung, sowohl im Leben, als als auch in den Sitten der Menschen, anrichtet, und

sogar das menschliche Geschlecht sehr erniedriget. Was das Erdbeben selbst, und insonderheit dasjenige anbetrift, welches den 8. Merz, 1750. in London ungefehr 20. Minuten vor 6. Uhr des Morgens gespühret worden; so wachte ich damals in meinem Bette, das im untersten Stoke meines Hauses stund, welches nahe bei der St. Martinskirche in London lieget. Ich merkte gar eigentlich, daß sich das Bette erhob, und folglich muste sich die Erde auch erheben. Es war ein dumpfiges dringendes Geräusche im Hause, welches sich in einem lauten Knalle, wie von einer kleinen Canone, endigte. Die ganze Dauer vom Anfange des Erdbebens bis zum Ende, war 3. bis 4. Secunden. Die Soldaten, so sich zu St. James Park auf der Wache befunnden, und andere Leute, welche schon aufgestanden waren, sahen eine schwärzliche Wolke, mit einem ziemlichen Blize, kurz vorher, ehe das Erdbeben anfieng. Es war auch sehr geruhiges Wetter. Und in der Geschichte der Erdbeben wird bemerket, daß sie gemeiniglich bei geruhigem Wetter mit einer schwarzen Wolke ihren Anfang nehmen. Und wenn die Luft vor einem Erdbeben auch klar ist; so finden sich alsdenn doch öfters Zeichen von einer Menge entzündbarer schwefelichter Materie in der Luft, als ignes fatui, oder Irrlichter und Meteora, welche fallende Sterne genennet werden. Nun habe ich schon vor vielen Jahren in dem Anhange zu meinen statischen Versuchen Experim. 3. S. 280. die Würkung gezeiget, welche die Vermischung einer reinen und einer schwefelhaften Luft auf einander hat. Nämlich, man seze ein gläsernes Gefäs, so ungefehr zwei Quartier hält, und einen Hals hat, der etwa 20. Zoll lang, und 2. Zoll weit ist, mit dem Munde niederwärts gekehret, in einen Eimer mit Wasser. Darunter thue man in einem dazu bequemen gläsernen Gefäs mit einem langen engen Halse eine Mischung von Scheidewasser und gestossenen Pyrite, nämlich dem Steine, wovon der Vitriol gemacht wird; so entstehet ein starkes Fermentum, welches das Glas mit röthlichen schwefelichten Dünsten erfüllet, welche, da sie mehr Luft erzeugen als verderben, verursachen, daß das Wasser, womit der ganze Hals des gläsernen Gefässes angefüllet war, gar sehr herunter fällt. Wenn die röthliche schwefelichte Luft in dem obersten Theile klar ist, nachdem es zwei oder drei Stunden gestanden, und alsdenn der Mund des umgekehrten Glases aus dem Wasser gehoben wird, so, daß man das Wasser in dem Halse des Glases heraus fallen lässet; so dringet, wenn man annimmt, daß dieses ein halbes Nössel ausmachet, eine gleiche Quantität frischer Luft in den Hals des Gefässes, welches den Augenblik ins Wasser mus getunket werden. Auf die Vermischung der frischen mit der nunmehr klaren schwefelichten Luft, entstehet den Augenblik eine heftige Bewegung zwischen den beiden Arten Luft, und sie werden anstatt durchsichtig und klar zu seyn, in einen röthlichen dunkeln Dunst verwandelt, der die Farbe derjenigen Dünste hat, welche verschiedene Abende vor den leztern Erdbeben gesehen worden. Während der Effervescenz wird eine Quantität Luft, die beinahe der frisch hereingelassenen Luft gleich ist, verderbet, welches daraus erhellet, daß das Wasser in dem Halse des Glases fast eben so hoch steiget, als vorhin. Und wenn, nachdem die Effervescenz der vermischten Luft, vorbei ist, und dieselbe wieder klar geworden, frische Luft, wie vorhin, zugelassen wird, so wird es wieder röthlich und unruhig, und verdirbt die neu zugelassene Luft, wie vorhin, und solches nach verschiedenen wiederholten Zulassungen der Luft. Allein nach jeder neuen Zulassung frischer Luft, wird die verderbte Quantität immer weniger, bis nichts mehr verderbet wird. Es ist einerlei, wenn es auch verschiedene Wochen nach einander gestanden; wenn indessen nur nicht gar zu viele frische Luft zugelassen worden. Nun habe ich gefunden, daß die Summe der so verderbten frischen Luft bei-

beinahe der ersten Quantität schwefelhafter Luft in dem umgekehrten Glase gleich gewesen.

Da wir in diesem Versuche einen völligen Beweis von der starken Bewegung und Aufwallung haben, die von der Vermischung der frischen Luft mit solcher Luft entstehet, die mit schwefelhaften Dünsten angefüllet ist, welche aus verschiedenen mineralischen Dingen, und insonderheit aus den Pyriten hervor gebracht werden, daran die Erde einen Ueberflus hat; können wir denn nicht mit Grunde schliessen, daß die beschwerliche Hize, welche wir in einer schwühlen Luft, wie man es zu nennen pflegt, empfinden, von der innerlichen Bewegung zwischen der Luft und den schwefelhaften Dünsten, die aus der Erde aufsteigen, verursachet werde? welche Aufwallung sogleich aufhöret, sobald diese Dünste gleichmäsig und einförmig mit der Luft vermischet werden, wie solches auch in den Aufwallungen und Gährungen anderer Flüssigkeiten geschiehet. Die gemeine Anmerkung, daß das Blizen die Luft kühle, scheinet also auf gutem Grunde zu ruhen; indem solches die äusserste und lezte Bemühung dieser Aufwallung ist.

Können wir hieraus nicht auch mit guter Wahrscheinlichkeit schliessen, daß die erste Entzündung des Blizes durch die plözliche Vermischung der reinen heitern Luft über den Wolken mit den schwefelhaften Dünsten, welche bisweilen in Menge dichte unter den Wolken in die Höhe steigen, zuwege gebracht werde, indem die fürchterlichsten Donner gemeiniglich alsdenn sind, wenn die Luft ganz schwarz von Wolken ist, und weil es selten ohne Wolken doñert? Die Wolken dienen in diesem Falle, wie das obgedachte umgekehrte Glas zu einer Theilung zwischen der reinen und der schwefelhaften Luft, welche beide Arten Luft also, nach ihrer plözlichen Vermischung, durch den Zwischenraum der Wolken, gleich den beiden Arten Luft in dem Glase, eine heftigere Aufwallung verursachen müssen, als wenn diese beide Arten Luft, ohne Zwischenkunft der Wolken, dadurch allmählich von der Erde hinauf, und die kalte heitere Luft von oben herunter gestiegen wäre. Und obgleich kein heller Lichtstrahl in dem Glase zu sehen ist; so kan doch, wenn eine solche plözliche Aufwallung unter einer grossen Menge dergleichen Dünste in der freien Luft aufsteiget, dieselbe nicht unwahrscheinlich eine solche reissende Geschwindigkeit bekommen, daß sie die schwefelhaften Dünste entzündet, und daher helle wird.

Und weil mit den Würkungen, die der Bliz, wie bemerket ist, auf die Lungen der Thiere hat, als welche er oft tödet, indem er die Elasticität der Luft ihnen hemmet, ingleichem, daß er die Fenster von aussen zu zerbricht, indem er die Elasticität der Luft an der auswendigen Seite derselben aufhebet; weil, sage ich, es hieraus wahrscheinlich ist, daß die schwefelhaften Dünste einen grossen Theil der elastischen Luft verderben, so müssen dadurch grosse Bewegungen und Erschütterungen in der Luft verursachet werden, wenn sie in diese ausgelehrten Oerter dringet, welches sie denn nothwendig mit grosser Geschwindigkeit thun mus. D. *Papin* hat die Geschwindigkeit ausgerechnet, mit welcher die Luft in einen ausgeleerten Recipienten dringet, wenn sie durch den ganzen Druk der Atmosphär getrieben wird, und hat gefunden, daß solches in einer Secunde 1305. Fus ausmache, welches 889. Meilen in einer Stunde austrägt, und beinahe eine 18 mal grössere Geschwindigkeit ist, als die Geschwindigkeit der stärksten Stürme, welche auf 50 Meilen in einer Stunde berechnet wird. Hieraus sehen wir, daß ein heftiger Orcan erreget werden kan, wenn an irgend einem Orte in Vergleichung des Ganzen nur ein kleiner Theil der Elasticität der Luft verderbet wird. Es ist also kein Wunder, daß solche gewaltsame Bewegungen der Luft, Orcane und Donner

wetter, zumal in den wärmern Gegenden hervor bringen, wo beides die schwefelhaften und wässerichten Dünste viel höher und in grösserer Menge erreget werden, und also gewaltsamere Würkungen haben.

Herr von Buffon erwähnet in seiner Naturgeschichte und Theorie der Erde schwarzer dunkler Wolken in der Luft nahe bei dem ungestümmen Vorgebirge der guten Hofnung, ingleichem in dem Meere bei Guinea, welche die Schifleute das Ochsenauge nennen, und die öfters Vorbotten entsezlicher Stürme und Orcane sind. Daher zu vermuthen ist, daß sie grosse Sammlungen schwefelhafter Dünste sind, die, wenn sie plözlich einen grossen Theil der elastischen Luft verderben, machen, daß die umher befindliche Luft mit grosser Gewalt in den leeren Raum hinein dringen, und dadurch Ungewitter und Orcane verursachet. Und bei der Küste von Guinea hat man oft drei oder vier von diesen Orcanen in einem Tage, davon die Vorbotten allezeit solche schwarze schwefelichte Wolken bei einer heitern und klaren Luft, und stillen See sind, die aber auf einmal bei dem Plazen dieser schwefelichten Wolken an zu wüten fänget. und in Jamaica hat man niemals ein Erdbeben gehabt, wenn so viel Wind da gewesen ist, der diese schwefelichten Dünste hat zertheilen können.

Eben so finden wir bei den lezteren Erdbeben in London, und in den Nachrichten von vielen andern Erdbeben, daß ehe sie kommen, gemeiniglich eine geruhige Luft mit einer schwarzen schwefelichten Wolke ist, welche Wolke, allem Ansehen nach, gleich einem Nebel würde zerstreuet werden, wenn Wind dabei wäre, und die Zerstreuung würde dem Erdbeben vorbeugen, welches, allem Ansehen nach, durch das knallende Blizen dieser schwefelhaften Wolke verursachet wird, indem solches nicht nur der Erde näher ist, als ein gemeines Blizen, sondern auch zu einer Zeit geschiehet, wenn schwefelhafte Dünste in grösserer Menge als gewöhnlich von der Erde aufsteigen, welches oft durch ein lange anhaltendes heisses und trokenes Wetter verursachet wird. Bei welchen mit einander verknüpften Umständen die aufsteigenden schwefelhaften Dünste in der Erde, allem Ansehen nach, Feuer fangen, und daher ein Erdblizen verursachen, welches zuerst, wie man glaubet, auf der Oberfläche derselben, in keiner grossen Tiefe, entzündet wird, dessen Plazen die unmittelbare Ursache eines Erdbebens ist.

Zwar bescheide ich mich, es könne unwahrscheinlich scheinen, daß die aufsteigende schwefelichte Dünste in der Erde solcher Gestalt sollten angezündet werden; allein da sie beständig durch die poros der Erde zu vielen guten und nüzlichen Endzweken mehr oder weniger aufsteigen, so ist es deutlich, daß Plaz genug zu ihrem Durchgange ist; über dieses haben, wie Herr von Buffon sagt, Naturkundige perpendiculaire und schiefe Spalten in allen Arten von Lagen der Erde nicht nur zwischen Felsen, sondern auch in allen Arten von Erde bemerket, die nicht umgegraben worden, wie man solches wahrnehmen kan, wenn man die Erde nur einigermassen tief öfnet. Diese Spalten nun werden durch das Troknen verschiedener Horizontallagen Erde verursachet, und sind also in langen trokenen heissen Witterungen viel weiter, welche die gewöhnlichen vorbereitenden Vorläufer des Erdbebens sind, und das Plazen der schwefelichten Dünste kan dieselben vermuthlich noch weiter machen.

Es ist sehr merkwürdig, daß selbst feuerspeiende Berge nach Borelli und anderer Naturkundigen Meinung sich zuerst an ihrer Oberfläche und Spize, und nicht durch die Aufwallung der Piriten und schwefelhaften Dünste in den Hölen und in den niedrigern Theilen des Berges zu entzünden anfangen. Der Hr. von Buf-

son sagt, Erdbeben finden sich allda viel häufiger, wo feuerspeiende Berge sind, indem sich allda der gröste Uberflus schwefelhaftiger Materie findet; allein, ob sie gleich lange brennen, so verbreiten sie sich doch eben nicht weit. Die andern Arten von Erdbeben aber, welche durch keinen feuerspeienden Berg verursachet werden, greifen oft sehr weit um sich. Diese sind gegen Osten und Westen viel länger, als sie gegen Norden und Süden breit sind, und erschüttern eine Zone Erde an unterschiedenen Theilen ihres Laufs mit verschiedentlichen Graden von Gewalt, nachdem sie nehmlich verschiedene Quantitäten plazender schwefelhafter Materie an verschiedenen Orten antreffen. Von dieser Art Erdbeben bemerket man, daß sie fortdauren, und daß sie sich Zeit nehmen, sich in grosse Weiten, zuweilen auf Tausenden von Meilen zu erstreken. Sie sind augenblikliche Zerplazungen an jedem Orte nahe an der Oberfläche der Erde, und bringen daher nicht Berge oder Inseln nahe bei andern Inseln zuwege, als feuerspeiende Berge bisweilen thun.

Das Erdbeben, welches sich den 8ten Merz zu London äusserte, bewegte sich, wie man glaubte, von Osten gegen Westen. Der Herr von Buffon gedenket eines Erdbebens zu Smyrna im Jahre 1688. welches sich von Westen gegen Osten beweget, und in dem Erdbeben zu London war es an der Östlichen Seite. Man bemerkte daher auch, daß die röthlichen Bogen in der Luft, welche verschiedene Tage vor diesem Erdbeben gesehen worden, in Osten entstanden, und nach Westen fortgegangen. Nach dem Erdbeben zu Smyrna ward bemerket, daß die Schlosmauren, welche von Osten gegen Westen giengen, herumgeworffen waren, da hingegen die von Norden gegen Süden bestehen blieben, und daß die Häuser auf den Felsen fester, als die Häuser auf der Erde gestanden. Man hat zu Boulogne in Italien bemerket, daß das Wasser des Tages vor einem Erdbeben unrein geworden, welches zweifels ohne durch das Aufsteigen einer grossen Menge schwefelhafter Dünste durch die Erde verursachet worden.

Was das hole rummelnde Geräusche anbetrift, welches gemeiniglich bei Erdbeben gehöret wird, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß solches durch die grosse Bewegung verursachet werde, in welche die elektrische ätherische Flüssigkeit durch einen so starken Stos eines grossen Haufens Erde gesezet wird. Denn kan die geringe Bewegung eines kleinen sich herumwälzenden Glases diese Materie zur Geschwindigkeit des Blizes, und zwar mit solcher Kraft bringen, daß ein Thier dadurch kan getödet werden, in eine wie viel grössere Bewegung ist sie denn wohl nicht durch die plazende Kraft eines Erdbebens zu sezen? Man hat bemerket, daß der Knall einer Canone in St. James Park das Fensterglas des Schazhauses elektrisire. Und was es noch wahrscheinlicher machet, ist die Aehnlichkeit, die sich in andern Stüken dazwischen findet: denn gleichwie der elektrische Stral mit der Geschwindigkeit des Blizes, längst den dichtesten Körpern, als Eisen u. s. w. hinfähret, und wie ich gesehen habe, daß er blos an der unregelmässigen Vergöldung des Leders hingefahren; so bemerket man, daß solche dichte Körper Begleiter des Luftblizes sind, der Eichen zerspaltet, und wovon man weis, daß er fortgelaufen und einen eisernen Drath einer Gloke an zwo Seiten eines Zimmers zerschmolzen u. s. w. Und eben so hat man in dem grossen Erdbeben zu Jamaica bemerket, daß auf den felsichten Bergen das fürchterlichste Geheule gewesen. Und in dem lezten Erdbeben vom 8. Merz zu London schien es, als wenn das stärkste Knallen nahe an grossen steinernen Gebäuden, und Kirchen mit hohen Spizen gehöret würde. Ich, der ich in Duke's Court, nahe bei St. Martinskirche lag, und die ganze Zeit des Erdbebens wachte, hörte deutlich oben in der Luft ein lautes Knallen, wie

von

von einer kleinen Canone, welches mich auf die Muthmassung brachte, das Geräusche entstünde von dem Herabdringen und der plözlichen Ausdehnung des elektrischen Fluidi auf der Spize des S. Martinsthurms, wo alle elektrische Ausdünstungen, welche den grössern Körper des Thurms hinanstiegen, und durch die Anziehung stark verdichtet, und an der Spize des Thurms beschleuniget worden, bei ihrem Herabdringen ein so lautes ausdehnendes Knallen verursachet.

Auszug aus den Betrachtungen über wiederholte Versuche einer neuen Art Feuersbrünste zu löschen.

Das Gerüchte, so vor etlichen Jahren sich überal ausgebreitet hatte, man habe ein besonder Geheimnis erfunden, Feuersbrünste zu löschen, hatte den Herrn Reaumür und andere Mitglieder der Königl. Academie veranlasset, dergleichen Versuchen selbst beizubringen und sie genau zu untersuchen. Gemeldeter Herr von Reaumür hat folgende Betrachtungen darüber mitgetheilet, wodurch sowohl das vorgegebene Geheimnis eigentlich endekt, als auch die Nuzbarkeit dieser Erfindung durch gute Einschränkungen sehr wahrscheinlich gemacht und gerühmet worden.

Herr le Blanc lies in dem Vorhofe des Invalidenhauses eine Hütte von Brettern bauen, welche vierekig, die Seiten 18. Fus, die Höhe bis an das Dach 10. Fus, das Dach selbst 5. Fus hoch gewesen. Im Dach waren 6. Oefnungen, und zwei andere an jeder Seite der Hütte. Einige Bretter waren mit Pech beschmieret und an den Oefnungen wurden gedörrte Seile aufgehängt. Inwendig an die Wände waren Scheiterholz angelehnet. Die, so diesen Versuch machen sollten, hatten in einen kleinen Verschlag zwei hölzerne Tonnen gebracht, die 22. Zoll und einen halben in der Höhe und 13. im Durchmesser hatten. Das Feuer wurde mit Fakeln angezündet, da die Flammen zum Dach heraus brachen, hörte man einen grossen Knall, und die Flamme war aus. Man hatte vorher das wesentlichste diesem Geheimnis in ein gerümtes gewises Pulver gesezt. Die Neugierigkeit der gelehrten Zuschauer machte sich sogleich mit den Uberbleibsel von einer blechernen Büchse, die auf dem Boden lagen, zu schaffen. Sie rieben die Finger daran; diese wurden schwarz und rochen nach gemeinem Schiespulver. Eben diese Stüke der blechernen Büchse zeigten, daß nicht die ganze Tonne voll Pulver gewesen. Herr Geoffroy hatte die Muthmassung, das übrige von der Tonne sey mit Asche gefüllt gewesen, welche durch den Schlag allenthalben herum geworffen werde, und zum Erstiken der Flamme viel beitrüge. Allein, bei einem zweiten Versuche, das Feuer in einem Keller zu löschen, kam man noch mehr hinter das Geheimnis. Das Fas war nicht recht gebunden, es drang hie und da Wasser durch. Das Kunststük ist sinnreich, man hat alle Arten das Feuer zu löschen zusammen und in einer Zeit zugleich wirken lassen. So viel als sich errathen liese, nahm eine chilindrische Büchse von weissem Blech den Mittelpunct der Tonne ein. Die Büchse hat nicht wohl über 2. Pfund Pulver halten können, wohl aber weniger. Ihr Durchmesser war fast von 4. Zoll. Die Büchse hat einen langen Hals, wie eine Bouteille; der Hals geht bis auf einen Boden der Tonne, und ist das Zündloch zum Pulver. In der Tonne ist übrigens gemeines Wasser. Dis Geheimnis wird dadurch nicht unnüze, weil alle Würkung davon eigentlich nur darinn bestehet, daß das Feuer erstiket wird. Es bleiben unzählige Umstände, wo es ungemein nüzlich seyn kan. Ist die Flamme erst gedämft, so können Sprizen und Eimer mit bessern Erfolg wirken. In allen Fällen, wo das Wasser selten ist, kan man mit wenigen auf diese Art mehr ausrichten, als bisher

mit

mit vielen. Hat das Feuer eine Scheuer voll Stroh oder Heu ergriffen, so kan diese neue Erfindung den Brand gleich dämpfen. Bei Materialisten in grossen Städten, wo Oel, Brandewein u. d. gl. in Kellern liegt, müssen diese Tonnen vortrefliche Dienste thun. Man kan oft leichter ein Fas in einen Keller bringen, als alle Löcher verstopfen, wodurch sonst das Feuer auslöscht, so doch nur bei solchen Dingen angehet, welche Kolen geben. Man kan mehr Tonnen hintereinander brauchen, wenn der Brand sehr stark ist; und um keinen Schaden für die Gewölbe befürchten zu müssen, könnte man anstatt eines grossen Fasses, mehrere kleine nehmen. Hr. Geoffroy erklärt diese Würkung also: Es geschieht eine grosse Bewegung der Luft, die das Feuer durch Blasen und Zerstreuung der Flamme löschen kan. Die plözliche Verdünnung der Luft verursacht einen leeren Raum, worinn die Flamme aufhöret. Das Wasser wird in unzählige kleine Strahlen getheilet. Die brennenden Flächen werden auf einmal an allen ihren Theilen angegriffen. Sonderlich wird sich bei dem Anfang einer Feuersbrunst der Vortheil von dieser Erfindung erwarten lassen.

Der neue Druide, oder Unterricht zur Wartung junger Eichen;

auf die Naturlehre gegründet, durch lange Erfahrung bekräftigt, und überzeugend vorgetragen, auch umständlicher ausgeführt, als was man bisher von ihrer Zucht gelehret hat. Durch Jacob Wheeler.

Ob die Engelländer gleich wegen des Schifbaues eine besondere Ursache haben, die Eichen in Betrachtung zu ziehen, so ist doch alles, was die Bäume und Waldungen betrift, und darunter auch das Eichenholz, wegen desselben vielfältigen Gebrauches, ausser Engelland ebenfalls so wichtig, daß eine Nachricht von diesem Werke nicht unnüze seyn kan: Und es braucht einen Auszug desto nöthiger, weil der Verfasser seine Lehren in der blumenreichen, ja oft schwülstigen Schreibart, die schwerlich allen Engelischen Holzgerechten verständlich seyn dürfte, vorgetragen, und oft unter nicht allzunöthigen Ausschweifungen verstekt hat. Seine Absicht kömmt darauf an, zu zeigen, wie man zu erhalten vermögend ist, daß die jungen Eichen ordentlich und regelmäsig wachsen; daß die unordentlichen Bewegungen des Saftes in denselben verbessert werden, und daß selbst die schon erwachsenen Fehler der älteren sich einigermassen ändern lassen. Man hat dieses bisher bei den Eichen nicht zu bewerkstelligen gewust, oder nach seinem Ausdruke; die Eiche hat weniger, als andere Arten der wilden Bäume, dem äusserlichen Ansehen nach, die königliche Herrschaft des Menschen, über ihre gewöhnliche Art zu wachsen, erkannt: Den Nuzen dieses Unternehmens zeigt der Verfasser daher, weil der Preis der zum Schiffbaue nöthigen Eichen stark gestiegen ist; Man bedient sich zwar auch derer aus Neuengelland, aber sie haben von den Eichen des europäischen Engellands mehr das Ansehen, als das Wesen. Die Seeleute wissen es, ob sie es aus guten Ursachen den Besizern britanischer Wälder eben nicht bekannt machen. In den königlichen Schiffen werden die neuengelländischen Ei-

chen nur unter Wasser gebraucht, wo keine Canonkugeln hinkommen, in Westindien aber dauren sie gar nicht, da sie den Würmen so sehr unterworfen sind. Ein Schif aus britanischem Holze, das schon zehen Jahr alt ist, hält die besten ganz neuen von den neuengelländischen aus.

Ehe der Verfasser anfängt, die Auferziehung, die er bei den jungen Prinzen der Wälder zu gebrauchen vorschlägt, zu erzehlen, so erwehnt er erstlich, was bisher dabei für Fehler begangen worden. Er rühmt Herrn Evelyns nüzliche Bemühungen, sogar, daß er sagt, es bleibe nicht viel mehr übrig, als einige wenige Versehen desselben zu verbessern. Dergleichen fällt auch hier vor. Hr. Evelyn befiehlt, die ersten hervortreibenden Aeste einer jungen Eiche abzuhauen, wodurch sie künftig eine ansehnliche Höhe erhalten soll. Herr Evelyn hat hierinne vermuthlich dem Herrn Lawson, und vielleicht dem Gebrauche seiner Zeiten nachgefolgt. Man hat geschlossen, daß das bei den Eichen gute Dienste thun müsse, was bei Espen, Ahornen u. d. gl. vortheilhaft befunden worden: doch der Verfasser vergleicht die Eiche mit eroberten Völkern, welche sich wegen der ihnen angethanen Gewalt durch öftere Empörungen rächen. Er hat Herrn Evelyns Vorschriften gefolgt: aber an den verhauenen Pläzen sind immer neue Aestchen, wie Köpfe einer Hydra hervor gekommen.

Herr Cook, ein gründlicher und vernünftiger Schriftsteller und Gärtner bei dem damaligen Grafen von Essex, glaubte, die Zeit sey nur vom Hn. Evelyn nicht recht gewählt, und wenn solches zeitig im Sommer geschähe, nachdem der schnelle Flus des Saftes im Frühlinge sich in völlig ausgetriebene Blätter verbreitet hätte, würde das, was im Stande zurük bliebe, an den verhauenen Pläzen keine merkliche Aeste hervor zu treiben vermögend seyn; allein er gesteht selbst, daß ihn sein Schlus betrogen.

Herr Wheeler machte endlich folgende Uberlegungen, wegen dessen, was aus Abhauung der Aeste entstehen kan: Wenn die Aeste bei der Eiche plözlich abgehauen werden, so wird der gewöhnliche Lauf des Saftes, so zu reden, unverhoft zurük gehalten, und wie er ziemlich hoch schon in solchen hinan ist, und nicht wieder zurük in die Wurzeln kan, auch immer mehr zufliest; so hat er weder Zeit noch Kraft genug, die engen Gefässe im Obertheile des Baums so zu erweitern, daß sie ihn einnehmen könnten, es ist also sehr natürlich, daß er sich Luft machet, so gut er kan, und also Seitenschößlinge treibt: und wenn dieses nicht erfolgt, so kan der Baum bersten, oder eine Verstokung des Saftes entstehen. Dem Verfasser schien also diese Art, den Baum seiner Aeste zu berauben, zu gewaltsam und plözlich, daher er auf eine gelindere bedacht war. Er suchte also, durch eine entkräftende, aus-

zehrende

zehrende Wegschaffung der Aeste, dem Baume, der sie gezeugt hatte, ihren Verlust fast unempfindlich zu machen. Es kömmt nemlich darauf an, daß er einen Theil der Aeste ihrer Rinde beraubt. Die beste Zeit zu dieser Verrichtung ist der Theil des Frühlings, da die Rinde sich gut abschälen läst. Es ist aber zu bemerken, daß der Saft in jungen Eichen nicht so zeitig treibt, als in alten. In den ersten hat der Verfasser oft gefunden, daß er bis in den Sommer und bis zur Erndezeit, etwa nach einem Regengusse, ja bei warmer und feuchter Witterung wohl bis Michaelis getrieben hat. Diese Länge der Zeit ist für diejenigen vortheilhaft, die viel Eichen ziehen wollen.

Seine Art ist also, die Rinde von dem Aste, hart an dem Stamme, wegzunehmen, und zwar, wohl noch härter am Stamme auf der untern, als auf der obern Seite, wovon die Ursache jemanden, der solches mit Aufmerksamkeit verrichtet, leicht in die Augen fallen wird. Er durchschneidet also hart am Stam̃e rings herum, mit einem krummen Messer, die Rinde ganz durch, bis auf das Holz. Er thut einen andern solchen Schnitt rings um den Ast, in einiger Entfernung von den vorigen, die sich nach der Grösse des Astes richtet; zwischen diesen beiden Zirkelschnitten schlizt er die Rinde längst des Astes auf, die sich alsdenn durch einen gelinden Druk des Daumens leicht spalten und abziehen läst. Aeste, die etwa so stark als eines Mannes Zeigefinger, oder etwas schwächer sind, beraubt er der Rinde auf dritthalb Zoll, d. i. er nimmt dritthalb Zoll, vom Stamme angerechnet, von der Rinde hinweg. Die etwa die Stärke eines Peitschenstieles haben, verlieren etwas mehr, und denen, die so stark sind, als die Sprossen einer Leiter, werden wenigstens vier Zoll Rinde genommen. Stärkere Aeste unternimmt er nicht leichte, wegzuschaffen, ob er es wohl auf eben diese Art für möglich hält. Die kleinsten solchergestalt ihrer Rinde beraubten Aeste sterben ordentlich im Anfange des zweiten Jahres ab, und manche zeigen ihren herannahenden Tod bald in dem ersten: die grössern halten sich ein wenig länger, und die grösten leben, aber doch selten, bis ins dritte Jahr; sie leben, aber sie wachsen weder an Länge, noch Stärke, nur treiben sie Blätter, aber auch in geringer Anzahl, aus schon zuvor vorhanden gewesenen Knospen. Die trokne oder feuchte, hizige oder gelinde Witterung u. d. g. beschleunigen oder verzögern ihr Verderben. Das mus man aber inacht nehmen, daß sich die Rinde gut abschälen läst, denn wenn etwas davon an den Holzästen bleibt, so mus man entweder die Operation das folgende Jahr wiederholen, oder sie schmachten eine lange Weile, ehe sie gänzlich absterben. Der Verfasser erzehlt hier nur seine Erfahrungen, da vielleicht zu andern Zeiten und un-

ter andern Umständen der Erfolg etwas anders seyn kan. Wie er auch mehr practische, als gelehrte Kenntnis besizt, so erinnert er wegen der folgenden Schlüsse, daß er solche nur für seine eigene Muthmassungen ausgebe, wie man sich gegentheils auf die Richtigkeit der Erfahrungen, die er anführt, verlassen darf.

Die erste von diesen Erfahrungen ist, daß sich nach verrichteter Schälung des Astes ein Ring von Rinde an dem Stamme, am Ende des Astes, welchem die Rinde weggenommen worden, erzeugt. Der Verfasser leitet den Ursprung desselben von dem Safte her, der sonst zwischen dem Stamme und dessen Rinde in den Ast gegangen ist, und nun, da er nicht weiter fort kan, von dem Stamme einen solchen Ring machet. Hierdurch hilft die Natur dem Baume ohngefehr eben so, wie sie verwundeten Thieren hilft. Dieser Saft dient wie ein Balsam, die äussere Wunde zu heilen, er drükt und schliest sie zusammen, und wenn die Zeit kömmt, daß man den abgestorbenen Ast wegzusägen oder zu hauen für gut befindet, so bedeken die inneren Seiten des Ringes die dadurch verursachte Oefnungen fast um die Hälfte geschwinder, als dergleichen Wunde wäre zugedekt worden, wenn man sie durch eilfertige Abhauung des noch grünen Astes verursachet hätte.

Von dem übrigen Safte, der sonst in den Ast gegangen wäre, und den Ring nicht mit erzeugen hilft, vermuthet der Verfasser, daß er die Menge desjenigen vergrössere, der in die nächst höhern Aeste steigt, wie aus derselben ausserordentlichen Wachsthum alsdenn erhellet; ein Theil findet auch wohl noch eine Zeitlang Wege durch das innere Holz des geschälten Astes.

Damit gleichwohl nicht etwa der verhinderte Abgang des Saftes in den verschmachtenden Ast, dem Baume schädlich sey, so schlizt der Verfasser mit der Spize eines starken Messers, die Rinde an dem Stamme, über und unter dem Orte, wo der Ast geschält worden, in drei oder vier gleich grosse Abtheilungen. Dadurch entladet sich der Baum des überflüssigen Saftes, und wendet solchen zu äusserlicher Verstärkung des Stammes an, indem sich der äussere Ring des dichten Holzes vergrössert. Also sagt der Verfasser, ist alles inwendig ruhig = die allzugrosse Verdünnung wird gehindert = zu starke Aufwallung verkühlen = ihre gewöhnlichen Würkungen werden zurüke gehalten = und die Natur erfüllt des Abschälens Endzwek zugleich mit ihrem eigenen. = = = = = Solche Strichelchen, wie in diesem Absaze enthalten sind, befinden sich überall; Ich kan nicht sagen, was den Verfasser bewogen, seiner Schrift ein so ängstliches Ansehen zu geben, als ob man die lezte Scene in einem sterbenden Cato läse, oder der Verfasser und seine Leser engbrüstig wäre.

In dem dritten Capitel erzehlet der Verfasser, wie er untersucht habe, ob die solchergestalt durch Schälen ihrer Aeste beraubten Bäume in die Dike mehr als andere zunähmen. Er hat zu dieser Beobachtung sechs junge Eichen, von gleicher Grösse, und so nahe beisammen, als er sie finden können, erwählt; alle diese hat er einen Tag mit einer Leine, die sich nicht ausdehnen lies, aufs genaueste umgürtet; beide Enden übereinander gelegt, von einem Bedienten halten lassen, bis er solche mit Dinte bezeichnet, und alsdenn an dem Orte, wo die Umgürtung geschehen war, einen kleinen Nagel in die Rinde des Baums eingeschlagen, damit er sie an solchem Orte allemal wiederholen könnte. Der Ort, wo er die Bäume umgürtet, ist ohngefehr 6. Fus über der Erde gewesen. Nach Ablauf eines Jahres waren zwo von den Eichen, an denen man die Rinde aufgeschlizt hatte, stärker im Umfange geworden, als zwo, denen solches nicht wiederfahren war. Zwischen einer aufgeschlizten, und einer andern fand der Verfasser nur wenigen Unterschied, und bei Fortsezung des Versuchs hatte die geschlizte allemal den Vorzug. Das Wachsthum des Baums in die Runde kan man indes nicht aus der Summe des Innhalts aller Schlize zusammen gerechnet bestimmen, Es ist bald grösser, bald kleiner. Die Witterung kan hier viel verändern. Das Aufschlizen der Rinde tödet zwar selten Sprösslinge, die schon heraus getrieben sind, aber es schwächt und kränket sie. Der Verfasser hat bei Abschälung der Aeste die Rinde rings um den Stamm herum in drei oder vier gleiche Theile, durch Schlize von zehn Fus, und meist noch länger, zerschnitten. Daß die Bäume solchergestalt stärker werden, ist ihrem Wachsthume in die Höhe gar nicht hinderlich. Der Saft, der sonst in die Asche gegangen wäre, wird nun angewand, den Gipfel höher zu treiben. Der Verfasser hat nie mehr, als drei Aeste das erstemal an einem Baume geschält; und nicht eher, als den dritten Frühling darauf diese Verrichtung an andern Aesten eben desselben Baums, auch nie an mehrern, als noch an zweien wiederholt, und alsdenn meist drei Jahr geruht, bis er die höhern Aeste geschält. Von der Zahl, dem Stande und andern Beschaffenheiten der Aeste, die zum Schälen zu verdammen sind, schreibt er keine Regeln vor. Es ist nicht gut, alle Aeste nach der Ordnung, wie sie hervor geschossen sind, zu schälen, sondern man mus die stärksten zuerst nehmen, und einige schwächere, über und unter den geschälten lassen, damit solche den Baum auf einige Zeit von dem zu stark zuschiessenden Safte entledigen. Auch wenn die Zeit an eben dem Baume mehr Aeste zu schälen das erstemal wiederkömmt, nimmt er diese kleinen Aeste noch nicht weg, sondern läst sie noch länger, den Saft aufzuhalten; damit solcher die Stärke des Baums vergrössert, der sonst für seine Höhe zu schlank wer-

den könnte. Er läßt sie also nicht eher alle verschmachten, bis er dazu gehörige Ursache findet, worinnen ein wenig Aufmerksamkeit mehr unterrichten kan, als alle geschriebene Regeln. Zu ihrer Zeit müssen die grösten von diesen vormals kleinen, durch Beraubung ihrer Rinde, und die andern nach einer Art, die das nächstfolgende Capitel lehret, hingerichtet werden: Er nimmt Gelegenheit, innerhalb den vorerwehnten 3. Jahren, die meisten dieser Aeste, und was etwa für Schößlinge sind heraus getrieben worden, zu zerstören. Findet er, daß eine junge Eiche an ihrem Gipfel zweene Schößlinge nach Art einer Gabel treibt, so fängt er an, einen wegzuschaffen, und läßt indes einen von den niedrigen Aesten stehen.

Der Verfasser erzehlt auch aufrichtig, was für widrige Zufälle ihm begegnet sind. Im Frühjahre 1742. folgten auf einen strengen Winter kalte Winde, ohne daß eine angenehme Wärme die Eichen im geringsten zum Wachsthume angereizet hätte. Der Saft, der zu günstigen Zeiten den Winter über dann und wann in sie gestiegen war, (denn derselbe ist bei dem geringsten Sonnenscheine nicht völlig ruhig) hing ohne einige Würksamkeit stille. So blieb es bis in die Mitte des nächstfolgenden Sommers. Ein wenig vor demselben = (Hier überfält den Verfasser wieder seine Engbrüstigkeit) erfolgten starke Regengüsse, und nach solchen kam Sonnenschein. Die bisher vor Froste starren Gefässe konnten alsdenn die Menge des verdünnten Saftes nicht enthalten, und noch vielweniger den Zuflus, den ihnen die feuchte und erwärmte Erde zuschikte, einnehmen: daher trieben des Verfassers junge Eichen, an denen er die Aeste geschält hatte, neue Schößlinge aus: aber eben dieses wiederfuhr andern ungeschälten. Der Verfasser bemerkt dabei, daß nach Hales Erfahrungen und Schlüssen die Erde in einer ziemlichen Tiefe, Tag und Nacht, Sommer und Winter, einerlei Wärme habe. Nun drüke die jählinge Kälte der Morgen- und Abendluft, bei einem Ost- oder Nordwinde, nebst dem Wachsthume des Gewichtes der Atmosphäre fast allen Saft, der noch nicht im Holz verdiket ist, von dem Gipfel nieder; aus der Wurzel aber steige, vermöge des vorigen, immer eben die Menge Saftes in die Höhe; aus dieser Menge einander begegnenden Saftes erfolge, daß der Baum entweder bersten, oder neue Aeste austreiben müsse.

Ein anderer Zufall ist dem Verfasser viel Jahre nach diesem begegnet. Die Eichen hatten im Frühlinge Schößlinge, wenigstens sechs Zoll lang getrieben; das äussere dieser Schößlinge ward, nebst den jungen Blättern, bei einem scharfen Nachtfroste so schwarz als Dinte, und darauf erfolgten, eben wie vorhin, kleinen Seitenschößlinge. Solche Zufälle wären ein grosses Übel gewesen, wenn man kein ander Mittel gehabt hätte, die Zweige, die durch den Frost nicht völlig getödet waren, wegzuschaffen, als sie abzuhauen; denn da die hervortreibenden Aestchen, lebhaft, und zum Abschälen zu klein waren, so muste der Verfasser auf neue Mittel sinnen, wie er sie los werden wolte. Er lies von einem Bohrer die Schraube wegfeilen, und dem Reste die Gestalt eines Meisels geben; diesen Meisel trieb er durch die Rinde des Baums, erst über dem Schößlinge, alsdenn unter solchem hinein, um das Würzelchen des Schößlings selbst auszuheben. Dieses Verfahren ist langweilig, und geht nur bei den kleinsten Zweigen an, daher der Verfasser es bei Seite gelegt hat, wie Herr Homberg sein Unternehmen, aus Quekſilber Gold zu machen, weil solches die Kosten nicht tragen würde.

Der

Der Verfasser zeigt also im 4. Cap. einen kürzern Weg, die hervorkeimenden Sproslinge zu töden. Er zerquetscht sie mit einem Hammer. Sind die Eichen zu hoch, daß man die Oerter, wo dieses vorzunehmen ist, von der Erde erreichen könnte, so thut solches sowohl, als die vorbeschriebenen Operationen an den Aesten und Rinden, ein Junge, den man an einer Leiter hinauf steigen läst. Es geschieht vermittelst eines kleinen Handhammers wie die Schmiede brauchen: Das Zerquetschen wirkt eben so viel als das Abschälen, und noch mehr, weil bei diesem das Holz nicht zerbrökelt wird; Aus dieser Ursache mus auch das Aufschlizen der Rinde, wenn man die Aestchen zerquetschet hat, stärker geschehen, als wenn man sie geschält hat: Man ist auch nicht verbunden, jeden Schliz in einem fort zu führen, sondern man kan verschiedene kürzere Schlize hier und dort etwa in einer gewisen Ordnung einen unter den andern machen.

Nachdem der Verfasser über Nachricht von der Art- Nuzen- und Ursachen, dieser Arbeit- und eine zureichende Kenntnis von den physikalischen Würkungen des Zerquetschens- Abschälens- und Rindeschlizens gegeben hat: So unterrichtet er seinen Leser ferner, welche Eichen sich hiedurch am besten ziehen lassen, und welche die gröste Geschiklichkeit und Aufmerksamkeit erfodern.

Die Eichen, bei denen man sich die beste Hofnung machen kan, sind diejenigen, deren Rinde in Vergleichung mit andern kan glatt und weis genennet werden, oder silberfarben und ziemlich dünne ist, dabei nur eine mäsige Bedekung von Moos hat, und mit dem Holze nicht allzu feste zusammenhängt. Zur Gesundheit der Eiche gehöret, daß die Theile zunächst unter der Rinde sich von dem Zuflusse des Saftes ausdehnen, und neue Jahrringe ansehen lassen, daß der Saft ohngehindert aufsteigen und den Gipfel erhöhen kan, ohne daß er die Seitensproslinge zu treiben denöthiget wird. Ein Anzeichen von einem solchen gesunden Zustande ist, wenn ihre obern Aeste sehr aufgerichtet, und auch die niedrigen dem senkrechten Stande näher, als dem wagrechten sind, besonders nachdem sie der Winter von ihrer Blätter Last fast befreiet hat, auch wenn sie an sich selbst gerade und nicht gekrümmt und gewunden wachsen. Doch kan eine Eiche mit allen diesen guten Anzeigen immer klein bleiben, z. E. wenn sie aus einem alten Stoke ausgeschlagen ist: denn sobald sie alsdenn die Grösse erreicht hat, zu welcher die alten Wurzeln sie bringen können, steht sie still, weil die Wurzeln oft so alt sind, daß sie sich nicht weiter in die Erde fortstreken können.

Wenig Hofnung darf man sich von solchen Eichen machen, deren Rinde runzlich, voll tiefer Risse, schwarz ist, davon die Schößlinge des lezten Jahres, auch nach einer nassen Witterung sehr kurz sind, und da die Rinde an dem Holze fest anhängt und sich nicht wohl abschälen läst. Der Saft, welcher den ganzen Winter über gesammlet worden; reicht alsdenn nicht zu, die Theile des Holzes und der Rinde so schlüpfrig zu machen, als die Natur und die Menschen es fodern. Man findet nur zu viel solcher Eichen, entweder in schwachem Boden, oder wenn sie aus den Stöken, vorerwähntermassen ausschlagen, und sie erhalten wohl eine Höhe zu 8. zu 10. Fus, ehe sie an ihren Stillstand kommen. Manche Bäume treiben auch über und über zu viel Aestchen aus, daß man sie nicht von einer zulänglichen Anzahl auf einmal befreien kan.

Der Verfasser erinnert alsdenn, man solle bei verkauftem Holze nicht verstatten, daß die Holzbauer nicht nach ihrem Belieben diese Bäume fällen, und andere stehen lassen. Ein Holzgerechter könne in Begleitung eines Jungen, der einen Topf Theer u. d. gl. trage, den Wald durchgehen, und die Bäume, die stehen bleiben sollen,

sollen, rings herum etwa eine Elle hoch bezeichnen. Ferner erwähnt er, man könne an allen Bäumen im Frühjahr und mitten im Sommer die Rinde sicher aufschlizen, wenn sich die Rinde zu der Zeit, da man die Schößlinge zerquetscht, die Rinde sich mit einem starken Messer aufschlizen liesse. Geht es aber damit nicht an, so mus man eine Böttcherart, aber kein Beil nehmen, und alsdenn nicht zu weit in den Frühling hinein warten, denn sonst springen bei gar zu grosser Wärme von der Bewegung des Saftes die Schlize zu weit auf, und entblössen das Holz für Wind und Regen. Hat der die Schlize machen soll, eine wankende Hand, so kan er sich eines Werkzeuges bedienen. das an jedem Ende der Klinge einen Grif hat, damit durch einen ungleichen Schnitt das Holz nicht verlezt wird.

Es giebt Eichen, die oben unproportionirlich dünner werden als unten, weil die Sonne oder troknende Winde, die Rinde oben zu enge zusammen getrieben haben, diesen kan vielleicht durch Aufschlizen der Rinde an den obern Theilen geholfen werden, wie auch solchen, die zufälliger Weise auf einer Seite platt, nämlich nicht völlig rings herum zirkelrund sind, welches der Verfasser daher leitet, weil die Rinde an das Holz auf der plättern Seite zu feste anhängt. Er hat aber keinen von beiden Fällen selbst unter Händen gehabt, ob er wohl einen Versuch mit jungen Bäumen gemacht hat, die nicht stärker als seine Faust waren, er hat ihre Rinde ohngefehr vier Fus hoch vom Grunde, sechsmal ringsherum aufgeschlizt, und solches ein Jahr ums andere in den Zwischenräumen wiederholet, worauf ihre Stämme eine ausserordentliche Stärke erhalten haben. Daß man die Aeste durchs Zerquetschen am sichersten wegschaffen könne, beweist der Verfasser aus dem Beispiele verschiedener Kräuter, und selbst des Grases, die eher wieder wachsen, wenn sie scharf abgeschnitten, als wenn sie abgequetschet oder zertretten worden. Wegen des Vortheils, der bei dem Aufschlizen der Rinde ist, beruft er sich auf die bekannte Art einen gekrümmten Baum gerade zu machen, da man auf der hohlen Seite die Rinde aufschlizt, und dadurch nach des Verfassers Gedanken, dem Baume Gelegenheit gibt, die Höhlung mit Holze auszufüllen.

Man kan sich eben der Vorschläge des Verfassers bedienen, grosse Baumäste zu Zimmerholze von einem Baume abzusondern; Man schält sie zur gehörigen Zeit, auf 18. Zoll lang, oder noch weiter; und läst sie in solchen Umständen, ein oder zwei Jahre am Baume, damit sich ein recht starker Ring von Rinde erzeugt: Beim Absägen mus man nicht zu eilfertig seyn, damit nicht zugleich durch ein jählinges Abreissen Splitter aus dem Baume gerissen werden, wo nachgehends Regen und d. gl. durch die Höhlungen in den Baum dringen. Nachgehends ebnet man die ofne Wunde mit einem Meisel, und höhlet sie mit einem Meisel an den Rindenringe inwendig aus damit sich solcher desto leichter ausbreiten, und die Wunde verschliessen kan, die übrigens auch mit einem Pflaster aus Talg, Wachs und Harz, an einem troknen Tage vermittelst eines Pinsels warm aufgetragen, oder was der Besizer sonst für dienlich findet, zu bedeken ist. Aeste, die von starken Winden losgerissen sind, oder sterben wollen, sollten eben so gewartet werden.

Der Verfasser bedient sich erwähnter Materie zum Pflaster, bei starken Aesten (denn schwache haben es nicht nöthig,) vermengt es aber mit Oel oder Spek, daß es wie Butter wird, und ohne geschmelzt zu werden, sich mit dem Daumen aufstreichen läst. Dadurch schüzt er den Baum vor den troknenden Winden und Regen, die eben so schädlich sind, als eine troknende Sonne. Die Knoten, welche nach abgehauenen Aesten im Stamme bleiben, und wenn das Holz nachgehends verarbeitet wird, durch ihr Herausfal-

len

len Astlöcher verursachen, verwachsen sich mit dem Holze, wenn nach des Verfassers Art verfahren wird. Er zeigt dieses sowohl daraus, weil der Saft, den sie sonst in sich nahmen und in die Aeste schikten, jezo zu ihrer eigenen Erweiterung und Verbindung mit dem Stamme dienen kan, als auch weil sonst viel mehr Astlöcher entstehen müsten, da wenig Bäume seyn werden, die in ihrer Jugend nicht durch allerlei Zufälle, Aeste verlohren hatten, derer Knoten also nothwendig müssen verwachsen seyn: Endlich hat der Verfasser verschiedene junge Eichen, die er vorbeschriebenermassen abgewartet gehabt, mit einem Meisel an den Oertern, wo ihnen die Aeste genommen worden, geöfnet, und die Knoten allezeit verwachsen befunden.

Im fünften Capitel merkt der Verfasser an, daß hohe Bäume in grösserer Anzahl auf einem Aker stehen können, und dem Grase, Korne, und Unterholze, weniger hinderlich fallen, als Bäume, die sich weit ausbreiten und niedrige Aeste haben; bei diesen lezten wird der Saft angewand, Feuerholz zu zeugen, welches gegen die Nuzung, die jener Stämme geben, keine Verhältnis hat.

Der Verfasser giebt noch etwas an, dadurch sich der Werth der Stämme vermehren läst, wenn man sie nämlich so gekrümmt zu ziehen weis, wie sie zu verschiedentlichem Gebrauche in der Schifbaukunst, und auch bei andern Gebäuden erfodert werden. Er führt aus dem Hn. Yarrington an, daß man dieses in Oldenburg in Teutschland thue, und so gezogene Eichen vermittelst der nächsten Flüsse nach Holland flösse: Man hat in Engelland solches dadurch zu erhalten gesucht, daß man die Gipfel junger Eichen, so gekrümmt, wie sie wachsen sollten, an was festes gebunden, aber bei starken Winden haben die Seile durch die Rinde bis selbst ins Holz durchgerieben, und wo das nicht erfolgt ist, hat die Natur, die beim Wachsen der Pflanzen stets eine senkrechte Lage sucht, neue gerade in die Höhe gehende Schößlinge aus dem Obertheile des Buges heraus getrieben, und dies desto mehr, da der aufsteigende Saft, durch das Binden, in seinem Fortgange gehindert wird. Wie daher dieses Verfahren bald ausser Gebrauch gekommen ist, so hat ein anderes noch schlimmeres nicht lange Beifall gefunden. Man band nemlich ein Seil mit einem Gewichte an die Gipfel der Bäume, solche zu beugen, und der Wind, der mit diesem Seile frei spielte, verursachte, daß es desto eher durchrieb. Der Verfasser schlägt vor, sie unten zu beugen, und solches nur mit solchen, die nicht stärker sind, als ein Mannsdaumen, vorzunehmen. Solche gebogne Stämme werden wegen des Gebrauchs zum Schifbaue theurer verkauft, als andere, obwohl ihr Werth in Engelland nicht mehr so gros ist, als er sonst war, seit dem man die Kunst, das Holz mit Feuer zum Schifbaue zu krümmen, erfunden hat.

In der Folge bemerket der Verfasser, daß diejenigen sehr übel thun, die ihre Eichen zu dichte beisammen wachsen lassen, und sie dadurch Luft, Wärme, und zulängliche Nahrung einander selbst zu benehmen nöthigen. Von der Unbeständigkeit des Wetters in Engelland, und den unordentlichen Abwechselungen der Wärme und Kälte, leitet der Verfasser her, daß die Eichen sich in zu viele Aeste ausbreiten, und nicht so häufig, wie in den nordlichen Gegenden des festen Landes, zu einer geraden Höhe gelangen. Gegentheils giebt er den britannischen Eichen einen besondern Vorzug wegen ihrer Härte: Es sey bekannt, sagt er, daß eine sechspfündige Stükkugel durch ein Bret eines britannischen Schifs gehe, und nur eine Oefnung nach sich darinne lasse, die nicht gros genug sey, ein Ey durchzusteken. Eben die Dauerhaftigkeit gegen die Stükkugeln, zeige das Eichenholz bei Festungswerken auf dem Lande.

Nachdem der Verfasser im sechsten Capitel den Engelländern die Besorgung der Eichen nachdrüklich angepriesen hat, so bemerkt er, daß gleichwohl mit aller Sorgfalt nicht in jedem Boden grosse Eichen zu ziehen wären. Wenn die tiefern Schichten des Erdreichs aus troknem scharfen Gries, Sand, Felsen, unvermengten Kalke bestehen, oder schwer hart und an nährenden Theilchen arm sind, hat man sich nichts zu versprechen. Gegentheils ist das dienlichste Erdreich, wo sich vier Fus tief, oder besser noch tiefer gelinder Thon, fette Erde oder Mergel befindet. Die Nässe dringt leichte hinein, und hält sich lange genug darinne auf, die Troknen Pflanzen den Sommer und selbst den Herbst über zu tränken, und man findet in Engelland genug solche Ländereien, deren Oberfläche sonst zu Gras und Korn eben nicht besonders tauglich und also sonst in keinem hohen Werth ist.

Zum Unterholze in neugepflanzten Wäldern schlägt er Haseln vor, weil solche nicht hoch wachsen, den grossen Bäumen hinderlich zu fallen, und doch zu mancherlei Gebrauche dienlich sind.

Der Verfasser beschreibt, wie die Eichen zu sähen sind, folgender Gestalt: Man mache in dem Aker, den man dazu bestimmen will, Furchen, wie für Weizen oder Bohnen, und besähe ihn etwa im Weinmonate mit Haselnüssen oder Bohnen, wenn der Eigenthümer nicht lieber Weizen haben will. Zugleich samle man zur gehörigen Zeit mehr Eicheln, als man nöthig hat, von hohen Stämmen lieber, als von solchen, die ausgescheidelt worden sind, und lege solche sogleich in Sand, daß Sand und Eicheln schichtweise mit einander abwechseln, und an einen Ort, da ihnen die Mäuse keinen Schaden thun können. Sobald die Herbstregen gefallen sind, ohngefehr vor Anfang des Novembers, mache man auf jeden Aker 30. Höhlen, jede 6 Fus weit, und von mittelmäsiger Tiefe sind. Die ausgegrabene Erde wirft man wieder hinein, und vermengt sie mit Strohe, dadurch wird sie ohngefehr einen Fus höher als das übrige Erdreich, und die Wurzeln der hineinzusehenden Eichen finden sie lokerer, und erreichen zu gehöriger Zeit die Fläche des anliegenden Bodens, wo die beste Nahrung für sie liegt, bekommen auch die Feuchtigkeit des Sommerregens häufiger und kräftiger, als wenn solche zu ihnen tiefer ins Erdreich dringen sollte. Im Mittel einer jeden so ausgefüllten Höhle: nachdem sich die Erde etwas gesezt hat, macht man eine kleinere, ohngefehr von der Grösse eines Scheffels, und breitet, was daraus ausgeworfen wird, auf das herumliegende Erdreich aus. Diese kleinere Höhlung wird sogleich mit wohlzugerichteter Gartenrede u. d. gl. nicht aber mit Koth und Unrath, die folgende Weyhnachten, da die Feldmäuse, nach des Verfassers Gedanken, ihren Wintervorrath eingetragen haben, nimmt man die Eicheln aus dem Orte, wo man sie verwahrt hat, und pflanzt ein halbes Duzend von denen, die das meiste versprechen, etwa drei Zoll tief, innerhalb der kleinen Höhlen, worauf man die Erde gelinde wieder über sie drukt. Die Haselnüsse = oder Bohnen = oder Weizen, die in dem Umfange dieser Höhlen, zerstört werden, kommen in keine Betrachtung. Das Stroh braucht der Verfasser, nicht dem Erdreiche einige Fruchtbarkeit zu geben, sondern nur es lokerer zu machen. Einige ziehen Eichenpflanzen den Eicheln zu sähen vor, weil bei selbigen nichts wegen der Mäuse zu befürchten ist. Sie hauen solche, nach Verlauf zweier Jahre, bis an den Boden ab, und ziehen nur alsdenn die besten Schößlinge gros. Zulezt meldet der Verfasser, daß er nach der abgegebenen Art nicht nur gesunde und unverlezte Eichen sondern auch solche, bei denen sehr viel widriges zu seyn schiene, zu einer ansehnlichen Höhe gezogen. Er hat es mit solchen vorgenommen, die aus Wäldern einige Meilen her

ver=

verpflanzt gewesen und denen, welches bei den meisten Baumverständigen als was wichtiges bei der Eiche angesehen wird, die Herzwurzeln abgeschnitten waren; man hatte dieselben auch in keinen bessern, als ordentlichen Holzboden verpflanzt, und weil man sie erst zum Ausscheideln ziehen wollte, sie oben gabelförmig ausgegipfelt, und zugleich ihren senkrechten Stamm glatt abgehauen, und folglich alle gerade aufsteigende Gefässe in selbigen auf immer zerstört: statt desselben hatte man 3 oder 4 horizontale Seitenäste, jeden etwa einen Fus lang auf jedem Gipfel stehen lassen, solche nur zu Feuerholze zu ziehen. Nachdem sie auf diese Art zwei Jahre gewachsen waren, versuchte der Verfasser, ob er sie zu geraden und einfachen Stämmen wieder ziehen könnte, es gelang ihm auch sowohl mit diesen dreisigen, mit einem halben Duzende junger Eichen, deren Gipfel vom Vieh abgenagt waren.

In einem Poßtscript hat der Verfasser nochmals den Engelländern die Eichenzucht angepriesen. Die bei seinem Werke befindlichen Kupfer, ausser dem Titelkupfer, sind 1) die Vorstellung eines Eichenbaums mit etlichen Aesten, an denen seine Vorschriften abgeschildert sind, man sieht nämlich die Aeste, von denen die Rinde abgeschält ist, die Rindenringe, die Aesten, die man mus stehen lassen, u. s. w. Des Verfassers Vorschriften sind so deutlich, daß diese Figur mehr zur Zierrath dienlich, als zum Verstande nöthig ist. Die zweite Zeichnung ist dem Dr. Grew abgeborgt, und stellt einen Ausschnitt aus einem querdurchgeschnittenen Eichenaste durch das Vergrösserungsglas betrachtet vor, da sich Rinde, Holz, Mark u. s. w. mit ihren Theilen und Gefässen deutlich zeigen, ohngefehr wie die Abschilderung eines solchen Durchschnittes von einem Eschbaume in dem von Hrn. Segnern in Göttingen herausgegebenen Gebrauche der Weltbetrachtung des Hrn. Nieuwezt, auf der 13. Tafel, 2. Fig. zu finden, und daselbst in der 24. Betrachtung, 21. §. erklärt ist.

Wie weit die Gedanken des Verfassers gegründet, und durch Erfahrungen zu bekräftigen sind, läst sich hier nicht ausmachen, sondern erfordert weitläuftigere Untersuchungen, daher es genug seyn wird, solche erzehlt zu haben. Doch kan man, zum Beweise, daß des Verfassers Gedanken in Teutschland schon längst einigermassen bekannt gewesen, folgende Stelle aus des Herrn von Carlowiz Anweisung zur wilden Baumzucht, 2. Th. 8. Cap. 17. §. dienen: " Einige pflegen " das Bauholz, so sie fällen wollen, einige Zeit zuvor unten am Stamm zu " schälen, damit es allesachte austrukne, " und desto eher dürre werde. Allein die " meiste Meinung geht dahin, daß dergleichen Holz ehe wandelbar wird, als " das ungeschälte. Denn die Natur " oder Saft greift es an, und weil er " dem Baume nichts helfen kan, so corrumpirt er ihn vielmehr, gleichwie zu " sehen an dem winddürren Holze, welches geringe Bauholz, wie auch schlechte und so zu sagen, nur halbe Kohlen " giebet." Man sieht leicht, daß sich dieses aus unsers Verfassers Grundsaze beantworten läst, und es ein Unterschied ist, einen ganzen Stamm, oder einen Ast, absterben zu lassen.

A. G. R.

Beweis daß es keine wahre Ehre seye, wenn man von den meisten Leuten gelobt wird.

Die Ehrbegierde ist eine fast allgemeine Leidenschaft der Menschen: auch die lasterhaftesten Personen, die sich nicht scheuen, ihre Schandthaten öffentlich auszuüben und öffentlich zu bekennen, wollen doch manchmal für

ehrbar angesehen werden, und verlangen noch überdieses ein Zeugnis ihrer guten Aufführung. Jeder Mensch hat einen gewissen Grad der Eigenliebe, und aus dieser folget die Ehrbegierde: ohngeachtet wir also nicht behaupten, daß diese Begierde jederzeit aus einer ächten Quelle herfliese; so müssen wir doch zugestehen, daß jedermann, wenigstens einigermassen, einer Ehre würdig seye, und also auch für sich berechtiget halten dürfe, nach derselben zu streben.

Es bestehet aber die Ehre, nach welcher wir alle trachten, in einem Urtheil anderer Leute von unsern Vollkommenheiten. Es ist eine gar zu bekannte Sache, daß die Vollkommenheiten entweder wahre, oder nur scheinbare sind. Eine wahre Ehre mus also in dem Urtheil der Leute von unsern wahren Vollkomenheiten bestehen. Doch dieses ist nicht genug: die Vollkommenheiten sind auch, wie der Weltweise sagt, entweder physisch oder moralisch. Man nennet diejenigen Vollkommenheiten physisch, die wir erlangt haben ohne unsere freie Wahl und Willen dabei zugebrauchen; zu diesen Gütern kommen wir meistentheils unschuldig; wir sollen uns also ihres Besizes wegen eben so wenig eine Ehre anmassen, als wir es andern zur Last legen können, daß sie nicht so adelich, so schön, so reich, so glüklich sind, als wir. Was hat wohl ein Prinz dazu beigetragen, daß er aus einem fürstlichen Bette gezeuget worden? oder würde sich wohl Plusidor durch seinen seichten Verstand das Vermögen erworben haben, das ihm sein Vater hinterlassen hat? Von den moralischen Vollkommenheiten aber haben wir uns mehr zuzuschreiben: wir erlangen sie durch unsern eignen und freien Willen, und andere können nur sehr entfernter Weise zu diesen unsern Vollkommenheiten etwas beitragen. Wahre Tugenden, eine vorzügliche Gelehrsamkeit, eine Fertigkeit in nüzlichen Künsten, dem Vaterland geleistete Dienste, sind solche Eigenschaften, welche wir haben und aufzeigen müssen, wo wir einer wahren Ehre fähig seyn wollen.

Endlich mus die wahre Ehre ein Urtheil vernünftiger Personen seyn. Würde das wohl eine Ehre heissen, wenn der niedrigste Pöbel, ein unverständiger und boshafter Schmeichler, unsere Vollkommenheiten herausstreichen, ein vernünftiger Verehrer der Tugend aber zu unserm Ruhme schweigen, oder unsere Vollkommenheiten gar nicht kennen würde?

Nun wird es leichte erwiesen werden, daß es gar keine, geschweige eine wahre Ehre seye, wenn man von den meisten Leuten, und insbesondere heut zu Tage, gelobt wird. Wir sezen zum voraus, daß die meisten Menschen die wahren Vollkommenheiten nicht kennen, und daß die meisten Menschen lasterhaft sind. Denn es wird uns jedermann zugeben,

ben, daß der Haufe der Klugen und Tugendhaften der kleinste in der würklichen und vielleicht auch in den meisten möglichen Welten seye. Ist dieses richtig, und wir werden von den meisten Menschen gelobt, so werden wir von unverständigen und lasterhaften gelobt; diese können nicht loben, oder deutlicher zu sagen, ihr Lob ist keine wahre Ehre. Sie handeln aus Vorurtheilen; und weil sie die Tugend nicht kennen, so loben sie uns entweder vom Hörensagen, oder aus dem äuserlichen Scheine, der ihre zur Erkenntnis der Tugend stumpfe Sinnen verblendet hat. Vernünftige Personen gehen mit ihrem Lobe sehr behutsam und sparsam um: sie loben alsdenn erst, wenn sie von den rühmlichen Eigenschaften einer Person recht merklich überzeugt worden; und weil sie dieser Uberzeugung ohngeachtet, doch manchmal betrogen werden, so denken sie das Lob eines Mannes öfters, als daß sie es sagen.

Es ist überdieses gefährlich von den mehresten Leuten gelobt zu werden. Denn da die meisten Menschen lasterhaft sind, so kan ein anderer, der uns nicht kennet, leicht glauben, wir gehören selbst unter die Zahl dieser Leute, eben weil wir von ihnen gelobt werden. Denn wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, so wissen wir, daß die Tugend gewöhnlicher Weise nicht gelobt, sondern verachtet, ja gar verfolget werde, und daß der Wiz der Bösen niemals geschäftiger seye, als wenn es auf die Verleumdung der Redlichen ankommt. Wo also in Absicht auf die Personen, die uns loben, eine wahre Ehre entstehen soll, so mus der Tugendhafte wiederum den Tugendhaften, der Gelehrte den Gelehrten, der Held den Helden loben; und gesezt, daß auch dieses geschehe, so werden wir einen Menschen doch deswegen noch nicht ehren, wenn wir ihn nicht selbst kennen. Denn z. E. der Gelehrte lobt öfters einen andern, nicht weil er von seiner gründlichen Wissenschaft überzeugt ist, sondern, weil er in gewisen Dingen einerlei Meinung mit ihm hat, weil er ein Anverwander oder guter Freund von ihm ist, oder weil sich der gelobte das Lob durch Geschenke, Versprechen, Dedicationen und dergleichen erkauft hat. Im Gegentheil treibt einen andern Gelehrten öfters der Brodneid an, seinen Collegen die wahre und ein schuldiges Lob zu versagen, und ihn, wenn er allenfalls seine Lehrsäze nicht hat, zu verfolgen oder wenigstens zu verkezern.

Ein neuer Grund, warum man das Lob der meisten Menschen nicht für eine Ehre halten darf, ist dieser: es ist zur Mode worden, nicht die moralischen, sondern blos die physischen Eigenschaften zu loben. Ein reicher Stuzer, der die Kunst des Kleiderwechsels vollkommen verstehet,

het, und der sich die Geschiklichkeit seines Schneiders in etwas zu Nuz zu machen weis, erhält das Lob, daß er ein artiger, galanter und vollkommener **Herr** sey: da hingegen ein andrer ehrlicher Mann, der die Westenveränderung nicht in seiner Gewalt hat, oder vielleicht noch die Perüke nach der im vorigen Jahr abgekommene Mode accommodiren lässet, ein **schlechter Mensch** genennet wird. Mit einem Wort; es ist Mode, nicht mehr die Menschen und ihre löblichen Eigenschaften, sondern ihre Perükenmacher, Wäscherinnen, Schuster und Schneider zu loben und zu bewundern.

Oder wenn man ja die moralischen Eigenschaften noch loben höret, so sind es nicht die wahren, sondern die scheinbaren. **Herr Wagenstolz**, der fleisig in die Kirche fährt, um seinen neuen Wagen, sein neues Kleid, oder sonst eine neue Mode zu zeigen, wird ein andächtiger und gottesfürchtiger Mann genennet. **Frau Geizin** theilt nach der Verordnung ihres seeligen Mannes alle Wochen einen Gulden unter die Armen aus, und weil sie vorgibt, daß solches aus ihrem Beutel und eignem Triebe ihres Herzens geschehe, so wird sie in der ganzen Stadt eine gutthätige Frau genennet, ohngeachtet sie mit Zittern an den Freitag gedenket, der ihr alleine mehr wegnimmt als sie die ganze Woche verzehret. **Madame Fremdliebin** erwirbt sich durch ihren spröden und städtischen Hochmuth die Ehrfurcht aller Einwohner; sie wird für eine keusche und ehrbare Dame ausgegeben, und wir glauben es so lange, bis uns ohngefehr ein paar Duzend Fremde versichern, daß sie Zeit ihres Aufenthalts bei uns die Ehre gehabt hätten, die artige Unkeuschheit dieser Frauen kennen zu lernen. Gleicherweise hält man die Jungfer **Dummin** für die allereingezogenste gesitteste, ehrbarste und frömmste Schöne, weil sie noch niemals auf einer Hochzeit gewesen, vielweniger ein Menuet getanzet hat, in Gesellschaften aber, so wenig, als in Moden sich der sogenannten Welt gleichgestellet, sondern auf eine muntere und scherzhafte Rede eines artigen jungen Menschen, den man verliebt nennt, mit nichts, als mit einem undeutlichen Ja und **Nein** zu antworten weis. Das arme Kind aber, die Jungfer **Ehrlichin**, mus sich schon seit einigen Jahren mit dem Charakter einer gemeinen Schönen belegen lassen, weil sie manchmal den jungen Herren von ohngefehr und Noth gezwungen gestattet, sie am Arme nach Hause zu führen, und weil man sogar hat wissen wollen, daß ihr neulich, und zwar sehr spat in der Nacht (ohne Zweifel schon nach 9. Uhr) bei einer Begleitung wäre die Hand geküst worden; welche Aufführung sträflich genug ist, wenn man auch nicht wüste, daß sie schon in ihrem 15ten Jahre gerne getanzt, gesungen, oder in neuen wizigen und artigen Schriften gelesen habe.

Je-

Jedoch damit wir ernstlich von dieser wichtigen Sache reden, so wollen wir folgende Regeln geben:

1) Wer sich um eine wahre Ehre bekümmert, der bemühe sich, daß er von den wenigsten Leuten gelobt wird.

2) Wer gar von niemanden solte gelobt werden, lasse sich hievon nicht anfechten, er kan doch ein redlicher Mañ seyn; doch wollen wir auch dieses nicht läugnen, daß derjenige, der von niemanden gelobt wird, öfters ein verdrüslicher Menschenfeind seye.

3) Wer von den meisten Leuten getadelt wird, der schmeichle sich, daß er unter die Redlichen gehöre.

4) Wer einer wahren Ehre theilhaftig werden will, der suche getadelt zu werden.

5) Wer gar von niemanden getadelt wird, den könnte man fast für einen Heichler, oder Schmeichler halten: doch vielleicht ist der Mensch noch nicht gebohren worden, den niemand getadelt hat.

Von dem Nuzen des Umgangs und der wahren Geselligkeit.

Ich betrachte die Erdkugel als einen Plaz, der den vernünftigen Beiwohnern desselben zu einer gesellschaftlichen Versammlung bestimmet ist. Die Menschen, die zu einer Zeit mit einander leben, stehen in einem gewisen Verhältnisse gegen einander, und die Bedürfnisse samt den Bequemlichkeiten unserer Natur fordern, daß wir uns näher zusammen thun. Selbst die Thiere halten eine Gattung von Gesellschaft unter einander, und der Verstand, den wir für ihnen voraus haben, macht uns zu einer weit vortreflichern Verbindung untereinander geschikt, dadurch ein jeder einzelner Mensch, als ein Glied einer Kette, zu dem gemeinen Wesen das Seinige beiträget, und beitragen mus, wenn er anders seiner selbst froh werden will. Denn warum hat die göttliche Vorsehung nicht einem jeden Menschen eine eigene Erde eingeräumet, und warum hat sie uns nicht in eine kleine und ausgesuchte Gesellschaft gesezet? Will sie nicht, daß wir mit allen unsern Nebenmenschen in Verbindung treten, und gewise gesellschaftliche Pflichten gemeinschaftlich beobachten sollen? Wenn ich also einen jeden aus diesem Augenpuncte ansehe, so fodere ich von ihm, daß er soll gesellig seyn; Ich verstehe unter einem geselligen Menschen, einen solchen, der sich in seiner innern und äussern Einrichtung nicht als einen einzelen Menschen, sondern im beständigen Zusammenhange mit seinen Nebenmenschen betrachtet, und sich daher in seinen Handlungen so zu verhalten bestrebet, daß er zu dem allgemeinen

Wohl so viel möglich beitrage, um des allgemeinen Wohls insbesondere theilhaftig zu werden. Dieser kurze Saz hält, nebst dem ganzen Inbegrif aller zeitlichen Glükseligkeiten, auch die Mittel, solche auf die beste Art zu erlangen, und eine sehr starke Foderung an ein jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft in sich. Er zeiget uns, was wir zu meiden haben, oder die Laster, die der Geselligkeit widersprechen, und lehret uns die gesellschaftlichen Tugenden, welche von einem weitern Umfang sind / als man wohl bei dem ersten Ansehen denken sollte. Sie begreiffen kluge Mäsigung, die Bescheidenheit, Verschwiegenheit, das Mitleiden, die Gedult, Nachsicht, Vertraulichkeit, Behutsamkeit, und hundert andere Tugenden, in sich. Durch diese wird ein jeder für sich ausgearbeitet, und als ein tüchtiger Theil dem Ganzen eingefüget und zugepasset. Die Weisheit führet uns auf den uns gehörigen Plaz, ohne daß uns äusserliche Dinge verblenden, und tausend Abwege uns an einen unrechten Ort bringen, und die Klugheit lehret uns, alle Umstände zu dem gehörigen Nuzen anzuwenden. Es gehören unzehlbare Kleinigkeiten zu dem geselligen Leben, und es kömmt öfters auf eine derselben die Wohlfahrt einer langen Reihe Jahre an. Diese Kleinigkeiten werden in den Lehrgebäuden, in die Sitten und den Umgang in Ordnung bringen, als Dinge vergessen, die sich von selbst verstehen, und doch gemeiniglich, als unerheblich, nie betrachtet werden. Wir sehen täglich Personen vor uns, die unangenehm, oder angenehm im Umgange sind. Sollen wir nicht genauer untersuchen, was dieses angenehme oder unangenehme verursache; Uberhaupt finden wir, daß ein gutes Herz, ein guter Kopf nebst einem gefälligen Wesen, uns in der Gesellschaft beliebt mache. Es gehören auch alle Dinge, die das gute Herz, den Wiz und die Gefälligkeit betreffen, in dieses Capitel.

Das Lob eines artigen, brauchbaren und umgänglichen Menschen ist viel zu wichtig, als daß wir nicht darnach streben sollten. Was ist schmeichelnder, als ein solcher Zustand, da wir allen, die mit uns in einigem Zusammenhange stehen, angenehm sind, und da wir in der Abwesenheit sogleich vermisset werden?

Wir kommen nicht ordentlich zusammen, sondern nach unserem Triebe; es vergehet aber kein Tag, da nicht einige von uns beisammen sind. So sehr wir die Ordnung lieben, so sehr ist uns der Zwang verhast. Wir kennen uns, und achten uns unter einander hoch. Es sind Personen unter uns, die ihren Verstand geübet haben, und die Welt kennen, die auch im Zusammenhange mit Leuten vom hohen und niedrigen Rang stehen; daher fehlet es uns nie an Veränderung, und an nüzlichen Sachen, von welchen wir uns unterhal-

terhalten können, und an der angenehmsten Art, mit welcher wir uns ergözen. Sobald wir einander sehen, entrunzeln sich die Stirnen. Die Ankunft eines einzigen erfüllet die Gesellschaft mit neuer Freundlichkeit, und bringet eine Heiterkeit mit sich, vor der die schwarzen Sorgen, der langweilige Uberdrus und der finstere Gram entfliehen. Wir finden so viel Vergnügen an einander, daß unsere Menschenliebe uns beweget, jedermann dergleichen zu wünschen. Unser Umgang macht den Sommer noch einmal so schön, und verkürzet den traurigen Winter. Die Vertraulichkeit verbindet uns, und die Freude belebet uns. Wo wir beisammen sind, da herrschet die Eintracht, und die Stunden verschwinden wie Augenblike. Wir gehen aus einander mit der Begierde, je eher je lieber wieder zusammen zu kommen, und unser Beispiel hat das störrige Herz mürrischer Eltern zu ihren Kindern geneigt, und den Kindern ihre Pflicht gegen die Eltern beliebter gemacht. Kaltsinnige und zänkische Ehegatten haben durch unsere Vermittelung einander ihre Herzen gegeben, die sie vor dem Altar zurük gehalten hatten. Manche Thoren haben sich angefangen zu schämen, und die Furchtsamen sind bescheiden und dreist geworden. Viele haben die Freundschaft durch die Empfindung kennen gelernet, die ihnen vorher nur dem Namen nach bekannt war. Nachbaren haben ihre Zwietracht vergessen, und das Gesinde ist getreu geworden, um in den Diensten einer geselligen Herrschaft zu bleiben, die mit demselben leutselig umgieng, und ihnen neben dem Lohn auch ein freundlich Gesichte gab. Wir haben durch die besondere freundliche Geselligkeit uns in den Stand gesezet, die Gesellschaften zu verbessern. Es wird uns niemand einer Prahlerei und des Eigenlobes beschuldigen, der da erkennet, daß ein beständiger Umgang tugendhafter Personen, deren Character zwar verschieden ist, aber zum geselligen Leben sich schiket, und durch die Verschiedenheit das meiste zum allgemeinen Vergnügen beiträget, solche und mehr gesegnete Würkungen vorzubringen im Stande sey. Wir lieben allerseits die Tugend, und haben gelehrte, erfahrne und wizige Personen unter uns. Ich für meinen Theil, schreibe mir, nichts mehr, als die Tugendliebe zu; also fällt das Eigenlob weg.

Die Unglükseligkeit eines in Unehren erzeugten Kindes.

Von diesem will ich folgengen Brief mittheilen, so von einem solchen Kind an jemand dergleichen in die Schweiz geschrieben worden.

Mein Herr!

Es ist ein Verdienst eurer Blätter, daß sie den Klagen der Bedrängten Raum geben, und denselben oft dahin einen Zutritt verschaffen, wo ihnen sonst keiner offen stehet. Wenn jemand eurer Correspondenten dieses Beistandes nöthig gehabt hat, so bin ichs; denn ob es gleich viele giebt, die mit mir einerlei Schiksaal haben, so glaube ich doch nicht, daß

daß viele dagegen eben so empfindlich sind. Was soll ich euch lange aufhalten Mein Herr! Ich bin einer von den unglükseligen Menschen, die, wenn sie nicht ohne Eltern in die Welt gekommen sind, doch wenigstens diese Eltern nicht nennen dörfen. Ich bin also ein Sohn, aber wie bejammernswürdig ist dieser Titel, da ich weder des Beistandes noch des Vergnügens geniesen kan, welches derselbe allen übrigen Geschöpfen giebt! Menschen und Thiere um mich her erwachsen unter den süssen Empfindungen der Natur und der kindlichen Liebe; in mir aber erweken diese Beispiele nur eine schwermüthige Misgunst. Seit dem ich mich meiner zu erinnern weis, habe ich bei einer armen Wäscherin gelebt, die mir wenig Gutes hätte erzeigen können, wenn ich auch ihr Kind gewesen wäre; aber mein lieber HErr! ich war noch nicht einmal das Kind dieser armen Waschesin. Sie erzog mich für ein geringes Kostgeld, und ihr ganzer Verdienst um mich war, daß sie mich bei sich duldete, und mir zu essen gab. Wenn sie mit dem Anbruch des Tages auf die Arbeit ausgieng, so stellte sie mich in ein kleines Fäs, wo ich für dem Fallen sicher war, und sezte mir Brod und Wasser daneben. Auf diese Art habe ich viele Tage zugebracht, und manche halbe Nächte mehr stehend als liegend geschlaffen: dem ohnerachtet, war vielleicht dieser Theil meines Lebens noch der vergnügteste. Ich fieng nicht so bald an nachzudenken, als ich mich zu schämen anfieng, denn ich hörte die Vorwürfe wegen meiner Abkunft so oft als meinen eigenen Namen. Meine Mutter, sagte man, war fremd, und gleich nach meiner Geburt gestorben; mein Unterhalt aber wurde von lauter guten Leuten besorgt, die mich nichts angiengen. Ich wurde als ich etwas heran wuchs, wöchentlich einmal in das Haus eines unverheiratheten vornehmen Herrn geschikt, um Wäsche zu holen, da es sich denn oftmals fügte, daß er mich antraf, und mir etwas Geld an meine Wirthin zu bestellen gab. In meinem vierzehenden Jahre kam ich in sein Haus als ein kleiner Küchenjunge, und bei eben dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß ich in diesem Hause vielleicht eher, als ich selbst wuste, gewesen war. Ohne das geringste mehr als Lesen und Schreiben gelernt zu haben, ward ich endlich sein Laquai, und stehe nun seit sechs Jahren hinter ihm auf die Kutsche. Ich werde regelmäsig um Mitternacht, wenn ich ihn betrunken ins Bette bringe, geprügelt oder mit Füssen gestossen, und mus täglich Briefe bestellen, und Zusammenkünfte veranstalten, die aller Wahrscheinlichkeit nach, nichts als die Hervorbringung eben solcher Unglükseligen als ich selbst bin, zur Absicht haben. Der Himmel weis den Abscheu und die Quaal am besten, womit ich diesen verworfnen Zustand ertrage. Ein alter Gärtner, den ich für den einzigen rechtschafnen Mann in diesem Hause halte, gewann mich lieb, und fragte mich einsmals, warum ich so tiefsinnig herum gienge und weinte? Dieser Zufall stiftete eine Vertraulichkeit unter uns, und gab mir Entdekungen, davon von mir noch das Herz blutet. Ich habe deine unglükliche Mutter wohl gekannt, sagte er, du guter Jacob! du hast das redliche Gemüthe wohl von ihr ererbt, das ich an dir wahrnehme. Ich zitterte bei jedem dieser Worte, und alle meine Empfindungen verwirren sich noch jezo, wenn ich daran gedenke. Ich weis nicht genug, die Unglükselige ewig zu beweinen, die mich gebohren hat, und den Unmenschen zu verabscheuen, dem ich ein geschändetes und jammervolles Leben zu danken habe. Sagt mir von den Trieben des Bluts und der Natur nichts, Mein Herr! Ich kenne sie nicht. Ich fühle lauter finstere und erschrekliche Regungen, so oft ich ihn ansehe. Mein Innwendiges bewegt sich und verläugnet diesen Ursprung. Ich werde dieses Haus verlassen, wenn ich auch den Lohn würklich einbüssen soll, den man mir als einem nichtswürdigen aufgezogenen

zogenen Bettelkinde nicht schuldig zu seyn glaubt. Euch aber Mein Herr! beschwöre ich, entdeket allen diesen grausamen Vätern, die Empfindungen, die ich selbst kaum auszudruken weis. Saget ihnen, daß die Laster und Abscheulichkeiten, in welchen sie uns erzeugen, tausend eben so entsezliche Folgen haben, als ein Mord, indem sie uns den Genus der ersten und entbehrlichsten Wohlthat entziehen, welche die Natur allen Geschöpfen gewähret, nemlich den Genus der väterlichen Liebe und Vorsorge. Saget ihnen, daß sie die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft zerreissen, indem sie die Triebe des gemeinschaftlichen Blutes in einen gegenseitigen Hass und Abscheu verkehren; und daß sie, indem sie unsere Mütter für Schaam und Reue sterben lassen, uns, ihre erbarmungswürdige Nachkommen in die entsezliche Nothwendigkeit versezen, das Leben als eine Quaal und Schande zu verachten, und die Urheber desselben anzuklagen. Saget ihnen die einzige Genugthuung, die sie der Welt und uns für ihre Ausschweiffungen geben können, müsse darinn bestehen, daß sie uns durch Erziehung und Vorsorge wieder geben, was sie uns durch die Geburt genommen haben; daß sie uns tugendhafter machen als sie selbst gewesen sind, und daß sie unser Leben wenigstens für dem Elende und Kummer sichern, wenn sie es nicht von der Schande befreien können. O! mit wie einer plözlichen Wiederkehr des Herzens würde ich denjenigen lieben lernen, der mir bisher mehr fürchterlich gewesen ist! Ich mache auf die Vorzüge keinen Anspruch, die mir ein solcher Vater geben könnte; ich wünsche mir nur einen Winkel, wo ich unbekannt leben, und der Welt die unglüklichen Gesichtszüge entziehen könte, die mich demjenigen ähnlich machen, auf dessen Kutsche ich stehe. Ich lese nebst euren Blättern jezt den Hagestolze, den ich unter meines Herrn Büchern gefunden habe, und von seiner finstern und schwermüthigen Art zu denken erfüllt, unterschreibe ich mich

Euer unglükseligster Leser
Jacob Bastard.

Mittel wider die leidige Viehseuche.

Wir haben von Zeit zu Zeit zerschiedene Krankheiten u. Suchten des Viehes angemerkt: aber bisher noch keines in diesen Sammlungen angeführt; Wir werden dahero öfters auch von diesem Chapitre was melden. Es sind zwar nur Empirica, und die Ausführung nach dem Grunde und Ursachen dieses grossen wirtschaftlichen Ubels fehlet. Diese Ursachen sind aber auch bisher, und zwar nach unserer wenigen Meinung nur darum so vielen einander widersprechenden Gedanken unterworffen gewesen, weil die Medicina Zoologica noch nicht sonderlich excoliret ist. Bei so gestalten Sachen aber müssen wir uns noch immer, wie im Anfange bei der Arzeneikunst, welche die Krankheiten der Menschen angehet, mit allerhand blos empirischen Mitteln behelffen; und dahero wird es nüzlich seyn, solche Recepte einstweilen dem armen, und sonderlich einfältigen Landwirth zu gute zu samlen. Wir heben dannenhero auch jezo dergleichen Mittel allhier zum beliebigen Gebrauch auf. Es bestehet solches im folgenden:

Auf ein jedes Stük Vieh nimmt man zwei oder drei Quartiere Rokenkleie, oder

bei deren Ermangelung so viel Weizenkleie. Diese sezt man mit sechs oder acht Quartier gut und fliessendem Wasser über das Feuer, und das lässet man so lange kochen, bis der dritte Theil desselben eingekochet ist. Darauf nimmt man es von dem Feuer ab, und ringet es durch ein reines Tuch. Zu dieser abgesottenen Suppe kommt ein halbes Pfund Venetische Seiffe. Damit sezet man es wieder auf glühende Kohlen, doch ohne es kochen zu lassen, bis man durch fleisiges Umrühren verspühret, daß die Seiffe ganz geschmolzen ist, davon denn die Suppe ziemlich zähe wird: alsdenn lasse man dieselbe sich ein wenig abkühlen, bis sie nicht mehr als Milch-warm ist, und diese Portion giebt man dem Stük Vieh, wo möglich, auf einmal mit einem Horn ein. Hierauf lässet man das Vieh sich ein wenig bewegen, und fähret fort, demselben diesen Trank jeden Tag einmal zu geben, bis man merkliche Besserung siehet, welche sich insgemein nach dem Gebrauch einer oder zwei Portionen zeiget. Uber dieses kan man auch nach Belieben drei Stunden hernach, nachdem das Vieh das obige eingenommen hat, jedem Stük ein Pulver, von ein und einem halben Drachma Jalappa-Wurzel, und zwar in einem Spizglas voll Kornbrantewein, eingeben.

Abhandlung von allerhand Sorten Most.

(Ubersezt aus dem Schweizer-Merkur.)

Zu derjenigen Jahrzeit, da man den Birnmost verfertigte, habe ich viele Personen Verlangen tragen sehen, daß sie von demjenigen unterrichtet würden, was die Erfahrung hiebei zu beobachten veranlasset. Ich liefere sie hiermit um desto lieber: weil sie einer grossen Anzahl, die sie noch nicht weis, und überhaupt dem Lande, so wir bewohnen, nüzlich seyn können. Dieses Land, eines der schönsten in Europa, ist wegen der Temperatur seiner Himmelsgegend, der guten Eigenschaft seines Erdreichs und der verschiedenen Lage seiner Hügel zu Hervorbringung aller Arten von Früchten sehr geschikt. Unsere vornehmsten Weinberge bringen nach der Meinung der besten Kenner, auch so gar der Fremden, vortrefliche Weine hervor. Unsere rothen Weine kommen zwar dem Burgunder nicht bei; aber wir haben deren etliche wenige, welche, wenn man sie zu ihrer Zeit trinkt, einer delicaten Tafel Ehre bringen, und diejenigen, so von guten Jahren sind, gehen bisweilen mit den auserlesensten Weinen dieser Gattung in gleichem Paar. Unser Land hat vornemlich an weissen Weinen einen Uberflus, und es ist Schade, daß sie nicht besser und allgemeiner in fremden Landen bekannt sind. Es giebt wenig Tischweine, so von einem angenehmern und heilsamern Gebrauch sind. Wir haben einige, die von einer reizenden Delicatesse, Geschmak und Leichtigkeit sind. Diese Weine gelangen insgemein nach Verlauf 3. oder 4. Jahre zu ihrer ersten Reife. Die aber, so man 8. oder 10. Jahre aufbehält, wofern solches nur in Flaschen geschieht, werden gleich von den 3. oder 4. ersten Jahren an, allezeit besser. Sie nehmen alsdenn mit einem schönen verguldeten Auge eine kleine Bitterkeit (amertume de Cherés: an, welche mit einer fetten Eigenschaft versehen ist, die blos anzeiget, daß sie alle ihre Säure vertrieben haben. Es giebt auch noch einige von 18. Jahren, der sich erhalten hat, welches seine Güte zur Genüge anzeiget.

Es scheint, daß bei solchen Weinen und Weinbergen von etlichen Meilen, welche überflüssig Frucht bringen, man nicht Birnmost zu machen gedenken sollte, welcher nur für diejenigen Länder aufbehalten zu seyn scheinet, welchen die Natur verweigert hat, Weine von ihrem Gewächse zu haben. Vielleicht würde man befürchten, daß die Menge dieses Safts dem Verkaufe der Weine, womit dieses Land sich zu gewisen Zeiten überhäuft

finden

finden würde, zum Nachtheil gereichen möchte.

Doch es soll die Gunst, so man zu einer Art des Unterhaltes heget, nicht machen, daß man eine andere darüber völlig verabsäumt. Die Früchte sind seit einiger Zeit in diesen Landen von allerhand Gattung in Uberflus. Es sind wenig Arten, vielleicht auch wohl gar keine, die unsere Nachbarn hoch schäzen, welche sich nicht darinnen befinden. Wir haben über dieses verschiedene alte Früchte im Lande, und die ohne Zweifel unserm Erdreiche besonders eigen sind, deren man eine beträchtliche Menge sammlet. Wie können diejenigen, welche grosse Baumgärten und viele Frucht-tragende Bäume, die sich durch ihr ganz Eigenthum zu erstreken haben, so häufigen Vorrath in ihre Behältnisse bringen? Es wird in vielen Häusern so wenig davon verzehrt, und der meiste Theil auch von den besten Früchten sind so gemein worden; daß der Werth, welchen man daraus zieht, einen jeden andern, der nicht ein besonderer Liebhaber davon ist, abschreken möchte, sie zu bauen, wenn nicht ein neues Hülfsmittel obschwebte.

Es haben eine Menge Leute ihre Felder gar zu weit von den Städten liegen, als daß sie Früchte dahin bringen lassen könnten, die öfters gar zu zärtlich sind, daß sie die Fuhr ohne grosse Sorgfalt nicht zulassen; oder gar zu wenig gelten, und die Kosten nicht einbringen, so man darauf wenden müste. Was soll man mit dieser überflüssigen Menge Früchte machen? Es ist nicht wahrscheinlich, daß man sie wird verderben lassen, ohne einigen Nuzen daraus zu ziehen, blos denjenigen zum Vortheile, welche Weine mehr, als vonnöthen ist, haben: eben so wenig wird man wohlangelegte Baumgärten verderben. Ein jeder macht es hierinnen nach seinem Kopfe, und was ist ausserdem natürlicher, als daß diejenigen, welche in Oertern wohnen, die von Weinbergen entfernet sind, durch etwas anders zu ersezen trachten, was ihnen hierinnen fehlet? Und wäre es nicht klug gehandelt, wenn man aus seinem eignen Grund und Boden einen angenehmen Saft erzöge, welcher gewiser massen statt des Weines dienen könnte, den man so theuer erkauft, und dessen man bei diesem Falle eine geringere Quantität brauchte? In diesen Oertern mus man nothwendig einen gemeinern Saft haben, und wäre es auch nur zum Gebrauch des Pöbels oder des Gesindes. Selbst diejenigen, welche Weine haben, befinden sich wohl dabei zu den Jahren, darinnen wegen gewiser Zufälle, welchen die Weinberge unterworffen sind, es am Weine mangelt. Alsdann würde der Birnmost ein sehr grosses Hülfsmittel seyn. Füget man zu diesem noch eine Ursache hinzu, welche gewislich starken Eindruk in sie haben würde, daß in denjenigen Jahren, worinnen man nur eine sehr kleine Quantität Weines sammlet, welcher ohne Zweifel theuer seyn wird, es der Billigkeit gemäs ist, daß man dasjenige nicht mit scheelen Augen ansehe, was dem Pöbel zur Erleichterung dienet. Uberdis wird der Birnmost geschwinde genug verzehret, so daß er den Verkauf der Weine nicht hindert, und wenn sie im Uberflusse vorhanden sind, so wird man absonderlich in Ländern, wo es Weinberge giebt, gar nicht auf die Gedanken gerathen, Most vom Obste zu machen, welcher kaum die Früchte nebst der Mühe und den Gefässen eintragen würde. Man kan sich auch wegen der Quantität beruhigen; es wird dessen niemals so viel gemacht werden, daß man in einem solchen Lande, als das unsrige ist, darüber Argwohn haben könte. Der Antheil, welchen eine grosse Anzahl daran nimmt, wird hierinnen gnugsamen Einhalt thun, und ob es schon fast nur unter dem groben Pöbel starke Säufer giebt, so wird doch der Wein ohnfehlbar allezeit den Vorzug haben.

Es ist also dieses eine sowohl angenehme als nüzliche Sache. Einer Anzahl

von Leuten wird es nicht zuwider seyn, daß sie wissen, wie die Fremden damit umgehen, wenn sie aus diesem Moste, welchen wir verachten, einen Saft zubereiten, welcher würdig ist, daß er aufgetragen werde; denn auf eben denjenigen Tischen, wo der Burgunder, Champagner und Cheres sich zeigen, trinkt man den Aepfelmost mit Vergnügen.

Ich könnte eine sehr natürliche Betrachtung hinzufügen, welche darinn bestehet, daß man die Normänner nicht getadelt hat, daß sie den Birnmost in ihrer Provinz verbessert haben, obschon allerhand Arten Weine in dem übrigen Theile des Königreiches wachsen, welche sogar noch hinreichend sind, bei den Fremden ein grosses Gewerbe daraus zu machen.

Und wäre es endlich auch nur der Veränderung und des Vergnügens wegen; so hoffe ich doch, daß man solche Anmerkungen über diese Materie, die nicht allein aus der Erfahrung, sondern auch aus den besten Büchern vom Akerbau hergenommen sind, welche, da sie noch nicht übersezt sind, nur von wenig Personen gelesen werden können, ohne Widerwillen lesen wird, zu geschweigen, daß der (Cidre) Birnmost schon ziemlich allgemein in diesen Landen bekannt ist, so daß dieses nichts neues mehr seyn kan. Es sind nur noch die Mittel anzuzeigen, dasjenige besser und mit mehrerem Fortgange zu bewerkstelligen, was man schon seit langer Zeit gethan hat

Es machen viel Leute in diesen Gegenden Birnmost, allein meistentheils zu solcher Zeit, da die Früchte unreif sind, vor ihrer Reife von den Winden abgeschüttelt, oder zu unrechter Zeit eingesammlet werden, welches ihnen eine schädliche Säure giebt. Man thut ihn in die allerschlimmsten Fässer, denn man würdigt sie öfters nicht an einen geschikten Ort zu thun. Einige machen sie blos aus wilden Früchten andere nur aus Birnen, deren Saft gelb, schwer und dichte. Einige machen sie ab, oder halten ihre Fässer übel angefüllt. Selbst diejenigen, welche ihn mit einiger Sorgfalt zubereiten, können ihn nicht zu ihrem Gebrauche aufheben. Mit einem Worte, man weis insgemein nicht die Art ihn zu verfertigen; oder wie man mit ihm umgehen soll, um einen guten und gesunden Saft daraus zu machen, welcher der Erhaltung fähig ist. Man wird auf andere Gedanken gebracht werden, je weiter man diese Anmerkungen lesen wird.

Es kan uns ziemlich gleichgültig seyn, ob wir wissen, daß die Alten Birnmost machten oder nicht; aber es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie den Gebrauch desselben gekannt, wenn man ihre Geschiklichkeit in allen Theilen der Oekonomie ansiehet. Die Gemüthsbeschaffenheiten der Römer in der alten Republik waren: die Einfältigkeit, die Sparsamkeit und die Lust zur Arbeit.

Der Akerbau wurde damals sehr hoch geschäzt. Zu den Zeiten (wie Plinius artig redet) da siegreiche Hände den Pflug hielten, und da die Erde stolz war, daß sie durch eine mit Lorbeern beladene Schaar angebauet, und durch einen Akersmann zubereitet wurde, welcher über die Nationen gesieget, war nicht zu vermuthen, daß man etwas von allem demjenigen unterlies, was die Geschiklichkeit eines klugen Hausvaters anzeigen konnte.

Ob wir schon eine Anzahl vortreflicher Werke von dieser Nation verlohren haben, so ist uns doch noch so viel übrig: als zureichend ist, uns zu überzeugen, daß die öconomische Wissenschaft eben so hoch, und vielleicht noch weiter gebracht worden, als sie es zu unsern Zeiten ist. Die schöngen Köpfe dieser Zeiten hielten sie nicht für unwürdig, ihrer Theorie ihre Fähigkeit zu widmen, gleichwie die grösten Männer die Ausübung derselben nicht verachteten. Die Weeke, so uns vom Cato dem ältern, vom Virgil, Varro, dem

dem Naturforscher Plinius, dem Columella, Palladius übrig, sind alle mit vortreflichen Rathschlägen von der Natur des Erdreichs, von der Art es fruchtbar zu machen, von dem Akerbaue, den Viehheerden, der Baumzucht angefüllt, und überdies finden wir darinnen besondere Abhandlungen, die bis auf eine grübelnde Sorgfalt getrieben sind. Man könnte Beweise anführen, daß viele Zierrathen, davon unsere heutigen Gärtner die Erfinder gewesen zu seyn glauben, nur wieder erneuert worden sind, nachdem sie unter der Barbarei des mittlern Zeitalters gleichsam begraben gelegen.

Den Birnmost anbetreffend, so macht Cato in seiner Abhandlung de re rustica, einen Unterschied zwischen sementinis pomis und musteis pomis, und diese mustea poma bedeuten nicht allein gezogene Früchte, sondern auch diejenigen Früchte, von welchen dieser Most, oder diese Feuchtigkeit gemacht werden kan, welcher wir den Namen Birnmost gegeben haben.

Dem sey wie ihm wolle, so haben wir doch unter den heutigen Völkern den Normännern die Entdekung desselben, oder wenigstens den öftern Gebrauch dieser Feuchtigkeit zu danken. Es ist auch wahrscheinlich, daß er von ihnen nach Engelland gekommen. Da die Lage der Oerter und die Temperatur des Climatis ihnen nicht erlaubte, Wein von ihrem Erdreiche zu hoffen: so geriethen sie auf die Gedanken, ihre Aepfelbäume zu vermehren, und den Saft zu verbessern, welchen sie aus ihren Früchten bekämen, die sie bald in grossem Überflusse hatten. Daher gaben sie Acht, welche Früchte einen gesundern, und zur Erhaltung geschiktern Saft gäben: und durch wiederholte Erfahrung haben sie es dahin gebracht, daß sie einen vortreflichen Most machen, mit welchem sie Gewerbe treiben.

Der Birnmost ist gar nicht undienlich, sondern vielmehr herzstärkend, er macht das Herz und den Magen frisch, mästet, befeuchtet und löschet den Durst sehr. So reden die Kenner von ihm. Wenn man zu viel Most zu sich genommen, so wird man trunkner als vom Weine, und dieses deswegen, weil er heftiger und länger in den Fässern fermentiret. Daher ist es gut, sie anfangs wohl anzufüllen und offen zu lassen, darauf, nach den ersten 8. oder 14. Tagen seiner Lage, loker zu verstopfen, damit man dem Moste Zeit lasse auszudunsten, wenn er sein Feuer ausstößt. So bald er völlig stille seyn wird, wird man ihn, wie den Wein, verstopffen können.

Birn-Aepfelmost ist die allgemeine Benenung aller Feuchtigkeit, welche von Aepfeln oder Birnen gemacht wird; aber man bedient sich der Worte Birnmost und Aepfelmost in der Normandie, um denjenigen Saft anzuzeigen, welcher von Birnen oder Aepfeln ohne Mischung gemacht ist. Der Apfel ist herzstärkender und angenehmer, und will verwahrt seyn, wenn er, wie man sagt, maulrecht seyn soll. Die Birne ist süsser, aber von einer abgeschmakten Süssigkeit, schwer, dike, lange Zeit trübe, wird es auch gar leicht wieder, und hält sich nicht lange. Sie ist geschikter Weinbeermus oder gekochten Wein, als Wein zum Trinken, abzugeben, wo man sie anders nicht vermengt, wie man hernach sehen wird.

Wenn der Cidre gut ist, so mus er klar, von einer schönen Goldfarbe, von einem angenehmen Geruch, und von einem süssen und kützelndem Geschmak seyn.

Wenn die Normänner Cidre machen, der sich halten soll, so erwählen sie gewisse Aepfel, welche in ihren Feldern und Gärten hervorkommen, und vielleicht ihrem Lande eigen sind. Diese Aepfel sind von einer lebhaften Farbe, von einem rauhen und sauren Geschmake, sie machen einen beissenden, starken, und sich lange haltenden Saft. Derjenige, so aus delica-

ten

ten und wohlschmekenden Aepfeln gemacht wird, verliert seine Stärke viel eher, und verdirbt leicht. Die Normänner machen inzwischen eine Mischung von Birnen und Aepfeln; aber insgemein besteht er aus den allersüssesten oder sauersten Aepfeln, die nicht gemischt werden. Ihre Aufmerksamkeit bei der Mischung geht dahin, diejenigen zusammen zu thun, welche in ihren Eigenschaften am meisten mit einander übereinkommen, daher sammlet man alle diejenigen, welche von sich selbst fallen, oder welche man mit grossen Stangen zu ihrer Jahrszeit abschüttelt, das ist, wenn sie zur Sammlung taugen, welches gemeiniglich am Ende des Septembers, oder Anfange des Octobers, mehr oder weniger, nach Beschaffenheit des Climatis und der Jahrszeiten, geschieht. Man erwählt einen schönen Tag zu dieser Sammlung. Wenn dieses geschehen ist, so hängt man die Früchte in verschiedenen Haufen in die Luft; Man trägt sie nachgehends auf den Boden; allwo man sie zu ihrer Reife kommen läst. Einige halten sich bis Ostern. Man macht so viel Apfel- und Birnmost, als man Früchte hat, welche klar gerieben werden können. Siehe La Nouvelle Maison Rustique, Theil III. Buch VI. Cap. 15. die Pariser Edition 1721., in zwei starken Voluminibus, in 4to.

Ich werde einen nöthigen Umstand hinzusezen, welchen ich von einem Normanne selbst erfahren; dieser besteht darinnen: daß man den Aepfel- und Birnmost ja nicht von seiner Hefen abgiessen soll, so lange man ihn in Fässern lässet; dieser kleine Unflath, oder diese Hefen nähret ihn, und erhält ihn bei seiner Farbe. Man verkauft und führet ihn auf diese Art aus, er wird hernach bis im Frühlinge dünne, da man ihn wenigstens, ehe noch grosse Hize einfällt, in Flaschen thun kan, in welchem Falle man ihn wenige Tage vorher durchseiget, wenn man ihn von einer vollkommenen Lauterkeit haben will. Wenn man ihn von seiner Hefen abläst, um ihn in ein ander Fas zu giessen, so fängt er gar bald an roth oder schwärzlich zu werden, und seine Annehmlichkeit und Kraft zu verlieren, wie ich selbst erfahren habe.

Was ich vom Gebrauche der Franzosen angeführt habe, wird mit der Engelländer ihrem verglichen werden können, von welchen ich gleich reden will, und welche nach ihrem durchdringenden Verstande und gewöhnlichem Fleise ihre Untersuchungen weiter fortsezen, und das, was sie dabei angemerket, mit wiederholten Erfahrungen unterstüzen.

Zween gelehrte Engelländer, so von besondern Verdiensten sind, haben noch ausser einigen andern Gelehrten dieser Nation, und zwar beide als wahre Philosophen, an der Baumzucht und Gärtnerei gearbeitet. Der eine ist Herr Bradlei, Doct. und Prof. der Botanik auf der Universität zu Cambridge und Mitglied der Königl Societät zu London: Er hat ein Werk heraus gegeben, so den Titel führet: Nevv improvements of Planting and gardening both philosophical and practical &c. London 1731. Der andere ist Herr John Lawrence, Rector zu Yelvertoft, in der Grafschaft Northampton, von welchem wir einen vortreflichen Tractat in zwei Theilen haben, davon der erste den Titel führet: The Clergyman's récreation shevving the pleasure and profit of the art of gardening, in welchem er das Vergnügen und die Vortheile zeigt, welche von der Kunst die Bäume und Garten zu cultiviren, entspringen. Der andere ist betitelt: The Gentle man's recreation, the art of gardening improved &c. worinnen er durch neue Entdekungen, und ganz frische Erfahrungen, die Anwendung der Regeln, so er in seinem ersten Theile gegeben hat, vollkommener macht.

In diesen zwei Werken sind die richtigste Beurtheilung und die Erfahrung beständig mit einander verbunden, und aus denselben

den werde ich viele angeneme Sachen neh- men, so ich an das Licht bringen will.

Die Engelländer legen sich überhaupt sehr auf die Baumzucht. In Engelland (sagte Herr Bradlei) ist kein Dorf, wel- ches nicht mit geschikten und erfahrnen Künstlern im Überflusse versehen wäre. Die erste Aufmerksamkeit eines Mannes, welcher bauet, ist, einen wohl angeleg- ten Baumgarten, welcher von guter Er- de ist, nahe bei seiner Wohnung zu haben. Wenn sich ein Dienstbot verheirathet, so versieht er sich mit einem oder zween Aker Feldes, um daselbst ein kleines Haus, und einen Baumgarten zu haben. Die- ses ist alle sein Einkommen. Eben dersel- be Schriftsteller merket an, daß diese Baumgärten, welche die Wohnungen umgeben, ausser dem Nuzen und Ver- gnügen so sie verschaffen, vieles zu der Gesundheit beitragen, indem sie die Luft gelinder machen und reinigen, vor stürmi- schen Winden bewahren, und bei grosser Hize Schatten werfen, der Menge Vö- gel (spricht er) nicht zu gedenken, so man daselbst ohne Aufhören singen hört, und welche man also ohne Mühe da behält. Auch ist die Grafschaft Hereford, welche wegen ihrer Bäume berühmt ist, solches nicht weniger wegen des langen Lebens ihrer Einwohner. Er schreibet anders- wo den Überflus und die Güte der Früch- te, welche man in dieser Provinz samm- let, der Sorgfalt zu, die Baumgärten auch vor den Winden Nord und Nordost zu verwahren, so, daß ausser den Baum- gärten, welche insgemein die Wohnun- gen bedeken, eben diese Baumgärten auf der Seite, wo ihnen die Winde beschwer- lich sind, noch mit Ulmen umgeben; und so gar die Dörfer zu allgemeinem Schuze damit umringet sind. Herr Bradlei drükt sich in einem Briefe an Herrn Hart- lib, wegen der Schönheiten, welche die- se beständige Cultur dem Lande, davon er redet, giebt, also aus: Unsere Baum- gärten sind die allerschönsten, nüzlichsten und angenehmsten Gebüsche, welche dem irrdischen Paradise am meisten beikom- men, das von der Hand Gottes selbst gebildet worden.

Die Gesundheit, das Vergnügen, und der Nuzen sind sehr starken Bewegugs- gründe, wenn sie auch nicht beisammen stehen, noch mehr aber, wenn sie alle bei- sammen sind. Man kan urtheilen, was für eine Menge Birn- und Aepfemost man in einem Lande macht, welches von Früchten, und besonders von vortrefli- chen Früchten so angefüllet ist. Auch ist er daselbst im Überflusse zu haben, und man legt sich darauf ihn so gut zu machen, als nur möglich ist. Man ist bemüht die Gattungen von Früchten zu erkennen, mit welchen es am besten angeht, sie zu rechter Zeit zu sammeln, ihnen den rechten Grad der Fermentation zu geben, ehe sie geprest werden, und den Wein auf eine gewise Art zu warten, aus der man eine Kunst und ein Geheimnis macht, wel- ches bisweilen darinnen besteht, daß man den Birn- und Aepfelmost auf frische He- fen von Spanischem und Canarienwein giesset.

In Engelland macht man, wie in der Normandie, gemeiniglich von Aepfeln den besten Most, und Herr Bradlei redet also davon in seinem Briefe an Hrn. Hart- lib. " Der Aepfelmost ist süsse wie schwa- " cher Wein mit Zuker vermischt, bis die " Hize einfällt: aber von der Zeit, ist er " windig, wenn er hernach mit Aepfel- " most vermischt wird, so thut er eine sehr " gute Würkung. Von gewisen Birnen " kan man den Saft aufspinnen, und ei- " nige Leute thun ihn darunter, um ihm " eine Molkenfarbe zu geben. Die Bir- " ne Weisepferdebirne (Whiteorse-pear) " genant, macht einen guten Wein, und " diejenige, so blos auf dem Erdreiche " Bosbury wächst, giebt einen starken, " lebhaften und hellfärbigten Wein, wel- " cher zween oder drei Sommer, ja in " guten Kellern, und wenn er in gute " Fässer gelegt wird, viele Jahre dauret. " Es ist zu merken, daß diese lezte Birne " so

" so rau ist, daß sie auch die Schweine
" nicht fressen mögen. Die Birne Gen-
" netmoyle genannt, so in Heken wächst,
" giebst den besten Most. Man mus sie
" am Baume Farbe bekommen lassen, her-
" nach läst man diese Frucht 14. Tage oder
" drei Wochen in einem Haufen zum Fu-
" se der Bäume liegen. Dieselbe giebt
" den feinsten und am meisten riechenden
" Most," Er bemerket überhaupt, daß
die allersauerste Frucht, wenn sie also in
Haufen geleget wird, einen sehr guten
Saft hervorbringt. Nur die von den
Pippins alleine, giebt, wenn sie reif sind,
und nicht mit denjenigen, so die Winde
abschlagen, gesammlet oder vermischt,
hernach in Hauffen gar zeitig werden, ei-
nen der gesundesten, am meisten herzstär-
kenden und schmakhaftesten Säfte. Ubri-
gens ist dieses das ordentliche Getränke in
der Grafschaft Hereford.

Ob uns schon der Name dieser Engli-
schen Früchte nicht bekannt ist, so können
wir uns doch dieser Anmerkungen mit ein
wenig Erfahrung bedienen, entweder
zur Mischung der säuersten Früchte mit
den süssesten, oder zum Nuzen dieser Gat-
tung wilder Aepfel, so ziemlich gros und
gefärbt ist, welche wir im Lande haben,
und vielleicht eben diejenige seyn kan, wel-
che der Verfasser beschrieben hat.

Was die wilden Birn- und Aepfelbäu-
me anbelangt, so sind verschiedene Din-
ge, welche sie uns anpreisen.

1. Der Nuzen von der Vermengung ih-
rer Früchte mit süssern Früchten, um vor-
treflichen Most zu machen.

2. Der Uberflus, in welchem sie her-
vorkommen; denn wir sehen sie fast alle
Jahre mit Früchten beladen, auch zu der
Zeit, da alle gute Gattungen fehlen. Es
geschieht ordentlicherweise in einer so gros-
sen Menge, daß, wenn mehrere wären,
man nicht wüste, wo man sie hinthun
sollte. Man sieht einige, so auf allen
Seiten sich unter ihrer Bürde krümmen;
und bemerket hier im Vorbeigehen, daß,
ohngeachtet dieser Quantität, die Bäu-
me niemals unter ihrer Last zerbrechen;
weil sie etwan nicht, wie die andern
fruchttragenden Bäume, unterstüzet wer-
den, welches die Lebhaftigkeit und Dau-
er ihres Holzes gar wohl zu erkennen gibt.
Die Tischer und andere Künstler, so sich
darauf verstehen, wissen wohl einen Un-
terschied darinnen zu machen.

3. Die ausserordentliche Dauer dieser
Bäume; William Lawson, der Verfasser
eines kleinen Tractats von den Baum-
und andern Gärten, welcher in Engel-
land 1626. herauskam, versicherte, daß
ein Aepfelbaum, der weder gepfropft
noch umgepflanzet worden, tausend Jah-
re dauren kan. Von diesem Schriftsteller
hielt man dafür, daß er ein Mensch von
sehr grossem Verstande und der erste ge-
wesen sey, welcher die wahren Gründe
von der Cultur der Bäume nebst besondern
angenehmen Umständen herausgegeben
habe, welche er durch die Erfahrung
selbst bestätiget.

Inzwischen will ich etwas anführen,
welches den häufigen Uberflus, und die
erstaunliche Dauer wilder Fruchtbäume
gleichergestalt gewis macht. Herr Brad-
ley giebt es für eine gewise Wahrheit aus,
weil er selbst denjenigen gesehen hatte, wel-
cher die Probe damit gemacht. Herr
Thomas Taylor, sein Anverwander, hat-
te auf einem seiner Felder einen solchen
Apfelbaum, aus dessen Frucht man ein
Jahr fünf grosse Muids von Aepfelmost
machte. Das Muid hat 64. Gallons und
das Gallon 4. pariser Pinten. Daß also
5. Muids 1280. Pintes hervor bringen
werden, welches gewis wunderbar ist.
Die Einwohner des Kirchsprengels geben
für gewis aus, daß man gewohnt ist, in
den gemeinen Jahren 4 Muids oder 1024
Pintes Birnmost von der Frucht dieses
Baumes zu nehmen. Dieser Baum hat
eine Menge erhabener Stämme, die sehr

dik

dik und mit breitem Laubwerke versehen sind. Man sieht wohl, daß viele Jahrhunderte dazu nöthig gewesen, wenn man einen Baum von solcher Weide ziehen wollen. Herr Tailor ein Greis von 80 Jahren, und welcher von sehr gutem Gedächtnisse ist, bekannte, daß er in seinem Leben nicht das geringste Wachsthum noch die kleinste Veränderung daran bemerket. Dieser Apfelbaum befand sich in einer Weide, welche nach aller Wahrscheinlichkeit niemals einige Cultur noch Verbesserung gehabt, welche sein Wachsthum beschleunigen könnte. Viele tausend Personen giengen aus Neugierigkeit hin, diesen wunderbaren Baum zu betrachten, und man konnte eben diejenigen Sachen wahrnehmen, so Herr Bradley erzehlet.

Gabriel Platt, ein gelehrter Engelländer, welcher eine Art von Experimentalphysik über die Pflanzen bekannt gemacht hat, sagt, daß er solche wilde Birn oder Apfelbäume gesehen hätte, die nahe bei der Erde wären abgehauen worden, und hernach viele neue Zweige mit einer grossen Lebhaftigkeit heraus getrieben hätten. Die ältesten Greise hatten ihn versichert, daß sie niemals eine Veränderung weder gute noch böse an vielen dieser wilden Fruchtbäume entdeket hätten.

Ich werde nur noch eine Vorsichtigkeit zu dem, was ich gesagt habe, hinzufügen; die auf die Vollkommenheit des Mostes, der von Birnen oder Aepfeln gemacht wird, zielet, und welche Herr Bradlei in dem andern Capitel seines Werkes anzeiget, da er von der Erzeugung der Pflanzen redet. Diejenigen, sagt er, welche eine ansehnliche Menge Birnmost machen wollen, müssen einen Baumgarten von einer einzigen Art Aepfeln haben, der von allen andern Baumgärten, wo Aepfelbäume drinnen sind, entfernet ist, und dieses aus zwo Ursachen, davon die eine jederman versteht, nämlich die Vermischung unterschiedenen Zeiten reif werden, eine ungleiche Säure hervorbringen, welche den Most zu verderben im Stande ist. Die andere, so die Entfernung von allen andern Baumgärten, hauptsächlich die von Aepfelbäumen sind, betrift, kan nur allein von Physicis wohl eingesehen werden. Damit nämlich die Vermischung des verschiedenen Saamenstaubes, wenn die Bäume in der Blüthe sind, vermieden werde, welche Vermischung nach geraumer Zeit die Gattung verändern und so gar neue und wunderliche Gattungen hervorbringen kan. Aus diesem Grunde räth er denjenigen, welche neue Wälder pflanzen, nicht Baumkörner von hohem Stamme der kleinen Gattung zuzuwerfen, und diejenigen davon entfernet zu halten, deren Saamenstaub die Schönheit der Gattungen verändern könnte, welche grosse Stämme geben sollen. Diese Sorgfalt ist eben so nüzlich, sagt Herr Bradlei, als diejenige, so man für die Stuttereien, spanischen Hunde und andere Thiere trägt.

Eine Anzahl von Erfahrungen, so bei andern Pflanzen gemacht worden, machen sehr wahrscheinlich, daß dieser Rath nicht ohne Grund sey, und unter andern diejenigen, welche der Schriftsteller mit Haselstauden gemacht. Nehmet, sagt er, die mählichten Fäden oder Blüten von allen andern entfernet ist, ehe sie ihren Saamenstaub ausgestreuet haben, der Baum wird ganz gewis keine Haselnus tragen. Wenn ihr hernach frische Haselzweige von einer andern Gattung nehmet, so mit Blüten beladen sind, und den Baum, welchen ihr so beschnitten habt, drei oder vier Morgen hinter einander damit bestreuet, so wird er Frucht bringen und die Gattung wird sich unvermerkt ändern, besonders wenn ihr euch Mühe gebt, es einige Jahre durch zu wiederholen.

Durch die Vermischung des Saamenstaubes haben sich die Aurikeln in England so sehr verändert, welches man daraus sieht, weil die, so von einerlei Gattung sind

sind und von den andern abgesondert werden, sich gänzlich nicht verändern.

Da eben diese Saamenveränderung bei den Nelken von einem sorgfältigen Engelländer, Namens Herr Thomas Fairchild d'Hoxton, vorgenommen worden, so brachte sie eine völlig neue und bis dahin unbekannte Nelke hervor. Die Ursache der Blüthen an den Früchten ist, nach den Regeln der Physik, einerlei. Es sind Erkenntnisgründe, die allen Gattungen der Blüthen gemein sind, aber sich an einigen mehr als an den andern empfinden lassen, nach Proportion der Kleinigkeit oder Grösse der Pflanzen.

Woraus man schliessen kan, daß eben die Vermischung des Saamenstaubes unter fruchttragenden Bäumen von eben der Art die Gattung der Frucht verändern und folglich die Winterfrüchte frühzeitiger machen könnte.

Neue Abschilderung der Trunkenheit.

Unter den gemeinen Leuten glaubt man einen Nix, eine von den unsinnigsten Erdichtungen, welche jemals von der ungereimten und ausschweifenden Einbildungskraft abergläubischer Leute ausgebrütet worden. Man glaubt, daß dieser Nix öfters den Wöchnerinnen ihre Kinder wegnehme, und an deren statt ein Nixkind hinlege, welches man auch einen Wechselbalg zu nennen pflegt. So ofte demnach ein kleines Kind ausserordentlich dike ist, oder gar zu viel ist u. trinkt, oder sonst etwas an sich zu haben pflegt, welches wider den ordentlichen Lauf der menschlichen Natur bei jüngstgebohrnen Kindern zu seyn scheint; so ofte hält man es für ein ausgetauschtes Kind, oder für einen Wechselbalg.

Wenn wir die Menschen nach ihrem moralischen Verhalten beurtheilen, so finden wir eine gewise Art von Leuten, deren rechte Benennung uns die angeführte Fabel von dem Nixe an die Hand giebt. Denn da sie zwar wie Menschen gestaltet sind, die gewöhnliche menschliche Natur aber nicht an sich bliken lassen; so verdienen sie den Namen der Menschen sehr wenig, und man mus sie für Wechselbälge ansehen. Wir rechnen dahin alle diejenigen, welche in den Lastern gar zu gewaltig ausschweifen. Alle Menschen haben freilich ihre Fehler, und kein Mensch ist von allen Lastern frei. Allein die allermeisten Menschen halten sich doch in der Ausübung ihrer Laster in gewisen Schranken, und üben dieselben entweder heimlich, oder doch mit einer gewisen Feinigkeit und Anständigkeit aus. Ein solch lasterhafter Mensch führt sich doch noch dergestalt auf, daß mitten durch ihre Laster die menschliche Natur durchscheint, wie etwa die Sonne durch die trübe Luft. Diejenigen Menschen aber, welche ein Laster gar zu ausschweifend ausüben, verfinstern die ganze menschliche Natur; und da das Laster überhaupt derselben zuwider ist, so sind es in der That Unmenschen, und man mus sie, um die menschliche Natur zu schonen und bei Ehren zu erhalten, Wechselbälge nennen.

Wir könnten hier verschiedene Beispiele anführen, wir wollen aber für dieses mal bei den Säufern stehen bleiben, und zeigen, wie unmenschlich dieses Laster sey. Selbst die Säufer pflegen sich nach ausgeschlafenem Rausche zu rühmen, daß sie bestialisch getrunken; und uns dünkt, daß kein Ausdruk sich besser zu dieser Sache schike. Dieses Laster verdient auch deswegen angemerkt zu werden, weil die Teutschen des Saufens wegen unter vielen Völ-

Völkern in einem üblen und verächtlichen Rufe stehen, und man hat überhaupt angemerkt, daß die Helden im Trinken immer in grösserer Anzahl unter denen Völkern in Europa angetroffen werden, welche dem Norden näher sind.

Dieses viehische Laster äussert sich auf verschiedene Weise, entsteht aus verschiedenen Quellen, und hat bei verschiedenen Personen verschiedene sehr unmenschliche Würkungen. Wenn ein Mensch über ein Getränke geräth, es sey nun in Gesellschaften, oder ausser denselben, und er hat gar nicht den Vorsaz sich voll zu trinken; wenn etwa ganz unschuldige Ursachen ihm Gelegenheit geben, ohne daß er es selbst merkt, zu viel zu trinken; und wenn er also ganz unvermerkt in die Völlerei geräth, so wollen wir ihn zwar nicht ganz entschuldigen: allein man würde ohne Zweifel zu hart urtheilen, wenn man ihn unter die unmenschlichen Wechselbälge rechnen wollte.

Unter dem gemeinen Manne, und allen denenjenigen, die niederträchtig und pöbelhaft denken und handeln, ist eine Art des Saufens gewöhnlich, welche gar zu viehisch ist, als daß man sie mit Anständigkeit ausführlich abschildern könnte. Man versammlet sich in den schlechtesten Wirtshäusern, man trinkt so viel schlechtes Getränke durch einander, bis man rasend wird, bis man die Natur zwingt, dasjenige wieder von sich zu stossen, womit man sie überladen will, und bis man so erschreklich lermt, daß alle Vorübergehende ein solches Haus für ein Tollhaus halten müssen. Der gemeine Mann lobt auch kein Getränke, als welches den Kopf angreift, und es daurt ihn allemal sein Geld, wenn er dafür keinen schweren Kopf mit nach Hause trägt. Wir würden uns geschämt haben, dieser Art des Saufens Erwehnung zu thun, wenn uns nicht die gewis sehr betrübte Erfahrung lehrte, daß es unter denenjenigen, die sich dem Studiren widmen, solche viehische Leute gäbe, die sich dieser Art des Saufens ganz und gar ergeben. Ist es möglich, daß ein Mensch, welcher durch die Erlernung der Wissenschaften sich über den Pöbel erheben will, sich in ein schlechtes Wirthshaus neben einem Kutscherknecht hinsezen, und mit Bier, Tobak und Brantewein sich in einem so hohen Grade erniedrigen kan, daß er ein völliger Unmensch wird? Nicht viel besser handeln diejenigen, welche sich auf ihren Stuben versamlen, eine grosse Menge schlechten Getränkes anschaffen, einander zwingen, bei verschiedenen Gelegenheiten eine gewise Anzahl von Gläsern auszuleeren, und sich von allen Sinnen saufen. Das Viehische, das niederträchtige, das Elende ist in dieser Art des Saufens so handgreiflich, daß es keines Beweises bedarf. Und wer es nicht einsehen kan, der ist ohnfehlbar selbst diesem viehischen Laster ergeben, und also ist es nicht zu verwundern, daß

ein Vieh keines menschlichen Begrifs und keiner menschlichen Beurtheilung fähig ist.

Unter den vornehmern und reichern Leuten geht es nicht viel besser zu, und das vornehme Saufen scheint nur deswegen nicht pöbelhaft zu seyn, weil der Pöbel nicht reich genug ist, um sich in Champagner und Burgunder zu einem Vieh zu saufen. Wenn ein vornehmer Mann des Wohlstandes wegen genöthiget ist, einen Schmaus zu geben, so sezt er seine Ehre darin, daß er Wein im Uberflusse seinen Gästen vorsezt. Er würde sichs für eine grosse Schande halten, wenn seine Gäste nicht berauscht würden, und er würde auch in der That sehr getadelt werden. Man hat ein gewises Zwangsmittel erfunden, welches auf einem lächerlichen Begriffe von der Ehre beruhet, indem man nemlich das Gesundheitstrinken eingeführet hat. Ein jeder Gast mus eine jede ausgebrachte Gesundheit mittrinken, und da ist es nicht etwa erlaubt, so viel zu trinken als man will, sondern das Glas mus ausgeleert seyn; und um allen Unterschleifen in diesem Puncte vorzubeugen, hat man die Pocale eingeführt. Geister aus einer andern Sphäre würden es für eine lächerliche Erdichtung halten, wenn man ihnen erzehlte, daß es vernünftige Weisen gäbe, welche darin eine Ehre sezen, daß man, wenn man einem andern Gesundheit und Vergnügen wünscht, sich zum Narren und zum Viehe macht, und sich um die Gesundheit seiner Seele und seines Leibes bringt.

Ausser denen, die aus Ehre sauffen, giebt es Leute, welche als epicurische Schweine blos des guten Geschmaks wegen trinken, und um sich einmal recht zu vergnügen und lustig zu machen. Andere haben etwa den Kopf voller verdrieslichen Grillen, und suchen dieselben durch eine Sündfluth von Bier oder Wein auf eine Zeitlang aus ihrer Seele wegzuschwemmen. Daher kommt es, daß Leute, die tief in Schulden steken, oder welche eine böse Frau haben, oder welche Hahnreye sind, oder die sonst voller traurigen Gedanken sind, sich aufs Saufen legen. Mancher sucht auch wohl weiter nichts, als die Ehre zu erlangen, daß man von ihm sage, er könne entsezlich viel trinken. Am allerlächerlichsten aber handeln wohl diejenigen, welche sich auf ihre eigene Hand ganz in der Stille volltrinken, sich alsdenn auf den ersten den besten Ort hinwerfen, und den Rausch ausschlafen.

Doch wir wollen nicht weiter in der Beschreibung dieses Lasters fortgehen: sondern, um dem Hauptzweke dieser Abhandlung ein Genüge zu leisten, das Unmenschliche in diesem Laster zeigen, welches sich auf eine so verschiedene Weise in demselben hervorthut, man mag nun entweder auf die Bewegungsgründe desselben sehen, oder auf seine schädlichen Würkungen, oder auf die Ausübung dieses Lasters selbst.

Das Trinken ist uns Menschen so unentbehrlich als das Athemholen, und wir haben demnach auch in unserer Natur den Trieb zu trinken, oder den Durst. Wer also menschlich trinken will, der mus nur so viel trinken, als die Absichten erfordern, weswegen uns die Natur den Durst gegeben hat. Da es nun eine unwidersprechliche Sache ist, daß wir nicht würden leben und gesund seyn können, wenn wir nicht trinken: so mus ein jeder menschlicher Trinker nur so viel trinken, als seine Gesundheit und die Erhaltung seines Lebens erfodert. Der Säufer kan diesen Zwek unmöglich haben, denn er trinkt mehr als derselbe erfodert; und was noch mehr ist, so schadet er dadurch über kurz oder lang seiner Gesundheit, und verkürzt sein Leben. Das Sauffen ist demnach den Absichten der menschlichen Natur vollkommen zuwider, und also ein unmenschliches Laster.

Die gütige Natur giebt uns nicht blos die Nothdurft, sondern sie will uns auch vergnügen auf alle mögliche Weise. Daher hat sie in Speise und Trank so viele Süssigkeiten gelegt, und deswegen hat sie in den Wein eine herzerfreuende Kraft gelegt. Wer menschlich trinken will, der mus auch des Wohlschmaks wegen trinken; und er kan auch trinken, um frölich zu werden, wenn er nur, alles dieses Vergnügens ohnerachtet, seiner Sinne und seiner Vernunft mächtig bleibt. Der Säufer sucht zwar auch sich zu vergnügen: allein indem er selbst durchs Saufen sein Bewustseyn vermindert, so schmekt er in der Völlerei nicht mehr, was er trinkt, verursacht sich Ueblichkeiten und verschiedene Schmerzen. Er ist demnach ein Narr, indem er seine Absicht selber hindert, und handelt abermals unmenschlich, indem er einem der reizensten Zweke der menschlichen Natur, nemlich dem heitern Vergnügen, zuwider handelt.

Wir wollen jezo der Verschwendung des Eigenthums, welche mit dem Saufen nothwendig verbunden ist, keine Erwehnung thun. Wir wollen nur anmerken, daß das Saufen dem edelsten Theile der menschlichen Natur zuwider ist. Ein jeder weis, daß ein besoffener Mensch in seiner Besoffenheit nicht recht hören und sehen kan, daß er nicht einmal seiner Sinne mächtig ist, geschweige denn, daß er seine Vernunft und Freiheit zu der Zeit in seiner Gewalt haben solte. Ein besoffener Mensch hat gar keinen Gebrauch der Vernunft und Freiheit; er ist zu der Zeit ungeschikt, irgends eine vernünftige und tugendhafte Handlung vorzunehmen, und man kan mit einem Hunde mehr edles und nüzliches ausrichten, als mit einem besoffenen Menschen zu der Zeit seiner Besoffenheit. Unsere Natur hat uns zur Vernunft berufen, und vermittelst derselben zu der Ausübung der Tugend. Ein Säufer widersteht diesem Berufe, und stürzt sich

durch die Ausübung seines Lasters in den abscheulichsten Zustand: indem er nicht nur nichts menschliches und vernünftiges thut, sondern sich auch dazu unvermögend macht, und nicht einmal im Stande bleibt, die Wohlanständigkeit der Sitten, die kleinste aller Tugenden, zu beobachten. Dazu kommt noch, daß ein Mensch, welcher ein Trunkenbold wird, nach und nach alle Kräfte seiner Seele, wie die Kräfte seines Körpers, schwächt, brutal und viehisch wird, und endlich in den Stunden seiner Nüchternheit dem ohnerachtet noch dämisch im Kopfe bleibt. Kein Laster scheint der menschlichen Natur so sehr zu schaden, als welches den Gebrauch der Vernunft schwächt und hindert. Ein Dieb und Strassenräuber mus ofte einen grossen Grad seiner Vernunft und übrigen Seelenkräfte anwenden, wenn er sein Laster ausüben will; und es ist ganz gewis, daß ein solcher Bösewicht sich an seiner eigenen Natur lange nicht so sehr versündiget, als der Säufer. Jener wird gehangen um der öffentlichen Sicherheit willen, und diesen überläst man seinem eigenen Schiksale.

Wir wollen noch hinzu fügen, daß ein besoffener Mensch zu allen Lastern geneigt ist. Es verhält sich dieses zwar bei verschiedenen Säufern auf eine verschiedene Art. Und ob man gleich sagen kan, daß es einige Säufer giebt, welche, wenn sie betrunken werden, einschlafen, und nichts Böses mehr vornehmen: so mus man doch gestehen, daß die meisten Betrunkenen die entsezlichsten Bosheiten auszuüben im Stande sind. Ein Betrunkener ist mehrentheils zugleich ein Schläger, ein Zänker, ein Grober, ein Mörder, ein Hurer, ein Unzüchtiger, ein Unflätiger, ein Unverschämter, ein Unbedachtsamer; und damit wir alles kurz fassen, die Besoffenheit krönt ihren Sieg, den sie über die menschliche Natur erhalten hat, dadurch, daß sie den Besoffenen zu vielen Lastern zwingt, welche insgesamt der menschlichen Natur zuwider sind.

Einige Moralisten suchen zwar den Trunkenbold durch die Vorstellung zu beschämen, daß kein Vieh sich vollsaufe. Allein vielleicht würde ein Trunkenbold darauf eben das antworten, was eine Maitresse einem Hofprediger antwortete, welcher ihr vorhielt, daß kein Vieh in der Wollust so ausschweife; nemlich: eben deswegen, weil sie ein Mensch und kein Vieh sey, sey sie so wollüstig. Allein, das ist eben zu bedauren, daß die Vernunft die Menschen zufälliger Weise verleitet, in den Trieben der Natur auszuschweifen, und man könte einem solchen Trunkenbolde antworten: daß er sich durch seine Vernunft unvernünftig mache.

Charon und Mercur.

Der Fuhrmann jener Unterwelt,
Herr Charon, war sehr reich. In vier, fünf tausend Jahren
Kan sich ein Fuhrmann leicht was sparen
Zu-

Zumal ein Mann, wie er, der kein Gesinde hält,
Der weder ist, noch trinkt, nicht spielt, noch auswärts gehet,
Und keinen Rok gebraucht, seit er im Amte stehet.
Es faste dieser Charon den Entschlus,
Sich in Elysien ein Grundstük anzukauffen,
Wozu man gut Geld haben mus.
Hingegen war sein Sold in Kupfer eingelauffen.
Einst, da er auf dem Styx nach frischen Seelen fuhr:
So wand er sich zu dem Mercur,
Und bat ihn, einen Theil von den erworbnen Schäzen
Auf unsrer Oberwelt in Silber umzusezen.
Der GOtt des Wuchers und der Diebe
That es dem Charon auch zu Liebe.
Er nahm das Kupfer an, und wande seinen Flug
Nach andern Gränzen hin, woselbst er einst bei Nachte
Den Scheidemünzen Wust in die Gewölber trug,
Und lauter Silbergeld dafür dem Charon brachte.
Seit der schlimmen Nacht hat sich das Kupfergeld,
Nebst schlechten Bazen eingefunden;
Die Drittelstüke sind bei nah verschwunden,
Und wuchern in der Unterwelt.

Von des Teutschen Handels Anwachs und Abnahme.

In Teutschland waren Anfangs, ausser an den Römischen Grenzen, keine, oder doch wenige Kaufleute. Man lebte vom Wilde, der Viehzucht und dem Getraide, welches das Land hervor brachte, kleidete sich in die Häute der Thiere, grub das zur Bewafnung nöthige Eisen aus der Erde, und bedurfte also fremder Waaren nicht. Gold und Silber hatte nur an den Orten einigen Werth, wo die Nachbarschaft Anlas gab mit den Römern zu handeln. S. Tacitum de M. G. c. 5. 17. 25. 43. Dieser ihre Staats-Absichten verstatteten es nicht, fremden streitbaren Völkern Lekerbislein zuführen zu lassen, und sie dadurch zu reizen, die Länder anzufallen, worin dergleichen zu finden war. S. L. 2. 4. & ult. C. de Commerciis & mercatoribus, L. 1. C. quæ res exportari non possunt; welches gleichwohl endlich geschehen, dadurch aber auch Handel und Wandel nicht befördert, sondern die Kaufleute dem Raube der Soldaten ausgestellet worden. Die Einführung des Christenthums hat die Teutschen zu einem gemächlichern Leben gewehnet. Ihre Geistliche Lehrer waren Fremde, welche nicht der Lehrlinge rauhe Lebensart, sondern diese die ihrige annahmen. Durch die Vereinigung mit dem grossen Fränkischen Reiche lernete man nicht nur Frankreich und Italien besser kennen, sondern erhielt auch die Gelegenheit, die Früchte dieser Länder, woran die Teutschen Geschmak fanden, und manches, so zur Bequemlichkeit und Zierde gereichet, aus selbigen zu überkommen. Ausländische Waaren wurden ihnen von Fremden zugebracht. Die Kaufleute sind demnach gröstentheils Ausländer gewesen, welche ihren Handel dergestalt trieben, wie es heutiges Tages von den Europäern in andern Welttheilen geschiehet. Es meldet auch Lambertus Schafnaburgensis beim Pistorio pag. 200. daß die Königl. Besazung zu Harzburg der Stadt Goslar insonderheit dadurch geschadet habe, daß sie fremde Kaufleute gehindert, ihre Waaren gewöhnlicher massen dahin zu bringen. Diese Leute begaben sich fürnemlich an die Oerter, wo vieles Volk zusammen kam, und da sich selbiges an hohen Festtagen bei den Bischöflichen Kirchen und berühmten Clöstern häufig einfand, so wurde daselbst der stärkste Handel ge trieben, welcher der Geistlichkeit keinen geringen Vortheil brachte. Sie konnte solchergestalt ihren Uberflus bei den Kaufleuten und Käufern wohl unterbringen, und die benöthigten Waaren

ohne viele Mühe und Kosten erlangen. Deswegen beförderte selbige den Kaufhandel nach äusserstem Vermögen. Viele Kaufleute liesen sich bei den Kirchen häuslich nieder, und diesen brachten die Bischöffe und Aebte vortheilhafte Kaiserl. Privilegien aus. Die Könige waren auch ihres eigenen Vortheils halber geneigt, den Handel zu befördern, ohne welchen sie vieler ausländischer Waaren entbehren musten, und der mittelst der Zölle ihre Ihre Einkünfte mehrete. Es verordnete Kaiser Carl der Grosse beim Baluzio Capitular. Tom I. p, 273: Negotiatores quoque volumus ut ex mandato nostrum patrocinium habeant in regno nostro legitime. Et si aliquo loco injusta affligamur oppressione reclament se ad nos vel nostros judices, & plenam jubebimus justitiam fieri. Dieser Königl. Schuz war vermuthlich die Ursache, warum man die blose Mittheilung der Gerichtbarkeit nicht für hinlänglich hielt, die Kaufleute der ordentlichen Obrigkeit unterwürfig zu machen, sondern dazu ein besonderes Privilegium erforderte. Insonderheit suchte man in den, den Königen unmittelbar unterworfenen Städten, den Handel in Aufnahme zu bringen, und es wurde als eine Gnade angesehen, wenn andere Kaufleute ein gleiches Recht mit den Institoribus regalium urbium erhielten. S. Lindenbrog. in Privilegiis Archiecclesiæ Hamburgensis n. 17. Vor andern Orten blühete der Handel im XI. und XII. Jahrhunderte zu Utrecht, Cölln, Mainz, Dortmund, Bardewik, Lübek, Bremen und Hamburg. In der Vita Meinvverci beim Leibniz rer. Brunsuic. T. I. p. 518. n. 4. heist es: Ad hujus inferioris Germaniæ Septentrionalem tractum Trajectensis Diœcesis est terminis, locus navium & vectigalium commeatibus quæstuosus. Im XIII. Jahrhunderte nahm der Teutschen Handel ungemein zu. Dieselbe versahen das ganze Norden mit allen benöthigten ausländischen Waaren, dessen Einwohner zu Zeiten Hunger litten, wenn sie aus Teutschland nicht Korn, Bier Brod und andere Lebensmittel erhielten. Die Gewürze brachte man aus Indien nach Venedig, und von da nach Teutschland. In Italien fanden sich viele Seiden- und Tuchmacher, auch andere Fabricanten, deren Waaren den Teutschen verkauffet, und von ihnen zum Theil in die Nordischen Reiche verführet wurden. Von solchen Waaren hatten die Lübeker und Hamburger zu Braunschweig eine grosse Niederlage. Es ist zu unsern Zeiten von vernünftigen Leuten wohl eingesehen, daß Engelland den Handel in fremde Reiche nicht behaupten kan, wann es keine Sorgfalt darauf richtet, deren jezige Verfassung zu erhalten, und sich ausser Landes in ein solches Ansehen sezet, daß ihm niemand leicht die Freiheit der Handlung entziehen mag. S. die Untersuchung des wahren Interesse von Engelland, in Ansehung des festen Landes, p. 21. 30. 38. Dieses begriffen auch die Teutschen Handelsleute gar wohl. Sie errichteten daher den berühmten Hanseatischen Bund, mittelst dessen sich sehr viele ansehnliche Städte vereinigten, und in den Stand sezten, nicht nur auf dem festen Lande der Handelschaft zu versichern, sondern überdem die Herrschaft der Ostsee zu behaupten, und den Nordischen Reichen nicht selten Geseze vorzuschreiben, auch in andern Ländern ein grosses Ansehen und herrliche Vorrechte zu erwerben. Dieses gieng so weit, daß König Philipp IV. von Frankreich An. 1293. den Städten Lübek, Wisby, Riga, Campen, Wismar, Rostok, Stralsund und Elbingen ein Privilegium dahin ertheilte, daß keine Güter aus Engelland, Schottland und Irrland in Frankreich geführet werden, obbenannte Städte aber in den Häven dieses Königreichs allenthalben frei handeln mögten, ohne daß man etwas ausser dem gewöhnlichen Zolle von ihnen fordern sollte. S. Willebrands Vorbereitung zu der Hansischen Chronic, p. 17. und die Hansische Chronic, P. II, p. 6. 14. Im XIV. und XV. Jahrhunderte daurete das Ansehen des Hanseatischen Bundes und der Teutschen blü-

blühender Handel. Besagter Bund erhielt von den Nordischen Königen ansehnliche Privilegia, führte mit ihnen ansehnliche Kriege, und endigte sie gröstentheils vortheilhaft. In Oberteutschland fieng sonderlich Nürnberg an ein starkes Gewerbe mit fremden Völkern zu treiben. S. Hofmann beim Rerum Bambergensium, p. 184. In den Niederlanden kamen die Tuchmachereien in grosse Aufnahme. Es fehlete auch sonst in Teutschland daran nicht, und wurde allda ein starker Handel mit Leinwand getrieben. Im XV. Jahrhunderte hatte man aber schon Ursache den Englischen und Holländischen Handel zu beneiden. Deswegen wurde An. 1421. von dem Preussischen Hochmeister bedungen, daß weil die Engelländer, Holländer und Schotten, welche in den Städten liegen, dem Kaufmanne grossen Schaden gethan hatten, die Hanseestädte dagegen anordnen mögten, was ihnen gut deuchte. Es stöhrten auch An. 1422. die Städte Lübek, Hamburg, Rostok und Wismar der Holländer Heringsfang in Schonen, welchen ihnen der König von Dännemark erlaubet, und Anno 1425. wurde durch eine Hanseatische Verordnung festgestellet, daß niemand, bei Verlust der Ladung, Niederländische Schiffer nach Liefland befrachten solle. S. Willeprand d. l. Part. I. pag. 86. 206. und Köhlers Handlung der Hanseatischen Geschichte daselbst p. 205. Man hat jedoch mit Engelland in Freundschaft zu leben gesuchet, und durch den Vertrag von 1474. beiderseitigen Angehörigen und Unterthanen den freien Handel bedungen. S. Rymers Acta Anglicana Tom. V. Part. III. p. 36. Im XVI Jahrhundert thaten die Niederländer den Handel der Teutschen grossen Abbruch. Da ein Weg nach Indien zu Wasser gefunden worden, so durfte man die Indische Waaren nicht mehr zu Lande kommen lassen. Sie wurden nach Lissabon gebracht, woher die Holländer solche holeten, und in fremde Lande, bevorab aber in die Nordischen Reiche, verführeten, dadurch aber den Hanseestädten empfindlichen Schaden zufügten, weil sie der geringern Transportkosten halber wolfeiler als selbige verkauffen konnten. Diese waren deswegen darauf bedacht, ihnen den Sund zu sperren, und in der Hofnung, es dahin zu bringen, leisteten sie König Friedrich von Dännemark wider den seines Reichs entsezten König Christiern, dessen Parthei die Holländer hielten, starke Hülfe, und trugen nicht wenig dazu bei, daß er auf dem Throne erhalten wurde. Es hatte Gustavus Wase denen Lübekern und Danzigern fürnemlich vieles zu danken, deswegen ertheilte er denenselben Anno 1523. ein Privilegium dahin, daß keine fremde Nation ausser ihnen und den Oesterschen Städten, denen sie es verstatten wollten, zu Stokholm, Calmar und anderswo im Reiche handeln sollten. Der hievon erwartete Vortheil war aber nicht gros. Lübek gerieth Anno 1563. mit Schweden in einen schweren Krieg, und König Friedrich der II. von Dännemark weigerte sich Anno 1574. die angemasseten Gerechtigkeiten und Freiheiten der Städte zu bestätigen. Die Englischen Kaufleute suchte man durch Kaiserl. Mandata aus Teutschland zu vertreiben, weswegen aber den Hanseestädten der Handel in Engelland verbotten wurde. Nach Italien müssen dieselbe keine sonderliche Schiffahrt gehabt haben, weil diejenige neu und ungewöhnlich genannt wird, welche Anno 1590. nach Livorno wegen der daselbstigen grossen Theurung des Weizens und Rokens geschahe. S. Willebrands Hansische Chronic. P. I. p. 136. 143. 145. 148. 156. 157. 158. und Köhlers Sammlung der Hansischen Geschichte pag. 264. Im XVII. Jahrhunderte gerieth der Teutschen Handel so vielmehr in Abnahme, je mehr der Engelländer, Holländer und Franzosen Kaufmannschaft zunahm. Die Holländer bemächtigten sich fast alles desjenigen, was die Spanier in Ostindien hatten, insonderheit der Molukischen Insuln, und wurden also Meister von dem Handel mit Specereien. Jedoch

nicht nur sie, sondern auch die Engelländer und Franzosen fuhren nach beiden Indien, holeten Waaren daher, und sezten die ihrigen allda mit Vortheile ab. Jene brachten sie ferner in ganz Europa zu Kaufe, und versahen auch die Nordischen Reiche damit. Ein gleiches geschahe mit ihren Manufacturen. Unser Silber hatte, so lange man ausser Teutschland wenig von Silberbergwerken wuste, einen hohen Werth; Verlohr denselben aber, nachdem Europa aus Westindien eine so grosse Menge dieses Metalls erhielt. Die mehresten verliesen den Hanseatischen Bund, und zwar erstlich deswegen, weil er ihren Landesherren ein Dorn in Augen war, massen die Bürger sich auf die mächtige Bundsverwande verlassende, der Landes-Obrigkeit den schuldigen Gehorsam vielfältig versagten, welche, da starke Mauren sie, nach Erfindung des Pulvers, nicht mehr unüberwindlich machten, die Fürsten mehr fürchten musten, als sie vorhin gethan. Man konnte auch zweitens mit allen zusammengesezten Kräften das Monopolium in Norden nicht behaupten, und muste sich damit begnügen, die Producten zu versenden, welcher Handel mit keinen Flotten und Kriegsvölkern behauptet werden dörfte. Nachdem endlich drittens der festgestellte Landfriede dem Kaufmanne hinlängliche Sicherheit verschaffete, so gebrauchte er keines Bündnisses wider diejenigen, welche die Strassen unsicher machten, daher dem Hanseatischen Bunde, wie Köhler d. l. pag. 243. schreibet, die mehresten deswegen entsagten, weil sie geringen Vortheil für schwere Kosten zu erwarten hatten. Nach diesen Zeiten haben zwar einige teutsche Städte einen vortheilhaften Handel zu treiben fortgefahren, welches insonderheit von den Lübekern, Bremern, Hamburgern, Frankfurtern und Leipzigern geschiehet. Sie handeln aber mehr mit fremden als innländischen Waaren. Die Manufacturen, welche zu neuern Zeiten an einigen Orten in Teutschland eingeführet worden, veranlassen, daß man weniger fremde Waaren aus Engelland und Holland zu uns bringet. Sie sind aber nicht so weit getrieben, daß durch eine Ausfuhr in fremde Lande andern Nationen sonderbarer Abbruch geschehen könnte. Uberhaupt verlieret Teutschland bei dem Handel, weil es mehr ausländische Waaren verbrauchet, als innländische daraus verführet werden. Dieses Ubel stünde zu mindern, wenn man keine rohe Materialien andern Völkern verabfolgen liese, welche sie verarbeiten, und uns sodann wieder zubringen. Noch besser wäre es, wenn wir uns der ausländischen Lekerbislein und Galanterien begäben, Sollte es aber woll dahin zu bringen seyn, daß man anstatt des Weins Bier trünke, und sich anstatt der Seide in Wolle und Leinwand kleidete, Honig für Zuker gebrauchte, nur mit innländischen Kräutern die Speisen würzete, und was dergleichen mehr. Wenn auch diese Veränderung der Lebensart nicht in den mehresten teutschen Landen geschiehet, so wächset dem ganzen Reiche kein beträchtlicher Vortheil daher zu, mithin müsten nicht einige Regenten, sondern die, welche vornehm thun, sich entschliessen, dem gemeinen Besten ihre Leidenschaften aufzuopfern, und schlechter zu essen, zu trinken, ungekünstelt Leben, und sich zu kleiden, als wie unsere Alte gethan, damit der Handel in Aufnahme kommen, mehr Geld in dem Land und in Coffern bleibe, und uns fremde Kaufleute nicht ferner nöthigen können, ihnen Dinge, welche zu entrathen sind, so theuer zu bezahlen, als es denenselben gefällig, sie zu schäzen.

D. G. S.

Schuzschrift
von einem ehrlichen Hagestolze, und derer welche sich nicht beweiben.

Die Frage: ob das gesellschaftliche Leben dem einsamen

samen vorzuziehen sey? ist meines Wissens noch nicht hinlänglich entschieden worden. Ich weis es wohl, was die Weltweisen für Gründe angeben, wenn sie jenem den Vorzug für diesem zueignen. Man behauptet, das gesellschaftliche Leben mache uns zu vernünftigen Menschen; da hingegen die Einsamkeit das Gemüthe scheu, niederträchtig und zu einem angenehmen Umgange ungeschikt mache. Dieses ist die Ursache, warum die meisten Menschen, so bald sie nur ihren Unterhalt in der Welt erhalten, und ihr Glük einigermassen befestiget sehen, so gleich zu dem Ehstande als der angenemsten, lieblichsten und zärtlichsten gesellschaftlichen Verbindung schreiten. Und in der That! so mus ich diejenigen glüklich schäzen, die in einer zufriedenen Ehe dasjenige Glük gefunden haben, welches sie schon verhoffeten, ehe sie noch in diesen Stand getretten sind. Eine zärtliche Ehgattin, die mit uns Glük und Vergnügen theilet, die durch ihre Leutselig- und Gefälligkeit, durch ihr reizendes und anmuthiges Wesen, die Liebe, so wir gegen sie hegen, täglich in unserem Gemüthe erneuert; Liebenswürdige Kinder, welche uns durch ihre unschuldsvolle Kindheit tausenderlei Ergözungen verschaffen, und was sage ich mehr: unzählige andere Arten von Vergnügungen, die ein angenehmes Eheband in sich enthält, sind geschikt genug, auch bei den grösten Widerwärtigkeiten uns das Leben dennoch vergnügt und angenehm zu machen. Man weis sich noch eins so leicht in die ünglükliche Fälle und widerwärtigen Begebenheiten, so uns betreffen können, zu schiken, wenn wir jemand um uns haben, der uns mit Troste unterhält, und durch liebreiche Vorstellungen bei gutem Muthe zu erhalten weis: zumal wenn es eine solche Person ist, von der wir versichert sind, daß sie uns mit wahrer Liebe und Treue zugethan sey, welches wir uns von einer treuen Ehegattin allerdings versprechen können. Wenn ich also diese Glükseligkeit des ehelichen Lebens überlebe, und dagegen ein ehloses und einsames Leben in Betrachtung ziehe, so scheinet dieses gegen jenes ungemein traurig und fürchterlich, ja gewisermassen unnatürlich zu seyn. Man lebet für sich allein, man hat niemand, dem man sich sicher anvertrauen könne; man scheuet sich in hundert Fällen für seinen besten Freunden; in widrigen Umständen ist man sich selbst allein überlassen; man mus in seinem eigenen Gemüthe Trost suchen, und wo nimmt man denselben her, wenn das Gemüth von so vielen traurigen Vorstellungen ganz umnebelt ist? Der weise Sittenlehrer Sirach hat allerdings recht, wenn er saget: **ein Freund kommt zum andern in der Noth, aber Mann und Weib vielmehr.** Natürlicher Weise kön̄en keine treuere Freunde erfunden werden, als Ehegatten, die sich rechtschaffen lieben. Und wie wenig zu seinem Vortheile findet ein Hagestolze in dem gegründeten

deten Ausspruche des obigen Sittenpredigers: ein freundliches Weib erfreuet seinen Mann; und wenn es vernünftig mit ihm umgehet/ erfrischet es ihm sein Herz! Ja, was noch das gröste Ubel zu seyn scheinet: man stirbt im ledigen Stande endlich dahin, ohne den Endzwek seines Schöpfers erfüllet zu haben, und ohne von jemand bedauret und beweinet zu werden.

Dis sind die Gegenwürfe, welche man einem Hagestolze, und der an dem ehelosen Leben ein Vergnügen hat, mit Recht zu machen gewohnt ist. Und dahero ist sowohl dieser Name bei der alten als neueren Welt iederzeit sehr verhaßt, wenigstens sehr verdächtig gewesen; und es ist bekannt genug, welche scharfe Geseze bei den meisten Völkern gegen Leute von meiner Art gemachet worden sind. Es mögte also dieser fürchterliche Name vielleicht fähig seyn, mir den Beifall zu benehmen, welchen ich bei Ihnen zu erhalten verhoffe. Ich habe mich dahero genöthiget gesehen, nur mit wenigem etwas zu meiner Rechtfertigung anzuführen.

Ich gehöre nicht unter diejenigen Hagestolzen, welche einen natürlichen Abscheu und Haß gegen das eheliche Leben haben, und einen Stand aus Eigensinne fliehen, welchen sein Stifter für allen andern mit seinem Seegen begnadiget hat. Ich erkenne die Glükseligkeiten des ehelichen Lebens vollkommen; ob ich sie schon niemals empfunden habe. Die Neigung zu den Wissenschaften, und viele Widerwärtigkeiten, die mich in meinem Leben betroffen haben, sind die einzigen Ursachen, weswegen ich den Stand, in welchem ich mich dermalen befinde, zu verlassen mich noch nicht entschliessen kan. Der weisen Vorsicht des Himmels hat es gefallen, mich nach vielen theils widrigen theils angenehmen Begebenheiten dasjenige Alter erleben zu lassen, in welchem ich mich jezo befinde. Ich will hier meine Leser mit der Widerholung meiner Schiksale nicht ermüden. Ich will nur so viel sagen, daß ich nach einer langen Reihe von verschiedenen Unglüksfällen, so ich ausgestanden habe, endlich in meine gegenwärtige glükliche Umstände versezet worden bin: und meine jezige Lebensart überzeuget mich vollkommen, daß ein ruhiges und angenehmes Leben einem unruhigen obgleich glanz- und ehrenvollen Leben weit vorzuziehen sey. Ich befinde mich nunmehro in einem solchen Alter, in welchem man nach dem Laufe der Natur nach gerade auf den Abschied von der Welt bedacht seyn mus. GOtt lob! ich finde mein Gemüth zu dieser Reise vollkommen bereitet. Aus dieser kurzen Beschreibung meiner Lebensumstände wird man sehen, daß ich nicht zu den murrischen und eigensinnigen Hagestolzen gehöre, die bei einem ruhigen und bequemlichen Leben öfters in ihren besten Tagen, in der Blühte ihrer Jahre das zärtliche Band der Ehe lieber fliehen, als aus dem Umgange mit einer liebenswürdigen Gemahlin ein Vergnügen suchen wollen. Es wird nicht an solchen fehlen, die mir gegen dieses, was ich eben gesaget habe, genug Einwürfe zu machen wissen. Man wird mich auf die Beispiele so vieler unglüklichen Ehen; auf die übele Zucht, auf die Treulosigkeit, auf die schlechte Haushaltung so manniger bösen Weiber; auf das Exempel solcher Männer, die eben dadurch auch auf allerhand Abwege gerathen; auf die Laster und Beschwerlichkeiten, die auch von dem vergnügtesten Ehestande nicht zu trennen sind, und, wer weis, auf was alles sonst noch verweisen. Allein alle Gründe, die man immer vorbringen wird,

wird, sind in meinen Augen viel zu schwach, einen Abscheue gegen das eheliche Leben in mir zu erweken.

Meine Lebenszeit ist von mir im Dienste grosser Prinzen und fast mit beständigen Reisen hingebracht. Ich habe jederzeit dafür gehalten, daß, wenn man einmal sich in den Dienst eines Prinzen begeben hat, man auch verbunden sey, seine eigene Bequemlichkeit, Lust und Vergnügung demselben nachzusezen, wenn man als ein vollkommener Weltbürger seine Pflichten genau erfüllen will. Dieser Eifer, mit welchem ich jederzeit meine Sachen auszurichten gesuchet habe, hat mir alle Gefährlichkeiten, denen ich auf meinen Reisen bei beständigen Verschikungen unterworfen gewesen, erleichtert. Er hat gemachet, daß keine Vorstellung von einer bequemlichen Lebensart in meinem Gemüthe Plaz gefunden hat. In diesem Eifer habe ich noch einen guten Theil der Jugendjahre zurük gelegt. Er hat mich durch das männliche Alter begleitet, und ich bin endlich in demselben zu einem angehenden Greise geworden. Wer wolte noch von mir verlangen, daß ich mich verheirathen solte? und gesezt! die Verbindlichkeit zu dem Ehestande wäre so strenge, daß man sich ohnmöglich davon losmachen könnte, da sie es doch nicht ist; so glaube ich doch, daß bei mir eine Ausnahme statt finden müste. Solte ich mich mit einer angenehmen Schöne von 18. bis 20. Jahren verheirathen? Gewis dieses hiesse mit Rechte die thörigste Handlung! Welches Vergnügen würde dieses gute Kind in dem Umgange mit einem alten Manne finden, der die Artigkeiten der galanten Welt, und das verliebte Bezeigen der jungen Herren nicht mehr verstehet, und nunmehro darzu ungeschikt ist. Und gesezt: ich verstünde die Kunst, einer jungen Schöne zu gefallen vollkommen, so würde die Ausübung derselben mir dennoch übel anstehen. In meinen Augen ist nichts lächerlichers, als ein verliebter Greis. Sie verdienet einen Bräutigam von ihren Jahren. Soll ich mich mit einer Person von meinem Alter vermählen? so würde der Hauptendzwek von dem Ehestande schlecht erfüllet werden: zu geschweigen, daß es noch immer zweifelhaft ist, ob eine Person, die dem Grabe eben so nahe ist, als ich bin, mir noch Vergnügen zu verschaffen fähig sey. Bei diesen Umständen wird ein jeder leicht einsehen, daß, wenn ich den Charakter eines vernünftigen Mannes anders mit in das Grab nehmen will, mir nichts bessers, als ein ehrlicher Hagestolze zu bleiben, angerathen werden kan.

Man wird mir aber dennoch vorwerfen, daß ich auf diese Weise mit einer gewisen Unruhe und einem innerlichen Gemüthskummer einst dahin sterben müste, indem ich ohne von Leibeserben beweinet zu werden, in die Gruft versenket werden würde, und meine etwaige Verlassenschaft in fremde Hände überliefern müste. Man wird sagen; ich könne mir durch eine Heirath eine ganze Familie zu Freunden machen, und dadurch tausend Gemächlichkeiten verschaffen u. d. m. So wichtig diese Vorwürfe zu seyn scheinen, so wenig können sie meine Zufriedenheit des Gemüthes stören. Aus meiner langen Erfahrung bin ich genug belehret worden, daß man bei dem Glüke, sich durch eine Heirath eine ganze Familie zu Freunden zu machen, allemal das Unglük hat, sich eben dadurch zehn andere zu Feinden zu machen. Es ist einmal der Ordnung des Schöpfers gemäs, daß heute eine Familie untergehet, und morgen eine andere wieder entstehet. Welch eine Ehre für mich! daß, da ich der lezte von meinem Geschlechte bin, mein Haus wenigstens mit mir nicht mit Schanden untergehet! Was kan bei der entsezlichen Menge von Menschen, bei einer so grossen Anzahl von Familien in der Welt, der Untergang eines Hauses wohl für Schaden verursachen? Solte wohl derselbe auch verspühret werden? oder daß menschliche Geschlecht einen merklichen Abgang dadurch

erleiden? dieses wird niemand behaupten können? Wie viele vornehme und andere Personen sind ihres Gelübdes wegen verbunden, ein eheloses Leben zu führen! und dennoch leben sie vergnügt. Wenn ich die Anzahl dieser Leute bestimmen könte, so würde man darüber erstaunen. Ich füge diesen noch die Menge derer hinzu, die der Krieg der Welt entziehet, von denen die meisten ein ehloses Leben führen: und da unter den mächtigen Kriegsheeren der Potentaten und Prinzen in der Welt nicht der dritte Theil der Soldaten im Ehstande lebet, so kan ich wohl muthmasen, daß nicht mehr als die Halbscheid von Menschen verheirathet ist, und kaum die Halbscheid, wenn ich alle diejenigen zu den Obigen rechne, die verheirathet seyn könnten, aber nicht verheirathet sind: und dennoch wimmelt es an allen Orten voll Menschenkindern. Dieser Umstand sezet mich in Ruhe, und versichert mich, daß der Schade kaum zu nennen werth sey, den ein Hagestolze verursachet.

Endlich: so verhindert uns ja ein ehloses Leben nicht, sich seinen Mitbürgern nüzlich zu machen, und dem gemeinen Wesen zu dienen! ja es ist uns vielmehr dazu beförderlich, indem er uns für tausend Zerstreuungen bewahret, in welche uns öfters eine noch so gut gerathene Ehe hineinziehet. Ein Mann, der mit mir ein gleiches Schiksal hat, wird mit Vergnügen die Einsamkeit erwählen, und sich in derselben seinen Mitbürgern nüzlich zu machen suchen. Er siehet dieselbe als einen sichern Haven an, in welchem er nach so vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten des Lebens ungestöhret ruhen und den Rest seiner Tage mit Vergnügen beschliessen kan. Ich sage dieses nicht in der Absicht, um bei den jungen Einwohnern unserer Stadt eine Lust zum ehlosen Leben zu erweken. Die Annehmlichkeiten des Ehstandes werden jederzeit so anlokend bleiben, daß sich eine Menge von Candidaten einfinden wird, die diese Pflicht des menschlichen Geschlechtes ohne Zwang erfüllen werden. Ich schreibe es nur in der Absicht, um mich von den Vorwürftn zu befreien, die meiner Person gemachet werden könnten. Habe ich gleich von der Glükseligkeit der Verheiratheten keine Begriffe, so würde ich doch sündigen, wenn ich andere von dem Heirathen abrathen wolte. Ein jeder folge seiner Neigung, in so ferne sie von der Vernunft gebilliget wird. Ich glaube, daß ich die Meinige hinlänglich gerechtfertiget habe.

v. L.

Nachricht von einem sehr gelehrten Geistlichen, der mit zwo Zungen gebohren worden, der Königl. Akademie mitgetheilt, durch Cromwell Mortimer, M. D. und Secret. der Königl. Akademie.

In einer geschriebenen Nachricht von dem Leben des ehrwürdigen Herrn Henry Wharton, Capellans des Erzbischofs Sancroft, so er selbst verfertiget, habe ich folgende Stelle angetroffen:

Mihi quidem ex vtero materno exeunti duplex erat lingua, vtraque ejusdem figuræ & magnitudinis; inferiorem exscindendam esse clamarunt mulieres obstetrices. Verum id noluit mater puerpera. Pietati ejus obsecundauit fortuna. Lingua enim inferior paulatim emarcuit, & in exiguam pisoque haud majorem lingulam, quæ hodienum manet, contracta est. Lingua interim superior ad justam crevit magnitudinem, quamplurimis longis profundisque sulcis distincta, an vulneribus lacerata dicam? quæ parellelo situ posita vna cum lingua creverunt, neque vnquam coitura esse videntur.

Nach=

Nachricht von Versuchen, Saamen in Moos zu pflanzen, die neulich von dem Herrn Charles Bonnet von Geneve, einem Mitgliede der Königl. Akademie angestellet worden.

Herr Bonnet hatte Lust einen Versuch anzustellen, ob Pflanzen auch wachsen würden, wenn er sie blos in Moos sezte, anstatt sie in die Erde zu pflanzen. In dieser Absicht füllte er verschiedene Gartentöpfe mit Moos, und drükte den Moos mehr oder weniger zusammen, nachdem er glaubte, daß die verschiedenen Pflanzen, die er hineinzusehen Willens war, einen dichtern oder lokern Boden erforderten. Er säete hierauf in dem Moose Weizen, Gerste, Haber und Erbsen, und fand:

1) Daß alle auf die Art gesäete Körner später zur Reife kamen als andre, die zu gleicher Zeit in gedüngte Erde gesäet worden.

2) Daß die Halme dieser Körner durchgehends länger waren, als die, so aus der Erde wuchsen.

3) Daß aus den in Moos gesäeten Körnern mehr Halme kamen, als aus denen in der Erde.

4) Daß diese Körner mehrere Frucht brachten als die andern.

5) Daß die Körner, so von denen gesammlet worden, die in Moos gepflanzt gewesen, sowohl in Moos, als auch in Erde gleich gut gewachsen.

Herr Bonnet hat auch verschiedene Arten Nelken, Gänseblumen, Tuberosen Tulpen, Hyacinthen, Jonquillen und Narcissen in Moos gepflanzet, welche alle eben so gut als andere von derselben Art, die in gedüngte Erde gesezet worden, aufgekommen.

Wein, den er in Moos gepflanzt, ist in kurzer Zeit grösser geworden, als anderer, den er zu gleicher Zeit in Erde gesezet.

Auszug eines Schreibens, das Gehör der Fische betreffend.

(Aus den Philosophical Transact. N.486)

Mein Herr,

Da es auf ihr Verlangen geschehen, daß ich mich entschlossen habe, Versuche und Anmerkungen über die Natur und Eigenschaft der Fische anzustellen, und, wenn es möglich, zu entdeken, ob sie das Geräusche und die Bewegungen der Körper, gleich den Landthieren, durch das Gehör empfinden, oder ob ihnen vielmehr, weil sie dieses Sinnes beraubet sind, derselbe durch die Geschwindigkeit ihres Gesichts und Gefühls ersezet werde: so will ich ihnen jezo die Art und Weise vor Augen legen, deren ich mich bedienet, zu einer Art einer Gewisheit in dieser zweifelhaften Sache zu gelangen, und ich werde meine Zeit für sehr wohl angewand halten, wenn ich ihnen einiges Genüge leisten kan.

Obgleich die Fische nicht mit Werkzeugen des Gehörs versehen sind, die denen gleich wären, welche zu diesem Endzweke in andern Thieren dienen, so würde es doch gar zu kühn seyn, ohne Versuche zu behaupten, daß sie durch anderswohin gelegte Werkzeuge, deren Lage und Bau uns aus Mangel einer gehörigen Untersuchung

suchung unbekannt ist, nicht zu hören fähig sind.

Um also im Stande zu seyn, aus wirklich geschehenen Dingen zu urtheilen, ohne durch das geringste Vorurtheil in Ansehung dessen verleitet zu werden, was für oder wider die Fähigkeit zu hören geschrieben worden; so habe ich fast drei Jahre lang mit verschiedenen Arten von Fischen beständig Versuche angestellt. Z. E. mit Barschen, Stinzen, Gründlingen rc. die ich zu dem Ende in gläsernen Gefäsen gehalten habe. Ich habe sowol zu den Zeiten, wenn ich sie fütterte, als auch sonst, durch verschiedene Arten vom Geräusche, als Pfeifen, Schreien, den Schall unterschiedener musikalischer Instrumente, und andere Mittel, darauf ich mich nur besinnen können, zu entdeken gesuchet, ob sie mit dem Sinne des Gehöres begabet wären; allein ich habe niemals merken können, daß sie das geringste von allem diesem empfunden hätten.

Es mögen aber die Fische hören können, oder nicht, so ist es gewis, daß ihre Sinne des Gesichts und Gefühls sehr geschwinde sind: und ich glaube, durch die äuserste Empfindlichkeit dieser beiden, lassen sich die meisten Nachrichten erklären, welche aus den Schriftstellern als Beweisthümer ihres Gehörs angebracht werden; daß sie z. E. kommen, wenn sie bei ihrem Namen geruffen werden, wie Plutarch von der Lamprete des Marcus Crassus erzehlet; daß sie sich heerdenweise versammeln, wenn sie zur Fütterung geruffen werden, wie Herr Bradlei uns berichtet, daß er solches von Karpen in dem Teiche eines gewisen Herrn Eden zu Rotterdam gesehen, und daß sie vor dem Geschreie und Lärmen fliehen, welches die Seeleute machen, wenn sie dieselben erschreken wollen, wie Wolfgangus von den Delphinen schreibet. Können wir aber nicht eben so vernünftig glauben, daß diese Delphine vor den Seeleuten, ihren Schiffen und Böten, vielmehr wegen der Heftigkeit der Handlungen, die mit solchem Schreien gemeiniglich verknüpfet sind, als blos wegen des Geräusches fliehen, welches sie machen? Und ist es in Ansehung der andern Fälle nicht wahrscheinlicher, daß die Fische in Teichen, entweder durch ihr Gesicht, oder Gefühl, die Annäherung ihrer Wohlthäter entdeken, deren Ankunft sie zu erwarten gewohnt sind, als daß sie ihre Stimmen, die sie ruffen, hören solten?

Ich habe öfters mit dem Nagel meines Daumes an den Rand des Glases geschlagen, worinn ich zween Fische hatte; da denn der Schlag nicht härter, als der Schlag des Pulses war: und dieses verursachte, daß sie den Augenblik von dem Boden des Glases an den Rand desselben in die Höhe kamen, ob ich gleich versichert bin, daß sie mich nicht gesehen. Allein wenn ich dieselbe Bewegungen machte, ohne das Glas zu berühren, oder wenn ich ein hundertmal stärkeres Geräusche, als das Schlagen mit meinem Nagel, in einer kleinen Entfernung von dem Glase verursachte, so konnte ich nicht merken, daß sie im geringsten dadurch gerühret wurden, welches, wenn es in gehörige Erwägung gezogen wird, meinem Bedünken nach, zu einem Beweise der Taubheit, oder des Mangels des Gehörs, wenigstens an dieser Art von Fischen, dienen kan, und daß der zarte Sinn des Gefühls ihnen, wenn es ihnen an andern Sinnen fehlet, die Bewegungen der Körper empfindlich machet.

Ich bin in der That oft durch Versuche überzeuget worden, daß ihr Gefühl sehr scharf, und vielleicht viel schärfer, als in andern Thieren, sey. Dieses hat mich zu glauben bewogen, daß ihre Flosfedern vielleicht die Werkzeuge seyn mögen, durch welche sie die geringsten Bewegungen in dem Medio, worinn sie sich aufhalten, unmittelbar zu empfinden fähig sind. Curiöse Personen, welche die Flosfedern der Fische durch das Vergrösserungsglas betrachtet, haben gefunden, daß dieselben

aus unendlich feinen Gefässen, Arterien, Venen, Muskeln und häutigen Fäserchen zusammengesezet sind, deren Bau viel zärter zu seyn scheinet, als für solche Theile nöthig ist, die nur als Ruder zu dienen scheinen, den Fisch fort zu bringen. Dieses müssen sie indessen doch nur als eine blose Muthmassung ansehen, wozu es an nothwendigen Beweisen mangelt.

Wenn ich zu andern Zeiten oben an dem Glase mit einem Schlüssel schlug, so war der Streich oder das Zittern heftiger, und alsdenn liesen die Fische ihre hintersten Flosfedern in einem Augenblike niederschiessen, und blieben unbeweglich auf dem Boden des Glases liegen. Die plözliche Erscheinung meiner Hand, oben an dem Glase pflegte dieselbe Würkung hervorzubringen, allein ein Geräusche, das nahe bei ihnen gemacht ward, schien ihnen keine Unruhe zu verursachen.

Diese Versuche habe ich oft, sowohl in Gegenwart verschiedener meiner Bekannten, als auch allein für mich selbst, wiederholet, und habe selten gefunden, daß sie viel von einander unterschieden gewesen. Allein von Fischen, die erst neulich aus Teichen oder Flüssen genommen sind, mus man nicht erwarten, daß sie alles das thun, was ich hier berichte. Denn sie werden gleich den Vögeln, die erst eben auf dem Felde gefangen, und in Bauern gesezt sind, ganz verwirrt gemacht, wenn sich ihnen etwas nähert, und sie bemühen sich beständig, ihre Freiheit wieder zu erhalten.

Wenn die Augen der Fische genau untersuchet werden, wenn sie in einem gläsernen Gefässe schwimmen; so kan man sehen, daß die *Cornea* oder schwarze *Uvea* ihrer Augen sich bisweilen hervorwärts, bisweilen zurük begiebt, so wie sich nemlich ihr Gesicht nach nahen oder entfernten Dingen durch ein gröber oder feineres Medium richtet: denn die Form ihrer Augen verändert sich, wie die Gelegenheit es erfordert, damit sie die Dinge unterscheiden können; und ihre Augen haben so grosse Freiheit in ihren Kreisen, daß sie fähig sind, dieselben allenthalben, aufwärts, niederwärts, und an beiden Seiten, beinahe in der Weite des vierten Theils eines Zirkels, hinzurichten, wodurch ihnen der Mangel der Bewegung ihres Halses völlig ersezet wird, und welches sie fähig macht, ihre optische Arte in einem Augenblike nach jedem Dinge, das sie sehen wollen, hinzurichten.

Diejenigen, welche es gewohnt sind, mit Fliegen zu fischen, können bezeugen, daß das Gesicht der Fische fast unglaublich geschwinde und genau sey: denn es ist nichts ungewöhnliches zu sehen, daß ein Fisch in einem Augenblike 20. oder 30. Ellen nach einer Fliege schiesset, die ihnen an dem Ende einer langen Linie zugeworfen wird, und daß er sie fänget, ehe sie das Wasser noch einmal recht erreichet. Es sind vielleicht wenig andere Creaturen fähig, so kleine Dinge, in einer so grossen Entfernung, wenigstens so vollkommen entscheiden, als diese thun: denn wenn auch eine durch Kunst gemachte Fliege von einer natürlichen, die sie vorstellen soll, an Farbe, Gestalt und Grösse so wenig, als möglich, unterschieden ist; so wird sich kein einziger Fisch an dieselbe machen.

Diese Exempel von dem vortreflichen Gefühl und Gesichte der Fische, nebst ihrem Mangel an Werkzeugen, wovon man gewis wissen könnte, daß sie ihnen zum Hören dienten, imgleichen der Mangel zureichender Begebenheiten, um zu beweisen, daß sie hören, bringen es, wie ich glaube, zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß sie würklich dieses Sinnes beraubet sind, und daß sie, der gegenseitigen Meinung einiger Schriftsteller ungeachtet, desselben nicht nöthig haben. Da sie auch in einem Elemente leben, in welchem Landthiere nur eine sehr kurze Zeit bleiben können, so ist es daher wohl

unmöglich, daß man eine vollkommene Gewisheit davon erreichen könne.

Um aber zu entdeken, was Landthiere, oder was Fische, wenn sie solche Werkzeuge des Gehörs, als die Landthiere, hätten, würden thun können; so habe ich mich vorigen Sommer durch Versuche ausfündig zu machen bemühet:

1) Ob ein Schall, der in der freien Luft gemacht wird, von einem unter Wasser getauchten Landthiere gehöret werden köne, oder nicht?

2) Ob und auf was Weise ein Schall, so unter dem Wasser gemacht wird, von einem in freier Luft sich befindenden Landthiere könne gehöret werden? Und

3) Ob und auf was Weise, ein unter dem Wasser verursachter Schall von einem sich gleichfals unter dem Wasser befindenden Landthiere könne gehöret werden?

Meiner ersten Frage ein Genüge zu thun: ob ein Schall, so in der offenen Luft erreget wird, von einem Landthiere unter dem Wasser könne gehöret werden? so lies ich drei Leute, die sich nakend ausgezogen hatten, zu gleicher Zeit untertauchen, und ohngefähr zween Fus tief unter Wasser bleiben. In dieser Stellung rief ich ihnen so laut zu, als ich nur immer konnte. Wie sie wieder in die Höhe kamen; so wiederholeten sie meine Worte, sagten aber, ich hätte sehr sachte gesprochē.

Ich lies dieselben Personen hernach ungefehr 12. Fus tief unter das Wasser tauchen, und eine Flinte über sie losschiessen, wovon sie sagten, daß sie alle gehöret hätten; allein der Schall wäre kaum merklich gewesen.

Meine andere Frage betreffend, ob und auf was Weise und Schall, so unter dem Wasser gemacht wird, in der freien Luft könne gehöret werden: so lies ich einen jungen Menschen einige Fus tief untertauchen, wobei er sich bemühen muste, laut zu schreien. Ich konnte ihn auch hören, aber nur sehr schwach. Weil ich aber glaubte, daß ihm das Wasser im Munde am Schreien hinderlich wäre; so nahm ich eine Handgranate und warf dieselbe auf einen Ort im Flusse, der ungefehr 9. Fus tief war. Sie brannte beinahe 10. Secunden unter dem Wasser, und als sie losgieng, gab sie einen so heftigen Schlag, und machte eine solche Erschütterung, daß ein ganzes Gebäude, so etliche Ellen von dem Orte stund, wo der Schlag geschahe, davon zitterte; eine Würkung, die weit stärker war, als man von so wenigem Pulver hätte erwarten sollen.

Meine dritte Frage, ob und auf was Weise ein Schall, der unter dem Wasser gemacht wird, von einem Landthiere, so gleichfalls unter dem Wasser ist, könne gehöret werden, beantworte ich dadurch, daß ich einen jungen Menschen, mit einer Gloke in der Hand, untertauchen lies, und er versicherte mich, daß er das Klingen derselben in allen Tiefen unter dem Wasser, und zwar mit wenigem oder gar keinem Unterschiede von dem Klingen in freier Luft gehöret. Er versicherte mich gleichfalls, daß er das Geräusche und Hereindringen des Wassers ganz deutlich vernomen, welches ungefehr 20. Fus von ihm heftig durch eine Art von Schleuse stürzte. Wenn diese Versuche und Anmerkungen einige Aufmerksamkeit verdienen, so werde ich glauben, daß ich meine Zeit nicht übel angewendet habe. Doch Sie können versichert seyn, daß ich in allen Fällen bin rc.

Norwich, den 7 Nov.
1749.

W. Arderon.

Von

Von dem Schaden des Kalk-Dunstes, in neu geweisten Zimmern, und dessen sorgfältigen Verhütung.

§. 1.

Es giebt vielerlei Dämpfe, die unserer Gesundheit ungemein nachtheilig sind, wenn wir sie in unsere Körper einziehen. Dieses beweiset nicht nur der höchst schädliche Kohlendampf, davon leider! bis dato sehr viele betrübte Exempel am Tage liegen; sondern es erfahren es auch diejenigen an ihrem Theile zur Gnüge, die mit Verrauchung des Quekſilbers, Scheidewassers und Schwefels umgehen, ingleichen die Bergleute, die in den Bleigruben arbeiten, und mit Schmelzung oder Reinigung der Metalle zu thun haben, oder auch die Töpfer, welche bei dem Glasuren der irrdenen Gefässe mit Silberglätt, viele unnüze Dämpfe einschluken müssen. Dann wer weis nicht, daß alle dergleichen Personen theils Engbrüstigkeit und Colik, theils aber starkes Zittern, Reissen und Lähmung der Glieder bekommen, und daß insonderheit die Bergleute mit einer recht kläglichen Krankheit befallen werden, die man die Hüttenkaze nennet, und die ihnen so viel zu schaffen macht, daß sie nicht selten ihr Leben darüber einbüssen müssen. Doch, so schädlich auch immer die von diesen jezt erzehlten Dingen aufſteigende Dämpfe zu seyn pflegen: so getraue ich mir doch zu beweisen, daß die subtilen Ausdünstungen, die von dem Kalke in den neu geweisten Wohnzimmern und Schlafkammern weggehen, eine eben so schlimme, und der Gesundheit schädliche Würkung erweisen. Ich will sie daher in der gegenwärtigen Abhandlung kürzlich beschreiben, und zugleich die Ursachen davon untersuchen, sodann aber die nöthigen Mittel anzeigen, wodurch man den daraus zu besorgenden Schaden theils klüglich verhüten und abwenden, theils aber denselben, wenn er schon zugegen ist, auf eine gute Art wieder verbessern köñe.

§. 2.

Bestandtheile des Kalks, mit denen er würket.

Das Weissen wird mit gelöschten lebendigen Kalk verrichtet, der also genennet wird; weil er mit dem Wasser eine Bewegung macht, die man sonst gemeiniglich vor ein Zeichen des Lebens zu halten pflegt. Da ich nun von dem Schaden seiner Ausdünstungen reden will: so mus ich zuförderst einige Gründe davon voraus sezen. Es besteht aber der lebendige Kalk, wie die damit angestellten chymischen Versuche ausweisen, 1) aus einer sehr zarten alcalischen Salzerde, oder aus einer zarten Erde, worinne ein Salz stekt; daher sie sich auch dem Wasser mittheilet, 2) aus einer gröbern Erde, die sich in dem Wasser nicht auflöset, sondern darinne zurüke bleibet. In der ersten liegt die vornehmste würkende Kraft, und diese erdigt salinischen Theile sind so flüchtig, daß sie sich, wenn Wasser dazu kommt, ungemein leichte erheben, und in der Luft und Wärme verfliegen, wie

man an dem Kalkwasser sieht, welches mit gehörigem Feuer ganz weggehet. Kurz: sie machen gleichsam die Seele des Kalks aus, davon seine vornehmste Würkungen herkommen, und sie sind es auch ohne Zweifel, die, wenn der Kalk gelöscht, und zum Abweissen gebraucht ist, noch immer im Anfange davon weggehen, und nicht nur in neuen Zimmern, so lange sie noch feuchte sind, unangenehm riechen, sondern auch dem Menschen so grossen Schaden zuziehen. Daß sie aber laugenhaft oder alcalisch seyn müssen, das läst sich, ausser dem vorhergegangenen Brennen des Kalks, insonderheit aus demjenigen abnehmen, was bei dem Löschen wegrauchet, welches den Violensaft grün färbet, das aufgelösete sublimirte Quecksilber Pomeranzengelbe zu Boden schlägt, und auch den aufgelöseten Schwefel in etwas präcipitiret; welches sonst blose Eigenschaften alcalischer Körper zu seyn pflegen, wie hiervon des Herrn Professor Neumanns Chymie pag. 1531. seq. nachzulesen. Da nun das im Kalke befindliche erdigt salinische Wesen nicht nur alcalisch, sondern auch ungemein scharf ist; weil sonst der Kalk die Haare vom Leder nicht herunter beizen würde: so ist nicht unwahrscheinlich, daß man die schlimmen Würkungen, die er in unsern Körpern zuwege bringet, davon eigentlich herleiten müsse; und ich will nunmehro einige derselben erzehlen, und zusehen, ob sie sich wohl füglich daraus erklären lassen.

§. 3.

Der Kalkdunst verursachet Engbrüstigkeit.

Der gewöhnlichste Schade, den die Kalkdünste dem Menschen in frisch geweisten Zimmern verursachen, ist die Engbrüstigkeit, welche im gemeinen Leben, wenn man anders darauf acht giebt, sehr ofte vorkommt. Denn weil die Ausdünstungen des Kalks sehr scharf sind: so ziehen sie vermuthlich die Luftbläsgen, und empfindlichen Brustnerven, samt denen daraus zum Theil abstammenden Häuten der Blutgefässe zusammen, und verhindert nicht nur das Einathmen der Luft, sondern auch die freie Bewegung des Bluts durch die Lunge; daher denn nothwendig kurzer Odem, oder ein Brustkeuchen entstehen mus. Es kan aber dasselbe eben sowohl dadurch erweket werden, wenn man die Luft nicht gehörig wieder ausathmen kan. Der seel. Herr Geheimde Rath Hofmann führet davon in seiner Med. Systemat. Tom. IV. Part. III. Sect. II. Cap. 2. observ. X. ein merkwürdiges Exempel an, das sich nach seinem vornehmsten Innhalte also verhält: Ein Mann von 50. Jahren verfiel in eine grosse Engbrüstigkeit, die zwar beständig anhielt, doch aber bei feuchten Wetter gelinder wurde, als wenn es kalt und troken war. Die Ursache davon schrieb er dem zu, daß er ehemals in einer neu geweisten Kammer geschlaffen hätte; weil gleich von der Zeit an seine Krankheit angegangen wäre. Er brauchte von vielen Aerzten viele Arzeneien; aber ohne Effect, bis er endlich oben abnahm, unten aber schwolle, und an der Hectik verstarb. Als man den verblichenen Leichnam öfnete, fand man die Leber sehr gros, und die Lunge dermassen stark ausgedehnet und aufgeblasen, daß sie die ganze Höhle der Brust ausfüllete; das Herzfell (pericardium) war voller Wasser, und die Gedärme sahe man hin und wieder entzündet.

§. 4.

Die Ausdünstungen des Kalks können Stekflüsse verursachen.

Kan nun der von dem Kalk ausdämpfende subtile Dunst die Lunge zusammen ziehen, und die Circulation des Bluts durch dieselbe aus der einen Herzenskammer in die andere hemmen: so ist es auch wohl möglich, daß er solche bei einigen gar aufheben könne, wenn sie zumal sehr vollblütig seyn, und etwa ohnedem schon einen schweren Umlauf des Bluts und kurzen Odem haben, oder wenn sie sehr empfindliche Brust-Nerven besitzen, und sich in neu geweisten, und dazu noch verschlossenen Wohnungen, die alle-

allezeit schädlicher seyn, über die Zeit aufhalten. Höret aber die Bewegung des Bluts in der Lunge auf: so hat auch das zum Leben unumgänglich nöthige Athenhohlen ein Ende, und die Menschen bekommen Stükflüsse, oder sie erstiken. Daher es auch verschiedene Fälle giebt, daß man so wohl erwachsene Leute, als insonderheit Kinder, an der Erstikung tod gefunden hat, wenn sie in neuen Kammern geschlafen haben. Doch will ich nicht in Abrede seyn, daß sich nicht auch ein Stekflus auf diese Art sollte erzeugen können, wenn nemlich auf die von dem scharfen Kalkdampfe erregte heftige Zusammenziehung der Brust-Nerven und empfindlichen Lungenbläsgen eine so grosse Schwäche erfolget, daß davon die besagten nervösen Theile gleichsam gelähmet werden, und die Bewegung der Lunge nicht länger unterhalten können: daher denn das Athemhohlen notwendig aufhören, und das Leben selbst wegfallen mus.

§. 5.

Die Ausdünstungen des Kalks verursachen böse Hälse.

Nechstdem haben auch die eingesogenen Kalkdünste vielmals zu bösen Hälsen Anlas gegeben, wenn man sie zumal mit ofnen Munde im Schlafe aufgefangen hat. Und es ist keinesweges zu verwundern; weil sie vermuthlich mit ihrer durchdringenden Schärfe die Speicheldrüsen zusammen gezogen, und den freien Abflus der Feuchtigkeiten zurüke gehalten haben, die denn hernach gestoket, mit der Zeit schärfer geworden, und eine leichte wässrige Entzündung (inflammatio superficialis serosa) im Halse verursachet. Ja das gienge noch wohl hin; Wenn man nur nicht Exempel hätte, daß auch sogar gefährliche Blutentzündungen, oder die Halsbräune (angina) dadurch wäre zuwege gebracht worden. Es rechnet daher der seel. Herr Geheimde Rath Hofmann in seiner Med. Systemat. Tom. IV. Part. I. Sect. II. Cap. IV. de angina die Kalkdünste mit Recht unter die Ursachen der schlimmen Krankheit, und sagt, daß die Erfahrung solches bei Leuten von allerlei Alter bestätigte. Ausserdem aber führet er auch in der §o 3. angezeigten Stelle ein merkwürdiges Exempel an, das er selbst erlebet hat, da nemlich drei Kinder unter 10. Jahren, weil sie in einer neu geweisten Kammer geschlaffen, würklich mit der Bräune befallen worden, und in wenigen Tagen gestorben sind. Dergleichen ebenfalls Tulpius observ. Lib. III. observ. XLI. von einem Kinde erzehlet.

§. 6.

Heiserkeit und trokner Husten.

Nicht minder kan auch eine Heiserkeit von diesen schädlichen Dämpfen entstehen, wenn sie nemlich die zarten Drüsen in der Luftröhre zusammen ziehen, und die Absonderung derjenigen Feuchtigkeit verhindern, welche zu ihrer Befeuchtung dienen, und sie zu Bildung der Töne geschikt machen soll. Ich selbst habe jemanden gekennet, der auf solche Art heisch geworden ist, und seine Heiserkeit zeitlebens behalten, endlich aber ein Brustkeuchen, und eine hectische Auszehrung bekommen hat. Und bei so bewanden Umständen darf man sich um so weniger wundern, daß auch ein trokner Husten davon kan erreget werden, in so ferne nemlich die flüchtige Schärfe dieser Dünste die empfindliche Luftröhre und Lungenbläsgen angreifet, und sie zum Krampfe reizet.

§. 7.

die Schwindsucht.

Ja es ist nicht minder ganz begreiflich, daß so gar die Schwindsucht darauf erfolgen könne; Denn wenn der Husten sehr heftig ist, und lange anhält: so wird die Lunge endlich allzusehr geschwächet, oder mit harten Knötgen und Verstopfungen besezet. In beiden Fällen aber ist die Schwindsucht entweder schon da; oder kommt doch balde nach. Denn ist die Lunge zu schlapp: so fliessen endlich alle Feuchtigkeiten des Körpers, und auch diejenigen, die zu seiner Nahrung dienen sollten, allda zusammen

men, und werden nach und nach mit dem Husten ausgeworfen, bis mit der Zeit der Körper ausgezehret, entkräftet, und zu Fortsezung der nöthigen Lebens-Bewegungen ganz untüchtig wird. Befinden sich aber Verstopfungen und verhärtete Knoten in der Lunge: so reizen sie ohne Unterlas zum Husten, und bringen endlich dadurch Entkräftung, innerliche Hize und die Hectik zuwege; oder sie fassen Eiter, und verwandeln sich in ein würklich Geschwüre, das man aber in diesen Eingeweide sehr schwerlich zur Heilung bringen kan, bis hernach die eitrige Materie, wenn sie mit ins Blut geführet wird, ein hectisch Fieber erreget, und das Garaus machet. Kurz: alles dasjenige, was den freien Umlauf des Geblüts durch die Lunge verhindert, das kan auch zur Schwindsucht beitragen. Da nun dieses die kalkigten Ausdünstungen thun können: so ist auch kein Zweifel, daß sie die Schwindsucht zu erregen vermögend sind.

§. 8.

-- Kopfwehe u. Schnupfen. Ferner hat auch die Erfahrung bis hieher sattsam gewiesen, daß der Kalkdunst grosses Kopfwehe und Schnupfen verursachen könne, welches fast die gemeinsten und ersten Beschwerungen sind, die davon, insonderheit bei schwachen und empfidlichen Personen bemerket werden. Und was ist es Wunder? Pflegt man doch dergleichen von andern scharfriechenden Dingen ebenfalls wahrzunehmen; weil sie nemlich theils eine küzelnde Bewegung in der Nase, theils aber in der empfindlichen Haut derselben ein würkliches Zusammenziehen, und dadurch zugleich eine krampfhafte Spannung in den Nerven des Haupts erregen, die hernach zum Kopfwehe Anlas giebt. Das von den scharfen Kalkdämpffen verursachte Niessen kan davon sattsam Zeuge seyn, welches ofte ungemein stark ist, und wohl gar bisweilen hat gestillet werden müssen. Weil nun dadurch der Zuflus des Bluts nach dem Kopfe vermehret wird, so kan davon schon alleine ein Kopfschmerz entstehen; wiewohl sich dieser auch davon einfindet, wenn sich von dem stokenden Blute die übrige Feuchtigkeit stark absondert, und ein Schnupffen erfolget, der aber etwa nicht recht, oder nicht zeitig genug in Flus kömmt. Doch gebe ich hierbei gerne zu, daß der vermehrte Trieb des Blutes nach dem Haupte, samt denen davon abhangenden Zufällen, nicht nur bloß von dem erregten Niessen, sondern auch eben sowohl von verhinderter Ausdünstung und äuserlicher Erkältung mit herrühren könne, welche die von neu geweisten Wänden mit wegdunstende Feuchtigkeit zuwege bringet, wenn wir zumal ausserdem feuchte Witterung haben.

§. 9.

-- triefende und rothe Augen. Unter die Flüsse rechne ich aber insonderheit mit die rothen triefenden Augen, die man, wie von andern scharfen Dünsten, also auch von denen, die der Kalk von sich hauchet, gar leichte bekommen kan. Denn die überaus zarten Drüsgen der Augenlieder sind sehr empfindlich. Wenn sie nun von den flüchtig scharfen Kalktheilgen angegriffen werden: so ziehen sich ihre subtilen nervösen Häutgen krampfhafter Weise zusammen, und verhindern, daß das zugeflossene Blut durch die Blutadern nicht füglich wieder zurük gehen kan. Es werden also, weil sich sodann häufigere Feuchtigkeit absondert, die Drüsengänge selbst ungleich mehr erweitert, und geben überflüssiges Wasser von sich. Hierzu mus aber nothwendig hernach eine Röthe der Augenlieder kommen, welche theils von dem verhinderten Rükgange des Bluts, theils auch davon zuwege gebracht wird, wenn die einmal abgesonderte Feuchtigkeit nicht frei allezeit wieder abfliesset, sondern daselbst stoket, und solchergestalt mit der Zeit mehrere Schärfe annimmt, und einen beissenden Schmerz verursachet; wiewol sich freilich dergleichen insonderheit bei solchen Körpern zuträgt, die an

sich

sich schon ein scharfes scorbutisches Blut haben.

§. 10.

-- Schwindel und Ohrenbrausen.

Ich will nicht einmal gedenken, daß man zugleich Schwindel und Ohrenbrausen in neuen Wohnstuben davon tragen könne. Denn wenn man erwäget, daß alsdenn die Ausdünstung der Haut leicht unterbrochen, und das Blut nach den oberen Theilen stärker hingetrieben wird, und seinen wässrigen Theil von sich läst: §. 8. so wird man um so weniger zweifeln, daß diese Beschwerungen bei zarten und Blutreichen Leuten gar wohl daher können erweket werden. Wiewohl was darf man erst die Möglichkeit suchen, da uns bereits die Erfahrung von der Würklichkeit überführet, und sattsam bekräftiget, daß man drehend und tämisch im Kopfe wird, oder daß es einem vor die Ohren fällt, wenn man sich in neu geweisten Gemächern, ehe die Kalkdämpfe daraus verflogen sind, lange aufhält. Ja da dieses öfters schlimme Vorbotten von nachfolgenden Schlag- und Lähmflüssen zu seyn pflegen: so läst sich zugleich ohne Mühe einsehen, wie es zugehe, daß man sich dieselben durch diese schädliche Dünste ebenfalls zuziehen könne; wiewohl ich freilich andere Ursachen dabei nicht ganz ausschliesse, auch allerdings davor halte, daß schon im Körper eine gewise Geneigtheit dazu vorhanden seyn müsse; die man aber nicht bei einem Menschen, wie bei dem andern antrift

§. 11.

-- Ubelkeit, Erbrechen, Kolik und Durchlauf, 2c.

Es können aber auch die von dem Kalk wegdüftende scharfe Dämpfe, Ubelkeit, Erbrechen, Kolik, Durchlauf, Beängstigung und viele andere heftige Zufälle zuwege bringen, die man sonst dem Gifte zuzuschreiben pflegt. Dieses kan sich ereignen, wenn sie mit dem Odem eingesogen, und mittelst des Schlundes in den Magen und die Gedärme gebracht werden, so wie man weis, daß es die Bleidämpfe thun, wenn man sie mit hinunter schluket. Ja es giebt auch Exempel, daß sich der schädliche Geruch in die Speisen gezogen, und mittelst derselben im Magen und Gedärmen dergleichen schädliche Würkungen geäussert hat. Tulpius erzehlet an dem angeführten Orte ein merkwürdiges Exempel von dieser Art, welches ich hier beizubringen nicht unterlassen kan. Er berichtet nemlich: Ein vornehmer Mann, wurde nebst seiner Frau und Kindern, als sie des Abends zusammen herrlich gespeiset hatten, auf einmal mit starken Schwindel, Brennen im Halse, grossen Ekel, Erbrechen, Leibschmerzen, kurzen Odem, Herzensangst, Zittern in Gliedern u. s. w. befallen, so das man nicht anderst meinte, sie müsten Gift bekommen haben. Man verfiel daher auf allerhand Argwohn; die Magd, von der man glaubte, daß sie was giftiges an die Speisen müste gethan haben, wurde in Ketten und Banden gesezet; man stellte genaue Proben und Untersuchungen an, ob man kein Rattenpulver, oder Sublimat in den Schüsseln und Ueberbleibseln der Speisen entdeken könte; alleine man konte im geringsten nichts finden, bis man endlich nach langem Hin- und Herdenken auf die wahre Ursache dieser heftigen Veränderungen selbst fiel, welche diese war: daß man die Speisen, die zum Nachessen dienen sollten, einige Zeit vor ihrem Gebrauch in eine Stube gestellet hatte, die kaum mit Kalk überzogen war, da man denn schlos, daß sich der üble Geruch davon müste darein gezogen haben: und vielleicht kan auch wohl selbst etwas Kalk darunter gekommen seyn. Immittelst muste doch ein Kind das Leben darüber einbüssen, und bei den übrigen Personen half sich die Natur durch Brechen, oder Durchfälle, und sie wurden endlich durch Gebrauch dienlicher Mittel nach und nach wieder zurechte gebracht.

§. 12.

- - Convulsiones, Reisen u. Zittern in Gliedern und Contracturen; Wie auch Seitenstechen.

Betrachtet man nun dieses alles genau: so wird man zugleich füglich einsehen, warum zarte Kinder convulsivische Bewegungen, erwachsene Leute aber Zittern und Reissen in Gliedern, schädliche Zusammenziehungen der Nerven, und Contracturen bekommen können, wenn sich die von dem Kalk ausdämpfende flüchtige Schärfe auf die Nerven sezet. Und ob zwar dieses nicht eben so gleich bei gesunden Personen geschieht, wenn sie sich in neu geweisten Gemächern verweilen: so kan es doch denen widerfahren, die bereits zu Nervenkrankheiten geneigt, oder schon damit behaftet sind. Vornemlich aber begegnet es denen nicht selten, die Kalkgruben halten, oder sonst viel mit dem Kalke handthieren müssen; wiewohl es dabei ebenfalls auf die Naturen, und einige andere Umstände mit ankommt. Ja ich kenne noch jezo einen gewisen Mann, der davon fast alle Frühjahre und Herbste heftiges Seitenstechen (pleuritis) bekomt, und viel daran ausstehen mus: welches man aus demjenigen füglich erklären kan, was §o 3. seq. ist gesaget worden.

§. 13.

- - Kräze und kalte Fieber.

Daß sonst bisweilen auch ein Juken in der Haut und ein kräzigter Ausschlag von den Kalkdünsten entstehet, kan sich auf zweierlei Art zutragen, und zwar theils, wenn sich die scharfen Partikeln in die Haut ziehen, theils aber rührt es von den feuchten Ausdünstungen der neu bestrichenen Zimmer und Kalkgruben her, welche die Transpiration verhindern, wenn zumal feuchte Witterung, innerliche Unreinigkeit des Bluts und andere Dinge dazu kommen. Und eben so ist es möglich, daß wir mit kalten Fiebern befallen werden, wenn wir uns in einer mit Kalkdünsten erfüllten Atmosphäre aufhalten. Denn scharfe Dünste können freilich einen Fieberkrampf erregen, und die feuchte Luft kan aus eben der Ursache, die ich jezo gemeldet habe, vieles dazu beitragen.

§. 14.

Einige Bedingungen, unter welchen die Kalkdünste vornemlich schaden.

Das wären also die vornemsten Beschwerungen, die man von den Ausdünstungen des Kalks zu befürchten hat, und es wird hoffentlich niemand zweifeln, daß sie demjenigen Schaden völlig beikommen, oder ihn wohl gar übertreffen, den man von andern bösen Dämpfen im gemeinen Leben besorgen mus. Doch ist meine Meinung keinesweges, daß sich die erzehlten schlimmen Würkungen alle zugleich auf einmal, oder bei jedermann, und allezeit einfinden sollten. Ich halte vielmehr davor, daß allerdings bisweilen noch ein und andere Umstände erfordert werden, wenn ein merklicher Schade an der Gesundheit von dem Kalkdunste entstehen soll. Ausserdem aber pflegt derselbe alsdenn am meisten nachtheilig zu seyn, wenn die neu geweisten Gemächer zugehalten werden, und man also verhindert, daß sie die Luft nicht durchstreichen, und die darinne ausgestreuten Dünste zertheilen kan: welches sich ebenfalls ereignet, wenn das Weissen nur allererst geschehen ist, und die Wände noch sehr feuchte sind; weil die Feuchtigkeit eigentlich die scharfen Partikeln des Kalks auflöset, und sie hin und wieder ausbreitet, oder recht würksam macht. Da nun die Zimmer besonders bei feuchter Witterung und im späten Herbste schwer austroknen: so können sie auch alsdenn länger einen üblen Geruch behalten, und damit Schaden anrichten; oder man bemerket auch, daß dieser alsdenn am grösten ist, wenn das Austroknen schnell vergehet, und die feuchten Dünste entweder von der äusern Wärme oder von dem Einheizen in starke Bewegung gebracht werden. Und daher kommt es auch vermuthlich, daß diejenigen, die Kalkgruben haben, den Kalkgeruch im Frühjahre, da die angehende Wärme die Feuchtigkeiten zu mehrerer Ausdämpfung bringet, am schädlichsten halten, und

selbst

selbst gestehen, daß es ihnen den Hals recht zuzöge, wenn sie in die mit Kalkdunst versehene Luft kämen.

§. 15.

Einige allgemeine Verwahrungsmittel.

Fragt man nun, wie man den ungemein grossen Schaden des Kalkdunstes klüglich verhüten solle? so wird man hoffentlich leichte, und ohne Mühe einsehen, daß das beste Verwahrungsmittel darinne bestehe, wenn man die neu geweisten Stuben oder Kammern bestmöglichst vermeidet, und sie nicht eher beziehet, als bis sie völlig ausgetroknet seyn. Und damit man dieses desto eher beschleunigen möge: so thut man wohl, wenn man sie von der Luft, durch die geöfneten Fenster und Thüren, wohl durchwehen läst, und sie nicht nur heizet, und sich ihrer alsdenn gänzlich enthält, sondern sie auch mit Wachholderbeeren, Mastix, Agtstein, und andern harzigen Sachen wohl ausräuchern läst. Wer aber dieses alles gethan hat, und dem ohnerachtet etwa besorget, daß noch einige schädliche Dämpfe zurüke seyn mögten, der kan sich alsdenn warm halten, fleisig warme Getränke trinken, und sonderlich des Morgens frühe ein fettgestrichenes Butterbrod essen; weil dieses verhindert, daß die Schärfe, wenn sie sich ja in den Hals einziehet, nicht so sehr angreiffen kan. Welches ebenfalls denenjenigen zu rathen ist, die sonst mit dem Kalke viel zu thun haben; wiewohl sie billig auch dahin sehen müssen, daß sie, so viel möglich, in freier Luft damit handthieren. Dann daß viele von ihnen ohne merkliches Nachtheil davon kommen, das haben sie ohne Zweifel theils dieser Vorsicht, theils aber der Gewohnheit, und diesen Umstande mit zu danken, daß sie nicht viel dabei stille sizen, sondern brav arbeiten, und die eingezogenen Dünste wieder aus dem Körper wegtreiben.

§. 16.

Wenn man aber recht sicher gehen will, da es zumal die Umstände nicht bei jedermann erlauben, daß er sein Wohn- oder Schlafgemach lange entrathen kan: so will ich ihm noch einen besondern guten Rath geben, welcher darinne bestehet, daß er unter den Kalk, den man zum Abweissen braucht, eine Portion Milch mischen läst. Nun thun dieses zwar einige in der Absicht, damit der Kalk nicht zu sehr von den Wänden abfärben soll: es ist aber kein Zweifel, daß auch zugleich durch die Fettigkeit der Milch seine beissende Schärfe einigermassen gedämpfet werde. Insonderheit aber kan man diesen heilsamen Endzwek dadurch erreichen, wenn man Weinessig nimmt, und ihn auf Kohlfeuer in neugeweisten Zimmern nach und nach verrauchen läst. Denn weil die flüchtigen Partikeln des Kalks ungemein scharf und alcalisch sind; (§. 2.) die Säure aber dieselben bindet, und in ihrer Würkung hindert: so sieht man mit leichter Mühe ein, daß der Essig, wenn er auf diese Art gebraucht wird, das zuverläsigste Verwahrungsmittel sey. Ich habe auch bereits viele gute Proben davon gesehen, und rede also aus der Erfahrung, welche ohnedem allezeit den besten Beweis abgiebt. Ist aber jemand vornehm, oder meinet, daß ihm der Essig alleine zu schlecht sey: so kan er einige Gewürze dazu thun. Ich versichere aber aufrichtig; was jener nicht thut, das wird man mit diesen noch vielweniger ausrichten.

Grundmäsige Untersuchung
von dem vortreflichen Nunzen der gemeinen Wasserbäder, in innerlichen Krankheiten.

§ 1.

Wenn man alle Arten der Medicamente und Hülfsmittel durchgehet, wird man ausser denen Bädern nicht leicht ein einziges finden, das bei dem Alterthum, ja fast bei allen

Völkern, so stark gebraucht worden, und in so grossem Ansehen gewesen. Bei den Aegyptiern, Griechen, Römern waren die Bäder allezeit in sehr hohem Werth, und weil sie vielfältig angemerket, daß dieselbe zu Erhaltung der Gesundheit so herrlichen Nuzen thaten, so ist endlich, wie schier insgemein zu geschehen pfleget, ein grosser Misbrauch eingerissen, daß man fast blos zur Uppigkeit und Wollust sich deren zu bedienen angefangen. Die Römer und Griechen haben sehr kostbare und prächtige Badestellen aufführen lassen, wie solches aus verschiedenen Scribenten erhellet.

§. 2.

Proben, daraus ein gut, rein Wasser zu erkennen.

Vor allen Dingen wird nöthig seyn zu erörtern, und darzuthun, was wir durch schlechtes, reines und süsses Wasser, das in Bädern so herrlichen Nuzen schaffen soll, eigentlich wollen verstanden haben. Kurzen und deutlichen Bericht hievon zu geben, so nennen wir schlechtes, reines und süsses Wasser dasjenige, welches nachgesezte Proben aussteht: Und 1) keinen Geruch und Geschmak nach etwas hat. 2) Wenn es eingekocht ist, nichts schmakhaftes zurüke läst. 3) Sehr leicht ist, und dem Regen- oder destillirten Wasser am Gewichte gleich kommt, welches man durch die Wasserwaage am allerbesten ausforschen kan. 4) Das nach Vermischung des an der Luft verflossenen Weinsteinsalzes, der Silber-Solution, oder eines andern metallischen und mineralischen Liquoris mit demselben sich weder an der Farbe verändert, noch auch was Erd- oder Kalkhaftiges an den Boden des Glases niederschlägt. 5) Das sehr geschwinde warm wird, und deswegen die Hülsenfrüchte, als Erbsen, Linsen, Bohnen und dergleichen, wie nicht weniger alter Thiere Fleisch leicht weich kochet. 6) Das die Unreinigkeit aus dem Leinwandzeug mit leichter Mühe auswäscht. 7) Das die Kraft aus dem Thee und andern Kräutern, wenn es siedendheis darüber gegossen wird, vollkommen heraus ziehet und in sich nimmt.

§. 3

Was vor Wasser man zu Bädern gebrauchen soll.

Ferner fragt sichs: Welches Wasser die Proben halte, und also am dienlichsten zu solchen Bädern sey? hierunter behält nun billig den Preis das Regenwasser, sonderlich wenn es unter freiem Himmel auf dem Feld in steinernen Gefässen gesammlet wird, denn von denen Dächern und hölzernen Geschirren nimt es gar bald einen Geschmak an sich. Diesem stehet zur Seite das fliessende Wasser, welches jenem zimlicher masen gleich komt, sonderlich wenn die Ströhme von einem starken Plazregen angelauffen sind. Einige sammlen früh Morgens vor der Sonne Aufgang den Mayenthau in reinen Tüchern auf, und brauchen ihn zu dem Ende, welches fast einerlei Effect mit dem Regenwasser hat. Hieher gehöret auch gutes Bornwasser, welches an einigen Orten, so rein, lauter und klar gefunden wird, daß es dem besten Regenwasser wenig nachgibt. Gewis dergleichen Born-Quellen sind bei einer Stadt eine höchst-nuzbare Sache, und mit grossem Golde nicht zu bezahlen. Was die gütige Natur vor wundersame Kräffte zu Erhaltung und Wiederbringung der Gesundheit in ein schlechtes, reines Wasser geleget, kan mit Worten nicht genugsam heraus gestrichen werden. Es dringet in die kleinste Gefäsgen und subtilste Gänge unsers Cörpers hinein, löset den hier und da veste ansizenden, zähen, diken Schleim vortreflich auf, schluket die salzige Unreinigkeiten in sich, und führet sie durch die von der Natur darzu verordnete Emunctoria mit sich aus dem Leibe heraus. Uberdas erweichet es die äusserlich verhärtete Theile, zertheilet die Geschwulsten, eröfnet die Ausdünstungsröhrgen der Haut, und macht, daß die Circulation des Geblüts durch alle Theile des Leibes frei und ohngehindert geschehen kan, und eben darum hat man eines sonderbaren Effects in sehr vielen Krankheiten sich davon zu versichern. Ja wenn ich die teutsche Wahrheit bekennen soll, so ist die herrliche Kraft und Würkung, die gewise warme Bäder, oder Gesundbrunnen in Wegnehmung sehr hartnäkigter Krankheiten besizen, fast einzig und allein der Subtilität und Reinigkeit des Wassers zuzuschreiben.

§. 4.

Wie schlimmes Wasser zu verbessern sey?

Demnach folget hieraus unwiderstreitig, daß man durch gemeine Bäder aus schlechtem, reinen Wasser, wenn sie nach gehöriger Methode, zu rechter Zeit und bei erheischenden Umständen gebraucht werden, könne eben den Effect erhalten, den man sonst von natürlichen warmen Bädern, die sehr wenig oder gar nichts von metallischen oder mineralischen Ingredientien in ihrem Busen hegen, sich versprechen darf, wie solches auch viele gründliche und mit Fleis gemachte Anmerkungen genugsam bezeugen und bekräftigen. Weil man aber nicht allezeit Regenwasses im Uberflus haben kan, auch nicht aller Orten gute Brunnen, oder Flüsse anzutreffen sind, deren man sich hiezu bedienen könnte, so wird vonnöthen seyn, daß man sich auf die Verbesserung des schlimmen Wassers verstehe, und ihm die Härtigkeit, so viel möglich zu benehmen suche, bevor man dasselbe

selbe zum Gebrauch in Bädern anwendet. Dieses geschieht nun meiner Meinung nach am besten und bequemsten durch Zuthun eines alcalischen Salzes, wozu sich das Weinsteinsalz und Pottasche füglich gebrauchen läst. Nächst dem recommendiren wir auch Waizenkleien, gemein Chamillenkraut, oder dessen Blumen, Leinsaamen, Erbsen- und Haberstroh. Dardurch verliert das Wasser seine Härtigkeit, wird subtiler und milder, daß es hernach desto tieffer in die Substance der vesten Theile eintringen, und seine erwünschte gute Würkung viel eher thun kan. Die eigentliche Würkung der warmen Bäder in den menschlichen Körpern ist besonders in dem curiosen Dollmetscher abgehandelt worden, so nachzuschlagen der Mühe wohl werth ist.

§. 5.

Uber dieses macht auch die Feuchtigkeit der Bäder eine grosse Alteration, denn obwohlen der Körper, so lang man im Bade sizt, äusserlich von der Schwere des Wassers comprimirt wird, so werden doch immittelst durch die Nässe und gemäsigte Wärme desselben die Fibræ der äusserlichen Leibesfläche ziemlich erweichet, daß nachgehends, wenn man aus dem Bad gegangen, eine grosse Relaxation derselben erfolget, und deswegen das Geblüte wieder von innen heraus in die äussere Theile tritt, daher es geschiehet, wenn man sich alsbald darauf ins Bette legt, daß ein starker Schweis sich anmeldet, welcher dem Leib wohl bekommt, und sehr heilsam ist.

§. 6.

In allen morbis Spasmodicis sind gemeine Wasserbäder unvergleichlich.

Nun schreiten wir zu unserem vorhabenden Zwek, und wollen zeigen, was die Bäder aus reinem Wasser in innerlichen Krankheiten vor herrlichen Nuzen haben, davon einige Medici gar wenig halten. Allein wenn wir betrachten, daß blosse Fusbäder in innerlichen Krankheiten, zumal solche, die in der Brust und im Kopf ihren Siz haben, als da ist Hauptweh, Schwindel, trokene Husten, Herzklopffen, Augenweh und dergleichen, einen unvergleichlichen Effect thun können, so hat man sich destoweniger zu verwundern, wenn wir ein gleiches unsere Bädern zuschreiben wollen, bevorab wenn man mit dem Leib tief im Wasser sizt. Wir haben angemerkt, daß dergleichen Bäder überhaupt von ungemeiner Nuzbarkeit sind, in allen denen Krankheiten, wo sich heftige Spasmi anmelden, die hier und da Stokungen des Geblüts verursachen, wo das Blut die äusserliche Theile verläst, und inwendig sich anhäuffet, welches man daraus schliessen kan, wenn äusserlich alles kalt ist, der Leib keine Oefnung hat, und die freie Ausdünstung durch die Haut gehemmet wird. Wenn in solchem Fall vermöge eines Bades der Spasmus geleget, und die Röhrgen der Haut wieder eröfnet werden, so kan das Geblüte nicht allein wieder frei und ungehindert durch die äussere Theile passiren, sondern es wird auch die so nöthige Transspiratio befördert, und eine grosse Menge Unraths, und schädlicher Feuchtigkeit durch die Haut ausgeleeret, daher der rechte Gebrauch dieser Bäder in allen Unreinigkeiten des Geblüts zuverläsige Hülffe thun kan. Denn die scharfe Materie, welche sich auf die nerveuse und membraneuse Theile gesezt hat, und daselbst grausame Schmerzen, Krampf, ja wohl gar Geschwühre verursachet, findet auf solche Weise, durch die eröfnete Röhrgen der Haut ihren Ausgang.

§. 7.

Bäder sind in der Venerischen Seuche zu recommendiren.

Die Franzosenkur wird selten glüklich ohne dabei gebrauchte Bäder ablauffen. Denn wer solche Patienten viele unter Händen gehabt hat, dem kan nicht unbekannt seyn, wie wenig zuverläsiges mit denen gewöhnlichen Tränken und Mercurial-Arzneien auszurichten ist, wenn ein Medicus nicht zugleich auch solche Mittel gebrauchet, welche das Geblüte von Grund aus zu reinigen capable sind. Wir könnten viele Casus erzehlen, da zwar nach dem Gebrauch der Speicheltreibenden und Schweismachenden Mercurial-Mittel, der Purganzen und Schweisgetränke die grausame Zufälle sich vermindert haben, aber nicht lange darnach, haben sie sich wider alles Vermuthen wieder angemeldet, aus keiner andern Ursache, als daß das Venerische Gift nicht gänzlich ausgetilget worden, sondern noch etwas davon in dem Geblüte zurük geblieben, welches denn nach und nach sich wiederum vermehret, und die Tragödie von neuem angefangen. Nach der Zeit hat man nebst den Blutreinigenden Holz- und Rindentränken, und Gebrauch der Mercurial-Medicamente der Bäder ordentlicher Weise dazwischen sich bedienet, wovon denn die Cur so wohl gelungen, daß das Malum ganz und gar weggeblieben.

§. 8.

Vortreflichkeit der Bäder in Scorbutischer Unreinigkeit des Geblüts.

Die Scorbutische Unreinigkeit des Geblüts und der Säfte, welche in denen Gliedmassen oft sehr beschwerliche und höchst empfindliche Schmerzen verursachet, zu verbessern und wegzunehmen, ist nichts bessers, nichts vortreflichers und nüzlichers, als dergleichen Bäder, wenn

sie mit genugsamer Vorsichtigkeit und gehöriger Sorgfalt gebraucht werden. Was natürliche Bäder und Gesundbrunnen, deren man sich so wohl äusserlich, als innerlich bedienet, desfalls auszurichten vermögen, wissen diejenige gar wohl, so von derselben Kraft und Würkung aus der Erfahrung eine gute Erkänntnis haben. Wo man aber solche nicht haben kan, mus man diluirender Tränke, die zugleich gelinde eröfnen und Schweis machen, sich bedienen, und zuweilen ein Hausbad nach gehöriger Methode dazwischen gebrauchen, dardurch man diesen Endzwek gleichfalls erhalten kan. Es ist billig zu bewundern, was oft vor Unflat, und garstiges Zeug im Baden aus der Haut schwizt, und in das Wasser sich sezt. Zu Bekräftigung dieses wollen wir einige Anmerkungen mit beifügen. Merkwürdig ist, was in den Geschichten der Leopoldischen Societät erzehlet wird von einem Weib, die mit grausamen Lendenschmerzen öfters geplagt gewesen. Nachdem sie nun viele Mitttel vergeblich gebraucht, hat sie endlich der gemeinen Wasserbäder sich bedienet, welches ihr ungemein wohl zugeschlagen. Auf dem Wasser, welches curieuse war, ist eine dike, fette Materie geschwommen, die man mit einem Löffel abnehmen können. Ferner wird gemeldet, von einem Hypochondriaco, welcher etlichemal ein Bad gebraucht, daß das Wasser endlich zu stinken angefangen, und über demselben eine schwärzliche dike Materie geschwommen, welche täglich schärffer worden, so daß man alle Tag andere Kräuter dazu nehmen müssen, bis endlich der Patient glüklich genesen.

§. 9.

Bäder sind in der Melancholie nicht zu verwerfen.

Weil Bäder das im Haupte stokende Geblüte in seinen ordentlichen Gang bringen, und von da nach dem Unterleibe ableiten, so pflegt es daher zu geschehen, daß sie in allen Krankheiten erwünschte Hülfe thun, so in dem Kopf und Obertheil des Leibes ihren Siz und Herberge haben. Wider die Melancholie, so entweder mit einer tieffen Traurigkeit, oder würklichen Raserei verknüpft ist, wird man wohl kein bessers Mittel finden, als gemeine Wasserbäder. Diese Krankheit pfleget gern bei denen sich einzunisteln, die mit dem malo hypochondriaco behaftet sind, da die nerveuse Theile des Unterleibes von heftigen Spasmis sehr mitgenommen werden, davon auch selbst die äusserliche Haut nicht befreiet ist, und das dike unreine Geblüte mit aller Macht nach dem Haupt getrieben wird. Wenn nun das Geblüte in den Gefässen des Gehirns sich stark angehäufet hat, und daselbst stoket, so verfällt ein Mensch in tieffsinnige Gedanken, Traurigkeit, Schreken, Furcht, und macht sich allerhand närrische Einbildungen. Geschieht es aber bei einigen Personen, daß das im Gehirn stokende Geblüte einen schnellen Durchbruch gewinnt, und daselbst gleichsam ein Fieber anzünd, so entstehet eine würkliche Raserei, welche manchmal so heftig ist, daß man die Patienten mus an Ketten legen, damit sie andern Leuten keinen Schaden zufügen können. Untersuchen wir die Raison dieses so herrlichen Effects der Bäder in der Melancholie und Unsinnigkeit, so ist wohl keine andere, als daß dadurch die Spasmi in dem Unterleib gehoben, und die Schweisgänge der äusserlichen Haut eröfnet werden, daß also das Geblüte überall hin, und sonderlich nach denen äusserlichen Theilen des Leibes, seine freie Circulation wieder bekommt, und die Stokung desselben in dem Haupt auf solche Art verhindert wird. Mir sind viele Exempel bekannt von Personen hiesigen Orts, die lange Zeit unsinnig und rasend gewesen, und dieses Mittel nebst oft wiederholtem Blutlassen, und Gebrauch diluirender und mit Salpeter vermischten Medicamente wieder völlig zu ihrem vorigen Verstand gekommen. Wir haben solche Cur-Methode auch auswärtigen Medicis recommendirt, welche dieselbe gleichfalls sehr dienlich und heilsam befunden haben.

§. 10.

Nuzen der Bäder in der Epilepsie, oder fallenden Seuche. In Kopfschmerzen, Schwindel, und Wahnsinnigkeit, wie auch in Krankheiten der Augen.

Zwar ist der Gebrauch der Bäder auch in andern Hauptkrankheiten nicht zu verachten, weil sie das Geblüt vom Kopfe abziehen, und in freie Circulation bringen. Also haben wir aus der Erfahrung, daß in der fallenden Seuche bei Weibspersonen, welche von Verhaltung der Monatlichen Reinigung hergekommen, Bäder sehr gut gethan. Trallianus rathet ebenfalls derselben Gebrauch in dieser Krankheit an, doch erinnert er dabei, daß man nicht alle Tage und immer an einander, sondren nur zwei oder dreimal in der Wochen, auch mehr vor als nach dem Essen derselben sich bedienen soll, man hat sich aber vorzusehen, daß man dieses Mittel bei instehendem Paroxysmo nicht anrathe, weil wegen Drükung der untern Theile von der Schwere des Wassers die von der Wärme allzusehr expandirte Säfte nach dem bereits geschwächten Haupt tretten, daß hernach der Paroxysmus nicht allein eher kommt, sondern auch viel heftiger wird, welches man nicht zu

befürchten hat zu der Zeit, wenn der Paroxysmus nicht zu vermuthen ist. Wir erinnern uns auch, daß sie in grausamen Kopfschmerzen, Schwindel und Gemüthsrükung, wenn solche von Verstopfungen der Viscerum und heftigen Spasmis im Unterleibe ihren Ursprung hergenommen haben, sehr ersprieslich und heilsam gewesen, weil sie nicht allein die Säfte von oben herunter leiten, sondern auch die grausame Spasmos, vovon die Maladien entspringen, mildern, stillen und legen. In Krankheiten der Augen, obschwebenden Fleken, scharfen Flüssen, ja selbst in derselben Entzündung, welche gern pflegt wieder zu kommen, ist nebst gelinde laxirenden, verdünnenden und Schweistreibenden Mitteln wohl nichts kräftigers, als Bäder aus reinem Wasser. Hieher beziehet sich, was Hippocrates saget: Die Schmerzen der Augen benehmen Wein und Bäder.

§. 11.

Im Malo Hypochondriaco bekommen Bäder ungemein wohl.

Es ist keine Krankheit, darinn man mehr Hülfe und Soulagement von Bädern spühren wird, als das sogenannte Malum Hypochondriacum, welches ein höchstbeschwerlicher und heut zuTage sehr gemeiner Affect ist, bei dem sich allerhand schlimme Zufälle hervor thun, die manchmal einen Menschen lange Jahre und fast ohne Aufhören quälen, so daß dem Medico selbst Zeit und Weile lange wird, weil es mit seiner Medicin so gar wenig ausrichten kan, indem noch keine Arznei erfunden worden, so diese Krankheit völlig zu heben capable wäre. Wenn wir aber die Wahrheit bekennen sollen, so müssen wir gestehen, und die Erfahrung wird uns auch selbst hierinnen beipflichten, daß kein vortreflichers und besseres Mittel diese Krankheit entweder zu mildern, oder, wo sie noch nicht eingewurzelt hat, gänzlich zu heben gefunden werde, als der rechtmäsige Gebrauch warmer Bäder und Sauerbrunnen, nur scheint hiebei diese Erinnerung nöthig zu seyn, daß man sich bemühe, zum Baden rein, subtil und leicht Wasser zu nehmen. Zum Trinken ist das mineralische Wasser in solchen Umständen ganz gut, weil es nebst dem eröfnenden Salze auch eine grobe Erde und adstringirendes, martialisches Element bei sich führet: Aber zum Baden äusserlich ist es nicht so nüzlich und ersprieslich, als schlecht, rein und leicht Wasser, das nicht eben viel mineralische Ingredientien in seinem Busen hegt. Eben diese herliche Würkung haben unsere Bäder auch im Malo Hysterico, oder der sogenannten Mutterbeschwehrung bei Frauensleuten, darinn sie oftermals das beste Soulagement und Erleichterung geben, und also billig hoch zu halten sind.

§. 12.

Warum im Malo Hypochondriaco u. Hysterico Bäder so gute Dienste thun.

Wollen wir die Ursache untersuchen, warum Bäder in Malo Hypochondriaco und Hysterico, so überaus guten Effect von sich spühren lassen, so därffen wir dieselbe nicht weit herholen. Denn betrachten wir die eigentliche Art und Beschaffenheit dieses Affects, die Ursache und Erzeugung der so manigfaltigen Zufälle, werden wir nicht anders schlüssen können, als daß diese Krankheit ihren Hauptsiz und Residenz in dem grossen Speiscanal, nemlich im Magen und daran hangenden Gedärmen habe, deren nerveuse und membraneuse Häute ihre zum Leben und Gesundheit so höchstnöthige Bewegung, welche man den motum peristalticum nennet, nicht mehr recht fortzusezen capable sind, und von heftigen Spasmis fast unaufhörlich touchiret werden. Wenn absonderlich der Mastdarm Krampfsweise zusammen gezogen wird, so bleibet nicht allein der gesammlete Unrath von Speisen, der seinen gehörigen Abgang haben sollte, im Leib zurüke, sondern es entspinnen sich auch grausame Blähungen, welche, weil sie unten nicht durchbrechen können, sich aufwärts wenden, und die dünne Därmer samt dem Magen heftig ausspannen, dardurch per consensum alle nerveuse und membraneuse Theile mit angegriffen, gespannet und gezogen werden, und folglich in dem ganzen Körper alles in Unordnung und Verwirrung gebracht wird. Wenn diese Maladie noch nicht tief eingewurzelt hat, und die Viscera dabei nicht verdorben sind, so kan man mit tüchtigen Medicamenten eher durchtringen, und was Gutes ausrichten. Wo aber bereits auch die Viscera, sonderlich das Pancreas, die Leber, Milze und das Gekröse verstopft, verhärtet oder sonst schadhaft worden, und die Substance der Darmheute sehr zerfressen, verderbt und wund ist, so geht es mit der Cur schwer her. Solche Patienten sind zwar auf allerhand Medicamente recht erpicht, und thun wie rasend darnach, ziehen auch verschiedene Medicos zu rathe, doch öfters zu ihrem selbst eigenen Schaden, weil durch verkehrte Curen und Vielheit der Medicamente das Ubel mehr zu, als abnimmt, ja wohl gar zuweilen erst unheilbar gemacht wird. Ein jeder gescheider Medicus kan hieraus sattsamlich schliessen, warum der Gebrauch der Bäder in diesem Affect so sehr gerühmet und angepriesen werde. Nemlich es ist unter allen Arten der

Hülfs-

Hülfsmittel kein einziges zu finden, das so kräftig den Magen und die Gedärme stärket, die Spasmos und krampfhafte schmerzliche Ziehungen mindert und stillet, und den Motum peristalticum in seinen natürlichen Stand bringen, mithin die Circulation des Geblüts durch den Unterleib in richtige Verfassung stellen kan, als eben der Gebrauch warmer Bäder, wenn man derselbigen auf gehörige Art und Weise sich bedienet.

§. 13.

Cautel, welche bei der reissenden Colik vor dem Gebrauch eines Bades zu observiren.

Von dieser so unvergleichlichen Krampf- und Schmerzstillenden Kraft, damit gemeine Wasserbäder von der Natur begabet sind, dependiret auch derselbigen herrlicher Nuzen in vielen andern Krankheiten, die mit heftigen Spasmis des Unterleibes verknüpft sind, oder davon herrühren. In der reissenden Colik, im Bauchgrimmen und grausamen Schmerzen der Gedärme, in heftigem Krampf und Schmerzen vom Nierenstein, damit insgemein eine starke Verhaltung des Urins und Stuhlgangs vergesellschaftet ist, findt man nichts bessers und kräftigers, als solche warme Bäder. Was anlangt die reissende Colik, so von der Stokung des Geblüts ihren Ursprung her hat, so wird folgende Cautel allhier müssen beobachtet werden, daß man nicht eher zum Gebrauch eines Bades schreite, man habe den vorhero der Vollblütigkeit durch eine Aderläse gesteuret.

§. 14.

In Schmerzen von Nierenstein geben Bäder sonderbares Soulagement.

Benebenst geben sie denjenigen sonderbares Soulagement, die entsezliche Schmerzen vom Nierenstein ausstehen müssen. Dann wenn ein Stein aus den Nieren weichet, der wegen seiner Grösse die enge Gänge nach der Blase, welche man uretheres heisset, nicht passiren kan, so bleibet er allda steken, und verursacht eine starke Spannung und Entzündung, davon denn unsägliche Schmerzen erwachsen, daß auch alle nerveuse Theile des Leibes davon part nehmen. In solchem Fall finden wir nichts rathsamers, als den Patienten in ein mäsig warmes Bad zu sezen, weil dardurch die Gänge erweichet und erweitert werden, und die heftige Spasmi sich legen, daß zuweilen in kurzer Zeit sich nicht allein die Schmerzen lindern, sondern auch der Stein durch die nunmehro erweichte und erweiterte Gänge desto leichter abgehen, und ausgeworffen werden kan. Dieses Mittel ist so wohl zu neuern, als uralten Zeiten bei denen Medicis in hohem Ansehen und starken Gebrauch gewesen.

§. 15.

Cautelen, welche bei dem Gebrauch der Bäder überhaupt in acht zu nehmen.

Zum Beschlus wollen wir kürzlich noch einige nüzliche Cautelen, die bei dem Gebrauch der Bäder zu beobachten sind, mit beifügen. Erstlich müssen dergleichen Wasserbäder niemals übermäsig warm zugelassen werden, sondern die Hize derselben soll temperirt seyn, weil man sonst leicht in Ohnmacht, fieberische Hize und andere schlimme Zufälle gerathen kan. Zum andern bei vollblütigen und cachochymischen Personen, deren Adern mit dikem unreinem Geblüte angefüllet sind, mus man allezeit erst eine Aderläse fürnehmen, und den Leib durch gute Laxirmittel von denen groben Unreinigkeiten befreien, ehe man zum würklichen Gebrauch der Bäder schreitet. Zum dritten ist nöthig, die bequemste Zeit zum Baden zu erwählen. Am besten bedienet man sich desselben früh Morgens, nach dem Schlaf, wenn die Dauung geschehen und der Magen leer, insonderheit wenn man zuvor den Leib gelinde laxirt hat. Zum vierten mus man im Bade nicht allzulange verharren, damit die Leibeskräfte keinen Abbruch leiden mögen. Zum fünften nach dem Bad mus man sich in das Bette legen, damit man von der Kälte nicht Schaden nehme, und einen guten Schweis abwarten. Man kan dabei zu Beförderung des Schweisses sich einer warmen Brühe, oder Kräuterthees bedienen, welches nicht ohne Nuzen ist.

Register

Register
über den dritten und vierten Theil dieser Sammlungen.

Nota: III. bedeutet den dritten, und IV. den vierten Theil, welches noch über dis zum Unterschied, und Facilitirung des Aufsuchens, mit einer andern Schrift, was nemlich im vierten Theil anzutreffen ist, gedrukt worden

A.

B.

C.

M.

T.